

# Geschichte der Hohenzollern.

Ein Haus- und Familienbuch für jeden Preußen

von

Professor Dr. P. A. Zimmermann.

*Wils. 2<sup>te</sup> ed. 1859*

2. Auflage.

Mit 18 Stahlstichen.

---

Glogau,

Druck und Verlag von Carl Flemming.

1859.



GLOGAU  
Verlag von C. Flemming.

Seiner Majestät

dem Könige

Friedrich Wilhelm IV.

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

von dem Verleger

Carl Flemming.

## Verzeichniß der *Stahlstiche*.

Titel - <i>Stahlstich</i> .	Seite.
Friedrich von Hohenzollern empfängt die Kurwürde von Brandenburg, den 8. April 1417	17
Karlgraf Albrecht Achilles erobert die Nürnberger Fahne . . . . .	32
Churfürst Joachim I. unterschreibt das Todesurtheil der gefangenen Raubritter trotz der Fürbitte seiner Gemahlin . . . . .	52
Churfürst Joachim's II. von Brandenburg Ueberritt zum Luthertum, den 1. November 1539 . . . . .	71
Friedrich Wilhelm der große Kurfürst empfängt die Erbhuldigung der preussischen Landstände zu Königsberg am 18. October 1663 . . . . .	232
Die Schlacht bei Fehrbellin, den 18. Juni 1675 . . . . .	259
Friedrich, erster König von Preußen, gesalbt zu Königsberg, den 18. Januar 1701	341
Die Einwanderung der Salzburger Protestanten, 1732 . . . . .	430
Das Tabaks-Kollegium Friedrich Wilhelms I. . . . .	444
Friedrich der Große empfängt den Segen seines sterbenden Vaters . . . . .	457
Schlacht bei Hohenfriedeberg, den 4. Juli 1745 . . . . .	504
Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen, den 5. December 1757 . . . . .	571
Friedrich der Große und seine Generale . . . . .	648
Friedrich der Große und der Müller von Sans-Souci . . . . .	706
Friedrich Wilhelm III. erläßt den Aufruf an sein Volk, den 3. Februar 1813 . . . . .	943
Siegesfeier in Berlin, 1815 . . . . .	993
Friedrich Wilhelm III. und Königin Louise, umgeben von ihren Kindern im Garten zu Charlottenburg . . . . .	1021



## Die ersten Hohenzollern.

Seit dem Anfange des elften Jahrhunderts erhob sich das Geschlecht der Grafen von Zollern in Schwaben in dem Umkreise dieser ihrer Stammburg. Ohne Zweifel waren sie reich begütert und mächtig; denn selbst, nachdem schon das Burggrafenthum von Nürnberg an sie übergegangen war, nennen sie sich noch öfter Grafen von Zollern, ein hinreichendes Zeichen, daß die Stellung eines Grafen von Zollern im Reiche der eines Nürnberger Burggrafen nicht nachstand. Das Burggrafenthum Nürnberg erbten aber die Grafen von Zollern durch die Verbindung mit dem mächtigen Hause der Grafen von Keß, welche seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts die Castellanei oder Burgvogtei über diese wichtige Reichsveste erblich erlangt hatten. Als um das Jahr 1190 dieses mächtige Geschlecht mit dem Burggrafen Conrad erlosch, erhielt der Schwiegersohn desselben, Friedrich Graf von Zollern, Gemahl seiner Erbtöchter Sophia, die Belehnung mit dem Burggrafenthum so wie mit den übrigen Besitzungen, welche er aber größtentheils, wahrscheinlich weil sie ursprünglich östreichische Lehne waren, und es der neue Burggraf vorzog, in den fränkischen Landen, zu welchen sein Burggrafenthum gehörte, seinen Landbesitz zu vergrößern, an den Herzog von Oestreich veräußerte. Für den Erlös nämlich erwarb er Besitzungen in Franken, und dies um so eifriger, da sich die Linie der Grafen von Zollern seit jener Zeit von der schwäbischen trennte und in Franken ihre feste Heimath begründete. Diese Trennung erfolgte schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Sie war dem Glanz des Hauses nicht nachtheilig, besonders in Bezug auf die fränkische Linie, welche schon unter dem Enkel des Burggrafen Friedrich, Conrad (II.), zu bedeutender Macht heranwuchs. Die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war eine für das jugendliche Aufstreben des burggräflichen Hauses günstige Zeit, denn Deutschland, in den letzten Jahren der Hohenstaufen vielfach durch Parteien zerspalten, bot dem Tapferen reichliche Gelegenheit, in diesen PartEEKämpfen einen überwiegenden Einfluß geltend zu machen. Nicht lange währte es, so standen die Burggrafen an der Spitze des fränkischen Adels,

und legten dadurch den Grund zu ansehnlicher Macht in einem der schönst. Theile unseres deutschen Vaterlandes. Daß in jenen Zeiten des Kampfes u der Verwirrung die Burggrafen nicht ununterbrochen einer Partei anhängen, ka dem nicht auffallen, welcher die Geschichte jener Zeit nur einigermaßen ken: Die Fragen über Recht und Unrecht hatten sich so vielfach verwickelt, es w so schwer zu unterscheiden, ob die Herrschaft der Hohenstaufen, deren Politik z lezt Italien mehr als Deutschland ins Auge faßte, für Letztere gerade die segen reichste war, daß wir es nicht ohne Weiteres verdammen können, wenn sich d Burggrafen in dem Gefolge der Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm vo Holland fanden. Günstige Glücksfälle kamen ihnen dabei zu Hülfе, wie z. B das Aussterben der Herzöge von Meran, in der Person Otto II., mit desse Schwester Elisabeth der Burggraf Friedrich III. vermählt war. Nach manche Fehden, welche hierüber mit den Nachbarn, namentlich mit dem Bisthofs vo Bamberg entstanden, endete diese Streitsache ein Vergleich, durch welchen unte andern Baireuth und Rabolzburg der fränkischen Linie der Zollern verblieb.

Friedrich III. wußte überhaupt die Zeitumstände sehr wohl für seinen Vor theil zu benutzen. So die Wahl König Rudolphs, seines Verwandten und Freun des, an welcher er sehr thätigen Antheil genommen haben soll. Es wird erzählt daß er nicht nur die Wahlfürsten durch nähere Auskunft über den Grafen in ihrem Plane befestigte, sondern auch auf besondere Einladung des Erzkanzlers von Deutschland der Wahl in Frankfurt beiwohnte. Er war es, der dem Gra- fen die unerwartete Nachricht von seiner Erhebung überbrachte. Daher wurde er auch von dem neuen Kaiser auf das Vollständigste mit allen Würden und Rechten seiner Vorfahren belehnt, und überdies die Erbsolge, im Falle ihm keine Söhne zu Theil würden, selbst auf seine Töchter ausgedehnt.

Auch an dem Kriege Rudolphs gegen Ottokar von Böhmen nahm Frie- drich III. lebhaften Antheil, besonders zeichnete er sich in der Schlacht auf dem Marchfelde aus. Dieser thätige Fürst starb im Jahre 1297. Er war ohne Zweifel eines der einflussreichsten Glieder des deutschen Reiches, und erhöhte wesentlich den Einfluß seines Hauses. Burggraf Friedrich IV., des Vorigen Sohn, regierte Anfangs in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johann. Treu dem König Adolph, so lange der Kampf mit dem Gegenkönige währte, schloß er sich später dem Nachfolger an. Bei der zwistigen Wahl nach Heinrich VII. Tode ergriff er die Partei Ludwigs von Baiern. In der Schlacht bei Mühlborn verdankte dieser Friedrich IV. nebst seinen Reitern die günstige Entscheidung; von des Burggrafen Leuten wurde Friedrich von Oestreich gefangen genommen. Er lieferte seinen königlichen Gefangenen dem Kaiser aus, wofür ihm dieser alle gefangene öst- reichische Edle überließ, die sich dadurch von ihren Verpflichtungen gegen ihn gelöst haben sollen, daß sie ihre Güter auf ewige Zeiten von den Burggrafen von Nürnberg zu Lehen nahmen. Allerdings wird dieses Lehnsverhältniß auch auf andere Gründe zurückgeführt. An dem italienischen Zuge Ludwigs nahm Friedrich IV. Theil, und starb bald nach seiner Zurückkunft im Jahre 1332.

Ihm folgten Johann II. und Albrecht der Schöne in gemeinschaftlicher Regierung. Sie blieben, gleich wie der Vater, dem Kaiser Ludwig bis zu seinem Tode treu, lebten jedoch später mit seinem Nachfolger in gutem Vernehmen, und genossen, wie ihre Vorfahren, großes Ansehen im Reiche. Johann II. schied zuerst; ihm folgte nach kurzer Frist Albrecht der Schöne im Jahre 1361.

Das Burggrafenthum fiel nun an Johann II. Sohn, Friedrich V., einen ausgezeichneten Fürsten. Ihm wurde von Kaiser Karl IV. auf das Feierlichste die reichsfürstliche Würde bestätigt, welche sein Haus ohne Zweifel schon seit geraumer Zeit besaß. Auch in anderer Beziehung vermehrte er die Macht und das Ansehen der Burggrafen. Während so der Kaiser seines Stellvertreters Ansehen befestigte, suchten die Nürnberger sich demselben so gut als möglich zu entziehen, und wagten es ungeachtet eines Reichstagsbeschlusses, welcher dem Burggrafen seine bisher geübten Rechte bestätigte, im Vertrauen auf ihre reichen Mittel und ausgebreiteten Verbindungen dem kaiserlichen Vertreter in dem ehemaligen Herzogthum Franken zu trohen. Die oberdeutschen Städte standen nämlich zu dieser Zeit in enger Verbindung, um ihre Unabhängigkeit gegen den steigenden Einfluß der Fürsten zu wahren, und schlossen auch wirklich ein förmliches Trug- und Schutzbündniß unter einander ab, als Wenzel den Thron bestiegen hatte und die oberste Reichsgewalt in völlige Auflösung gerieth. Während der Burggraf in Reichsangelegenheiten von seinen Stammbesitzungen abwesend war, bauten die festen Bürger eine Mauer um sein Schloß, um ihn von der Stadt völlig abzusondern. Der Burggraf erklärte sich auf das Ernstlichste gegen dieses anmaßende Unternehmen, und erzwang auch von der Stadt eine seltene Buße. Letztere mußte sich nämlich bequemen, 5000 Gulden zu zahlen, die Mauer niemals höher zu bauen, und — im Fall sie mit den Burggrafen Krieg führte, stets ein Thor unverschlossen zu halten. Inwiefern die Nürnberger dieser letzten Bedingung nachgekommen sind, davon bringt die Geschichte keine weitere Kunde. Trotz dieser Ausgleichung kam es zu neuen Streitigkeiten und sogar zum Kriege; denn Nürnberg verließ sich auf den Beistand der verbündeten Reichsstädte. Friedrich V. fand in dieser Fehde thätigen Beistand bei den über das Städtebündniß besorgten Fürsten, und behauptete so mit dem Schwerte die ihm durch kaiserliche Entscheidung zugesprochenen Rechte. Von allen Seiten hochgeachtet starb er 1398, nachdem er schon ein Jahr zuvor die Regierung niedergelegt hatte.

Die burggräflichen Besitzungen theilten jetzt die beiden Söhne des Verstorbenen, Johann III. und Friedrich VI., so unter sich, daß diesem die Länder unterhalb, jenem die oberhalb des Gebirges zufielen. Der älteste von beiden Brüdern starb 1420 ohne Erben; Friedrich VI. wurde so das Haupt des ruhmvollen hohenzollernschen Geschlechts. Gleich seinem Bruder stand er in naher Beziehung zu König Siegmund, den er in seinem Türkenkriege unterstützte. In den deutschen Angelegenheiten schloß er sich den Gegnern des Königs Wenzel an, da unter der Regierung desselben Würde und Macht des Reiches zu Grunde gingen. Als der Krieg zwischen Wenzel und seinem Gegenkönige Ruprecht ausbrach,

gerieth er in einige Gefahr, doch verstand er seine Selbstständigkeit zu schützen. Auch gegen die benachbarten Reichsstädte mußte er seine Rechte mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Bald rief ihn das Geschick wieder in einen ausgedehntern Wirkungskreis. Da nämlich König Siegmund fortwährend in bebrängter Lage blieb, so forderte er seinen treuen Freund und Waffengenossen Friedrich auf, ihm von Neuem durch seinen Rath in der Regierung des Königreiches beizustehen. Friedrich trat wirklich in die Dienste des Königs unter Zusicherung eines Jahrgehaltens von 4000 ungarischen Gulden.

Es muß allerdings auffallend erscheinen, daß der Burggraf seine Stammländer, um deren Nehrung und Pflege er und seine Vorfahren sich so eifrig bemüht hatten, verließ, um scheinbar als Abenteurer an einem außerdeutschen Hofe sein Glück zu suchen. Einer seiner Feinde, der Herzog Ludwig von Baiern-Ingolstadt, versuchte es deshalb, ihn wegen dieses Umstandes herabzusetzen, und ihn zu beschuldigen, daß er um seiner mißlichen Finanzlage fremde Dienste suchen müsse. Ganz ohne Grund war diese Beschuldigung allerdings nicht, obchon Friedrich selbst sie entschieden zurückwies, denn sein Vater hatte ihm und dem Markgrafen Johann, seinem Bruder, die fränkischen Länder mit bedeutender Schuldenlast beladen hinterlassen, und Letzterer vermochte bis zu seinem Tode mehrere der dringendsten Verpflichtungen nicht zu erfüllen; auch sehen wir Friedrich selbst fortwährend, wenn nicht in bebrängten, doch wenigstens in vielfach verwickelten Finanzverhältnissen.

Dennoch war wohl der Geldpunkt nicht der Hauptgrund bei diesem Schritte, sondern der enge Anschluß an Siegmund nur eine kühne Speculation, um durch diesen Fürsten, der aller Wahrscheinlichkeit bereinst das Haupt der luxemburgischen Familie werden mußte, seine eigene Stellung in dem Reiche glänzend zu erheben. Wenigstens erwies die Art und Weise, wie der Burggraf unverzüglich für seinen hohen Schutzherrn zu wirken begann, auf das Allerdeutlichste ein solches Bestreben. Kaum nämlich war König Ruprecht gestorben (1410), so zeigte Siegmund den lebhaftesten Wunsch, den Glanz der ungarischen Krone durch die römische Kaiserwürde zu verherrlichen. Zwar sah sich Siegmunds Bruder, Wenzel von Böhmen, noch immer als rechtmäßiger König an (denn worauf ruhte der Rechtsgrund seiner Absetzung?); auch waren der Kurfürst von Sachsen, und Jobst von Mähren, dem als Pfandinhaber die Kurstimme der Mark Brandenburg gehörte, der Wahl Ruprechts entgegen gewesen; dennoch aber erschien eine Anerkennung des in jeder Beziehung unfähigen Wenzel für die Angelegenheiten des Reiches so ganz unstatthaft, daß Siegmunds Hoffnungen von Tag zu Tage wuchsen. Freilich waltete die Schwierigkeit ob, daß von den übrigen vier Kurfürsten zwei, der Primas und der Erzbischof von Cöln, sich keinesweges dem luxemburgischen Hause, welches bei der letzten Wahl ausdrücklich von der Concurrrenz ausgeschlossen war, geneigt erschienen; nur der Kurfürst von Trier nebst dem von der Pfalz boten für die Wünsche des Königs einen günstigen Anhaltungspunkt.



Dem Burggrafen Friedrich, als treuem Freunde Siegmunds, gelang es, diese beiden Wahlherren zu gewinnen und so eine dritte Partei zu bilden, welche, da sich die Inhaber der Kurstimmen von Sachsen, Böhmen und Brandenburg prinzipienmäßig gegen jede Neuwahl erklärten, Mainz und Cöln keinen bestimmten Candidaten im Auge hatten, bei dem königlichen Glanze ihres Bewerbers, sofern man nur mit einiger Kühnheit vorschritt, keinesweges ohne Aussicht auf Erfolg blieb. Friedrich entwickelte bei dieser Gelegenheit eine rastlose Thätigkeit, indem er bald in Ungarn, bald in Deutschland erschien, während sein königlicher Freund ihn durch eine Verschreibung von 20,000 Gulden für seinen Kostenaufwand schadlos hielt. Siegmund seinerseits trat offen als Candidat auf, und versprach in einem Manifest, im Falle er gewählt werden sollte, den unseligen Spaltungen der Kirche so wie den Gebrechen im Reiche schleunigste Abhülfe zu gewähren. Auch Friedrichs Name und Siegel fehlte dieser Urkunde nicht. Die Ausführung des Planes lag ihm allein ob, und zeugt ebensowohl von kühnem Muth als von kluger Berechnung. Von dem Augenblick nämlich an, wo er öffentlich als Sachverwalter seines königlichen Freundes sich kund gab, trat er nicht mehr als Bevollmächtigter des Königs von Ungarn, sondern als Stellvertreter des Markgrafen von Brandenburg auf. Eine solche Vollmacht auszustellen, hatte allerdings König Siegmund das Recht nicht mehr, da er sich bei der Verpfändung der Mark im Jahre 1388 an Jobst und Procop von Röhren (für 565,263 Gulden), die Auslösung nur in den nächsten fünf Jahren vorbehalten, und im Falle der Nichtauslösung den Pfandinhabern und ihren Erben die Mark als Eigenthum zugesichert hatte. Auch auf Kur- und andere Ehrenrechte war zu Gunsten der Pfandbesitzer ausdrücklich Verzicht geleistet, und selbst die Belehnung mit diesen Rechten und Würden schon im Jahre 1397 erfolgt. Wenn also auch der König den Theil der Neumark, den sein jüngster Bruder Johann besaß, durch Heimfall wieder an sich gebracht hatte, so konnte er doch nie auf den Besitz jener Rechte einen begründeten Anspruch machen. Um so kühner erscheint das Verfahren des Burggrafen, einer so zweifelhaften Vollmacht Geltung zu verschaffen, denn das Unternehmen war für ihn selbst keinesweges ohne Gefahr. Die Schwierigkeit des Vergleiches wurde dadurch noch größer, daß nach Inhalt der goldnen Bulle zur Zeit der Wahl in Frankfurt, dem Wahlorte, jeder nicht zum Gefolge der Wahlherren gehörige Fremde ausgewiesen werden mußte. Der Ordner der Wahl war aber der Kurfürst von Mainz, welcher, den Wünschen Siegmunds durchaus entgegen, jetzt sich mit seinem Verbündeten, dem Kurfürsten von Cöln, für Jobst als Candidaten erklären wollte. Also schien es kaum von Belang, daß die Inhaber der Kurstimmen von Sachsen, Böhmen und Brandenburg ihren Rechtsansichten gemäß sich von dem Wahlgeschäfte ganz fern hielten, da dessenungeachtet keine Majorität zu erzielen war. Durch Festigkeit und Umsicht gelangte Friedrich zum Ziel. Sehr klug bediente er sich seines doppelten diplomatischen Charakters. Bei den Kurfürsten von Mainz und Cöln machte er sich als Gesandten einer dem

deutschen Reiche bestreueten Macht geltend, während Trier und Pfalz ihn ohne Weiteres als Vertreter der Kurstimme Brandenburg empfingen. Auch die Stadt Frankfurt wußte er durch Versprechungen, die von Seiten des Freundes eines mächtigen Monarchen und vielleicht des künftigen Königs wohl nicht ohne Wirkung blieben, zu gewinnen. Nachdem so alle Schwierigkeiten glücklich überwunden waren, ritt er ohne Hinderniß mit seinem Gefolge in die Stadt ein.

Raum zugelassen begann Friedrich in seiner Eigenschaft als Wahlherr aufzutreten, worauf der Kurfürst von Mainz wohl nicht gerechnet hatte. Der Wahltag war nach den üblichen Formen und Fristen auf den 20. September angesetzt. Besorgt in Bezug auf einen möglichen fecken Streich der Gegner sendete er Eilboten an die abwesenden Wahlherren, um sie zur schleunigsten Theilnahme zu bewegen. Doch bei den damaligen Verhältnissen war die Frist zu kurz, und jeder Versuch, den rechtmäßig angesetzten Termin hinauszuschieben, wurde von Friedrich und seinen Anhängern als verfassungswidrig zurückgewiesen. Am anberaumten Tage erschienen wirklich die beiden Kurfürsten nebst dem Burggrafen in der Bartholomäikirche, und nachdem die Vollmacht des Letztern für rechtmäßig befunden, ward Siegmund von ihnen, natürlich einstimmig, zum König gewählt. Nach dem Buchstaben des Gesetzes konnte die Wahl gerechtfertigt erscheinen, da sie von den rechtzeitig erschienenen Kurfürsten vorgenommen war. Daß Mainz und Cöln keinen Antheil nahmen, konnte die Wahl nicht beeinträchtigen, hatte ja doch der Primas sich selbst durch die Ansetzung des Wahltages die Hände gebunden.

Annahme-Erklärung und königliche Ausschreiben waren schon bereit, und so war das Geschäft glücklich beendet. Was half es, daß nun Bevollmächtigte von den drei bisher ferngebliebenen Kurfürsten erschienen, und am 1. Oktober eine zweite Wahl auf Jobst von Mähren lenkten; Siegmund konnte wenigstens den Schein der Rechtmäßigkeit für sich in Anspruch nehmen und den Austrag der Sache dem Schwerte anvertrauen, ein Ausweg, welcher ohne Zweifel den Vortheil auf seine Seite stellte.

Was die moralische Seite dieser Handlung des Burggrafen betrifft, so müssen wir allerdings seinen Schritt als bedenklich anerkennen, doch wird sich unser Urtheil wesentlich mildern, wenn wir den Zustand Deutschlands und die Pläne der Gegner ins Auge fassen. Drei von den Kurfürsten hatten bisher noch an den unfähigen Wenzel denken können, die beiden übrigen erklärten sich für Jobst, der durch sein eigenüchtiges und schlaffes Regiment in den märkischen Landen eine vollkommene Untüchtigkeit zum Herrschen bekundet hatte. In welche Zerrüttung drohte das Reich zu zerfallen, zumal da die kirchlichen Zustände nicht minder heillos als die weltlichen waren. Allerdings war auch Siegmund nicht ohne Fehler, allein er war gebildet und wohlunterrichtet, voll ritterlichen Sinnes, und hatte Ehrgeiz genug, seinen persönlichen Neigungen einem großen und edlen Zweck unterzuordnen. Wenn also die Gegner Friedrichs sich auch in der Form des Rechts bewegten, so war doch der Inhalt ihres Strebens durchaus

verwerflich und unheilbringend für das Fortbestehen des gemeinsamen Vaterlandes. In Bezug auf das gemeine Wohl konnte man bei einer Wahl zwischen Wenzel, Jobst und Siegmund keinen Augenblick schwanken.

Die Vorsehung ersparte dem schon schwer genug heimgesuchten Deutschland einen neuen Bürgerkrieg, denn Jobst starb schon am 17. Januar des folgenden Jahres. Dies war für Siegmund ein doppelter Glücksfall, denn einerseits war nun der von der Mehrzahl der Kurfürsten geförderte Nebenbuhler beseitigt, und dann hatte er durch den Heimfall der verpfändeten Mark als berechtigter Erbherr Land und Kurstimme zurück erhalten. Es blieb ihm nur noch die weit geringere Sorge, den Bruder zu beschwichtigen, welcher durchaus unfähig, selbst eine politische Rolle zu spielen, außerdem durch die Mitwirkung bei der Wahl des Markgrafen von Mähren jegliche Absicht auf persönliches Eingreifen in die Regierungsangelegenheiten Deutschlands entsagt zu haben schien. Hier bedurfte es nur noch diplomatischer Verhandlungen, denen sich wiederum der treue Rathgeber des Königs, Burggraf Friedrich, und zwar mit nicht minderm Erfolge, unterzog. Am 9. Juli 1411 ward ein Vergleich geschlossen, nach welchem Wenzel die Reichsregierung und die Königswürde seinem Bruder Siegmund zugestand, mit dem Vorbehalt der Kaisertürde, zu deren Erlangung Siegmund und seine Anhänger ihre Mitwirkung versprechen mußten. Nun konnte sich ohne Bedenken für den Erfolg Siegmund einer Neuwahl aussetzen; sie erfolgte unverzüglich, und ohne daß eine einzige Stimme sich gegen ihn erklärte.

Nach der glücklichen Beendigung dieses wichtigen Geschäftes blieb dem Könige nur noch eine Sorge, nämlich für die durch den Tod des Markgrafen Jobst an ihn heimgefallene Mark Brandenburg. Dies während der letzten Zeit aus mannigfachen Gründen hart mitgenommene und zerrüttete, ehemals so bedeutende Reichslehen, selbst unter seine Verwaltung zu nehmen, war dem König Siegmund durchaus unmöglich, da theilweis das Königreich Ungarn, vor allem aber Deutschland, um dessen Herrscherthron er sich mit so reckem Sinn beworben, und für welches er natürlich, um seinen inneren Beruf zu bekunden, sofort erhebliche Anstrengungen machen mußte, alle seine Kräfte in Anspruch nahmen. Es blieb ihm also nichts übrig, als einen zuverlässigen Stellvertreter in das wiedererworbene Land zu senden; und wer konnte zu diesem Zwecke tüchtiger erscheinen, als der Mann, welcher ihm schon zur Erlangung von zwei Kronen behülflich gewesen war. Deshalb wurde Burggraf Friedrich zum Hauptmann der Mark Brandenburg und Stellvertreter des Königs ernannt.

## Früherer Zustand der Mark Brandenburg.

Das Land, welches jetzt der Schauplatz der Thaten der Burggrafen sein sollte, war größtentheils ein den Slaven abgerungenes Gebiet. Schon König Heinrich I. eroberte in seinen Kämpfen mit den Wenden die damals wichtigste Stadt zwischen Elbe und Oder, Brennabor. Unter seinem Nachfolger gebot Gero, zuerst Markgraf genannt, längs der ganzen Slaventüste. Nach ihm ward dieses Grenzgebiet in drei Herrschaften, Nord- und Ostmark und Markgraffschaft Meissen zerlegt. Das Christenthum fing an, sich unter der Einwirkung der deutschen Grenzfürsten in dem Slavenlande auszubreiten, doch nicht ohne Rücksälle und blutige Verfolgungen seiner Anhänger, vorzüglich aber der deutschen Ansiedler. Erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts errang die Herrschaft der Deutschen und mit ihr das Christenthum einen festen Grund und Boden. Bald wurde das deutsche Element durch Colonisation überwiegend; deutsche Sitte und Sprache errang die Oberhand zwischen Elbe und Oder, ja über die letztere hinaus. Der Begründer dieser festen Herrschaft deutschen Wesens war Albrecht, Graf von Ballenstedt, dem die sogenannte Nordmark oder Markgraffschaft Salzwedel als ein selbstständiges Reichslehen übertragen wurde. Theils durch Verträge, theils durch die Waffen unterwarf er sich das Land bis an die Havel, eroberte im Jahre 1158 die Stadt Brandenburg, und eröffnete dadurch seinen Nachkommen den Weg zu weiteren Erwerbungen. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ward das Land jenseits der Oder, die sogenannte Neumark, erworben, und die Macht der Fürsten so groß, daß Markgraf Waldemar selbst von den Königen von Dänemark und Polen gefürchtet wurde. Waldemar starb 1319, und ein Jahr nach ihm erlosch das askanische Fürstengeschlecht in der Mark, welches kurz zuvor noch in einer reichen Zahl von Fürsten geglänzt hatte.

Zu jener Zeit kämpften Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern um die deutsche Krone. Erst nach dem Siege über den Gegner verfügte Letzterer über die Mark Brandenburg zu Gunsten seines ältesten Sohnes Ludwig. Er ist der erste der Markgrafen aus bairischem Hause. Vielfach ward seine Herrschaft angefochten, und fast erlag er, als ein Betrüger sich dazu hergab, die Rolle des längst verstorbenen Waldemar zu Gunsten seiner Feinde zu spielen. Markgraf Ludwig trat die Mark seinen jüngeren Brüdern Ludwig II. (dem Römer, weil er auf dem Römerzuge geboren) und Otto ab. Dieser, nach seines Bruders frühem Tode alleiniger Herr der Mark, ein in jeder Art unwürdiger Regent, trat, theils aus gedankenloser Schlassheit, theils durch Kriegsdrohungen geschreckt, für eine Summe von 300,000 Gulden den theuer errungenen und behaupteten Besitz seines Hauses an den schlauen und spekulativen Gründer der luxemburgischen Herrschermacht, den Kaiser Karl IV. ab.

Der umsichtige und sorgsame Regent ordnete die finanziellen Verhältnisse seines neuen Erwerbes, und überließ dasselbe seinem ältesten Sohne Wenzel. Als dieser aber nach seines Vaters Tode (1378) zum deutschen König erhoben wurde, empfing die sogenannte Kurmark, d. h. das Land bis zur Ober, der jüngere, Siegmund, das Gebiet östlich von der Ober, die Neumark, Karls jüngster Sohn, Johann. Siegmund, der im Jahre 1387 als Gemahl Maria's, Tochter Ludwigs des Großen, zum König von Ungarn gewählt worden war, versetzte, wie oben schon erzählt, die Mark Brandenburg an seine Vettern, Jobst und Procop von Mähren, von denen der erste die Regierung des verpfändeten Landes übernahm. Allein dieser Fürst, auch sonst nicht eben rühmlich bekannt, erfüllte seine Pflichten gegen die Mark Brandenburg keinesweges. Selten kam er persönlich in das Land, und, wie es scheint, nur in der Absicht, außerordentliche Steuern aufzulegen, oder landesherrliche Rechte und Befugungen zu verpfänden oder zu veräußern, um durch diese Mittel auf Kosten Wenzels seinen Einfluß in Böhmen auszudehnen. Mehreren Nachbarfürsten übergab er wichtige Städte als Pfand, sowie auch die Regierung selbst während seiner Abwesenheit; ja was dem fürstlichen Ansehen noch mehr schadete, er ließ fast sämtliche landesherrliche Schlösser in die Hände einiger mächtigen abligen Familien kommen. Sogar ehemals unmittelbare Städte geriethen unter ihre Botmäßigkeit. Diese abligen Familien (unter ihnen ragen die Quiçow's am meisten hervor) bedienten sich ihrer Macht zum großen Nachtheil des Landes; denn nicht nur reizten sie durch ihre Gewaltthaten benachbarte Fürsten zum Kriege, dessen traurige Folgen nicht sowohl auf sie selbst, als auf die unglücklichen Unterthanen ihres pflichtvergessenen Landesherrn fielen, sondern sie selbst brannten, sengten und plünderten im Lande, sobald sie unter dem Vorwande einer Fehde mit Nachbarn in Streit gerathen waren. Die Städte, deren Verkehr durch solche Frevel gar sehr zu leiden hatte, halfen sich, so gut sie vermochten, untereinander; mitunter schlossen sie auch, um ihren Verkehr einigermaßen zu sichern, Verträge mit den übermüthigen Landesbeschädigern.

Anstatt diesem Unwesen persönlich entgegenzutreten, überließ Jobst die Pflicht des Landeschutzes, wie wir erwähnt haben, benachbarten Fürsten, oder abeligen Herren aus der Mark, die theils nicht hinreichende Mittel für eine solche Aufgabe hatten, theils selbst den so schwer angelegten Familien angehörten. Von Jahr zu Jahr waren die Unordnungen größer, das Benehmen der Quiçow's und ihrer Genossen anmaßender geworden. Zur Zeit, als Jobst starb, setzten sie ihre verheerenden Fehden mit den Herzögen von Sachsen fort, obgleich sich diese in einem Schreiben an den damaligen Hauptmann der Mittelmark, den Herzog Swantibor von Pommern, sowie an die Mannschaft und Städte der Mark zu rechtllichem Austrag der Sache erboten hatten. Allein die Quiçow's fanden ihre Rechnung weit besser im Kriege, da sie eben durch ihre Streifzüge jene beträchtlichen Summen zusammenbrachten, für welche sie Burgen und Städte, wie Friesack, Saarmund, Böçow, Dranienburg, Rathenow,

Straußberg u. a. m., theils lehn-, theils pfandweise erworben. Die Landesherren wurden durch die Scheu vor dem Ruin ihrer Unterthanen von verderblicher Fehdefucht abgehalten, ihre letzten Gegner jedoch konnten solche Rücksichten nicht.

---

## Burggraf Friedrich

### als königlicher Hauptmann in der Mark.

---

König Siegmund hatte Mannschaft und Städte der Mark entboten, am 1. Mai Vertreter nach Ungarn zu senden, um den Hulbigungseid in seine eignen Hände abzuleisten. Von allen Städten erschienen Rathsmitglieder als Abgeordnete, die Mannschaft jedoch war nur in dem Erbmarschall der Mark, Caspar Gans, Eblen zu Putlitz, vertreten. Als der König von dieser Deputation Klagen über den traurigen Zustand des Landes vernommen hatte, und um Abhülfe der Uebelstände dringend gebeten worden war, erklärte er ihnen, daß er zwar nicht persönlich in die Mark kommen könnte, da die Reichs- und Kirchenangelegenheiten seine ganze Thätigkeit in Anspruch nähmen, allein für einen kräftigen Vertreter seiner Person, und hierdurch für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung sorgen wolle. Als diesen seinen Vertreter stellte er der Deputation den Burggrafen von Nürnberg vor. Am 8. Juli 1411 ist die Urkunde zu Ofen, wo diese Verhandlungen stattfanden, ausgefertigt, durch welche der Burggraf zum obersten Verweser und Hauptmann der Mark Brandenburg ernannt wurde. In diesem Ernennungspatente ist ausdrücklich bemerkt, es seien durch Kriege, Pfandverleihungen u. v. a. die Einkünfte des Landes so geschmälert, daß ohne besondere Hülfe die Verwaltung des Landes nicht geführt werden könne. Wenigstens sei es unbillig, daß der Burggraf außer seiner Mühe und Arbeit auch sein eigenes Vermögen zusetzen solle. Deshalb wurden ihm für seine Mühwaltung und Unkosten 100,000 ungarische Gulden verschrieben. Aus dieser mißverstandenen Bestimmung ist die bisher allgemein angenommene Angabe entstanden, Burggraf Friedrich sei durch einen Geldvorschuß von 100,000 Gulden Hauptmann der Mark geworden, und durch spätere Nachzahlungen bis zum Belauf einer Totalsumme von 400,000 Gulden zum vollständigen Besitz des Markgrafenthums sowie der Kurwürde gelangt; während die darüber ausgefertigten Urkunden nur eine eventuelle Schadloshaltung für die bei der Verwaltung der Mark aufgewendeten Anstrengungen und Kosten nachweisen. Wahrscheinlich war es schon Siegmunds ernstliche Absicht, den treuen Diener mit der Markgraffschaft Brandenburg zu belohnen, denn er bedurfte bei seinen weit aussehenden Plänen für Kirche und Reich des Beistandes mächtiger Reichsfürsten. Friedrich war der Mann, in dem für ihn unter den damaligen Umständen ganz

nachlosen Grenzlande eine kräftige Herrschaft zu errichten, und auf seine unüberbrückliche Anhänglichkeit an ihn hatte er vollkommen Grund zu vertrauen. Das Opfer war gering, der mögliche Vortheil kaum zu berechnen. Allein eine unüberzügliche offene Verleihung erschien zur Zeit unmöglich, da Wenzel mit seinen Anrechten dazwischen stand, welcher nach dem kühnen Auftreten des Burggrafen bei der Wahl Siegmunds gewiß keine große Neigung gezeigt haben würde, diesen unwillkommenen Dienst mit dem Aufgeben der eigenen Ansprüche auf die Mark zu belohnen. Durch eine starke Löbungssumme Friedrich den Besitz zu sichern, war wohl das einzig mögliche Mittel. Zu diesem Zweck wurde die obige Summe um 50,000 Gulden noch in demselben Jahre erhöht, und zwar in der Form einer Mitgift für die Tochter des Herzogs Rudolph von Sachsen mit Johann, dem Sohne des Burggrafen. Beide Fürsten hatten bisher feindlich gegenüber gestanden; durch diese verwandtschaftliche Einigung aber, der auch Wenzel geneigt gewesen sein muß, da er mit Rudolph in sehr gutem Vernehmen stand, erreichte Siegmund den doppelten Zweck, dem Burggrafen einen wichtigen Nachbarn zu befreunden, und außerdem ihm den Besitz für die spätere Zeit zu sichern. König Wenzel gab seine ausdrückliche Zustimmung zu der Bestallung Friedrichs auf diesen Grundlagen.

Während so König Siegmund sich einerseits bemühte, den Burggrafen für seine Dienste zu belohnen, machte er ihm andererseits seine an sich schon bornenvolle Aufgabe auch dadurch noch schwerer, daß er ihn, statt nach der Mark zu entlassen, um seine Stellung sofort kräftig zu behaupten, bei sich in Ungarn zurückhielt, um sich seines Rathes und Beistandes in den vielfachen Regierungsgeschäften, namentlich in Bezug auf das deutsche Reich, noch ferner zu bedienen. Friedrich sah sich genöthigt, an seiner Stelle einen Unterhauptmann, den Edlen Wend von Jhleburg, zu ernennen, der aber keinesweges, selbst nicht einmal bei den Städten, welche doch ganz besonders um Aenderung der bestehenden Verhältnisse nachgesucht hatten, den nöthigen Gehorsam fand. Trotz einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König in Ungarn, und eines von diesem eigens ausgefertigten neuen Gebotsbriefes richtete der Ritter Wend von Jhleburg im folgenden Jahre nicht mehr aus, als zuvor. Die Huldbigungsleistung für den Burggrafen von Nürnberg fand nicht statt.

Ueberdies waren die Zustände der Mark trüber denn je. Allein im Havellande und in der Altmark haufeten damals vier bis fünf Schaaren, welche unter Anführung von Adligen, wie Henning, Kracht, Iwan von Wulffen, Hans von Tressow, auf ihren Streichzügen plünderten und brandschatzten, ja nicht selten fengten und mordeten. Weber die Anwesenheit des Unterhauptmanns, noch auch die Aussicht auf Friedrichs baldige Ankunft vermochte von solchen Gewaltthaten zurückzuhalten, ja lecker Weise vermaß man sich über den „Rürnbergers Land“ zu spotten. Die Quigow's nebst ihrem Anhang, welche auch bei den Herzögen von Pommern Rückhalt fanden, sollen sich gerühmt haben, auch wenn es das ganze Jahr über Burggrafen vom Himmel regnete, sie dennoch

nicht aufkommen zu lassen. Ja, was den Absichten des Burggrafen ganz besonders nachtheilig sein mußte, selbst Hans von Putzig, den wir als Vertreter der märkischen Mannschaft beim Kaiser in Ungarn gesehen haben, schlug sich offen und unverhohlen auf die Seite der Gegner.

Unter so ungünstigem Verhältniß langte Friedrich mit einem zahlreichen Gefolge fränkischer Ritter im Juni des Jahres 1412 in Brandenburg, der alten Hauptstadt des Landes, an. Die Herzöge von Sachsen, die Grafen von Schwarzburg und der Erzbischof von Magdeburg befanden sich in seinem Gefolge, ohne Zweifel, um durch dieses Zeugniß mächtiger Verbindungen die Widerspenstigen um so eher einzuschüchtern. Sofort wurde eine Versammlung der Landstände zur Einnahme der Huldigung ausgeschrieben. Die Städte huldigten großentheils, wenn auch manche, wie Berlin, nach einigem Widerstreben. Es handelte sich aber hier um Bestätigung wichtiger Privilegien, welche man allenfalls bei zu hartnäckigem Widerstand hätte aufs Spiel setzen können. Auch von den Vasallen fanden sich manche, ohne Zweifel wohl aus demselben Grunde, willig. Caspar Hans von Putzig dagegen, welcher die altmärkische und priesnitzerische Mannschaft vertrat, lehnte jede bestimmte Erklärung ab, bis er im Verein mit den Ständen jener Landschaften die Verbindlichkeit der königlichen Verschreibung für sie geprüft hätte.

Friedrich verfuhr mit großer Umsicht und Selbstbeherrschung. Fest überzeugt, daß schrofferes Auftreten die Zahl seiner Gegner vergrößert hätte, suchte er durch die verschiedensten Mittel auf die Einzelnen zu wirken, um dadurch eine festere Grundlage zu gewinnen, wenn es sich schließlich darum handelte, das Verweigerte mit Gewalt zu erzwingen. Hierbei war es ihm sehr förderlich, daß die Bischöfe der Mark seine Sache begünstigten; nur der dritte der brandenburgischen Prälaten, der Bischof von Havelberg, wagte es seiner mächtigen Nachbarschaft wegen noch nicht, sich für den Burggrafen zu erklären.

Am allerfeindseligsten gegen Letzteren traten die Gebrüder Dietrich und Hans von Quißow auf, welche sich von jeher durch Widerseßlichkeit gegen jede landesherrliche Obrigkeit in der Mark ausgezeichnet hatten. Auf sie machten die wiederholten königlichen Mahnungen, welche auf Friedrichs Ansuchen von Siegmund in Betreff der Huldigung und des Befehls, sich zur Auslösung der an sie verpfändeten landesherrlichen Besitzungen willig zu finden, ergingen, nicht den geringsten Eindruck. Sie glaubten um so eher gegen jede Anfechtung gesichert zu sein, da sie den Herzog Swantibor von Pommern-Stettin zum Rückhalt hatten, der, von Jobst zum Hauptmann der Ucker- und Mittelmark ernannt, nicht nur durch den Verlust seines Einflusses sich getränkt fühlte, sondern auch für die Uckermark fürchtete, welche, ursprünglich pommernisch, nachdem sie auf längere Zeit in den Besitz der Markgrafen gekommen, in den letzten Jahren von den Pommern wieder erworben worden war.

Auch mit den übrigen Nachbarn waren die diplomatischen Verhältnisse Friedrichs keinesweges klar. Das Erzstift Magdeburg hatte manche alte Ansprüche



aufführen; nicht weniger die Herzöge von Sachsen und Braunschweig, und auch die Grafen von Anhalt konnten es noch nicht vergessen, daß die Markgrafschaft durch ihre Vorfahren erobert und beherrscht worden war. Welcher Umsicht bedurfte es also für den Stellvertreter Siegmunds, so vielen Gefahren auf einmal erfolgreich die Stirn zu bieten. Glücklicherweise half ihm jedoch hier eine Schwierigkeit die andere überwinden. Gerade die Widerfehllichkeit der zügellosen Ritterschaft erleichterte die diplomatische Ausgleichung mit den Nachbarn. Es erschien als eine allen Fürsten gemeinsame Sache, den ungeheuerlichen Widerstand der Vasallen zu brechen und das heillose Fehdewesen in der Mark zu unterdrücken, durch welches alle fast auf gleiche Weise zu leiden gehabt hatten. So kam denn noch im Jahre 1412 ein Bündniß mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Herzoge von Sachsen, dem sich auch die braunschweigischen Herzöge anschlossen, zu Stande, nach welchem man für jetzt alle Ansprüche ruhen ließ und sich zu gegenseitigem Schutz gegen jede Landesstörung auf das Innigste verband.

Nicht so günstig gestaltete sich das Verhältniß zu den pommerischen Herzögen. Diese drangen in die Mark ein, um mit gewaffneter Hand ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß sich auch märkische Unzufriedene in dem Gefolge der feindlichen Fürsten befanden, obgleich sich darüber nichts Gewisses sagen läßt. Bis an einen langen Damm, der durch Sumpf und Luch nach der Stadt Gremmen führt, drangen diese Kriegsschaaren vor. Hier trat ihnen Friedrich mit seinem ritterlichen Gefolge entgegen, da der Ort einen Kampf auch gegen die Uebermacht gestattete. Drei fränkische Ritter, unter ihnen ein Graf von Hohenlohe, verloren bei diesem Zusammentreffen das Leben. Daß aber der Burggraf eine Niederlage dort erlitten, wie gewöhnlich erzählt wird, dafür sprechen die sonst erwähnten Umstände nicht, denn die Herzöge drangen nicht weiter vor.

Friedrich hatte nun das Schwert gezogen und führte es seinem kriegerischen Rufe gemäß. Gegen die Herzöge von Stettin suchte er sich dadurch zu sichern, daß er mit den Herzögen von Pommern-Wolgast und von Mecklenburg-Stargard Bündniß schloß. In der Mark jedoch ging es wild her. Nicht nur der Erzbischof von Magdeburg war durch neue Verheerungen seines Gebietes zu heftiger Rache gereizt worden, sondern auch in der Mark selbst wurden von den übermüthigen Vasallen Gewaltthaten aller Art ausgeführt, und zwar sehr oft selbst ohne die scheinbare Berechtigung einer ehrlichen und offenen Fehde. So wird z. B. erzählt, daß ein Herr von Rochow, als er einige ritterliche Gäste auf seiner Burg bewirthete, diesen zur Unterhaltung einen Zug gegen den Abt von Finna veranstaltete, und sämtliches Vieh aus den Klosterdörfern forttrieb.

Nun entschloß man sich zu wirksameren Maßregeln. In Folge eines neuen Bündnisses mit dem Erzbischof von Magdeburg, welchem auch der Herzog Rudolph von Sachsen beitrug, rüstete man gemeinschaftlich zum nachdrücklichen Kampfe gegen die Friedenstörer. Aaleihen wurden gemacht; die Städte, welchen die Abstellung solcher Frevel ebenso sehr als den Fürsten am Herzen liegen:

musste, nahmen thätigen Antheil. Im Februar des Jahres 1414 setzte man sich schon in Bewegung, und zwar mit solchem Nachdruck, daß zu gleicher Zeit eine bedeutende Zahl von den Schloßern, aus welchen jene Raubausfälle geschahen, belagert wurden. Friedrich und Herzog Rudolph selbst standen an der Spitze einzelner Kriegsschaaren, während kriegserfahrene Hauptleute die übrigen befehligten. Für die nöthigen Belagerungsmittel war gesorgt, denn die Verbündeten hatten sich ausdrücklich verpflichtet, „mit Büchsen und anderm Gezeuge, wie es bei Belagerung von Schloßern erforderlich ist,“ zu erscheinen. Daher ist wohl der Erzählung, daß alle Erfolge des Burggrafen einem einzigen riesenhaften Geschütze, der „faulen Crete“ zuzuschreiben gewesen, nicht allzuviel Glauben beizumessen, wenn auch ein solches Geschütz, da von ähnlichen hier und da zu jener Zeit gesprochen wird, bei dieser Gelegenheit mitgewirkt haben kann. Friesack, welches Friedrich selbst belagerte, fiel zuerst. Die stärkste aller dieser Burgen, Plauen, ward durch die vereinten Streitkräfte Friedrichs und des Erzbischofs von Magdeburg genommen. Die Quizow's und Rochow's waren durch den Verlust ihrer Besitzungen, welche natürlich dem Burggrafen als Beute zufielen, gedemüthigt, und wenn diese auch nicht so bedeutend gewesen sein mag, als gewöhnlich angegeben wird, da man den ersteren 24 Schloßer zuschreibt, so war sie doch erheblich genug, um die Kosten des Zuges zu decken und Mittel zur ferneren glücklichen Fortsetzung des Kampfes zu bieten.

Unverzüglich wandte sich nun der Burggraf gegen die widerseßliche Ritterschaft der Altmark und Briegniß. Wie immer vorsichtig hatte er ein Schutz- und Trugbündniß mit dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg und dem Bischofe von Halberstadt geschlossen. Da sank den bisher so festen Gegnern der Muth. Caspar Hans von Butliz gerieth in Gefangenschaft, die widerseßlichen Landschaften leisteten darauf unbedingt die von ihnen verlangte Huldigung. Großentheils erhielten die Schuldigen später Verzeihung, nur Dietrich von Quizow, der entflohen war, und es wagte, seine ungerechte Sache vor den Landständen, welchen Friedrich die Entscheidung über die Sache der aufständigen Schloßbesitzer zugewiesen hatte, zu verfechten, blieb fortan aus den märkischen Landen verbannt.

So war es denn, Dank dem eben so klugen als tapferen Benehmen des Burggrafen, gelungen, ein Land, welches seit mehr als dreißig Jahren die Beute zügelloser Nachhaber gewesen war, in weniger als zwei Jahren wieder in einen wohlgeordneten Zustand zurückzubringen. Ja was noch mehr sagen will, die Beziehungen des Landes zu den Nachbarfürsten, welche manche Ansprüche von früheren Zeiten her zu wiederholten Malen erhoben hatten, waren während dieser bedenklichen Zeit geregelt worden; kurz, der Burggraf konnte mit gerechtem Stolze auf diese neuen Erfolge seiner Staatsklugheit und seines tapfern Armes blicken. Siegmund aber hatte von Neuem die Ueberzeugung erlangt, daß er für seine und des Reiches Angelegenheiten nicht besser sorgen könnte, als durch die Förderung und Erhöhung eines so vorzüglich brauchbaren Dieners.

Da er jetzt in Reichs- und Kirchenangelegenheiten des Burggrafen Mathes und Beistandes ganz vorzüglich bedurfte, so rief er ihn nach Constanz, wo die brennenden Fragen in jenen beiden wichtigen Gebieten damals entschieden werden sollten. Friedrich folgte dem Rufe, und ließ die Statthalterschaft in der nun ruhmreich durch eigene Anstrengung erworbenen Mark in Händen seiner Gemahlin, der schönen Elise (Elisabeth), der edelsten Zierde seines fürstlichen Hofes; denn der tapfere Gründer der Hoheit seines Hauses hatte das in demselben zum Segen der Völker nicht selten wiederkehrende Glück, auch im Schoße der Familie die festeste Stütze seiner edlen und ritterlichen Gesinnung zu finden.

Geziemend sorgte er aber auch dafür, daß ihr die nöthigen äußern Mittel nicht fehlten. Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard und die Wendischen Fürsten Balthasar und Christoph, Herren zu Werle, verpflichteten sich gegen ein bestimmtes Jahrgeld zum Dienst und zur Vertheidigung der Mark gegen Jedermann. Ja außer diesen Fürsten ward auch mit den Herzögen von Mecklenburg-Schwerin und dem Herzoge Bratislaw VIII. von Pommern-Wolgast ein Bündniß auf sechs Jahre geschlossen, und die mit dem Erzbischof von Magdeburg getroffene Uebereinkunft aufs Neue verlängert. So durfte sich denn Friedrich der Hoffnung hingeben, daß nicht nur im Innern seines Landes die Ruhe gesichert blieb, sondern auch, daß die jungen Herzöge von Pommern-Schwerin, Otto und Casimir, welche im Jahre 1412 den letzten Zug nach Cremmen unternommen hatten, an fernerer Ausübung von Gewaltthaten gehindert werden würden. An die Stelle der heillofen Fehden, in welchen man unter dem Schein rechtlicher Ansprüche die abscheulichsten Frevel verübte, sollte eine wahrhafte Entscheidung des Rechtes eintreten, an die Stelle roher Willkühr ein geordnetes staatliches Verhältniß.

Burggraf Friedrich hatte jetzt volle Gelegenheit, sich von Neuem seinen königlichen Freund auf das Allerdringendste zu verpflichten. Zwar hatten diesen die Fürsten gewählt, doch auf Unterstützung seiner Pläne konnte er, wie sich nur zu bald auswies, keinesweges rechnen. Nicht einmal zur Krönung erschienen die Fürsten zur anberaumten Zeit, vielweniger waren sie geneigt zu ernstern Anstrengungen, für das Reich eine hülfreiche Hand zu bieten. Schon war Siegmund bereit, Deutschland sich selbst zu überlassen und nach Ungarn zurückzugehen, als Friedrich die Rolle des Vermittlers übernahm und einen großen Theil der lässigen Reichsstände zur Erfüllung ihrer Pflicht veranlaßte. Die Krönung fand im November 1414 zu Aachen im Beisein einer glänzenden Fürsterversammlung statt, auf welcher natürlich auch Verabredungen für das bevorstehende allgemeine Concil getroffen wurden.

Von dort begab sich der König nach Constanz, wo das Concil schon eröffnet worden war. Wenige Tage darauf erschien auch dort Burggraf Friedrich, und nahm einen recht eifrigen Antheil an dem Verlauf desselben, obschon wohl nicht ganz in dem Sinne, wie man bisher fast allgemein angegeben hat, daß er sich nämlich der Gefangennahme und der Beurtheilung des edlen Märtyrers

für eine kirchliche Reform entschieden widersezt habe. König Siegmund hatte dem böhmischen Reformator bekanntlich einen Geleitsbrief ausgefertigt, doch war ihm sofort von der Versammlung das Recht zu einem solchen Eingriffe in die Angelegenheiten der Kirche bestritten worden. Der König, nach einigen mißglückten Versuchen, die Hartnäckigkeit der Geistlichkeit zu besiegen, hatte nachgegeben, ehe Friedrich in Constanz angelangt war; auch läßt sich nicht nachweisen, daß Letzterer mit seinem königlichen Freunde darüber in Widerspruch gerathen sei. Daß Friedrich aber keinesfalls mit den versammelten Vätern in scharfe Opposition getreten ist, ergibt sich schon daraus, daß sie, als der Kaiser auf eine Zeit lang Constanz verließ, gerade ihn statt des von dem König dazu empfohlenen Pfalzgrafen Ludwig als seinen Stellvertreter erbat. Ohne Zweifel suchte Friedrich wie Siegmund selbst den traurigen Ausgang zu mildern; daß er aber den allgemein herrschenden Ansichten der Zeit entgegengetreten sein sollte, dafür läßt sich kein Zeugniß beibringen, noch kann es ihm als Schuld beigemessen werden, wenn er sich dem grausamen Richterspruch nicht entschieden widersezte.

Der Hauptzweck für ihn als Reichsfürsten sowie als eifriges Mitglied der christlichen Kirche mußte natürlich stets der sein, die unheilvolle Spaltung zu beseitigen und die Mißbräuche wo möglich allerseits abzustellen.

In dieser Weise sehen wir ihn auch thätig; denn er war es, welcher den Papst Johann XXIII., als er sich heimlich von Constanz entfernt hatte, um sich den Beschlüssen des Concils, welches seine Absetzung beschlossen; zu entziehen, aus Freiburg glücklich nach Constanz zurückbrachte.

## Das Haus Hohenzollern in Brandenburg.

### Friedrich I., 1415—1440.

Während dies in Angelegenheiten der Kirchenversammlung sich begab, war für den Burggrafen und sein fürstliches Haus ein äußerst wichtiger Akt vollzogen worden, nämlich die Belehnung mit den Würden eines Markgrafen von Brandenburg und Erzkammermeisters des Reichs. Dieselbe am 30sten April 1415 ausgestellte Urkunde, in welcher dies bestätigt wurde, erhöhte auch die Summe, für welche dem Hause Luxemburg die Wiedereinlösung des Pfandgutes gestattet sein sollte, von 150 auf 400 Tausend Gulden; und wenn man die außerordentlich wichtigen Dienste, welche Friedrich in dieser Zeit dem Könige, namentlich in seiner Stellung zum Reiche und den schwebenden kirchlichen Verhandlungen gegenüber geleistet hatte: so ist eine solche Belohnung gar wohl begreiflich. Wie viel mußte Siegmund nicht daran liegen, einen Fürsten von dieser Umsicht, Thätigkeit und festverbürgten Treue in dem Kurfürstencollegium zu haben, sobald



1871/1872/1873

1871/1872/1873

Friedrich von Hohenzollern empfängt die Markwürde  
von Brandenburg d. 18. April 1417.

es ihm Ernst war, das tief gesunkene Ansehen des Reiches und seines Oberhauptes einigermaßen wieder zu erheben! Die Erhöhung der Pfandsomme aber hatte wohl keinen anderen Grund, als dem neuen Besizer auch König Wenzel gegenüber eine größere Sicherheit zu gewähren, im Falle Siegmund vor ihm mit Tode abgegangen wäre.

In Friedrichs Abwesenheit hatte seine Gemahlin Elisabeth einen harten Stand gehabt, denn nicht nur beunruhigte Dietrich von Quigow, von den Herzogen von Pommern-Stettin unterstützt und angetrieben, einzelne Strecken der Mark, in welcher er entweder stets noch einen nicht unbedeutenden Anhang hatte, oder wenigstens so gefürchtet wurde, daß mitunter bedeutende Städte ihm ihre Thore zum Durchzug öffneten; sondern auch jene Fürsten selbst, deren vertragmäßig der Schuß des Landes oblag, geriethen mit einander in Fehde, ohne daß die märkischen Besitzungen dabei unversehrt blieben. Wesentlich wurde der Zustand der Mark dadurch verbessert, daß von dem königlichen Hofgericht die Reichsacht über die Herzöge von Pommern verhängt wurde. Dies zwang sie nicht nur, selbst alle Feindseligkeiten einzustellen, sondern auch dem Dietrich von Quigow jede Unterstützung zu entziehen, ja sogar aus ihrem Lande zu verweisen. Als daher nach vierzehnmönatlicher Abwesenheit Friedrich wieder in die Mark zurückkam, fand er die Ruhe größtentheils hergestellt, und die Erbhuldigung ging überall ohne Widerstand von statten. Die Angelegenheiten mit Pommern wurden bald dahin geregelt, daß die Herzöge ihren Ansprüchen auf das Uckerland entsagten.

Nachdem diese Streitigkeit sowie andere mit den Herzögen von Mecklenburg glücklich beigelegt waren, ging Kurfürst Friedrich nach Prag, um seine Angelegenheiten mit Wenzel zu ordnen, wo es ihm wenigstens gelang, das gute Vernehmen zwischen den beiden königlichen Brüdern vollständig wieder herzustellen. Zu Anfang des Jahres 1417 dagegen sehen wir ihn wieder in Constanz, um König Siegmund mit seinem Rath zur Hand zu gehen und ihm zur Erhöhung des Glanzes seiner Krone die Dienste zu erweisen, welche den Kurfürsten ihre Stellung zur Pflicht machten. Hier empfing er auch die feierliche Belehnung auf öffentlichem Markt, unter Anwesenheit einer glänzenden Versammlung von geistlichen und weltlichen Fürsten. Seit zwei Jahren schon rechtlicher Besizer der Mark Brandenburg und aller mit diesem hohen Reichslehen verbundenen Ehren und Würden, ward Friedrich jetzt auch vor der ganzen Welt als solcher von Kaiser und Reich anerkannt.

Auch nach seiner Erhebung zum Kurfürsten blieb Friedrich des Königs vertrautester Freund und Rathgeber, ja als das Concil zu Constanz, im Mai des Jahres 1418, ohne Vollendung der von Siegmund so sehr gewünschten Reformen der Kirche gegen seinen Willen endete, ein Umstand, der den leicht beweglichen Fürsten wahrscheinlich mit großem Widerwillen gegen die Regierungsgeschäfte überhaupt erfüllte, ward Friedrich von ihm förmlich durch eine Urkunde zum Stellvertreter und Verweser des Reiches erklärt. Als solcher trat er denn auch mit seiner ihm eigenen Thätigkeit und Pflichttreue auf, und schlichtete manche

Angelegenheit, von welcher sich der König in seiner Mißstimmung zurückgezogen hatte. Auffallend muß es daher erscheinen, daß bald nach Ausübung dieses so glänzenden Vertrauensactes das Verhältniß zwischen dem Könige und dem Kurfürsten einigermaßen getrübt wurde. Entschiedene Veranlassungen sind nicht angegeben, doch mag es sein, daß ein Streit des Letzteren mit dem Herzoge Ludwig von Baiern-Inngolstadt, wegen einer Schuld des Königs an ihn, für welche Friedrich Bürge geworden war, Veranlassung zur Mißbilligkeit gegeben hatte. Andererseits wird erwähnt, daß die Herzöge von Pommern in Bezug auf ihre Verpflichtungen gegen die Mark Brandenburg bei dem Könige einige Unterstützung gefunden, während Letzterer argwöhnisch über die freundschaftliche Verbindung Friedrichs mit dem Könige von Polen, angefangen habe, die sonst so fest erprobte Treue desselben gegen ihn zu bezweifeln. Auch die böhmischen Unruhen, an welchen Siegmunds Benehmen zum Theil schuld war, mögen dabei mitgewirkt haben. Vielleicht auch erschien wirklich zu jener Zeit der in seinem sanguinischen Wesen allzuleicht bewegliche König selbst in den Augen seines treuen Dienstmannes als ein ungeeignetes Werkzeug zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Deutschland; wenigstens soll Siegmund den Einflüsterungen einiger Gegner des Kurfürsten Glauben beigemessen haben, als ob dieser in Gemeinschaft mit andern Reichsfürsten an eine neue Königswahl gedacht habe.

Mit den Pommern kam es allerdings zu einem neuen Kriege, da sie sich durch den Vertrag von 1415 übervorthelt hielten, und unter den obwaltenden Verhältnissen von Seiten des Königs Siegmund nichts zu fürchten hatten. Friedrich mußte nun für sich selbst sorgen und die Sache mit dem Schwerte durchsetzen. Seiner gewöhnlichen Umsicht gemäß schloß er mit den wichtigen Hansestädten Lübeck und Hamburg ein Bündniß, um sich gegen die mit den Pommern verbündeten Herzöge von Sachsen-Lauenburg zu schützen, und schritt dann muthig zur That. Im ersten Anlauf wurde die Stadt Angermünde genommen, und als Herzog Casimir den Versuch machte, den Kurfürsten bei nächtlicher Weile zu überfallen, was um so leichter ausgeführt werden konnte, da das Schloß noch in den Händen der Seinigen war, gab diese letzte Unternehmung seiner Gegner nur Gelegenheit zu einem zweiten Siege, denn es gelang Friedrich I., sein Fußvolk, welches die Stadt besetzt hatte, zur rechten Zeit zu ordnen, und da der Befehlshaber der Reiterei, Caspar Hans von Putlig, mit seinen Schaaren den Feinde in den Rücken fiel, so ward dieser mit großem Verlust an Mannschaft zurückgeschlagen. Dieser siegreiche Beginn war von bedeutenden Folgen, denn die Städte Boizenburg, Greiffenberg, Zehdenitz, Prenzlau u. a. m. fielen dem Kurfürsten in die Hände. In Perleberg kam ein Vertrag auf Grundlage des im Jahre 1415 abgeschlossenen zu Stande. Auch die Hansestädte hatten mit Glück gegen die Feinde des Kurfürsten gekämpft.

Der ungünstige Ausgang des Kampfes hielt jedoch die Herzöge von Pommern-Stettin nicht ab, noch einmal die Entscheidung durch das Schwert zu versuchen, da das Verhältniß zwischen Friedrich und dem König Siegmund immer

noch Anlaß zu bessern Hoffnungen gab und auch die Herzöge von Mecklenburg in feindseliger Stellung zu ihrem Gegner standen. Unvermuthet überfielen sie Prenzlau und bemächtigten sich dieser wichtigen Stadt; die Bürger jedoch bewahrten ihre treue Gefinnung gegen den Lehnsheerrn. Im Vertrauen hierauf rückte der Kurfürst Johann, damaliger Statthalter der Mark, in nächstlicher Zeit mit einer auserwählten Schaar gegen die Mauern der Stadt. Bald waren diese erstiegen und die Besatzung mit Hilfe der Bürger zu schnellem Abzuge gezwungen. Der Krieg währte hiernach noch zwei Jahre.

Friedrichs Waffenglück, die Beendigung langjähriger Streitigkeiten mit den Herzögen von Mecklenburg, sowie das Einverständniß mit allen seinen mächtigeren Nachbarn überzeugte endlich die Herzöge Otto und Casimir von der Unmöglichkeit, ihre Ansprüche durchzusetzen. In Neustadt-Eberswalde kamen beide Parteien im Jahre 1427 persönlich zusammen, wodurch der Abschluß des Friedens erleichtert wurde. Der Bestzustand blieb im Ganzen so, wie ihn der Vertrag von 1415 festgestellt hatte; von der Frage über die Lehnsverpflichtung der pommerischen Herzöge gegen Brandenburg scheint aber nicht die Rede gewesen zu sein. Zur Befestigung des Bündnisses wurde eine eheliche Verbindung zwischen beiden Fürstenhäusern verabredet.

Während der Kriege mit den Pommerern hatte Friedrich I., wie schon oben bemerkt, eine nähere Verbindung mit dem König Wladislaw angeknüpft. Man unterhandelte wegen einer Vermählung des Markgrafen Friedrich mit Hedwig, Tochter des Königs von Polen. Obgleich sich König Siegmund mit diesem Plan nicht einverstanden erklärte, erfolgte doch die Verlobung im Jahre 1421, und nur der Tod der Prinzessin verhinderte, noch ehe die Verbindung vollzogen werden konnte (denn beide waren zur Zeit der Verlobung noch sehr junge Kinder), den Abschluß dieser Ehe.

Der erste Grund jedoch in Bezug auf die Erklärung des Verhältnisses zwischen Siegmund und dem Kurfürsten mag wohl die traurige Wendung der Angelegenheiten in Böhmen gewesen sein. Hier war man über die Beschlüsse des Concils in den kirchlichen Angelegenheiten sowie über das grausame Verfahren gegen den berühmten Kirchenlehrer im höchsten Grade empört. Ein mächtiger Grundherr, Nicolaus von Sussinez, brannte vor Eifer, den Tod seines hochverehrten Freundes Johann zu rächen, und verlangte zu gleicher Zeit die auf die Lehren des Märtyrers gegründete freie Ausübung des Gottesdienstes für alle Anhänger desselben. Wenzel drohte den Aufständigen mit dem Strange, doch schützte diese Festigkeit von Seiten eines Fürsten, dessen Mangel an Thatkraft zu offenkundig war, das Feuer nur zu helleren Flammen an. Selbst vor seinen Augen in Prag zog man in öffentlicher Prozession mit dem Kelche durch die Straßen, und ein sehr kriegskundiger, fanatischer Führer, Johann von Trocnow (gewöhnlich Jiska genannt), trat an ihre Spitze, um mit Nachdruck auch den gewaffneten Widerstand zu leiten (1419). Das Rathhaus auf der Neustadt wurde von den Aufständigen gestürmt, und dreizehn Räte waren der wüthenden Haufe aus



den Fenstern herab auf die Spieße der herandringenden bewaffneten **Schaaren**. Ähnliches geschah in Breslau. Wenzel, in äußerster Wuth, schwor Rache, rief seinen Bruder zum Beistand an, und verzieh nichtsdestoweniger einige Tage darauf den Prager, als sie um Schonung baten. Er überlebte jedoch der gewalthätigen Vorfall nicht lange, sondern starb wenige Tage darauf an einem Schlaganfall, zur Vermehrung des Unheils; denn nun fiel die Krone an Siegmund, den die hussitische Partei als Mörder ihres geliebten Lehrers nicht minder haßte, als die Väter des Costnizer Concils selbst. Diese gehässige Stimmung wurde durch Siegmunds unzeitige Strenge, indem er geradezu erklärte, daß er die Hussiten auszurotten entschlossen sei, bis zum heftigsten Fanatismus gesteigert; sogar die gemäßigten Katholiken, aus Furcht vor grausamer Vergeltung von Seiten der Gegner, schlossen sich ihren Forderungen in Betreff freierer Religionsübung an. Siegmund wurde zwar in Prag gekrönt, doch kaum hatte er seine Hauptstadt verlassen, so brach jener verheerende Kampf mit unerhörter Wuth aus, welcher ihm erst am Abend seines Lebens die Rückkehr in sein Erbthumreich gestattete.

Kurfürst Friedrich wurde auf das Unangenehmste durch den Hussitenkrieg berührt. Seiner persönlichen Stellung zu Siegmund, so wie seiner Pflichten gegen das Reichsoberhaupt gemäß leistete er die verlangte Kriegshülfe und brach von der Oberpfalz her, von einigen andern Reichsständen, obschon, wie es scheint, nur schwach unterstützt, in die westlichen böhmischen Kreise ein. Der König selbst entwickelte nur geringe Thätigkeit. Friedrich I. befand sich in einer um so unangenehmeren Lage, da König Wladislaw von Polen seinen slavischen Stammesgenossen Hülfe gegen ihren Landesherrn angedeihen ließ, und wenn er auch nicht persönlich nach der Krone strebte, doch für einen Vetter, den Prinzen Siegmund Coribut, seinen Einfluß geltend machte. Da Friedrich I. in engere Verbindung mit Wladislaw getreten war (wir sehen um diese Zeit seinen jüngeren Prinzen Friedrich an dem Hoflager des Königs in Cracau): so wurde seine Stellung zu den beiden Herrschern recht mißlich, und es ist zu begreifen, weshalb König Siegmund bei seinem leicht nach den verschiedensten Seiten hin beweglichen Sinne das ehemals so festbegründete Vertrauen auf ihn verlor. Jedoch kann Siegmund's Vertrauen nur erschüttert, nicht gebrochen gewesen sein, denn schon im Jahre 1422 ernannte er Friedrich I. zum Befehlshaber der Reichstruppen in Böhmen. Allein wie es mit den meisten Reichsunternehmen in jener wie in späterer Zeit ging, so auch bei dieser Gelegenheit. Die Contingente der beteiligten Reichsstände wurden unvollständig und ungenügend ausgerüstet, die angelegten Zeiten nicht eingehalten, kurz der Oberfeldherr fand sich außer Stande, mit diesen Mitteln irgend etwas Erhebliches auszuführen. Außerdem wurde Friedrich durch die immer noch fortbauernde Fehde mit dem Herzog von Baiern-Ingolstadt in Bezug auf seine eigenen Angelegenheiten beunruhigt. Ein Versuch Siegmund's, durch Annäherung an den gefürchteten Hiska seine königliche Autorität in Böhmen zu erlangen, scheiterte durch den Tod dieses fanatischen

Kriegers; eine Mittheilung seines Schwiegerohnes, Albrecht's von Oesterreich, mißglückte ebenfalls vollkommen. Da blieb denn wiederum nichts übrig, als die Hülfe des Reiches zu beanspruchen.

Die Art und Weise, wie Kurfürst Friedrich in diesen Reichsangelegenheiten des Königs Sache betrieb, erweist hinlänglich, daß er in allen billigen Forderungen unverbrüchlich den Vortheil desselben zu fördern bemüht war.

Auf einem Reichstag zu Frankfurt 1427 ward ein allgemeiner Zug gegen Böhmen nach einem umfassenden Plane beschlossen. Von vier Seiten sollten die Reichstruppen das aufrührerische Volk angreifen. Friedrich I. hatte den Auftrag, von der Westseite mit dem fränkischen Aufgebot in das Land einzudringen. Die Ausführung dieses Unternehmens blieb weit hinter dem Glanze des Beschlusses zurück. Es erschien weder die verheißene Schaar von geeigneten Kämpfern, noch war Einheit in den Operationen zu erzielen. Friedrich I. war mit dem Oberfeldhern Otto, Kurfürsten von Arier, der übereinstimmenden Meinung, daß mit einem so bunt und ordnungslos zusammengesetzten Heere nichts ausgerichtet werden könnte, und daß man nur etwas erwarten dürfte, wenn die Reichshülfe auf Geld gesetzt und dadurch Einheit in Ausrüstung und Ausführung gebracht würde. Die Aufforderung hierzu war um so dringender, als die Hussiten schon anfangen, die Nachbarländer mit feindlichen Einfällen zu bedrohen. Papst Martin V. schickte einen Legaten mit dem Auftrage, das Kreuz gegen die Ketzer zu predigen, über die Alpen und suchte Siegmund's Eifer durch die Aussicht auf die Kaiserkrone anzuspornen. Allein Siegmund's Arie nach Ehre und Ruhm war zu sehr durch die üblen Erfolge seiner bisherigen Unternehmungen herabgedrückt worden. Dennoch kam man auf dem Reichstag zu Nürnberg 1431 überein, einen allgemeinen Beitrag (den sogenannten gemeinen Pfennig) auszuschreiben und einen Zug des gesammten Reiches gegen die Hussiten anzuordnen. Kurfürst Friedrich I. ward von Neuem zum Oberfeldhern des Heeres bestellt. Die versammelte Kriegsmacht war diesmal wirklich bedeutend, jedoch die Einigkeit unter den Führern, ihr Gehorsam gegen das Obercommando nicht größer als zuvor. Einige zogen sich von dem Kampf zurück; den übrigen fehlte unter diesen Umständen das Vertrauen, und als endlich der Angriff geschah, waren alle Anstrengungen des Oberfeldhern, die entmuthigten Truppen zum erfolgreichen Kampfe zu bewegen, vergeblich. Der unglückliche Ausgang dieses Zuges bedrohte das übrige Deutschland nicht nur mit einem feindlichen Angriff von Seiten der Hussiten, sondern auch mit allen Schrecken eines Bürgerkrieges, Blutvergießen und Verheerung, wogegen um so weniger Hülfe zu hoffen war, da Zwistigkeiten darüber zwischen Fürsten und Abel entstanden, indem letzterer jene beschuldigte, daß sie die Schuld jenes unauslöschlichen Schimpfes trügen, den die feige Flucht vor den Böhmen auf die deutsche Nation geworfen habe.

Nicht nur wurde Herzog Albrecht aus Mähren vertrieben, sondern die Hussiten durchzogen mit Feuer und Schwert Franken, das Bogenland, Meissen und die Markten. Vor Allem hatten die letzteren viel zu leiden. Sebus, Råncheberg,

**Straußberg** und **Landßberg** gingen in Rauch und Flammen auf. **Frankfurt** gerieth in große Gefahr, wurde aber tapfer und mit Erfolg von der Bürgerschaft vertheidigt. Der Stadt **Bernau** drohte ein ähnliches Schicksal, doch auch hier brach sich die Gewalt der Feinde an der Standhaftigkeit der Bürger. Sie hielten sich so lange, bis Markgraf **Friedrich der Jüngere** mit einem Theile der märkischen Mannschaft herbeieilte und die **Hussiten** zu einem übereilten und verlustvollen Rückzug zwang. Noch heut zu Tage findet man hussitische Waffen als Zeichen des rühmlichen Kampfes der damaligen **Bernauer** in dem Rathhause ihrer Stadt (1632).

Schon im folgenden Jahre nahte sich endlich der Streit seinem Ende, denn es entstand eine heftige Spaltung zwischen den fanatischen **Laboriten** und den gemäßigten **Calixtinern**, welche das **Vaseler Concil** beschickt und in den vier sogenannten **Prager Artikeln** die Selbstständigkeit ihrer Kirche zu sichern gesucht hatten. Das Concil gewährte ihnen ihre Forderungen unter dem Namen der **Compactaten**. Hiermit nicht zufrieden, griffen die **Laboriten** zu den Waffen, wurden aber von ihren Gegnern aufs Haupt geschlagen (1434). Nur erst konnte **Siegmond** als anerkannter Herrscher in seines Vaters **Königsburg** einziehen, und **Kurfürst Friedrich** schien richtig geurtheilt zu haben, daß die **Hussiten** nicht mit Waffengewalt besiegt werden könnten.

**Friedrich I.** war trotz der Sorgen wegen des **Hussitenkrieges** stets aufmerksam darauf geblieben, seine Hausmacht zu vergrößern. Diese Neigung trat hervor, als im Jahre 1422 mit **Albrecht III.** das askanische Geschlecht ausstarb. **Friedrich I.** erhob verschiedene Ansprüche auf das eröffnete Reichslehen, deren haltbarster ohne Zweifel darin bestand, daß sein Sohn **Johann** mit **Barbara**, der Tochter des Herzogs **Rudolph II.**, **Albrecht III.** Bruder, vermählt war, und zur Sicherstellung der ihm versprochenen Wittgift Pfandansprüche auf das Land **Wittenberg** erhalten hatte. Daher bemächtigte sich auch **Friedrich I.** unverzüglich dieses Landes und wendete sich natürlich in Bezug auf die fernere Entscheidung an den Kaiser. **Siegmond** entschied sich aber für **Friedrich den Streitbaren**, **Markgrafen von Meissen**, der ebenfalls Ansprüche geltend machte, und schon die Anwartschaft von jenem empfangen. Letzterem lag es wohl daran, einen so mächtigen und reichen Fürsten sich näher zu verpflichten, während er **Friedrich I.** schon hinlänglich belohnt zu haben meinte. Der **Kurfürst** fügte sich und überließ das **Wittenberger Land** dem neuen Herzog für eine Abfindungssumme von 28,000 Gulden.

Ein späterer gegen die Herzöge von **Mecklenburg** erhobener Anspruch auf das Land **Wenden** und **Werle** hatte bei Kaiser **Siegmond** bessern Erfolg (1436); allein die Gegner, wie meistens in jenen Zeiten, gehorchten dem oberherrlichen Spruche nicht, und so blieb die Angelegenheit im Grunde doch unerledigt.

**Friedrich I.** hatte durch seine langjährige politische Thätigkeit in dem Grade das allgemeine Vertrauen gewonnen, daß nach **Siegmond's** Tode (1437) ein

gabst Theil des Kurfürstencollegiums Ihn oder einen seiner Söhne auf den Thron fördern wollte; als sich jedoch die Wahlstimmen auf Herzog Albrecht, den Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers hinarbeiteten, schloß er sich dieser Richtung willig an. Eben so willig leistete er dem neuen Oberherren in Böhmen Beistand, wo die Hussiten aus altem Haffe gegen ihn den polnischen Prinzen Casimir auf den Thron berufen hatten. Markgraf Albrecht, später seiner tapfern Thaten wegen Achilles genannt, verfocht hier siegreich die Sache des deutschen Königs.

Als in dem darauf folgenden Jahre der Thron noch einmal erledigt wurde, hätte Friedrich I. gern einen würdigeren Fürsten, als den Herzog Friedrich von Oesterreich dem immer noch durch die Habdemuth schwer heimgesuchten Reiche zum Haupte gegeben, allein die Mehrzahl der Kurfürsten war schon zu Gunsten des habsburgischen Bewerbers entschieden, der nun auch die brandenburgische Stimme erhielt (1440). Noch in demselben Jahre starb der tapfere und staatskluge Fürst von Allen geehrt in hohem Alter.

Friedrich I. hinterließ seine Angelegenheiten in einem verhältnismäßig wohlgeordneten Zustande, denn die langjährigen Streitigkeiten und Fehden, welche er mit seinen Nachbarn auszufechten hatte, waren glücklich beendet; selbst mit dem Hause Bayern:Ingolstadt kam es zu einer Einigung (1438), indem der Sohn des alten Herzogs Ludwig des Bärtigen, Ludwig der Höckerichte genannt, wegen Mißthelligkeit mit seinem Vater die Hand zum Frieden bot. Die Nachfolge in seinen Ländern hatte er vor seinem Tode genau geregelt. Der Sitte jener Zeit gemäß, welche ein Majoratsrecht in den fürstlichen Besitzungen noch nicht kannte, außer in den Ländern, auf welchen die Kurwürde haftete und welche durch das Reichsgefeß der goldenen Bulle unverkürzt in die Hände des Erstgeborenen übergehen mußten, theilte Friedrich die Besitzungen seines Hauses unter seine vier Söhne, Johann, Friedrich (nachmaligem Kurfürsten Friedrich II.), Albrecht und Friedrich den Jüngeren. Johann und Albrecht erhielten die fränkischen Länder, Friedrich dem Jüngeren ward die Altmark zugewiesen, da dieses Gebiet nicht zu dem eigentlichen Kurlande gehörte. Auf den Besitz des letzteren hatte Johann ohne Zweifel freiwillig und aus eigener Wahl verzichtet, da ihm das Recht darauf als Erstgeborener unbedingt zustand. Auch mochte wohl die Herrschaft in der Mark, verglichen mit den fränkischen Ländern, damals, wenn man den Glanz der kurfürstlichen Würde abrechnet, gar wenig reizen. Ueberdies war, wie eifrig immer Friedrich I. vorgearbeitet hatte, noch gar Manches hier zu thun. Von den verpfändeten landesherrlichen Besitzthümern war ein sehr bedeutender Theil in fremden Händen; der Streitpunkte mit den Nachbarn gab es gar manche, und es standen daher wohl nicht geringe Anstrengungen und Opfer für den in Aussicht, welcher sich der schwierigen Aufgabe, in die Fußtapfen eines so umsichtigen und thätigen Fürsten, wie Friedrich I., zu treten, unterziehen wollte. Jedenfalls erwies sich die Bestimmung des Kurfürsten als sehr wohlthätig für das neu erworbene Land.

Demerkenswerth dürfte noch erscheinen, daß Kurfürst Friedrich I. das alte burggräfliche Schloß, welches größtentheils in Trümmern lag, nebst einigen zugehörigen Grundstücken an die Stadt Nürnberg verkaufte (1427), gleichsam im Vorgefühl, daß der Schwerpunkt für die Macht seines Hauses fortan nicht mehr in Franken, sondern in den neu erworbenen Besitzungen zu suchen sei. Dieser Verkauf führte jedoch später mancherlei Irrungen zwischen dem burggräflichen Hause und der Stadt Nürnberg herbei.

## Friedrich II., 1440 — 1470.

Friedrich II. fand das landesherrliche Ansehen in der Mark wohl begründet. Die ehemals so unruhige und widerspenstige Mannschaft huldigte nicht nur ohne alle Widerrede, sondern zeigte auch stets den willigsten Gehorsam gegen alle übrigen Forderungen des Lehnsherrn. Weit weniger geneigt, sich in den Willen des Landesherrn zu fügen, waren jetzt die Städte, wenigstens trat ihm Berlin mit einer Selbstständigkeit entgegen, die jede kräftigere Regierung unmöglich gemacht hätte. Der Kurfürst hatte zu jenen Zeiten nicht einmal das Deffnungsrecht, d. h., es war ihm nicht gestattet, ohne besondere Bewilligung mit seinem bewaffneten Gefolge in die Thore der Stadt einzuziehen. Vorrechte dieser Art wurden dadurch noch bedenklicher, daß die Städte sich durch enge Bündnisse zu gegenseitiger Hülfe verpflichtet hatten, und wenn auch ursprünglich solche Verträge wohl nur zur Aufrechthaltung der Sicherheit des Landes gegen den fehdüchtigen Adel geschlossen waren: so boten sie doch bei Gelegenheit auch geeignete Mittel zum Widerstande gegen den Landesherrn, zumal, da sie in naher Verbindung mit dem mächtigen Bunde der Hansa standen. Daher kam es dem Kurfürsten äußerst gelegen, daß in der Stadt Berlin unter den Bürgern selbst ein Streit entstand. Berlin und Cöln nämlich, ursprünglich zwei Städte, hatten seit geraumer Zeit einen gemeinschaftlichen Rath. Diese Einrichtung erschien damals der Bürgerschaft als gemeinschädlich, besonders zeigten sich die Gewerke, welche nicht nach Wunsch im Rathe vertreten waren, mit der bestehenden Ordnung unzufrieden. Man wandte sich an den Kurfürsten. Dieser ergriff mit Eifer die Gelegenheit, sich als Schiedsrichter zum Herrn der Stadt zu machen. Mit 600 Reitern erschien er plötzlich vor dem Spandauer Thor, erzwang den Eintritt und diktirte beiden Parteien das Gesetz (1442). Durch seine Entscheidung wurde der von ihm eingesetzte Rath der Städte getrennt und ausdrücklich das Bestätigungsrecht bei Neuwahlen dem Landesherrn zugesprochen. Außerdem wurden alle Bündnisse der Stadt mit andern Städten innerhalb und außerhalb der Mark für aufgehoben erklärt, und der Abschluß von neuen nur unter Vorbehalt landesherrlicher Bestätigung gestattet. Auch der Streit über das Deffnungsrecht fand bei dieser Gelegenheit zu Gunsten des Kurfürsten seine Lösung, denn die Städte traten ihm einen Theil ihres Grundbodens an der langen Brücke längs der Spree ab, um auf demselben eine

burg zu erbauen. Trotz dieses harten Schlages war jedoch der Drang, die alte Unabhängigkeit zu behaupten, noch nicht geschwunden. Kaum nämlich hatten sich die Städte von ihrer Ueberraschung erholt, so gereute es die Bürger allerseits, dem Parteinahß ihre alten Vorrechte geopfert zu haben. Im Jahre 1448 brach ein förmlicher Aufstand gegen den Kurfürsten aus. Man stürmte die kurfürstliche Kanzlei, vernichtete die gefundenen Papiere und mißhandelte landesherrliche Beamte. Vor Allem scheint das in dem Vertrage ausbedungene Schloß den Berlinern verhaßt gewesen zu sein, denn sie hinderten nicht nur den Bau, sondern nahmen den dazu bestimmten Platz wieder förmlich in Besitz. Ueberdies schlossen sie gegen das im Jahre 1442 ausdrücklich geleistete Versprechen Bündnisse mit andern Städten und gaben hierdurch dem Landesherren die vollgültigste Ursache, die Stadt des Treubruchs vor den Ständen anzuklagen. Von allen Bundesgenossen, auf die sie gerechnet hatten, verlassen, unterwarfen sie sich endlich dem Urtheilsspruch. Der Vertrag vom Jahre 1442 wurde bestätigt, als ein Akt der Gnade aber wurde es angesehen, daß Friedrich II. der Stadt ihre Ämter, Güter und Einkünfte, doch mit Ausnahme der Niederlage, des Gerichts und der Mühlen zurückgab. Nach dieser Zeit hören wir von keinem ferneren Versuche Berlins oder anderer Städte der Mittelmark, ihre alten Privilegien gegen die wachsende landesherrliche Macht zu vertheidigen; das erste Auftreten bei dieser Veranlassung hatte dem Kurfürsten einen dauernden Sieg verschafft.

Friedrich's II. Sinn war aber, wie der seines Vaters, von Anfang an darauf bedacht, alle alten Rechte des Kurfürstenthums mit möglichstem Nachdruck geltend zu machen. Jenem war es nicht gelungen, seine Ansprüche auf das sogenannte Fürstenthum Wenden den mecklenburgischen Herzögen gegenüber zur Anerkennung zu bringen. Damit diese Streitigkeiten vollkommen beendet würden, entsagte Friedrich II. 1442 den unsichern Ansprüchen und begnügte sich mit der Anwartschaft auf die Nachfolge, im Falle des völligen Erlöschens der herrschenden Fürstenfamilie.

Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters entwarf Friedrich II. den Plan, die Mark Brandenburg nach Seiten der Lausitz hin wieder zu vergrößern. Kaiser Siegmund nämlich hatte im Jahre 1429 die Nieder-Lausitz an einen Obler, Johann von Polentz, verpfändet und ihm den Titel eines Landvogtes ertheilt. Bei der unsichern Lage der Dinge während der Minderjährigkeit des Königs Ladislaus fand sich der Landvogt willig, seine Ansprüche an Friedrich zu veräußern (1441). Bald darauf brachte letzterer auf ähnliche Weise Stadt, Schloß und Herrschaft Rottbus an sich, so wie die Herrschaften Beeskow und Storkow, welche ebenfalls in die Hände ablicher Besitzer gekommen waren. Für die letzteren Erwerbungen erlangte er auch die Belehnung von Georg Podiebrad, dem Statthalter des Königreichs Böhmen, jedoch nicht in Bezug auf die Nieder-Lausitz. Ja als nach dem Tode des jungen Königs Ladislaus (1457) Georg selbst den königlichen Thron bestieg und mit Kaiser Friedrich III. in einen Krieg

schwächt würde, an welchem auch der Kurfürst Theil nahm: spielte sich der Kampf zum Nachtheil des Letzteren eine Zeit lang auf dieses Gebiet. Friedrich II. wollte durch einen Vergleich mit dem übermächtigen Nachbar die Herrschaften Rothbar, Peitz, Leupitz, Beeskow, Stortow und das Land Beersfelde zu behalten (1459).

Glücklicheren Erfolg hatte der Kurfürst in dem Erwerbe der Neumark, welche seit dem Jahre 1402 von der Mark Brandenburg getrennt gewesen war. Friedrich I. hatte zu viele anderweitige Sorgen gehabt, um ernstlich auf die Wiedererwerbung dieses wichtigen Landstriches zu denken; der Sohn aber richtete unvorzüglich sein Augenmerk auf diese Angelegenheit. Der deutsche Orden machte sich auch auf die ernstlichsten Maßregeln von Seiten desselben gefaßt und verband sich zu diesem Zwecke mit den Herzögen von Pommern. Im Jahre 1443 versuchte der Orden durch eine Summe von 30,000 Gulden alle ferneren Ansprüche Friedrich's auf das streitige Land zum Schweigen zu bringen. Bei dieser Gelegenheit hatte er förmlich anerkannt, daß Siegmund's Veräußerung der Neumark keine Verletzung der goldnen Bulle und deshalb rechtmäßig gewesen sei. Was ihm durch Rechtsanspruch nicht gelungen war, gewährte ihm die umsichtige Benützung günstiger politischer Verhältnisse. Seit der Niederlage von Tannenberg (1411) gegen die Polen tränkelteten die Angelegenheiten des Ordens; die Polen wurden von Tage zu Tage mächtiger, die preussischen Unterthanen schwieriger, das Ende seiner glorreichen Zeit schien gekommen. Im Jahre 1464 war ein neuer blutiger Krieg zwischen dem Orden und dem König Casimir ausgebrochen. Ersterem mangelte es an allen Mitteln, den Kampf mit Nachdruck zu führen, deshalb nahm er willig das Anerbieten des Kurfürsten an, welcher nicht nur Geld versprach, sondern auch freie Werbung in seinen Besitzungen, so wie Durchzug für alle Kriegsvölker des Ordens gestattete. Im folgenden Jahre wurde der Handel endgültig abgeschlossen und die vielbestrittene Neumark dem Kurfürsten für 100,000 rheinische Gulden nach üblicher Weise auf Wiederkauf, der jedoch bei Lebzeiten Friedrich's nicht bewerkstelligt werden sollte, überlassen. Durch diesen wichtigen Rückkauf näherte sich die Markgrafschaft Brandenburg wieder ihrer ehemaligen Größe.

Wenn Friedrich II. durch diese Vermehrung seiner Macht und seines Einflusses eine ungewöhnliche Herrschereinsicht bekundete, so ergiebt sich diese in noch weit höherem Grade durch sein Benehmen bei solchen Umständen, wo sich ihm statt wirklicher Macht nur blendender Glanz und Schimmer darbieten. Schon oben ist erzählt worden, daß ihm die Krone Polens als Gatten der Prinzessin Hedwig bestimmt war. Auch nach ihrem Tode noch bot sich zum zweiten Male eine Aussicht auf diesen Thron, als König Wladislaw in der Schlacht bei Varna gegen den Sultan Murad gefallen war (1444). Casimir nämlich, Großherzog von Lithauen, der Bruder des abgestorbenen Königs, fand wegen der Eifersucht seiner bisherigen Unterthanen Schwierigkeiten in Bezug auf die Annahme der polnischen Krone. Wern hätte es daher ein großer Theil der Polen gesehen, wenn Friedrich den Thron bestiegen hätte, auf den sie auch

wirklich mit großer Reue ihre Stimmen bei der Wahl lenken; allein den umsichtige Fürst mußte nur zu wohl, daß er einen gefährlichen und ehrsüchtigen Mitbewerber an dem Großherzoge Casimir behalten würde, und erklärte sich deshalb nur in dem Fall zur Annahme der Krone bereit, wenn jede Aussicht von Seiten Casimir's verschwunden sei. Nicht lange darnach willigte Casimir ein, die Regierung in Polen zu übernehmen.

Noch in seinem höheren Alter sollte Friedrich II. zum zweiten Mal durch den Glanz einer Krone gelockt werden. König Georg Podiebrad war dem Kaiser, wie den Päpsten, weil er den Hussiten angehörte, auf gleiche Weise verhaßt. Da bot Paul II. dem Kurfürsten Friedrich II. die Krone Böhmens an, doch auch dieses Anerbieten, welches freilich noch unheilbringendere Folgen als das erstere haben konnte, wies er ohne Zögern zurück.

Wo es galt, wirkliche Rechte seines Hauses mit möglichem Erfolge zu behaupten, scheute er weder Anstrengung noch Gefahr. Dies erwies sich in seinen Streitigkeiten mit den Pommeren. Wie nach allen Seiten hin, so auch hier bemüht, die alten Ansprüche der Kurfürsten von Brandenburg nicht fallen zu lassen, hatte er schon zu Anfang seiner Regierung versucht, die verlorenen Plätze der Uckermark, namentlich Pasewalk und Lorgelow, wieder zu gewinnen. Um keine Form des Rechtes zu versäumen, hatte er ein kaiserliches Gebot, welches ihm die Ablösung aller veräußerten Plätze gestattete, bei König Friedrich III. ausgewirkt. Allein da die Herzöge von Pommeren keine Lust zeigten, sich diesem Gebote zu fügen, so mußte das Schwert entscheiden (1445). Durch Verrath fiel dem Kurfürsten die Stadt Pasewalk in die Hände, allein die Pommeren zogen schnell so viel Mannschaft heran, daß die brandenburgische Besatzung zum Abzug gezwungen wurde und die ganze Unternehmung fehlschlug. Ueberdies führte der Kampf zu keinem Ergebnis, und bald darauf endete der Streit durch einen Vergleich, den eine doppelte Heirath zwischen beiden Fürstenhäusern festigen sollte.

Der Tod Herzogs Otto III. von Stettin (1464) störte das friedliche Verhältniß, da dieser Fürst keine männlichen Erben hinterlassen hatte und brandenburgischer Seits Erbansprüche erhoben wurden. Denn obschon Agnaten lebten, nämlich die Herzöge von Pommeren-Bolgast, so war doch nach damaligen Rechtsansichten die Sache befferungeachtet zweifelhaft. Im Jahre 1338 war zwischen den Herzögen von Pommeren-Stettin und dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg ein Erbvertrag zwischen beiden Ländern geschlossen worden, daß nach Aussterben der Herzöge die Nachfolge an Kurbrandenburg übergehen solle. Dieser Vertrag war von dem Kaiser bestätigt und von den Agnaten der Herzöge nicht bestritten worden. Außerdem unterstützte die mehrfach von den Kaisern wiederholte Bestätigung des Lehensverhältnisses von Pommeren zu Brandenburg die Ansprüche Friedrich's nicht wenig. Wenn freilich auch diese von den pommerischen Herzögen angefochten wurden: so kann man es doch dem Kurfürsten nicht verdenken, wenn er streng auf seinem Rechtsstandpunkte beharrte. Friedrich II. hatte



inzwischen dafür gesorgt, sich in dem Lande der Herzöge von Stettin eine mächtige Partei zu werben. Dies war gelungen. Bei dem Begräbniß des Herzogs Otto warf der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden, der Sitte gemäß, wenn fürstliche Familien ausstarben, Schild und Helm des Verstorbenen in die Gruft mit den Worten: „Da liegt unsre Herrschaft von Stettin.“ Vielleicht hätte dieser letzte Versuch den beabsichtigten Eindruck auf die pommerischen Stände gemacht, wenn nicht ein Anhänger der Gegenpartei in das Grab gesprungen wäre und die Symbole der fürstlichen Macht wieder herausgeholt hätte. „Noch leben unsere Herren von Wolgast — rief er den Freunden des Kurfürsten zu — ihnen gebühren Helm und Schild, sowie unsere Huldbigung“.

Friedrich setzte nun seine ganze Hoffnung auf eine glückliche Unterhandlung mit den pommerischen Herzögen. Anfangs schien es auch, als ob ihm dies gelingen wollte, denn die Herzöge Erich und Brateslaw schlossen wirklich einen Vergleich mit ihm zu Solbin (1466), nach welchem sie zwar das ganze pommerische Erbe behalten, aber dafür Lehnsleute des Kurfürsten von Brandenburg werden, so wie das Recht des Anfalls aller pommerischen Länder nach Abgang der rechtmäßigen Erbfolge an Brandenburg anerkennen sollten. Dieser Vertrag wurde wirklich von ihnen mit Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung vollzogen. Kurfürst Friedrich II. glaubte ein gewonnenes Spiel zu haben, denn nach aller früheren Erfahrung konnte er sich auf seine Kunst, in den Unterhandlungen seinen Gegnern den Rang abzulaufen, so wie auf seinen Einfluß am kaiserlichen Hofe verlassen. Allein diesmal täuschte er sich, denn auch die Pommern waren mit guten Rechtsanwaltern versehen, welche ihnen die neugegründete Universität Greifswalde erzogen hatte. Ihre Rechtsgründe machten einen so tiefen Eindruck am kaiserlichen Hofe, daß man hier mit der Bestätigung zögerte. Der Kurfürst, wie uns der pommerische Chronist Ranzow sehr naiv erzählt, brach voll Erstaunen über das ihm ganz unerwartet entgegentretende Hinderniß in die zürnenden Worte aus: „Ich weiß nicht, welcher Teufel die Pommern so klug gemacht hat? zuvor konnte man besser mit ihnen handeln und sie über ein Bein werfen!“

Da die Huldbigung nicht geleistet wurde, so mußten die Waffen entscheiden; doch Friedrich hatte sich auf diesen Fall so gut vorgeesehen, daß er einem günstigen Ergebnis entgegen sehen konnte. Der König von Böhmen, die Kurfürsten von Mainz, Erler und Sachsen, die Herzöge von Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen und andere tapfere Fürsten, unter ihnen sein heldenmüthiger Bruder, Markgraf Albrecht, hatten ihm Hülfe zugesagt; die Unterhandlungen mit den Bundesgenossen waren von ihm mit solchem Eifer betrieben worden, daß bei den Herzögen fast an einem Tage achtzehn Absagebriefe einliefen. Dagegen ergriff der Kaiser jetzt ganz offen die Partei der Herzöge; denn während er früher die Ansprüche des Kurfürsten begünstigt hatte, so verbot er jetzt sogar den Herzögen bei einer Strafe von 1000 Pfund Gold, ihr Land von Brandenburg zu Lehen zu nehmen. Nach dieser kaiserlichen Erklärung blieben nur

wenig Bundesgenossen dem Kurfürsten treu, dennoch stand er keinen Augenblick an, sein Recht mit dem Schwert zu verfolgen. Brieg, Bieleitz, Barz und Torgelow wurden erobert, denn da sich die Pommern sorgfältig hüteten, in offener Feldschlacht ihr Geschick auf ein gefährliches Spiel zu setzen, so beschränkte sich der Krieg nur auf Belagerung von Schlössern und Städten. Da machte der Kurfürst einen Anschlag auf Stettin, in der Hoffnung, durch den Besitz dieser bedeutenden Stadt dem ganzen Kampfe eine glückliche Wendung zu geben. In der Stadt waren viele Brandenburgischgesinnte, vor allen der Bürgermeister, Albrecht von Blinden, von dessen Absicht, die Erbfolge an Brandenburg zu bringen, wir schon oben gesprochen haben. Dessenungeachtet schlug der Plan fehl. Der Winter brach herein, ohne daß ein entscheidender Schlag geführt worden wäre. Während der Waffenruhe rüstete Friedrich auf das Eifrigste, um seinem Anspruch den nöthigen Nachdruck zu geben. Mannschaft und Städte wurden aufgeboten, um durch persönliche Leistungen oder durch Geld die landesherrliche Kriegsmacht zu stärken. Nach mehreren andern Unternehmungen legte sich Friedrich mit seiner ganzen Macht vor Uckermünde und bedrängte diese seinen Gegnern wichtige Stadt mit großem Nachdruck. Allein das belagernde Heer erlitt einen großen Nachtheil dadurch, daß ein bedeutender Transport von Lebensmitteln dem Feinde in die Hände fiel. Dessenungeachtet setzte Friedrich die Belagerung fort. Bei dieser Gelegenheit kam er persönlich in große Gefahr, denn, während er in seinem Zelte bei Tafel saß, schlug eine feindliche Geschützkuugel den Tisch vor ihm in Trümmer. Der Schütz, welcher so geschickt seine Büchse zu richten verstanden hatte, war ein Augustinermönch. Er hatte sich anheischig gemacht, die Seinen von dem Feinde zu befreien, wenn er nicht bald die Belagerung aufhob. Auch hierdurch ließ sich Friedrich nicht schrecken, allein bald wurde seine Lage zu schwierig, da von allen Seiten frische Völker zum Ersatz herbeieilten und Herzog Erich in die Mark selbst eingefallen war, wo alles mit Feuer und Schwert verwüstet wurde. Ohne bei der Aufhebung seines Kriegslagers Verlust zu erleiden, ging Friedrich II. zurück und befreite sein Gebiet von den Feinden; doch war fürs Erste jede Hoffnung, die Gegner zu unterwerfen, verschwunden. Auf den Wunsch der Pommern bot sich König Kasimir von Polen als Vermittler des Streites an, vielleicht aus der eigennütigen Absicht, wie kurz zuvor in Preußen, so jetzt in Pommern seinen Einfluß als Schutzherr festzustellen, was um so leichter geschehen konnte, da selbst die pommerschen Herzöge den ehemaligen Zusammenhang ihres Landes mit Polen anerkannten. Zu einem Frieden kam es durch diese Vermittelung nicht, allein es ward wenigstens ein Waffenstillstand auf acht Monate abgeschlossen.

Hiermit endeten Friedrich's Unternehmungen gegen Pommern. Er fühlte sich von dieser Zeit an so schwach und abgESPANNT, daß er sich nicht mehr für fähig erachtete, die Regierung noch ferner zu führen; Einige schreiben der Kugel, die ihm vor Uckermünde so nahe gekommen, Andere dem Grame über den Tod seines einzigen Sohnes Johann diesen Zustand physischer Erschöpfung zu.

Letzterer mußte ihm um so drückender erscheinen, da durch ihn jede Hoffnung, die Folgen des mißlungenen Feldzuges durch glücklichere Unternehmungen wieder aufzuwiegen, dahinschwand. Deshalb eröffnete er sogleich Unterhandlungen mit dem Markgrafen Albrecht wegen Uebernahme der Regierung, und dieser nahm auch nach einiger Weigerung den Antrag seines Bruders an. Friedrich II., welcher sich nur einen Jahresgehalt von 12,000 Gulden vorbehalten hatte, ging nach Franken zurück (1470), wo er schon im folgenden Jahre auf der Pfaffenburg dahinschied.

Der erfolglose Ausgang der kriegerischen Unternehmungen dieses Fürsten in seinen letzten Lebenstagen muß uns nicht veranlassen, seinen hohen persönlichen Werth, so wie seine großen Verdienste um das von ihm beherrschte Land zu verkennen. Durch sein eben so festes als umsichtiges Benehmen hatte er die mit einer geordneten landesherrlichen Gewalt nicht zu vereinbarende Unabhängigkeit der Städte in der Mark beschränkt, und überhaupt sein fürstliches Ansehen im Lande nach allen Seiten hin festgestellt. Er setzte deshalb das von seinem Vater glorreich begonnene Werk mit gleichem Ruhm fort. Ihm in jeder Beziehung ähnlich, suchte er so lange als immer möglich seine Zwecke auf dem Wege des Gesetzes und der Unterhandlung zu verfolgen, ohne es dabei an Muth und Nachdruck mangeln zu lassen, sobald es galt, seinem Anspruch mit dem Schwerte Nachdruck zu geben. In Bezug auf Religion hielt er an dem Bekenntniß der allgemeinen Kirche fest, doch keinesweges in dem Grade, daß er nicht eine Verbesserung der Kirche für nützlich erkannt hätte, was er bei Gelegenheit der Baseler Kirchenversammlung erwies. Den geistlichen Stand, in so fern er seinem erhabnen Berufe oblag, schätzte er hoch, und schützte ihn sorglich in seinen Rechten. In Betreff seiner persönlichen Auffassung religiöser Verhältnisse giebt er uns das Bild eines kindlich frommen, gottergebenen Gemüthes, wofür uns die Glaubensbekenntnisse, welche er wiederholentlich abgelegt hat, und die uns noch heut vorliegen, einen hinlänglichen Beweis liefern, zumal da alle seine Handlungen mit ihnen vollkommen übereinstimmen. Daß er aber trotz seiner kindlichen Frömmigkeit und seiner Hochachtung für den geistlichen Stand weder ein blinder Fanatiker, noch ein abergläubiger Schwärmer gewesen ist, bezeugt unter andern sein Benehmen in dem berühmten Streit über das Wilsnacker Wunderblut. Hier wurde eine Hostie vorgewiesen, an welcher das Blut des Heilandes hervorgequollen sein sollte, und von der man natürlich einen hohen Grad wunderthätiger Kraft erwartete. Als von Seiten vernünftiger geistlicher Oberer dem Pfarrer von Wilsnack darüber mißbilligende Vorstellungen gemacht, andererseits aber von Schwärmern laute Klagen wegen dieses Mangels an hingebender Frömmigkeit erhoben wurden, beschied der Kurfürst die Streitenden mit den verständigen Worten: „er halte für gut, daß dem Pfarrer unter sagt werde, so viel Wesens von den Wilsnacker Wundern zu machen.“

Die Stiftung des sogenannten Schwanenordens oder wie er sonst genannt wird, des Ordens unserer lieben Frauen Rettenträger auf dem Berge bei Wilsnack,

Brandenburg war ein in jener Zeit sehr gewöhnlicher Akt. Bei dem Verfall der Kirche kann es nur als ein sehr verdienstliches Werk angesehen werden, wenn Privatpersonen sich eng verbinden, um Religion und Sittlichkeit durch gemeinsame Anstrengung zu fördern, und löblich ist es, wenn der Fürst mit solchem Beispiele vorangeht. Diese frommen Bestrebungen hielten Friedrich II. keinen Augenblick ab, die weltlichen Vortheile seines Landes scharf ins Auge zu fassen und der Vertheidigung seiner Rechte eine vollkommen ungebrochene Kraft zu widmen.

### Albrecht Achilles, 1470—1486.

Albrecht, der dritte Sohn des ruhmreichen Begründers der hohenzollernschen Fürstenmacht, hatte von seinem Vater das Fürstenthum unterhalb des Gebirges, welches später gewöhnlich den Namen Anspach führt, geerbt. Durch den Tod seines ältesten Bruders Johann (1464) war ihm auch das Fürstenthum oberhalb des Gebirges oder Baireuth zugefallen; nun hatte ihn der Vertrag mit dem Kurfürsten Friedrich zum Gebieter in der Mark Brandenburg gemacht, und da Markgraf Friedrich der Fette, welcher unter der Oberhoheit Friedrich II. die Altmark und Briegnitz besaßen, schon 1463 gestorben war: so gebot Kurfürst Albrecht wieder über sämtliche Länder des fränkisch-hohenzollernschen Hauses. Albrecht galt als ein vollendeter Held seiner Zeit. Das Jahr seiner Geburt, 1414, in welchem Friedrich I. so ruhmreich die märkischen Auführer unterwarf, schien seine künftige Bestimmung zu bezeichnen. Persönliche Tapferkeit und Geschick im Gebrauch der Waffen wurde damals noch als eine ganz vorzügliche Tugend an Fürsten angesehen, und hierin überbot Albrecht alle seine Zeitgenossen, denn niemals ward er beim Turniere besiegt und siebzehnmal trug er den Preis davon. Allein er besaß nicht nur diesen schimmernden Glanz persönlicher Tapferkeit, welche seine jüngeren Zeitgenossen auch an dem Kaiser Maximilian bewunderten, ohne daß dieser kriegerische Sinn den Ruhm und die Macht der Krone und des Reiches zu erhöhen vermochten. Albrecht's Kriegsthaten, stets von ächt staatsmännischer Umsicht begleitet, führten zu praktischeren Erfolgen, wenigstens in Bezug auf das Ansehen seines fürstlichen Hauses. Wie hart ihn auch mitunter die Uebermacht seiner Feinde bedrängte, endete er doch alle seine Fehden mit neuem Glanze seines Hauses. Wohl kein Fürst jener Zeit hatte einen reicheren Schauplatz seiner Waffenthaten aufzuweisen. Polen und Schlesien waren Zeugen seines Kriegsrühmes; dem König von Frankreich und selbst dem übermächtigen Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, lößte er Achtung vor seinen Waffen ein, die Fürsten und Reichsstädte des mittleren und südlichen Deutschlands fühlten ihre Schwere, und auch seinem gefährlichen Nachbar, dem tapferen König Georg Podiebrad, widerstand er zu wiederholten Malen mit Erfolg.

Es würde nicht zweckmäßig erscheinen, dem verwickelten Gange seiner vielfachen Fehden zu folgen, weil es uns doch hier nur auf die Charaktere

der Person und die Uebersicht über die Ergebnisse ankommt; es wird genügen, um die Thatkraft, so wie den kriegerischen Sinn des Fürsten zu schildern, seiner Fehde mit Nürnberg, in welcher die persönliche Tapferkeit am glänzendsten hervortrat, zu gedenken. Der Rechtspunkt, um welchen es sich bei dieser Gelegenheit handelte, erscheint sehr verwickelt. Albrecht klagte, daß die Stadt einerseits seinen landesherrlichen Rechten als Burggrafen von Nürnberg entgegengetreten wäre, dann aber auch ihren Pflichten gegen das Reich in Bezug auf die Kriegskosten des Hussitenkrieges nicht Genüge geleistet hätte. Da Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, griff man zu den Waffen (1449). Siebzehn weltliche Fürsten, funfzehn Bischöfe und eine große Menge ritterlicher Herren standen auf Seiten des Markgrafen, während alle wichtigeren Reichsstädte nebst den Schweizern seinen Gegnern Hülfe leisteten. Auch aus Böhmen war ihnen Unterstützung zugesichert. Die Städte und ihre Bundesgenossen zeigten sich in diesem Kriege weit eifriger, als die Fürsten; die ganze Last des Krieges lag auf den Schultern des Markgrafen, und nur seine persönliche Tapferkeit rettete ihn vor empfindlichem Schaden. Mit 6000 Fußknechten und 800 Reitern machten seine Feinde einen Einfall in die markgräflichen Besitzungen. Obschon Albrecht nur 200 Fußknechte und 600 Reiter entgegenzustellen hatte, rückte Albrecht dennoch kühnen Muthes gegen sie mit seinen Reitern vor, indem er sein Fußvolk in Gebüsche versteckte, um das feindliche an rascherem Vordringen zu verhindern. Kaum waren die beiden Reiterhaaren einander gegenüber aufmarschirt, so jagte der Markgraf nebst zwei seiner Ritter gegen die Feinde heran. Auch von der anderen Seite sprengten drei Ritter zum Kampfe vor. Zwei von ihnen hatten das Glück, ihre Gegner zu Boden zu rennen, der Markgraf aber siegte und stürzte nun allein auf die dichten Haufen der Gegner los. Sein Ziel war der feindliche Standartenträger, zu welchem er sich mit dem Schwerte in der Faust durch die dichtgebrängten Massen Bahn brach. Mit starker Faust riß er das Feldzeichen dem Träger aus der Hand, indem er ausrief: „Niemand in der Welt kann ich ruhmreicher enden, als hier!“ Schon floß sein Blut aus vielen Wunden, da kam noch zur rechten Zeit Hülfe. Seine Getreuen, durch das heldenmüthige Beispiel ihres Fürsten angefeuert, stürzten mit solcher Wuth auf den durch die seltene That erschütterten Feind, daß ein großer Theil desselben niedergehauen oder gefangen genommen wurde; nur Wenige entkamen durch die Flucht.

Noch eine zweite nicht minder tapfere und erfolgreiche That wird von dem Markgrafen in demselben Kriege erzählt. Mit einer verhältnißmäßig geringen Schaar von Kriegern belagerte er die Stadt Gräfenberg. Unerwartet schritt er zum Sturm; er selbst nahte der Stadt, da wo die Mauern am höchsten, der Graben am tiefsten war. Zuerst sprang er von der erstiegenen Mauer in die Stadt, doch, da ihm seine Treuen nicht mit gleicher Schnelligkeit folgen konnten, sah er sich bald von einer großen Zahl von Feinden umringt. Dennoch gab er sich nicht verloren. Indem er, wie Alexander der Große in ähnlicher



F. v. Schiller del.

Stichtich v. Carl Meyer v. Kunst-Anstalt in Nürnberg

Markgraf Albrecht Achilles erobert die  
Nürnberg'sche Fahne.

Lage, den Rücken durch einen Baum deckte, wehrte er die eindringenden Feinde so lange ab, bis es auch den Seinigen gelang, die Mauern zu übersteigen, ihren Fürsten zu retten und die Eroberung der Stadt zu sichern.

Alein von seinen Bundesgenossen nicht nach Wunsch unterstützt, selbst von dem Kaiser und dem Papste aufgefordert, wegen der Gefahr vor den Türken den Streitigkeiten innerhalb des Reiches zu entsagen, bot er seine Hand zu einem ehrenvollen Vergleich, ohne die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen. Ueberhaupt erwies sich Albrecht als ein treuer Anhänger des Kaisers, obwohl, wie wir schon oben gesehen haben, jener nicht immer die Sache des hohenzollernschen Fürstenhauses mit eben demselben Eifer ergriff. Dem Kaiser hatte er nicht nur auf Kriegszügen, sondern auch durch sein Geschick in diplomatischen Unterhandlungen gebient; auch hierin glich er seinem erlauchten Vater, und wie dieser dem Kaiser Siegmund bei allen wichtigen Angelegenheiten rathend zur Seite gestanden hatte, so ward der heldenmüthige Sohn allgemein als die rechte Hand Kaisers Friedrich III. angesehen. Sehr gütig hatte die Natur den seltenen Fürsten mit ihren Gaben bedacht. Sein Geist war reich gebildet und in dem Grade offen für seine ritterliche Sitte, daß sein Hof nächst dem des mächtigen Herzogs von Burgund als der gebildetste und glänzendste in Europa gerühmt wurde. Der Kirche widmete zwar auch er, wie seine Stammverwandten, willig die erforderlichen Dienste, doch war er von jedem Vorurtheile in dieser Sphäre frei und wußte seine weltlichen Rechte gegen jeden Eingriff derselben auf das Nachdrücklichste zu schützen; ja er ließ sich in solchen Fällen selbst nicht durch den Bannstrahl schrecken.

Dieser seltene Fürst war nun berufen, die Regierung der Mark Brandenburg zu übernehmen und die Rechte derselben zu wahren, welche von manchen Seiten, wie wir gesehen haben, empfindlich beschränkt erscheinen. Besonders war der Streit mit Pommern wichtig. Deshalb sorgte Albrecht umsichtig dafür, daß sogleich in dem Lehnbriefe die Rechte des Kurfürstenthums auf Pommern und Mecklenburg gewahrt wurden; ja er veranlaßte den Kaiser, welcher zu wiederholten Malen widersprechende Anordnungen in diesen Angelegenheiten gegeben hatte, durch seine geschickt geführten diplomatischen Unterhandlungen, dem Herzoge von Wolgast in den bestimmtesten Ausdrücken die Huldigung anzubefehlen. Er selbst freilich konnte nicht sogleich in den neuen Landen erscheinen, da ihn die Sorge für die fränkischen Besitzungen zu sehr in Anspruch nahm. Auch noch im folgenden Jahre stellte sich dem unverzüglichen Abgange in die Mark ein wichtiges Hinderniß entgegen, denn bei dem Tode seines Bruders Friedrich II., welcher am 10. Februar 1471 gestorben war, hielt ihn die Sorge für das feierliche Begräbniß noch eine geraume Zeit zurück.

An der Stelle Albrechts hatte der Erbprinz Johann die Verwaltung des Kurfürstenthums übernommen; er war überhaupt dazu bestimmt, die Regierung daselbst zu führen, da den Kurfürsten selbst die Angelegenheiten des Reiches und seiner fränkischen Besitzungen zu sehr in Anspruch nahmen. Es kam auch

wohl ein zweiter Umstand dazu. Albrecht war sechsundfunfzig Jahr alt, als ihm sein Bruder das Kurfürstenthum überließ, und zu sehr an die Lebensweise des reichen und gebildeten Frankenlandes gewöhnt, als daß ihn die arme Mark und die rauhen Sitten ihrer Bewohner hätten anziehen sollen. Wie wenig ihm die neuen Unterthanen und ihre Lebensweise gefielen, lernen wir aus einer gleichzeitigen Darstellung von den Hulbigungsfeierlichkeiten zu Salzwebel. In großen Backtrögen wurde dem Landesherrn und seinen Räten Confekt vorgesetzt, und zum zweiten Gange Bohnentuchen mit Mandeln und Ingwer; zum Getränk dazu abgellärter und gewürzter Landwein nebst Einbeckischem Biere. Alles aber, was von der Tafel kam, verschwand blickschnell unter den Händen der fränkischen Dienerschaft, welche, dem Bericht nach, eine förmliche Plünderung in Bezug auf die Vorräthe an Lebensmitteln anstellten, während vornehme, ablige Herren, die sich ebenfalls zur Hulbigung eingestellt hatten, weder Einladung zur Tafel erhielten, noch überhaupt zur Theilnahme an dem Feste zugezogen wurden; ja man ließ sie sogar, lautet der Bericht darüber, während der Kurfürst bei Tafel saß, an dem Kamine stehen, ohne ihre Anwesenheit irgend wie zu beachten. Wie sehr hatten sich die Zeiten seit der ersten Ankunft Friedrich I. geändert!

Eine so geringe Berücksichtigung angesehenen Männer läßt sich kaum erklären; vielleicht war sie die Folge neuer Gewaltthaten, die sich der Adel in den märkischen Ländern herausgenommen hatte, und welche Albrecht auf diese Weise rügte. So viel ist gewiß, daß die Märker sich keiner Vorliebe ihres neuen Herrn rühmen durften. Seine sonstigen Pflichten als Landesfürst erfüllte Albrecht aber mit rühmlichem Eifer, namentlich in der pommerischen Angelegenheit. Es bedurfte auch hier der größten Entschiedenheit, da der Kaiser trotz seines ausdrücklichen Befehles seinen Bevollmächtigten die Weisung gegeben hatte, die Streitsache zwischen den beiden Parteien zu vermitteln. Allein auch dies nützte nichts, denn die Herzöge von Wolgast wollten auch nicht den billigsten Vorschlägen das Ohr leihen. Nun wurde zu ernstlichen Maßregeln gegriffen. Man rüstete von beiden Seiten. Kurfürst Albrecht drang mit einem bedeutenden Heere in Pommern ein, eroberte mehrere Orte, und belagerte die Stadt Pyritz, in welcher Bogislaw, der Sohn Herzogs Erich II., befehligte, ein junger Fürst von ehrliebendem Sinne und tapfern Herzen, welcher die Sache seines Hauses muthig gegen die Ansprüche der märkischen Gebieter vertheidigte. Allein Kurfürst Albrecht war ein gewandter Kriegsherr. Bogislaw, der sich vergebens durch einen kühnen Ausfall zu retten versuchte, ward mit Verlust in die Stadt zurückgetrieben und entkam nur durch List, indem ein armer, der Dertlichkeiten um die Stadt kundiger Bauer ihn mit großer Gefahr durch das feindliche Lager führte.

Da es dem Kurfürsten daran lag, diese Angelegenheiten so bald als möglich zu beenden, weil die innern Zustände der Mark in Bezug auf finanzielle Verhältnisse und die öffentliche Sicherheit seine Aufmerksamkeit vor Allem in



Anspruch nahmen, und ihn überdies wichtige Reichsangelegenheiten an des Kaisers Hof riefen: so sah er es gern, daß die Herzöge von Mecklenburg einen Frieden vermittelten (1472), durch welchen er in der Hauptsache seine Wünsche erreichte. Die pommerschen Herzöge waren in der That willig, sich der ihnen zugemutheten Lehenspflicht zu unterziehen. Zur Befestigung des Vertrages, der in Prenzlau abgeschlossen wurde, verabredete man die Vermählung des jungen Herzogs Bogislaw mit Margarethe, der Tochter des Kurfürsten Friedrich II.

Nun konnte Albrecht ungestört für die Verbesserung der landesherrlichen Finanzen sorgen. Trotz der umsichtigen Verwaltung der beiden ersten hohenzollernschen Herrscher waren noch viele Schlösser und Zölle verpfändet, manche erhebliche alte Schuldforderungen noch nicht getilgt, was unter andern auch aus den Gesuchen des Erbprinzen Johann, dem während seines Vaters Abwesenheit die Landesverwaltung übertragen war, hinlänglich hervorgeht. Daher berief der Kurfürst die Stände, sie bestanden damals aus Prälaten, Herren, Rittern und Städten, nach Berlin zu einem allgemeinen Landtage, um sie zur Uebernahme eines Theiles wenigstens von diesen Schulden zu bewegen. Diese Maßregel war in so fern neu, als bisher die Fürsten bei solchen Gelegenheiten mit jeder Vogtei oder Landschaft, so wie mit den einzelnen Städten gesondert, wegen solcher Beiträge zur Erleichterung der Gemeinlasten verhandelt hatten. Allerdings erscheint es geeigneter, dergleichen Angelegenheiten durch gemeinsame Berathung abzumachen, weil sich wohl nur auf diese Weise die Dringlichkeit des Bedürfnisses, so wie die Zweckmäßigkeit der zur Abstellung derselben vorgeschlagenen Mittel richtig beurtheilen läßt; allein andererseits trägt auch diese Form manches Bedenkliche an sich, da die Regierung bei den vereinten Landständen auf um so stärkeren Widerstand stoßen kann. Kurfürst Albrecht rechnete auf seinen persönlichen Einfluß und täuschte sich auch in dieser Rechnung nicht. Obgleich die geforderte Summe sich auf 100,000 Gulden belief, und demnach für jene Zeit gar nicht unbedeutend war, fanden sich doch die Stände zur Uebernahme derselben bereit, und zwar in der Weise, daß auf die Städte 58,000 Gulden, das Uebrige auf die andern Stände fiel. Dieser Vertrag wurde später dahin abgeändert, daß zwischen den Städten und andern Ständen die Summe getheilt wurde, der Landesherr selbst aber den letzteren eine Entschädigung von 20,000 Gulden versprach. Diese Entschädigung freilich fiel dem gesammten Lande zur Last, da sie auf einen neuen Zoll, der in der Mark eingeführt werden sollte, angewiesen war. Forderungen obiger Art von Seiten des Landesherrn an die Stände zum gemeinen Nutzen des Landes nannte man Beden, statt deren also diesmal eine allgemeine Landbede, die erste in unsern Marken eintrat; offenbar ein Fortschritt in der Regelung der Finanzangelegenheiten des Landes.

Bei dieser allgemeinen Landbede fiel natürlich der größte Theil der Last auf die Städte, denn da die Prälaten, Herren und Ritter persönlich zollfrei waren, so hatten die Städte den hauptsächlichsten Theil der Steuer zu tragen.

Vergebens beriefen sie sich auf ihre alten Privilegien, die sie vor jeder Einführung eines neuen Zolles schützten; denn der vorsichtige Fürst hatte sich eine besondere Ermächtigung vom Kaiser zur Einführung von Steuern bewilligen lassen, durch welche er jeden weitem Widerspruch niederschlug. Als die Städte sich auch hierauf noch nicht fügen wollten, wurde die Sache dem Urtheil der Stände anheimgegeben, die natürlich zu Gunsten des Landesherrn erkannten; und wenn auch die kurfürstlichen Beamten bei der Erhebung der Steuer auf Widersegligkeit stießen: so waren doch die Ansprüche des Landesherrn rechtlich anerkannt und boten Anhaltspunkte genug, um seinen Einfluß auf diesem Gebiete in der Zukunft zu erweitern. Jedenfalls erweist uns das feste Auftreten Albrecht's in diesen Angelegenheiten, daß die Zeit gekommen war, wo die Unabhängigkeit der Stände aufhören und die Kraft des Landes sich in den Händen des Fürsten concentriren sollte.

Die Städte jedoch fühlten diese Beeinträchtigung ihrer alten Freiheiten in Bezug auf materielles Wohlsein nicht sehr, da der Kurfürst auf anderer Seite für ihren Vortheil sorgte, indem er kräftige Maßregeln nahm, um allen Friedensstörungen im Lande ein schnelles Ende zu machen; denn immer noch lebte hier und da die Lust wieder auf, unter dem Vorwande von Fehden Gewalththaten im Lande auszuüben und sich auf Kosten des Handel treibenden Bürgers zu bereichern. Dem kräftigen Regenten, der dem Lande Schutz verlieh, fügte man sich daher auch in sonst nicht berechtigten Forderungen.

Mit Sorgfalt wahrte Kurfürst Albrecht alle Rechte seiner Staaten, welche aus Verträgen seiner Vorfahren hervorgingen. So erneuerte er (1473) die bestehenden Erbverträge mit Sachsen und Hessen; ja er schloß auch mit Böhmen eine Erbvereinigung. Auf die Regelung der Erbfolge in seinen Hausbesitzungen war er zeitig bedacht. Zu diesem Zwecke stiftete er die bekannte Hausordnung (1473), welche im Allgemeinen für die späteren Zeiten die hohenzollernsche Familie festgehalten hat. Durch dieses Familienstatut theilte er seine sämmtlichen Besitzungen in drei Theile: die Mark Brandenburg, das Land auf dem Gebirge oder Baireuth, und das Land unterhalb des Gebirges oder Anspach, die fränkischen Länder also in der Art, wie er selbst und sein ältester Bruder Johann sie besaßen hatten. Die Mark Brandenburg war seinem ältesten Sohn Johann bestimmt, die fränkischen Länder den jüngeren Prinzen Friedrich und Sigismund. In Bezug auf die Aussteuer der Prinzessinnen des Hauses wurde als Maximum die Summe von 10,000 Gulden festgestellt. Auch für Prinzessinnen, welche unverheirathet blieben und im geistlichen Stande ihr Unterkommen suchten, war ein Leibgedinge von jährlich 200 Gulden ausgesetzt, den Prinzen dagegen, bis sie etwa zu einem Bisthume gelangten, ein jährliches Einkommen von 1000 Gulden.

In den nächstfolgenden Jahren wurde Kurfürst Albrecht durch den Anspruch, den sein kaiserlicher Herr auf seinen Rath und Beistand machte, von aller persönlichen Einwirkung auf die Angelegenheiten seiner Länder abgehalten. In Eöln waren Streitigkeiten zwischen dem Bischof und seinen Unterthanen entstanden.

Während der Kaiser eine Vermittelung anordnete, war der kühne Herzog von Burgund mit Heeresmacht gegen die Stadt vorgebrungen, um den Kurfürsten, seinen Schützling, dem Kaiser und Reiche zum Trog, mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Nach unverdächtigen Zeugnissen der Zeit war es Kurfürst Albrecht, der an der Stelle des kraftlosen Friedrich für die Würde des Reiches sorgte. An der Spitze der Reichstruppen hielt er den stolzen Herzog im Schach und zwang ihn durch seine Beharrlichkeit zu einem Vergleich, in Folge dessen er sich jeder Gemischung in diese Angelegenheiten des Reiches zu enthalten versprach (1475).

Während der Abwesenheit des Kurfürsten hatten sich die Angelegenheiten der Mark Brandenburg in Beziehung auf die benachbarten Staaten wesentlich getrübt. Auf zwei Seiten, nämlich von Pommern und Schlesien aus, drohte gefährlicher Krieg.

In Pommern nämlich war im Jahre 1474 Erich II., der schwache Fürst, welcher sich den Prenzlauer Vertrag hatte gefallen lassen, gestorben. Ihm folgte sein Sohn Bogislaw X., von welchem schon oben die Rede gewesen ist, ein kühner und kriegslustiger junger Mann, der, ob schon von seiner unnatürlichen Mutter hinsichtlich seiner Erziehung auf das Empfindenste vernachlässigt, sich dennoch durch eigene Charakterstärke zu einem würdigen Fürsten herangebildet hatte. Den stolzen jungen Mann schmerzte die Unterordnung, in welche Pommern zu Brandenburg durch den obengedachten Vertrag gekommen war, und da ihn außerdem sein Oheim Bratislaw auf jede Weise zum Bruche reizte, so setzte er sich sofort in Stand, mit den Waffen in der Hand seine volle Selbstständigkeit zu behaupten. Der Kurprinz Johann, welcher damals die Stelle seines Vaters in der Mark vertrat, und dem die Bewegung in dem Nachbarlande nicht entging, rüstete seinerseits auch und besetzte die Stadt Garz, um nicht durch unvermutheten Ueberfall in Nachtheil zu gerathen. Zu gleicher Zeit meldete er seinem Vater die drohende Gefahr. Der Kurfürst kam auch wirklich noch in dem Jahre 1476 nach der Mark. Bei dieser Gelegenheit scheint jene Zusammenkunft mit dem jungen Herzog Bogislaw stattgefunden zu haben, von welcher Rangow in seiner pommerschen Chronik erzählt. Beide Fürsten nämlich besprachen sich in Prenzlau über die gütliche Schlichtung der zwischen ihnen obwaltenden Streitigkeiten, wobei die Herzoge von Mecklenburg wiederum die Stelle der Vermittler übernahmen. Die Verhandlungen waren in dem besten Gange, doch scheint der Kurfürst die Angelegenheiten der persönlichen Huldigung nicht ausdrücklich betrieben zu haben. Als nun die Unterhandlungen geschlossen waren, reichte Albrecht dem jungen Herzoge mit den Worten: „Lieber Oheim, hiermit leihe ich Euch Land und Leute,“ die Hand. So scherzhaft dieses Wort klang, hätte sich doch vielleicht später ein bestimmter Anspruch darauf gründen lassen; allein der junge Fürst, welcher schon mit Mißtrauen zu den Unterhandlungen gekommen und gar sehr auf seiner Hut war, stieß die in so zweideutiger Weise ihm dargebotene Rechte mit seinem gewöhnlichen derben Fluche: „Da sollen ja die seven Düvel durchfahren“, zurück, schwang sich aufs Pferd und

ritt zu seinem Oheim Bratislaw, welcher um Basewall herum mit seinem Kriegsvolk lag und im Geheim das Feuer zu hellem Ausbruch schürte. Diesmal aber gelang es ihm nicht, denn die Herzöge von Mecklenburg wußten den Unwillen des jungen Fürsten zu dämpfen. Albrecht empfing ihn mit freundlicher Miene und that, als ob das Ganze auch nur ein unschuldiger Scherz gewesen wäre. „Herz Oheim, sagte er zu Bogislaw, Ihr habt einen Hixkopf und laßt Euch bald irren“. „Ja, erwiderte dieser, ich bin also nicht gut zu flechten“.

So waren denn allerdings die Streitigkeiten für den Augenblick geschlichtet, doch die gegenseitigen Ansprüche stießen zu hart auf einander, als daß die Einigung lange hätte dauern können. Ueberdies diente die Ehe Bogislaw's mit der Markgräfin Margarethe weniger zur Befestigung als Störung des guten Vernehmens zwischen beiden Theilen, auch blieb sie kinderlos. Dieser Umstand erregte sogar bei dem Herzoge den schweren Verdacht, man habe seine Gemahlin absichtlich mit Arzneien so zugerichtet, daß sie ohne Erben bliebe, und so sein Land an die Mark Brandenburg fiel. Deshalb währte auch das friedliche Verhältniß nicht allzu lange. Die Störung desselben ging von dem Herzog Bratislaw aus, der sich durch einen listigen Anschlag der Stadt Garz bemächtigte. Befehlshaber dieser festen Stadt war ein tapferer märkischer Ritter, Werner von Schulenburg. Dieser gab seiner Mannschaft einen festlichen Kindtauschmaus, wobei es sehr hoch hinging. Am folgenden Tage in aller Frühe erwartete man Zufuhr von Hafer aus der Umgegend. Diese Umstände benutzte der verschlagene Bratislaw. Acht große Wagen wurden mit Kriegskleuten beladen und oben leicht mit Stroh bedeckt, die Führer der Gespanne als Bauern gekleidet. So nahte man sich den Thoren der Stadt, deren Besatzung größtentheils im tiefsten Schläfe lag, während sich in der Stille der Nacht von allen Seiten her eine ziemlich starke Kriegsmannschaft sammelte. Die List glückte. Die Kriegskleute, welche auf den Wagen durchs Thor gelangt waren, besetzten dasselbe und hielten den Einzug für ihre Gefährten offen, die nun mit lautem Geschrei von allen Seiten heranstürmten. Da erwachte der überlistete Befehlshaber, welcher allerdings gestehen mußte, daß er diesmal zu lange geschlafen habe. Noch versuchte er sich zu vertheidigen, allein es war zu spät, und Alles, was er erlangen konnte, war ein ehrenvoller Abzug mit seiner Mannschaft. In der Art führte man damals den Krieg.

Der Kampf entbrannte nun auf das Heftigste. Auch Pöckenig fiel in die Hand der Feinde, und da um dieselbe Zeit noch dazu ein Krieg mit dem Herzog von Sagan ausgebrochen war, von welchem wir später erzählen werden: so kam der Statthalter, dem es überhaupt an den nöthigen Mitteln in seiner Verwaltung fehlte, gar sehr ins Gedränge. Jetzt durfte der Vater nicht länger zaudern, dem hart bedrohten Lande seine persönliche Hülfe zu gewähren. Sogleich ließ er ein Manifest ergehen, durch welches er die Herzöge von ihren Gewaltthaten abmahnte und zur Beobachtung der beschworenen Verträge aufforderte, doch blieb dieser Schritt erfolglos. Da griff der Kurfürst zum

Schwerter, und wie er in seinem Manifeste verkündet hatte: „Wer uns das Unfere nimmt, der hat uns das Seine erlaubt“, drang er gegen seine Feinde vor. Er nahm nicht nur Böhmen wieder ein, sondern eroberte auch mehrere pommerische Orte und ließ weit und breit dem Lande die Gewaltthaten seiner Fürsten entgelten. In demselben Jahre noch starb Herzog Bratislaw (1478), allein dieser Todesfall endete noch nicht den Krieg. Bogislaw setzte ihn noch bis ins folgende Jahr fort und scheint sich tapfer gewehrt zu haben, denn Garz wenigstens blieb in seinen Händen, obgleich er einige andere Städte und Schlösser verlor. Auf Grundlage des Prenzlauer Vertrages wurde ein Frieden abgeschlossen, und der künftige Anfall Pommerns an Brandenburg anerkannt. Ueber die Frage der persönlichen Lehns-huldigung scheint man wiederum hinweggegangen zu sein.

Unterdessen hatte ein zweiter Krieg, den ebenfalls eine Aussicht des markgräflichen Hauses auf Vergrößerung seiner Macht hervorgerufen, die märkischen Gegenden selbst mit schwerer Gefahr bedroht. Kurfürst Albrecht hatte seine Tochter Barbara, obgleich erst 10 Jahr alt, im Jahre 1472 mit Heinrich II., Herzog von Glogau, verlobt und zwei Jahre darauf sogar vermählt. Unvermuthet starb Herzog Heinrich schon im Jahre 1476, nachdem er kurz vor seinem Tode die junge Fürstin als Erbin seiner Lande eingesetzt hatte. Die Streitfache wurde bald sehr verwickelt, da zwei Könige das oberlehnsherrliche Recht über die Hinterlassenschaft in Anspruch nahmen, nämlich Wladislaw, König von Böhmen, und Mathias, König von Ungarn, Ersterer wegen des seit einem Jahrhundert schon bestehenden Lehnsverhältnisses zwischen Schlesien und Böhmen, Letzterer, weil er Schlesien erobert hatte. Ueberdies trat noch ein Dritter, der Herzog Hans von Sagan, ein Verwandter des verstorbenen Herzogs Heinrich auf, der die Gültigkeit des Testaments eben so wie den rechtmäßigen Rückfall des Lehns an irgend einen Oberlehnsheerrn, so lange er und seine Nachkommen lebten, in Abrede stellte, obgleich ihn selbst ein Hausvertrag von der Erbschaft ausschloß.

Mathias unterstützte die Absichten des Herzogs Hans von Sagan; er wies deshalb die Glogauer durch den Bischof Rudolph von Breslau an, seinem Schützling zu huldigen, ein Plan, der durch die Festigkeit des märkischen Berwiesers in Glogau, Otto von Schenk, vereitelt wurde. Weder der Bann von Seiten des geistlichen Herrn, noch der Drohbrief des Königs Mathias vermochte etwas auszurichten. Dagegen hatte der umsichtige Kurfürst, um seiner Familie die wichtigen Ansprüche möglicher Weise zu erhalten, die verwitwete Tochter mit dem König Wladislaw verlobt und die Stände des Herzogthums Glogau an ihn als den künftigen Gemahl seiner Tochter zur Huldigung gewiesen.

Herzog Hans ließ darum seine Ansprüche noch nicht fallen, sondern im Vertrauen auf den Beistand des mächtigen Mathias von Ungarn glaubte er auch mit Erfolg den Weg der Waffen versuchen zu können, zumal da der brandenburgische Berwieser durch Schroffheit seines Benehmens sich verhaßt gemacht hatte. So gelang es dem Herzog, den größten Theil der Stände zur

Sulbigung zu bewegen (1476). Im folgenden Jahre wurde der Krieg mit großem Nachdruck von Seiten des Herzogs Hans geführt und auch mit Vortheil, da dem Markgrafen Johann die nöthigen Mittel fehlten, und der König von Böhmen es an aller Anstrengung fehlen ließ. Nach und nach fielen die meisten Städte dem Feinde in die Hand, und nun sollte die Mark Brandenburg selbst die Leiden des Krieges empfinden. Die Vorstädte von Grossen wurden verbrannt und Frankfurt belagert. In dieser Stadt befand sich der Kurprinz selbst mit der Hauptmacht, die aber dem Feinde nicht gewachsen gewesen zu sein scheint, da sich der junge Fürst bei seinem Vater um diese Zeit beklagte, daß bei Weitem nicht alle Unterthanen dem landesherrlichen Aufgebote nachgekommen wären. Dessenungeachtet wagte er einen Ausfall, wurde jedoch von dem Gegner mit Verlust zurückgedrängt und verlor die sehr ansehnliche Zahl von 350 Mann an Gefangenen. Vorstädte und Oberbrücke wurden in Brand gesteckt, aus der ganzen Nachbarschaft das Vieh fortgetrieben, weit und breit trafen Brandschätzungen die hart mitgenommene Nachbarschaft.

Nach einem so schweren Unfall glaubte der Statthalter sich nur durch die Hülfe des Vaters aus seiner Bedrängniß retten zu können, doch dieser hatte härtere Schläge in seinem kriegerischen Leben erdulden müssen, als daß er nicht jeglichen Schein einer schwächlichen Zaghaftigkeit gemißbilligt hätte. „Ihr habt nicht mehr denn einen Fürsten zum Feind, schrieb er seinem Sohne, da ein König und siebzehn Fürsten unser Feind waren und wir wohl zehn Städt und Schloß verloren hatten, auch unsere Ritterschaft dreißig Sitz, und lagen mit vier Heeren auf uns; der König von Behaim an einem End, der von Bamberg, Pfalz und Herzog Otto am andern End uf dem Gebirg, die bairischen Herren am dritten End und der Bischof und die behmischen Söldner am vierten End, und hatten alle an den vier Enden ob vierzigtausend Menschen in Sold. So hatten unsre Freunde am Rhein ein Schlagen verloren und lagen im Stocken, und mußt unser Bruder selig von uns reiten, und war all unser Macht mit über tausend Pferd und fünftausend zu Fuß der unsern, denn die andern all in Städten und Schloffern mußten sein, die zu bewahren. — Noch dann half Gott, daß wir eine ehrliche Nichtigkeit erlangten, und wollt ehr todt sein, dann daß wir eine schändliche Nichtigkeit usgenommen.“

In diesen Zügen malt sich treffend der hochherzige Charakter des kriegerischen Fürsten; es ist derselbe hohe Sinn, welcher Friedrich Wilhelm und Friedrich II. in drangvollen Tagen erhob, und welcher stets auf den Ruf ihrer edlen Fürsten der Preußen Herzen entflammte. Ob er seinem Sohne Hülfe gesendet, oder ob dieser, durch den väterlichen Verweis angestachelt, seine Anstrengungen zur Befreiung des Landes verdoppelt hat, läßt sich aus den vorhandenen Berichten nicht ersehen; doch gewiß ist es, daß Herzog Hans von Frankfurt nach Reppen und Drossen zurückging, und daß hier fürs Erste seine siegreichen Züge ein Ende nahmen. Die Bürger dieser Städte vertheidigten sich nämlich gegen alle Angriffe des Feindes sehr tapfer, ja zuletzt wurde ein allge-

meiner Sturm auf eine sehr nachdrückliche Weise dadurch zurückgewiesen, daß die Weiber große Kessel voll heißen Breies auf die Mauern schleppten und diesen den Stürmenden auf die Köpfe gossen; wenigstens hat sich aus jenen Zeiten die Sage von diesem Ausgange in folgenden Versen

Herzog Hans von Sagan ohne Leute und Land,  
Hat sich vor Drossen das Maul verbrannt,

noch bis jetzt im Munde des Volkes erhalten. Die schimpfliche Niederlage des Herzogs erregte um so mehr die allgemeine Zufriedenheit, da er als ein Fürst von falschem und grausamen Sinne von allen Seiten Haß und Widerwillen sich zugezogen hatte.

Der Krieg brach im folgenden Jahre mit neuer Heftigkeit aus, doch diesmal bedrohte er die Mark Brandenburg von einer andern Seite, denn der Felshauptmann des Herzogs, Johann Kuck, ein Böhme, drang von der Südseite hinein und bemächtigte sich durch eine ähnliche Kriegeslist, wie oben bei der Einnahme von Warz erzählt ist, der Stadt Belzig, als dort gerade ein großer Markt abgehalten wurde (1478). Die Bürger der Stadt wurden mit schrecklicher Grausamkeit behandelt. Der letzte Streich nahm aber ein für die Feinde verberbliches Ende, denn Markgraf Johann zog sich sofort mit großer Streitmacht und starkem Belagerungsgeschütz vor die Stadt. Kuck mußte sich ergeben, nachdem er eine große Anzahl seiner Streiter verloren; ihm selbst ward der verdiente Lohn durch den Tod, da er gegen die unglücklichen Einwohner der Stadt gegen alle Kriegesgesetze gehandelt hatte. Dieser zweite Unfall veranlaßte den Herzog Hans zu neuen Unterhandlungen und zu einem Waffenstillstand, den er aber nur deshalb abgeschlossen zu haben scheint, um Kräfte zu einem nachdrücklicheren Angriff zu sammeln. Bald rückte er wieder gegen die Stadt Crossen vor, ließ dort die Brücke abbrennen, alle Weinstöcke zerhacken, und verwüstete sieben Tage hindurch das ganze Land um die Stadt Götbus herum. Da sollte ihn endlich die verdiente Strafe treffen. Der Kurfürst selbst war auf dem Schauplatz des Krieges angelangt und hatte sein Hauptquartier um Frankfurt genommen. Unverzüglich rückte er gegen die Verwüster seines Landes vor; zwar suchte Herzog Hans durch persönliche Unterrebung den drohenden Schlag abzuwenden, doch kam es zu keiner Einigung. Dagegen trafen sich die beiden Fürsten zwischen Crossen und Freystadt in offenem Felde. Kurfürst Albrecht, obgleich schon hochbetagt, bewährte seinen alten Kriegsrühm. Fast die ganze Reiterei des Herzogs ward in Stücke gehauen, das Fußvolk gefangen, nur Wenige retteten sich mit ihrem Anführer durch die Flucht. Mit diesem glorreichen Siege wäre ohne Zweifel der Streit für Albrechts Hoffnungen günstig entschieden gewesen, wenn nicht Mathias jetzt kräftiger für seinen Schützling aufgetreten wäre, und wenn der König von Böhmen gethan hätte, was Pflicht und Ehre von ihm verlangten. Während Letzterer es an jeder Unterstützung fehlen ließ, sandte jener dem Herzog Hans 1800 ungarische Husaren zur Hülfe. Daher begann auch bald wieder der Kampf, beschränkte sich jedoch nur auf räuberische

Ueberfälle. Allein auch König Mathias wurde von jeder ernstern Theilnahme an dieser Fehde durch einen Krieg mit den Türken abgehalten, und Herzog Hans, zu schwach für sich allein, um von seinen Waffen gegen den erprobten Kriegsfürsten Erfolg zu hoffen, schlug wiederum den Weg der Unterhandlung ein; doch auch diesmal, wie es scheint, nur um Zeit zu gewinnen, denn kaum hatte der Kurfürst seine märkischen Länder verlassen, so drang er von Neuem mit seinem Kriegsvolk vor, bis König Mathias, der Glogau seinem natürlichen Sohne Johann Corvinus bestimmt hatte, dem unruhigen Fürsten mit einem Aufgebot der schlesischen Stände drohte. Nun endlich ward ein Vergleich abgeschlossen, nach welchem der Herzogin Barbara, ihrem Vater, dem Kurfürsten, und seinen Erben die Städte Crossen, Jülichau, Sommerfeld und Bobersberg als Unterpfand für eine Abfindungssumme von 50,000 Dukaten, welche man schon früher angeboten hatte, überlassen wurden (1482). Der König behielt sich, wie bei den meisten Vergleichern der Art zu jener Zeit, das Einlösungsrecht vor, doch da nie darüber eine Unterhandlung angeknüpft wurde, Mathias selbst aber ohne Erben starb, so blieb wenigstens dieser Theil der Glogauschen Hinterlassenschaft dem kurfürstlichen Hause als eine Frucht der standhaften Vertheidigung. Herzog Hans, welchem bei diesem Vergleiche der größte Theil des streitigen Gebietes zu Lehn gegeben war, erhielt wenige Jahre nach diesem für ihn so glücklichen Ausgange die verdiente Strafe für seine mannigfachen Frevel und Gewaltthaten, denn er zerfiel von Neuem mit seinem ehemaligen Beschützer, dem Könige von Ungarn, ward mit den Waffen aus seinem Besitze vertrieben und irrte bis zu seinem Tode in fremden Ländern als heimathloser Verbannter umher.

So war denn die Sicherheit der Mark Brandenburg nach Außen hin durch das eben so tapfere als staatskluge Benehmen des Kurfürsten auf eine ehrenvolle Weise gesichert; allein auch die innern Verhältnisse derselben erforderten seine ernste Berücksichtigung, denn während der blutigen und Anfangs mit wechselndem Glücke geführten Fehden war in einigen Theilen der Mark die alte Lust, durch Selbsthülfe Fragen des Rechtes zu entscheiden und unter diesem Vorwande sich fremdes Eigenthum anzueignen, lebhaft wieder erwacht. Besonders zeichnete sich die Ritterschaft der Altmark und Briegnitz zu jener Zeit durch ihre letzten Raubzüge aus. Der Kurfürst übertrug die Sorge für die Abstellung dieser Frevel dem Statthalter Johann. Dieser sendete zwei zuverlässige Diener, den Landeshauptmann der Altmark und den Bischof von Havelberg gegen die Landesbeschädiger, welche auch ihren Auftrag zur Zufriedenheit ihres Fürsten vollzogen; denn funfzehn Burgen wurden gebrochen und an den Uebelthätern die verdiente Strafe vollzogen. Freilich werden wir auch noch später Gelegenheit haben, zu sehen, daß dieses alte Uebel nur für den Augenblick gedämpft, nicht mit der Wurzel ausgerissen war.

In den letzten Jahren seines ruhmreichen Lebens nahm Kurfürst Albrecht keinen wesentlichen Antheil mehr an der Führung der Reichsangelegenheiten, da er sich gewiß hinlänglich überzeugt hatte, daß für den schlaffen und thatunkräftigen



Oberherrn jegliche Anstrengung verloren war. Fast ohne Widerstand wich Friedrich III. vor dem Könige von Ungarn selbst aus seinen östreichischen Erbländern zurück und schlug sein kaiserliches Hoflager, um wenigstens für seine Person Sicherheit zu haben, bei befreundeten Fürsten des südlichen und mittleren Deutschlands auf. Bei diesem Umzuge ward er vom Kurfürsten Albrecht auf würdige Art in seiner Residenz Anspach empfangen. Hier wahrscheinlich wurde zwischen ihnen die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum römischen König verabredet, welche im Jahre 1486 zu Frankfurt stattfand, und an welcher der Kurfürst einen lebhaften Antheil hatte. Zum letzten Mal entfaltete er hier den Glanz seiner fürstlichen Macht, die er so trefflich auch in der äußeren Erscheinung darzustellen verstand. Obgleich von der Last der Jahre so gebeugt, daß er sich in die Bartholomäus-Kirche, wo die Wahl stattfinden sollte, auf einem Sessel tragen lassen mußte, war er doch die Seele aller Verhandlungen. Die Königswahl Maximilians ward trotzdem, daß die Könige von Böhmen und Ungarn, mit dem von Frankreich verbunden, entgegenarbeiteten, dennoch durchgeführt. Dies war der letzte Akt seiner öffentlichen Wirksamkeit. Noch auf dem Reichstage endete er sein ruhmvolles Leben in dem Predigerkloster zu Frankfurt, wohin er sich täglich tragen ließ, um dem üblichen Gottesdienst beizuwohnen.

Kurfürst Albrecht war ohne Zweifel die glänzendste Erscheinung unter den Fürsten seiner Zeit. Schon sein Aeußeres löste Ehrfurcht ein, denn seine Gestalt, die weit über die gewöhnliche Menschengröße hinausging und von einer uner-schöpflichen Fülle der Kraft zeugte, ward noch erhöht durch ein edles und majestätisches Antlitz, dessen männliche Schönheit durch Narben, deren Spuren außerdem seinen ganzen Körper bedeckten, eher gewann als verlor. Der edle Stolz, mit welchem er stets auftrat, stand ihm wohl an, da er vollkommen begründet erschien durch seine männliche Kühnheit und seinen überlegenen Geist; denn außer seiner kriegerischen Vollkommenheit war er ein Freund geistiger Bildung, auch verstand er es, in allen Verhältnissen des Lebens diese höhere Bildung für den praktischen Gebrauch des Lebens auszubenten. Er war Freund glanzvollen Lebens, theils, weil sein ritterlicher Sinn sich an edlen und schönen Formen erfreute, theils, weil er in ihm die Erhöhung des fürstlichen Ansehens erkannte; denn trotz dieses Glanzes war er ein guter Haushälter und verstand es, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, weil er sie zur rechten Zeit verwandte, unglaublich viel auszurichten. Wohl selten hat es eine von allen Seiten her glücklicher begabte Natur gegeben. Obgleich persönlich mit allen den Helde-tugenden ausgestattet, in welchen die damalige Zeit den höchsten Ruhm eines Names als Ritter und Fürst suchte, besaß er die seltene Mäßigung, nur so weit diese glänzenden Eigenschaften auszubenten, als sie ihm nach vernünftiger Erwägung einen sichern Erfolg versprechen konnten, und mehr als einmal zog er rechtzeitige Unterhandlung dem Ruhme kühner Kriegsthaten vor. Und damit ihm kein Vorzug einer edlen Natur abgehen sollte, so erwies er stets einen frommen und gottergebenen Sinn, so wie die schulbige Achtung vor den Geboten

der kirchlichen Ordnung, ohne jedoch im Geringsten dabei seinen fürstlichen Rechten etwas zu vergeben. Wiewohl in einer Zeit und unter Umständen, so wie mit persönlichen Eigenschaften geboren, welche das damals in Deutschland herrschende Kaufrecht für seinen Vortheil und seine persönliche Befriedigung wünschenswerth erscheinen lassen konnte, belebte ihn stets ein wahrhaft staatsmännischer Sinn, und nur in der Herrschaft der Ordnung und des anerkannten Rechtes sah er den Quell fürstlicher Größe. Jedenfalls ist Kurfürst Albrecht eine der vollkommensten Erscheinungen in der glanzvollen Reihe der hohenzollernschen Fürsten. —

### Johann Cicero, 1486—1499.

Dem glänzenden Krieger und Staatsmanne folgte in der Regierung der märkischen Länder sein ältester Sohn Johann, die beiden jüngeren Prinzen Friedrich und Sigismund dagegen übernahmen der schon erwähnten Hausordnung gemäß die fränkischen Besitzungen. Wenn dieser Fürst auch nicht die außerordentlichen Gaben seines Vaters besaß, so erwies sich seine Regierung doch wohlthätig, auch war er schon seit geraumen Jahren durch seinen Aufenthalt in der Mark mit den Sitten, Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen der Bewohner vertraut, und als ihr besonderer Landesherr auch ausschließlich auf das Leben unter ihnen angewiesen, hatte er keine Vorliebe für andere Unterthanen.

Von seiner Regierung an haben die Kurfürsten aus dem hohenzollernschen Hause ununterbrochen ihren Sitz in der Mark Brandenburg genommen, und zwar wurde bald hieselbst Berlin ihre hauptsächlichste Residenz. Der beständige Aufenthalt des Fürsten brachte für das Land großen Segen, in Folge dessen die Uebelstände, über welche man bisher geklagt hatte, schnell und leicht verschwanden.

Johann, wegen seiner ansehnlichen Leibeslänge der Große genannt, auch wohl Cicero, weil er sich sehr geschickt in der lateinischen Sprache auszudrücken wußte, war ein in jeder Beziehung achtungswerther Fürst. Strenge Gerechtigkeitssiebe und Sparsamkeit, deren hohen Werth er schon zu Zeiten seiner Statthalterschaft unter dem in diesem Punkte strengen Vater kennen gelernt hatte, bildeten den Grundzug seiner wohlthätigen Regierung.

Als Prinz war es ihm allerdings kläglich während seiner Statthalterschaft in der Mark ergangen, wie sich dies aus den Briefen, die er damals an seinen Vater schrieb, hinlänglich ergibt. Bald sehen wir ihn in großer Verlegenheit, wie er wenige hundert Gulden längst verfallener Zinsen bezahlen, bald, wie er Teppiche, Bettgewand und Tischgeschirr für seine Hofhaltung anschaffen soll. Kläglich muß er vor den Mahngesuchen seiner Gläubiger in Aengsten leben. Er geräth aus Mangel an allem Nothwendigen in die dringendste Verlegenheit, als ihn eine seiner Muthmen besuchen will, und muß sogar seine Heirath mit der Prinzessin Margarethe von Sachsen mehrere Jahre aufschieben, weil sich die

Städte weigern, vor Aufhebung der ihrer Angabe nach widerrechtlich angelegten, schweren Zölle, ihren Antheil an den vom Lande geforderten zehntausend Gulden Prinzessinnensteuer zu entrichten. Dabei äußert er in sehr naiver Weise die Besorgniß, der Aufwand des Hochzeitschmauses würde sich zu hoch belaufen, weil die niederdeutschen Fürsten gar so ungenügsam seien und er statt ihrer lieber noch einmal so viel Franken, Meißnern oder Thüringern Unterhalt geben wollte; außerdem sei der Hafer theuer, und es fehle ihm zur Beschaffung desselben an allen Mitteln. Ein andermal macht er seinem Vater Vorstellungen gegen das Verlangen, in Tangermünde Hof halten zu sollen, weil es zu große Kosten verursache und die altmärkischen Städte sich ihm widersetzen; da er aber kein Mittel habe, sie zu ihrer Pflicht zu zwingen, so würde er nur die Herrschaft in ihrer Ohnmacht bloß stellen, sobald er es dennoch versuchte.

Trotz dieser, wie es scheint, wohl begründeten Klagen zeigte Johann doch stets ein Herz voll der kindlichsten Liebe und Ehrfurcht gegen seinen Vater, dessen hohe Einsicht er mit demüthiger Ergebung in seinen Willen anerkannte. So betheuert er in einem Briefe, „er wisse wohl, daß der Vater in seiner Weisheit in dem mindesten Knie mehr zu bedenken und auszurichten wisse, als er und seine Råthe in allen ihren Köpfen und Zeichnamen, weshalb er auch ohne seinen Willen und Geheiß nichts thun wolle.“

Einen noch größeren Beweis seiner kindlichen Unterordnung gab Johann, als er im Jahre 1473 gegen seinen Vater den Wunsch, auf dem Reichstage, der damals nach Augsburg berufen war, zu erscheinen, äußerte. „Hier im Lande, schrieb er dem Vater, sehen und lernen wir nichts, als allein dies, daß wir zu Zeiten um Lust und Verführung der Zeit willen nach Stehen und anderm Wilde jagen. Daher versigen wir uns ganz, sehen nichts, lernen nichts und wissen auch nicht, wie wir uns gegen Fürsten und andere mit Ehrerbietung und mit Reben verhalten sollen; wie ein niederländischer Landesfürst und Jäger, der sein Tage nichts gesehen und gehört hat, und ihm selbst, seinen Landen und Leuten wenig Nutzen schafft. Wir haben uns deswegen vorgenommen, uns zu Eurer Liebden mit siebenzig Reitern, darunter vier oder fünf Grafen befindlich sein werden, außs rüstigste hinzuverfügen, den Montag nach Galli aufzubrechen, außs längste in zehn oder zwölf Tagen gen Radolzburg zu reiten, und mit Euch als Euer Diener und als Euer Hofgesinde den Reichstag zu besuchen. Wir bitten also Ew. väterliche Liebe mit ganzem Fleiße kindlich-treu, Ihr wollet uns gutwillig für Euer Hofgesinde und Diener aufnehmen. Wir wollen uns mit den Unfern mit Aufwartung in den Kirchen, auf den Straßen und an allen Enden bei Eurer Liebden dermaßen verhalten, daß wir uns getrauen zu behaupten: Ihr sollt gutes Gefallen daran und Ehre von uns haben. — Wenn es aber Eurer Liebden Willen und Gefallen nicht sein sollte, (welches wir jedoch nicht verhoffen): so möget Ihr uns bei Tage und bei Nacht ohne Säumens rufen lassen, alsdann wollen wir uns gehorsamst darnach richten und wider Eurer Willen nicht außser Landes reiten, ja eher wollten wir unser Lebtag nicht

verreisen, wenn es wider Euch sein sollte". Trotz dieser mit kindlicher Ergebung vorgetragenen Bitte willigte der Vater nicht in diesen Wunsch und der Sohn gehorchte ohne Murren.

Wenn Johann so als Statthalter seines Vaters auf löbliche Weise bewies, wie gut er zu gehorchen verstand, so zeigte er als selbstständiger Regent, daß es ihm weder an Einsicht noch an Kraft mangelte, zu befehlen. Unter den vorigen Regierungen waren die fränkischen Dienstleute den Eingebornen vorgezogen worden; sie bekleideten die ansehnlichsten Stellen und waren, wie dies wohl ganz natürlich ist, im Lande deshalb sehr verhaßt. Kurfürst Johann, der von seinem sechszehnten Jahre an in der Mark gelebt und tüchtige Männer unter den Märkern kennen gelernt hatte, vermied gar leicht den Fehler seiner Vorfahren und gewann dadurch eine große Zahl treuer und ergebener Diener.

Es ist schon erzählt worden, in welcher traurigen Lage Johann sich zur Zeit seiner Statthalterchaft durch den Mangel an den nöthigen Mitteln zur Bestreitung des Regierungsaufwandes befunden hatte; deshalb war es wohl ganz natürlich, daß er, sobald ihm die selbstständige Regierung des Landes zugefallen war, unverzüglich auf Mittel dachte, seine Einkünfte mit den Bedürfnissen der Verwaltung in Einklang zu bringen. Die Kriegsunternehmungen zur Zeit seines Vaters hatten ohne Zweifel die landesherrlichen Einkünfte wesentlich vermindert, denn welche anderen Mittel gab es damals für einen Landesfürsten, als Verfaß und Verpfändung von Gütern und Gefällen, als Exemptionen und Privilegien, welche sowohl für das Land, als für die landesherrliche Kasse die nachtheiligsten Folgen hervorriefen. Wie schwierig es war, von den Ständen selbst direkte Beiträge an Geld zu erhalten, hatte ihm das Beispiel seines Vaters gezeigt, daher griff er zu einer andern Maßregel, nämlich zu einer indirekten Besteuerung. Schon Kurfürst Albrecht hatte, wie oben erzählt ist, bei dem Antrage an die Stände wegen Uebernahme der landesherrlichen Schulden eine Abgabe auf das Bier angeordnet, allein ziemlich bedeutenden Widerstand von Seiten der Städte gefunden; denn diese besorgten, daß ein Aufschlag auf dieses zur damaligen Zeit hauptsächlich Erzeugniß der Gewerthätigkeit unserer Städte die bis dahin so einträgliche Nahrungsquelle bedeutend schmälern würde. Nichtsdestoweniger kam Kurfürst Johann bald nach der Regierungsübernahme wieder auf eine solche Steuer zurück, als die Vertheidigung des Landes einen nachdrücklichen Beistand von Seiten der Stände nothwendig machte.

König Mathias nämlich, dessen Streit mit dem Kaiser immer erbitterter wurde, rächte sich auch an den Reichsfürsten, welche seinem Gegner Beistand in diesem Kampfe geleistet hatten. Aus diesem Grunde drang im Jahre 1488 eine Schaar leichter Reiter, die unter dem Namen der Schwarzen überall Furcht und Schrecken verbreitet hatten, in Sachsen und in die Mark Brandenburg ein und verwüsteten weit und breit das Land mit Feuer und Schwert. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, verbunden mit dem König

von Böhmen, reinigten mit vereinten Kräften das Land von dem wilden verheerenden Schwarm.

Dieser Umstand war allerdings geeignet, die Stände zur Theilnahme an den Lasten heranzuziehen; sie empfahlen als das beste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes eine Auflage auf das Bier, oder, wie es damals hieß, eine Bierziese, und zwar mit der Begründung, daß Auflagen der Art nicht nur der Einheimische, sondern auch der Fremde trüge. Die Städte jedoch waren anderer Meinung, weil sie bei einer höhern Besteuerung des Bieres für ihren Absatz und überhaupt für die Ausdehnung ihres Erwerbes fürchteten. Die Höhe der beantragten Steuer belief sich auf zwölf Pfennige von jeder Tonne, welche in den Städten gebraut wurde, wovon aber ein Drittheil den Gemeinden selbst zu Gute kommen sollte. Prälaten, Herren und Ritterschaft waren für das, was sie auf ihren Schlössern und Höfen zu ihrem Gebrauche brauten, von der vorgeschlagenen Abgabe frei. Diese Bierziese war auf sieben Jahre angeordnet. So lebhaft auch der Widerspruch gegen diese Steuer war, fügte sich doch der größte Theil der Städte, nur die altmärkischen zeigten sich zum Widerstande geneigt; ja in Stendal kam es zu einem förmlichen Aufruhr. Johann zögerte keinen Augenblick, durch seine Beamten die gestörte Ordnung wiederherstellen zu lassen; doch die Stendaler gingen in ihrer leidenschaftlichen Aufregung so weit, daß sie die kurfürstlichen Abgesandten ermordeten und gegen den benachbarten Landadel, dem sie wegen seiner Zustimmung zur Steuer grollten, viele Gewaltthaten ausübten. Der Kurfürst, in der richtigen Ueberzeugung, daß Schonung unter diesen Umständen eine verderbliche Schwäche sein würde, ergriff sofort die kräftigsten Maßregeln. Mit unvermutheter Schnelligkeit erschien er an der Spitze einer ansehnlichen Kriegsmacht vor den Thoren der aufrührerischen Stadt. Wie gewöhnlich, war die meuterische Masse wohl zu wilden Ausschweifungen, aber nicht zu geregeltem Widerstande gegen kriegsgeübte Mannschaft bereit. Die Stadt mußte sich ergeben und die Räbelsführer ausliefern, welche nach Urtheil und Recht ihren verdienten Lohn empfangen. Außerdem wurde aber die ganze Bürgerschaft der Stadt dadurch bestraft, daß sie die Bierziese auf mehrere Jahre doppelt entrichten mußte und die wichtigsten ihrer alten Privilegien verlor, wie dies zu Zeiten des Kurfürsten Friedrich II. den Berlinern geschehen war. Unter diesen Privilegien finden sich einige, welche hinreichend nachweisen, wie dringend nothwendig es für die Landesherren war, der alten Ordnung der Dinge fest entgegenzutreten, wenn nicht das gemeinsame Beste rücksichtslos Preis gegeben werden sollte. So hatten z. B. die Stendaler das Recht erworben, nur innerhalb ihrer Mauern dem Herrn dienen, und wenn sie dieser in irgend etwas beschwerte, sich zu einem andern schlagen zu dürfen. Solche Begriffe von Freiheit hatten sich nur einmal im Laufe des Mittelalters geltend gemacht, Begriffe, aus denen das unselige Fehderecht mit allen seinen Nachtheilen entsprungen war, denen aber dennoch Niemand, so weit es ihn selbst betraf, freiwillig entzagen wollte. Die Idee von der Nothwendigkeit eines

Staates, der jedem einzelnen Elemente die Pflicht auferlegt, seinen besonderen Vortheil der Förderung des Gemeinwohls unterzuordnen, hatte damals noch wenig Boden in der Gesellschaft gewonnen. Alles meinte nur für sich stehen und sorgen zu müssen. In dieser Weise standen die Reichsstände dem Kaiser, die Landesstände dem Fürsten, die einzelnen Gilden und Gewerke dem Magistrate der Städte gegenüber; ein Jeder bestand hartnäckig auf seinem besonderen Rechte, und so mußte trotz aller Tüchtigkeit der einzelnen Theile die Kraft des Ganzen zersplittern, weil Eigensucht jedes erspriessliche Zusammenwirken hinderte. Bekanntlich erlag das Reich dieser tödtlichen politischen Krankheit; allein die Fürsten, im Gegensatz zu ihrem Benehmen gegen das Haupt zerschlugen mit starker Hand die Privilegien und faßten die Macht des Staates in ihrer Person als Einheit zusammen. Daß sie so den Kräften ihrer Unterthanen ein vernünftiges Ziel gaben, darin bestand ihr Recht. Johann hatte seine Stellung als Fürst vollkommen erkannt. Allen jenen für das Gemeinwohl nachtheiligen Einzelrechten mußten nun in jener Zeit die altmärkischen Städte entsagen, namentlich dem, besondere Bündnisse mit andern Städten zur Wahrung dieser unabhängigen Lage abzuschließen, einem Vorrechte, welches jegliche Einheit eines geordneten Staatslebens unmöglich macht.

Durch dieses feste Benehmen hatte Johann in ruhmwürdiger Macheiferung seiner Vorfahren die Macht der Herrschaft im Innern des Landes erhöht; aber auch nach Außen versäumte er nicht, ihrem Beispiel gemäß den Einfluß und die Ausdehnung des Landes zu vergrößern. Seinem ganzen Wesen nach mehr zu den Beschäftigungen des Friedens als kühnen Unternehmungen des Krieges geneigt, suchte er auch nur auf friedlichem Wege die Vermehrung seines Besitzes. So gelang es ihm, durch Kauf die Herrschaft Jossen der Mark hinzuzufügen.

Auch die alten Streitigkeiten mit Pommern, welche sich bei jedem Regierungswechsel erneuern mußten, weil jedesmal wieder die Frage der Lehnhuldigung angeregt wurde, fanden unter diesem Kurfürsten eine friedliche Schlichtung. Wiewohl der Kaiser dem Kurhause das volle Hoheitsrecht über Pommern zusprach, so drang doch Johann nicht in aller Strenge auf die Ausführung dieses Rechtes, sondern erließ dem Herzoge Bogislaw X. im Vertrage von Byritz (1493) die persönliche Huldigung und begnügte sich mit der einfachen Anerkennung, so wie mit der Bestimmung, daß die Erbfolge nach Abgang des herzoglichen Stammes durch eine solche Unterlassung der äußeren Form nicht beeinträchtigt werden sollte.

Wenn auch Johann dem Kaiser persönlich nicht so nahe stand, als sein kriegerischer Vater, so entzog er sich doch den Pflichten gegen das Reich keinesweges. Allein unter einem so kraftlosen Oberhaupt, wie Friedrich III., war durch den Eifer der einzelnen Reichsglieder wenig auszurichten; ja seine Schwachheit hatte das Ansehen des Reichsoberhauptes so sehr herabgedrückt, daß auch sein thatenlustiger und ritterlicher Sohn Maximilian sich größtentheils nur vergeblich bemühte, die tief gesunkene kaiserliche Macht im heiligen römischen Reiche

einigermaßen zu heben. Der ehrgeizige junge Kaiser suchte im Kriege mit Frankreich, durch dessen König er schweren Schimpf und Beeinträchtigung erlitten hatte, seinen Thatendurst zu stillen; die Stände dagegen sahen in der Theilnahme an diesen Kriegen keinen Vortheil für die Angelegenheiten Deutschlands, dessen innere Angelegenheiten die schleunigste Berücksichtigung verlangten. Die deutschen Fürsten waren endlich der großen Mehrzahl nach zum Bewußtsein gelangt, daß das Recht der Selbsthilfe jeden geordneten Zustand unmöglich machen, und die Vernichtung jeder Autorität so wie des Wohlstandes der friedlichen gewerb- und handeltreibenden Unterthanen zur Folge haben müßte. Daher drangen sie mit Nachdruck in den Kaiser, vor allen andern Dingen auf die Abstellung dieses Uebelstandes sein Augenmerk zu richten. So kam es denn auch in der That endlich auf dem berühmten Reichstage zu Worms (1495) zu der Feststellung des ewigen Landfriedens und der durch ihn bedingten Einrichtung einer competenten Reichsgerichtsbehörde, dem sogenannten Reichskammergericht. Wie sich aus dem Charakter Johanns schon schließen läßt, hatte man sich von brandenburgischer Seite ganz besonders auf dem Reichstage für diese neuen Einrichtungen verwendet.

Der Kurfürst erschien nicht persönlich auf dem Reichstage, denn er zog es vor, seine ganze Thätigkeit den besonderen Interessen seiner Unterthanen zu widmen. Von seiner Sorgfalt für die Vermehrung der landesherrlichen Mittel, der Vergrößerung des Landes auf friedlichem Wege, der Sicherung der Rechte seines Hauses durch umsichtige Unterhandlungen haben wir schon gesprochen. Ein Punkt ist hier noch zu erwähnen, nämlich seine Sorge für die geistige Entwicklung seiner Unterthanen. Gleich seinem Vater war Johann ein eifriger Freund geistiger Bildung, und da er weit weniger als jener durch unablässige Kriegsmühen und diplomatische Geschäfte für das Reich in Anspruch genommen war, so fand er Muße, sich für seine Person wissenschaftlichen Gegenständen zu widmen. Dies sowohl, als auch der Wunsch seines für den Fortschritt geistiger Bildung lebhaft eingenommenen kaiserlichen Herrn, welcher gern in jedem Kurfürstenthum eine Universität sehen wollte, veranlaßte ihn, auf die Errichtung einer solchen hohen Schule zu denken; jedoch war die Ausführung dieses Gedankens seinem Nachfolger vorbehalten.

Johann stand noch in dem kräftigsten Lebensalter, als ihn der Tod ereilte. Eine frühzeitige und übermäßige Beileibtheit verübete einen krankhaften Körper und deutete auf einen frühen Tod, der ihn auch schon im vierundvierzigsten Lebensjahre ereilte. Seine Regierung gehört zu denen des hohenzollernschen Fürstenstammes, in welcher nur wenig äußere Ereignisse hervortraten, die uns ein Bild seines Charakters geben könnten; deshalb wird es nicht un Zweckmäßig erscheinen, zur Vervollständigung des Charakterbildes den Hauptinhalt der Worte anzuführen, welche er in seinem letzten Willen an den Nachfolger richtete. Er verweist den Sohn auf sein Beispiel, wie er dem seines verstorbenen Vaters gefolgt sei; warnt ihn vor verschwenderisch glanzvollem Leben und

der Belastung der Untertanen, namentlich zu Zwecken, die dem Wohle des Landes nicht förderlich seien. Auf nutzlosem Glanze beruhe die Ehre eines Fürsten keinesweges, auch nicht einmal in kriegerischem Ruhme, der viel zu theuer erkauft sei, wenn er nicht etwa zum Schutz und Schirm des Landes unternommen werde; denn dafür zu sorgen sei natürlich die erste Pflicht eines wackeren Fürsten. Allein nicht nur nach Außen hin verlange das Land eine kräftige Bertheiligung, auch im Innern müsse die Ordnung mit kräftiger Hand erhalten, der Schwache gegen den Uebermächtigen in Schutz genommen werden, vor Allem in der Mark Brandenburg, wo leider mehr Gewaltthaten ausgeübt werden, als in irgend einem Lande des heiligen römischen Reiches. Um diesen Zweck aber desto sicherer zu erreichen, empfehle er ihm die Sorge für die geistige Bildung seiner Untertanen, gestützt auf religiösen Sinn und wahrhaftes Gottvertrauen, da ohne Gottesfurcht kein Werk der Menschen bestehen könne.

Sei es nun, daß der Fürst diese Worte wirklich an seinen Erben gerichtet, oder daß nur die gleichzeitigen Berichterstatter sie ihm in den Mund gelegt, so ist doch gewiß, daß sie vollkommen seinem Charakter entsprechen.

Johann beschloß sein Leben in der Mark, und wie er sich während desselben hier heimlich gefühlt hatte, so bestimmte er auch, daß seine Gebeine in diesem Lande ruhen sollten. Anfangs wurde seine irdische Hülle im Kloster Lehnin beigesetzt, später jedoch nach den Gewölben des Domes in Eöln an der Spree geschafft. Noch jetzt sehen wir in der Domkirche zu Berlin ein schönes von dem berühmten Nürnberger Künstler Peter Vischer gearbeitetes Denkmal; es bezeichnet die Stelle, wo dieser edle Fürst ruht, der seinem Nachkommen durch Wort und Beispiel als den schönsten und unvergänglichsten Ruhm empfahl, ein treuer und sorgsamer Vater seiner Untertanen zu sein.

## Joachim I. Nestor. 1499 — 1535.

Joachim I. zählte erst funfzehn Jahr, als sein Vater starb, doch sein Geist war frühzeitig gereift, und da er außerdem von seinem Vater, wie wir dies schon aus seinen letzten Worten an seinen Sohn schließen können, mit großer Sorgfalt erzogen war: so erwies er sich auch als vollkommen geeignet zur Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten. In Bezug auf seinen Erzieher hatte der Vater eine sehr glückliche Wahl getroffen, indem er dem nicht minder durch Charakter als durch Bildung ausgezeichneten Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, dieses wichtige Geschäft übertrug. Der junge Fürst hatte unter seiner Leitung einen so lebhaften Geschmack für geistige Beschäftigung, namentlich für die Humanitätsstudien gewonnen, daß er auch noch nach seines Vaters Tode als regierender Herr den gelehrten Abt Tritheim an seinen Hof kommen ließ, um mit ihm seine wissenschaftlichen Beschäftigungen fortzusetzen. Joachim I. sprach nicht nur fertig Latein, sondern verstand es auch, sich in französischer und



italienischer Sprache gelaufig auszudrücken, und besaß überhaupt so anerkannter Weise das Talent der Rede, daß er zu wiederholten Malen auf Reichstagen zum Wortführer von seinen Mitständen gewählt wurde. Diese Fähigkeit kann ihm auch nur den Beinamen Rector, welchen ihm die Zeitgenossen beilegen, erworben haben, da er sehr jung zur Regierung kam, und noch in dem kräftigsten Mannesalter vom Tode überrascht wurde. Sein Vater hatte übrigens Sorge getragen, daß er auch zeitig in den Gang des öffentlichen Lebens eingeweiht wurde, und ihm auf Reichstagen und bei andern wichtigen Gelegenheiten das Bild seines künftigen Wirkens darzustellen gesucht.

Da die goldne Bulle das achtzehnte Jahr für die Volljährigkeit der Kurfürsten ansetzte, so hätte eigentlich eine vormundschaftliche Regierung eintreten müssen; doch Markgraf Friedrich in Franken, dem dieses Amt zukam, hegte eine so vortheilhafte Meinung von seinem jungen Verwandten, daß er sich jedes Eingriffes in die Regierungs-Angelegenheiten der Mark Brandenburg enthielt. Nur in Bezug auf das Reich galt er als der gesetzmäßige Vertreter des jungen Kurfürsten.

Die große Jugend Joachim I. war jedoch für die Ruhe und den geordneten Zustand der märkischen Länder keinesweges förderlich. Die Lust, auf eigene Faust sich Recht zu verschaffen, oder vielmehr seine Macht zur Beeinträchtigung des Rechtes Anderer zu gebrauchen, welche zwar wiederholentlich unterdrückt, aber noch immer nicht ganz vertilgt war, brach von Neuem mit verheererender Gewalt in der Mark aus. Von allen Seiten kamen Berichte, daß Kaufleute, welche von den Messen mit ihren Waaren zurückkehrten, von Gewaffneten überfallen und beraubt wären; denn Niemand fürchtete nachdrückliche Maßregeln von einem so jungen und unerfahrenen Landesheerrn.

Die Nachrichten von den Räubereien und Schandthaten, welche hauptsächlich von den gleichzeitigen Schriftstellern dem ritterlichen Adel zugeschrieben werden, mögen allerdings zum Theil etwas übertrieben sein; doch berichtet uns ein unverdächtiger Zeuge, der gelehrte Freund des jungen Kurfürsten, Abt Tritheim (1506), daß binnen zwei Jahren nicht weniger als vierzig Räuber abligen Geschlechtes theils gehangen, theils enthauptet, die übrigen Missethäter aber, ihrer Schuld bewusst, mit Weib und Kind aus der Mark gewichen seien.

Der junge Kurfürst ließ sich in Angelegenheiten der Art weder durch Fürsprache seiner Freunde oder fremder Fürsten, noch durch Geschenke oder gar durch Drohungen bewegen, von den strengen Vorschriften des Gesetzes abzuweichen. Hier zum Belag einige Beispiele. Ein angesehenener Schloßherr in der Nähe von Bellig, und zuvor bei Hofe in großem Ansehn, hatte einen Kaufmann auf der Landstraße beraubt, und ihn nach schweren Mißhandlungen gebunden in einen Graben geworfen. Dem Unglücklichen war es jedoch gelungen, sich aus seiner traurigen Lage zu retten und bis zum Kurfürsten selbst mit seiner Klage zu gelangen. Zufällig befand sich bei dieser Gelegenheit der Uebelthäter selbst in der Nähe des Fürsten, und ward von dem Kaufmann sogleich erkannt.

Joachim I. befahl daher sofort den Prozeß gegen ihn einzuleiten, in Folge dessen der Angeklagte seines Frevels überführt und enthauptet wurde. Dieses strenge Verfahren fand zwar die allgemeine Billigung aller rechtlichen Leute, mißfiel jedoch nicht wenig allen denen, welche in näherer Verbindung mit dem Uebelthäter standen oder bei Gelegenheit zu ähnlichen Ausschweifungen, die, wie wir aus früheren Berichten gesehen haben, vordem zu dem Zeitvertreiber zugelloser Schloßherren gehört hatten. Einer von diesen Mißvergnügten, die Geschichtskröner jener Zeit nennen ihn von Otterstedt, trieb seine Frechheit so weit, daß er an die Thür des kurfürstlichen Schlafgemaches schrieb: „Jochimke, Jochimke, hüde dy! Fangen wy dy, so hangen wy dy!“ Der Freche ließ es bei diesen Drohungen nicht bewenden, sondern schritt mit seinen Genossen zu offenem Hochverrath. Mit einer starken Zahl Reiter legten sie sich in der Heide auf der Straße nach Köpenick, wo der Kurfürst eines seiner hauptsächlichsten Jagdschlösser hatte, in Hinterhalt. Letzterer befand sich schon mit geringer Begleitung auf dem Wege dahin, und wäre in die verrätherisch gelegte Schlinge gefallen, wenn er nicht zur rechten Zeit von einem Bauer, der die Wegelagerer in dem Dickicht des Waldes bemerkt hatte, gewarnt und zur rechten Zeit umgekehrt wäre, um sich mit einer hinreichenden Bedeckung zu versehen. Nun waren jene die Uebelthäter und fielen der strafenden Gerechtigkeit in die Hände. Das schuldige Haupt des Verräthers wurde auf eine eiserne Stange gesteckt und auf dem Thore von Köpenick zur Warnung für ähnliche Uebelthäter aufgezogen. Allein auch Bettelbitten und reiche Bittgesuchen retteten die Verbrecher nicht. Als ein Adliger aus vornehmer mecklenburgischer Geschlecht in Verbindung mit andern Uebertätern auf der That ergriffen und nach Berlin geführt war, ward er ohne Gnade zum Tode verdammt, und obgleich der Herzog von Mecklenburg, der damals, um seine Braut, die Markgräfin Barbara, zu erwarten, nach Berlin gekommen war, des Kurfürsten eigener Bruder so wie seine Gemahlin um Schonung baten, wich er von seinem einmal gefaßten Entschlusse besserungeachtet nicht ab. Da bot die Familie des Verurtheilten seine ganze Habe als Bürgung an, doch unwillig wies Joachim das Anerbieten mit den Worten zurück: „Und wenn er mir 100,000 Gulden gäbe, so würde ich den Gang des Rechtes nicht ändern!“

Eine so ernste Handhabung der Gerechtigkeit erschien selbst manchem seiner fürstlichen Freunde zu streng. Unter andern soll ihn auch sein Oheim Friedrich ermahnt haben; er solle nicht so viel adliges Blut vergießen. Auf diese Klage antwortete der junge Kurfürst ebenso scharf, als treffend, er habe nur die Gerechtigkeit walten lassen; er wisse sehr wohl, daß er Räuberblut in gebührender Menge, nicht aber, daß er adliges Blut vergossen habe.

Trog dieser unbeugsamen Strenge sprechen ihn seine Zeitgenossen von jeder Grausamkeit frei. In dieser Festigkeit sahen sie nicht tyrannischen Sinn, sondern nur das Pflichtgefühl eines Mannes und Fürsten, der seine große Aufgabe richtig erkannt hat. In allen anderen Verhältnissen zeigte er sich milde,



Churfürst Joachim I. unterschreibt das Todesurtheil der gefangenen Raubritter trotz der Fürbitte seiner Gemahlin.

wohlwollend menschenfreundlich, zu allem Guten geneigt, dabei bescheiden und mit aufrichtiger Frömmigkeit ergeben in Gott. Nie wies er die Armen zurück, noch weigerte er sich ihre Klagen zu beachten, sondern lieb Allen willig Gehör. Er pflegte den Spruch des Paulus im Munde zu führen: Der Fürst ist verpflichtet, jeglicher Bitte sein Ohr zu leihen und nach Kräften aller seiner Unterthanen Ruhe und Heil zu fördern, denn er ist der Diener des Herrn, und muß daher die Guten belohnen so wie auch den Bösen ihre Thaten mit gerechter Strafe vergelten.

Da der Kurfürst dieser Pflicht mit allem Ernste oblag, so gestattete er, wie es einem starken Charakter gebührt und ein heilsames Regiment verlangt, auch keinem Andern, in dieses ihm gebührende Recht einzugreifen; denn jede Selbsthülfe erschien ihm als unvereinbar mit der staatlichen Ordnung. Dies erfuhr die reiche Stadt Frankfurt schon in den ersten Jahren seiner Regierung, im Jahre 1504. Kaufleute dieser Stadt waren nach Weeslow auf den Jahrmarsch gezogen, und dabei auf dem Wege von einigen adligen Herren überfallen, gemißhandelt und beraubt worden. Kaum hatte der Rath der Stadt davon Kenntniß bekommen, so wurden Gewaffnete ausgesendet, denen es auch wirklich gelang, die Thäter einzufangen. Sie wurden vor Gericht gestellt und mußten mit dem Tode büßen. Da sich die Frankfurter bei dieser Gelegenheit mancher Rechtsverletzungen hatten zu Schulden kommen lassen, indem sie, ohne Appellation an den Schöppenstuhl zu Brandenburg zu gestatten, dessen Urtheil in peinlichen Sachen eingeholt werden sollte, und noch dazu während des heiligen Pfingstfestes die Hinrichtung vollzogen hatten: so mißbilligte der Kurfürst zwar im Allgemeinen das Geschehene nicht, bestrafte jedoch die Frankfurter wegen ihres raschen und unbefonnenen Eingriffs in den Gang des gewöhnlichen Rechtsverfahrens mit dem Verluste des Halsgerichtes, welches sie erst unter seinem Nachfolger wieder zurückkauften.

Strenge Übung der Gerechtigkeit erschien nach allen Seiten hin nothwendig, denn die Sitten der Märker waren roh, und Ausschweifungen aller Art kamen sehr häufig vor. Der schon erwähnte Abt Tritheim entwirft folgende Schilderung von ihnen. „Die Einwohner dieses Landes sind gut, aber zu roh und ungelehrt; sie lieben Schmausereien und den Trunk mehr als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt. Aus Mangel an Erziehung und Lebensart ziehen sie den Müßiggang und die Becher vor. Indessen gefällt mir ihre Frömmigkeit und Religion, in der sie eifrig und andächtig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche, feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht; sie halten die Fasten strenge, und sind in der Religion um so viel eifriger, da bekannt ist, daß sie unter allen deutschen Völkern die letzten gewesen sind, die den christlichen Glauben angenommen haben. Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht als ein Laster gehalten, doch giebt es auch Viele, die sich dessen enthalten, und die Einzüglinge aus Franken und aus Schwaben sind, wie ich oft bemerke, dem Trunke weit mehr ergeben als die Landesbewohner. — Das Land ist gut und fruchtbar (?), es fehlt aber an fleißigen

Arbeitern, denn es ist weitläufig und groß. Die wenigen Bauern, die es hat, sind sehr faul und ziehen den Trunt und Müßiggang der Arbeit vor. Man kann von den Märtern sagen, daß sie durch die vielen Festtage und durch ihre Faulheit zur Armuth gebracht werden, und daß sie durch übermäßiges Trinken ihren Lob beschleunigen; denn in beiden Stücken übertreffen sie die übrigen Deutschen. Daher sind die Landleute arm, und das Verdienst, welches sie durch die strenge Beobachtung der Fasten bei Gott erwerben, wird durch Schmausereien und durch das häufige Trinken wieder aufgehoben. Das Leben in der Mark besteht in nichts als im Essen und Trinken.

Joachim, überall bedacht, den Mißbräuchen thatkräftig entgegenzutreten, suchte diesen Ausschweifungen durch gesetzliche Verordnungen entgegen zu arbeiten, indem er befahl, daß die Schmausereien bei Hochzeiten, beim Meisterwerden, bei den Zusammenkünften der Handwerker und der Einführung neuer Magistrats-Personen auf ein vernünftiges Maß beschränkt würden. Der Magistrat selbst wurde verantwortlich gemacht, daß die Einwohner ihrer Städte diesen Verordnungen nachkämen.

Ueberhaupt richtete Joachim I. von dem Beginn seiner Regierung an das Augenmerk darauf, durch zweckmäßige Einrichtungen alle Mißbräuche, die sich in die Verfassungen der Städte eingeschlichen hatten, so viel als möglich abzustellen. Die älteren Verfassungen nämlich waren nach und nach in Verfall gerathen; die Wahl und Einsetzung der Rathspersonen geschah ohne Ordnung und bestimmte Form, die Verwaltung des städtischen Vermögens war nachlässig und ungetreu, die Handhabung des Rechtes ohne Kraft und Gewissenhaftigkeit; kurz, es fehlte an den meisten Orten Alles, was die Pflicht einer guten städtischen Verwaltung ist. Daher hatte der Kurfürst für die Verbesserung der Statuten in einzelnen Städten gesorgt; ja im Jahre 1515 trat er mit einer allgemein gültigen Städteordnung hervor, welche ohne Zweifel als Grundlage für die Reform der vorhandenen Statuten dienen sollte. Eine Rundreise durch das ganze Land, auf welcher er besonders die Städte ins Auge gefaßt hatte, war wohl der Anlaß dieser durchgreifenden Verordnung gewesen. Joachim I. nahm Kenntniß von Allem, was in den Städten Wichtigeres geschah, und verfehlte nicht als Schiedsrichter einzugreifen, sobald Streitigkeiten zwischen den Bürgern und dem Rathe eintreten. So in Berlin, wo im Jahre 1515 die Bürgerchaft gegen die städtische Obrigkeit einen Aufruhr erregte, weil Unredlichkeiten in Bezug auf die Erhebung des Schoffes vorgefallen sein sollten. Der Kurfürst ließ die Sache genau untersuchen und die Räbelsführer des Aufruhrs ins Gefängniß werfen, da er Selbsthülfe unter jeder Form mißbilligte.

Um jeden Vorwand für dieselbe zu beseitigen, war von Anfang seiner Regierung an eine ernste und kräftige Verwaltung sein Augenmerk gewesen. Es fehlte aber in der Mark ein höchster allgemeiner Gerichtshof, der über die einzelnen Ortsgerichte hinlänglich Autorität besaß; daher schritt er denn im Jahre 1516 zur Gründung des Kammergerichtes nach dem Muster des Reichskammer-

**Gerichtes.** Die neue Schöpfung gelang unserm Kurfürsten besser als dem Kaiser Maximilian, denn sein Gerichtshof erlangte Ansehen und Achtung im Lande, während die Reichsstände sich selten mit dem Spruche des obersten Reichsgerichtshofes begnügten. Auch die Landtags-Recessen zeigen uns, mit welcher Sorgfalt Joachim I. sich der Gesetzgebung und Rechtspflege annahm. Manche Mißbräuche, wie z. B. die Einziehung der Güter von Selbstmördern schaffte er ab; doch blieb freilich noch Manches, wie z. B. die Tortur und der Prozeß gegen Hexen und Zauberei für eine spätere Zeit zur Abstellung übrig.

Es war wohl natürlich, daß Joachim bei seinem regen Eifer für wissenschaftliche Bildung den Plan seines Vaters, eine Universität in seinem Lande zu gründen, nicht fallen ließ. Nachdem man die päpstliche und kaiserliche Bestätigung dazu eingeholt hatte, denn dieser Höflichkeiten bedurfte es in damaliger Zeit, schritt man zur feierlichen Einweihung und Eröffnung der Anstalt im Jahre 1506. Es wurde ein feierlicher Aufzug durch die Stadt nach der Marienkirche veranstaltet, bei welchem der Rector die Ehre hatte, zwischen dem Kurfürsten und seinem Bruder einherzuschreiten. Weislichkeit, Mönchsorden und Bürgerschaft schlossen sich dem langen Zuge der Studenten, deren Zahl sich schon auf 600 belief, an, ein glänzender Anfang für die neue Hochschule, deren Besucher sich im folgenden Jahre schon auf 1000 vermehrten. Natürlich wurden der neuen Universität alle die damals üblichen Vorrechte von dem Fürsten ertheilt. Dieser nahm nicht nur an der feierlichen Einweihung der Anstalt lebhaften Theil, sondern blieb auch später in engerem Verlehr mit den gelehrten Männern, welche er als Lehrer an dieselbe berufen hatte, denn die Liebe für wissenschaftliche Beschäftigung begleitete ihn bis an sein Ende.

Joachim I. hatte einen jüngern Bruder, für den er, wenn nicht aus eigener Neigung, schon nach dem Hausgesetze Kurfürst Albrechts zu sorgen gehalten war. Gewöhnlich suchten die jüngeren Fürstensöhne, wenn keine Theilung an Land und Leuten, wie dies in Kurfürstenthümern der Fall war, stattfinden konnte, in hohen geistlichen Stellen ihr Unterkommen. Mit diesen wurde unter fürstlichen Personen ein völliger Handel getrieben. Schon im Jahre 1508 waren mit dem Erzbischof von Trier Unterhandlungen über das Bisthum Utrecht, welches unter der Obhut des Kurfürsten stand, gepflogen, denn der Bischof verlangte als Abfindungssumme eine jährliche Rente von 6000 Gulden. Bald darauf richtete man das Auge auf das Erzstift Mainz, an welchem Albrecht auch wirklich eine Domherrnstelle erhielt. Bei Gelegenheit dieser Unterhandlungen erfahren wir, daß der junge Prinz schon damals in seinen finanziellen Verhältnissen etwas ungerregelt gewesen sein muß, denn es erhoben sich darüber Mißhelligkeiten zwischen beiden Brüdern, die erst endeten, als Albrecht zum Besitze des Erzbisthums Magdeburg gelangte. Es häuften sich sogar auf ungewöhnliche Weise hohe geistliche Würden auf dem Haupte des jungen Fürsten. Er wurde nicht nur nach dem Tode des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, der auch das Bisthum Halberstadt besaß, 1518 für diese beiden Stifter gewählt,

sondern ein Jahr darauf auch in Mainz. Durch die letztere Wahl ward er Kurfürst, des heiligen römischen Reiches Primas und Erzkanzler. Freilich war auch bei diesen glänzenden Erfolgen der Kostenaufwand nicht gering, denn die Balliengelber für das Erzstift Mainz beliefen sich auf 30,000 Dukat, und da dasselbe unglücklichweise in kurzer Zeit drei Erzbischöfe verloren hatte, so erschien es fast unmöglich, die bedeutenden Investiturstkosten aus den Mitteln des Stiftes und durch Auflagen auf die Unterthanen desselben zu erschwingen. Wahrscheinlich hatte auch das Kapitel bei dieser Wahl auf bedeutende Zuschüsse von Seiten des brandenburgischen Kurfürsten gerechnet. Aus eben dem Grunde mag wohl auch Papst Leo X., der selbst einen verschwenderischen Hofhalt führte, ohne Mühe seine Einwilligung zu der ganz unkanonischen Häufung von Stiftern gegeben haben, weil er durch einen Fürsten aus dem Kurfürstenthum Brandenburg eine sichere Gewährleistung für die einzuzahlende Summe erhielt.

Bekannt ist es, daß sich der Kurfürst Albrecht aus seiner Finanzbedrängniß durch die Austheilung von Ablasszetteln zu helfen suchte, wozu ihn die Erlaubniß des Papstes ermächtigt hatte. Hierdurch gab der Erzbischof indirekt wenigstens die Veranlassung zu Luthers Auftreten gegen die Mißbräuche der römischen Kirche und zur Wittenberger Reformation. Johann Tegel war einer der hauptsächlichsten Verläufer. Auch in Berlin trieb dieser gewissenlose Geschäftsführer eines leichtsinnigen Kirchenfürsten sein unverschämtes Gewerbe; doch scheint er in der Mark Brandenburg nicht eben die glänzendsten Geschäfte gemacht zu haben. Nicht nur spielte ihm auf seiner Reise nach Berlin ein Edelmann den bekannten wohlverdienten Streich, daß er nämlich sich, wie dies bei Tegel Sitte war, für zukünftige Sünden Ablass ertheilen ließ, und dann den Ablassrämer selbst seines gefüllten Geldburses beraubte; sondern auch in vielen Städten fiel der Absatz sehr gering aus. Ja in Belzig war sein Auftreten trotz alles Schreiens und Ausbietens so erfolglos, daß er zuletzt in die Worte ausbrach: „Entweder sind die Belziger lauter Engel oder die verstocktesten Sünder!“ Desto lebhaftere Unterstützung, wenigstens in den Grundsätzen, welche er verfocht, gewährten ihm die gelehrten Theologen der Universität Frankfurt, vielleicht mehr aus Eifersucht gegen die Wittenberger Professoren, als aus wahrhafter Ueberzeugung. Besonders nahm sich der berühmte Theologe Conrad Wimpina seiner aufs Eifrigste in öffentlichen Disputationen an.

Auf seine und Tegels Anregung fand auch im zweiten Jahre der Reformation eine Versammlung von 300 Mönchen zu Frankfurt statt, in welcher die Streitfrage zwischen Luther und dem Ablassrämer besprochen wurde. Da diese Versammlung zum größten Theil aus ungebildeten und abergläubischen Menschen bestand, wie sie uns Hutten so trefflich in seinen *epistolis virorum obscurorum* darstellt: so war es kein Zweifel, daß die Sache der Vernunft und wahrer Religiosität als verdammliche Kezerei gebrandmarkt wurde. Doch fehlte es auch nicht an Einzelnen, die eines helleren Blickes fähig waren. Vor Allen zeichnete sich ein junger gelehrter Theologe, Namens Johann Knipstrom aus; er bekämpfte die

widerfünrige unevangelische Anmaßung des Papstes, oder vielmehr, da sich der römische Hof noch nicht direkt bei dieser Angelegenheit theilhaftig hatte, die Frechheit der sich seine Autorität anmaßenden Bagabunden, wie Leute von Zegels Gattung wohl mit Recht genannt werden konnten; der Sieg jedoch blieb in Händen der überlichen Masse dieser Versammlung. Allein in dem Volke selbst zeigte sich ein gesunderer Sinn, denn die Ansichten der Reformatoren fanden bald in ihm, namentlich auch bei dem größten Theil des Adels einen entschieden günstigen Anklang.

Joachim I. selbst nahm Anfangs auf den ganzen Streit, der ihm nur aus ganz persönlichen Beweggründen hervorgegangen zu sein schien, wie es den meisten Großen jener Zeit, ja sogar dem Papste selbst vorkam, keine besondere Rücksicht; erst, nachdem sein Bruder und der Bischof von Brandenburg ernstlicher gegen Luther zu eifern begonnen hatten, schloß er sich ihren strengeren Ansichten über die neuen Lehren an. Als die Bibelübersetzung Luthers sich überall in Deutschland verbreitete, schloß er sich unbedingt den Fürsten an, welche sie in ihrem Gebiete streng verboten.

Seinem entschiedenen Charakter gemäß blieb Joachim I. nicht nur der einmal gefaßten Ansicht treu, sondern er suchte dieselbe auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu halten. Dies trat schon auf dem Wormser Reichstage in der schärfsten Weise hervor. Der Kurfürst gehörte zu der besondern Kommission, welcher die Prüfung des lutherischen Streites überwiesen war, und hatte auch einen wesentlichen Antheil an dem für die Anhänger des Reformators wie für ihn selbst so feindseligen Beschlusse. Als der erste Speyersche Abschied (1526) von dem zweiten strengeren wieder aufgehoben (1529) und definitiv auf das Jahr 1530 ein Reichstag in Augsburg zur vollkommenen Schlichtung aller religiösen Wirren einberufen war: so bemühte sich auch Joachim, der alten Lehre durch seinen Eifer den Sieg zu bereiten. Mit großem Verbrusse sah er, daß in seinem eigenen Hause die neue Lehre Eingang gefunden hatte. Markgraf Georg aus Franken war ihr mit treuem Sinne zugethan. Er stand nicht an, dem Kaiser bei Gelegenheit des Streites über die Frohnleichnamtsfeier unumwunden zu erklären: „Er wolle lieber niederknien und seinen Hals dem Richter darbieten, als Gott und sein Evangelium verleugnen oder falsche und irrige Lehren anzunehmen, oder solchen beizupflichten“; worauf jedoch der Kaiser mit freundlichem Lächeln erwiderte: „Nicht Kopf ab, lieber Fürst, nicht Kopf ab,“ und so der edlen Kühnheit des Redners seinen Beifall zollte.

Joachim I. war Berichterstatter der zur Prüfung des Augsburger Glaubens-Bekennnisses niedergesetzten Kommission, und da wir aus seinem Bericht die Ansichten und den Charakter des Fürsten genauer kennen lernen, so wird es nicht ungeeignet sein, einige Punkte aus diesem Berichte herauszuheben. Die kaiserliche Majestät, lautet es darin, kann sich nicht genugsam verwundern, daß die Anhänger der Confession vorgeben dürften, sie wären also in ihrem nichtigen Wahne gegründet, daß sie nicht irren könnten, und was bisher von ihnen gesehen, wäre mehr auf Gottes Geheiß, als aus ihrem eigenen Gutdünken hergekommen,



weil Jebermann wohl sähe, daß ihre Prädikanten nichts Neues auf die Bahre gebracht, sondern gleichsam aus der Hölle und von Lobten wieder erweckt hätten, was vor vielen Jahren durch die heiligen Väter verdammt und vergraben worden wäre. Der Kaiser hätte im Evangelio, dessen sie sich allenthalben rühmen, nirgend gelesen, daß vergönnt sei, fremdes Gut zu nehmen, und was einmal genommen, mit Gewalt wider des Herrn Willen zu behalten, und wenn man bereinst das geraubte Gut wiederzugeben angesprochen würde, alsdann zu sagen, man könne es mit gutem Gewissen nicht wiedergeben. Ueberdies wundre sich der Kaiser auch, mit welcher Kühnheit sie die rechtgläubige Lehre, an welche sich der Kaiser und die andern Reichsstände hielten, für falsch verschreien dürften, als wenn es nicht ein großer Frevel wäre, zu glauben, daß so viele fromme christliche Kaiser, so viele Kurfürsten und Fürsten in so viel hundert Jahren geirrt, und die Lehre, die sie bekannt, nicht recht verstanden hätten. Weil nun dies durchaus nicht glaublich wäre, so könne sich auch der Kaiser ihre Vermessenheit nicht gefallen lassen, noch ihr Thun und Vornehmen billigen u. s. w. Von Seiten des Reiches fügte er hinzu: „Es sei ihnen, den Fürsten und Städten wohl bewußt, wie fleißig anfänglich die katholischen Fürsten selbst und dann ihre zum Gespräche Verordneten mit ihnen unterhandelt hätten, damit diese Streitigkeiten aufgehoben und wieder Vertrauen in das theure Vaterland gebracht würde; was sie aber damit ausgerichtet, wäre Niemandem verborgen. Deswegen bäte er sie, daß sie den kaiserlichen Reichsabschied annehmen und bei sich erwägen wollten, wieviel Schaden der gemeinen Christenheit und vor Allem Deutschland daraus erwachsen würde, wenn sie sich durch keine Bitten wollten bewegen lassen. Würden sie diesen Bitten Gehör geben, so wären die andern Stände gern erbötig, ihre Dienste zur Herstellung der Einigkeit anzubieten; wo nicht, so sollten sie wissen, daß die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs schon beschlossen hätten, mit aller Treue und Unterthänigkeit ihrem Kaiser Beistand zu leisten, und Gut und Blut für ihn zu opfern u. s. w.“ Als aber die Anhänger der Augsburger Confession hierauf entgegneten, daß sie ebenfalls des Kaisers treue und gehorsame Unterthanen wären, allein gegen ihr Gewissen kein Glaubensbekenntniß ablegen könnten, so eröffnete ihnen der Kurfürst: „Der Kaiser wolle sich über ihre Angelegenheit mit ihnen in keine Disputation noch Wortgezänk einlassen, weil ihm genug bewußt, daß ihre neue Lehre durch Urtheil und Rathschluß der Concile vorlängst verdammt und aus der christlichen Kirche, als den evangelischen und apostolischen Christen zuwider, ausgeschlossen worden sei; sondern, wenn sie den Reichstagsabschied, in welchem nichts geändert werden könnte, annehmen wollten, so würden auch die kaiserliche Majestät und die andern Stände Alles thun, was Recht und Billigkeit verlangten, wenn aber nicht, so müßten nicht allein der Kaiser, die Kurfürsten u. s. w. von einem andern Abschiede handeln, durch den man die christliche Religion schützen und handhaben und die aufrührerischen Lehrer aus dem Reiche austrotten könnte, sondern auch den Papst, alle Könige,

Fürsten und Obrigkeiten der Christenheit auffordern, gemeinsam allen Fleiß anzuwenden, um den katholischen Glauben zu retten.“ Ja der Berichterstatter ging in seinem Eifer so weit, daß er die Gegner beschuldigte, sie hätten durch Schmähschriften, Verläumdungen und andere Mittel der Art gegen die rechtgläubigen Fürsten aufgehetzt und den Pöbel zum blutigen Aufbruch gegen die Obrigkeit, in welchem viele tausend Menschen umgekommen wären, angeflacht. Natürlich wiesen die Anhänger der Augsburger Confession, oder wie sie von der Zeit an hießen, die Protestanten, diese Beschuldigungen mit Unwillen zurück, und baten in Bezug auf ihre schließliche Rückäußerung nur um Gestattung einiger Bedenkzeit; allein auch hierauf ging der eifrige Wortführer der Gegenpartei nicht ein, mit dem Bemerken, daß der Kaiser nebst den katholischen Ständen bei dem katholischen Abschiede unabweislich beharrten, und daß es deshalb keiner Worte mehr bedürfte.

Joachim I. hatte sich bei dieser Gelegenheit offenbar durch seine Hitze zu weit fortreißen lassen, und bekannte auch selbst später, daß er durch den Troß einiger protestantischen Stände, die sich ihres Werkes der Zwietracht vor allen Leuten gerühmt, ja sogar während der Bauernkriege auf Vernichtung aller fürstlichen Macht (wobei er besonders auf die Stadt Nürnberg, die alte Feindin seines Hauses, zielte) verrätherisch hingearbeitet hätten, zu schärferer Aeußerung, als er bei ruhiger Erwägung billige, getrieben worden sei. Indirekt leistete er dadurch den Protestanten einen nicht unwesentlichen Dienst, denn er schwächte die Thattkraft der Gegner, von denen die Besonneneren, sogar Kurfürst Albrecht gehörte zu ihnen, jene Drohungen mißbilligten. Auch Kaiser Karl sprach sich über den Bericht dahin aus, daß Manches in ihm unrecht, und offenbar zu viel gesagt worden sei.

Die Erbitterung gegen die neue Lehre, welche den Kurfürsten bei dieser Gelegenheit alle Mäßigung vergessen ließ, war durch manche Vorfälle in seinen häuslichen Verhältnissen wesentlich gesteigert worden. Auch hier hatte der Protestantismus, so schien es ihm in seinem kirchlichen Eifer, den reinsten Quell des Glückes vergiftet. Seine Gemahlin Elisabeth, die als Muster einer edlen fürstlichen Frau dasteht, hatte wie ihre ganze Familie die Lehre Luthers mit unbeswingbarem Drange des Herzens ergriffen und schon von früh an die Keime desselben ihren Kindern eingepflanzt. Natürlich konnte dies nur im Verborgenen geschehen; jedoch wie gewöhnlich eine unter solchen Verhältnissen empfangene Ansicht um so tiefer in das menschliche Herz einzudringen pflegt, so auch hier. Der äußere Zwang erhöhte in der Kurfürstin und ihren Kindern den Durst nach geistiger Erquickung; zuletzt vergaß sie sogar alle nöthige Vorsicht. Sie ließ sich nämlich in Abwesenheit des Kurfürsten von einem evangelischen Geistlichen aus Mecklenburg heimlich in ihrem Schlosse das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen, ward aber von ihrer jüngsten Tochter an den Gemahl verrathen. Joachim I., der ein solches Unterfangen nicht nur als den schwärzesten Verrath gegen die Kirche, sondern auch als ein unverzeihliches Vergehen gegen die

landesherrliche Autorität ansah (ein Umstand, der uns im Zeitalter Heinrich VIII. kaum in Verwunderung setzen kann), drohte der Kurfürstin, obgleich wohl nur in der ersten Aufwallung des Zornes, mit ewiger Einmauerung. Diese muß eine solche Gewaltthat nicht für unmöglich gehalten haben, denn sie entwarf in Uebereinstimmung mit ihrem Bruder, dem vertriebenen König von Dänemark Christian II., den Plan zu einer Flucht nach Sachsen. Die Ausführung desselben glückte, obgleich nicht ohne Gefahr; die Besorgniß der Kurfürstin vor der Rache ihres Gemahls war so stark, daß sie, als auf der Flucht etwas an dem Wagen zerbrach, ehe man noch an die sächsische Grenze gekommen war, selbst ihr Kopftuch zur nöthigen Befestigung des Wagens hergab, um nur so schnell als möglich ihre Flucht fortsetzen zu können. Der Kurfürst von Sachsen, ihr Oheim, ein hochherziger Beschützer aller Protestanten, gewährte auch der verfolgten Fürstin in dem Jungfrauenkloster Brettin bei Dommisich einen ihrem Stande angemessenen Zufluchtsort. Das Verhältniß des Kurfürsten zu seinen Söhnen ward durch diesen traurigen Familienbruch nicht weiter gestört, doch blieb er nicht ohne allen Argwohn.

Joachim I. hatte sich zwar wiederholentlich zu rücksichtsloser Festigkeit gegen Anhänger des Protestantismus verleiten lassen, doch ist zu seiner Ehre anzuerkennen, daß er ohne alle persönliche Rücksicht nur aus fester Ueberzeugung handelte. Das erkannten auch seine Gegner an, ja Luther, der doch sonst nicht zu den kühnsten und unbefangenen Beurtheilern seiner Gegner gehörte, verdamnte ihn nicht, sondern meinte von ihm, er wäre lange nicht so schlimm, als Georg von Sachsen und der Cardinal Albrecht, wiewohl sich Letzterer stets in den Schranken der Mäßigung hielt, und es sei bei ihm noch nicht alle Hoffnung verloren. Daß bei aller Leidenschaftlichkeit das menschliche Gefühl in dem Herzen des wackern Fürsten nicht unterdrückt war, erweisen seine Thaten mehr als seine Worte. Nirgend hören wir, daß er gegen seine Unterthanen, wenn er auch auf das Nachdrücklichste den Protestantismus verdamnte, des Bekenntnisses wegen grausame Maßregeln nahm, und bezeugte dadurch, daß er die erste Pflicht, ein Vater seiner Unterthanen zu sein, nie aus den Augen verlor. Davon gab er einen Beweis, als in Stendal ein offener Aufstand ausbrach (1531), weil durch kurfürstliche Abgeordnete, denen sich auch der Rath angeschlossen, einem Predigermönche, Namens Kuchenbäcker, verboten worden war, lutherische Lieder singen zu lassen. Nach Angabe des Rathes war der Unfug von fremden Gesellen ausgegangen. Dessenungeachtet, und obschon schwere Gewaltthaten gegen die Diener des Kurfürsten ausgeübt worden waren, fand keine blutige Ahndung statt. — Auch war Joachim I. nicht blind gegen die Gebrechen der Kirche und wünschte eine Reform, nur sträubte er sich gegen die Wittenbergische; er hätte sie von Rom aus durch ein Concil gewünscht, und wollte dieser Hoffnung noch immer nicht entsagen.

Außerdem läßt sich auch nicht leugnen, daß gar Manches gegen die neue Lehre aus Wittenberg bedenklich machen konnte. Auch der Silbersturm war

von dort ausgegangen, und diejenigen, welche die Bauern zum Aufruhr gegen ihre Herren aufstachelten, meinten nur consequent die von den Reformatoren verfochtenen Lehren durchzuführen. Wiewohl Luther mit Recht die Schwärmergeister verdammt, welche die von ihm verkündeten Wahrheiten so heillos verunstalteten: so ist doch zu begreifen, daß ehrliche und wohlgesinnte Männer auf ihn selbst mit banger Scheu blickten, da ohne seinen mächtigen Ruf jene trüben Schwärmer niemals Gehör gefunden haben würden.

Die Beziehungen Joachim I. zu andern Staaten nehmen in seiner Regierung nur eine untergeordnete Bedeutung ein; doch sind sie in mancher Hinsicht nicht unwichtig, da er auch hier stets den Vortheil des Landes scharf im Auge behielt. Als sein Vetter Albrecht, der Sohn des fränkischen Markgrafen Friedrich, nach seiner Wahl zum Hochmeister des deutschen Ritterordens von den Polen hart bedrängt, bei benachbarten und verwandten Fürsten Hülfe gegen die Uebermacht des Königs Sigismund suchte, da wurde ein Convent zu Berlin abgehalten, zu welchem Kurfürst Friedrich und Herzog Georg von Sachsen, die Brüder des Hochmeisters, der Heermeister von Livland und die Gesandten Königs Christian II. von Dänemark erschienen (1518), um das bedrohte Ordensland zu retten. Kurfürst Joachim I. bot um so lieber seine Hand zum Beistand, da der Hochmeister bei dieser Gelegenheit dem im Jahre 1455 vorbehaltenen Wiederkaufsrechte in Bezug auf die Neumark für immer entsagte. Der Congreß hatte übrigens für die Sicherung Preußens keine wesentlichen Folgen, denn ungeachtet der großen Versprechungen kam es zu keiner thätigen Hülfe, und der Hochmeister sah sich so schwer bedroht, daß er seine selbstständige Fürstenstellung zum Opfer brachte, um nicht Alles zu verlieren. Durch einen Vertrag mit König Sigismund ward das Ordensland als polnisches Lehen unter dem Namen eines Herzogthums Preußen dem bisherigen Hochmeister erblich überlassen, der nun zum Lutherthum überging, da sich der größte Theil des Landes der Reformation geneigt erwiesen hatte (1525). Obgleich diese Lösung der Sache den Gesinnungen des Kurfürsten schwerlich entsprechen konnte, so ward doch das gute Vernehmen mit seinem Vetter dadurch keinesweges gestört.

Ueberhaupt ließ er sich in auswärtigen Beziehungen durch religiöse Ansichten nicht leiten. Dies zeigte er, als sein Schwager Christian II. durch zwei kurz hintereinander folgende Revolutionen aus seinen drei Königreichen vertrieben wurde. Er gestattete nicht nur diesem Fürsten den Aufenthalt in Berlin, sondern versprach auch die thätigste Hülfe zur Wiedereroberung seiner Herrschaft, obgleich jener schon vor seiner Vertreibung erklärt hatte, daß er lieber alle seine drei Reiche aufs Spiel setzen, als den herrlichen Lehrer verlassen wollte. Kurfürst Joachim I. betrieb seinerseits die dänische Sache mit allem Ernst, denn er zog, wie berichtet wird, mit einem trefflich gerüsteten Heere bis nach Perleberg, welches als Sammelplatz des Zuges bestimmt war; allein Christian II. selbst, ein nicht unbegabter aber leichtsinniger Fürst, erschien weder in Person an dem verabredeten Ort, noch schickte er das versprochene Geld, und so ging das

Kriegsvolk, welchem jede sichere Aussicht auf den ihm versprochenen Sold dadurch genommen war, nach kurzer Zeit wieder auseinander.

Joachim I. suchte den Glanz seiner Regierung nicht in kriegerischen Unternehmungen; nicht etwa, weil es ihm an persönlichem Muth fehlte, den er in manchen Gefahren rühmlich bekundete, sondern weil er sich scheute, seine Unterthanen durch Steuern zu beschweren und das Wohl des Landes auf ein so unsicheres, ja bedenkliches Spiel zu setzen. Diese edle Mäßigung, welche bei seinem sonst zu zorniger Aufregung geeigneten Temperamente um so höher zu schätzen ist, zeigte er bei einer die Mark Brandenburg selbst betreffenden Fehde. Ein brandenburgischer Edelmann hatte einen Streit mit dem Bischofe von Lebus, und da er sich allein zu schwach fühlte, verband er sich mit einem adeligen sächsischen Herrn, Nikolaus von Minckwitz, einem reichen und sehr unternehmenden Manne. Dieser bemächtigte sich der zu dem Stifte gehörenden Stadt Fürstenwalde, und ließ sich, da der Bischof selbst, auf dessen Person es hauptsächlich abgesehen war, durch eine schnelle Flucht gerettet hatte, von den Bürgern der Stadt als Herrn huldigen (1528), wahrscheinlich zur Schadloshaltung für die ihm entgangene Lösesumme des Prätaten selbst. Es läßt sich denken, in welchem Zorn der Kurfürst, dessen Haupt Sorge es stets gewesen war, die Ruhe und gesetliche Ordnung in seinem Lande zu erhalten, über diesen Friedensbruch gerieth, als er von dem Bischof den Verlauf der Sache erfuhr. Sogleich wurde der Befehl zu einer Rüstung gegeben, deren Kosten sich auf 50,000 Gulden beliefen. Unterdessen war aber Minckwitz, ohne Zweifel nachdem er sich an dem Eigenthum und den Einkünften des Bischofs für seine Kriegskosten bezahlt gemacht, zurückgegangen und hatte sein Schloß Sonnenwalde in einen so guten Vertheidigungszustand gesetzt, daß die Hauptleute des Kurfürsten die Belagerung desselben für eine äußerst kostspielige Unternehmung erklärten. Da hielt es denn Joachim I. für das Beste, eine Klage wegen dieses Friedensbruches bei dem Könige Ferdinand zu erheben, durch dessen Vermittelung die Sache auch gütlich beigelegt wurde.

Weit besser gelangen dem Kurfürsten seine diplomatischen Unterhandlungen, namentlich mit Pommern, bei welchen er sich mit großer Festigkeit benahm und endlich das lang ersehnte Ziel einer gütlichen Schlichtung des Streites erreichte. Anfangs freilich fand er vielen Widerstand, denn noch lebte Herzog Bogislaw X. der feste Gegner des Kurfürsten Albrecht Achilles, und das Alter hatte seinen kühnen Muth noch nicht gebeugt. Es scheint, als wenn unter Maximilians Regierung nichts in dieser Angelegenheit geschehen war; kaum jedoch hatte Karl V. den Thron bestiegen, so setzte Joachim I. alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Erreichung seines Zieles in Bewegung. Da sein Bruder Albrecht Erzkanzler des Reiches war, konnte er um so eher auf Erfolg rechnen. Als Karl daher seinen ersten Reichstag zu Worms angesetzt hatte und Ausschreiben an alle unmittelbaren Reichsfürsten erließ, hielt Joachim den Boten, welcher die Einladung des Herzogs von Pommern zu bestellen hatte, zurück, mit dem Bemerken, daß

er sie dem Herzoge zustellen würde. Bogislaw erhielt die Einladung nicht, zog aber dennoch auf den Reichstag und beklagte sich dort über das ihm angethane Unrecht. Es dauerte lange, ehe er sich Gehör verschaffte; nur erst, als er dachte, daß ihm, wenn er hier so übel behandelt würde, wohl noch andere Orte offen stünden, worin natürlich die Andeutung lag, er könne sich wohl ganz aus dem Reichsverbande lösen und den Weg einschlagen, den wenige Jahre darauf der Hochmeister Albrecht betrat: hielt es der Kaiser, welcher ohnedies dem Kurfürsten wegen seiner Hinneigung zum König Franz I. nicht allzugeneigt war, für geeigneter, den Herzog Bogislaw nicht nur als selbstständigen Fürsten beim Reichstage zuzulassen, sondern ertheilte ihm auch sogar die kaiserliche Belehrung für seine Länder. Hierin lag allerdings eine Verletzung der brandenburgischen Rechte, gegen welche auch sofort der Kurfürst einen förmlichen Protest einlegte, indem er zwar die Hochachtung gegen die Person des Kaisers nicht aus den Augen verlor, jedoch die vermeinte Belehrung des Herzogs von Pommern nicht als gesetzlich bindenden Akt anerkannte, und auf eine genauere Prüfung der beiderseitigen Rechte antrug.

Diese Vorstellung wirkte, denn es wurde eine Untersuchung der Streitfrage angezettelt, und obgleich die Verhandlungen darüber auf den Reichstagen zu Nürnberg in den Jahren 1522 und 1523 ohne Entscheidung blieben: so war doch des Herzogs Sieg dadurch wieder in Zweifel gestellt. Ja der ungeduldige Fürst erklärte in seinem Unmuth, er würde hinfort keinen Reichstag mehr besuchen. Allein auch der Kurfürst war nicht ganz zufrieden gestellt, doch hatte er die Rechte Brandenburgs, wenn auch nicht zu voller Anerkennung gebracht, doch wenigstens für die Zukunft gewahrt. Bald darauf starb Bogislaw X. (1528.) Die jungen Herzöge Georg und Barnim waren zwar ihres Vaters nicht unwürdig, doch hatten sie mit manchen inneren Streitigkeiten zu thun; außerdem trat Joachim I. mit einem neuen Anspruch auf, indem er den Brautunschlag der Herzogin Margarethe, welche keine Kinder von Bogislaw gehabt hatte, wieder zurückforderte. Joachim I. verließ sich auf die Entscheidung des Kaisers und des Reiches. Zwar blieben die Verhandlungen des Reichstages von Speyer (1526) so wie eine Tagefahrt zu Jüterbogk, zu der selbst die Könige von Polen und Böhmen so wie mehrere angesehene Reichsfürsten ihre Gesandten schickten, sämmtlich ohne Erfolg, doch kam endlich im Jahre 1529 ein definitiver Vertrag zwischen beiden Parteien in Grimnitz zu Stande. Durch ihn ward Folgendes bestimmt:

- 1) Der Markgraf und seine Nachkommen sollen den Herzögen von Pommern in keiner Weise hinderlich sein, wenn sie die Lehen von dem Kaiser begehren, und auf dem Reichstage Sitz und Stimme haben.
- 2) Der Markgraf greift zugleich an die Fahne, wenn der Kaiser dem Herzoge von Pommern die Lehen verleihet, zum Zeichen und zur wahren Versicherung, daß er auch die gesammte Hand an dem Herzogthum Pommern habe.

3) Des Markgrafen Rätbe und Gesandte sind zugegen, wenn die Unterthanen in Pommern ihrem Landesherren die Hulbigung thun, damit ihnen die Stände Pommerns im Namen des Markgrafen zugleich angelobten, daß sie den Markgrafen nach Abgang des männlichen Stammes der Herzöge in Pommern für ihren Herrn annehmen, erkennen und halten wollen.

4) Ward eine Abfindung für den Brautscbaz der Herzogin Margarethe und eine Ehe zwischen Herzog Georg und der Tochter Joachims I. verabredet.

Durch diesen Vertrag wurden die wesentlichsten Ansprüche Brandenburgs an Pommern gewahrt und der Streit zwischen beiden Fürstenhäusern für immer geschlichtet. Den pommerschen Ständen jedoch erschien diese Ausgleichung der Sache so nachtheilig, daß sie dieselbe nicht den Vertrag von Grimmitz, sondern von Gremenitz nannten.

Joachim I. hatte von den ersten Tagen seiner Regierung an den Reichs-Angelegenheiten seine eifrige Sorgfalt gewidmet, und entzog sich auch den Lasten nicht, sobald das gemeinsame Wohl außerordentliche Anstrengungen erforderte; doch zeigte er sich sehr vorsichtig in Bezug auf die Unternehmungen des kriegslustigen Kaisers Maximilian, stets darauf bedacht, sich so wenig als möglich aus seinen Erblanden zu entfernen, und seinem sparsam bevölkerten Gebiete die Bewohner zur Förderung der Kultur und des Wohlstandes zu erhalten. Als aber unter Kaiser Karl V. eine geregeltere Ordnung der Dinge dem Auslande gegenüber eintrat, und außerdem Solimans wachsende Macht gemeinsame kriegerische Anstrengung zum Schutze des ganzen Reiches nöthig machte, zeigte sich auch Joachim I. in seiner Pflicht keinesweges säumig. Der Nürnberger Religionsfriede hatte die Protestanten so weit beruhigt, daß sie auf dem gleich darauf folgenden Reichstage zu Regensburg (1532) im Wettstreit mit den katholischen Fürsten eine ansehnliche Türkenhülfe beschloßen. Diese sollte aus 40,000 Mann Fußvolk und 8000 schweren Reitern bestehen; dem Kurprinzen Joachim war bei dieser Gelegenheit der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, die Völker des niederländischen Kreises als Hauptmann in das Feld zu führen. Das Truppcorps, welches er befehligte, belief sich auf 2000 Reiter und 4000 Mann Fußvolk. Wenn auch im Allgemeinen nichts Erhebliches auf diesem Feldzuge ausgeführt wurde, so erwarb sich doch wenigstens der Kurprinz den Namen eines tapfern und umsichtigen Kriegsmannes. Soliman belagerte das Städtchen Gung, wenige Meilen von Wien, und verheerte mit einem Corps von 15000 Spahis weit und breit das Land. Schon war eine Abtheilung spanischer Reiter von ihnen in die Flucht geschlagen worden, da warf sich das Hauptheer den wilden siegenden Schaaren entgegen und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei; allerseits aber wurde anerkannt, daß der Kurprinz mit den niederländischen Truppen die Entscheidung herbeigeführt hätte. Zum Lohn dafür wurde er im Angesicht des ganzen Heeres von dem Kaiser zum Ritter geschlagen. Wenigstens hatte man so viel durch diesen Erfolg erlangt, daß Soliman das Feld räumte und seine Hand zu einem Waffenstillstande bot (1533).

Die Rückkehr des jungen Fürsten gab dem erfreuten Vater Gelegenheit zu einem triumphirenden Empfange. Feierlichkeiten aller Art wurden zur Erhöhung des Festes angestellt. Als ein besonderer Zug zur Charakteristik unserer damaligen Zustände und der noch wenig geförderten Kultur unserer Städte verdient der Befehl an die Bürger Berlins erwähnt zu werden, daß sie ja die Gassen rein halten sollten, durch welche der Zug gehen würde. Die Bürger bewiesen aber auf die allerthätigste Weise ihre Liebe für das angestammte Fürstenhaus, denn Alles strömte weit aus der Stadt dem Zuge entgegen, ja selbst die vornehmsten Frauen und Jungfrauen, welche sich sonst der Sitte jener Zeit gemäß nicht leicht öffentlich zeigten, hielten bei dieser Gelegenheit mit ihren Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit nicht zurück. Der Kurfürst selbst war, als sein Sohn in voller Rüstung vom Pferde sprang und ihm entgegen eilte, so gerührt, daß er nur wenige Worte des Empfanges stammeln konnte; Gemahlin und Kinder des Prinzen empfingen den gefeierten Sieger mit Thränen und Küffen, während die Geschütze donnerten, die Glocken läuteten, alle Orgeln in den Kirchen tönten, und frohe Schaaren die ganze Stadt mit ihrem Jubelrufe erfüllten. Dann folgten allerlei Belustigungen, für welche die wohlhabenden Leute von ihrem Ueberflusse reichlich gespendet hatten; kurz überall herrschte Freude und Lust, und noch nie hatte man etwas Prächtigeres in Berlin gesehen.

Es scheint überhaupt, als wenn unter Joachim I. Regierung der Glanz des Hofes sich erhöht und überhaupt das Leben in der Mark gegen die frühern Zeiten einen freundlicheren Charakter angenommen hätte; auch von prächtigen Turnieren unter ihm wird Manches erzählt. Eins derselben, welches weit und breit gerühmt und in Gedichten verherrlicht wurde, ward im Jahre 1512 bei Gelegenheit eines Friedensschlusses, welcher die lange Fehde zwischen dem Könige von Dänemark, dem Schwiegervater des Kurfürsten, und den Hansestädten endete, in Stuppin abgehalten. Bei diesem Ritterspiele glänzte Joachim I. selbst durch seine Geschicklichkeit, die junge Kurfürstin durch ihre Anmuth und fürstliche Würde.

Der Kurfürst überlebte nicht lange die ruhmvolle Rückkehr seines Sohnes aus dem Türkenriege. Obgleich er erst in das einundfünfzigste Jahr eingetreten war, fühlte er doch seine Kräfte schwinden; denn früh schon den Anstrengungen eines thätigen Lebens geweiht, gebrachte er außerdem zu jenen leidenschaftlichen Naturen, in welchen alle Empfindungen mit einer gewissen Gewaltthat aufzutreten, und deshalb die Lebenskraft desto rascher verzehren. Kurz vor dem Lebensschlusse ließ er seine Söhne rufen, mahnte sie an ihren hohen Beruf und zur Eintracht, beschwor sie aber vor Allem, die alte Lehre zu schützen und zu erhalten, der Ketzerei des Protestantismus kräftig entgegenzutreten.

Die Regierung Joachim I. war für die innere Entwicklung des Kurstaates von unendlicher Wichtigkeit, ja man kann mit Recht sagen, daß erst durch ihn eine gewisse Einheit in denselben kam und eine geregelte Landesregierung eintrat, während vor seiner Zeit noch Alles nach mittelalterlicher Weise in Sonder-Interessen auseinander ging. Wenn also auch die äußere Ländervermehrung



(sie erstreckte sich nur auf den Rückfall der Grafschaft Lindau und der Herrschaft Stuppin, den Erwerb der Herrschaft Jossen und die Wiedereinlösung von Cottbus und Peitz,) nicht eben bedeutend erscheinen kann, so war doch die Kraft des Staates selbst unendlich gewachsen und der Keim zu schnellerer Entwicklung und künftiger Größe gelegt. Der Adel, wie wir gesehen haben, verlor unter seiner Regierung jede Hoffnung, auf Kosten des fürstlichen Ansehens und des allgemeinen Wohles seinen Einfluß auszudehnen, die Städte wurden gezwungen, den letzten Anspruch an eine mit der Idee eines wohlgegliederten Staates unvereinbare Sonderstellung fahren zu lassen, ohne in den wesentlichen Punkten, wo sie zur Förderung geistiger und materieller Kultur beizutragen vermochten, irgendwie behindert zu werden. Das ständische Wesen, wie es bisher gewaltet hatte, kann kaum eine Verfassung genannt werden, es ist im Gegentheile als ein Rangel an aller vernünftigen Verfassung anzusehen, als ein Mittel, die Kräfte zu vereinzeln und dadurch wirkungslos zu machen. Dies erweist sich nur zu deutlich gegen den Schluß des Mittelalters, namentlich für Deutschland. Wie herrlich war die Blüthe seines Ritterthums, wie gefürchtet die Tapferkeit seiner sogar um Gold fechtenden Kriegsschaaren, wie reich und gewerbfleißig sein städtisches Leben, wie groß und siegreich selbst seine Seemacht durch den Sonderbund der Hanse: allein eben weil Alles Sonderbund und Sonderinteresse blieb, darum verdorrten die schönsten Blüten, und setzten keine Frucht für die Reifezeit nationaler Größe ab; das Ganze ging seiner Auflösung entgegen, und glücklich war der Theil dieses einst den andern gegenüber verhältnißmäßig so mächtigen Reiches, wo eine feste Hand sorgsam die vereinzeltten Elemente für künftige Zeiten sammelte. Diese feste Hand besaß Joachim I. In ihm spiegelt sich der Charakter des hohenzollernschen Hauses, wie er zuerst in Friedrich I. hervortrat, und wie ihn in verschiedenem Maß und Verhältniß die fernere Geschichte des Hauses glänzend herausbildet, derselbe Geist, durch den der große Kurfürst und Friedrich auf ihre Bahnen gelenkt wurden. Daß sich Joachim dem Bedürfniß der Zeit, der Reformation widersetzte, welcher er bei seiner anerkannten Thatkraft große Dienste hätte leisten können, mag bedauert werden; allein da er nicht der Verbesserung selbst, sondern nur der zur Zeit gebotenen Form entgegentrat: so war er auch dem Siege der Wahrheit, was auch seine Gegner anerkannten, nicht in dem Maße wie andere Machthaber seiner Zeit hinderlich. Jedenfalls bleibt er in einem Punkte das Muster eines Regenten, nämlich: was er wollte, das wollte er ganz und mit voller Anwendung seiner Kraft; ohne sich durch Schwäche und Vorurtheil abhalten zu lassen, hörte er nur auf die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft.

## Joachim II. und Markgraf Johann von Küstrin, 1535 — 1571.

Joachim I. hatte durch ein Testament die ihm zugehörenden Staaten der Ort unter seine Söhne vertheilt, daß der älteste laut der goldenen Bulle das Land, welches die Kurstimme trug, erhielt, der jüngere dagegen die später erworbene Neumark. Beide Brüder, obgleich sehr von einander verschieden, zeichneten sich unter den Fürsten ihrer Zeit aus, beide wirkten heilsam auf die Entwicklung ihrer Länder, und setzten rühmlich das Werk ihrer Väter fort.

Joachim II. übernahm die Regierung in einem für die meisten europäischen Staaten höchst wichtigen Wendepunkte. Es war die Zeit gekommen, wo man sich in Betreff der Religion nach einer oder der andern Seite hin entscheiden mußte. Fast überall erhob sich heftiger Streit mit theilweise sehr nachhaltigen und blutigen Folgen. In den meisten Ländern mußte sich die Minorität der Majorität unbedingt fügen; ja an manchen Orten wurde sie unter keiner Bedingung geduldet. Nur in wenigen Ländern, wie in Frankreich, blieb die Minorität auf längere Dauer so stark, daß sie der Gewalt trogen und sich eine unabhängige Lage erringen konnte. Verwickelter als an anderen Orten wurde die Stellung der religiösen Bekenntnisse in Deutschland, da hier nicht einfacher Weise Staatsoberhaupt und Unterthanen, sondern jenem Stände entgegentraten, welche wiederum das Verhältniß von Regierenden und Regierten darboten. Katholische Fürsten mit evangelischen Unterthanen und umgekehrt standen dem katholischen Reichshaupt und dem getheilten Reichstage gegenüber, und um die Sache noch verwickelter zu machen, wogte der Streit auch in den Reichsstädten, wo bei oft schwankender Majorität die Herrschaft der klüglichen Anwendung der Intrigue von einer oder der andern Seite Preis gegeben war. Karl V., Gebieter über eine so ausgedehnte Herrschaft, daß er das Supremat, welches ihm die kaiserliche Würde in Bezug auf fürstliches Ansehen gab, auch auf dem Gebiete der materiellen Macht durchsetzen zu können im Stande schien, hatte sich von dem ersten Beginn an gegen die neue Lehre entschieden, weniger aus religiöser Ueberzeugung, als weil er mit richtigem Instincte erkannte, daß die unumschränkte Herrschaft, nach welcher er auf dem politischen Gebiete strebte, mit der neuen Lehre in keinen dauernden Einklang zu bringen sei. Sein fester und unbeugsamer Charakter ließ vermuthen, daß er vor Gewaltmitteln nicht zurückschrecken würde; auch wären diese ohne Zweifel schon angewendet worden, wenn nicht von Osten her Soliman die Christenheit bedroht, im Westen Franz I. insbesondere des Kaisers Lieblingspläne durchkreuzt hätte. Man schien nur den günstigen Augenblick zur Anwendung der Gewalt abzuwarten, welche durch die Beschlüsse von Worms und Augsburg schon gerechtfertigt war, denn der Nürnberger Religionsfrieden konnte nur als eine provisorische Bestimmung gelten, auf deren Schutz sich keine sichere Hoffnung bauen ließ.

Unter so vielfachen Verschlingungen der politischen und religiösen Verhältnisse war es gewiß keine leichte Aufgabe für einen Fürsten, welcher mit aufrichtigem Herzen der neuen Lehre zugethan war, aber auch der unglückseligen Spaltung des deutschen Reiches und der Kriegsverheerung seiner eigenen Länder um jeden möglichen Preis vorbeugen wollte, den richtigen Weg zum Ziele einzuschlagen.

Ein Theil der protestantischen Fürsten hatte unverzüglich nach dem Schlusse des Augsburger Reichstages eine ganz entschiedene Stellung angenommen. An ihrer Spitze stand der Kurfürst Johann von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen. Sie nebst einer Anzahl Fürsten und mehrere Reichsstädte hatten, um sich gegen den „unfriedlichen“ Reichsabschied sicher zu stellen, zu Schmalkalden ein Bündniß auf sechs Jahre abgeschlossen (1531). Sie waren gesonnen, wider Jeden, der einen von den Ihren der Religion wegen anfechten würde, in geschlossenem Verein aufzutreten. Es läßt sich denken, in welche Spannung die Schmalkaldener Bundesgenossen durch die Nachricht von dem Regierungsantritt Joachim's II. gesetzt wurden, dessen Neigung zu der protestantischen Lehre für sie kein Geheimniß sein konnte. Besonders war der Landgraf von Hessen voller Hoffnung und äußerte diese auch unverhohlen in seinem Beileidschreiben an den jungen Kurfürsten. Man kannte zwar auch den Eid, den jener abgelegt, „allein,“ äußerte der Landgraf, „Joachim habe, wenn auch versprochen, Luther nicht zu folgen, doch niemals geschworen, dem Evangelium zu glauben und zu folgen.“ Eine Abschrift dieses Schreibens wurde dem Kurfürsten von Sachsen, damals schon Johann Friedrich, mitgetheilt, welcher aber nicht die freudigen Erwartungen seiner Verbündeten theilte. Johann Friedrich kannte den Charakter Joachim's besser, und wußte sehr wohl, daß derselbe kein Freund von entschiedenen, weit weniger noch von gewagten Schritten wäre. Außerdem ward Joachim von der andern Seite her auf das Lebhafteste bestürmt, vor Allen von dem Vater seiner ersten Gemahlin, dem bis zum Fanatismus katholisch gesinnten Herzog Georg von Sachsen, so wie von seinem damaligen Schwiegervater, dem Könige Sigismund I. von Polen.

Die Vermuthung des Kurfürsten von Sachsen wurde durch den Erfolg gerechtfertigt, denn Joachim blieb zwar in den freundschaftlichsten Beziehungen mit den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes, lehnte aber die Theilnahme an demselben für jenen Augenblick ab. Bei einigermaßen genauerer Prüfung erscheint dies vorsichtige Benehmen des jungen Fürsten vollkommen gerechtfertigt. Gerade zu der Zeit, wo er von dem Landgrafen bedrängt wurde, war ein Concil nach Mantua berufen, und es würde deshalb sehr voreilig und feindselig gegen den Kaiser, der sich einer auf regelmäßigem Wege zu fördernden Kirchenverbesserung geneigt erklärt hatte, haben erscheinen können, wenn er sich, ohne das Ergebnis derselben abzuwarten, sofort in eine Verbindung von so unberechenbaren politischen Folgen für sein Land hätte einlassen wollen. Ueberdies war Joachim II. noch viel zu wenig mit der Stimmung seiner eigenen Unterthanen

bekannt, um in Bezug auf sie einen solchen Schritt wagen zu können. In der Stille hatte allerdings Luthers Lehre durch das ganze Land hindurch die Herrschaft gewonnen, allein der öffentlichen Anzeichen gab es noch wenige, da jede lautere Kundgebung derselben bisher mit Strenge niedergehalten worden war. So fand der junge Fürst gar manches Bedenken, den einbringlichen Mahnungen des muthigen Landgrafen nachzugeben.

Weit minder zurückhaltend zeigte sich Markgraf Johann. Kaum hatte er die Herrschaft angetreten, so erklärte er sich offen für die Augsburger Confession ohne weitere Rücksicht auf das seinem Vater gegebene Versprechen. Auch theilte er die Ansicht seines Bruders über die Gefährlichkeit des Schrittes nicht. Ganz im Gegentheil glaubte er wesentlichen Vortheil in dem schleunigen Ergreifen der neuen Richtung zu sehen. Johann war kein Glaubenseiferer; obwohl er mit aufrechter und redlicher Gesinnung das Luthertum ergriffen hatte, unterschied er sehr wohl die Grenzen geistlicher und weltlicher Macht, und nahm die letztere bei allen aus den Kirchenspaltungen hervorgegangenen Streitigkeiten auf das Entschiedenste in Anspruch, wogegen es ihm nie einfiel, Jemandem in Glaubenssätzen Zwang anzulegen. Daher bewies er sich stets duldsam und bebrängte seine katholischen Unterthanen ihres Glaubens wegen nicht. Johann trug kein Bedenken, sich unverzüglich an die Schmalkalbischen Verbündeten anzuschließen, stieß jedoch in Bezug auf den Eintritt in den Bund auf Schwierigkeiten. Diese kamen von Seiten der Herzöge Georg von Sachsen und Braunschweig und selbst von seinem Bruder, dem Kurfürsten. Jene beriefen sich auf ein Bündniß, welches Joachim I. mit ihnen und dem Erzbischofe von Magdeburg in Halle zur Gehaltung der römisch-katholischen Religion geschlossen hatte. Der Markgraf entgegnete mit vollem Rechte, daß er an das, was sein Vater mit ihnen in Religionsangelegenheiten verabredet hätte, nicht gebunden sei. Joachim's Einwurf dagegen war begründeter. Beide Brüder hatten bei ihrem gemeinschaftlichen Regierungsantritt einen Vertrag abgeschlossen, es sollte sich keiner von ihnen in ein Bündniß einlassen, welches dem andern zum Nachtheil gereichen könnte; daß aber der Anschluß an die Schmalkalbener bedenkliche Folgen haben konnte, ließ sich nicht ganz ableugnen. Zwar gab die Auslegung des Vertrages zu verschiedenen Erörterungen Anlaß, doch endete die Unterhandlung damit, daß sowohl Johann, als auch der treue Anhänger der Sache Luthers, Markgraf Georg von Anspach, trotz aller Anhänglichkeit an die protestantischen Glaubensgenossen das Bündniß zu unterzeichnen Bedenken trugen.

Nichtsdestoweniger wirkte Joachim II. unablässig für den Fortschritt der protestantischen Sache in seinen Landen, wenn auch mehr auf Umwegen als durch selbstständiges Eingreifen. Er hinderte Niemanden, sich offen für den lutherischen Glauben zu bekennen, und veranlaßte so mehrere seiner bedeutendsten Städte, wie Cottbus (1537) und bald darauf Frankfurt, lutherische Prediger an ihre Kirchen zu berufen. Viele andere folgten diesem Beispiele. — Gleichwohl zögerte Joachim II. mit seiner persönlichen Entscheidung in dieser

wichtigen Sache, da er sich immer noch mit der Hoffnung schmickelte, auf unbeschränktem gesetzmäßigem Wege, durch Kirche und Reichsbeschluß geschützt, sein Ziel erreichen zu können. Auf seine unablässigen Bemühungen kam es in Frankfurt zu einem Beschluß der Reichsstände (1539), nach welchem Frieden zwischen dem Kaiser und den Schmallaldischen Bundesgenossen verbleiben, das Verfahren des Kammergerichts gegen die Protestanten aufhören, kein Theil Bundesgenossen suchen, der Nürnberger Religionsfrieden in Kraft bleiben, und der Streit über die Lehren ohne Theilnahme päpstlicher Gesandten in Nürnberg durch ein Religionsgespräch geschlichtet werden sollte. Erst als der Kaiser diese billigen Vorschläge zurückgewiesen, glaubte Joachim II. mit seiner offenen Erklärung nicht länger zögern zu dürfen. Um eine milde Form für dieselbe zu finden, wandte er sich an Luthers berühmten Freund Melancthon. Dieser hatte an dem ihm schriftlich vom Kurfürsten mitgetheilten Reformvorschlage Vieles auszusagen, und rieth dem Kurfürsten daher, seinen Landständen die Sache lieber mündlich vorzutragen, um ihnen in Bezug auf Messe, Priesterehe u. s. w. freie Hand zu lassen, ohne sich selbst dabei dem Kaiser und dem Reiche gegenüber bloßzustellen. Bei Gelegenheit dieser Verhandlungen äußerte sich Melancthon in einem Briefe an einen Freund über Joachim II. recht günstig. „Die Einwohner der Mark Brandenburg, schreibt er, tragen ein großes Verlangen nach der Kirchenverbesserung, ein guter Theil des Adels sehnt sich darnach, und der Kurfürst ist ihr geneigt; er urtheilt sehr vernünftig darüber und giebt seinen Unterthanen alle Hoffnung zu einer Kirchenverbesserung. Nur die große Anzahl der Pfaffen, welche ungelehrt, mürrisch, hochmüthig und halsstarrig, von ihrer Weisheit und Lehre über alle Maßen eingenommen sind und mit List sowohl als Gewalt der Wahrheit widerstreben, legt noch Hindernisse in den Weg“.

Joachim II. war schon zu weit gegangen, um jetzt noch mit der öffentlichen Einführung der Reformation in der Mark zu zögern. Er hatte sich von der Unmöglichkeit, mit der katholischen Partei ein billiges Abkommen zu treffen, so wie von der Ehrlichkeit der großen Mehrzahl der protestantischen Fürsten überzeugt. Von Letzteren drängte ihn besonders sein Vetter, der schon öfter genannte Markgraf Georg von Anspach und Herzog Albrecht von Preußen zum muthigen Entschluß. Kaum hatten die Stände diese günstige Lage der Dinge gemerkt, so schritten sie ihrerseits vor und ersuchten den Kurfürsten inständigst um Einführung der Reformation; ja sie erbaten sich, im Falle eines günstigen Bescheides, um so williger die landesherrlichen Schulden zu übernehmen. Allein auch jetzt noch langten bringende Abmahnungen von Seiten des Cardinals Albrecht so wie von dem Könige von Polen an. Letzterer schickte zu diesem Zwecke den Bischof von Posen als außerordentlichen Gesandten nach Berlin. Der Kurfürst jedoch blieb fest und antwortete: „Er habe in seinem Lande nur die offenkundigen Gebrechen abgestellt, und zwar mit solcher Bescheidenheit, daß nicht nur nichts wider die Meinung der katholischen Kirche vorgenommen, sondern auch nicht einmal etwas dem Ansehen der Bischöfe entzogen worden sei. Man

könnte doch nicht leugnen, daß viel Aberglauben und Fehler in der Kirche durch die Nachlässigkeit der Lehrer eingebrochen wären, daher hätte er aufrichtige Lehrer seiner Kirche herstellen müssen, wolle aber nimmermehr von der Meinung und Zustimmung der allgemeinen katholischen Kirche, wie sie in den prophetischen und apostolischen Schriften, alten canonibus und bewährten Lehren gefunden wird, abweichen. Er habe lange auf ein Concilium gewartet, weil aber der Papst sich nicht groß darum bekümmert, habe er die Kirche seines Landes nicht länger in solcher Verlassenheit sehen können. Er hoffe demnach, der König werde diese seine gute Meinung nicht verwerfen, zumal da des Königs Tochter, seine Gemahlin, in diesem Falle mit ihm einig wäre. Ueber Ceremonien wolle er mit Niemandem streiten'.

Die Berufung des Probstes Buchholzer war der erste öffentliche Akt, durch den Joachim II. seinen Uebertritt zur neuen Lehre bekundete; halb darauf that er noch einen entscheidenderen Schritt, indem er nämlich nebst seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe am 1. November 1539 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt in Spandau und Tages darauf in Berlin nahm.

Dem Kurfürsten wurde das Reformationswerk dadurch sehr erleichtert, daß einer der drei Landesbischöfe, nämlich der von Brandenburg, Mathias von Jagow, nicht nur der neuen Ordnung der Kirche sehr geneigt war, sondern sich selbst auch als ein vorzüglich geeignetes Werkzeug zur Ausführung derselben erwies. Daher hatte es denn mit der Secularisirung dieses Bisthums gar keine Schwierigkeit, ebenso wenig wie mit der Einziehung der übrigen Stifter und Klöster. Man verfuhr hierbei mit löblicher Umsicht und Milde. Wer von den Ordensgeistlichen sich der Reformation zuwendete, wurde als Pfarrer für den Dienst der Kirche beibehalten, Niemandem aber Gewissenszwang angethan oder der Unterhalt, den er durch seine bisherige Stellung genoß, entzogen. Nur Novizen aufzunehmen war verboten. So verschwanden die Mönchsklöster in kurzer Zeit; länger bestanden die Nonnenklöster, von denen einige sich bis in spätere Zeiten erhielten, doch auch sie wurden nach und nach protestantisch. Gelübde der Clausur und des Eölibates durften nicht mehr abgelegt werden.

Den ersten Segen aus diesen kirchlichen Neuerungen genoß die Universität Frankfurt. Trotz aller Sorgfalt, welche dieser seiner Schöpfung Kurfürst Joachim I. bis an sein Lebensende gewidmet hatte, war die Anstalt durch den Eifer, mit welchem die theologischen Lehrer daselbst die Mißbräuche der Kirche gegen die Reformatoren in Schutz genommen hatten, fast ganz und gar in Verfall gerathen. Der größte Theil der Studenten hatte die Anstalt verlassen, nur die Ärmern, denen Dürftigkeit den Weg ins Ausland verschloß, waren zurückgeblieben. Kaum aber hatte Joachim II. sich der neuen Lehre zugewendet und entsprechende Lehrer nach Frankfurt berufen, so kehrte auch die Zeit der Blüthe für diese Universität zurück, besonders da durch die zweckmäßige Verwenbung der eingezogenen Stifter, wie z. B. des Karthäuserklosters (1537), ihre Mittel bedeutend vermehrt wurden.

Trotz aller dieser Schritte und der im Jahre 1539 größtentheils im protestantischen Sinne entworfenen Kirchenordnung kann man nicht sagen, daß Joachim II. sich geradezu für das Lutherthum erklärte. Dies zeigte sich, als sowohl die römisch-katholischen als auch protestantischen Reichsstände zu einer Besprechung kirchlicher Angelegenheiten in Hagenau erschienen waren. Obgleich hier Jene die Gesandten des Kurfürsten unter dem Vorwande, sie seien zu spät gekommen, gar nicht an ihren Versammlungen Theil nehmen ließen, so enthielten sie sich nichtsdestoweniger aller gemeinschaftlichen Berathungen mit den Protestanten. Joachim II. sah sich noch immer als Mittelperson zwischen beiden Parteien an, und hatte die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Wirren trotz aller ungünstigen Erfahrungen noch nicht ganz aufgegeben. Seinen guten Willen erkannten die Evangelischen, selbst der große Wittenberger Reformator an. „Ich wollte, sagte er in einem Schreiben an ihn, Ev. Kurfürstliche Gnaden möchten Papst in Rom sein, dann sollte es in der Religion wohl besser zugehen und Ihro Kurfürstliche Gnaden würden die Cardinäle und Bischöfe recht mustern“.

Die mächtigen Stände und Geistlichen waren weit strenger in ihren kirchlichen Ansichten als Luther selbst. Es schien ihnen die neue Kirchenordnung noch viel zu viel von dem alten verderbten Wesen heibehalten zu haben, und deshalb gingen unaufhörlich Gesuche um Beseitigung desselben ein. Joachim II. weigerte sich, diese angeschuldigten Gebräuche ganz wegzuworfen, weil sie nur Mittelbänge wären, und den Kern der Glaubenssätze nicht berührten. Ja als dies Drängen ihm zu heftig wurde, drohte er, seine Hand ganz und gar von ihnen abzuziehen und sie dem Papste oder dem Bischof von Lebus (dieser Prälat nämlich war ein leidenschaftlicher Anhänger Roms) überlassen würde, wenn sie mit seinen Aenderungen nicht zufrieden wären. Wiederum trat Luther dazwischen und beschwichtigte sie in einem Schreiben an den brandenburgischen Reformator Probst Buchholzer in seiner naiven, tiefgemüthlichen Weise. „Er möge, räth er ihm, wenn es dem Kurfürsten gefalle, ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammet-, Seiden- oder leinenes Gewand anlegen, oder deren zwei, ja drei übereinander ziehen. Habe der Kurfürst an einer Prozession um die Kirche noch nicht genug, so solle Buchholzer sieben Mal herumgehen; es stehe dem Kurfürsten sogar frei, zu der Musik zu tanzen wie König David. Durch dergleichen Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen noch abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nothwendig erachtet würde; und könnt' ich's mit dem Papste und den Papisten so weit bringen, wie wollt' ich da Gott danken und fröhlich sein“. Luther gewann mit diesem acht christlich veröhnlichen Ton, zu welchem freilich auch er nur erst durch die Schule eines langen praktischen und erfahrungreichen Lebens gelangt war, das vollkommene Vertrauen des seinen Lehren schon lange ergebenen Fürsten, und bewirkte dadurch, daß seine Kirchenverbesserung sich immer weiter und reicher in den Ländern desselben entfalten durfte.



J. C. Neuberger del.

Stahlstich v. Carl Meyers Kunst-Anstalt in Nürnberg

Churfürst Joachim's II. von Brandenburg Uebertritt  
zum Lutherthum, den 1. November 1539.



Wenn Joachim's II. Benehmen in Religionsangelegenheiten nicht fest und entschieden genug erscheinen mag, so war doch seine politische Stellung bei allen Reichsangelegenheiten durchaus ehrenhaft, und zeugte von seinem redlichen Eifer für das Wohl des deutschen Reiches und Volkes. Auf dem Reichstage zu Speyer, wo über die Vertheidigung des Reiches gegen die Türken verhandelt werden sollte, hatte er seinen Gesandten die bestimmte Instruction gegeben, vor allem es mit den Ständen zu halten, denen die dringende Gefahr des Vaterlandes und der Schutz desselben gegen den Erbfeind der Christenheit am Herzen läge, während die Schmalkaldischen Bundesgenossen nur in dem Falle ihre Mitwirkung versprachen, wenn der Kaiser, nicht der Papst, ein Concil ausschriebe, unterdessen einen festen Frieden verbürgte, die Kammergerichts-Prozesse gänzlich aufhobe und in dem Kriegsheere den evangelischen Gottesdienst erlaubte. Die Gefahr des Vaterlandes so wie die Ehre des deutschen Namens war damals zu sehr bedroht, als daß ein Zurückziehen von der gemeinsamen Vertheidigung aus irgend einem Grunde gerechtfertigt werden konnte. Hatte doch der stolze Soliman dem König Ferdinand, als er in seiner schweren Bedrängniß sogar daran dachte, Ungarn zu Lehen von der Pforte zu nehmen, den königlichen Boten in seinem Uebermuth beschieden: „Ungarn gehöre schon der Pforte, Tribut und Lehnspflicht solle er von seinen übrigen Ländern leisten, wenn er nicht alle mit Feuer und Schwert verwüftet sehen wollte“. Das Gefühl der Pflicht gegen das Vaterland, welches so edel von Joachim II. vertreten war, siegte endlich über alle hinderlichen Nebenabsichten, und die Hülfe gegen den gemeinsamen Feind, welcher ganz Deutschland mit Schmach bedrohte, wurde beschloffen; allein Niemand wollte das bedenkliche und drückende Amt eines Oberfeldherrn übernehmen. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, an welche man Anfangs dachte, lehnten jede Zumuthung der Art ab; da vereinigten sich die Stimmen der Fürsten zur Wahl Joachim II., weil er durch seinen Eifer für die Sache so wie durch seine früheren Kriegsthaten als Kurprinz in Ungarn festes Vertrauen von allen Seiten erworben hatte. Daß die Wahl nicht sowohl das Ergebnis eines Zufalles, sondern vielmehr einer vorbedachten Erwägung gewesen ist, bezeugen die Instructionen des Kurfürsten an seine Gesandten. Obgleich er bescheidener Weise sich nicht für einen geschickten Kriegsmann erachtete, entzog er sich doch dem Dienste seines Vaterlandes nicht, sondern nahm den schweren und für ihn persönlich äußerst kostspieligen Auftrag willig an. Gern hätte er den Landgrafen Philipp von Hessen, der ein anerkannt tüchtiger Soldat war, als Rathgeber zur Seite gehabt, allein Letzterer war viel zu argwöhnisch gegen den Kaiser und die katholische Partei, als daß er jenem durch seine Entfernung freies Spiel geben wollte. So mußte er die Last des Commando's allein tragen. Die Aufgabe des Feldhauptmanns war sehr schwierig. Zwar bestand das Heer aus tapfern Truppen, jedoch bunt zusammengesetzt aus Italienern, Deutschen und Ungarn, die schleunig zusammengerafft, keinesweges Zeit hatten, sich aneinander

zu gewöhnen, und deshalb auch gegenseitig kein Vertrauen zu einander fassen konnten, weshalb es an aller Einheit fehlte. Auch die Ausrüstung war zum Theil mangelhaft, die Kriegskasse meistens leer; kurz es war eine dornenvolle Aufgabe, unter solchen Umständen den Oberbefehl über das Heer gegen einen Kriegsfürsten wie Soliman, dem unerschöpfliche Hülsquellen offen standen und unbedingter Gehorsam von seinen Untergebenen erwiesen wurde, zu übernehmen.

Von Wien aus setzte sich der Zug unter unmittelbarer Führung des Kurfürsten in Bewegung. Zum Schutz seiner Person hatte er eine Schaar schwer bewaffneter Reiter mit schwarzen Rüstungen um sich, weshalb ihm der Name des schwarzen Feldherrn ertheilt wurde. Da man lieber einen Angriff auf Pesth als auf Ofen machen wollte, weil letzteres ungemein stark befestigt und gut vertheidigt war, so beschloß man dem Schlosse Waizen gegenüber auf das linke Donauufer zu gehen. Diese Bewegung ward glücklich ausgeführt, allein die Belagerung hatte nur langsamen Fortgang. Drei Wochen währte es, ehe eine Bresche geschossen war, die den glücklichen Ausgang eines Sturmes versprach. Der Sturm wurde muthig unternommen, allein man stieß unerwartet auf eine neue mit einem tiefen Graben umzogene Brustwehr. Schon waren mehr als tausend Mann kampfunfähig geworden, da gab der Oberfeldherr den Befehl zum Rückzug, um das Heer keinem zu schweren Verlust auszusetzen. Joachim II. hielt seinen Instruktionen gemäß einen Kriegsrath, in welchem man die Aufhebung der Belagerung beschloß. Schon in der folgenden Nacht wurde das schwere Geschütz und das Gepäck abgeführt und das Heer ging über die Donau zurück.

Dieser Abzug war nicht ohne Gefahr, doch geschah er mit Ordnung und ohne Verlust, obgleich die Türken das Reichsheer nach Kräften beunruhigten. Im Heere herrschte nach dieser unglücklichen Wendung des Kampfes große Uneinigkeit. Ungarn, Deutsche und Italiener schrieben sich wechselseitig die Schuld des schlechten Ausgangs der Unternehmung zu; natürlich schonte man auch den Feldherrn nicht; ja Einige gingen so weit, ihn zu beschuldigen, er habe sich fern vom Kampfeschauplatz unter dem Schutze seiner Leibwache jeder Gefahr entzogen. Die ehrenvolle Anerkennung seiner Dienste, welche er vom König Ferdinand erhielt, scheint diese Beschuldigung zurückzuweisen; ja nach einer freilich nicht ganz verbürgten Erzählung ist Joachim II. während dieses Zuges persönlich sogar in große Bedrängniß gerathen, indem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst auf allen Seiten von feindlichen Reitern so heftig angegriffen worden sei, daß ihn nur die Aufopferung eines seiner Diener, der sich über ihn geworfen und alle Streiche aufgefangen, vor dem Tode oder schändlicher Gefangenschaft gerettet habe.

König und Reichstag gaben dem Kurfürsten durchaus nicht die Schuld des mißlungenen Feldzuges. Viele Stände hatten, wie es sich bei der Prüfung der Kriegereignisse erwies, entweder gar keine oder wenigstens nicht die bedingene Anzahl von Mannschaft gestellt, das nöthige Geschütz und Heergeräth herbeigeschafft, noch für die richtige Abführung der Geldbeiträge zur Bezahlung

des Solbes gesorgt. Außerdem trat der Uebelstand ein, daß, weil jeder Stand mit seinen Leuten sich zu einer bestimmten Dienstzeit nach alter Weise verpflichtete, oft ein Theil schon wieder abzog, wenn der andere in das Lager zum Dienste einrückte. Daher ließ auch der Kurfürst durch seine Gesandten auf den späteren Reichstagen beantragen, man solle die Kriegshülfen auf Geld setzen, dies zur rechten Zeit beschaffen, und dann für ordentliche Kriegsbefehlshaber sorgen. Diese Vorschläge blieben jedoch nur fromme Wünsche.

Um jene Zeit wurde die Stimmung der beiden Religionsparteien gegen einander von Tage zu Tage bitterer. Das Reichskammergericht, welches fast nur aus katholischen Mitgliedern bestand, erkannte bei allen Gelegenheiten gegen die religiösen Widersacher, und vergebens bemühte man sich protestantischer Seite, bei Karl V. eine Visitation dieser höchsten Reichsbehörde zu erwirken. Einzelne katholische Stände, vor allem Herzog Heinrich von Braunschweig, benutzten die Sprüche des Reichsgerichtes zum Schaden der Schmalkalbischen Bundesgenossen, welche ihn sogar beschuldigten, Mörder und Mordbrenner gegen sie und ihre Freunde zu befolgen. Als dieser Fürst nun unter dem Vorwande, die Reichsacht gegen Goslar auszuführen, Truppen ins Feld rücken ließ, ward er von den Schmalkalbischen Bundesgenossen mit gewaffneter Hand aus seinem Lande vertrieben (1542). Dies war wirklich eine, wenn auch durch die Ränke der Gegenpartei hervorgerufene, sehr ungeschickliche Selbsthilfe, und andererseits hatte durch diese Fehde das Reichscontingent zu dem Türkenkriege bedeutenden Abbruch erlitten; auch würde gewiß die schärfste Ahndung dafür vom Kaiser erfolgt sein, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der vierte jener blutigen Kriege zwischen Karl und Franz I. ausgebrochen wäre, durch welchen die Hoffnungen der katholischen Partei auf eine durchgreifende und kriegerische Theilnahme Karls V. an dem Kampfe gegen die Protestanten von Neuem beseitigt wurden. Kaum jedoch war der Friede von Crespy zwischen den beiden eifersüchtigen Monarchen geschlossen (1544) und eine definitive Ausgleichung ihrer Interessen in Aussicht gestellt: so trat die katholische Partei auch schon wieder mit größerer Anmaßung hervor. Auf dem Reichstage zu Worms (1545) drohte man den Lutheranern ganz unverhohlen, es würde nun mit ihnen im Reiche nicht lange mehr wahren.

Zu solchen Erfolgen war allerdings damals einige Aussicht, denn das gewaltsame Auftreten der Schmalkaldener hatte die gemäßigten Anhänger der evangelischen Lehre einigermassen bedenklich gemacht; selbst Markgraf Johann, sonst ihr entschiedener Freund, theilte nicht mehr wie ehemals ihre Ansichten. Um so mehr suchten die Verbündeten ihren Anhang zu stärken, da in diesem Augenblick fast jede Aussicht auf eine friedliche Erledigung des Streites verschwunden war. Auch auf den Kurfürsten Joachim II., der um diese Zeit vollständig mit seinem Lande der Reformation beigetreten war, kam man zurück, und Philipp von Hessen, der die persönliche Achtung des Kurfürsten in hohem Grade genoß, wagte noch einmal den Versuch, einen so wichtigen Reichsfürsten zum thätigen Antheil an ihren Unternehmungen zu bewegen. Von einer Zusammenkunft mit

dem Kurfürsten Johann Friedrich in der Lothauer Heide, welche in Kurzem dem Letzteren so verderblich werden sollte, begab sich Philipp nach Jüterbogk, wo auch Joachim II. vom Kloster Zinna aus bald nach ihm eintraf. Nebst seinen übrigen Schmallalbenschen Bundesgenossen zu einem Kriege entschlossen, beehrte der Landgraf Joachim's Beistand, indem er ihm Karl's V. entschiedene Feindschaft gegen den lutherischen Glauben und seine Anhänger, so wie seine und der katholischen Partei bevorstehende Gewaltschritte als unumstößlich sicher darstellte. Joachim II. war dieser Meinung nicht. Er wich der Aufforderung des fürstlichen Wortführers aus, versprach jedoch in dem Falle Hülfe, sobald der Kaiser wider Gott und die Religion zu kämpfen Willens wäre. Jedenfalls erbot er sich, wenn der Streit, wie gar leicht bei der Kriegserfahrung des Kaisers und seines Heeres zu erwarten stände, eine unglückliche Wendung nehmen sollte, als Friedensvermittler zwischen ihnen und dem Kaiser. Der Landgraf schied zwar unbefriedigt, allein er mußte dem Kurfürsten das Zeugniß geben, daß er als ehrlicher Mann und Fürst sein Wort treu und furchtlos unter allen Umständen bewährte.

In Bezug auf die religiösen Bestimmungen marckte und handelte Joachim II. nicht mit seinem Gewissen, sondern auch noch auf dem Reichstage zu Regensburg (1546) lautete die Instruktion für seine Gesandten, sie sollten in den Punkten der Religion mit Sachsen und Hessen zusammenhalten und unverbrüchlich bei ihren Forderungen verharren. Joachim II. fügte sich also nicht furchtsam der despotischen Gewalt, sondern behauptete nur die Stellung eines friedliebenden Mannes, welcher seinen wahren Standpunkt wohl erkennt, und im Vertrauen auf den Herrn im Himmel der weltlichen Obrigkeit so weit gegenübertritt, als ihm sein klarer und strenger Begriff von Pflicht erlaubt.

Nicht alle protestantischen Fürsten dachten so gemäßigt. Schon der Schmallaldische Bund an und für sich konnte ihnen als ein Bruch des Reichsfriedens angerechnet werden, zumal nachdem durch die Verjagung und spätere Gefangennahme des Herzogs Heinrich von Braunschweig (1545) der gewaltsame Eingriff in Reichsangelegenheiten offen dalag; ja es war allgemein bekannt, daß einige Glieder auf Verbindung mit fremden Potentaten drangen. Allerdings konnte dies als Nothwehr erscheinen, denn auch der Kaiser hatte seine Wahlkapitulation verletzt, die ihm nicht gestattete, Bündniß mit fremden Nationen in Bezug auf Reichsangelegenheiten zu machen; denn er hatte einen Vertrag mit dem Papst geschlossen, nach welchem ihm dieser Geld und 12000 Mann italienischer Kriegsbölker gegen die Protestanten stellen wollte; allein es war stets eine Rechtsfrage, wer den ersten ungeseglichen Schritt gethan hatte, eine Rechtsfrage, bei welcher nur die Berufung auf das Gottesurtheil des Krieges übrig blieb.

Auf die Anfragen der Protestanten, gegen wen die starken Rüstungen gerichtet wären, antwortete der Kaiser: „Noch jezt wie bisher wünsche er den Frieden, wolle sich auch gegen Alle, die ihm gehorsam wären, gnädig erweisen,

gegen die Ungehorsamen aber werde er sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren". Durch die Erklärung, daß die Religion nicht der Grund seiner kriegerischen Maßregeln wäre, entkräftete er die Argumente seiner Gegner, und erzielte auch die beabsichtigte Wirkung, nämlich die Protestanten unter sich zu trennen. Wenn man unparteiisch erwägt, was nach dem Siege geschah, den Entwurf des Interims und die darauf folgenden Verhandlungen, so läßt sich nicht leugnen, daß Karl den Wunsch einer Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien vermittelt einer Reformation, freilich in seinem Sinne, aufrichtig gehegt hat. Wenn auch dies nicht andern protestantischen Fürsten, wie Moriz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg, zur Entschuldigung dienen kann, welche mit selbstsüchtigen Zwecken sich dem Kaiser gegen ihre Glaubensgenossen als Helfer anboten: so finden wir doch Joachim II. in seinem ganzen Benehmen dadurch gerechtfertigt. Am deutlichsten tritt dies im Vergleich mit seinem Bruder, dem Markgrafen Johann hervor; denn, während dieser trotz aller Abmahnungen von Seiten seiner protestantisch gesinnten Mutter 1000 Reiter aus seinem kleinen Gebiete zu dem Heere des Kaisers stoßen ließ, sendete Joachim II. nur so viel, als ihm seine Vasallenpflicht unumgänglich gebot. Ohne Zweifel wirkten bei dieser Gelegenheit auf Johann rein persönliche Verhältnisse, denn Herzog Heinrich war sein Schwiegervater, wogegen von Joachim II. zu rühmen ist, daß ihn in Bezug auf die Sache der Reformation niemals seine Privatverhältnisse bestimmten. Dies erkannten auch die Schmalkaldischen Bundesgenossen an; laut klagten sie den Markgrafen wegen Abtrünnigkeit von der gerechten Sache an, doch gegen den Kurfürsten erhob sich keine Stimme.

Joachim II. hielt streng die Linie des von ihm übernommenen Vermittler-Amtes ein. Er schlug vor, beide Theile sollten ihre Rüstungen einstellen, die Schmalkaldischen Bundesgenossen den Herzog Heinrich auf freien Fuß stellen, ihm seine Besizungen zurückgeben, und den Kaiser durch eine Abbitte in Betreff des Landfriedensbruches beschwichtigen; jedoch lehnten die Bundesgenossen diese vermittelnden Vorschläge ab. Allein die katholische Partei war mit dem Kurfürsten so wenig zufrieden, daß selbst König Ferdinand, trotz seiner sonstigen Mäßigung, den zwischen den fürstlichen Häusern Brandenburg und Liegnitz geschlossenen Erbvergleich für ungültig erklärte. Auch dieses feindselige Benehmen, gegen welches der Kurfürst übrigens feierliche Verwahrung einlegte, änderte sein Benehmen in vorliegendem Streite nicht.

So war denn jede Hoffnung, den Frieden zu erhalten, verschwunden, und die Waffen sollten entscheiden. Die Art und Weise, wie die Bundesgenossen den Krieg führten, rechtfertigte Joachim's Befürchtung nur zu sehr. Anstatt mit ihrem gegen 50,000 Mann starken und mit Geschütz reichlich versehenen Heere den Kaiser, welcher noch nicht 9000 Mann zur Verfügung hatte, bei Regensburg und Ingolstadt durch einen raschen Angriff auf seine Befestigungen zu vernichten, schickten sie nur einige Kugeln hinein; denn obgleich die schon erfolgte

Widerklärung ihnen nur noch Heil im Siege zeigte, sie selbst sich durch ihr Manifest „an den Durchlauchtigsten Fürsten Karl, der sich Kaiser nennt“, jeden Weg gültiger Bellegung abgeschnitten hatten: so trugen sie doch Bedenken, sich an der kaiserlichen Person, deren Würde sie mündlich, schriftlich und thätlich ableugneten, so weit zu vergreifen. Durch diese unzeitige Schonung gewann Karl V. Zeit zur Entwicklung seiner Streitkräfte; ja, bald konnte er den Bundes-Genossen selbst Feinde in den Rücken senden, und dadurch den einzigen Vortheil, auf dem ihre Hoffnung beruhete, rauben, nämlich die Concentration ihrer Streitkräfte.

Ungeirgt war das Jahr 1546 für den Schmalkalberter Bund verlaufen, da erscholl die Nachricht, daß Moriz von Sachsen und Albrecht von Culmbach in die kurfürstlich sächsischen Länder eingefallen wären. Schon uneinig, wer die oberste Leitung des Heeres übernehmen sollte, trennten sich nun Philipp und Johann Friedrich, die Häupter des Bundes, unverzüglich, um ihre eigenen Staaten zu schützen. Ungehindert und mit Uebermacht drang Karl V. jetzt von dem Süden Deutschlands her, durch spanische und italienische Truppen verstärkt, vor; Herzog Alba, ein bewährter Kriegsmann, führte seine Truppen. Frei sah er sich von jeder Besorgniß einer Ablenkung von seinem Ziele. Sein langjähriger eifersüchtiger Gegner Franz I. war nicht mehr; er und Heinrich VIII., der trotz aller Launenhaftigkeit dennoch mitunter für das Gleichgewicht der Macht in Europa auftrat, waren damals schon aus der Welt geschieden, und so konnte er ohne Bedenken alle seine Kraft gegen die Feinde der kaiserlichen Macht und der katholischen Religion in Deutschland verwenden. Bei Mühlberg, in der Lothauer Heide (1547 den 10. April), sank die Macht des wichtigsten Gliedes im Schmalkalbischen Bunde; jede Hoffnung auf gewaffneten Widerstand war für die Protestanten verloren.

Raum hatte Joachim II. die Kunde von der Schlacht bei Mühlberg erhalten, so eilte er in des Kaisers Lager, um durch seine Fürsprache das Schicksal des unglücklichen Gefangenen zu mildern. Auf Anregung der spanischen Rätthe war ein kaiserliches Urtheil abgefaßt worden, nach welchem der Kurfürst enthauptet werden sollte. Joachim II. widersetzte sich diesem Urtheil, indem er dem Kaiser vorstellte, wie er durch eine so maßlose Härte sein Ansehen selbst in Deutschland untergrübe; und sei es nun, daß diese Vorstellungen wirkten, oder daß Karl V. durch seinen Spruch nur hatte zeigen wollen, wie weit er unter Umständen gehen könnte, das Todesurtheil wurde nicht vollzogen, jedoch Kurfürst Johann Friedrich als Gefangener im Gefolge des Kaisers fortgeführt.

Für andere Theilnehmer des Schmalkalbischen Bundes war Joachim's Fürsprache wirksamer, z. B. für die anhaltinischen Fürsten, denn er befreite ihr Land von der Plünderung und erhielt sie im Besiz desselben. Am allernächdrücklichsten trat er für den Landgrafen Philipp auf. Der kriegerische Fürst hatte sich auf Vermittelung der dem Kaiser befreundeten protestantischen Stände (auch Moriz von Sachsen, der Schwiegersohn Philipp's, war hierbei lebhaft

betheiligte) zur Unterwerfung willig erklärt. In Halle ward dieser für ihn so demüthigende Akt vollzogen. Die beiden Vermittler, Joachim II. und der neue Kurfürst von Sachsen, Moritz, hatten mit Karl's V. Bevollmächtigten, dem Bischof von Arras, die Capitulation abgeschlossen, in welcher ausdrücklich die Worte vermerkt waren, daß dieses ihm aber weder zur Lebensstrafe noch zu einigem Gefängniß dienen sollte. Die Fürsten, heißt es, hatten beim Morgenimbis unterzeichnet, nachdem der Bischof ihnen stark mit Wein zugesprochen; und ohne etwas Arges zu vermuthen, stellten sie dem Landgrafen nebst dem Geleitsbrief auch eine besondere Versicherung aus, „daß er weder an Leib noch Gut, mit Gefängniß, Bestrafung oder Schmälerung seines Landes bestraft werden würde“. Im Fall einer Verletzung dieser Capitulation wollten die beiden Fürsten persönlich dafür haften. Als dem Landgrafen aber der Vertrag zur Annahme vorgelegt wurde, las man statt der Worte „zu einigem Gefängniß“ ganz unerwartet „zu ewigem Gefängniß“, ohne daß Jemand in dem Tumulte der Handlung, bei welcher eine große Menge Menschen gegenwärtig waren, etwas davon merkte. Deshalb war auch der Landgraf sehr erschauert, als man ihn wie einen Gefangenen behandelte. Unverzüglich begaben sich die beiden Kurfürsten zu dem Bischof von Arras und hatten eine Unterredung mit ihm nebst dem Herzog Alba, in welcher sie zu ihrer großen Enttäuschung erfuhren, durch welche abscheuliche Hinterlist sie und der Landgraf überlistet worden waren. Kurfürst Joachim II. gerieth gegen seine Gewohnheit über das nichtswürdige Spiel, welches man sich bei der Unterhandlung erlaubt, in solche Wuth, daß er den Bischof, nach Andern den Herzog Alba niedergestochen hätte, wenn ihm nicht von seinem Marschall Adam von Trotha die Hand gehalten worden wäre. Unablässig verwendeten sich beide Kurfürsten um die Freigebung des Landgrafen bei dem Kaiser; sie konnten von ihm nur unbestimmte Versprechungen erhalten.

Nun wurde zur Schlichtung aller religiösen Streitigkeiten ein Reichstag zu Augsburg berufen und am 1sten September des Jahres eröffnet. Joachim II. erklärte, er sei mit den Andern einig, daß dasselbe zu Trient gehalten werde, und auch willig anzuerkennen, „so viel dort Gottes gemäß“ beschlossen würde; allein da der Papst schon unterdessen das Concil nach Bologna verlegt hatte, und von einer Rückkehr nach Trient nichts wissen wollte, so geriethen die Unterhandlungen wieder ins Stocken. Vergebens bemühte sich der Kaiser, als Schirmvogt der Kirche, die streitenden Parteien mit einander in Einklang zu bringen, und ließ, als alle Unterhandlungen fehlschlügen, von dem Bischofe von Raumburg, Julius von Pflug, dem Weihbischof von Mainz, Michael Helbing, und dem Hofprediger Joachim's II., Dr. Johann Agricola, das berückichtigte Interim ausarbeiten, um festzustellen, was bis zu einer gesetzmäßigen Entscheidung der Kirche für beide Theile verbindlich sein sollte. Die Zugiehung des Letztern beweist hinlänglich, wie großes Vertrauen Kaiser Karl V. auf Joachim II. setzte.

●●

Bekanntlich waren weder Papst noch die katholischen Stände, noch auch die Protestanten mit dem Interim zufrieden, jedoch Karl V. bestand mit großer Hartnäckigkeit auf der Anerkennung desselben. Dessenungeachtet stieß er auf hartnäckigen Widerspruch, namentlich von Seiten des Markgrafen Johann, welcher nur im festen Vertrauen auf des Kaisers frühere Zusagen, der Religion wegen Niemanden zu bedrängen, mit einem ihm so übel gedeuteten Eifer bewaffnete Hülfe geleistet hatte. Johann übersandte dem Kaiser ein ausführliches Schreiben, in welchem er auseinandersetzte, warum er, auf des Kaisers eigene Zusagen gestützt, das von seinem Gewissen nicht gebilligte Interim für sich und seine Unterthanen ablehnen mußte, und daß er auch nur für das, was er versprochen, nämlich, sich der Entscheidung eines christlichen Concils zu unterwerfen, rechtmäßiger Weise verpflichtet werden könnte. Als ihm die kaiserlichen Bevollmächtigten dagegen vorstellten, das Interim sei durch die Billigung der Stände des Reiches für verbindlich erklärt: so entgegnete Johann mit Festigkeit, „nicht alle Stände hätten darein gewilligt, er bringe auf die gemachten Zusagen.“ Da er auf diese Erklärung kein Gehör fand, ergriff er eine auf dem Tische liegende Feder mit den Worten: „Lieber Weil als Feder, lieber Blut als Tinte!“ Der Kaiser, welcher sah, daß er den festen Sinn des Markgrafen weder durch List noch durch Drohungen unterwerfen könnte, soll den Befehl gegeben haben, ihn ruhig fortziehen zu lassen, damit sein Beispiel und seine Worte nicht auch andere Reichsstände zu ähnlicher Widersetzlichkeit anregen möchten.

Des Kaisers Besorgniß war nicht ungegründet, denn es herrschte eine fast allgemeine Mißstimmung unter den Ständen des Reiches. Nicht nur das Interim und die Willkühr bei der Verkündigung desselben hatte allseitigen Anstoß gegeben, sondern mehr noch der Plan, die Wahl Philipp's zum römischen König durchzusetzen. Durch diesen Plan trieb Karl V. sogar seinen eigenen Bruder, den König Ferdinand, zur Annäherung an seine Gegner. In letzterem Punkte stand auch Joachim II., welcher durch die Mitwirkung Agricola's bei dem Entwurfe des Interims für den religiösen Theil der kaiserlichen Forderungen gebunden war, und der überhaupt jedes schroffere Auftreten gern vermied, standhaft auf Seiten seiner Glaubensgenossen. Karl V. zahlte hier den Zoll der meisten vom Glück ungewöhnlich begünstigten Sterblichen. Die stolze Meinung, Alles wagen zu dürfen, führt zur Ueberspannung der Forderungen, und der gefährliche Wendepunkt ist erreicht. Dieser Wendepunkt des Glückes war für Karl der Augsburger Reichstag im Jahre 1548.

Unter andern harten Beschlüssen war auch die Acht über die Stadt Magdeburg auf dem Reichstage ausgesprochen worden. Die Verurtheilung dieser Stadt, welche den Anlaß zum Sturze des stolzen politischen Gebäudes Kaiser Karl's V. geben sollte, war für Joachim II. in mehr als einer Beziehung nachtheilig. Unter dem Vorwande der Reichsacht hatte man von verschiedenen Seiten die reiche Stadt, deren Handelszüge die Begehrlichen lockten, durch Räubereien auf den Landstraßen beunruhigt. Natürlich übten die Magdeburger Vergeltung, und



so war der Landfrieden für die benachbarten Länder gefährdet. Auch die Mark Brandenburg mußte Manches dadurch leiden, und Kurfürst Joachim II. sah sich, trotz aller friedlichen Gesinnung, endlich doch gezwungen, kriegerische Anstalten zur Abwehr von Gewaltthaten zu treffen. Außerdem waren ihm manche Vortheile auf Kosten der Magdeburger zugesagt, denn der Schöppenstuhl sollte von dort nach Frankfurt verlegt und mit der dortigen Universität vereinigt, die Niederlage, ein damals wichtiges und einträgliches Handelsvorrecht, an die altmärkische Stadt Tangermünde kommen. Dessenungeachtet mochte Joachim II. nur ungern gewaltsame Maßregeln gegen die Stadt ergreifen, weil sein Sohn Markgraf Friedrich vom Capitel zum Erzbischof von Magdeburg postulirt war, und demnach für den Kurfürsten selbst das Interesse obwaltete, die Stadt nach Möglichkeit zu schonen. Mittlerweile war auch das Reichsexecutionsheer zusammengetreten, um die Belagerung der Stadt zu beginnen; allein an ihrer Spitze stand Kurfürst Moriz von Sachsen, welcher, seitdem er das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche, das Land und die Reichswürde seines unglücklichen Veters Johann Friedrich erlangt hatte, nicht mehr das gehorsame Werkzeug des Kaisers, sondern der Freund und geheime Beschützer der Protestanten geworden war. Beide Kurfürsten, denen die Ausübung der Macht übergeben war, hatten sich ohne Zweifel über die Art und Weise, wie man die Unternehmung, ohne den Schein eines Ungehorsams auf sich zu laden, zu Gunsten der protestantischen Stadt und Sache betreiben wollte, in vollkommene Uebereinstimmung gesetzt. Auch Markgraf Johann, dessen muthiges Auftreten für die protestantische Partei auf dem Augsburger Reichstage wir schon oben erwähnten, eilte zu seinem Bruder nach Tangermünde, um ihn zur möglichsten Schonung der Stadt aufzufordern.

Die Belagerung währte bis in den Spätherbst des Jahres 1551. Mit großem Vorbedacht zog Kurfürst Moriz die Unternehmung in die Länge, um unter dem Vorwande großer Kosten für dieselbe sich von den Reichsständen bedeutende Summen bewilligen zu lassen, denn schon reifte sein Plan für die Befreiung der protestantischen Partei von jeder Unterordnung unter die Beschlüsse des Papstes und der katholischen Stände. Moriz war ganz der Mann zu einem solchen Unternehmen. In dem Vollbesitz des Vertrauens bei seinem kaiserlichen Herrn, den auch bestimmte Warnungen nicht mit Argwohn erfüllten, wußte er seine Verhandlungen mit der gedächeten Stadt, ja sogar seine geheime Verbindung mit dem Könige von Frankreich, bei denen es sich um nichts Geringeres handelte, als den Kaiser in einen neuen schweren auswärtigen Krieg zu verwickeln, um seine Kräfte für Deutschland im Schach zu halten, auf das Geschickteste zu verdecken. Weber der Kaiser noch die katholischen Stände versahen sich irgend eines Angriffes, und Ersterer wollte durchaus der Nachricht keinen Glauben schenken, als Kurfürst Moriz mit seinen Kriegsschaaren schon vor Augsburg stand. Uebrigens hatte Karl V. seit fünf Jahren eine Reihe von Gewaltschritten verübt und vielfach die Wahlcapitulation verletzt. Wie oft war

er nicht vergebens an die Freilassung des Landgrafen erinnert worden. In der Person des Letzteren fühlten sich alle deutschen Fürsten auf gleiche Weise gekränkt, selbst die, welche nicht dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß beigetreten waren, und außerdem sahen sie in dem Vorschlage des Kaisers, seinen Sohn zum römischen Kaiser zu befördern, die Absicht, den kaiserlichen Thron erblich im Hause Habsburg zu machen, nach ihrer Anschauungsweise den Umsturz der Verfassung, die Vernichtung deutscher Freiheit. Daher fand Moriz auch bei seinem Unternehmen nirgend Widerstand in Deutschland, von vielen Seiten Hülfe und Unterstützung.

Auch Joachim II. blieb diesmal nicht neutral, wie bisher; auch hatte er Grund genug, gegen den Kaiser persönlich aufzutreten, da sein Ansehen durch die arglistige Täuschung in Betreff des Landgrafen schwer verletzt worden war. In Person ging er nicht zum Heere ab; sondern unterstützte nur seinen Bundesgenossen mit Geld und Truppen. Ein Hauptbeweggrund zu diesem Schritte, der von seiner bisher befolgten Politik so weit abwich, war die Ueberzeugung, daß auf keine andere Weise Rettung für den Protestantismus in Deutschland zu hoffen sei. Aus den Verhandlungen der Reichstage der Jahre 1550 und 1551 geht hinlänglich hervor, daß der Kurfürst ein entschiedenes Mißtrauen auf das Concil von Trient setzte, und daß er nur von einer deutschen Versammlung Heil für die Kirche hoffte. Da alle Bemühungen aber, auf verfassungsmäßigem Wege zur Lösung der Streitfragen zu gelangen, fehlschlagen, so hielt er die Entscheidung mit den Waffen für vollkommen gerechtfertigt.

Markgraf Johann dagegen hatte an dem Unternehmen des Kurfürsten Moriz durchaus keinen Theil, sondern blieb auf das Pünktlichste seiner bisherigen Politik, nämlich in Religionsfachen jedem wider sein Gewissen laufenden Gebote zu trotzen, in weltlicher Angelegenheit dafür dem Kaiser strengen Gehorsam zu leisten, getreu; wie er schon in dem Schmalkaldischen Kriege gezeigt hatte, wo seine Fahnen die Aufschrift führten: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“. Auch in diesem Kriege theilte er sich lebhaft für den Kaiser und sendete ihm ein Hülfscorps von 2000 Mann, welches zwar für die Entscheidung der Hauptsache zu spät kam, jedoch später zu den Truppen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg vor Reg stieß, um diese wichtige Festung für seinen Herrn und Kaiser wieder zu erobern. Wenn auch Johann's Politik keinesweges eine praktische genannt, noch unter allen Umständen als heilsam in den oft so verwickelten Streitigkeiten auf dem Gebiete des Staatslebens genannt werden kann: so fühlen wir uns doch durch den Anblick einer so leidenschaftslosen Unparteilichkeit und Gesinnungstreue in einer so vielfach bewegten Zeit auf das Angenehmste überrascht.

Der Passauer Vertrag, den der glückliche Zug des Kurfürsten Moriz im Verlauf von wenigen Monaten nach seinem Ausbruch zu Stande brachte (August 1552), förderte das Ansehen des Kurhauses durch die Sicherung der Stifter Magdeburg und Halberstadt. Es starb zwar der postulierte Prinz schon in dem-

selben Jahre, doch trat sein jüngerer Bruder Sigismund unverzüglich für ihn ein (1553), und blieb auch im Besiz der mächtigen Pfürnden.

Für die nächst hierauf folgende Zeit nahmen den Kurfürsten die Streitigkeiten, welche das unruhige Treiben seines Veters, des Markgrafen Albrecht von Franken angeregt hatten, in Anspruch. Als dieser nach der Niederlage von Sievershausen, wo übrigens sein Gegner Kurfürst Moriz das Leben verlor, geächtet umherirrte, suchte Joachim II., obgleich ohne Erfolg, seinen hart mitgenommenen Verwandten Land und Leute so wie fürstliche Stellung in Deutschland zu retten.

Mit großem Eifer betheiligte sich der Kurfürst auch an den Verhandlungen in Augsburg zur Feststellung eines allseits verbindlichen Religionsfriedens (1555). Ganz besonders bemühte er sich um die Abstellung des durch kaiserliche Willkühr in denselben aufgenommenen geistlichen Vorbehaltes, mit dem Bemerken, daß er der christlichen Religion nicht den Schandfleck anhängen, noch irgend Jemandem dadurch den Weg zur Seligkeit absperren lassen wollte. Er hoffte, daß Sachsen und die Pfalz mit gleichem Nachdruck auf der Abstellung dieses drückenden Artikels, durch welchen die Unterthanen der geistlichen Stifter für immer die Hoffnung auf eine Reformation der Kirche im evangelischen Sinne verloren, bestehen würden. Allein hierin täuschte er sich; ja er machte die bittere Erfahrung, daß beide Kurhäuser seine Opposition gegen den berüchtigten Artikel als das Ergebnis des Eigennuzes ansahen, weil er auf diesem Wege gern seinem Sohne das Erzstift Magdeburg als weltliches Fürstenthum zuwenden wollte. Daher stand Joachim II. zuletzt allein, und war zu friebliebend und zu verständig, um den Abschluß eines Vertrages, auf welchen sich allein die rechtsgültige Existenz der evangelischen Lehre für die Zukunft stützen konnte, weiter in Frage zu stellen. Sonst ging Joachim II. auf diesem Reichstage, so wie in den ferneren Verhandlungen, hauptsächlich mit den protestantischen Fürsten, namentlich mit dem Kurfürsten August von Sachsen, des verstorbenen Moriz Bruder aufrichtig Hand in Hand, und gab so ein löbliches Beispiel für die übrigen evangelischen Stände, welche sich eben nicht durch Eintracht mit ihren Glaubensgenossen auszeichneten. Um desto nachdrücklicher die gemeinsamen Forderungen betreiben zu können, setzten die beiden Kurfürsten die Instruktionen ihrer Gesandten in Uebereinstimmung, denn es blieb auch nach dem Abschluß des Religionsfriedens noch viel zu verhandeln übrig. Immer wieder von Neuem kam man auf jedem Reichstage, bei jeder beantragten Reichshülfe auf den geistlichen Vorbehalt zurück; Joachim II. wenigstens wurde nie müde, diesen wichtigen Punkt bei jeder Gelegenheit in Anregung zu bringen.

Trog allem dem erwarb und erhielt der Kurfürst das volle Vertrauen Kaiser Ferdinand's I., der nach Karl's V. feierlicher Abdankung nun allein an der Spitze des Reiches stand (1556). Der verständige und gemäßigte Fürst erkannte willig an, daß Joachim II. von der aufrichtigsten Gesinnung für das gemeine Wohl Deutschlands beseelt war, und bezeugte auch öffentlich bei jeder

Gelegenheit, wie hoch er seinen Rath in schwierigen und wichtigen Dingen ansah. Ja noch auf dem Sterbebette empfahl Ferdinand I. seinem Sohne, den Kurfürsten in Ehren zu halten, und ihn als seinen Vater und Lehrer anzusehen. Es konnte der Kaiser bei allen gemäßigten Forderungen keinen willigeren und treueren Diener finden, als den Kurfürsten. Dies zeigte sich auch bei der Königswahl Maximilians II., welche Joachim mit großem Eifer bei den übrigen Kurfürsten betrieb, um jede Mitbewerbung von Seiten Philipp's II., der immer noch nicht seine Hoffnungen aufgegeben hatte, zu beseitigen.

Wie nachdrücklich auch Joachim II. auf den Rechten der Protestanten in der christlichen Kirche bestand, so war er weit entfernt, den Weg der Einigung zwischen beiden Parteien abschneiden zu wollen. Einen Beweis dafür liefert seine Aeußerung auf dem Religionstage zu Fulda (1562). Hier eröffnete er seinen Glaubensgenossen: „Er halte es für durchaus nachtheilig, das angelegte Concil (zu Trient) nicht zu besuchen oder gar spöttisch und schimpflich abzuweisen, denn durch solche spöttische und schimpfliche Abweisung wäre kein Beifall und Ruhm unserer Religion bei fremden Potentaten und Nationen zu gewinnen. Es sollten wenigstens etliche Personen auf das Concil geschickt werden, um im Namen Aller die Vertheidigung der Augsburger Confession zu übernehmen, wenn sie Jemand anfechten wolle, damit die Gegenpartei nicht sagen könnte, wir verachteten das Concil und trügen unserer Religion Scheu.“ — Joachim II. begnügte sich nicht mit diesem Rath, denn es fand sich ein kurfürstlicher Gesandter bei dem Tridentiner Concil ein, aber des Einzelnen Theilnahme konnte nur geringe Einwirkung auf den Gang der Verhandlungen ausüben. Wären alle protestantischen Stände mit eben der versöhnlichen und gemäßigten Theilnahme in den kirchlichen Angelegenheiten aufgetreten, so hätte vielleicht das Tridentiner Concil eine minder ungünstige Wendung für die Sache der gemeinsamen christlichen Kirche genommen.

Der feindselige Schluß, mit welchem das Concil den Bruch zwischen Protestanten und Katholiken unheilbar machte, veranlaßte die ersteren, jeder Schonung zu entsagen, besonders in Bezug auf die geistlichen Stifter. Auch Joachim II. zog jetzt die Bisthümer ein (1564) und schlug ihre bisherigen Einkünfte zur Kammer, doch wurden bei dieser Gelegenheit die sogenannten corpora collegiorum zusammengelassen und die Aufsicht über dieselben den Superintendenten und Inspektoren der Kirchen empfohlen. Von Seiten der Gegner wurde natürlich über den dreisten Schritt lebhafteste Klage geführt.

Um diese Zeit starb Kaiser Ferdinand I. Sein Tod ging dem Kurfürsten sehr nahe, da er nicht nur von ihm in hohen Ehren gehalten worden war, sondern auch in eigenen so wie in Reichsangelegenheiten großes Vertrauen zu ihm gehegt hatte. Allein auch mit dem neuen Herrscher, der ihm schon durch seine protestantenfreundliche Gesinnung nahe stand, blieb Joachim II. in den freundschaftlichsten Beziehungen. Sein Vertrauen zu Maximilian bewies er dadurch, daß er den ältesten Sohn des Kurprinzen, den Markgrafen Joachim Friedrich,

an den kaiserlichen Hof und von dort in das Feldlager nach Ungarn sendete, um in dem Kampfe gegen die Türken unter den erprobten Feldherren des habsburgischen Hauses den Kriegsdienst kennen zu lernen. Uebrigens erschien damals die Gefahr vor den Türken so groß, daß Joachim II. auf den Schutz der eigenen Länder dachte, und den Bürgern in seinen Städten den Befehl gab, sich mit Waffen zu versorgen, damit man dem Erbfeinde der Christenheit, wenn er etwa weiter vordringe, einen sicheren Schutz entgegenstellen könne. Der Tod des Sultans Soliman vor Sigeth machte dieser schmerzlichen Besorgniß für das Erste ein Ende (1566).

Unterdessen arbeitete Joachim II. unablässig an der Vergrößerung der Macht seines Hauses. Das Erzstift Magdeburg, seit dem Passauer Vertrage unter der Verwaltung des Markgrafen Sigismund, durch den Tod dieses jungen Fürsten erledigt (1566), wurde durch die Wahl des Markgrafen Joachim Friedrich von Neuem an das Haus Brandenburg geknüpft.

Weit wichtiger, indem sich hierauf die künftige Größe des Kurhauses gründen sollte, waren die Unterhandlungen um das Herzogthum Preußen. Wie oben erwähnt ist, hatte König Sigismund dem letzten Hochmeister, Markgrafen Albrecht, das ehemalige Ordensland als weltliches Herzogthum zu Lehen gegeben, und nach üblicher Weise die ganze fränkische Linie mitbelehnt. Kurfürst Joachim I. hatte die Mitbelehrnung nicht nachgesucht, und so seinen eventuellen Ansprüchen auf das wichtige Landesgebiet entsagt, vielleicht wegen der abweichenden religiösen Richtung; auch bot die damals zahlreiche fränkische Betterschaft keine Aussicht auf Erbfolge. Zu dieser Zeit aber war die fränkische Linie bis auf wenige männliche Glieder ausgestorben, und die Aussicht auf baldiges Erlöschen vorhanden. Deshalb scheute Joachim II. keine Mühe, das ehemals Veräußerte nachzuholen, und glaubte hierin um so eher zum Ziele zu gelangen, weil er durch Bande naher Verwandtschaft mit dem König Sigismund August befreundet war. Dieser hatte auch seit seiner Thronbesteigung (1548) die Sache seines Schwagers auf mehreren Reichstagen betrieben und war im Jahre 1568 so weit damit gediehen, daß dieselbe nur noch mit dem Herzoge und den Landständen von Preußen abzumachen war. Auch hier fanden sich keine Schwierigkeiten, und man beschloß die Hulldigung für den Fall zu leisten, daß der Herzog und seine Mitbelehnten ohne männliche Erben abgegangen wären. Nun ward die ganze Sache noch einmal in letzter Instanz auf dem Reichstage zu Lublin (1569) verhandelt. Der Kurfürst hatte der Krone Polen durch eine gütliche Ausgleichung einiger Irrungen mit dem Markgrafen Johann einen Dienst geleistet, und von seinen Diplomaten vorstellen lassen, wie wichtig es für das Reich sei, sich einen so einflußreichen Fürsten durch das Lehnsverhältniß näher zu verpflichten; daher ward die Meinung derer, welche die Einziehung des möglicher Weise bald eröffneten Lehens beantragten, leicht überstimmt, und der sehnlichste Wunsch Joachim's II. erfüllt. Dieser diplomatische Erfolg war um so wichtiger, da 1568 Herzog Albrecht gestorben und sein minderjähriger Sohn

Abrecht Friedrich nebst seinem fränkischen Vetter, Markgrafen Georg Friedrich, gerade zu dieser Zeit die Erbhuldigung zu leisten gesonnen waren. Die feierliche Belehnung fand statt, indem die brandenburgischen Gesandten der Sitte gemäß die Spitze der Fahne, des Symbols der Belehnung, ergriffen. Dem Kurfürsten erschien die Angelegenheit, und zwar wie die Folge zeigte mit Recht, so wichtig, daß er ein großes Dankfest in Berlin anordnete, welches mit ganz ungewöhnlichem Glanze und vielen Feierlichkeiten begangen wurde.

Neben diesen Verhandlungen über die künftige Vergrößerung seines Hauses behielt Joachim II. die Sorge für die Regelung der religiösen Angelegenheiten und der Wohlfahrt des ganzen Reiches überhaupt beständig im Auge. Zu diesem Zweck führte er eine lebhaftere Correspondenz mit seinem langjährigen Freunde, dem Kurfürsten August von Sachsen. Unter anderm äußerte er sich über die Gefahren, die dem deutschen Reiche durch die Religionswirren drohten, folgendermaßen: „Unsers freundlichen Trachtens sind dies Sachen, welche nicht allein die Stände Augsbürgischer Confession (obwohl dieselben von unsern Widerwärtigkeiten am meisten zu befahren haben), sondern das ganze heilige Römische Reich deutscher Nation und desselben gemeine Wohlfahrt sämmtlich angehen, und haben sich die Kur- und andern Fürsten der päpstlichen Religion u. s. w. so wenig als wir zu trösten, daß sie, wenn die fremden Potentaten unser könnten mächtig werden, bei ihren Würden, Stände und Freiheiten werden gelassen werden“. Wie leidenschaftslos und daher wie richtig beurtheilt hier Joachim II. die Lage des gemeinsamen deutschen Vaterlandes!

Die ernstern Gefahren, welche über Deutschland im Allgemeinen, besonders aber über seinen Bekenntnißgenossen schwebten, entgingen also dem Kurfürsten keinesweges; sie stimmten ihn veröhnlich nach allen Seiten hin. Wie gering auch immer seine Sympathie für die Calvinisten war, so sah er doch zu gut ein, daß ihre und der Lutherischen Interessen doch zuletzt Hand in Hand gingen, und war deshalb nicht abgeneigt, dem Kurfürsten von der Pfalz, welcher den Protestanten in Frankreich mit Kriegsmacht zu Hülfe zog, und deshalb ganz vorzüglich den Angriffen der Partei Guise so wie der Spanier ausgesetzt war, Beistand in seiner bedrohten Lage zuzusichern.

Gebenso hatte Joachim II. mit besorglichen Blicken auf die Maßregeln des Königs Philipp II. gesehen, und sich darüber mit seinem Nachbar, dem Kurfürsten August, berathen. Beide stimmten überein, es müsse der Kaiser ersucht werden, bei Philipp anfragen zu lassen, wessen man sich in Betreff des spanischen Kriegsvolkes zu versehen habe, und auf Zurückziehung desselben dringen, weil dadurch Unruhen im Reiche entstanden. Die Besorgnisse der Protestanten wurden durch die Stimmung, welche damals am Hofe von Madrid herrschte, nur zu sehr gerechtfertigt. Hatte man doch den Herzog Alba sagen hören: „Kaiser Karl habe die Deutschen durch seine große Güte und Clemenz verderbt, man sollte nur ihn gewähren lassen, er würde sie bald anders lehren“. Solche Drohungen aus solchem Munde mußten

natürlich die protestantischen Stände in die äusserste Besorgniß versetzen und zu dem Entschlusse zwingen, als einziges Mittel zum Schutze ihrer heiligsten Interessen, sich an die großen europäischen Mächte, welche gleichen Gefahren ausgesetzt waren, anzulehnen. Namentlich warf man das Auge auf Elisabeth, mit welcher der Kurfürst von der Pfalz schon engere Verbindung angeknüpft hatte, wobei freilich Markgraf Johann das Bedenken anregte, daß die Engländer mehr wegen Profanangelegenheiten (sie hatten nämlich den Spaniern zur See Geld und Schiffe weggenommen), als der Religion halber das vorgeschlagene Bündniß mit den Augsburgischen Confessionsverwandten wünschten, und sie demnach in Angelegenheiten verwickeln könnten, welche mit der Aufrechthaltung ihrer Gewissensfreiheit in gar keiner Beziehung ständen.

Die Protestanten hielten es für nothwendig, sich über die wichtige Maßregel der Einigung mit einer fremden Macht sorgfältig zu besprechen, und setzten daher eine Tagefahrt zu Erfurt an (1569). Joachim forderte seinen Bruder bei dieser Gelegenheit auf, sich dort einzufinden, um gegen die „Praktiken der Feinde der Augsburger Confession die nöthigen Maßregeln zu nehmen“. Er wies in demselben auf das Verhältniß zu England, zum König von Navarra und andern französischen Großen hin, und nach seinen Ausdrücken zu schließen, schien er selbst für ein Bündniß mit den fremden Mächten zum Schutze der Religion gewesen zu sein. Jedoch verfuhr man mit großer Vorsicht. In der Antwort an die Königin von England versicherten die betreffenden Stände, daß sie alle ungebührlichen Zumuthungen in Betreff der Religion entschieden zurückweisen, und in allen solchen Fällen mit England in Uebereinstimmung handeln würden; da jedoch die Gefahr noch nicht so drohend heringebrochen sei, so hätten sie alle bestimmteren und zum Kriege reizenden Erörterungen sorgfältig vermieden.

Da sich aber sowohl bei den französischen als den niederländischen Unruhen brandenburgische Unterthanen gegen die evangelischen Glaubensbrüder hatten brauchen lassen, so erließ jetzt Joachim II. eine Verordnung, worin er unter anderm sagte: „Er habe durch glaubwürdigen Bericht erfahren, daß etliche brandenburgische Lehnsleute und Unterthanen zu Roß und zu Fuß in des Herzogs von Alba und etlicher unruhigen friedhässigen Leute in Frankreich Bestallung getreten, auch möchten vielleicht künftig mehrere angenommen werden. Man bediene sich aber nur der Könige von Spanien und Frankreich Namen, um den gemeinen Frieden zu stören. Er sähe es zwar gern, daß seine Lehnsleute und Unterthanen, so wie anderwärts, also auch in spanischen und französischen Diensten, nach dem Muster der Deutschen überhaupt und der Brandenburgischen insbesondere, in ehrlichen, aufrichtigen und christlichen Zügen sich etwas versuchten; er würde auch für jetzt solchen Zug beiden Königen wohl gönnen, und sei nicht geneigt, denselben Maß zu setzen, wie sie ihre Lande regieren sollten; es wären aber die gegenwärtigen Kriege zu Unterdrückung der wahren christlichen Religion und der

Freiheit angefangen, woraus auch eine Unterdrückung der Reichsfreiheit entstehen könne. Unruhige Köpfe mißbrauchten beider Könige Namen, ihr tyrannisches Vorhaben gegen beide Reiche und zum Theil des deutschen Reiches zugehörige Glieder, arme und unschuldige Christen und Unterthanen auszuführen. Der Kaiser habe unter dem 8. October allen Ständen befohlen, gegen alle unvermutheten Fälle in guter Bereitschaft zu stehen. Auf dem oberländischen Kreistage sei auch beschloffen, alle Lehnsleute und Unterthanen, die sich zu Pferde oder zu Fuß in Albanische und französische Bestellungen eingelassen, wieder abzufordern und andere davor zu warnen. Der Kurfürst befehle also allen seinen Lehnsleuten und Unterthanen, die bereits Albanische und französische Dienste genommen, bei Verlust aller ihrer Lehnen, Erbe und Güter, ihrer Anwartschaften und bei sonstigen Strafen, daß sie sammt ihren Knechten und Pferden innerhalb zwei Monaten gewiß und unweigerlich ab- und daheim ziehen, allen übrigen aber bei gleicher Strafe, daß sie sich ohne kurfürstliches Vorwissen in solche Dienste nicht einlassen sollten\*.

Allen Beamten wurde befohlen, auf dieses Verbot zu halten und darauf zu sehen, daß man weder einzeln noch in Haufen aus dem Lande schleiche, sie sollten sich vielmehr genau erkundigen, wer bereits zu solchen Zwecken aus dem Lande gegangen wäre, oder noch zu gehen willens sei, und darüber dem Kurfürsten ungesäumt Bericht erstatten.

Eine ganz andere Politik in Bezug auf Philipp II. befolgte Markgraf Johann. Dieser Fürst war so weit entfernt, seine Unterthanen vom Eintritt in spanische Dienste abzuhalten, daß er sich sogar selbst in dieselben begab (1569). Vielleicht sah er seinerseits in diesem Verhältniß ein gutes Mittel, den Glaubensgenossen bei dem katholischen Herrscher wichtige Dienste zu leisten und manche Noth von ihnen abzuwenden. Der König erkannte, wie es in der Bestallung lautet, daß „er den Markgrafen wegen bekannter, besonderer Geschicklichkeit, Erfahrung und Verstandes und der erheblichen Dienste, die er bisher dem Kaiser Karl V. und dem Erzhaufe Oesterreich geleistet, zu seinem Rath bestellte und angenommen habe. Dagegen verschreibe er dem Markgrafen einen jährlichen Gehalt von 5000 Thalern u. s. w. Würde aber der Markgraf in königlichen Geschäften außerhalb Landes verreisen und auf Reichs- oder andern Versammlungen erscheinen, so sollte er überdies monatlich, von dem Tage seiner Ausreise bis an den Tag seiner Wiederkunft, noch 300 Kronen Tafelgelber, und auf jedes Pferd, so er bei sich haben würde, monatlich zwölf Gulden rheinisch genießen. Würde er mit Reitern oder Kriegsknechten gebraucht werden, so würde man sich mit ihm besonders vergleichen, was ihm dafür gezahlt werden sollte. Würde er in spanischen Diensten gefangen werden, so wollte der König zu seiner Erledigung alles Mögliche anwenden, und ohne denselben niemals Frieden schließen. Würden des Markgrafen Länder seiner spanischen Dienste wegen feindlich überzogen, so verspräche der König, ihm wieder zu dem Besitze derselben und zur Erstattung aller Schäden zu verhelfen. Er sollte auch nicht



schuldig sein, sich wider die Religion des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses oder derselben verwandte Stände dieser Religion wegen, auch keinen andern Stand des heiligen römischen Reiches, am wenigsten wider die Erbscheinigungs-Verwandten gebrauchen lassen, wofern solche nicht der angreifende Theil sein würden. Weil er auch dem Kaiser und dem Reiche mit Pflichten verwandt, so sollte er in der Zeit, wo er persönlich vom Kaiser und Reich gebraucht würde, dem Könige zu dienen nicht schuldig sein; hingegen müßte in diesem Falle der Markgraf, wofern es nöthig, den Befehl seiner Völler einem andern Fürsten oder einem sonst erfahrenen und geschickten Feldherrn anvertrauen<sup>9</sup>.

Aus diesem wichtigen Vertrage ersieht man, mit welcher politischen Umsicht Philipp II. seine Maßregeln im Kampfe gegen den von ihm so gehaßten Glauben nahm, und mit welcher Selbstverleugnung er den Widerwillen gegen die Anhänger desselben überwand, sobald er der Ausführung seiner ihm zunächst vorliegenden Pläne dadurch näher rückte. Von Seiten des Markgrafen dagegen erscheint ein solcher Vertrag jedenfalls als eine politische Kurzsichtigkeit. Wir haben allerdings schon oben gesehen, daß es sich bei diesem Kriege nicht allein um religiöse, sondern auch um materielle Interessen, oder wie sich der Markgraf ausdrückt, um Profanangelegenheiten, wie Wegnahme von Handels-Schiffen und Silberflotten handelte; jedoch mußte es jedem Unbefangenen klar werden, daß der blutige Kampf durch die Unterdrückung aller lebendigeren Bewegung in der Religion hervorgerufen war, und daß Philipp II. gegen die freiere Entwicklung des Geistes in jeglichem Gebiete auf Tod und Leben in den Kampf zog. Wie viel tiefer drang Joachim II. in das Wesen des Streites ein! Er bewies bei dieser Gelegenheit, daß er, trotz aller Scheu vor gewaltsamen Maßregeln, sich niemals täuschen noch in schlaffe Selbsttäuschung einwiegen ließ, sondern da wo es galt, der Pflicht als Schutzherr seines Glaubens und seiner Unterthanen zu sein, mit Muth und Gewissenhaftigkeit nachkam.

Das Dienstverhältniß selbst, in welches Johann zu Philipp II. getreten war, ist übrigens für jene Zeit keinesweges auffallend. Wir haben gesehen, wie Friedrich I. sich auf ganz ähnliche Weise gegen Kaiser Sigismund als König von Ungarn verpflichtete; allein auch später noch kamen verschiedene Beispiele der Art vor; ja Joachim II. selbst hatte mit Karl V. wegen eines ganz ähnlichen Bündnisses in Unterhandlung gestanden, zufolge dessen er ihm für ein Jahrgehalt von 10,000 Kronen mit einer Anzahl Reiter unter eigener oder seines Sohnes Oberbefehl seine Dienste anbot. Im Laufe dieser Unterhandlungen wird erwähnt, „daß der Kaiser oft deutscher Reiter bedürfe, und daß von allen deutschen Ländern die des Kurfürsten am allermeisten dazan Ueberfluß besäßen, wovon sich der Kaiser so wie von ihren guten Diensten schon hinlänglich überzeugt hätte“.

Kaiser Maximilian II., ein leutseliger, gerechter und jeder Unterdrückung abgeneigter Fürst gerieth durch die schroff wider einander laufenden Forderungen der verschiedenen Parteien in nicht geringe Verlegenheit. Von einer Seite

verlangten die Könige von Spanien und Frankreich, er sollte die deutschen Protestanten von jeder bewaffneten Unterstützung der Glaubensbrüder in ihren Landen abhalten, während die evangelischen Stände seine Fürsprache bei jenen Monarchen als die Pflicht eines menschenfreundlichen und christlich gesinnten Herrschers darstellten. Um die verschiedenartigen Interessen so gut als möglich auszugleichen, berief er einen Reichstag nach Speyer (1570). Da der Kaiser in seinem Ausschreiben im Punkte der Religion keine bestimmende Proposition berührt hatte, so waren die brandenburgischen Gesandten beauftragt, „im Falle der Geschäftsgang darauf führte, nicht für Colloquia zu stimmen, weil selbst unter denen, die sich der Augsburger Confession rühmten, manche Spaltung herrschte; daher sollten sie nur dahin wirken, daß die offenbar verworfenen und im Religionsfrieden und sonstigen Verträgen verdamnten und verworfenen Regereien, als der Wiedertäufer, Sacramentirer und anderer Secten im Reiche nicht geduldet würden, und eine jede Obrigkeit sonst zusehen, daß sie in ihren Landen die rechte reine Lehre des Evangelii erhielten, und keine verdamnten Secten dawider einreißen lassen“. Der Kurfürst hielt hierbei an dem ganz praktischen Standpunkte fest, und das war wohl das einzig Richtige, was unter den obwaltenden schwierigen Umständen geschehen konnte. Außerdem leuchtet die Ueberzeugung daraus hervor, daß es jedenfalls für das wahre Heil der Christenheit nicht erspriesslich sein könnte, wenn sich Lutheraner und Calvinisten durch neue Disputationen in schrofferen Widerspruch mit einander setzten. Nicht minder löblich und ehrenvoll bezeichnen jene Instruktionen des Kurfürsten Stellung in politischen Dingen: „Die Kaiserliche Majestät, heißt es, habe auch vor nicht langer Zeit durch einen Gesandten bei uns ansuchen lassen, daß wir, weil der König von Frankreich in der nächstvorgewesenen Friedensunterhandlung sich gegen die Admiralischen (Anhänger Colligny's) aller Willigkeit sollte erboten haben, wenn dieselben den Frieden nicht annehmen, sondern gegen ihren König weiter vorzüglich rebelliren wollten, denselben aus unseren Landen kein Kriegsvolk wollten zukommen lassen, und ist zu vermuthen, daß auf die neue Freundschaft dem Könige zugut auf jegigem Reichstag etwas dergleichen vorkommen möchte. Weil aber dazwischen zu willigen, und damit den armen verfolgten Christen alle Hülfe aus Deutschland abzuschneiden, die Papisten dagegen in ihrem tyrannischen und unchristlichen Benehmen und ihrer Verfolgung unserer wahren christlichen Religion zu stärken und ihren Waffen Vorschub zu leisten vielerseits bedenklich: so sollen unsere Råthe dawider verwandt sein, und ihr Bedenken dahin richten, daß die Kaiserliche Majestät ersucht würde, dem König von Frankreich zu rathen, ob er nicht einen beständigen Frieden in seinem Königreiche aufrichten wolle, wie in dem Reiche deutscher Nation durch den Religionsfrieden geschehen, d. h. einen solchen Frieden, auf welchen sie sich beständig verlassen könnten, und welcher so befestigt wäre, daß er nicht wie zuvor auf Schrauben gesetzt, und ihnen, was an einem Orte bewilligt worden, am andern wieder genommen würde“. Wie gesund und richtig waren diese politischen Ansichten, wie weise die Sorgfalt, mit

welcher er durch feste Begründung der evangelischen Lehre in auswärtigen Staaten, für die Sicherheit der Protestanten in seinem Vaterlande zu wirken strebte. —

Zu Joachim's großem Bedauern war zwischen den beiden protestantischen Mächten im Norden, Dänemark und Schweden, ein neuer Krieg entstanden. Auch dieser Angelegenheit widmete er seine Thätigkeit, und es gelang ihm wirklich unter Beistand des Kurfürsten von Sachsen, einen Frieden zwischen den beiden streitenden Mächten zu vermitteln.

Doch selbst in den Grenzen seines eigenen Gebietes hatte der edle Fürst manchen Hader und Streit der Religion wegen auszuhalten. Um dem steten Gezänke mit einem Schläge ein Ende zu machen, oder wenigstens eine Art von Norm zur Gewinnung eines festen Angelpunktes für hin- und herschwankende Meinungen zu erreichen, beschloß er, den nach Berlin berufenen Ständen, welchen er die vornehmsten Geistlichen des Landes beordnete, feierlichst sein Glaubens-Bekenntniß mitzutheilen (1569). Er rechnete dabei um so eher auf einigen Erfolg, da er selbst schätzbare Kenntnisse, namentlich in theologischen Dingen, besaß. Er hatte öfter den Disputationen seiner Geistlichen mit den päpstlichen Abgesandten beigewohnt, und durch treffend dazwischen geworfene Worte bewiesen, daß er nicht nur seine Ansichten klar auseinander zu setzen, sondern auch des Gegners Schwächen zu finden verstand. Freilich war er in diesem Punkte nicht ganz unbefangen, denn er hatte einen unüberwindlichen Abscheu gegen alles sogenannte Seltenwesen, und leider beurtheilte er auch den Calvinismus aus diesem Gesichtspunkte. Dies Vorurtheil trübte mitunter zum Schaden des allgemeinen Besten seinen sonst klaren und durchbringenden Blick. Hätten wir uns jedoch, deshalb ein ungünstigeres Urtheil über den Kopf oder das Herz des vortrefflichen Regenten zu fällen, und erinnern uns, daß selbst Luther nicht von ähnlichen Ansichten frei war, daß er die Calvinisten als Irrgläubige ansah, und sie mit jenen Schwärmgeistern zusammenwarf, durch deren Lehre die gesellschaftliche Ordnung der christlichen Staaten untergraben würde. Es irrt der Mensch so lang er strebt, und deshalb führt jede auch noch so tief begründete Wahrheit diese Gefahr mit sich, vom Mißverstände und der Thorheit ergriffen, das Unheil neben dem Segen erzeugen zu können. Auch das Christenthum und jeder Fortschritt in demselben ist von dieser Gefahr nicht befreit.

In seiner freundlichen Weise begann Joachim II. die Auseinandersetzung vor den Geistlichen mit den Worten: „So lange hätten sie ihm etwas vorgepredigt, jetzt würde er seinerseits ihnen etwas vorpredigen“. Er sprach über eine große Zahl von Punkten der Glaubenslehre; welche ganz besonders Streit unter den Confessionen der Evangelischen erregt hatten, namentlich über das heilige Abendmahl und über den auch unter den märtyrischen Gottesgelehrten vielfach abgehandelten Punkt der guten Werke. Dabei verwies er für alle streitigen Gegenstände auf die heilige Schrift, und zeigte eine so vollendete Kenntniß derselben, daß er seinen Theologen vom Fach darin nichts nachgab. Die Lehre über die guten Werke hatte schon seit Jahren großen Streit unter Lezteren erregt.

Zwei berühmte Theologen, Abdias (eigentlich Gottschall) Prätorius und Andreas Musculus, Letzterer ein Freund und Gefinnungsgenosse des durch den Entwurf zum Interim bekannten Hofsprebigers Agricola, und Anhänger der Lehre von der Verwerflichkeit der guten Werke, standen an der Spitze der streitenden Parteien. Auf Seiten des Gegners befand sich der ebenfalls früher schon erwähnte Propst Georg Buchholzer, welcher sich um die Einführung der Reformation in der Mark ein so großes Verdienst erworben hatte. Der würdige Geistliche suchte seine Glaubensansicht gegen die gehörten Angriffe zu rechtfertigen; da gerieth aber der sonst milde Fürst in solchen Zorn, daß er den Stuhl erhob, als ob er nach dem Propst schlagen wollte. Dies that er nun freilich nicht, eiferte aber mit großer Heftigkeit gegen die Lehre so wie alle ihre Anhänger, und entließ endlich den erschrocknen Vertheidiger derselben mit den Worten: „Herr Georg! ich will bei der Lehre des Musculus bleiben, und befehle meine Seele nach dem Tode unserem Herrgott, Eure aber mit Eurer Gottschalkischen Lehre dem Teufel!“ Buchholzer verlor wirklich seine Stelle, während seltsamer Weise der Hauptwortführer seiner Ansicht, Abdias Prätorius, noch ferner die Gnade des Kurfürsten genoß.

Wer bedauert nicht hierbei, daß ein so milder und verständiger Fürst sich zu so unersprießlichen Maßregeln verleiten ließ, wer überzeugt sich nicht hierdurch, daß es niemals frommen wird, wenn die höchste weltliche Macht sich von persönlichen Ansichten in religiösen Dingen zu unmittelbarem Eingriff in kirchliche Angelegenheiten verleiten läßt. Uebrigens ist es leicht zu begreifen, wie man in damaliger Zeit eine so große Abneigung gegen die Lehre von der Ersprießlichkeit der guten Werke auf protestantischer Seite empfand, denn gerade diese war es ja, auf welche sich der so schamlos getriebene Ablassstram stützte, und durch welche die trostreiche Lehre von der Vergebung der Sünde so schmachvoll entheiligt worden war.

Je länger Joachim II. die Zügel der Regierung in seinen Händen hatte, desto segensreicher wurde sein Einfluß auf die Leitung der innern und auswärtigen Verhältnisse seines Landes. Trotz seines vorgerückten Alters hatte sich seine Spannkraft und Thätigkeit nicht verringert. „Wenn ich meine Jahre zähle, äußerte er noch am Neujahrstage 1571 zu seinen Hofleuten, die ihm den gewöhnlichen Glückwunsch brachten, so habe ich genug gelebt; wenn ich mich aber selbst und die jezigen Zeiten betrachte, so wünsche ich wohl einige gute Sachen noch erst ausführen zu können, nicht als ob ich länger zu leben und zu regieren Lust hätte, sondern weil ich mich gern mit Sachen beschäftigen möchte, die der wachsenden evangelischen Kirche zum Besten gereichen“. Am Tage vor seinem Tode jagte er munter in dem Walde von Köpenick herum, verbrachte den Abend im Kreise seiner Freunde unter heitern und ernstern Gesprächen. Nach kurzem Leiden schied er aus seinem thätigen und erfolgreichen Leben, von Niemandem gehaßt, doch schmerzlich beklagt von seinen treuen Unterthanen, und hochgeachtet selbst von seinen Gegnern.

Kurfürst Joachim II. war eine sehr glücklich organisirte Natur. Von einnehmendem Aeußern (in jüngeren Jahren galt er für einen schönen Mann), hatte er einen festen und kräftigen Körper, gewandt in allen ritterlichen Uebungen der Zeit, und jede Anstrengung zu ertragen vollkommen geeignet. Die Bildung seines Geistes haben wir schon früher in Bezug auf Wissenschaft rühmend erwähnt, allein er besaß auch einen gebildeten Geschmack, einen regen Sinn für die Kunst, so wie für den Reiz eines anmuthigen geselligen Umganges. Sein Herz war mild und weich, offen für Freundschaft und die zarten Bande der Liebe; sein Verhältniß zu Gattin und Kindern innig und liebevoll. Er war nicht ohne Neigung für fürstliche Pracht und liebte öffentliche Aufzüge mit glänzendem Gepränge, auch hielt er auf eine anständig besetzte Tafel. Dagegen war er ein Feind jeder unsinnigen und zwecklosen Verschwendung; er suchte aus allen seinen Kräften gegen die lächerlichen Ausbrüche derselben zu wirken. Dies zeigte er z. B. durch seine Maßregeln gegen die alberne Mode der sogenannten Pluderhosen, zu welchen Hunderte von Ellen Zeug in den Puffen und Schlitzen verwendet wurden, indem er die Becken, welche sich dem Verbote nicht fügen wollten, in einem sogenannten Drillhäuschen dem öffentlichen Spott aussetzte, und endlich, da auch dieses Mittel nicht helfen wollte, einigen von ihnen den Hofengurt durchschneiden ließ, wodurch sie allerdings dem schaulustigen Publikum gegenüber in eine höchst seltsame Lage gebracht wurden.

Des Kurfürsten Prachtliebe war stets mit gutem Geschmack gepaart; er pflegte und förderte die Kunst, eine Pflanze, die bis jetzt auf dem dürren Boden der Mark nur spärlich geblühen war. Man findet unter ihm Maler und andere bildende Künstler in seiner Hauptstadt, auch wird berichtet, daß unter ihm schon eine kurfürstliche Kapelle bestand. Ueberhaupt war Joachim II. ein großer Liebhaber und Förderer der Musik; er hielt darauf, daß der Gesang überall in den Schulen getrieben wurde, und war deshalb sehr ungehalten, als ihn einmal bei seiner Durchreise durch Belzig der Schulmeister nicht, wie es sonst Gebrauch war, mit seinen Schülern ansang. Da Joachim II. überhaupt die Ueberzeugung hatte, daß wahres Wohlsein nur aus der Bildung des Geistes hervorgehen könnte, so trug er, so weit es immer seine Kräfte erlaubten, auch Sorge dafür, seinen Unterthanen die nöthigen Mittel dazu zu verschaffen. Sein Eifer für die Reformation ging mit diesem Streben Hand in Hand.

Daß bei so vielen Vorzügen des Charakters sich auch manche Schattenseiten bemerken lassen, darf wohl Niemandem auffällig erscheinen. Vor Allem ist hier seine bis an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit herauszuheben, da er zu den milden Naturen gehörte, die Keinem Etwas abzuschlagen vermögen. So wird erzählt, daß Joachim oft Dreien oder Mehreren die Anwartschaft auf ein und dasselbe Lehen ertheilt habe. Wenn nun die Erlebigung wirklich eintrat, so mußte der Fürst, da doch nur Einer berücksichtigt werden konnte, natürlich in die größte Verlegenheit gerathen und sich oft mit großen Geldopfern von seiner Verpflichtung loskaufen. Nicht minder nachtheilig war seine Rücksicht für

begünstigte Personen. Unter diesen wird hauptsächlich die sogenannte schöne Wieserin, Anna Sydow, hervorgehoben, welche nicht immer mit bescheidenen Ansprüchen die Gunst ihres hohen Verehrers auf die Probe stellte. Allein noch nachtheiliger war mitunter des Kurfürsten zu unbegrenztes Vertrauen auf Diener, welche ihm zwar für den Augenblick nützliche, jedoch nicht immer für das Gemeinwohl erspriessliche Dienste leisteten. Zu diesen ist wohl der Jude Lippold, der kurfürstliche Münzmeister, zu rechnen. In seiner Stellung, welche etwa der jetzigen eines Finanzministers entsprach, übte er manche Härten und Willkürlichkeiten aus, und griff, um die kurfürstliche Kasse zu füllen, sehr verlegend in die Vermögensverhältnisse der Unterthanen ein. Auch die Vorliebe für Alchemie, von welcher Joachim II. großen Reichthum hoffte, diente nur dazu, die wahren Quellen desselben zu erschöpfen.

Alle diese Schwächen verschwinden aber beim Vergleich mit den löblichen Seiten dieses edlen und weisen Fürsten. Er war, kann man wohl sagen, der erste brandenburgische Fürst, welcher die Idee eines wohlgegliederten Staates und die Stellung eines Beherrschers desselben im modernen Sinne mit Selbstbewußtsein erfaßte, und seine Fürsorge nach allen Seiten hin erstreckte, indem er für eine zweckmäßige Organisation des Staatsdienstes sorgte. Er gab eine Reihe von Verordnungen, durch welche er die Geschäfte in zwei große Zweige theilte; sie betreffen, nach dem damaligen Ausdrucke, „die Rathsstube und die Kanzlei“. In ersterer ward Alles, was in das Gebiet des eigentlichen Rechtsverfahrens gehörte, abgemacht; sie war das kurfürstliche Hof- oder, wie es damals schon, später aber ausschließlich heißt, das Kammergericht. Dieselben Räte jedoch, welche in der Rathsstube den kurfürstlichen Gerichtshof ausmachten, waren in der Kanzlei seine Hof- und Geheimen Räte. Von der Kanzlei aus wurden alle Gegenstände der inneren Verwaltung, so wie auch die auswärtigen Verhältnisse geleitet, überhaupt Alles, was heut zu Tage in die Ministerien des Innern und des Auswärtigen, der Polizei und des Krieges gehören würde. An der Spitze des Gerichtswesens stand der Kanzler, unmittelbar unter dem Fürsten; er theilte ihm Alles mit, was zu seiner unmittelbaren Entscheidung gelangen mußte. Für Rathsstube und Kammer waren aber in Bezug auf den Dienst genaue Vorschriften gegeben, die Zeiten der Arbeit so wie die Folge derselben angeordnet, auch Strafen für jede Unregelmäßigkeit festgestellt. Getrennt von Rathsstube und Kammer war noch ein drittes Departement, die sogenannte kurfürstliche Kammer, oder, wie wir es nennen würden, die Finanzverwaltung. Auch für sie hatte Joachim II. eine besondere Ordnung gegeben. Sie trug den Charakter einer Privatbehörde des fürstlichen Hauses, denn Staatschatz und fürstliche Kasse waren noch nicht getrennt. Die Wohnung dieser Beamten war im Schlosse selbst, aus welchem sie ohne Wissen und Erlaubniß des Kurfürsten sich nicht entfernen durften. Ihnen war ferner zur Pflicht gemacht, vom frühen Morgen an in den Amtlocalen beisammen zu bleiben, und auf den Kurfürsten, der persönlich daselbst von ihren Arbeiten Kenntniß nahm, zu warten. Ueberhaupt

war eine scharfe Controle über diesen Dienst angeordnet, und Zeit so wie Ort der Rechnungsablegung genau bestimmt.

Joachim II. hatte das für einen Fürsten vor allen Dingen wichtige Talent, redliche und tüchtige Diener für die Staatsverwaltung heranzuziehen. Dies erwies er besonders in der Wahl der beiden Kanzler Johann Weinleben und Lampert Distelmeier, welche unter seiner Herrschaft die Angelegenheiten des Landes verwalteten. Ersterer erwarb sich namentlich durch die Pflege der Wissenschaften und durch die Wiederherstellung der Universität Frankfurt ein großes Verdienst; Letzterer, aus Leipzig gebürtig, aber frühzeitig in brandenburgischen Diensten, war ganz besonders zu diplomatischen Geschäften geeignet, und hatte an den Verhandlungen des Augsburger Religionsfriedens einen nicht unwesentlichen Antheil. Auch wird die entschiedene Richtung des Kurfürsten zum Protestantismus besonders seiner Einwirkung zugeschrieben.

Wenige Tage nach Joachim II. starb auch sein Bruder, Markgraf Johann. Obschon dem Kurfürsten an hohem und weisen Regentensinn nicht gleich, war er doch ein Fürst von nicht gewöhnlichem Verdienst. Sonst in allen Dingen verschieden, näherten sich die beiden hohen Brüder in einem Punkte, nämlich in der unbedingten Hingebung an ihre Regentenpflicht. Markgraf Johann war in seinem Wesen schroff und leicht zur Aufwallung geneigt. Unbeugsam beharrte er auf einmal ergriffenen Ansichten, und faßte stets nur die ihm zunächst liegende Pflicht und Aufgabe ins Auge, ohne sich durch ferner liegende Folgen anders bestimmen zu lassen. Er hatte mehr das Verwaltungstalent eines reichbegüterten Privatmannes, als die Herrschergabe eines Fürsten. In seinen Finanzen erscheint er uns musterhaft geordnet, jedoch bis zur Kargheit genau; auch hier fehlte ihm der höhere Gesichtspunkt, welcher die Handlungsweise eines Herrschers bestimmen muß. Seine Sparsamkeit war allerdings für das Land wohlthätig, doch ging sie ins Kleinliche. Es wird erzählt, daß er einmal einem seiner Räte Vorwürfe gemacht habe, weil er seidene Strümpfe an gewöhnlichen Tagen getragen, mit der Bemerkung, er habe auch seidene Strümpfe, trage sie aber nur an Sonn- und Festtagen. Ueberhaupt gab er wenig darauf, ob sich etwas für seine fürstliche Würde schicke oder nicht. So kehrte er einst bei einer Gastwirthin ein, und fragte sie aus, wie sie mit ihrem Landesherren zufrieden wäre. Jene klagte über die schwere Accise und über die Habsucht des Fürsten, welcher sie hervorgerufen. Nach der Unterredung ließ er den Gutsherrn des Ortes rufen, der ihn als seinen Fürsten begrüßte, und hierdurch die arme Frau in große Verlegenheit brachte. Der Markgraf jedoch, weit entfernt sich ungehalten zu zeigen, äußerte ganz freundlich: „so deutsch als sie habe noch keiner seiner Räte mit ihm gesprochen.“

Noch origineller erscheint er bei einer andern Gelegenheit. Nämlich als Fleischer verkleidet machte er sich eines Tages an einen Schäfere knecht, um ihn zu bereben, er solle ihm heimlich einige Hammel verlaufen. Dieser aber, ein ephlicher Mensch, wies den Antrag, durch den er zum Schelm werden sollte,

mit unwilligen Worten zurdick, worauf es zwischen Beiden zum Gezänk, ja endlich zu Schlägen gekommen sein soll.

In der innern Verwaltung seines Landes war Markgraf Johann ein Muster von Umsicht und Ordnung. Außerst knapp in allen Dingen, welche zur Verschönerung des Lebens gehören, wendete er für das materiell Nützliche Gold mit vollen Händen auf, und hierbei fehlte es ihm nie an den nöthigen Hülfquellen. Sein Land war, damals schon ein seltener Fall, frei von Schulden, und doch hatte er durch die Befestigung von Peiß und Küstrin auch für die Sicherheit seiner Grenzen Sorge getragen. Während sein Bruder selbst an Unwürdige seine Gnadengeschenke spendete, erhielt Niemand Etwas von Johann, ohne es durch strenge Thätigkeit zu verdienen; und anstatt daß Jener mit vertrauensvoller Gutmüthigkeit seiner Umgebung glaubte, blickte Johann stets argwöhnisch nach allen Seiten und folgte streng seinem Wahlspruch, ein Fürst müsse Niemandem vertrauen als sich selbst.

### Johann Georg, 1571 — 1598.

Johann Georg, 1525 geboren, war schon ein gereifter Mann, als Joachim II. starb. Seine Regierung bildet einen ziemlich schroffen Gegensatz gegen die des Vaters, denn seinem ganzen Charakter nach dem Oheim ähnlicher als Jenem, hatte er, wie dies nicht selten zu geschehen pflegt, wenn der Nachfolger schon zu reiferen Jahren gelangt, nur auf manche Schwächen der Regierung gesehen und die guten Seiten derselben nicht ihrem wahren Werthe nach geschätzt. Uebrigens war er wohl erzogen und geistig gebildet. Er hatte unter der Aufsicht gelehrter Männer, z. B. des Sabinus in Frankfurt, seine Studien gemacht, und sich fleißig den Wissenschaften gewidmet. Auch im Kriegswesen so wie in den Staatsgeschäften blieb er nicht unbewandert. Seine Theilnahme an dem Schmalkaldischen Kriege, wo er die brandenburgischen Reiter führte, haben wir schon erwähnt; Karl V. ehrte und schätzte ihn hoch, König Philipp II. ernannte ihn nach dem Tode dieses staatsklugen Herrschers, wahrscheinlich um unter den deutschen Fürsten größere Theilnahme für seine Absichten auf das römische Reich zu gewinnen, zu seinem geheimen Rathe; allein auch bei dem Kaiser Ferdinand I. stand er in hoher Achtung, und dies mit vollem Recht, da er seine Pflichten als deutschgestünnter Reichsfürst niemals aus den Augen verlor.

Schon früh vermählte er sich (1545) mit der Prinzessin Barbara von Biegniz, und zwei Jahre darauf, nach dem Tode dieser Fürstin, mit Sabina, der Tochter des Markgrafen Georg des Frommen von Anspach.

Mit der prunkenden Hofhaltung seines Vaters nicht zufrieden, hielt er sich meistens in Zechlin und Wittstock auf, und bestritt seinen fürstlichen Haushalt aus den Einkünften der Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Sedus, denn in dem ersteren belleidete er die Bischofswürde, letztere verwaltete er als



Vormund seiner minderjährigen Söhne. Fern vom Hofe hatte er sich mit Männern, die in ihren Ansichten mit ihnen übereinstimmten oder wohl auch die vom Kurfürsten begünstigten Diener mit Abneigung ansahen, umgeben, und so im Stillen seinem Widerwillen gegen die nähere Umgebung seines Vaters Nahrung geboten.

Johann Georg übernahm die Regierung in dem Kurfürstenthum so wie in der Neumark, da Markgraf Johann nur eine Tochter hinterließ, die wohl sein bedeutendes Privatvermögen, aber nicht das Fürstenthum erben konnte.

In Berlin hatte der große Haufe die Ansicht des Kurprinzen und seiner Umgebung über manche von den Günstlingen Joachim's II. getheilt. Kaum war deshalb die Nachricht von dem Tode dieses Fürsten hier angelangt, so brach eine Art von Aufstand unter dem Pöbel gegen mehrere Günstlinge, namentlich gegen den Hofjuden, Münz- und Rentmeister Lippold aus. Dieser wollte fliehen, doch machte er sich dadurch nur verdächtiger und wurde unverzüglich in Haft gebracht. Sein Haus hielt eine Bürgerwache besetzt. Dabei begnügte sich der aufgeregte Haufe nicht, sondern die Juden im Allgemeinen, obschon sie sich keinesweges eine günstige Behandlung von ihrem Glaubensgenossen zu rühmen hatten, wurden ebenfalls Gegenstand ernstlicher Verfolgung. Man stürmte die Judenschule in der Klosterstraße, erbrach, plünderte und zerstörte sie, und verfuhr überhaupt mit einer solchen Zügellosigkeit, daß sich kein Jude, ohne den schwersten Mißhandlungen ausgesetzt zu sein, auf der Straße blicken lassen durfte. Der Kurfürst mißbilligte, wie natürlich, diese Ausschweifungen, behielt aber Lippold in Haft und ließ gegen ihn einen peinlichen Prozeß anstellen.

Der Unglückliche hatte schon durch die Gunst des verstorbenen Kurfürsten viele einflußreiche Leute zu Feinden, denn ihm stand jeder Zeit der Zutritt zu dem Landesherrn offen, der oft mit ihm allein arbeitete, und seine vornehmsten Räte vor der Thüre warten ließ. Auch hatte Lippold, wegen dieser Bevorzugung eitel und aufgeblasen, durch unziemendes Benehmen gegen vornehme Leute den allgemeinen Widerwillen und vorsichtig gesteigert. Außerdem fand ein freilich sehr abgeschmacktes, aber dennoch rasch verbreitetes Gerücht, Lippold habe durch Gift den schnellen Tod des Kurfürsten veranlaßt, allgemeinen Glauben. Wie unwahrscheinlich es immer war, daß der verhaftete Emporkömmling seinen hohen Gönner, auf dem allein seine Stellung, ja seine persönliche Sicherheit beruhte, beseitigt haben sollte; so glaubte man doch bereitwillig an diese Schuld; denn was glaubt nicht die Masse von einem Günstling, durch welchen fühlbarer Druck ausgeübt ist, zumal wenn er einem mit so vielem Widerwillen angesehenen Stamme angehört, als damals die Juden waren.

Unglücklicher Weise konnte man seine nächsten Umgebungen als Zeugen gegen ihn anführen. Sein Weib soll nämlich gegen ihn die Worte geäußert haben: „Wenn der Kurfürst wüßte, was Du für ein böser Schelm bist, und was Du für Subenstücke mit Deinem Zauberbuche kannst, dann würdest Du längst Deinen verdienten Lohn haben.“ Es fand sich wirklich ein solches Buch

unter seinen Papieren, in welchem Recepte zum Wannen und Bettreiben von Teufeln, und was sonst jene Zeit an Abgeschmackhetten erdachte, aufgezeichnet waren; Dinge, über welche man in aufgeklärtern Zeiten lacht, die aber damals als Beweis für todeswürdige Verbrechen galten. Die Tortur mußte erfolgen, was sonstiges Verhör und Zeugen nicht hatten feststellen können. Zuletzt gestand der Unglückliche, daß er den Kurfürsten bezaubert, betrogen, vergiftet und noch andere Subenstücke begangen habe.

Nicht minder grausam als sein Verhör war seine Hinrichtung. Auf seinem Wege zur Richtstätte auf dem Neumarkte zu Berlin an allen Straßenecken mit glühenden Zangen gezwickt, ward er endlich von unten nach oben gerädert und in Stücke zerhauen. Die Eingeweide wurden nebst dem Zauberbuche verbrannt, die zerstückelten Theile an vier verschiedenen Galgen aufgehängt, und der Kopf zum warnenden Beispiel auf das Georgenthor gesteckt. Außerdem zog man sein Vermögen zur Deckung der Prozeßkosten ein; nur tausend Gulden ließ man der unglücklichen Wittve mit ihren neun Kindern, um in der Fremde ihr Leben zu fristen.

Sippold's Prozeß zog die Vertreibung der Juden aus den brandenburgischen Staaten nach sich. Sie mußten Alles, was sie an liegenden Gründen besaßen, verkaufen, Inventarienkosten und Abzugsgelder bezahlen, und das Land auf immer räumen. Nur wer Christ werden wollte, wurde von dieser zweiten Verbannung in diesem Jahrhundert (schon unter Joachim I. hatte sie ein ähnliches Schicksal getroffen) ausgenommen; allein es fand sich unter ihnen keiner, der von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht hätte. Sippold's Wittve wendete sich mit ihrer Klage über das harte Verfahren gegen sie an den Kaiser Maximilian, der sich auch bei dem Kurfürsten für sie verwandte; jedoch wies dieser jede Einsprache für sie und ihre Glaubensgenossen, deren Aufenthalt er für seine Länder durchaus schädlich erachtete, mit aller Entschiedenheit seines festen Charakters zurück.

Auch die übrigen Diener Joachims II., die ihm bei seiner Finanzverwaltung behülflich gewesen waren, kamen in große Gefahr, unter Andern der Rentmeister Thomas Mathias, ein durchaus reblicher Mann, welcher sogar einen Theil seines Vermögens im Dienste seines Herrn zugesetzt hatte. Er wurde sofort nach dem Tode desselben suspendirt und einer strengen Untersuchung unterworfen. Diese ergab für ihn keine Schuld; nichtsdestoweniger verlor er sein Amt als Rentmeister und wurde nur als Bürgermeister von Berlin bestätigt. Für alle Opfer, welche er seinem Herrn gebracht, und obgleich es bekannt war, daß er die vortheilhaftesten Anträge fremder Fürsten ausgeschlagen, um dem Vaterlande seine Dienste zu widmen, erhielt er nicht die geringste Entschädigung. Auch andere hohe Beamte des verstorbenen Fürsten erhielten den Abschied, nur Wenige, unter ihnen zum Glück des Landes der Kanzler Lampert Distelmeier, mußten sich im Vertrauen des neuen Regenten zu erhalten.

Die Geliebte des Kurfürsten, die oben erwähnte Anna Sybow, traf ein hartes Schicksal, da sie die Veranlassung zu bedeutenden Ausgaben geboten, und zuletzt ihren Einfluß auf den Kurfürsten über alle Gebühr ausgedehnt hatte. Auf ihren Antrieb war ihre Tochter zur Gräfin erhoben und mit einem Grafen verlobt worden. Johann Georg hatte sich zwar durch besondere Reuerse für die Sicherstellung der Sybow und ihrer Kinder verpflichten müssen, hielt sich aber dessenungeachtet dadurch nicht für gebunden, sondern ließ Erstere sogleich nach dem Tode seines Vaters auf die Festung Spanbau abführen. Für die Kinder dagegen sorgte er, wenn auch nicht auf die ihnen zuge dachte glänzende Weise, denn er verheirathete die obengebachte älteste Tochter an den Hofrenten-Schreiber Andreas Kohl, einen angesehenen Beamten.

Alle diese zum Theil harte Maßregeln ergriff Johann Georg in vollkommener Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung. Die Landeschulden hatten sich in Bedenken erregendem Maße gehäuft; die Ausgaben waren drückend geworden, daher erschien es nothwendig, gegen Alle, welche der allgemeinen Ansicht nach die Schuld der großen Ausgaben des verstorbenen Herrn trugen, mit strenger Prüfung aufzutreten, um die Maßregeln zu rechtfertigen, welche eine wohlgeordnete Regierung zur Abstellung der Uebelstände ergreifen mußte. Hierin liegt noch die Entschuldigung für das erste etwas schroffe Auftreten dieses sonst in jeder Beziehung achtungswerthen Regenten.

Um die drückendsten Landeschulden zu tilgen, schrieb daher Johann Georg sogleich einen Landtag aus (1572). Lampert Distelmeier, ein Mann, der, wie wir wissen, das allgemeine Vertrauen im Lande genoß, erstattete im Namen des Kurfürsten Bericht, und legte den Ständen den Etat der kurfürstlichen Länder vor, indem er, obwohl mit Schonung des verstorbenen Fürsten, anerkannte, daß nicht überall mit der nöthigen Sparsamkeit verfahren worden sei. Die Kammer-Schulden wurden von ihm auf 2,600,000 Thaler berechnet.

Anfangs zeigte sich die Stimmung bei den Ständen nicht allgemein günstig; erst nach und nach gewannen die ruhigern und vernünftigeren Mitglieder die Oberhand, da einmal geschene Uebel nicht rückgängig gemacht werden konnten, und außerdem der bekannte Charakter des Kurfürsten, so wie seine bisherigen Schritte hinlänglich erwiesen, daß von seiner Seite eine wohlgeordnete Finanzverwaltung zu erwarten stände. Der Adel ging dieses Mal mit einem lobenswerthen Beispiel voran. Der Verfassung gemäß nur für den dritten Theil der Lasten verpflichtet, während den Städten zwei Drittel verblieben, erbot er sich zu einem Beitrage von 675,000 Thalern, ebensoviel als sich die Städte zu zahlen anheischig gemacht hatten. Allein immer blieb noch ein Rest von mehr als einer Million, denn die Stände hatten darauf gerechnet, daß auch der neu erworbene Landestheil, nämlich die Neumark, zur Theilnahme an dieser landesherrlichen Schuld herangezogen werden würde. Der Kurfürst machte auch den Versuch dazu, fand aber natürlich sehr heftigen Widerstand bei den in Altein versammelten Ständen dieses Landes, da mit Recht entgegnet werden

konnte, daß die Schulden persönlich von Joachim II., der nicht ihr Fürst gewesen, und deshalb keinesweges zur Förderung ihrer Interessen gemacht wären; auch hatten sie nur unter der ausdrücklichen Bedingung, von neuen Auflagen gänzlich frei zu sein, ihren Schuldigseid geleistet.

Der Kurfürst wollte diese Gründe nicht unbedingt gelten lassen, er behauptete nicht mit Unrecht, daß, so wie sie in Verbindung mit den übrigen Ländern den gemeinsamen und kräftigeren Schutz gegen äußere Gefahren genossen, andererseits auch billig die Lasten der gemeinsamen Regierung tragen helfen mußten. Zuletzt einigte man sich gütlich dahin, daß der Kurfürst eine halbe Million auf seine Rechnung übernehmen, der Rest aber von den Ständen getragen werden sollte.

Johann Georg hatte die Bereitwilligkeit der Schulübernahme von Seiten der Stände mit einer für seine Finanzen keinesweges vortheilhaften Bewilligung erkaufen müssen. Sie betraf die Erlassung eines Kornzolles, den Joachim II. im Jahre 1569 in der Kurmark eingeführt, und den Johann Georg nicht nur bei seinem Regierungsantritt von Neuem bestätigt, sondern auch auf die Neumark ausgedehnt hatte. Den Neumärkern erließ er den Zoll für ihre Person und Hausbedürfnisse, aber nicht von dem zum Handel bestimmten Getreide. Mit den Kurmärkern traf er ein anderes Abkommen. Er befreite sie ganz von der Abgabe, ließ sich aber auf fünf Jahre eine jährliche Schadloshaltung von 8000 Thalern versprechen, und als diese Zeit abgelaufen war (1577), ward die Steuer in alter Form wieder ins Leben gerufen, mit dem Bedeuten, daß die Erlassung nur auf fünf Jahre bewilligt worden sei.

Nicht allein die Finanzen, sondern auch die religiösen Angelegenheiten der Mark forderten dringend eine bestimmtere Ordnung und Regelung. Wir haben gesehen, wie schon unter Joachim II. sich mancher dogmatische Streit erhob, dem der theologisch gebildete Herr zwar für den Augenblick durch sein Nachwort niederschlug, jedoch nicht für immer beseitigte. Auch konnte das Bekenntniß der protestantischen Kirche um so weniger als abgeschlossen angesehen werden, da es an der Uebereinkunft in Bezug auf eine umfassende Norm fehlte. Melancthon selbst war nicht unwesentlich von einigen Bestimmungen Luthers abgewichen, namentlich in Bezug auf die Lehre von der Gnade, indem er dem Willen des Menschen doch auch eine Mitwirkung auf dem Wege zum Heil gestatten wollte. Anhänger einer solchen Lehre nannte man Synergisten und verlegte sie, ebenso wie alle die, welche sich in ihren Ansichten den Lehren der schweizer Reformatoren näherten, unter dem Namen Kryptocalvinisten als Abtrünnige von der wahren Kirche verdammt wurden. Von den Kanzeln hörte man fast nichts als grobe polemische Ausfälle gegen das, was dem einen oder dem andern Geistlichen als Irrlehre erschien, der Sinn christlicher Duldung ward erdödet, und öffnete einer leidenschaftlichen Parteilucht für Dinge, welche die große Masse nicht verstand, Thür und Thor. Auch fehlte es noch an aller äußern Organisation der Kirche. Wie wir wissen, hatte Joachim II. den Uebers

gang von dem alten zum neuen System so leise und gelind angebahnt als möglich; es konnte demnach gar nicht fehlen, daß die Formen, welche immer noch vorhanden waren, mit dem neuen ganz veränderten Standpunkte der christlichen Kirche und ihrer Lehren dem Staate gegenüber nicht mehr paßten. Johann Georg war ein klarer und verständiger Herr, der jedem halben und unbestimmten Wesen feind, auch den festen Muth besaß, wo etwas geschehen mußte, ohne Weiteres vorzugehen, und die fürstliche Autorität, welcher sich die Reformation in keiner Beziehung entzog, zur vollen Anerkennung zu bringen. So zögerte er denn nicht, sondern ließ im Jahr 1572 ein sogenanntes *Corpus doctrinae* entwerfen, d. h. eine Sammlung von Lehren und Kirchenvorschriften, nach welcher sich alle Geistlichen in beiden Marken richten sollten, damit wenigstens äußerliche Uebereinstimmung in der protestantischen Kirche und bürgerliche Ruhe herbeigeführt würde.

Diese Sammlung bestand aus der Augsburgerischen Confession, Luthers kleinem Katechismus nebst den Erklärungen darüber, einer Agende und einer Ceremonien-Ordnung. Dies zur Bestimmung der dogmatischen Punkte. Für das eigentliche Kirchenregiment folgte im Jahre 1573 eine Visitations- und Consistorial-Ordnung, nach welcher Folgendes festgesetzt wurde: Ein General-Superintendent steht an der Spitze der geistlichen Angelegenheiten; der Pfarrer jeder Kreisstadt wurde Inspector; alle zehn Jahre findet eine allgemeine Visitation in dem ganzen Lande durch den General-Superintendenten, einen weltlichen Consistorialrath und einen Notarius statt, so wie in jedem Jahre innerhalb des Kreises durch den Inspector, bei welchem über Reinheit der Lehre und den Lebenswandel der Geistlichen Nachfrage geschehen sollte. Den Patronen verblieb das bisherige Recht, ihnen mißfällige Prediger zu entfernen, doch stand den Abgesetzten Recurs an das Consistorium offen.

Es muß übrigens mit der Seelsorge zu jener Zeit noch schlecht ausgehen haben, denn der Kurfürst schärfte den Patronen ein, tüchtige Leute zu berufen, nicht aber mehr, wie bisher geschehen, Schneider, Schuster und verdorbene Handwerker und Lediggänger (Müßiggänger) als Prediger zu nehmen. Auch ward noch besonders angeordnet, sie sollten ferner keine ärgerlichen Reden ausschütten und keine lästerlichen Flüche von heiliger Stätte erschallen lassen, wodurch die Zuhörer nicht erbaut, sondern verführt und wild gemacht würden.

Auch auf die Verbesserung des Schul-Unterrichts nahm diese Visitations-Ordnung Rücksicht. Die Einübung in der Grammatik wurde besonders dadurch empfohlen, und eine strenge aber menschliche Kinderzucht, die wohl Ruthenstrieche, jedoch keine Verletzung erlaubte, zur Pflicht gemacht. Auf die Einhaltung dieser Verordnungen hatten die Inspectoren strenge Aufsicht zu führen.

Bemerkenswerth ist, daß unter diesem Fürsten sich auch die höheren Schulen, die sogenannten Gymnasien auszubilden begannen. Die erste Anstalt dieser Art war das sogenannte graue Kloster in Berlin, wo der Magistrat die beiden schon bestehenden Schulen von St. Nicolai und St. Maria in eine große

Landesschule vereinigte, und ihr in dem eingezogenen Franziskanerkloster ein geeignetes Local anwies. Nicht minder ist unter dieser Regierung als ein besonderes Verdienst die Errichtung von Mädchenschulen anzuführen, „in welche die Bürger, so lautet die ernste Ermahnung, ihre Töchter schicken sollten, um Lesen, Schreiben und christliche Gesänge zu lernen“.

Johann Georg theilte mit seinem Vater die Abneigung gegen die Calvinisten, und äußerte dies seiner strengen Weise gemäß weit heftiger als jener. „Ich habe eine Universität im Lande, soll er geäußert haben, und halte sie für ein großes Kleinod und ist mir sehr lieb, aber wenn ich wüßte, daß meine Theologen und Professoren allda sollten calvinisch werden, so wollte ich, daß das Collegium und die Universität in Flammen stände und im Feuer lichterloh brennte“. Dessenungeachtet ging sein Widerwille gegen die Calvinisten nicht so weit, daß er ihn zu politischen Fehlgriffen verleitete, denn er unterstützte Heinrich von Navarra so wie die Niederländer gegen die Verfolgungen der Ligue und Philipp II.

Man begnügte sich damals nicht, die offenbaren Calvinisten als Gegner anzusehen, sondern auch die Synergisten und Kryptocalvinisten galten als vollkommen verwerflich und schädlich für die Gemeinschaft rechtgläubiger Christen. Die Billigung des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses genügte für die Eiferer nicht, denn die Reformirten waren mit diesem Zeugniß des Evangeliums einverstanden. Um es daher auch jedem Kryptocalvinisten unmöglich zu machen, sich in die Gemeinschaft der lutherischen Christen einzuschleichen, so kam durch die Bemühungen des Kurfürsten August von Sachsen und des württembergischen Kanzlers Jakob Andräa eine Versammlung von funfzehn der ausgezeichnetsten Theologen, unter denen von brandenburgischer Seite Musculus und Cornerus waren, in Torgau zu Stande, welche eine bindende Glaubensnorm unter dem Namen einer formula concordiae feststellten (1576). Ein Jahr darauf wurde sie in Klosterbergen von den Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Pfalz, 22 Fürsten, 26 Grafen und 35 Städten unterschrieben. Sie sollte ein Symbol der lutherischen Kirche sein. Im Brandenburgischen führte man sie förmlich ein, und forderte von den Geistlichen einen Kebers für ihre Aufrechthaltung, was allerdings nicht ohne erheblichen Widerspruch von manchen Orten her geschah. Es war dies von Seiten der Lutheraner ein beklagenswerther Schritt, denn die sogenannte Eintrachtsformel zwang die Calvinisten, sich in Zukunft streng von dem Lutherthum zu trennen, und mehrte daher, statt Eintracht hervorzubringen, den Zwiespalt und die Feindseligkeit unter den evangelischen Christen.

Segensreicher war des Kurfürsten Sorge für die Verbesserung des Rechts-Verfahrens, indem er den Gedanken faßte, ein für seine Länder gültiges Gesetzbuch zusammenstellen zu lassen, ein schon damals dringend gefühltes Bedürfniß, da die Richter halb nach römischem Rechte, halb nach altem Herkommen, halb nach einzelnen deutschen Rechtsbestimmungen erkannten, ohne durch irgend eine feste Norm in ihrem Verfahren gebunden zu sein. Deshalb hörte man beständig

Klagen über Widersprüche in den Urtheilen, über Advokatenränke, schädliche Rechtsverzögerung; kurz es war eine große Verwirrung in allen Rechtsverhältnissen. Der vielerprobte Kanzler Lampert Distelmeier erhielt den Auftrag, sich diesem ehrenvollen aber schwierigen Werk zu unterziehen, ward jedoch durch Alter und Ueberhäufung mit andern Dienstgeschäften an der Ausführung gehindert, und übertrug es seinem Sohn, und dieser wieder einem Dritten. Endlich ward dem Kurfürsten der Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuch vorgelegt, genügte aber wahrscheinlich demselben nicht, denn es erfolgte keine Veröffentlichung. So blieb leider der Zustand des Rechtes im Allgemeinen chaotisch, wie früher; allein Johann Georg sorgte wenigstens für Abstellung einiger der augensälligsten Mißstände. Namentlich drang er auf strenge Handhabung der Criminaljustiz gegen Räubereien, Todtschläge und Mordbrennerei, Uebel, von welchen die Mark Brandenburg auch zu seiner Zeit noch nicht ganz befreit war. Man traf Maßregeln, daß ebenfalls diejenigen, welche Uebelthäter der Art beherbergten oder nicht verfolgten, der Strafe nicht ganz entgingen. Um seine Gerichtshöfe ganz selbstständig hinzustellen, bestand er auf der Bestätigung des *ius do non appellando*, welches ihm nach der goldenen Bulle wie allen andern Kurfürsten des Reiches zustand (1588).

Johann Georg, dessen Hauptfrage dahin ging, die Zustände aller seiner Unterthanen nach Möglichkeit zu bessern und zu fördern, versäumte es auch nicht, den gemeinen Landmann, auf dessen Wohl doch zuletzt größtentheils das Gedeihen eines Staates beruht, gegen jede unbillige Ueberlastung zu schützen. Die Frohndienste wurden durch weise Verordnungen beschränkt: „Unsere Absicht ist es nicht, lautet es in einer derselben, die armen Leute über die zwei Tage mit noch mehreren Diensten ausmatten oder ausmergeln zu lassen, da ihnen die gewöhnlichen zwei Hofstage schon schwer genug fallen. Wir verstehen uns daher, daß ehrbare und vernünftige Edelleute mit ihren Leuten nicht so unchristlich umgehen und sie noch mit neuen Lasten beschweren werden. Wir achten es für billig, daß die Bauern nicht besonders gefordert, sondern mit in die zwei Tage eingerechnet werden. Bloß im August sollen die Bauern erntausen (ernnten) helfen, so lange man ihrer bedarf. Doch muß ein Jeder von Adel die christliche und billige Maß halten, daß die armen Leute um seines Kornes willen das ihrige im Felde nicht stehen lassen dürfen“.

Johann Georg sorgte für den Ausbau und die bessere Bevölkerung des Landes durch Aufnahme derer, welche Religionshaß oder sonst unerträglichem Druck aus ihrer Heimath vertrieben hatte. Viele Niederländer kamen auf diese Weise in sein Land, weihten demselben ihre nützlichen Dienste und mehrten die Zahl treuer und ergebener Unterthanen. Zum Theil genoß die Bodenkultur dadurch Vortheil, besonders aber hatten sich die Städte manches Gewinnes davon zu erfreuen. Viele Fabrikanten, Tuchmacher, Färber u. a. m. zogen, theilweis auch mit nicht unbedeutenden Capitalien, welche sie aus dem früheren Wohlstande gerettet hatten, in die märkischen Städte. Wittstock, Stendal,

Brandenburg, Jülich, Croffen, Jülichau wurden Zeugen ihres segensbringenden Gewerbefleißes. Der Kurfürst, welcher einen sehr richtigen Takt für jede nützliche Lebensbeschäftigung und für Alles, was diese förderte, eine offene Hand besaß, nahm sie nicht nur zuvorkommend auf, sondern unterstützte ihre Bestrebungen mit Vorschüssen, die vortrefflich angelegt ihm und mehr noch seinen Unterthanen reiche Früchte trugen. Ackerbau und Gewerbe kamen empor, der Handel blühte; kurz die Wohlhabenheit stieg unter der thätigen Regierung des sorgsamen Fürsten so sehr, daß es bei seinem Tode keinen wüsten Hof, kein leeres Haus in dem von der Natur nicht allzugeseigneten Lande gab.

Bei dieser rasch steigenden Blüthe war es wohl kein Wunder, daß Sinn für Genuß und Luxus sich unter den Einwohnern verbreitete, ein Uebel, gegen welches, wie wir gesehen haben, schon früher bei minder befriedigenden Verhältnissen ernste Maßregeln genommen worden waren. Natürlich sah auch Johann Georg dem Umsichtigweisen schwelgerischen Aufwandes nicht gleichgültig zu. Die Magisträte wurden von ihm veranlaßt, Verordnungen gegen die Schwelgerei bei öffentlichen und Privatfesten zu geben, und Berlin ging hierbei, wie wir aus einer weitläufigen Polizeiordnung vom Jahre 1580 sehen, mit einem guten Beispiele voran. Durch solche Bestimmungen wurden Kleidung, Schmutz und sonstiger Aufwand für die vier verschiedenen Klassen, in welche man die Bewohner der Stadt theilte, genau festgestellt, und Strafen auf die Uebertretung der Vorschriften gesetzt.

Jedoch ging der umsichtige Herrscher in diesem Punkte nicht so weit als sein Oheim Johann. Er selbst, obschon ein Freund der Sparsamkeit, ließ es nicht an dem nöthigen Prunkte fehlen, wenn öffentliche Feste oder hohe Besuche die Aufrechthaltung seines fürstlichen Ansehens erheischten. Es wird von glänzenden Ritterspielen und nach Art jener Zeit geschmackvollen Hoffesten berichtet, welche denen an den Höfen großer Monarchen wenig nachgegeben haben müssen. Bei solchen Gelegenheiten ist auch von dramatischen Darstellungen die Rede, wie etwa am Hofe seiner großen Zeitgenossin Elisabeth, obgleich die Erzeugnisse der märkischen Muse gewiß weit hinter den Schöpfungen des genialen Schüglings der großen Britenherrscherin zurückblieben. Allein Ausgaben der Art wurden von den Ersparnissen bestritten, denn seines Vaters Beispiel, dessen Schulden er redlich getilgt hatte, hielt ihn von allen übermäßigen Ausgaben zurück.

Durchaus friedlicher Natur, und zur Zeit von auswärtigen Gefahren wenig bedroht, hatte der Kurfürst nicht das Bedürfniß kostspieliger kriegerischer Vorkehrungen, denn die Zeit der auch im Frieden gerüsteten stehenden Heere war damals noch nicht gekommen; selbst die größten europäischen Mächte hatten erst einen unbedeutenden Anfang damit gemacht.

Nichtsdestoweniger vernachlässigte er auch bei der Aussicht auf unge störten Frieden den Schutz des Landes für etwa eintretende Kriegesfälle nicht. Deshalb vervollständigte er die Befestigungen um Spandau, Weiz und Küstrin, errichtete neue um Driesen in der Neumark, und füllte Zeughäuser so wie Pulvermagazine



reichlich mit Kriegsmaterial an. „Ich liebe den Frieden, pflegte er zu sagen, aber wenn mich Jemand in den Kriegsfattel wirft, soll er Mühe haben, mich wieder herauszubringen“.

Neben den Kriegsbauten verwendete Johann Georg auch bedeutende Summen auf Errichtung neuer, so wie den Ausbau älterer kurfürstlicher Schlösser. Den von seinem Vater begonnenen Bau in Cöln an der Spree ließ er vollenden, freilich ein bescheidenes Werk, wenn man es mit der wahrhaft königlichen Hofburg vergleicht, die sich später in seiner Nachbarschaft erhob.

Um die Ausführung dieser Arbeiten, und überhaupt um das, was auf dem Gebiete der Kunst geschah, erwarb sich der Graf Lynar, ein bei dem Kurfürsten sehr einflussreicher Mann, großes Verdienst. Nicht minder angesehen und eine Zeit lang bei Hofe in hohem Ansehen stand der Arzt Leonhard Turneyssen, als eifriger Förderer der Formschneide- und Buchdrucker-Kunst in der Mark. Mehr aber als durch dieses wirkliche Verdienst hatte er die Gunst des Kurfürsten durch seine gleichmystischen Arbeiten erworben, denn Johann Georg, trotz seines scharfen und nur auf das Nützliche gerichteten Verstandes, konnte sich von der abergläubischen Richtung der Zeit, den Stein der Weisen zu finden, nicht losmachen. Allein eben weil der Fürst praktischen Erfolg von diesem geheimnißvollen Treiben verlangte, mußte die Rolle des Alchemikers bald zu Ende gehen; auch rettete er sich nur durch die Flucht von der strengen Ahndung des Gesetzes.

In Bezug auf die politischen Verhältnisse der großen europäischen Mächte, deren Kämpfe freilich mit dem Schicksale der streitenden religiösen Parteien in ziemlich genauer Verbindung standen, war er noch weit vorsichtiger und zurückhaltender als sein Vater, und glich hierin mehr dem Oheim, welcher stets die näheren Beziehungen seiner Länder vor allen Dingen berücksichtigen zu müssen glaubte. Dennoch aber war er ein zu eifriger Protestant, als daß er sich aller Theilnahme an dem heldenmüthigen Kampfe der Niederländer für ihre Religion und politische Freiheit, so wie des tapfern Heinrich von Navarra für sein angestammtes Recht und die Sache der Menschheit enthalten hätte; und wenn es auch nicht gegründet ist, daß er, wie Einige berichten, 6000 Reiter für den letzteren ins Feld gesendet hat, eine Hülfe, welche weit über die in jener Zeit zu Gebote stehenden Mittel hinausging: so ließ er doch den Kämpfern für den Protestantismus manche Unterstützung zukommen, und erleichterte ihnen die Last, die sie allein schwerlich zu tragen vermochten.

Sehr thätig war er in Allem, was die Vergrößerung seiner Erbländer oder die Sicherung der Anwartschaften seines Hauses für die Zukunft betraf. So fand er sich wegen des Wiederkaufsrechtes auf die Herrschaften Beeslow und Storkow mit der Krone Böhmens, von der sie ursprünglich zu Lehen gingen, ab, indem er sie für immer mit der Mark vereinigte; erneuerte die verschiedenen zur Zeit seiner Vorfahren geschlossenen Erbverträge, und sorgte dafür, daß das Erzstift Magdeburg in den Händen von Prinzen seines Hauses blieb.

Auch das Herzogthum Preußen ließ er nicht außer Acht. Hier legte er durch, daß die Vormundschaft über den geisteskranken Sohn des ersten Herzogs Albrecht Friedrich, an das einzige noch lebende Mitglied des fränkischen Zweiges, den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach kam, und dadurch diesem und eventuell dem Kurhause der Besitz des Herzogthums gesichert wurde.

Nach der Angabe einiger Geschichtsschreiber soll Johann Georg ganz überwiegend den Adel seines Landes vor den übrigen Unterthanen ausgezeichnet haben, im Widerspruch gegen die Grundsätze seines Vaters, von welchem ohne Unterschied Adelige und Bürgerliche zu den höchsten Aemtern und Pfründen befördert worden seien. Bei näherer Prüfung erweist sich diese Beschuldigung als unbegründet. Zwar begünstigte Johann Georg eine Anzahl von Adelligen, mit denen er als Kurprinz in näherem Umgange gestanden hatte, und was ist natürlicher, als daß er sich bei den Aenderungen, die er nach seines Vaters Tode am Hofe und in der Verwaltung vornahm, seiner erprobten Freunde erinnerte; allein Grundsatz wurde diese Bevorzugung nicht, denn wir finden unter seinen Räten viele bürgerliche; und wenn während seiner Regierung eine größere Zahl von adeligen Räten als unter Joachim II. vorhanden war, so lag dies wohl nur daran, daß zu seiner Zeit auch der Adel sich bemühte, durch geistige Bildung seine Nützlichkeit zu Staatsämtern auszuweisen, und da ihm reichliche Mittel für diesen Zweck zu Gebote standen, ist es nicht auffällig, daß eine verhältnißmäßig größere Zahl von Staatsbedienten aus seinem Schooße hervorging.

Uebrigens stand ja damals der Adel nach Sitte und Lebensweise dem Fürsten weit näher als jetzt; deshalb ist es gar nicht zu bewundern, wenn dieser aus seiner Mitte die ihm näher stehenden höheren Diener wählte, sobald sich geeignete Persönlichkeiten unter ihm fanden. Es war politisch, auf diese Weise den Adel zu berücksichtigen und an die Person des Fürsten zu fesseln, um die in ihm wohnende Kraft nützlich für den Staat zu machen und jene Auswüchse derselben zu tilgen, durch welche das Gemeinwesen von Friedrich I. an bis in die Zeiten der Joachim's gelitten hatte. Keinesweges aber litt er, daß der Adel in seine ehemaligen Ausschweifungen verfiel. Er bestrafte jeden Fehder, auch wenn ihm sonst kein Vergehen weiter vorgeworfen werden konnte, ohne alle Gnade mit dem Schwerdte; ja sogar den Wittwiffern wurde dieselbe Strafe angedroht, den Anzeigern dagegen erhebliche Belohnung versprochen. Wenn also der Kurfürst auf diese Weise den Adel vom Mißbrauche seiner Gewalt abhielt, so war es andererseits auch billig, daß er ihm, dem Träger so vieles Großartigen und Schönen im germanischen Leben, Gelegenheit bot, seine Kraft zur Befriedigung des eingebornen und nie ganz erloschenen Ehrgefühls und zur Förderung des Staatswohles anzuwenden. Der Kurfürst folgte hier einem Prinzip, durch welches im folgenden Jahrhundert andere staatskluge Regierungen, zur Erhöhung selbstständiger Fürstenmacht, den Adel durch Hof- und Staatsbedienungen an das Interesse der Krone fesselten, um auf diese Art die Centralisation der sämmtlichen Staatskräfte in demselben zu bewerkstelligen.

Johann Georg genoss das hohe Glück, ein kräftiges und in jeder Beziehung gesegnetes Alter zu erreichen. Er hatte die Freude, nicht nur eine Schaar von Enkeln, sondern sogar einen Urenkel, den spätern Kurfürsten Georg Wilhelm auf seinen Armen zu wiegen. Da er sich aus seinen drei Ehen der erheblichen Zahl von dreißig Kindern erfreute, so bot der fürstliche Greis das wahre Bild eines patriarchalischen Familienhauptes. Von seinen Lieben beweint und aufrichtig betrauert von seinen Unterthanen, über die er durch seine umsichtige Regierung reichen Segen ausgegossen hatte, starb er im dreißigsten Jahre seines thätigen Lebens.

### Joachim Friedrich, 1598 — 1608.

Joachim Friedrich, Johann Georg's einziger Sohn aus erster Ehe, als neugebornes Kind so schwach, daß er nur durch Säuer von Malvaflor erhalten werden konnte, folgte seinem Vater in der Kurwürde, und ward der Stammhalter des königlichen Geschlechtes der Hohenzollern. Schon gereiften Alters (denn er war im Jahre 1546 geboren), und durch zweiunddreißigjährige Verwaltung des Erzstiftes Magdeburg in Regierungsgeschäfte praktisch eingeweiht, war er ganz geeignet, der Mark Brandenburg den Verlust eines so löblichen Fürsten wie Johann Georg zu ersetzen. Die Liebe seiner Magdeburgischen Unterthanen hatte er in dem Grade gewonnen, daß diese ihm nach seinem durch Vertrag bedungenen Abgange, ebenfalls einen Prinzen aus brandenburgischem Stamme zum Nachfolger gaben.

Obgleich Johann Georg seine Staaten in dem blühendsten Zustande hinterlassen hatte, so war die Stellung des neuen Gebieters in der Mark Brandenburg doch keinesweges ganz sorgenfrei. Einerseits häufte sich zusehends der Stoff zu gewaltigen Bewegungen in Deutschland, denn an der Spitze des Reiches stand der seinem edlen Vater so ganz unähnliche Rudolph II., von Charakter zwar kein tyrannischer Fürst, allein ein blinder Vollstrecker auch der unbulbsamsten Gebote seiner Kirche, ein Jüdling der Jesuiten, und durch sie für jegliche Maßregel zu bestimmen.

Wenn auch für den Augenblick der heldenmüthige König Heinrich als Sieger über die katholische Liga dastand, und das stolze Spanien an selbst geschlagenen Wunden verblutend darniederlag; wenn auch Moriz von Oranien durch sein Schwert sowie durch seinen richtigen politischen Takt den unerböthlichen Eiferer für unumschränkte Herrschaft in Staat und Kirche in Schach hielt: so beruhete dieser Schutz doch mehr auf ihrer Person, als auf den Staaten, welche sie leiteten. Sie waren sterbliche Wesen, und die Geschichte ihrer Vorgänger so wie ihre eigene zeigte, daß der Fanatismus jedes Mittel zu ihrem Verderben für erlaubt hielt. In Aachen und Köln hatte die katholische Partei gezeigt, mit welcher Energie sie die Interessen ihrer Kirche so wie ihr politisches

Uebergewicht zu fördern verstand; auch an andern Orten im Reiche fehlte es nicht an Versuchen, unter dem Schein des Rechtes, ja selbst gegen alles Recht, die Anhänger des Protestantismus zu unterdrücken.

Schon hatte Ferdinand von Steiermark mit seinem Freunde und Jugend-Genossen Maximilian von Baiern ihre Antireform in den von ihnen beherrschten Landen begonnen, und während die evangelischen Fürsten ihren katholischen Unterthanen in Deutschland meistens freie Gewähr ließen, ward von jenen mit aller Gewalt die verhasste Lehre unterdrückt, und der weithin ausgebreiteten österreichischen Herrschaft ein ähnliches Schicksal in Aussicht gestellt.

Alein Joachim Friedrich fühlte sich auch schon in der Gegenwart von schweren Sorgen gebrückt. Sein Vater hatte, aus Zärtlichkeit für die dritte Gemahlin und ihre Söhne, durch ein Testament das ehemalige Gebiet seines Oheims, die Neumark, als ein besonderes Fürstenthum von der übrigen Erbschaft gesondert. Joachim Friedrich, aus der ganz richtigen Ansicht, daß des Gesamtlandes Wohl durch eine solche Zerstückelung leiden würde, hatte durch seinen Kanzler verkündet, daß er niemals in die Abtretung der Neumark an irgend ein Mitglied der Familie willigen würde. Die Stände ihrerseits erklärten sich mit ziemlicher Gleichgültigkeit über diesen Streit, denn sie mochten wohl noch im Andenken haben, wie wohl sie sich unter der gesonderten Regierung des Markgrafen Johann befunden hatten, und der Gedanke an einen mächtigen Gesamtstaat konnte natürlich zu jener Zeit in ihnen noch nicht erwachen. Sie erklärten, es würde ihnen lieb sein, wenn Markgraf Georg Friedrich von Franken, der vormundschaftliche Regent des Herzogthums Preußen, zum Schiedsrichter in diesen Streitigkeiten angenommen würde.

Hart beschwerte sich der Kurfürst bei dem Kaiser Rudolph II., daß er einem für seine Rechte so nachtheiligen Testamente die kaiserliche Bestätigung ertheilt habe; jedoch suchte dieser diesen Akt seiner oberherrlichen Macht als ganz unverfänglich darzustellen, indem er auf die Klage erwiederte, es seien in der Bestätigung ausdrücklich die Worte: „Jedermann an seinen Rechten unbeschadet“ hinzugefügt; freilich eine sonderbare Entschuldigun für einen Fürsten, der oberster Hort und Schirmvogt des Gesetzes im Reiche sein sollte, und wie ein unredlicher Advokat durch dunkle Ausdrücke das Recht in ein zweideutiges Licht gestellt hatte.

Zum Glück für den Frieden des Landes befand sich der als Vermittler empfohlene und angenommene Markgraf Georg Friedrich in der Lage, eine friedliche Ausgleichung des Streites herbeizuführen. Er war der letzte Nachkomme der durch Albrecht Achilles Hausordnung in den fränkischen Herrschaften eingesetzten Markgrafen, und stellte die Fürstenthümer Anspach und Baireuth nach seinem Abgange als Ausgleichungsmittel für die Kinder der dritten Gemahlin des verstorbenen Kurfürsten zur Verfügung. Durch die Uebereinkunft beider regierenden Herren wurde, da der Kaiser ihnen in seiner Erklärung freie Hand gelassen hatte, zu Oera ein Vergleich geschlossen (1598), nach welchem

den beiden ältesten Stiefbrüdern des Kurfürsten jene fränkischen Fürstenthümer zugesprochen wurden. Der Hauptinhalt dieses Vergleichs, durch den das oben erwähnte Familiengesetz für die Zukunft genauer bestimmt und geregelt wurde, war etwa folgender: „Die ganze Mark Brandenburg bleibt ungetheilt bei dem jedesmaligen Kurfürsten. Die Fürstenthümer in Franken fallen nach des Markgrafen Tode an die beiden ältesten Stiefbrüder des Kurfürsten. Das Herzogthum Jägerndorf, welches der Vater des Markgrafen Georg Friedrich für 59,800 ungarische Gulden gekauft und durch ein eigenes Testament Joachim Friedrich vermacht hatte, verbleibt demselben zu freier Verfügung, Preußen dagegen wird nach seinem Anfall mit der Mark Brandenburg vereinigt. Alle Prinzen unter achtzehn Jahren werden von dem Kurfürsten erzogen, und erhalten nach Vollendung des achtzehnten Jahres jährlich 6000 Thaler, im Falle sie nicht durch Stifter versorgt sind. Jeder Prinz, der Güter hat, ernährt seine Kinder selbst“.

In Folge dieses Vergleiches sahen die beiden regierenden Fürsten die Sache für erledigt an. Joachim Friedrich herrschte in der Neumark ebenso wie in der Kurmark, und bestimmte über das Herzogthum Jägerndorf zu Gunsten seines jüngern Sohnes Johann Georg. Die Stiefbrüder dagegen, besonders Markgraf Christian, der älteste, welcher sogar die Stände der Neumark zum Widerstande gegen das von den Fürsten getroffene Abkommen aufforderte, erhoben offenen Widerspruch gegen den Vergleich von Wera. Nicht minder suchte er auch am kaiserlichen Hofe Einspruch zu erwirken, von welchem aus aber nichts weiter geschah, als daß Rudolph die Bestätigung in Betreff des Herzogthums Jägerndorf zwar nicht versagte, aber auch nicht ertheilte, ein Umstand, der später zu vielen Verhandlungen führte, und zuletzt sogar blutige Kriege veranlaßte.

Der Tod des Markgrafen Georg Friedrich endete den langwierigen und ärgerlichen Streit (1605). Auch Markgraf Christian gab sich bei dem wirklichen Eintritt der Erbschaft zufrieden; er erhielt Baireuth, und wurde Stammvater der Linie, welche im Jahre 1768 erlosch. Seinem Bruder Joachim Ernst fiel Anspach zu, dessen letzter Fürst seine Länder im Jahre 1792 für ein Jahrgehalt an das königreich Preußen abtrat.

Joachim Friedrich war, wie sein Vater, ein haushälterischer Fürst, und dennoch sehen wir, daß er mit den Einkünften nicht ausreichte, um die Bedürfnisse der Regierung zu decken. Die Verhältnisse hatten sich im Laufe der Zeit wesentlich geändert; der Regierung, welche immer mehr und mehr die Pflicht in sich fühlte, der Entwicklung des Landes auf allen Seiten nachzuhelfen, fiel so manche Ausgabe zur Last, von welcher die frühere Zeit, wo es nur auf die Deckung der persönlichen Ausgaben des Fürsten ankam, gar keine Ahnung hatte. Daher wurde es von Zeit zu Zeit nöthig, die Stände um Bewilligung außerordentlicher Beiträge anzufragen, um die finanziellen Verhältnisse wieder zu regeln. Dies geschah auch in den ersten Jahren des Kurfürsten Joachim Friedrich, doch hören wir diesmal nicht von Klagen und Einwürfen, ein sicheres

Zeichen, daß die Billigkeit einer solchen Unterstützung des Landesherren als unumgängliches Erforderniß des Gemeinwohls angesehen wurde.

Joachim Friedrich bedurfte dieser Geldunterstützungen um so mehr, da jetzt der Augenblick immer näher kam, wo die Mitbelehnung Joachim's II. in Betreff des Herzogthums Preußen für das Kurhaus praktische Folgen haben sollte. Nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich hatte nämlich keiner ein näheres Recht auf die Vormundschaft des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich, als der Kurfürst von Brandenburg; denn abgesehen von dem Anfall des Herzogthums nach dem Erlöschen des dortigen Mannsstammes hatte auch sein ältester Sohn, der Kurprinz Johann Sigismund eine Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich zur Ehe, ja er selbst hatte sich nach dem Tode seiner Gemahlin mit einer jüngeren Schwester seiner Schwiegertochter vermählt. Der Kurfürst verlangte daher vom Könige von Polen die eventuelle Belehnung mit Preußen, so wie seine Einwilligung zur Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung. Jedoch waren die polnischen Stände damit nicht einverstanden. Abgeneigt gegen alle gewaltsamen Maßregeln, suchte Joachim Friedrich durch Unterhandlung zum Ziel zu gelangen, und erreichte auch in der That wenigstens so viel, daß ihm die vormundschaftliche Regierung des Herzogthums überlassen wurde. Deshalb reiste er 1605 nach Preußen, allein seine Bemühung, auch das Lehnsverhältniß vollkommen zu regeln, blieben fruchtlos.

Seine vielverschlungene Verwandtschaft aber mit dem Herzoge Albrecht Friedrich stellte für das Kurhaus andere wichtige Erwerbungen in Aussicht. Nämlich seine so wie seines Sohnes Schwiegermutter war die älteste Schwester des Herzogs von Kleve, und wie man von brandenburgischer Seite unbedingt annahm, eventuelle Erbin des Herzogs. Allein die Parteien standen damals in Deutschland zu schroff einander gegenüber, als daß man auf die Geltung des bloßen Rechtes hätte vertrauen können; überdies gab es auch noch manchen anderen Bewerber um die reiche Hinterlassenschaft. Mit einem derselben, dem Kurhause Pfalz, suchte man durch Verabredung einer Ehe gültliches Abkommen zu vermitteln; gegen eifersüchtigen Widerspruch von Seiten der katholischen Partei sollte ein Bündniß mit den Generalstaaten dienen, welche jedenfalls einem Protestanten die Erbfolge in dem wichtigen Nachbarlande zu sichern bereit waren.

In kirchlichen Angelegenheiten folgte Joachim Friedrich ganz und gar der streng lutherischen Richtung seines Vaters. Da noch immer in der Mark über manche Reste katholischer Gebräuche, welche man in den damaligen leidenschaftlichen Controversen mit dem Schimpfworte Affen- und Pfaffenwerk bezeichnete, geklagt wurde, so gab der Kurfürst sogleich nach der Regierungsübernahme zwei Räthen und sieben Theologen den Befehl, zu untersuchen, was noch in Cultusangelegenheiten zu bessern wäre. Ihr Bericht zeigt, daß man viel vom Alten beibehalten hatte, denn auf ihren Vorschlag wurden die Marien-, Apostel- und Heiligensfeste um 54 vermindert, die Prozessionen, das Schlagen

des Kreuzes bei der Consecrirung des Abendmahls, die sogenannte Elevation der Hostie, die Vorstellung des heiligen Abendmahls und das Fußwaschen am grünen Donnerstage ganz abgeschafft, und der Exorcismus oder die Beschwörungsformel bei der Taufe gemildert.

Damit diese Aenderungen auch in der That eintreten, wurde für das Jahr 1600 eine neue große Kirchenvisitation angeordnet, und der Commission eingeschärft, auf die strenge Ausführung der Eintrachtsformel zu halten, denn Joachim Friedrich hatte auch seines Vaters Vorurtheil gegen die Calvinisten geerbt, und war zu einer Einigung mit ihnen eben so wenig als jener geneigt. Aus diesem Grunde wurde auch bei der Erziehung der Prinzen ganz besonders auf die Reinheit ihrer religiösen Vorstellungen nach Maßgabe des Lutherthums gehalten; ja man forderte von dem Kurprinzen Johann Sigismund einen besondern Revers, daß er sich von keiner der jetzt herrschenden Sekten irre machen lassen, sondern den lutherischen Lehrbegriff treu annehmen und erhalten sollte. Allein dieser unbesonnene Eifer hatte, wie dies häufig durch schlagende Beispiele in der Geschichte bestätigt wird, gerade das Gegentheil zur Folge, er erfüllte das Herz des jungen Fürsten mit Widerwillen gegen die Diener einer Lehre, denen kein Mittel zu schlimm war, um ihre Gegner zu kränken und zu verletzern.

Wohlthätiger als diese Maßregeln zur Reinigung des kirchlichen Lehrbegriffs, welche dem Protestantismus mehr schaden, als selbst die Künste der Jesuiten, war die Sorge Joachim Friedrich's für die Verbesserung des Schulwesens. Um die Gelegenheit zu höherer Schulausbildung zu erweitern, gründete er eine neue Fürstenschule in der Nähe von Grimnitz, wo er sich zu Anfang seiner Regierung ein Jagdschloß, Namens Joachimsthal, erbaut hatte. Dieser Anstalt, dem Orte nach Joachimsthalsches Gymnasium genannt, schenkte er die Einkünfte des Dom-Capitels zu Berlin, das Kloster Seehausen in der Uckermark und mehrere andere beträchtliche Güter. Hierfür sollten 120 junge Leute adeliger und bürgerlicher Abkunft unentgeltlich erzogen und unterrichtet werden (1607).

An die Spitze dieser Anstalt, der ersten dieser Art in protestantischen Landen, wurde ein ausgezeichnete Gelehrter, Johann Bumann, gestellt, unter dessen Leitung sie auch bald ein hohes Ansehen erlangte.

Die Fürsten aus dem hohenzollernschen Hause hatten insgesammt große Sorgfalt auf die Verwaltung der Landesangelegenheiten verwendet; auch haben wir ja gesehen, wie sich Joachim II. bemühte, durch bestimmte Instruktionen für seine Rätthe schnellere Erledigung der öffentlichen Geschäfte zu erzielen; allein man hatte im sechzehnten Jahrhundert noch keine rechte Vorstellung von einer zweckmäßigen Centralisation der Regierung. Der Fürst in Person führte die Aufsicht über die verschiedenen Geschäftskreise, welche bei den vielfach verschlungenen politischen Verhältnissen der Zeit zu verwickelt waren, als daß sie der Fürst in ihrer Gesamtheit übersehen konnte. Der nahestehende Anfall des Herzogthums Preußen, die Aussicht auf die jülichche Erbschaft, die Ansprüche

seines Sohnes Johann Georg als postulirter Bischof von Straßburg und in Betreff des Herzogthums Jägerndorf erweiterten gar sehr das Gebiet der laufenden Regierungsgeschäfte, und bedingten eine sorgfältige Erwägung im Kreise geprüfter Staatsmänner. Uebrigens hatte sich Joachim Friedrich bei seiner langjährigen Verwaltung des Erzstiftes Magdeburg, als Haupt des Domkapitels, an einen kollegialischen Regierungsbeistand gewöhnt; daher suchte er auch in seiner Stellung als Kurfürst von Brandenburg eine ähnliche Erleichterung für die Regierungsthätigkeit.

Zu diesem Zweck gründete er eine kollegialische Behörde für sämtliche Regierungs-Angelegenheiten unter dem Namen des Geheimen Rathes, welcher sämtliche Staatsgeschäfte in Bezug auf innere und auswärtige Verhältnisse, so wie das damals freilich noch sehr wenig bedeutende Kriegswesen untergeben waren. Dagegen blieben die Religions-, Justiz-, Unterrichts- und Landtags-Angelegenheiten, außer wenn es sich um Prinzipienfragen handelte, von dem Wirkungskreise der neuen Centralbehörde getrennt.

Was die Geschäftsordnung betrifft, so sollte Stimmenmehrheit entscheiden, obgleich in der Geheimerathsordnung empfohlen war, eher die Stimmen zu wägen als zu zählen; jedenfalls blieb es für die Einzelnen erlaubt, ihre abweichenden Voten zu Protokoll zu geben. Der Fürst behielt sich vor, die Aufsicht über das, was die einzelnen Räte bearbeiten sollten, zu führen, oder ließ sich in dieser Function durch seinen Kanzler vertreten. Auf Letzterem ruhte eigentlich die ganze Last der Regierung, denn an ihn gingen die Berichte aus den verschiedenen Geschäftskreisen, um durch seinen Vortrag beim Fürsten zur Erledigung zu kommen. Von einer kollegialischen Betreibung der Geschäfte war noch keine Rede, auch waren die verschiedenen Geschäfte so wenig gesondert, daß z. B. dieselben kurfürstlichen Räte in der Kammer, d. h. in der Finanz-Verwaltung und im Kammergericht, zur Erledigung wichtiger Streitsachen beschäftigt wurden. Ja die meisten der Geheimen-Räte hatten nur die Verpflichtung, dann zu erscheinen, wenn der Kurfürst ihre Gegenwart ausdrücklich verlangte, und nur in ganz besonderen Fällen, namentlich aber während der Abwesenheit des Landesherrn, traten sie unter dem Vorsitz eines eigens dazu ernannten Statthalters in der Residenz als Regentenschafts-Collegium zusammen.

Schon seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatten sich die Regierungen der größeren Staaten aus den unbequemen Formen des alten Feudalsystems emporgearbeitet; überall konzentrirte sich die Macht in der Hand der Fürsten, wodurch es dann nothwendig wurde, daß sie die Zahl ihrer Beamten vermehrten, und ein lebhafteres Zusammenwirken unter ihnen veranlaßten. Durch die Reformation waren in Deutschland die größeren Reichsstände, faktisch wenigstens, in die Reihe der selbstständigen Staaten getreten, und ahmten daher den größeren in ihren Einrichtungen nach. Vor Allem war dies für Brandenburg <sup>U.</sup>thwendig, welches durch die Unrechte und Anwartschaften auf so bedeutende <sup>Herz.</sup> Herrschaften einer durchaus geregelten Verwaltung bedurfte.



Zehn Jahre hatte Joachim Friedrich mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit die Angelegenheiten des Kurfürstenthums geleitet, als der Tod seiner segensreichen Regierung zum allgemeinen Bedauern seiner Unterthanen ganz unerwartet ein Ende machte. Allerdings war er in seiner frühesten Jugend ein äußerst schwächliches Kind gewesen, doch hatte er durch Mäßigkeit und Ordnung den Mangel an physischen Kräften mit so vielem Erfolge ausgeglichen, daß er ein Alter von 63 Jahren erreichte. Er starb in der Mitte des Jahres 1608.

Ohne Zweifel gehört Joachim Friedrich zu den ausgezeichneteren Mitgliedern seines erlauchten und hochbegabten Hauses. Gleich seinen Vorgängern hatte er eine sorgfältige, man kann wohl sagen, gelehrte Bildung erhalten, ohne daß er, wie es andern Fürsten seiner Zeit ging, dadurch seinem durchaus praktischen Berufe entfremdet wurde. Der berühmte Thomas Hübner war sein Lehrer gewesen; allein die Gunst der Umstände hatte ihm neben seinen gelehrten Beschäftigungen schon früh volle Gelegenheit gegeben, praktische Studien zum Behufe der Regierung eines ausgedehnten Landes zu machen. Schon als Kind waren ihm die Bisthümer Havelberg und Lebus, als Jüngling das Erzstift Magdeburg zugefallen. Diese Verhältnisse boten ihm eine vielfache Gelegenheit, alle Einzelheiten der Verwaltung genau kennen zu lernen, und in den schweren Beruf eines Herrschers nach allen Seiten hin einzudringen. Seine erfolgreiche Regierung des Kurfürstenthums zu einer Zeit, wo die Sorge für die Zukunft so viele Umsicht verlangte, bezeugt, wie eifrig diese Vorstufe von ihm benutzt worden war.

Wie schon erwähnt worden, war Joachim Friedrich zweimal vermählt, indem er noch im achtundfunfzigsten Jahre die Markgräfin Eleonore, Tochter Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, die jüngere Schwester seiner Schwieger-Tochter heirathete. Diese Ehe währte nur kurze Zeit; die erste dagegen hatte ihm ein dauerndes Glück geboten. Katharina, Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin, war fast in jeder Beziehung das Ebenbild ihres ehrenwerthen Vaters. Freilich, wie er, etwas heftigen Temperamentes, besaß sie auch in vollem Maße alle seine lobenswerthen Seiten. Gleich diesem würdigen Fürsten fromm, ohne Schwärmerei und Trachten nach äußerem Schein, war sie eine eifrige Anhängerin Luthers und seiner Lehre; allein ihre Religiosität bethätigte sich auch auf die allerpraktischste Weise in der That durch reichliche Werke der christlichen Liebe. Arme, Kranke und Kindbetterinnen besuchte sie persönlich, um durch Zuspruch und Hülfe ihre Noth zu lindern. Die von ihr angelegte und reich ausgestattete Hofapotheke stand allen Bedürftigen offen, und alle milden Stiftungen waren sicher, von ihrer Seite reichliche Unterstützung zu finden. Dabei hatte sie auch das Verdienst, sich selbst die Quellen zu so segensreichen Werken der Liebe eröffnen zu können. Sie verstand sich, gleich ihrem Vater, gar trefflich auf Oekonomie. In der kölnischen Vorstadt hielt sie eine Meierei, und ließ von hier aus auf ihre Rechnung Milch nach der Stadt verkaufen. Der Mollenmarkt in Berlin, welcher die Stelle, wo sie ihre landwirthschaftlichen

**Einrichtungen** getroffen hatte, bezeichnet, trägt hiervon seinen Namen. Joachim Friedrich theilte diese segensreiche praktische Gesinnung; auch er liebte einfaches und thätiges Leben, und suchte nebst seiner Gemahlin ein löbliches Beispiel edler Sitteneinfalt seinen Unterthanen zu geben, welchen damals der Gang zu schwelgerischen Festen, wie wir wissen, keinesweges mangelte. Der Kurfürst bemühte sich, diesem verderblichen Gange durch scharfe Verordnungen entgegen zu arbeiten.

Diese Bemühungen blieben freilich erfolglos, wie alle derartigen verhin-dernden Bestimmungen, welche stets umgangen werden können. Die Schuld davon trägt wohl hauptsächlich der niedrige Standpunkt der Cultur, auf welchem sich damals, im Vergleich zu andern Gegenden Deutschlands, die Mark Brandenburg befand. Da der Geschmack für feinere Genüsse noch gänzlich ihren Bewohnern abging, so blieb nur die materielle Seite des Lebens übrig, und reicher Auspuz mit übel verwendeten edlen Stoffen so wie Ueberfüllung an Essen und Trinken waren das Einzige, in welchem man Befriedigung des Lebens suchte.

### **Johann Sigismund, 1608—1619.**

Johann Sigismund, Joachim Friedrichs ältester Sohn, welcher schon im Vercasischen Vergleich als Kurprinz bezeichnet worden war, folgte nun in dem Kurfürstenthum. Obgleich er sich weder durch Talent noch Charakter über seine Vorgänger erhob, so wurde doch seine Regierung für die Entwicklung des brandenburgischen Staates unendlich wichtig, da zwei bedeutende Ländermassen, das Herzogthum Preußen und ein bedeutender Theil der Jülich'schen Erbschaft, während derselben an das Haus Hohenzollern kamen.

Sein Vater hatte mit Sorgfalt über seine Erziehung gewacht, und nicht nur für seine wissenschaftliche Ausbildung gesorgt, indem er ihn auf die hohe Schule zu Straßburg sendete, sondern ihn auch zeitig mit den Regierungs-Geschäften bekannt gemacht; namentlich hatte er sich in Preußen längere Zeit aufgehalten, und seit der Regierungsübernahme seines Vaters diesen großentheils in Bezug auf die vormundschaftlichen Regierungsgeschäfte daselbst vertreten. Unter diesen Verhältnissen war er, wie dies seine eigene Herrschaft später bewies, zu Festigkeit und richtigem Sinn gelangt, doch ließ er sich mitunter durch die Hitze seines Temperamentes zu sehr beherrschen.

Johann Sigismund begann seine Regierung unter bedenklichen Umständen, sowohl für Deutschland im Allgemeinen als auch ganz besonders für das Haus Brandenburg, welches bei den vielfach verschlungenen religiösen Verhältnissen in Betreff seiner Successionsrechte für die Jülich'schen Länder große Besorgniß hegen mußte.

Der Augsburger Religionsfrieden hatte den Streit beider Parteien nicht schließlich beendet; er war eine den Katholiken abgedrängte Concession; aber

auch die Protestanten sahen ihn nicht als vollkommen fesselndes Band an, da sie die Verbindlichkeit des geistlichen Vorbehaltes für sich durchaus leugneten. So war denn dieser Friede in Deutschland nur ein Waffenstillstand, welchen jeder Theil nicht länger zu halten gedachte, als er für ihn zuträglich erschien. Beide suchten sich daher so viel als möglich während der Waffenruhe zu verstärken und den günstigen Augenblick abzuwarten, um den Gegner enger einzuschränken, oder womöglich ganz und gar zu unterdrücken. In Deutschland hatte sich der Protestantismus nach dem Religionsfrieden rasch über alle Theile hin verbreitet; nicht nur der Norden bekannte sich fast ganz für ihn, auch im Süden behauptete er das Uebergewicht, besonders durch die eifrige Theilnahme der reichsfreien Städte, selbst in den österreichischen Ländern hatte sich ein großer Theil der Stände so wie der Unterthanen der neuen Lehre zugewendet. Allein gerade diese Fortschritte der Protestanten hatten die Gegner zur Anspannung aller Kräfte angetrieben, während jene die ihrigen zu sammeln versäumten.

In den meisten übrigen Staaten Europa's hatte ebenfalls der Protestantismus die politischen Verhältnisse wesentlich umgestaltet. Frankreich schien unter dem Scepter Heinrich IV. beruhigt, die Stellung der Protestanten gesichert, und doch hatte ihr Haupt den Frieden nur durch Anerkennung der katholischen Religion nach persönlichem Uebertritt erringen können. Die Hugenotten waren so fern davon, durch den Triumph des Hauses Bourbon ihre Stellung gesichert zu sehen, daß sie vielmehr sich feste Plätze und das Recht eigener Bewaffnung zum Schutze ihrer freien Religionsübung ausbedungen. Natürlich, denn wie groß auch immer ihr Vertrauen auf den glorreichen Sieger von Ivry sein mochte, wer konnte für die Zukunft, für seine Nachfolger einstehen?

Dänemark und Schweden waren ausschließlich protestantisch, schienen jedoch außer Stande, für ihre Glaubensbrüder nachdrücklich aufzutreten; England, ob schon mit dem durchaus protestantischen Schottland verbunden, hatte so viel in seinem Innern zu ordnen, und war mit seiner religiösen und politischen Entwicklung so vollständig in Anspruch genommen, daß es, namentlich unter der Leitung des thatunkräftigen Jakob, nur ein geringes Gewicht in die Schale der politischen Verhältnisse Europa's legen konnte.

Spanien blieb auch nach dem Tode des ebenso fanatischen als Charakterfesten Philipp II. die einzige nach außen furchtbar erscheinende Macht. Hier war kein Zögern, kein Schwanken; hier herrschte unbedingt der Absolutismus in Bezug auf Religion und Staat; zur Bethätigung dafür, daß man ganz wollte, was einmal beschlossen, mußten selbst die friedlichen, durch ihren Gewerbleiß so nützlichen Morisko's den katholisch-christlichen Boden verlassen. Wie nachtheilig auch immerhin für die Zukunft dieses starre Festhalten an dem alten, seinem Untergang nahenden Systeme wirken mußte, wie fühlbar sich schon die Alterschwäche herausstellte, so war wenigstens die vorhandene Kraft unzerstückelt, stets zum Kampfe und zur Unterdrückung des Protestantismus gerüstet. Auch die sieben Provinzen, denen es gelungen war, sich von dem mächtigen

Herrscher Loszureißen, blieben selbst noch schwer bedroht, oder schienen wenigstens nicht geeignet, nach außen hin wirksamen Beistand zu leisten.

An der Spitze Deutschlands aber stand ebenfalls das Haus Habsburg in seiner jüngeren Linie, dem Rechte nach mit großem Einfluß; wenn auch für den Augenblick durch das Umsichgreifen des Protestantismus vielfach beschränkt, doch wegen der doppelten Verbindung durch Verwandtschaft und religiöse Interessen des thätigsten Beistandes von dem Hauptstamme sicher, und dadurch gefährlich genug für jeden Gegner, sobald ein fähigeres Haupt als Kaiser Rudolph II. an die Spitze trat.

Uebrigens war es nicht die Macht der Kronen, auf die man damals katholischer Seite die sicherste Hoffnung gründete, sondern vielmehr die der Intrigue und der im Verborgenen wirkenden Propaganda. Für diese hatte sich eine furchtbare Miliz in dem Orden der Jesuiten gebildet, welche von Rom aus mit glänzendem Erfolg angewendet wurde, um die Fortschritte der neuen Lehre zu hemmen, eine Aufgabe, die ihnen um so leichter gelang, da sie, wie behauptet ward, jedes beliebige Aeußere, selbst das von protestantischen Geistlichen und Reichswätern lutherischer Fürsten annehmen durften, wenn sie auf diese Weise den Vortheil ihres heiligen Glaubens fördern konnten. Durch sie erlitt der Protestantismus seine schwersten Niederlagen; durch sie wurde die Einheit in ihm untergraben, die Spaltung unter seinen Anhängern gefördert, der Haß zwischen den Anhängern der verschiedenen Bekenntnisse bis zum Fanatismus gesteigert. Ihnen gelang es, die Gegner so weit zu bringen, daß sie eine Verbindung mit den Glaubensverwandten oft für verderblicher erachteten, als die mit den Papisten. So war die Niederlage der Evangelischen vorbereitet; während sie noch auf ihre Uebermacht trogen zu können wähnten. Treu dem listigen Grundsatz: man muß die moralische Kraft des Gegners untergraben und ihn dann vernichten, suchten die Jesuiten den Kern des Protestantismus zu verfälschen, um ihn dann desto sicherer zu Grunde zu richten. So wenigstens erscheint ihre damalige Wirksamkeit.

Dieser geschäftige Orden ersetzte der katholischen Partei in Deutschland, dem Hauptstüze der wahren Idee der Reformation, den Mangel an einem kraftvollen und thätigen Oberhaupt. Kaiser Rudolph II. war ein Fürst ohne Talent, ohne Charakter, ja ohne irgend entschiedenen Willen. Gleichgültig gegen Alles, was den Herrscher, ja was den seiner höheren Natur bewußten Menschen erregen kann, hatte er nur eine Liebhaberei, nämlich die seiner Zeit in ihren größten Erscheinungen sogar eigenthümliche Neigung für die Astrologie. Mit dem berühmten Tycho de Brahe, dessen wissenschaftliche Forschungen ihm freilich gleichgültig waren, den er aber als Diener seiner mystischen Berechnungen ehrte, verbrachte er die der Regierung seiner weitläufigen und bunt zusammengesetzten Staaten schulbige Zeit in leeren Träumereien.

Dessenungeachtet verstanden es die Jesuiten, selbst diesen schwachsinrigen Herrn für die Förderung der katholisch-kirchlichen Interessen zu einem mitunter

recht brauchbaren Werkzeug zu machen. Sie vornehmlich waren ja die fürstlichen Reichsväter, oder hatten diese in ihrer Gewalt; und was ihm von dieser Seite vorgeschrieben wurde, das gelangte meistens auch zur Ausführung, denn er gab sich in seiner Willfährigkeit zur Anwendung jeglichen Mittels her.

Andererseits fehlte es der katholischen Partei nicht an thatkräftigen Häuptern, wenn auch nur zweiten Ranges, für die Leitung ihrer gemeinsamen Interessen. Vor Allen trat Herzog Maximilian von Baiern und mit ihm sein hochgeborener Freund und Erziehungsgenosse in dem Jesuitencollegium von Ingolstadt, Ferdinand von Gräß oder von Steiermark, den die Vorsehung zu glänzendem Geschick bestimmt hatte, hervor. Erzherzog Ferdinand wagte — woran der Kaiser nebst allen seinen Räten trotz ihrer vielfachen Mittel verzweifelte — eine gewaltsame Gegenrevolution in seinen Erblanden. Kaum hatte er die Regierung übernommen, so hob er, treu dem Gelöbniß an die heilige Jungfrau Maria von Loretto, „seiner Generalissima“, die von seinem Vater den Ständen gewährte Religionsbuldung, als nur persönliche Zusage, auf, und schärfte sogar die Auswanderungsverbote bis zur Todesstrafe (1598).

Nicht überall wagten die katholischen Reichsstände dieses energische Benehmen nachzuahmen, doch fehlte es hier und da nicht an nur zu wohl gelungenen Versuchen. Vorzüglich hatte es die fanatisch-katholische Partei auf die Reichsstädte abgesehen. In demselben Jahre, wo Ferdinand von Steiermark so kühn und erfolgreich seine Pläne durchsetzte, erfuhr die alte, berühmte Stadt Aachen ein gleiches Schicksal. Recht und Unrecht lagen hier nahe bei einander. Aachen, ursprünglich überwiegend katholisch, hatte durch niederländische Flüchtlinge so viel an protestantischen Elementen gewonnen, daß bald beide Parteien sich gegenseitig die Waage hielten. Ja in den ersten Tagen der Regierung Rudolphs II. hatten die Evangelischen das Uebergewicht erhalten, und sich der Verwaltung in der Stadt bemächtigt. Vergebens bemühten sich die einflußreichsten protestantischen Reichsstände, um die Einmischung der Spanier zu verhindern, einen gütlichen Austrag zu vermitteln, denn nun zeigte es sich plötzlich, daß unter Kaiser Ferdinand I. nach dem Religionsfrieden ein geheimer Vertrag mit den katholischen Reichsstädten geschlossen worden war, demzufolge man jetzt kaiserlicher Seits verfuhr und sofort militärische Execution verhängte. Die Bürgerschaft jedoch, ein Zeichen, daß die evangelische Bevölkerung der überwiegende Theil war, verjagte die zusammengezogenen Kriegsvölker. Auf einen wahrhaften Rechtsgrund konnte sich daher keine von beiden Parteien stützen.

Gegen dreißig Jahr waren die Evangelischen in Besiz der städtischen Verwaltung geblieben, bis endlich 1598 die Reichsacht vom Kaiser wiederholt und den katholischen Nachbarn der Stadt die Execution aufgetragen wurde. Dabei hatte es nicht einmal sein Bewenden, sondern spanische Truppen, unter dem Titel einer burgundischen Reichshülfe, brachten die Sache zu einer für die Feinde der Protestanten glücklichen Entscheidung. Zwar behielt die Stadt ihre

Reichsfreiheit, doch wurde der katholische Rath unbedingt in seine Gewalt wieder eingesetzt.

Noch gewaltfamer, und allen bisherigen Rechtsgrundsätzen zuwider, verfuhr man bald darauf in Donauwörth. Hier handelte es sich um eine ohne alle Frage überwiegend protestantische Stadt, welche ihr freilich trauriges aber in der Natur der Dinge begründetes, so wie durch den Religionsfrieden feststehendes Recht angewendet hatte, die geringe katholische Minderheit von dem öffentlichen Gepränge ihres Cultus in Processionen auf den Straßen abzuhalten. Burden doch anderen Ortes die Protestanten noch weit härteren Beschränkungen unterworfen. Der kaiserliche Hofrath sprach trotz alles Widerspruchs der Protestanten die Reichsacht über die Stadt aus, welche nur von ihrem Rechte Gebrauch gemacht hatte, und beauftragte, ganz gegen allen Reichsgebrauch, den fanatischen Herzog Maximilian von Baiern mit der Execution des Schusses, welche eigentlich dem protestantischen Herzoge von Württemberg gebührte, da Donauwörth nicht dem bayerischen, sondern dem schwäbischen Kreise angehörte (1607). Vergebens bemühte sich der Pfalzgraf Friedrich IV., bei den Protestanten einen rechtzeitigen Widerstand zu veranlassen, allein Kurpfalz nebst anderen, ja das besonders theilhaftige Württemberg sogar, machten Schwierigkeit, weil die lutherischen Theologen immer noch in Streit mit den calvinischen lagen, und deshalb jede Aufforderung von dieser Seite (Friedrich IV. hatte sich nämlich der reformirten Lehre wieder zugewendet) ohne alle Prüfung der gemeinsamen evangelischen Interessen zurückwies.

Dagegen entwickelte die katholische Partei eine desto angestrenftere Thätigkeit. Die Stadt Donauwörth wurde von Maximilian eingenommen und ihrer Reichsunmittelbarkeit zu Gunsten des Herzogthums Baiern beraubt. Nun freilich waren den Protestanten die Augen geöffnet, und da auch der Reichstag zu Regensburg kein Recht, sondern nur neue Drohungen für die Zukunft in Aussicht stellte: so traten eine Anzahl Fürsten, selbst solche, die von der durch den Pfalzgrafen vorgeschlagenen Einigung bisher nichts hatten wissen wollen, in Ahausen zu der sogenannten evangelischen Union zusammen (1608). Mehrere der wichtigsten Reichsstädte verstärkten bald durch ihren Beitritt diese wichtige Verbindung.

Für den Augenblick hatte dieses energische Auftreten der Evangelischen wirklich einigen Erfolg, denn Rudolph II., von ihrem Abgesandten gedrängt und bedroht, versprach sogar die Wiederherstellung von Donauwörth. Ja als aus Unwillen über die Schwäche des Kaisers die Brüder desselben zusammentraten, um ihn zur Abankung zu zwingen und die Herrschaft in die Hände des Erzherzogs Mathias zu legen, benutzten die protestantischen Stände in den österreichischen Erblanden so wie in Böhmen mit großer Umsicht die Spaltung unter den kaiserlichen Brüdern, und ließen sich ihre alte freie Religionsübung, wie sie von Maximilian II. gewährt worden war, wieder aufs Neue bestätigen. Während Rudolph auf Grund des bekannten Majestätsbriefes den

Böhmen in Bezug auf religiöse Verhältnisse vollkommen freie Hand lassen mußte, sicherte sich Mathias fast auf ganz ähnliche Weise die Herrschaft in den österreichischen Landen (1609).

Allein Verträge schützten in jener traurigen Zeit keinesweges vor Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, da man, wie dies in Frankreich während der acht blutigen Religionskriege geschehen war, gewöhnlich nur in der Absicht Verträge schloß, um seine Gegner einzuschläfern. Auch war die katholische Partei, trotzdem daß das Haupt des habsburger Herrscherstammes an der siegreichen Vertheidigung ihrer Sache zu verzweifeln schien, nicht so rathlos, als man hätte erwarten sollen. Selbst Kaiser Rudolph war nicht ganz aufzugeben, da von Tag zu Tag der Einfluß Ferdinands von Steiermark auf ihn zunahm, und andererseits entwickelte Maximilian von Batern eine überaus regsame und erfolgreiche Thätigkeit. Durch seine Bemühung ward fast zu gleicher Zeit mit dem Majestätsbrief in München die sogenannte heilige Liga geschlossen, welche durch ihre Tendenz an den berücktigten katholischen Bund in Frankreich erinnerte. Man rechnete von Seiten der Bundesgenossen weniger auf Oestreich als auf Spanien, welches für die Herrschaft der katholischen Religion jegliches Opfer zu bringen geneigt war.

So drohend hatten sich die Verhältnisse gestaltet, als Johann Sigismund die Regierung übernahm, und dadurch die schwierige Aufgabe erhielt, seine Ansprüche auf das Herzogthum Preußen so wie auf die jülich-schen Lande geltend zu machen. Ueber letztere kam die Entscheidung zuerst, denn Herzog Johann Wilhelm von Cleve starb am 25sten März 1609. Durch feierliche Verträge war festgestellt worden, es sollte das Erbe nicht zerrissen werden, sondern ungetheilt bei einander bleiben. Unglücklicher Weise war acht Monate vor dem Erblasser auch die Herzogin von Preußen, wie wir wissen die älteste Schwester des Herzogs Wilhelm, und somit nach gewöhnlicher Annahme eventuelle Erbin desselben, gestorben. Obgleich dies im Punkte des Rechtes nicht die geringste Aenderung gestattete, so traten doch unverzüglich die Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken, so wie der Markgraf von Burgau im Namen der übrigen drei Schwestern des verstorbenen Herzogs ebenfalls als Erben auf. Die Kurfürstin von Brandenburg war die älteste Tochter der ältesten Schwester des Herzogs, und ausdrücklich bei ihrer Vermählung als Erbin bestimmt; überdies hatten auch die jüngeren Schwestern der Kurfürstin auf die Erbfolge Verzicht geleistet. Allein welche Schwierigkeit ist unüberwindlich für den Scharfsinn der Diplomatie? In ähnlicher Weise, wie einst Eduard III. das ihm hinderliche salische Gesetz zu seinen Gunsten interpretirte, so hier der Gemahl der zweiten Schwester, Ludwig Philipp, Pfalzgraf von Neuburg, oder vielmehr sein Sohn, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, welcher den Erbfolgevertrag selbst als vollkommen gültig anerkannte, durch den die älteste Schwester des verstorbenen Herzogs als Erbin erklärt wurde, dieses Recht aber für seine Mutter, als die älteste lebende Schwester in Anspruch nahm. Die beiden jüngeren Schwestern

dagegen stützten sich auf einen Gnadenbrief Kaisers Karl V., nach welchem die weiblichen Mitglieder der Familie miterben sollten, und forderten gleichmäßige Vertheilung unter Alle.

Für nicht minder berechtigt als die genannten fürstlichen Familien hielt sich das gesammte Haus Sachsen, obschon eigentlich nur die Ernestinische Linie eine nähere Berechtigung dazu hatte, nämlich durch den unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, welcher mit Sibylla, des letzten Herzogs Vaters Schwester, vermählt gewesen war, und durch einen Artikel des Ehevertrages seinen Nachkommen Gelegenheit zu Erbsansprüchen bot; allein auch das Kurhaus meinte diese erheben zu dürfen.

Außerdem tauchten noch Ansprüche an einzelne Theile der Erbschaft auf. Der Graf von Mark nebst dem Herzog von Bouillon verlangten die Grafschaft Mark, der Herzog von Mantua, Carl Gonzaga, außer derselben noch das Herzogthum Cleve. Sogar die Republik Holland, oder vielmehr die Provinz Geldern, vermeinte ein gewisses Anrecht auf einzelne Plätze des jülichischen Landes zu haben.

Gefährlicher als alle anderen Mitbewerber Brandenburgs erschien der kaiserliche Hof, welcher den Vicekanzler Levin von Ulm, einen ausgezeichneten Juristen, beauftragte, irgend einen Weg, der zu dem Besitze der jülichischen Erbschaft führen könnte, ausfindig zu machen. Als kein auch nur scheinbarer Erbtitel gefunden werden konnte, so ging sein Rath dahin, der Kaiser sollte sich als oberster Gerichtsherr im Reiche der viel bestrittenen Erbmasse unverzüglich bemächtigen, und so lange unter Sequestration halten, bis das Kammergericht darüber entschieden hätte. Da aber Rechtsfachen dieser Art sich ins Unendliche zu dehnen pflegten, so war auf dem angerathenen Wege für den kaiserlichen Hof die ziemlich sichere Aussicht vorhanden, sich den Besitz des Landes für immer zu sichern.

Es wäre dieser Plan auch ohne Zweifel gelungen, wenn Kurfürst Johann Sigismund nicht noch zu rechter Zeit einen kühnen Schritt gethan hätte. Wenige Tage nämlich nach dem Verscheiden des Herzogs Johann Wilhelm ließ er durch seinen Bevollmächtigten, Stephan von Hartensfeld, auf dem Schlosse zu Cleve, in Düsseldorf und in anderen Orten des verstorbenen Herzogs das kurfürstliche Wappen anheften, um hierdurch seine Besitznahme öffentlich kund zu geben. Auf ähnliche Art verfuhr aber auch Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm; denn überall, wo die kurfürstliche Partei noch nicht durchgebrungen war, nahm er die Erbsulldigung ein, und protestirte überhaupt gegen die Besitznahme von Seiten des Hauses Brandenburg.

Ein solches Verfahren veranlaßte natürlich von beiden Seiten die lebhaftesten Erörterungen, und fast wäre es zwischen dem Pfalzgrafen und dem Kurfürsten zur Entscheidung mit den Waffen gekommen, wenn nicht die evangelischen Stände, diesmal weise genug, um einzusehen, daß Uneinigkeit unter den Bewerbern ihrer Confession den Plänen des kaiserlichen Hofes und der katholischen Partei förderlich sein mußte, sich ins Mittel gelegt und einen Vergleich zwischen den streitenden Fürsten zu Stande gebracht hätten. Vor Allen erwartete sich



hierbei der Landgraf von Hessen-Cassel ein großes Verdienst um die Sache der Protestanten. Da er den Ruf eines ebenso uneigennütigen als einsichtsvollen Fürsten besaß, so nahmen ihn beide Theile willig als Vermittler ihres Streites an. Am 31. Mai des Jahres 1609 kam es in Dortmund zu einem Vergleich, in Folge dessen beide Häuser als nahe Verwandte bis zum ferneren gütlichen Vergleich zusammenhalten, und sich friedlich mit einander vertragen wollten. Keinem Theil war dadurch sein Recht, sowohl in Ansehung des Besitzes als der Befugniß selbst etwas benommen. Beiden zusammen lag es ob, die fürstliche Wittwe abzufinden, das Begräbniß des verstorbenen Herrn zu besorgen, die Urkundenbehältnisse zu versiegeln, den Lehensleuten zum Empfang der Lehen Aufschub zu geben, Reichs- und Kreistage zu beschicken, und überhaupt alle landesherrlichen Rechte auszuüben. Es wurde dieser vorläufige Vergleich von beiden Theilen genehmigt und den Landständen und übrigen Unterthanen bekannt gemacht, welche auch ohne allen Widerstand beide Fürsten als ihre rechtmäßige Erbherrn anerkannten. In Düsseldorf, Wesel, Keß, Emmerich, Duisburg wurden beide Statthalter mit fliegenden Fahnen und großer Feierlichkeit eingeholt. Nach Duisburg wurde ein Landtag ausgeschrieben, wo die „possidirenden Fürsten“ (so lautete der offizielle Ausdruck des Vertrages) die Privilegien der Unterthanen bestätigten, und die gesammten Stände das Handgelübde bis zur völligen Hulbigung leisteten. Es hatte der Kurfürst seinen Bruder Ernst, der Pfalzgraf seinen Sohn Wolfgang Wilhelm zum Statthalter ernannt; Beide regierten ohne Widerspruch und Hinderniß das Land.

Natürlich war der Kaiser über das rasche Verfahren der besitzergreifenden Fürsten in hohem Grade betroffen und erzürnt. Er protestirte nicht nur durch seinen Vicelanzler Levin von Ulm gegen Alles, was bisher geschehen, sondern suchte sich auch den possidirenden Fürsten zum Trost in dem Lande festzusetzen. Der Bischof von Straßburg und Passau, Erzherzog Leopold, erhielt den Auftrag, nach kaiserlicher Vollmacht die Regierung der Erblände unter dem Titel der Sequestration zu übernehmen, um im Namen des Reiches das Recht aller Betheiligten desto sicherer zu wahren; ja der kaiserliche Hofrath stand nicht an, sowohl den possidirenden Fürsten als den Landständen der Erbländer bei Strafe der Reichsacht jede Widersetzlichkeit gegen den Kaiser zu untersagen. Auch alle Kriegsvölker sollten sie unverzüglich entlassen. Ein kaiserlicher Herold mußte sogar in Düsseldorf mehrere Verordnungen Rudolfs anschlagen.

Dies waren nur Rechtsförmlichkeiten ohne wesentlichen Belang, allein es trat eine Thatfache ein, welche wesentliche Folgen hätte haben können; es gelang nämlich dem Erzherzog Leopold durch den Verrath des Befehlshabers in Jülich, eines gewissen Kesselrod, sich dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen und mit den vom Kaiser ins Land gesendeten Kriegsvölkern zu besetzen. Ja Erzherzog Albrecht, der Regent der spanischen Niederlande, machte gar kein Hehl daraus, daß er die kaiserlichen Truppen in den jülichischen Erbschafts-Angelegenheiten mit seiner ganzen Macht unterstützen würde.

Trotz aller dieser Maßregeln und Drohungen ließen sich aber die possiblen Fürsten nicht schrecken, sondern befohlen, mit Beobachtung aller sonstigen gesetzlichen Formen, die öffentlich angeschlagenen Befehle abzunehmen, und letzten überhaupt in feierlicher Weise gegen das ganze kaiserliche Verfahren Protest ein. Sie bewiesen in einer ausführlichen Schrift, daß die kaiserlichen Befehle dem gemeinen Rechte und den Reichsstatuten entgegenliefen. Die beiden Statthalter, zu großem Vortheil der erbberechtigten Fürsten, handelten in vollkommener Uebereinstimmung; auch waren sie sicher, daß im äußersten Falle selbst gewaffneter Beistand nicht fehlen würde, da weder Frankreich noch Holland ruhige Zuschauer bei einer so wichtigen Besitzveränderung bleiben konnten.

Die korrespondirenden Fürsten, so nannten sich die Mitglieder und Anhänger der Union, unterhandelten unterdessen durch ihren Bevollmächtigten, den Fürsten Christian von Anhalt, bei dem Kaiser Rudolph, doch obgleich er diesem auf die allereinstimmlichste Art die gegen die protestantischen Fürsten versuchte Härte vorstellte und ihn auf die traurigen Folgen, welche ein so ungerechtes Benehmen für ihn selbst haben könnte, aufmerksam machte: so war dennoch der Einfluß der ultramontanen Partei zu stark, als daß irgend ein wesentlicher Erfolg hätte erwartet werden dürfen. Da also hier keine Abhülfe zu hoffen war, im Gegentheil durch die Einmischung der Spanier nur gewaltsame Entscheidung zu fürchten stand, sah man allein noch Rettung in einem Bündniß mit den Generalstaaten und dem Könige von Frankreich.

Heinrich IV., der damalige Herrscher, erschien vor Allen geeignet, als uneigennütziger Schiedsrichter in den verwickelten Angelegenheiten des deutschen Reiches zu dienen. Er hatte fast die ganze Zeit seiner glorreichen Regierung zum Kampfe für das Bestehen des Protestantismus, so wie gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg sowohl in der deutschen als auch in der spanischen Linie aufgewendet. Bisher war der heldenmüthige Fürst mit vollkommener Uneigennützigkeit stets für sein Recht und die Aufrechthaltung wahrhaft humaner Grundsätze aufgetreten; bisher hatte er nur den edlen Ehrgeiz gezeigt, Fort und Beschützer der Unterdrückten zu sein. Auch kannte man seinen hochherzigen, ob schon chimärischen Plan einer allgemeinen europäisch-christlichen Staatenrepublik, welche dahin zielte, jeder Uebermacht jeglichen Gebieters entgegen zu arbeiten, gewaltsame Entscheidungen der Streitigkeiten unter den Völkern für immer abzustellen, und auf diese Weise einen ungestörten Frieden in unserem Welttheil zu begründen. Aller Religionszwang war in dieser Republik verpönt; drei Kirchen, die römische (den Namen katholisch wünschte er für immer zu beseitigen), deutsch-protestantische und französisch-reformirte, hatten nach seinem Plane vollkommen gleiche Ansprüche; und da die Kirche auf diese Art nur noch ein weltliches und religiöses Institut ohne allen direkten weltlichen Einfluß bleiben konnte, so sollte dem Papstthum zur Entschädigung für diese Einbuße Neapel nebst der königlichen Würde übertragen werden.

Wie phantastisch auch dieser Plan auf den ersten Blick und von unserm heutigen Standpunkte aus gesehen erscheint, so muß er doch nicht ohne Wahrscheinlichkeit gewesen sein, da er nicht nur ein Erguß des edlen Herzens jenes menschenfreundlichsten aller Kriegshelden war, sondern sein Entstehen dem ernst und staatsklugen Diener Sully verdankt, welcher durch seine weise Verwaltung dem zerrütteten Frankreich in unglaublich kurzer Zeit den Segen der Ruhe und des inneren Wohlstandes wieder zurückgegeben hatte. Auch schien es, als ob dieser jedenfalls merkwürdige Entwurf keinen ernstlichen Gegner in Europa finden würde, als etwa den Papst und das Haus Habsburg. Mehr als wahrscheinlich ist es auch, daß vor Allem die Furcht vor der Verwirklichung dieses bedenklichen Planes den Tod des menschenfreundlichen Herrschers durch Navailles's Mörderdolch herbeigeführt hat. Heinrich IV. jedoch mußte damals mit um so größerem Ernste an die Verwirklichung seiner Ideen denken, da das Haus Habsburg durch seine Absichten auf die jülichische Erbschaft einer neuen und gefährlichen Vergrößerung seiner Territorialmacht entgegen sah.

Auch mit den Niederlanden schien ein Bund von Seiten der evangelischen Fürsten ganz unbedenklich, da von ihnen weder Eroberung noch Beeinträchtigung für Deutschland ernstlich zu fürchten stand, ganz im Gegentheil das Bestehen der deutschen Verfassung den absolutistischen Plänen des Hauses Habsburg gegenüber die Sicherheit des eigenen Bestehens vergrößern konnte. Wenn man daher, wie dies nur zu oft schon sogar von protestantischen Geschichtschreibern versucht worden ist, den evangelischen Ständen Deutschlands die Schuld beimeessen will, fremde Mächte in Deutschlands Angelegenheiten verwickelt und damit seine Selbstständigkeit dem Auslande Preis gegeben zu haben: so ist dieser Vorwurf ungerecht; jedenfalls trifft er sie nicht allein, weil der seit Karl V. mit Recht gefürchtete Einfluß des zum großen Theile spanischen und überhaupt fremdländischen Hauses Habsburg jeder wahrhaft nationalen Entwicklung Deutschlands ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg zu legen schien.

Um diese Zeit übrigens erreichte die Union das höchste Stadium ihres Einflusses. Im Frühling des Jahres 1610 traten die korrespondirenden Fürsten zu Hall in Schwaben von Neuem zusammen, indem jetzt auch Kurfürst Johann Sigismund sich der jülichischen Angelegenheit wegen entschieden zu ihnen hielt. Die Gesandten von Frankreich und Holland waren hier zugegen und versprachen im Namen ihrer Regierungen Hülfe, im Falle der Frieden von Seiten ihrer Gegner gestört werden sollte. Natürlich ließ man auch die übrigen Klagepunkte der protestantischen Partei nicht außer Acht, namentlich die Wiederherstellung der Reichsstadt Donauwörth, welche trotz der Versprechungen des Kaisers noch keinesweges mit Ernst betrieben worden war.

Diesmal ließ man es nicht bei leeren Verhandlungen, sondern schritt wirklich zur That, und wenn auch für die Gegenpartei der günstige Umstand eintrat, daß der heldenmüthige König von Frankreich, welcher natürlich als die Seele der gegen das Haus Habsburg und die ultramontane Partei gestifteten

Coalition erschien, durch den blutigen Dienst des Fanatikers Navailles seiner großen Laufbahn entrißen wurde, so lebte doch noch sein tapferer und unternehmender Freund Moriz von Oranien. Frei durch den zwölfjährigen mit Spanien geschlossenen Waffenstillstand (1609), konnte er seine ganze Thätigkeit den verwickelten Verhältnissen des südlichen Grenzlandes widmen. Da es vor Allem darauf anzukommen schien, die possibirenden Fürsten, bis eine gesetzliche Entscheidung getroffen war, ungekränkt in ihrem Besitze zu erhalten, zog er mit holländischen und französischen Truppen vor Jülich, und zwang den Erzherzog Leopold zur Capitulation.

Zu dieser Zeit verlor der Kaiser Rudolph den letzten Schein der ihm bis jetzt noch verbliebenen Macht. Sein Plan, durch eine Verbindung mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark sich wieder zum wahren Gebieter in seinen Erblanden so wie im Reiche zu machen, mißlang, denn Mathias kam demselben zuvor und zwang den Kaiser, ihm auch in Böhmen die Regierung abzutreten (1611). Nur die Residenz Prag nebst einem Jahrgehalt wurde dem gekrönten Monarchen gelassen, der nur wenige Monate diese neue Kränkung überlebte (1612).

Mathias, welchen nach kurzer Wahlverhandlung die Kurfürsten zum Kaiser erhoben, hatte sich von Seiten der strengkatholischen Partei den Vorwurf einer zu großen Milde gegen die Protestanten zugezogen; doch kaum war er zum Besitze der kaiserlichen Würde gelangt, so zeigte es sich, daß er sie keinesweges mehr begünstigte als sein verstorbener Bruder. Trotz aller Versprechungen, keine Aenderung in dem zu machen, was die Reichsverweser während der Vacanz bestimmt hatten, erging nicht nur an die Stadt Aachen, wo durch eine Reaction die Protestanten wieder zu gleichem Rechte mit den Katholiken gekommen waren, der Befehl, den alten katholischen Rath wieder einzusetzen, sondern auch in der jülichischen Erbangelegenheit schien er in seines Vorgängers Fußtapfen treten zu wollen. Die Anwesenheit des berühmten spanischen Feldherrn Spinola in Prag erregte wenigstens bei den possibirenden Fürsten die allergrößte Besorgniß. Auch verwandte sich Mathias sehr lebhaft für die Theilnahme Sachsens an der Besetzung der erblich-fürstlichen Länder, worin jene durchaus nicht willigen mochten, da sie nicht mit Unrecht meinten, der Kaiser wolle nur größere Verwirrung in Bezug der Erbschaftsansprüche hervorrufen, um desto leichter seine eigenen Absichten auf die Länder zu erreichen.

Diese gemeinschaftlichen Besorgnisse brachten die beiden possibirenden Fürstenhäuser wieder näher, welche, wie dies bei der so schwierigen Sache einer gemeinschaftlichen Regierung kaum anders sein konnte, in mannigfache unangenehme Berührung gekommen waren. Brandenburg, als der Theil, welcher zuerst Besitz ergriffen, war nicht nur dadurch schon im Vortheil, sondern auch andererseits durch seine weit größere Macht. Außerdem gehörte der brandenburgische Statthalter, Markgraf Ernst, wie der größte Theil der jülichischen Länder, zur reformirten Kirche, und fand hierdurch bei der damaligen gereizten

Stimmung der evangelischen Confessionen gegen einander, weit mehr Anklang in ihnen, als der lutherische Prinz Wolfgang Wilhelm.

Allein beide Theile waren doch umfichtig genug, die offene Uneinigkeit als das schlimmste aller Uebel anzusehen, und suchten daher einen gültlichen Austrag. Diesen glaubte man am leichtesten in einer ehelichen Verbindung des Pfalzgrafen mit der ältesten Tochter des Kurfürsten, Anna Sophie, zu finden. Die Fürsten kamen persönlich zu diesem Zwecke in Düsseldorf zusammen, ohne jedoch das gewünschte Ziel zu erreichen; denn der Pfalzgraf, von seinem alleinigen Anrecht vollkommen überzeugt, scheute sich nicht, von seinem künftigen Schwiegervater die ganze Erbmasse als Mitgift seiner Braut zu fordern; allein der Kurfürst, dessen hitziges Temperament durch den etwas überreichlich bei Tafel genossenen Wein noch heftiger als gewöhnlich aufgereggt war, gerieth über die ihm gar zu unverschämt vorkommende Forderung seines künftigen Schwiegersohns in so großen Zorn, daß ein heftiger Wortwechsel unter ihnen entstand, der mit einer Ohrfeige endete, welche der Pfalzgraf von seinem aufgebrachten Gegner erhielt (1613).

Nach einem so gewaltsamen Vorfall war natürlich von fernerm Zusammenwirken nicht mehr die Rede. An die Stelle der bisherigen auch nur mühsam bei den ganz entgegengesetzten Interessen erhaltenen freundlichen Beziehung trat nun der tödtlichste Haß. Nur durch die engste Einigung mit den Gegnern glaubte jetzt der Pfalzgraf seinem Ziele näher kommen zu können, und schloß sich daher so eng als möglich an den Kaiser, die Spanier und die katholische Ligue an; ja Rache und Ehrgeiz überwandten bei ihm in dem Grade jedes religiöse Bedenken, daß sie ihn zum Uebertritt in die römische Kirche und zur Vermählung mit der bairischen Prinzessin Magdalena bestimmten.

Anfangs hielt der Pfalzgraf seine Glaubensveränderung geheim, wahrscheinlich aus Scheu vor seinem Vater, der auch wirklich vor Gram starb, als er den ganzen Verlauf der Begebenheiten erfuhr. Jedenfalls aber erschien der Uebertritt des Pfalzgrafen und die Verstärkung der katholischen Partei in dem Hause Wittelsbach ein großer Verlust für die evangelischen Stände in Deutschland und ein neuer besorglicher Wendepunkt für das Haus Brandenburg in der jülich-schen Erbschaftsangelegenheit. Um so nöthiger war es, daß Johann Sigismund auf Mittel dachte, der drohend anwachsenden Macht seines jetzt gegen früher weit mächtigeren Mitbewerbers den allerkräftigsten Widerstand entgegenzusetzen. In einem Familienconvent zu Halle, wohin auch der Landgraf Moriz von Hessen-Cassel eingeladen war, kam man überein, sich vor allen Dingen als Gegengewicht gegen Spanien der Generalstaaten zu verschern. Freilich waren die Holländer damals durch die kirchlichen Streitigkeiten zwischen den Arminianern und Gomaristen, oder, wie sie sich auch bezeichneten, Remonstranten und Antiremonstranten in zwei feindliche Lager geschieden, doch erschien auch für sie die jülich-sche Erbschaftsangelegenheit zu wichtig, als daß nicht trotz aller inneren Spaltungen von ihnen im Falle der Noth eine lebhaftere Theilnahme zu erwarten gestanden hätte.

Vor Allem aber kam es für den Augenblick darauf an, da der bisherige Statthalter Markgraf Ernst gestorben war, seine Stelle durch eine bei den neuen Unterthanen beliebte Persönlichkeit zu ersetzen. Johann Sigismund wählte zu diesem Zweck seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Georg Wilhelm, von dessen Einfluß in den jülichischen Landen er um so mehr hoffte, da er durch seine Mutter als der nächste Erbe des verstorbenen Herzogs von Jülich erschien, und zu jener Zeit, wie das ganze Kurhaus, zur reformirten Kirche übergetreten war.

Die Vorsichtsmaßregeln des Kurfürsten waren nicht überflüssig gewesen, denn fast unmittelbar darauf brach offener Streit zwischen beiden Theilen aus. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm wollte dem Kurprinzen, als er mit seiner Gemahlin in Düsseldorf anlangte, keinen Antheil an der bisher gemeinschaftlich geführten Regierung gestatten, wogegen dieser ihm den Eintritt in das von brandenburgischen und holländischen Truppen besetzte Jülich verwehrte. Der Pfalzgraf sammelte Truppen, und aus den spanischen Niederlanden brach Spinola mit einer bedeutenden Kriegsmacht auf, um zuvörderst gegen Aachen und Mülheim die Reichsacht auszuführen, wo auch wirklich der Katholicismus wieder mit Gewalt zur Herrschaft gebracht wurde. Von da ging der Zug weiter in die jülichischen Länder.

Kaum war die Nachricht hiervon nach Holland gelangt, so brach Moriz von Oranien mit den Truppen der vereinigten Staaten seinerseits in die streitigen Länder ein und besetzte einen bedeutenden Theil derselben. Zu weiterer Entscheidung mit den Waffen kam es nicht, denn der französische und englische Gesandte schlugen sich ins Mittel, während der kaiserliche sich vergeblich abmühte, wenn nicht für seinen Herrn, doch wenigstens für Sachsen eine günstige Entscheidung zu Stande zu bringen. Trotz seiner Gegenbemühungen schloß man in Xanten einen Vergleich zu Gunsten der beiden besitzhabenden Fürsten, durch welchen die auf die Dauer ganz unhaltbare Bestimmung einer gemeinschaftlichen Regierung abgestellt wurde (1614).

Die ganze Erbschaft wurde diesem Abkommen gemäß getheilt, und das Loos sollte über den Besitz entscheiden. Zu dem einen Theile gehörte das Herzogthum Kleve, die Grafschaft Mark und Ravenstein, die Grafschaft Ravensberg und die in Brabant und Flandern belegenen Herrschaften; der andere enthielt die Herzogthümer Jülich und Berg mit allem ihren Zubehör. Sowohl Brandenburg als Pfalz-Neuburg genehmigten die Uebereinkunft, und auch die Holländer und Spanier erklärten sich mit derselben einverstanden, blieben aber vorläufig im Besitz der von ihnen eingenommenen Orte, wodurch beide erbberechtigten Theile fast gleichen Schaden erlitten. Ueberhaupt kam auf diese Weise der Vertrag von Xanten niemals zur vollständigen Ausführung. Nichtsdestoweniger kann er als ein Gewinn für beide Fürstenhäuser angesehen werden, da wenigstens ein Theil des Beanspruchten ihr volles Eigenthum wurde. Von der Zeit an residirte der brandenburgische Statthalter in Kleve, der Pfalzgraf dagegen in Düsseldorf.

In ziemlich genauem Zusammenhang mit der jülich-schen Erbangelegenheit, wenn auch nicht unmittelbar dadurch veranlaßt, steht der Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund nebst seinem ganzen Hause zu der reformirten Kirche.

Vor der oben von uns erwähnten sogenannten Eintrachtsformel hatten sich die Anhänger der schweizerischen Reformation für Mitgenossen des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses erklärt, und dies auch in der Weise als Glaubens-Norm angenommen, wie es Philipp Melancthon in der dem Kaiser übergebenen Ausgabe formulirt hatte. Sogar noch nach der Annahme der Eintrachtsformel, durch welche eben die Lutheraner sich von den irrgläubigen Evangelischen trennen wollten, die aber niemals mit allgemeiner Zustimmung in allen lutherischen Ländern eingeführt worden war, gaben die Reformirten nicht zu, daß sie mit dem Augsburger Bekenntniß in Widerspruch ständen.

Die Lutheraner selbst waren in zwei gegeneinander sehr intolerant gesinnte Parteien geschieden, von denen die eine für eine freundliche Verständigung mit den Reformirten war, die andere dagegen jegliche Nachgiebigkeit als eine Sünde gegen den heiligen Geist ansah. Die Kurfürsten Johann George und Joachim Friedrich hatten der strengeren Ansicht gehuldigt, und demgemäß war auch die religiöse Erziehung Johann Sigismunds in diesem Sinne geleitet worden. Der Hofprediger Simon Gebicke, ein unbeugsamer Eiferer, leitete diesen wichtigen Theil des Unterrichts, und erfüllte, wie dies oft geschieht, gerade durch seine leidenschaftliche Unbulsamkeit das junge Herz des Fürsten mit Abneigung gegen die streng anempfohlene Glaubensansicht, für welche er ihn ausschließlich gewinnen wollte.

Uebrigens begnügte man sich damals nicht, in theologischen Controversen oder im Privatunterricht gegen die Widersacher zu eifern, sondern von allen Kanzeln donnerten die Geistlichen auf sie herab, und ergossen sich nicht selten in die gemeinsten Schimpfreden, wenn bloße Gründe gegen die Irrlehren nicht mächtig genug zu wirken schienen. Vorzüglich luden die lutherischen Prediger diesen Vorwurf auf sich.

Mit großem Mißvergnügen sah der Prinz, wie solcher Unfug von oben herab geduldet würde, und faßte deshalb um so größere Abneigung gegen eine Ansicht, die ihm in so schroffem Widerspruch mit den Grundsätzen der Reformation zu stehen schien. Kaum war er zur Regierung gelangt, so beschloß er diesen Ausschweifungen nachdrücklich entgegenzuarbeiten. Zwar versicherte er bei der Hulbigung den Landständen, daß er bei der evangelischen Lehre beständig beharren würde, hielt sich aber dadurch nicht an die speciell-lutherische Ansicht gebunden, und bezeugte dies auch dadurch, daß er einen seiner Hofbeamten, Fabian von Dohna, trotz des Uebertrittes zur reformirten Kirche in seiner Stelle beließ.

Johann Sigismund war nicht der Einzige in der kurfürstlichen Familie, der so dachte. Schon 1605 war Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, fünf Jahre später Markgraf Ernst, der Statthalter in den jülich-schen Landen, zur reformirten Kirche übergegangen; zu derselben Zeit soll sich auch der Kurfürst

selbst schon zu ihrer Lehre bekannt haben, doch erst am Weihnachtstage 1613 genoß er nebst einigen Mitgliedern seiner Familie und etwa funfzig Personen aus seiner Umgebung das Abendmahl nach calvinistischer Form.

Diesen wichtigen Schritt begleitete als Rechtfertigung ein vollständiges Glaubensbekenntniß, von welchem wir einige Hauptartikel zur genaueren Charakteristik der Zeit so wie des Fürsten hier wiedergeben wollen.

„Anfänglich und fürs Erste, heißt es in demselben, bekennen sich Seine Kurfürstliche Gnaden von Herzen zu dem wahren unfehlbaren und allein seligmachenden Wort Gottes, wie dasselbe in den Schriften der heiligen Propheten und Apostel der heiligen Bibel verfaßt, welches allen Frommen einige Richtschnur ist und sein soll, welches vollkommen und genügsam ist zur Seligkeit, auch allen Religionsstreit unterscheidet, und bleibet ewiglich. Hernachher und zu den christlichen und allgemeinen Haupt-Symbolis, als dem Apostolischen, Athanasianischen, Nicenischen, Ephesinischen und Chalcedonischen, darinnen die Artikel christlichen Glaubens kurz und rund behauptet sind. Denn zu der Augsburgischen Confession, so anno 1530 Kaiser Carolo V. von den protestirenden Ständen übergeben, und nochmals in etlichen Punkten nothwendig übersehen und verbessert worden.

Zu den andern Schriften, weil sie nicht allein vor Menschen so vielfältig irren können, concipiret, sondern auch viel Streitiges, oft Widriges und götlichem Wort nicht überall gemäß sich darinnen enthalten, wollen S. R. G. weder sich selbst noch ihre lieben Unterthanen mit Bedrängniß der Gewissen verbinden lassen, weil doch alle Glaubenssachen einzig und allein auf das Wort Gottes müssen gegründet sein, und Menschen-Schriften nicht weiter, als sie mit dem Worte Gottes übereinstimmen, sollen und können angenommen werden, wie Herr Lutherus selbst bekennet: Die Schrift allein ist der rechte Lehrer und Meister über alle Schrift und Lehr auf Erden. Item diese Kaiserin, die heilige Schrift soll herrschen und regieren, und alle anderen, sie heißen auch, wie sie wollen, ihr unterthan und gehorsam sein, sollen nicht ihr Meister und Richter, sondern nur allein schlechte Zeugen, Schüler und Bekenner sein, es sei gleich der Pappst, Luther, Augustinus, Paulus oder ein Engel vom Himmel herab; es soll auch der Christenheit keine andere Lehre gepredigt noch gehöret werden denn das reine, lautere Wort Gottes, oder sollen beide, Lehrer und Hörer, verflucht sein. —

Den Exorcismum anlangend, welche aus dem Pappsthum bei der Taufe in der Kirche verblieben, halten S. R. G. dafür, weil derselbe weder von Christo befohlen, noch von den H. Aposteln bei der Taufe jemals gebrauchet, auch eine abergläubische Ceremonie ist, so die Kraft und die Wirkung der H. Taufe verkleinert, den Einfältigen ärgerliche Gedanken ihrer Kinder halber, als wenn sie leiblich besessen, verursacht, und bei der ersten Kirchen, da noch die Gnade Wunder thue, und sonderlich den Teufel austreiben gewäret, gar einen andern Gebrauch und Effectum gehabt, der Herr Christus auch ausdrücklich bezeuget,



daß die bösen Geister durch Fasten und Beten, nicht durch Exorcismus, menschliche Beschwörung ausgetrieben werden, wie denn die *S.* Apostel Paulus und Petrus, wenn sie einen christlichen Ritter wider den Satan mit allerlei Waffen angriffen thun, des Exorcismi mit keiner Sylabe gedenken. Aus solchen und vielmehr Ursachen nunmehr billig einzustellen, und bei den Rechtgläubigen gänzlich abgeschaffet sei.

Im heiligen Abendmahl, welches das andere Sacrament im *N.* Testament, glauben und bekennen *S. R. G.*, weil zweierlei Ding daselbst zu finden: die äußerlichen Zeichen, Brot und Wein, und der wahre Leib Christi, so für uns in den Tod gegeben, und sein heiliges Blut, so am Stamm des heiligen Kreuzes vergossen, daß auch auf zweierlei Weise dieselben genossen werden. Das Brot und Wein mit dem Munde, der wahre Leib und das wahre Blut Christi eigentlich mit dem Glauben, und daß demnach wegen der sacramentlichen Vereinigung dieser heiligen Aktion beide zusammen sein und zugleich ausgespendet und genommen werden, gleichwie das geistliche Manna oder Himmelsbrot des Wortes geistlich genossen und in dem Reich Christi, welches nicht von dieser Welt, alles geistlich bestehet. Also glauben *S. R. G.*, daß das *S.* Abendmahl auch eine Speise der Seelen sei, dadurch dieselbe erquicket, gestärket und mit dem vereinigten Leibe zur Unsterblichkeit gespeiset und erhalten wird. Bleiben demnach stark ohne allen Zusatz bei den heiligen Worten der Einsetzung, das Brot sei der wahre Leib Christi und der Wein sein heilig Blut, sacramentlich, auf die Art und Weise, wie Gott die heiligen Sacramente Altes und Neues Testaments eingesetzt und verordnet, daß sie seine sichtliche und wahre Zeichen der unsichtbaren Gnaden, und der Herr Christus selbst angezeigt, daß das *S.* Abendmahl ein Zeichen, doch aber nicht bloß oder leer sei, des neuen Bundes eingesetzt, zum Gedächtniß Christi, oder wie es der Apostel Paulus erklärt, zu steter Gedächtniß und Verkündigung seines Lob's, damit es sei ein Trost-Gedächtniß, Dank-Gedächtniß und Lieb-Gedächtniß.

Und dieweil der Glaube gleichsam der Mund ist, dadurch des Herrn Christi gekreuziget Leib und sein vergoffenes Blut empfangen wird, halten es *S. R. G.* beständig dafür, daß den Ungläubigen, Unbußfertigen solches Sacrament nicht nütze, sie auch des wahrhaftigen Leibes und Blutes Christi nicht heilhaftig werden, weil der Sohn Gottes, da er vom seligen Gebrauch dieses Abendmahls redet, rund aussaget: Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und zuvor: Warlich, warlich, ich sage euch, wer an mich gläubet, hat das ewige Leben; da er denn zu verstehen giebt, daß sein heilig Fleisch und Blut mit dem Glauben müsse selig genossen werden. Und der Herr Lutherus im Kinder-Catechismo bezeuget, daß der recht würdig sei und wohlgeschickt, der den Glauben hat an diese Worte: Für euch gegeben, für euch vergossen; denn das Wort: Für euch, fordert ettel gläubige Herzen. Wie er denn anderstwo auch spricht: Biewohl das Sacrament eine rechte Speise ist, doch wer es nicht nimmt mit dem Herzen durch den Glauben, dem hilft

es nichts, denn es macht Niemanden gläubig, sondern es erfordert, daß er zuvor fromm und gläubig ist. —

Im Artikel der ewigen Gnadenwahl oder Vorsehung zum ewigen Leben erkennen und bekennen S. R. G., daß derselbe der tröstlichsten einer sei, darauf sich nicht allein die andern alle, sondern auch unsere Seligkeit am meisten gegründet; daß nämlich Gott der Allmächtige aus pur lauter Gnaden und Barmherzigkeit ohn alles Ansehen der Menschen Würdigkeit, ohn allen Verdienst und Werk, ehe denn der Welt Grund gelegt worden, zum ewigen Leben verordnet und auserwählet hat, alle, so an Christum beständig glauben, wisse auch und erkenne gar wohl die Seinen, und wie er sie von Ewigkeit geliebet, also schenkt er auch ihnen aus lauter Gnaden den rechtschaffenen, wahren Glauben und kräftige Beständigkeit bis ans Ende, also daß dieselben Niemand aus der Hand Christi reißen und Niemand von seiner Liebe scheiden könne, daß ihnen auch Alles, es sei Gutes oder Böses, zum Besten reichen müsse, weil sie nach dem Fürsatz berufen sind: So hab' auch Gott nach seiner strengen Gerechtigkeit Alle, die an Christus nicht glauben, von Ewigkeit übersehen, denselben das ewige höllische Feuer bereitet u. s. w., nicht daß Gott ein Ursach sei des Menschen Verderben, nicht daß er Lust habe an der Sünder Tod, nicht daß er Stifter und Antreiber der Sünde sei, nicht daß er nicht Alle wolle selig haben, denn das Widerspiel durchaus in der heiligen Schrift zu finden ist, sondern daß die Ursach der Sünde und des Verderbens allein bei dem Satan und in den Gottlosen zu suchen, welche wegen ihres Unglaubens und Ungehorsams von Gott zum Verdammniß verstoßen. Item ist an Niemand's Seligkeit zu zweifeln, so lange die Mittel der Seligkeit gebrauchet werden, weil allen Menschen unwillkürlich, zu welcher Zeit Gott die Seinen kräftiglich berufe, wer künftig glauben werde oder nicht, weil Gott an keine Zeit gebunden und Alles nach seinem Wohlgefallen eingerichtet. —

Schließlich bekennen S. R. G. sich zu der reformirten evangelischen Kirche in diesen und andern Religionspunkten, als welche sich auf Gottes Wort allein fundiren, und alle menschliche Traditiones, so viel möglich abgeschaffet haben. Und obwohl S. R. G. zwar in ihrem Herzen und Gewissen genugsam gesichert, daß solche Bekenntniß Gottes Wort allerdings gemäß und aufrichtig sei, auch nichts Lieberes erleben und wünschen möchten, denn daß Gott der Herr aus lauter Gnade und Barmherzigkeit derselben getreuen Unterthanen mit dem Sichte einer unfehlbaren Wahrheit beseligen und erleuchten wolle; jedoch weil der Glaube nicht Jedermanns Ding ist, sondern ein Werk und Geschenk Gottes, und Niemand zugelassen über die Gewissen zu herrschen, oder, wie der Apostel Paulus redet, ein Herr sein wollen über den Glauben, welches allein dem Herzenskündiger zustehet, als wollen S. R. G. auch zu dieser Bekenntniß keinen Unterthanen öffentlich oder heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Kurs und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen, weil es nicht an Menschen und Lauffen, sondern an Gottes seinem Erbarmen gelegen, vorzuschaffen aber

gänzlich, begehren auch in Gnaden, und befehlen hiermit ernstlich, daß Unterthanen und andere, so entweder die streitige Religionsache nicht verstehen, oder noch zur Zeit nicht genugsam darin informirt sein, des Lästers, Schmähens, Diffamirens wider die Orthodoxos und Reformatos, die man aus lautern Haß und Reid für Calvinisch mit vollem Mund ausrufen thut, sich gänzlich enthalten, mit den Schwachgläubigen, so sie vermeinen stark zu sein, Geduld tragen, nach der Vermahnung des Apostels Pauli, und was sie selbst nicht gelesen, noch bishero genugsam verstanden, nicht bald verlegern oder verdammen, sondern in der Schrift mit Fleiß forschen, das Urtheil heimgeden dem, der da richtet, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren, alsdann wird einem Jeglichen von Gott Lob wiederfahren."

Ohne Zweifel trat er wohl mit seinem Bekenntniß offen hervor, um den hartbedrängten Glaubensgenossen eine ungefährdetere Existenz in seinen Staaten zu bereiten, keinesweges, wie nicht selten berichtet wird, in der Hoffnung, daß durch diesen Schritt die Holländer zu einer lebhafteren Theilnahme in dem jülichischen Erbschaftsstreite für das Haus Brandenburg angeregt würden, da die Generalstaaten schon durch politische Gründe hinlänglich dazu verpflichtet waren, und deshalb keines weiteren Beweggrundes bedurften, der orthodox-lutherische Sinn der Brandenburger und weit mehr noch im Herzogthum Preußen bei dem nahen Lehnsanfall den öffentlichen Uebertritt zur reformirten Confession ganz im Gegentheil politisch recht bedenklich erscheinen ließ. Daher dürfen wir es wohl glauben, wenn der Kurfürst in seiner öffentlichen Erklärung darüber sagt: „er fühle sich um der Ruhe seines Gewissens willen gebrungen, das reformirte Bekenntniß offen abzulegen, und wolle dabei verharren, um fröhlich und getrost vor dem Richterstuhle Christi erscheinen zu können."

Ucht Tage, bevor er öffentlich das obengedachte Glaubensbekenntniß ablegte, berief er sämtliche Prediger Berlins auf das Schloß, und ließ ihnen durch den Kanzler Bruckmann sein Vorhaben bekannt machen. Die Grundsätze, welche er bei dieser Gelegenheit aussprach, machen seinem Kopfe wie seinem Herzen gleichviel Ehre. „Der Kurfürst, hieß es darin, maße sich keiner Herrschaft über die Gewissen an, was auch keiner Obrigkeit zukäme; er werde sich daher an Niemandes Gewissen vergreifen, wie er bei seiner Sulzbürgung bereits erklärt habe, und jetzt von Neuem bekräftige. Aber es sei auch vollkommen Recht, daß sich ebensowenig die Unterthanen eintommen ließen, der Obrigkeit vorzuschreiben, was sie ihrem Gewissen nach glauben und bekennen solle, wie ihm so oft begegnet sei. Und weil hierzu noch das unzeitige Schreien der Prediger auf den Kanzeln käme, so würde dies hiermit ernstlich bei höchster Strafe und Ungnade untersagt, auf daß sie gute Bescheidenheit gebrauchen, was Aufruhr erregen könne, meiden, Alles aber zur Erbauung der Kirche anwenden möchten."

Auf diese Eröffnung beriethen sich die versammelten Geistlichen eine kurze Zeit im Nebenzimmer; dann erwieberte in ihrem Namen der oben erwähnte Hofprediger Simon Gedike: „Sie wären einig, daß Niemand als Gott Herrschaft über die Gewissen habe; die zugestandene Fortdauer ihrer Religionsfreiheit sei ihnen erwünscht, doch habe sich der Kurfürst als Prinz durch einen schriftlichen Revers verbindlich gemacht, bei der lutherischen Lehre zu bleiben; er möchte also sein Versprechen halten.“

Diesem Vorwurf begegnete der Kanzler sehr treffend folgendermaßen: „Der Kurfürst habe freilich ein solches schriftliches Versprechen ausgestellt, aber er sei jetzt eines Andern überzeugt. In Gottes Sachen wären alle Reverse ohne Kraft und ungültig. Sein Urgroßvater Joachim II. und dessen Bruder hätten sogar durch einen Eidswur zugesagt, katholisch zu bleiben, und wären doch ihrer Ehre und Treue unbeschadet lutherisch geworden. Folglich erachte auch er sich nicht verbunden, bei dem ehemaligen Reverse zu bleiben.“

Gegen einen so schlagenden Beweis konnten natürlich die widerspänstigen Geistlichen nichts Erhebliches anführen, denn sie hätten den Rechtsbestand einer Thatfache angreifen müssen, auf die sich die Einführung des Lutherthums in der Mark Brandenburg selbst gründete. Uebrigens war es ja niemals dem Kurfürsten Joachim II. eingefallen, das Lutherthum in seinen Landen einzuführen, sondern es hatte sich nur um Abstellung der Mißbräuche in der Kirche, um eine Reformation gehandelt, d. h. eine auf Gewissensfreiheit gegründete Reformation, für welche nur das Wort Gottes die Norm gab, aber keine durch Satzungen abgeschlossene Autorität, kein neues, wenn auch protestantisches, Papstthum. War nun der auf einem feierlichen Eide von Joachim II. und Johann beschworne Revers als kein verpflichtendes Band angesehen worden, wie durfte man es billiger Weise von Johann Sigismund verlangen, da ihn kein Grundvertrag nothwendig mit der Stellung des Regenten verknüpfte, und außerdem der Kurfürst, so wie überhaupt seine Glaubensgenossen in der Augsburger Confession, welche doch auch für die Lutheraner eine vollkommen gültige Autorität hatte, mit Letzteren eine gemeinschaftliche kirchliche Grundlage besaßen?

Ueber die rechtsgültige Befugniß des Fürsten zu dem bedeutungsvollen Schritte kann demnach wohl von keiner Seite ein Zweifel erhoben werden, allein eine andere Frage ist, ob er in politischer Beziehung für weise gehalten werden darf? Erwägen wir die unmittelbaren Folgen, so müssen wir mit „Nein“ antworten, denn manche unangenehme Bewegungen wurden durch ihn veranlaßt, deren Folgen noch die späteren Generationen zu tragen hatten. Auch war kaum zu berechnen, wie weit die Leidenschaft dieser religiösen Streitigkeiten bei seinen lutherischen Unterthanen, namentlich denen, welche erst durch Erbvertrag an das brandenburgische Fürstenhaus kommen sollten, unter den schwierigen Verhältnissen der damaligen Weltlage führen konnten. Von diesem Standpunkt aus betrachtet schien er allerdings ein schwerer Mißgriff zu sein. **Nein.**

die Folgen waren keinesweges so verderblich; ja im Gegentheil dadurch, daß sich der Landesherr in den brandenburgischen Ländern von den fanatisch-orthodoxen Anhängern des Lutherthums trennte, und sich der unterdrückten Gegner annahm, welche in damaligen Zeiten unstreitig der ursprünglichen Richtung der Reformation treuer geblieben waren als Jene, machte er sich, wir lassen es unentschieden ob mit Bewußtsein oder unbewußt, zum Vorkämpfer der Idee des geistigen Fortschrittes, und betrat so die glorreiche Bahn, auf welcher sich die Fürsten des hohenzollernschen Stammes zu so hoher Bedeutung und Macht emporgehoben haben. Durch das Prinzip der Duldung und Gleichberechtigung, welches mit diesem Schritt die unverbrüchliche Grundlage ihres Regierungssystems wurde, ertangen die Herrscher unserer Lande das Recht und die Fähigkeit, die Idee der Reformation in Deutschland zu vertreten und das Haupt der evangelischen Partei zu werden.

Für den damaligen Zeitpunkt freilich erregte die Nachricht von dem Uebertritt des Kurfürsten zur reformirten Lehre bei dem größten Theile seiner Unterthanen die höchste Unruhe. Fast allgemein sprach sich die Unzufriedenheit und oft auf die allerstärkste Weise aus. Selbst in seiner Familie und an seinem Hofe fand er zum Theil lebhaftes Mißbilligung, denn seine Gemahlin mit ihren Töchtern blieb streng lutherisch, während seine Söhne mit einer Anzahl höherer Beamten seinem Beispiele folgten. Zu wiederholten Malen reichten die Landstände starke oft in unehrerbietigen Ausdrücken abgefaßte Beschwerden dagegen ein, in welchen sie sogar vom Vorenthalten der Steuern, vom Verfall des landesherrlichen Patronatsrechtes und dergleichen mehr sprachen, wenn der Kurfürst nicht zurückträte.

Trotz aller dieser Anfechtungen blieb Johann Sigismund fest, und ließ sich, ein löbliches Zeugniß für seinen Kopf und sein Herz, selbst durch das ungehörige Benehmen seiner Unterthanen in einer Sache, wo Recht und Vernunft auf seiner Seite waren, keinen Augenblick zu unverdönllichen Aeußerungen oder ja etwa zu Gewaltschritten verleiten.

Ungeachtet dieser Milde und wahrhaft christlichen Toleranz konnte man weder die Geistlichen von ihrer abgeschmackten und gehässigen Polemik, noch die große Masse von zügellosen Ausbrüchen der Rohheit gegen ihre Widersacher abhalten. Hauptsächlich ward Berlin selbst der Schauplatz wilder Ausschweifungen (1615). Als in Abwesenheit des Kurfürsten sein Bruder Johann Georg von Jägerndorf als Statthalter der Mark den Ansichten seiner Kirche gemäß verordnet hatte, daß alle Bilder, Crucifixe, Altäre und Gedächtnistafeln so wie auch der Taufstein aus der Domkirche fortgeschafft werden sollten: so erhob sich der damalige Caplan der Petri-Kirche, Peter Stuler, mit maßloser Heftigkeit von der Kanzel herab gegen „ein so unchristliches und gottloses Unterfangen“, und da sich sofort das Gerücht verbreitete, man wolle den kühnen Bertheidiger des streng-lutherischen Glaubens festnehmen, er selbst auch, um dieser Maßregel zu entgehen, aus der Stadt flüchtete: rotteten sich die Bürger zusammen, theils

um ihren geistlichen Vorkämpfer zu schützen, theils um Rache an seinen theologischen Widersachern zu nehmen.

Vor Allem war das Haus des reformirten Hospredigers Füßel der Gegenstand ihrer Wuth. Ueberdies noch erhitzt von dem damals sehr starken Decliner stürmten sie sein Haus, und hätten ihn wahrscheinlich in Stücke gerissen, wenn er sich nicht schleunig mit Weib und Kind über das Dach in das Haus seines Nachbarn gerettet hätte. Die Nachricht von diesen wilden Ausschweifungen gelangte zum Statthalter in dem Augenblick, wo er sich zur Ruhe legen wollte. Sogleich kleidete er sich wieder an und eilte mit acht berittenen Trabanten auf den Schauplatz der Verwüstung. Zum Unglück entlud sich das Pistol eines der Begleiter des Markgrafen, man weiß nicht, ob von ungefähr oder aus feindlicher Absicht. Da brach allerseits die langverhaltene Wuth los; die Sturm-Blocke wurde gezogen und der Tumult mehrte sich von Minute zu Minute. Um ihn möglicher Weise noch zu beschwichtigen, begab sich der Statthalter zu dem Bölnischen Bürgermeister Jahn, welchem er die Verantwortlichkeit für den Aufruhr aufbürdete. Dieser jedoch erwies sich als vollkommen unschuldig an dem Lärmen, und folgte dem Statthalter willig, wie er gerade war, mit einem Schlafpelze bekleidet. Doch vergebens redete er, redete der Markgraf, um die Massen zu besänftigen; ja man verbreitete bösslicher Weise das Gerücht, der Bürgermeister selbst werde gefangen fortgeschleppt. Nicht nur stieß man jetzt die wüthendsten Schmähworte gegen den Fürsten aus, sondern man warf mit Steinen; es fielen sogar Schüsse. Viele beiderseits erhielten Wunden; der Markgraf selbst wurde am Schenkel von einem Steine hart getroffen, während Kugeln ihm um den Kopf sauseten. Auch der Bürgermeister, da man bald von dem anfänglichen Irrthum zurückgekommen war, erfuhr harte Mißhandlungen. Der verwundete Statthalter hatte sich aus dem Schloß zurückziehen müssen.

Am andern Tage kam Stuler triumphirend in die Stadt zurück, und schürte die Wuth seiner schon zu sehr erhitzten Anhänger durch neue donnernde Predigten. Daher schaarren sich die aufgehetzten Massen von Neuem zusammen und machten sich an die Häuser der reformirten Rätthe des Kurfürsten, vor Allem an das des Kanzlers Bruckmann, den man mit Recht als die Seele der reformirten Partei ansah. Es waren jedoch so kluge Gegenanstalten getroffen, daß jeder Versuch der Art mißglückte. Bald sogar scheint die bewaffnete Macht des Statthalters, vielleicht auch wohl unterstützt von dem vernünftigeren Theil der Bürgerschaft, die Oberhand gewonnen zu haben, denn der verfolgte Füßel kehrte nicht nur zurück, sondern bestieg selbst, und zwar, wie berichtet wird, in einer grünen Weste und bloßem Unterkleide, und mit einem geborgten Mantel bedeckt, die Kanzel, um den eben so von Mitleid als von Grimm erfüllten Zuhörern die Scenen seines Märtyrerthums eindringlich auszumalen. Dieses etwas theatralische Benehmen erwies ziemlich klar, daß auch der reformirte Kirchenlehrer nicht von der Neigung frei gewesen ist, seinen Einfluß zu leidenschaftlicher Aufregung zu benutzen. Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit läßt vermuten,

daß er wohl auch früher nicht immer das richtige Maß in seinen öffentlichen Aeußerungen eingehalten hatte.

Als der Kurfürst nach seiner Residenz zurückgekehrt war, stellte er vor der Versammlung der Stände eine scharfe Untersuchung über den widerwärtigen Verfall an. Die Kurfürstin selbst war nicht von allem Verdacht frei; wenigstens wurde behauptet, daß sie bei der ersten Nachricht von dem Tumult, als ihr gemeldet worden, man wolle den Cölnern ihren Pfarrer nehmen, geschüßert habe, sie sollten ihn sich nicht entreißen lassen. Der Kurfürst wie bei allen früheren Gelegenheiten, gehalten und gemäßigt, erwiederte, daß solche Worte im Falle sie wirklich von der Kurfürstin gesprochen worden seien, noch immer zu keiner Gewaltthat berechtigten, auch überdies man keinem Andern als ihm selbst Eid und Treue geschworen hätte.

Das Urtheil jedoch fiel dem milben Sinn des Fürsten gemäß, ziemlich glimpflich aus; es lautete, daß Rätthe und Bürger der ganzen Residenz durch eine öffentliche Schrift versichern mußten, sie verabscheuten den Tumult und würden sich künftig nur an ihren Landesherrn halten. Bestraft dagegen wurde Niemand, als der unbesonnene Urheber des ganzen Aufstandes, der Kaplan an Sankt-Petri, Stuler, welchen der Kurfürst, aber auch nur erst, nachdem man ein Gutachten des Leipziger Schöppenstuhles darüber eingeholt hatte, aus seinen Staaten verwies.

Der Ausgewiesene fand in Kursachsen, wo man lutherische Zeloten gern sah, unverzüglich Aufnahme und Anstellung.

Auch an andern Orten des Kurfürstenthums Brandenburg fehlte es an ärgerlichen Auftritten nicht, obgleich gerade nicht Volksbewegungen daraus entstanden. Merkwürdig genug waren die religiösen Streitigkeiten zwischen den Geistlichen in der Stadt Brandenburg. Hier gab es keine calvinistischen Prediger, aber wohl des Calvinismus verdächtige Mitglieder der Gemeinde, welche von den Geistlichen mit großem Aufheben vom Tisch Gottes zurückgewiesen wurden. Nur der Superintendent selbst, der gelehrte Garcäus, war so christlich duldsam, auch in dieser Weise verirrte Glaubensbrüder von dem Trost des heiligen Mahles nicht auszuschließen und die von seinen Amtsbrüdern zurückgestoßenen Communicanten bei sich zuzulassen. Hierüber gerieth sein Archidiaconus, Nagel mit Namen, in so ungezähmte Wuth, daß er seinen sanften und christlich milden Vorgesetzten vor der ganzen Gemeinde vom Altar wegstieß, und dafür noch das Lob seiner übrigen Amtsgenossen erhielt. Natürlich gelangte die Sache an den Kurfürsten, welcher die unduldsamen Geistlichen zur Verantwortung und Bestrafung nach Berlin forderte. Wir haben ein Schreiben des Kurfürsten über diese Angelegenheit, welches trotz aller jener Zeit angehörenden Verhheiten wiederum von seiner richtigen Einsicht ein vortreffliches Zeugniß ablegt.

„Wo Jemand, heißt es in diesem Schreiben, in allen Ständen ist, der sich des Friedens und der Einigkeit wenig beleihtiget, so seid Ihr und Andere,

die da gern geistlich geheissen werden wollen. Gewißlich Ihr habt die Zeit her in der Kirche zu Brandenburg weiblich tumultuirt und immer einen Alarm nach dem andern angefangen und das hat nachher heissen müssen, Euer Amt und Gewissen brächte es mit sich, da doch die Ruh einer Windmühle ähnlicher sieht, als dieselben Actiones Eurem Amte; eines Theils auch unter Euch, oder auch vielleicht Alle ein so weites und geräumiges Gewissen haben, daß ein wohlbeladener Wagen mit vier Pferden hindurch fahren könnte. Damit kein Friede in der Kirche wäre, habt Ihr die Leute, welchen Ihr auffällig oder feind seid, in dem Beichtstuhl, wie Ihr's nennet, also tormentirt, daß es zu verwundern ist, daß auch mancher darüber von der Communion hat wegbleiben müssen; denn da er zur Communion sich finden wollte, um Ruh und Frieden für seine Seele zu haben, habt Ihr ihn dagegen mit unberuhigtem Gewissen von Euch gelassen, daß er viel lieber gemocht, daß er's nie angefangen hätte. Und in Summa habt Ihr mit allem Fleiß dahin gerungen, daß Euch zu Ehren mit Wahrheit nachgerühmt werden kann: *Vix audeat Pluto, quod audent sacerdotes Venerabiles Brandenburgenses*. —

Unter solchen Verhältnissen konnte wohl das Jubelfest der Reformation, welches im Jahr 1617 stattfand, nur mit sehr gemischten Empfindungen in den Märrischen Landen gefeiert werden; jedoch fand eine Feier statt, denn der Kurfürst erkannte die großen Verdienste, welche sich Luther um die Verbesserung der Kirche erworben hatte, vollkommen an und ließ der Sache den Unwerth eines Theiles ihrer Vertheidiger keinesweges entgelten.

Diese Mißheiligkeiten in den innern Angelegenheiten des Landes verhin- derten den Kurfürsten nicht, die auswärtigen Beziehungen seines Hauses scharf im Auge zu behalten. Wir haben oben gesehen, in wie bedenklicher Lage sich die neu erworbenen jülichischen Länder den katholischen Nachbarn und dem Kaiser gegenüber befanden und daß in jedem Augenblick die Feindseligkeiten dort auf das Heftigste auszubrechen drohten. Und dennoch brach der Krieg, durch welchen Deutschland fast der völligen Vernichtung Preis gegeben wurde, nicht an den Ufern des Rheines, nicht zwischen eifersüchtig um Landesbesitz streitenden Fürsten, sondern in dem slavischen Böhmen aus, wo die Unterthanen durch den Majestätsbrief des Kaisers Rudolf II. gegen jede Beeinträchtigung ihrer Widersacher sicher gestellt zu sein schienen, denn drei Viertel der Einwohner des damals blühenden und durch seine Geisteskultur ausgezeichneten Landes bekannten sich zur evangelischen Lehre, namentlich der bei weitem größte Theil des hohen Adels.

Unter dem Kaiser Mathias, obschon er kein Freund der Reformation war, hatten sich die Böhmen dennoch sicher gefühlt, allein seit dem Jahre 1617 war Ferdinand von Steiermark mit Zustimmung der Stände, denen auch trotz der anfänglichen Behauptung freien Wahlrechtes von den Protestanten kein nachhaltiger Widerstand geleistet worden war, da man ihnen ausdrücklich alle Freiheiten und Rechte bestätigt hatte, zur eventuellen Erbthulbigung gelangt. Bald



jedoch hatten sie hinreichende Veranlassung, ihre Willfährigkeit zu bereuen, denn unverzüglich erhob die katholische Partei ihr Haupt und drohte den Gegnern mit baldiger Vernichtung, ein um so bedenklicherer Umstand, da gerade in dem Augenblick die katholische Partei in Deutschland ihre Macht verbreitete und befestigte. Denn obgleich Mathias durch kaiserliche Nachvollkommenheit die Liga sowohl als die Union aufgehoben hatte, so blieben doch beide zusammen und Maximilian von Baiern, unter eifriger Mitwirkung Ferdinands, verdoppelte seine Thätigkeit für den Bund und machte sich auch unverzüglich bereit zum Kampf.

Des thätigen Beistandes auf diese Weise versichert und von den Jesuiten angefeuert, ließ sich die katholische Partei gegen die Ewangelischen Ungerechtigkeiten aller Art zu Schulden kommen. Mehrere utraquistische Kirchen wurden niedergedrückt, dem Grafen von Thurn, dem freimüthigen Vertheidiger des Majestätsbriefes, das Burggrafnamt auf dem Karlstein, wo die böhmischen Königs-Insignien bewahrt wurden, genommen, die klagenden Protestanten selbst durch verleumderische Berichte bei dem Kaiser angeschwärzt. Besonders hatten sich in letzterer Beziehung die beiden kaiserlichen Räthe, Martiniz und Slavata hervorgethan, und waren deshalb den Utraquisten ganz besonders verhaßt. Die gewaltsame Rache, welche Mathias von Thurn an der Spitze der Defensoren des Majestätsbriefes an den beiden katholischen Beamten des Kaisers nahm, machte jede friedliche Auskunft unmöglich; außerdem meinte der Kaiser nur geringen militärischen Widerstand von Seiten der aufrührerischen Böhmen zu finden. Ihm schien die Gelegenheit günstig, um den Protestantismus und ständische Selbstständigkeit mit einem Schläge zu vernichten.

Allein durch Thurn's eifrige Unterhandlungen war die Union für die Sache der Utraquisten gewonnen; und als der Niederländer Graf von Bouquoi, ein Jüdling Spinola's, mit den kaiserlichen Truppen in Böhmen einbrang, so erschien auch der Graf Ernst von Mansfeld nebst andern Führern der Union auf dem Kriegeschauplatz, und jede Hoffnung einer schleunigen Unterwerfung durch die Waffen schwand dahin. Mathias, der überhaupt kein Freund gewaltsamer Entscheidung war, neigte sich daher zum Frieden, und schon waren Unterhandlungen eröffnet, in welchen man kaiserlicher Seits gegen den Verdacht, als sei es auf Vernichtung des Majestätsbriefes und des Religionsfriedens abgesehen, protestirte, als leider zu sehr ungelegener Zeit der friedlich gefinnte Herrscher starb (1619).

Die Persönlichkeit Ferdinands, von welchem man wußte, daß er von Jesuiten erzogen und geleitet, zu den heftigsten Eiferern der katholischen Partei gehörte, und dessen heiligsten Versprechungen man daher nicht traute, stiftete den Böhmen einen so unüberwindlichen Haß ein, daß sie die ihm geleistete und ohne Zweifel der Form nach gültige eventuelle Huldbigung vergaßen und das Recht zu einer neuen Wahl in Anspruch nahmen.

Johann Sigismund, ein verständiger und umsichtiger Fürst, blieb natürlich nicht unthätig inmitten dieser drohenden Stürme. Sogleich schärfte er durch ein neues Mandat den schon früher gegebenen Befehl, daß kein brandenburgischer

Untertban ohne besondere Erlaubniß in fremde Kriegsdienste treten, sondern im Gegentheil sich mit Waffen und der sonst ihm gebührenden Rüstung jeden Augenblick des Aufrufs zum Dienst des Vaterlandes bereit halten sollte. Die Feindschaftlichkeit, mit welcher von Anfang an der Krieg auf beiden Seiten geführt wurde, machte die Rüstung zur Abwehr eines möglichen Angriffs um so dringender. Deshalb forderte der Kurfürst auch, zufolge seines Grundsatzes: *ostende bellum, ut pacem habeas*, seine Untertbanen zu den möglichst größten Anstrengungen auf, und glaubte hierbei um so sicherer auf die Erfüllung seiner Wünsche rechnen zu können, als die brandenburgischen Länder seit mehr als hundert Jahren von allen Uebeln und Lasten des Krieges befreit geblieben waren. Allein in dieser Hoffnung sah er sich zu seinem großen Schmerz getäuscht, denn eben der lange Frieden hatte seine Untertbanen so verweichlicht und erschlaft, daß sie von jeder Anstrengung zur Abwehr des gemeinsamen Unheils zurückschreckten; daher hielt ihnen der Kurfürst in einem zweiten Rescript das Schimpfliche und Gefahrvolle einer solchen Gefinnung mit den kräftigsten Ausdrücken vor, wies darauf hin, wie türkisch und barbarisch gegen die Ueberwältigten verfahren worden sei; daß es sich jetzt nicht mehr um die Freiheit des Gewissens, sondern um die Vertheidigung von Haus und Hof, von Weib und Kind handelte, und bedrohte diejenigen mit ernstlicher Strafe, welche sich nicht zu der ihnen durch den Behndienst pflichtmäßig zukommenden Rüstung vorbereiten würden.

Sehr nöthig war es aber, zu ganz außerordentlichen Anstrengungen aufzufordern, da die gewöhnlichen Mittel für die damaligen Erfordernisse nicht ausreichten, was dem Kurfürsten schon bei Gelegenheit der jülichischen Erbangelegenheit klar geworden war. Als nämlich der Versuch des Erzherzogs Leopold auf Jülich für Johann Sigismund die Aufstellung einer Kriegsmacht nothwendig gemacht hatte, erboten sich die neumärkischen Stände nur zur Erhaltung von tausend Mann; ja als man später einen Einfall kaiserlicher Völter von Böhmen aus ins Brandenburgische fürchtete, verstanden sie sich höchstens zu 2000 Fußknechten auf drei Monate, für welche noch außerdem der Landesherr die Disjuzee stellen sollte.

Nichts desto weniger war die Gefahr so dringend, daß jedenfalls auf Abhülfe gedacht werden mußte. Da griff man denn zu dem einzigen möglichen Mittel, nämlich zu Anleihen, mit deren Rückzahlung es jedoch sehr übel stand. Bedeutende Schulden häuften sich dadurch auf die Regierung. Unter andern fällt die sogenannte hooftseersche Anleihe, welche der Kurprinz Georg Wilhelm auf Anregung seines Vaters bei holländischen Kaufleuten machte, und welche, da Zins auf Zins geschlagen wurde, von 100,000 Gulden in wenigen Jahrzehnten bis auf mehrere Millionen anwuchs, in diese Zeit.

Die Stände entschuldigten ihr unpatriotisches Benehmen damit, daß sie keinesweges entschieden die geforderte Hülfe verweigerten, sondern sogar zu jeglicher nothwendig erscheinenden Leistung bereit seien, im Falle Johann Sigismund die calvinistischen Lehrer von ihren öffentlichen Stellen

entfernte, eine Zumuthung, in welche Johann Sigmund, ohne seine religiöse Gesinnung so wie seine fürstliche Ehre mit Füßen zu treten, niemals willigen konnte. Daß aber das Ansehen der Regierung hierdurch in den Augen der auswärtigen Mächte keinesweges stieg, läßt sich leicht begreifen.

Es entsprang auch noch ein anderes Uebel aus der Verweigerung der nöthigen Kriegsmittel von Seiten der Stände, nämlich die sogenannten garenden Knechte oder Söldner, welche der Fürst aus Mangel an Gold aus seinem Dienste entlassen hatte, und welche nun in Gemeinschaft mit anderem schlechten Gesindel im Lande umherzogen, und nicht nur das Land mit Bettelarbeit beschäftigten, sondern wohl auch durch Straßenraub und Mord unsicher machten. Diese Plage des Mittelalters hatte sich an einzelnen Orten bis auf jene Zeit erhalten; besonders litt damals die Mark Brandenburg schwer daran, wie die Classe des Kurfürsten, welcher ihren Ausschweifungen zu steuern suchte, hinlänglich bezeugen.

Während der Zeit, wo die böhmischen Unruhen begannen, trat endlich der lang ersehnte Anfall des Herzogthums Preußen an das Kurhaus ein. Der klüßliche Herzog Albrecht Friedrich starb am 28. August 1618. Da man sich auf diesen Fall schon lange vorbereitet hatte, so waren alle Verhältnisse der Erbfolge geregelt; die Regierung ging ohne Schwierigkeit an Johann Sigmund über.

Dies war der letzte selbstständige Akt seiner Regierung, denn schon gegen das Ende dieses Jahres traf ihn ein Schlaganfall und lähmte ihn dergestalt, daß er kaum noch seinen Namen unterzeichnen konnte. Gewöhnt, nach allen Seiten hin seine Thätigkeit zu bekunden, hielt er es nicht für möglich, noch ferner, seinen Ansichten von Regentenpflicht gemäß, die Regierung des Landes zu führen. Er beschloß daher, dieselbe seinem Sohne zu übergeben. Am 22. November des Jahres 1619 ist die Urkunde darüber ausgestellt, etwas über vier Wochen später, noch in demselben Jahre, führte ein zweiter heftiger Schlaganfall in dem 47. Jahre seines Lebensalters den Tod herbei.

Einige Geschichtsschreiber wollen Johann Sigmund nicht als ein würdiges Glied in der ruhmreichen Familie der Hohenzollern anerkennen, weil es ihm weder gelungen sei, die Ansprüche seines Hauses siegreich durchzusetzen, noch die kirchliche Zwietracht in seinen Landen vollständig zu beseitigen. Allein dieses Urtheil ist ungerecht, wenn man erwägt, wie geringe Mittel zu der Erfüllung einer solchen Aufgabe ihm zu Gebote standen. Man bedenke, wie viel sich selbst der große Kurfürst von seinen Rechten abdringen lassen mußte, obgleich für ihn der Besitz von Preußen so wie der Meißischen Länder durch den Erbbesitz von fast zwei Menschenaltern feststand, während Sigmund in einer sehr bedeutenden Zeit, wo er von dem übermächtigen Hause Habsburg nebst der katholischen Partei, welche noch kein hinlängliches politisches Gegengewicht in Europa gefunden hatte, bedroht, nicht einmal auf den uneigennütigen Beistand seiner politischen religiösen Freunde rechnen durfte. Dankenswerth schon war es, wenn

er auch nur einen Theil des Besitzes und der eventuellen rechtlichen Ansprüche, in religiösen Angelegenheiten aber den Grundsatz der unbedingten Duldung für die verschiedenen Formen des christlichen Bekenntnisses, d. h. die Grundlage einer freien geistigen Entwicklung, den Quell der Macht und Größe des künftigen preussischen Staates, seinen glücklicher gestellten Nachkommen erhielt. Fern also davon, mit ihm zu rechten, wenn er nicht thätiger und erfolgreicher in der Lauf der damaligen politischen Entwicklung eingriff, wollen wir dankbar anerkennen, daß er den Weg zum Ruhm und zur Größe seinen Nachkommen offen erhalten hat.

Mehr als um das Doppelte hatte sich unter Sigismund die Ausdehnung des brandenburgischen Besitzes vermehrt. Zu Friedrich I. Zeiten, dessen fränkische Besitzungen etwa 120 Quadratmeilen betrug, enthielt das Kurfürstenthum gegen 380. Durch den Rücklauf der Neumark wuchs das Landesgebiet auf 570 und durch Albrecht Achilles Kluge und thatkräftige Regierung auf 600 Quadratmeilen. Als Johann Sigismund die Regierung übernahm, betrug die sämtlichen Besitzungen des Kurhauses 670, nach der Erwerbung von Preußen und der clevischen Lande jedoch etwa 1440 Quadratmeilen.

Allein, wenn auch die Ausdehnung des Länderbesitzes sich wesentlich vermehrt hatte, so entsprach doch die Entwicklung im Innern diesem äußeren Fortschritte keinesweges. Seit einem Jahrhundert hatten sich alle Verhältnisse des Handels und der Gewerbe bedeutend verändert, und während andere europäische Völker, ja viele Gegenden Deutschlands von diesem durch Entdeckungen und Erweiterung des Seehandels erzeugten Umschwung des Verkehrs Nutzen gezogen hatten, waren die märkischen Länder schon ihrer natürlichen Lage wegen davon ausgeschlossen. Hier war man auf dem bisherigen Standpunkte verblieben und hatte deshalb Andere die Vortheile des großen socialen Umschwungs ausbeuten lassen. Fast der ganze Handel lag in den Händen der Kaufleute von Hamburg, Frankfurt am Main, Augsburg und anderer Städte; sie versorgten die nordischen Gegenden mit allen Waaren und Erzeugnissen des civilisirten Lebens, und zogen so fast ganz und gar den Activhandel an sich, durch den die märkischen Länder im Laufe des Mittelalters sich blühend erhoben hatten. Selbst in den hauptsächlichsten Städten bildeten Ackerbau und Viehzucht fast den einzigen Lebenserwerb.

Uebrigens litt das Land in Bezug auf Handel und Wandel noch an einem ganz besondern Uebel, welches namentlich während des dreißigjährigen Krieges in einer höchst verderblichen Weise zunahm, nämlich an der Ueberschwemmung mit schlechten Geldsorten. Eine große Anzahl von Menschen, nach damaligem Sprachgebrauch Ripper und Wipper genannt, machten bei dem Mangel an regelmäßigen Erverbsquellen ein Gewerbe daraus, die guten Geldsorten an sich zu bringen, um sie im Auslande, wo schlechtere ausgeprägt wurden, umzutauschen und so mit Vortheil diese dafür in Umlauf zu bringen. Da im Brandenburgischen der Groschen zu zwölf, in andern aber zu achtzehn Pfennigen

ausgeprägt wurde, so läßt sich der Vortheil, den solche Bucherer von der Unkunde des großen Haufens zogen, gar leicht begreifen. Zu vielen Centnern wurden diese schlechten Münzen ins Land gebracht, und so zerflüßte diese Unsicherheit der Selbstverhältnisse noch den geringen Handel, welcher von den früheren Zeiten her in der Mark zurückgeblieben war.

Wie natürlich, wenn Erwerb und Wohlstand in einem Lande sich mindern, war die Zahl derer, welche eine höhere Bildung erhalten hatten, in den Marken damals nur sehr gering. Als die Stände vermittelst einer Petition verlangten und durchsetzten, daß in geistlichen und weltlichen Aemtern zu ewigen Zeiten tüchtige und qualifizierte Patrioten den Ausländern bei der Besetzung vorgezogen werden sollten, so gab der Kurfürst allerdings das Versprechen, erhob jedoch laute Klage über den Mangel an Studirenden, und ermahnte zugleich die Bürger, sie sollten die Jüngen zum Studiren anhalten, denn es nähme überall an gelehrten Leuten ab. Die wenigen aber, welche noch studirten, möchten keine auswärtigen Universitäten besuchen, da sie auf den inländischen eben das sehen und lernen könnten.

Um die Kunst stand es zu dieser Zeit, wo die italienische, spanische, französische, niederländische und süddeutsche Malerschule eine so reiche Thätigkeit entfaltet hatte, in der Mark wie überhaupt in dem nordöstlichen Deutschland, noch ziemlich schwach; jedoch wird berichtet, daß Johann Sigismund Maler, Konterfäiter, wie es heißt, Bildhauer und eine ansehnliche Kapelle von Spielern und Sängern unter einem für jene Zeiten sehr hoch besoldeten Kapellmeister an seinem Hofe gehalten habe.

### Georg Wilhelm, 1619 — 1640.

Georg Wilhelm übernahm die Regierung in einem äußerst bedenklichen Zeitpunkt. Als sein Vater starb, war er vier und zwanzig Jahr alt und schon seit längerer Zeit in das Treiben der großen politischen Welt eingeweiht. Wir haben oben erzählt, daß ihm sein Vater im Jahre 1614 die Statthaltertschaft in den jülichischen Erblandern übertragen hatte. Seit 1616 mit Elisabeth Charlotte, Schwester des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz vermählt, hatte er in Cleve sein Hoflager aufgeschlagen, und auch bald die Liebe seiner neuen Unterthanen gewonnen. Wegen die Zeit des Anfalls von Preußen befand er sich wieder in Berlin, wo er auch nach einer kurzen Reise in das Herzogthum Preußen blieb, bis durch die tödtliche Erkrankung seines Vaters die Regierung in seine Hände überging.

Die Vettern des jungen Kurfürsten, Markgraf Christian von Batreuth, besonders aber Joachim Ernst von Anspach und Johann Georg von Jägerndorf waren eifrige Anhänger der Union, und arbeiteten deshalb natürlich mit allen Kräften den Plänen der Katholiken und des Erzherzogs Ferdinand entgegen,

vergebens jedoch hatten sie sich bemüht, die Wahl des Erzherzogs zu hindern, denn die drei geistlichen Kurfürsten standen geschlossen auf seiner Seite, und Sachsen hielt aus alter Anhänglichkeit oder vielleicht noch mehr aus der eigennützigen Hoffnung, der kaiserlichen Belehnung mit den jülichischen Ländern dadurch einigen Erfolg zu verschaffen, an der österreichischen Dynastie fest. Ein nicht geringer Beweggrund zu dieser Förderung der katholischen Sache mochte auch wohl das religiöse Vorurtheil hervorgerufen haben, denn Johann Georg war streng lutherisch und hegte daher gegen den Kurfürsten von der Pfalz, sowie gegen die Markgrafen als Reformirte eine tiefe Abneigung.

Uebrigens zeigte sich bei dieser Sache der in der menschlichen Gesellschaft, namentlich der europäischen, tief eingewurzelte konservative Instinkt; denn selbst Friedrich V., obschon wegen der Krone Böhmens Ferdinands Nebenbuhler und tödtlicher Feind, gab in Bezug auf die Verhandlungen in Frankfurt seinem Gesandten die Instruktion: im Falle die übrigen Kurfürsten sich für jenen erklärten, der Wahl keine weiteren Schwierigkeiten entgegen zu setzen. So war denn am 27. August Ferdinand II. erwählter römischer Kaiser geworden, allein schon einen Tag vorher hatten die Böhmen, nachdem von ihrem Gesandten vergebens in Frankfurt Alles gegen Ferdinand aufgeboten worden war, den Kurfürst Friedrich V. zu ihrem König erwählt. Indem der Pfalzgraf annahm, war für die Union, denn nur im Vertrauen auf sie hatte der Pfalzgraf den Kühnen Schritt gethan, der Würfel geworfen; ein Kampf beider Parteien auf Leben und Tod schien unvermeidlich.

Unter diesen Umständen hatte Georg Wilhelm die Regierung angetreten, und sah sich demnach sofort mitten in den Strudel der gefährlichsten politischen Wirren gerissen. Nicht nur standen die clevischen Angelegenheiten immer noch sehr gefährlich, sondern der offene Ausbruch der Feindseligkeit zwischen dem von der Liga jetzt eifrig unterstützten Kaiser und der Union, deren hauptsächlichstes Mitglied Friedrich V. durch Bande der Verwandtschaft eng mit ihm verbunden war, ließen ihm fast keine Wahl übrig. Allein dem jungen Kurfürsten, obschon er weder von der Natur noch in seiner Erziehung vernachlässigt war, und unter friedlichen Verhältnissen vielleicht zum Segen seiner Unterthanen die Regierung in den weiten, vielfach durch Lage und Sitte von einander geschiedenen Staaten geführt hätte, mangelte die wesentlichste aller fürstlichen Eigenschaften: der kraftvolle männliche Wille, die tiefe persönliche Ueberzeugung von dem, was die Nothwendigkeit erheischt, und die sittliche Größe, auch die ganze Verantwortlichkeit dafür auf sich zu nehmen, Eigenschaften, welche den wahrhaften Selbstherrscher ausmachen, und welche seinem großen Sohne in so hohem Maße eigen waren. Sie gerade fehlten dem Kurfürsten Georg Wilhelm, und dieser Mangel in einem Zeitpunkt bedenklicher Entscheidung machte seine Regierung zu der unglücklichsten und traurigsten aller hohenzollernschen Fürsten.

Als Statthalter von Cleve hatte er die Bekanntschaft des Grafen Adam von Schwarzenberg gemacht, und ihn als geheimen Rath in seinen Dienst

genommen. Schwarzenberg war der Sohn eines kaiserlichen Feldhern, anfänglich selbst im kaiserlichen Kriegsdienste, später Rath des Herzogs von Jülich, in dessen Gebiet ihm ansehnlicher Grundbesitz gehörte. Er galt allseits als ein Mann von großen Talenten, und da er von Beginn des Erbsteites an für die brandenburgische Besitznahme wirkte, so ward er schon vom Kurfürsten Johann Sigismund zum Oberkammerherrn und kurfürstlichen Geheimrath ernannt, allein er war, was aus der eigenthümlichen Lage der jülich'schen Erbangelegenheit leicht begreiflich ist, auch in Diensten des Pfalzgrafen von Neuburg, weil anfangs eine gemeinschaftliche Regierung stattgefunden hatte, und besorgte die Verwaltung der Aemter Jülich und Düren.

Da für ihn bei seiner Parteinahme für das Haus Brandenburg in diesen die Dauer seiner Stellung sehr ungewiß wurde, so erscheint es ganz billig, daß er sich im Falle eines solchen Verlustes Entschädigung versichern ließ. Als Schwarzenberg überdies auch noch durch die Kriegszüge der Spanier große Verluste auf seinen Gütern in den clevischen Ländern erlitt, schlug ihn Georg Wilhelm zum Heermeister des Johanniterordens vor. Bald wurden dem Kurfürsten die Dienste eines so gewandten Staatsmannes unerentbehrlich.

Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, und bald darauf der Abbruch des zwölfsährigen Waffenstillstandes zwischen Spanien und den Niederlanden, bedrohten die clevischen Länder aufs Neue mit den schwersten Gefahren; deshalb mußte der Graf, da er allein die Verhältnisse so wie die Persönlichkeiten, welche hierbei von Wichtigkeit waren, genauer kannte, und auch der Religion wegen (er war katholisch), den politischen Gegnern weniger unerwünscht und für diplomatische Unterhandlungen durchaus geeignet erscheinen.

Hierdurch geriethen die Fäden der ganzen brandenburgischen Politik in Schwarzenbergs Hände, denn auch in den Angelegenheiten des Kurfürstenthums war er Georg Wilhelms vornehmster Agent. Wir werden sehen, wie er in dieser Stellung die freundliche Beziehung zum Hause Oesterreich als Grundlage für die brandenburgische Politik nahm, weshalb ihm natürlich von protestantischer Seite der Vorwurf eines schmähligen Verraths des gemeinen Wohles so wie der Interessen des brandenburgischen Hauses selbst, gemacht worden ist. In man ist bis zu der Behauptung gegangen, daß er nicht nur das Land an Oesterreich verrathen, sondern sogar dem jungen Kurprinzen nach dem Tode desselben gestellt habe, um nach dem Tode dieses einzigen Landeserben für sich den Aukrut zu erringen. Es darf sich Niemand darüber wundern, daß ein großer Theil der Zeitgenossen und mit ihnen Historiker späterer Jahre ein so verdammendes Urtheil über einen Mann gefällt haben, der selbst katholisch, des Bündniß mit der katholischen Partei auf das Dringendste empfahl, für dessen Gesezung der Kaiser sogar fromme Gelübde ablegte.

Es ist natürlich, daß nach Allem, was uns die Geschichte seit zwei Jahrhunderten gelehrt, daß der eifrige Protestant und preussische Patriot den Kaiser Ferdinand II. nicht nur als den gefährlichsten Gegner seines kirchlichen

Prinzip, sondern auch als den ganz besonderen Feind der damals sich eben erst entwickelnden brandenburgischen Macht ansehen wird. Allein zu jener Zeit erschien Manches in einem ganz anderen Lichte. Sogar in Sachsen, wo die Regierung von streng lutherischen Männern geleitet wurde, glaubte man in dem Kaiser nicht sowohl den Unterdrücker der durch den Religionsfrieden beruhigten Protestanten zu erblicken, als vielmehr den Schützer deutscher Reichsstände gegen ehrgeizige Nachbarn des In- und Auslandes. Und welche Gründe lagen nicht ganz besonders für Georg Wilhelm vor? War er nicht durch die clevischen Länder, für welche ihm die kaiserliche Belehnung, besonders nach der Forderung sächsischer Ansprüche von dieser Seite, unumgänglich nothwendig erschien, an den Kaiser gefesselt? Mußte er nicht nach dem traurigen Beispiele der Pfalz und anderer deutscher Länder den Anschluß an die Union, die dänische und schwedische Partei, den Verlust aller Anwartschaften, ja sogar seiner Erbländer fürchten? Nahm doch Gustav Adolph bald nach dem Wiederausbruch des polnischen Krieges ohne Rücksicht auf den Schwager, freilich seiner eigenen Sicherheit wegen, den wichtigen Hafen Pillau ein, und schaltete überhaupt in Preußen wie in einem eroberten Lande, während die Dänen wie die ärgsten Feinde an den Grenzen des Kurfürstenthums hauseten. War nicht der dreißigjährige Kampf unter den Gliedern des Hauses Wasa in Schweden und Polen noch in vollem Gange, und nicht auch hierbei das treibende Prinzip die Religion? Wie sollte da der katholische Minister, der doch um so weniger in den Anhängern seines Glaubens hinterlistige Feinde der gemeinsam anerkannten Verträge finden konnte, den Anschluß an eine andere Macht, als an die in Deutschland waltende, des kaiserlichen Hauses Habsburg, rathen! Schwarzenberg kann, und wir wollen der Menschheit zu Ehren es glauben, in der vollen Ueberzeugung von der Nützlichkeit seiner Ansicht, für den Herrn, dem er diente, gehandelt haben; allein dessen ungeachtet bleibt es gewiß, daß er die Interessen des Fürsten und Landes, welchen er berieth, auf das Gefährlichste bloß stellte, und, wenn auch in redlicher Ueberzeugung, dasselbe that, was nur ein bezahlter Verräther thun konnte!

Darin beruht ja überhaupt die Gefahr der Stellung eines leitenden Staatsmannes, daß er verantwortlich ist, nicht nur für die Redlichkeit seiner Gesinnung, sondern auch für die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit seines Rathes, und daß man nicht nur den Stein der Verdammung auf ihn wirft, sobald er durch frevelnde Redheit das Unheil über das beherrschte Land hereinführt, sondern auch, wenn er durch Kleinmüthiges Aufgeben des Grundprinzipes seines Staates, den Lebensnerv desselben durchschneidet! —

Wird dies in Betracht gezogen, so kann man die Politik des Grafen verdammten, ohne ihn der Landesverrätherei zu beschuldigen, wenn er den Ständen von einem Bündniß mit Dänemark und Schweden abrieth. „Was die Dänen betreffe, sagt er in einem Bericht an dieselben, so scheine es schimpflich, den Bund desjenigen zu suchen, der so vielen Schaden gethan, und es noch ärger



machen würde, wenn er erst die Direction erhalte. Von seinen Feinden hart gedrängt, könne er leicht Frieden machen, (was auch wirklich später von Seiten der Dänen geschah), und den Kurfürsten Preis geben, (man denke nur an die Herzoge von Mecklenburg). Auch sei er zu fern; ehe er bei Gefahren zur Rettung herbeikäme, könne Alles geschehen sein. Es würde Acht vom Kaiser erfolgen, und der Kurfürst um Land und Leute, das Volk um seinen angeborenen Erbherrn kommen. Durch Verbindung mit Dänemark mache man sich auch die Polen zu Feinden, das zur Defension des Landes geworbene Kriegsvolk sei viel zu wenig, und Niemand wolle es bezahlen. Der König gebe zwar vor, er wolle Religion und Freiheit beschützen, aber seit dreiviertel Jahren habe man noch keinen Nutzen davon gesehen. Schläge sich aber der Kurfürst zum Kaiser, doch mit Freiheit der Religion und des Gewissens, so würde man nicht ohne Rath und Hülfe sein. Seine Vorfahren hätten sich immer an das Haus Oestreich gehalten, und wären dadurch in Aufnahme gekommen. Es gehe denen wohl, die S. R. M. partes savirten, dürften sich vor keiner Acht fürchten. In den jülichischen Angelegenheiten und wegen Preußen wären gute Commoditäten zu erwarten, weil der Kaiser bei Polen viel vermöge, das wegen des Einfalls der Schweden in Preußen erbittert sei. Das Bündniß mit den Staaten habe seit etlichen Jahren keinen Nutzen, sondern nur nachtheilige Ereignisse bewirkt, und nur, wenn der Kaiser es treu meine, werde man zum ruhigen Besitz kommen."

Allerdings, wenn letztere Voraussetzung in Bezug auf das Haus Hohenzollern richtig gewesen wäre, hätte Niemand des Ministers politische Richtung tadeln können, denn jedenfalls war die Ausdehnung der dänischen und schwedischen Macht für das Bestehen und die Entwicklung des brandenburgischen Lindercomplexes nicht eben förderlich; keine von diesen Mächten würde angestanden haben, sich auf Kosten des noch sehr zusammenhanglosen Staatsembryo's zu vergrößern. Wer hätte es ihnen auch, selbst vom sittlichen und religiösen Standpunkt aus, verargen können, da sie sich als Vorkämpfer für die Glaubensfreiheit ansehen durften, die Besitzungen ihrer schutzlosen Glaubensgenossen aber als sichere Beute die Macht ihrer Gegner gefährlich zu vergrößern drohten.

Allein, daß der Kaiser weder in Religions-Angelegenheiten noch in Bezug auf weltliche Macht den protestantischen Fürsten gerecht werden wollte, ergab sich, wenn nicht früher, ganz unwiderleglich durch das berühmte Restitutions-Edikt (1629) und seine Folgen. Man mußte nun einmal zwischen zwei gefährlichen Maßregeln wählen; es galt die zu ergreifen, welche unter Umständen Rettung und Heil versprach. Offenbar konnte nur eine entschiedene, kräftige und selbstthätige Theilnahme an dem Streit, dem Fürsten und seinem Lande zum Heil ausschlagen, wie sich dies an dem Beispiel Baierns erwiesen hatte; niemals jedoch durfte Georg Wilhelm, wie Maximilian, seine Hand dem Kaiser zur unbedingten Unterdrückung seiner Glaubensgenossen bieten — daher blieb für den aufrichtig brandenburgisch gesinnten und klar denkenden Staatsmann kein anderes

Mittel übrig, als mit ganzer Kraft die Sache der Protestanten zu ergreifen, durch Brandenburgs wichtige Theilnahme die Schale zu ihren Gunsten nieder zu drücken, und sich dadurch einen Theil des Siegeslohnes zu sichern.

Zu einer solchen Handlungsweise konnte freilich, damals wenigstens, kein Katholik, niemals ein Freund des Hauses Habsburg seinen Rath geben. Schwarzenberg war ebensowenig im Stande, ein treuer und segensbringender Rathgeber Georg Wilhelms, als Wallenstein nach seiner zweiten Erhebung ein ergebener Führer des kaiserlichen Heeres zu sein.

Nachdem so der Standpunkt für das Urtheil über die Schwarzenbergische Politik festgestellt ist, wollen wir die hauptsächlichsten Begebenheiten des furchtbaren Krieges, in welchen Brandenburg mehr Leidend als thätig hineingezogen ward, in kurzer Uebersicht hinstellen.

Zu der Zeit, als Georg Wilhelm die Regierung des Kurfürstenthums übernahm, stand es mit Friedrichs V. Aussichten gar nicht so schlecht. Er selbst aber zeigte einen fast eben so schwankenden Charakter als sein Schwager Georg Wilhelm, denn nachdem er die Böhmen zu seiner Wahl veranlaßt hatte, hielt er Umfrage bei den deutschen Ständen, ob er die Wahl annehmen sollte, anstatt entweder aus freiem Antriebe und ehrfurchtsvoller Scheu vor den Rechten des Hauses Habsburg zurückzutreten, oder sofort das Schwert zu ziehen und die Scheide fortzuwerfen. — Doch Kaiser Ferdinand II. gerieth ganz ohne sein Zuthun in die allergrößte Bedrängniß. Zwei Feinde standen gegen ihn auf, und boten dem Pfalzgrafen und Böhmen, so wie der ganzen protestantischen Partei schätzenswerthen Beistand: Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, als Mitbewerber um die Krone Ungarn, an welchen sich Graf Thurn mit seinen Böhmen angeschlossen hatte; andererseits, nicht minder drohend für den Kaiser, die österreichischen Stände, deren Privilegien Ferdinand noch nicht bestätigt hatte, und die deshalb jeder gewaltsamen Bewegung ohne Zweifel ihren Beistand geliehen hätten.

Wie es nun so oft bei schwankenden und unklaren Charakteren geschieht, so auch hier. Den günstigen Augenblick, um eine vortheilhafte politische Stellung, die auf dem Boden streitigen Rechtes fußte, glücklich auszubeuten, ließ man ungenutzt vorübergehen; wie anders aber, als durch kühne Anwendung der Schärfe des Schwertes konnte der Zwist gelöst werden! Man that hier das Schlechteste von Allem, man behauptete, durch das Recht allein, unhaltbare Ansprüche, und ließ das Schwert in der Scheide. Ganz anders Ferdinand und die Liga. Sie rüsteten mit aller Macht und verstärkten sich durch päpstliche, spanische, italienische, ja sogar französische Hülfstruppen; denn man hatte damals aufgehört, die Uebermacht des Hauses Habsburg in Deutschland zu fürchten. Dagegen ließ König Jakob von England seinen Schwiegersohn fast ohne alle Unterstützung, während die Union, welche noch kurz zuvor mit so großem Geräusch aufgetreten war, thatenlos auseinander ging, Sachsen dagegen eine fast offen feindliche Stellung gegen den reformirten König von Böhmen einnahm.

In Brandenburg war man keinen Augenblick über die Stellung in Bezug auf die böhmische Angelegenheit schwankend. Nicht nur Schwarzenberg, auch alle übrigen kurfürstlichen Rätthe erklärten sich jetzt gegen die Theilnahme an der Sache Friedrichs, und wer hätte auch bei der damaligen Lage der Verhältnisse anders ratthen können? Die Schlacht auf dem weißen Berge (1620) und noch mehr die feige Flucht Friedrichs aus Prag rechtfertigten diesen Beschluß vollkommen.

Ungestraft entging man den ungünstigen Folgen dieses Ereignisses nicht, denn die Königin von Böhmen und bald darauf ihr unglücklicher Gemahl suchten bei dem Schwager einen sichern Zufluchtsort. Georg Wilhelm war damals nach Preußen gegangen, um die wegen der Belehnung Preußens eingetretenen Schwierigkeiten zu heben. Graf Schwarzenberg begleitete ihn auf dieser Reise. Die Sache wurde nicht so bald erledigt, da ein Theil der Stände die Aufhebung der von dem Könige schon ertheilten Bestätigung seiner landesherrlichen Rechte ermittelte, und auch die wichtige Stadt Königsberg die Anerkennung derselben verweigerte.

Die in der Mark zurückgebliebenen Rätthe waren in großer Verlegenheit, was sie über das Gesuch des vertriebenen Königspaares beschließen sollten. Königin Elisabeth befand sich in schon weit vorgerückter Schwangerschaft, daher konnte man die erbetene Zuflucht um so weniger abschlagen. Man wies ihr nebst ihrem Gemahl Anfangs Küstrin, später das Schloß zu Berlin als Wohnsitz an. Hieraus erwuchsen der kurfürstlichen Regierung alle Arten von Verlegenheit, da nicht nur die Kosten des Unterhaltes für die unwillkommenen Gäste die vorhandenen Mittel bedeutend überstiegen, sondern auch von Seiten des Kaisers auf das Nachdrücklichste diese Aufnahme seines Feindes gerügt wurde. Man hatte um so mehr Veranlassung, des Kaisers Mißbilligung zu fürchten, als wenige Tage nach der Schlacht auf dem weißen Berge die Vermählung der Markgräfin Maria Eleonore, Georg Wilhelms Schwester, mit dem jungen König von Schweden, Gustav Adolph, vollzogen war, weil er in diesem einen harnackigen Feind der katholischen Sache, und zwar mit vollem Rechte vermuthete. Die kaiserlichen Vorstellungen blieben auch nicht ohne Erfolg, denn König Friedrich wurde veranlaßt, die brandenburgischen Staaten zu verlassen und sich nach Holland zu begeben, wohin ihm auch seine Gemahlin bald nachher folgte.

Als nun in Böhmen das furchtbare Strafgericht gehalten wurde, 27 der sogenannten Häufsführer des Aufstandes, unter ihnen der Fürst Sichtenstein, auf dem Blutgerüst endeten, in Mähren die katholische Religion unverzüglich wieder zur Herrschaft kam, die abgefallenen böhmischen Herren und Ritter, 728 an der Zahl, zwar mit dem Leben begnadigt, aber zum Theil oder ganz ihrer Güter beraubt wurden, jedenfalls aber der Religionsfreiheit gänzlich entzogen mußten, da kamen die protestantischen Stände zum Bewußtsein ihrer thörichten Zuvorsicht auf des Kaisers friedliche Versprechungen in Betreff religiöser Angelegenheiten. Jetzt, allein zu spät, sah selbst der Kurfürst von Sachsen die Folgen seiner unverständigen Begünstigung der kaiserlichen Interessen ein, und protestirte

vergebens gegen das willkürliche Verfahren in der pfälzischen Sache. Ganz erfolglos widersprachen Sachsen und Brandenburg auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1623), als es sich um die Verleihung der pfälzischen Kur an Baiern handelte. Die Fürsten wandten mit vollem Rechte ein, der Kaiser habe wider seine Wahlcapitulation den Pfalzgrafen Friedrich ohne richterliche Untersuchung verurtheilt. Sie schmeichelten sich noch mit der Hoffnung, Ferdinand II. würde ihn, wenn er sich unterwürfe, restituiren, und ebenso auch Böhmen durch allgemeine Amnestie und Herstellung freier Religionsübung beruhigen. Allein die Zeit, wo so etwas durchgesetzt werden konnte, war längst vorübergegangen, denn schon verbreiteten sich die Truppen der Liga und des Kaisers siegreich über die Länder am Rhein und im mittleren Deutschland. Dieses Kriegsglück stieg noch dadurch, daß auch Bethlen Gabor nach kurzem Triumph seine Truppen aus den österreichischen Erblanden wieder zurückgezogen hatte. Wie zum Hohne für den Kurfürsten von Sachsen, welcher doch fast mit gewaffneter Hand sich gegen den evangelischen Pfalzgrafen erhob, jedenfalls seine moralische Mitwirkung in diesem Kampfe dem Kaiser gespendet, ja über den Fall des reformirten Fürsten Dankpredigten gebuldet hatte, weil der calvinische Antichrist schlimmer sei als jeder andere, und es unerträglich erschiene, einen solchen Oberherrn für die von Böhmen abhängigen Lehne zu haben — begann jetzt der Kaiser auch in Schlessien die Protestanten niederzudrücken, obgleich Johann Georg nicht nur dieses Land wieder unter österreichischen Gehorsam gebracht, sondern auch das feierliche Versprechen gegeben hatte, daß ihnen in ihrer Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen sollte.

Georg Wilhelm hatte ebenfalls einen vollgültigen Beweis von des Kaisers Rücksichtslosigkeit gegen die ihm treugebliebenen protestantischen Stände erhalten. Mit dem Pfalzgrafen hatte auch den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf die ganz ungesetzlich ausgesprochene Acht getroffen. Auf eben dem Kurfürstentage von Regensburg, wo die pfälzische Sache verhandelt wurde, erhob der Kurfürst seine Stimme gegen die Achtung seines Verwandten, namentlich aber gegen die Einziehung des Herzogthums, durch welche außer dem Markgrafen auch die dem Kaiser befreundete Kurlinie ohne alle Schuld von ihrer Seite beeinträchtigt wurde. Was half es, wenn man mit diplomatischer Gründlichkeit nachwies, daß der Kurfürst Joachim Friedrich das durch Kauf an das Haus Hohenzollern gelangte Herzogthum nur zur Abfindung seinem jüngeren Sohne Johann Georg und dessen männlichen Nachkommen mit Vorbehalt des Rückfalls an die Kurlinie übergeben hatte? Der Sieger durfte jetzt Niemanden mehr scheuen, und die Jesuiten entbanden ja von Gewissensscrupeln, wenn es sich um die Erfüllung eines in Sachen der Religion gegebenen Wortes handelte. Graf Karl von Nichtenstein wurde dem gegründeten Einspruch zum Troß mit dem Herzogthum Jägerndorf belohnt.

Unter so bemannten Umständen schien die Zeit der vollkommenen Vernichtung des Protestantismus in Deutschland gekommen zu sein. Die unter sich

gespaltenen Stände, deren wichtigste theils vernichtet, theils durch schwankende und unfähige Leitung in hilf- und rathlosen Zustand versetzt waren, sahen kein Mittel der Rettung mehr. Das protestantische Ausland jedoch meinte diesem hilflosen Zustande nicht länger zusehen zu dürfen, denn die Gefahr für die Freiheit des Glaubens schien gemeinsam. Die Könige von England, Dänemark und Schweden hatten mehr oder minder gegründete Veranlassung, für ihr eigenes Wohl besorgt zu sein. Bei Jakob I. handelte es sich um das Geschick seiner Tochter, der Königin von Böhmen und ihrer Kinder, während die Engländer mit Besorgniß den Fortschritt der katholischen Reaction auf dem Festlande verfolgten; der König von Dänemark war als Herzog von Holstein mit an dem Geschick seiner protestantischen Mitstände im römischen Reiche sichtlich theilhaftig, und Gustav Adolph mußte trotz aller bisherigen Siege die Rückkehr des katholischen Betters auf den von seinem Vater erworbenen Thron fürchten, sobald die Reaction in Deutschland vollständig gelang. Seit mehreren Jahren war er in die Land eingedrungen, zum großen Verdruß Kaiser Ferdinands II., der, sobald nur erst die näheren Feinde niederkämpft waren, ohne Zweifel seinem Freunde, dem König Sigismund von Polen, den nachdrücklichsten Beistand geleistet haben würde.

Der Kampf hatte, wie schon aus den letzteren Angaben hervorging, neben der religiösen auch eine wesentlich politische Seite. Von dieser her faßte man in Frankreich die Sache. Seit dem Jahre 1624 saß in dem Rathe Königs Ludwig XIII. ein Mann von unergründlicher Tiefe des politischen Blickes, und von einer Kraft des Willens, welche dem Scharfsinn seines vielgewandten Geistes entsprach. Armand du Плессis, Bischof von Luçon, Cardinal von Richelieu, so hieß dieser seltene Staatsmann, dem es freilich bei der Wahl seiner Mittel auf den sittlichen Werth nicht ankam. Sein politisch erhabenes Ziel war, die immer noch heftig wider einander kämpfenden Elemente in Frankreich zu einer einzigen großen Macht zusammenzufassen, die ganze Fülle der Kraft seines Volkes auf einen Brennpunkt hinzulenken, und dann dem übrigen Europa das Gesetz vorzuschreiben. Denn vor Allem war seine Politik auf die Befriedigung des Nationalgefühls begründet, und eine Politik dieser Richtung ist bei den Franzosen stets ihres Erfolges gewiß.

An das so geleitete Frankreich wendete sich in den letzten Monaten seiner schwankenden Regierung Jakob I., und fand natürlich ein geneigtes Ohr für seine Aufforderung, dem Hause Habsburg in seinen ehrgeizigen Plänen entgegen zu treten. Die diplomatischen Unterhandlungen betrieb der Graf von Mansfeld, ein durch seine Siege und militärische Einsicht dazu höchst geeigneter Mann. Außer anderen geringeren Punkten war die Wiedereinsetzung des Kurfürsten von der Pfalz die Grundlage des Bündnisses. Dessenungeachtet kam es noch nicht zu ernstlichen Unternehmungen, denn Jakob zögerte mit der Erfüllung seines Versprechens, und Richelieu scheute sich, offen mit dem Hause Oestreich zu brechen, so lange noch die Hugonotten als festgegliederte und durch Waffenmacht geschützte Partei in Frankreich dastanden.

So blieb denn für den Augenblick nur die Hülfe von Seiten der nordischen Mächte übrig. Christian IV., König von Dänemark, welcher geringere Forderungen machte, als sein nördlicher Nachbar, schien der geeignetste Schützer. Der niedersächsischen Kreis rüstete trotz der Abmahnungen des ligistischen Feldherrn Tilly; Christian, als Herzog von Holstein, ward Kreishauptmann des so gebildeten Heeres (1625). Von diesem Augenblick an verlor der Streit den Charakter einer rein deutschen Angelegenheit; es entzündete sich ein allgemeiner europäischer Krieg.

Immer näher war nun das Unwetter den brandenburgischen Staaten gezogen, gleichwohl hoffte Georg Wilhelm den vernichtenden Einbruch desselben durch eine bloße Neutralitätserklärung zu verhindern, ohne ernstlich an ein genügendes Mittel der Abwehr zu denken, im Fall man solche Erklärung missachten sollte. Wie rathlos Georg Wilhelm war, und wie wenig er selbst von seiner Neutralitätserklärung erwartete, ohne doch auf wirksamere Maßregeln zu denken, erfahren wir aus einem Schreiben Schwarzenbergs an den Kanzler Bruckmann. Der Kurfürst, heißt es darin, sei bei ihm gewesen, und habe sehr traurig gesagt: „Wenn dies Wesen lange dauert, so muß ich gar infirm werden; denn ich gräme mich sehr, daß mir meine Lande also verderben, und ich so geringe geachtet und verhöhnt werde, und habe keinen, der mir rathen will, was ich thun und vor Resolution nehmen könne. Meine Rätthe sollten es billig thun, auch habe ich oft deliberiren lassen, aber es ist nichts geschlossen, als daß ich bin zur Geduld verwiesen und der Besserung getröbet worden. Sonderlich hat man eine große Hoffnung von den Schweden gemacht, und nimmt mir jetzt Pillau, und das solle Freundschaft sein und die gemeine Sache befördern heißen! Was helfen mir Freunde, wenn sie nur das thun, was ich von meinen ärgsten Feinden erwarten sollte! Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren! Sitze ich so stille und sehe meinem Unglücke so zu, was wird man von mir sagen? Hingegen, da ich mich noch wehre, und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß der Kaiser es mit mir werde ärger machen als dieser. Und weil er bis dato gegen mich nichts gethan, so muß ich doch dann Gnade und alles Gute hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage, so gut ich könnte, dem Kaiser helfen und seines Schutzes begehren würde. Mit allen Rätthen sollte ich billig reden, aber sie sind so sehr auf deren Seite, die mich despotifiren und aufs äußerste ruiniren, daß ich darüber mehr erzürnt und betrübt, und zu einer Resolution schlüssig werden könnte. Als z. B. ich weiß, daß der von Ane-sebeck noch gestern an der Tafel die Einnahme von Pillau entschuldigt und gemeint habe, es würde mir zu hohem Lobe gereichen, da ich dies Alles über mich ergehen ließ und leiden würde, welches vielen Weisenden höhnlisch vorkommen und über diese neue Art des Lobes sich nicht wenig verwunderten. Stobs Geduld werde gepriesen, weil er von Gott heimgesucht; die sich aber von Menschen veritzen, braviren und mit Stülffgen das Ihrige nehmen lassen,

die wird kein Historienfchreiber loben können. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, da ich so ganz stille sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schande gelebt. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, da ich mich beim Kaiser halten werde. Also sehe ich nichts Anderes, als ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen, in der Zeit, da ich noch Etwas habe. Denn je länger es ansteht, je mehr Dänemark und Schweden um sich greifen, und wenn ich dann Alles quitt bin, und sie meine Lande in ihrer Gewalt haben werden, was soll ich dann thun!"

Dieser Brief ist etwa zu der Zeit geschrieben, wo der Graf von Mansfeld nach dem Verlust der Schlacht an der Dessauer Brücke (1626) gegen Wallenstein, welcher bekanntlich seit dem Jahre 1625 als kaiserlicher General ein Heer angeworben und dies auch auf eigene Kosten (d. h. auf die der unglücklichen Reichsstände, in deren Ländern er haufete, ganz gleich, ob sie Freunde oder Feinde des Kaisers waren), erhielt, sich so gut es ging in der Mark und dann in Schlesien zu halten suchte. Wir sehen hieraus, daß der größte Theil der Räte schon damals für eine Verbindung mit den nordischen Königen war, was allerdings Gefahr in sich schloß, und daß sie die in dem Briefe erwähnten Maßregeln als nothwendige Folgen der Kriegsbereignisse ansahen, deren Nachtheile man durch festen Anschluß an Schweden vermeiden könne; ohne Zweifel war es aber dem Heermeister gelungen, den Kurfürsten für seine politische Ansicht zu stimmen, obwohl er weißlich von seiner Ansicht nicht redet. Uebrigens hatte die Noth, in welcher sich der Graf von Mansfeld befand, diesen zu gewaltfamen Mitteln gezwungen, doch sein Gegner gab ihm hierin keineswegs etwas nach. Ja als im folgenden Jahre die Mark, Schlesien und Mähren von allen Feinden gereinigt, die Dänen bis nach Jütland hineingetrieben waren, und demnach kein strategischer Grund mehr vorhanden war, die brandenburgischen Länder mit Kriegsvolk zu behelligen, da legte sich Wallenstein mit seinem ganzen Heere in das unglückliche Land, und richtete es durch unzählige Grpfeffungen zu Grunde.

Vergebens suchte Georg Wilhelm hintereinander durch drei Abmahnungsschreiben, in welchen er seinen Unterthanen jeden Dienst in den Heeren der Feinde des Kaisers verbot, den verzweifelnden Unterthanen Hülfe zu verschaffen; ja er fand sich sogar, auf Verwendung des Kurfürsten von Sachsen, der sich des Kaisers Günst durch die Unterdrückung der Protestanten in den Erbländern geneigt zu machen gesucht hatte, ganz willig, seine Stimme endlich zu der umgekehrlichen Uebertragung der pfälzischen Kur zu geben; allein auch dies half nichts. Selbst die Hauptstadt des Kurfürstenthums, Berlin, ward von den feindlichen Scharen besetzt, und mit allen Plagen des Kriegszustandes heimgesucht.

Dies waren also die Ergebnisse der Schwarzenbergischen Politik, denn daß der obige Brief über die persönlichen Ansichten den Kanzler Bruckmanni zur Begünstigung der kaiserlichen Partei hinüberführen sollte, liegt auf der

Hand. Ein Jahr früher hätte vielleicht der Anschluß an Dänemark und Schweden genützt, allein jetzt war man zu tief in diese verderbliche Politik hineingerathen, um einen Rückweg zu finden; nun blieb nichts Anderes übrig, als mit dem Kaiser zu halten, um wenigstens nicht Alles zu verlieren. Wie schmerzlich der Druck des kaiserlichen Kriegsvolkes auf dem Lande lastete, man mußte es still ertragen, und Jeder scheute sich, auch nur den Schein, als ob man eine Annäherung an die Gegner des Kaisers für vortheilhafter hielt, auszusprechen, weil man dadurch den Zustand nur zu verschlimmern fürchtete. Dies ergiebt sich aus der Aeußerung eines der vornehmsten Rätthe des Kurfürsten, dem selbst Schwarzenberg seine Achtung nicht versagen konnte, des schon oben genannten Levin von Knesebek. „Ich habe, schreibt er in einem Briefe an Georg Wilhelm, mir nun vor einiger Zeit bedenken lassen, daß ich nicht mehr bei C. R. D. dieselbe gnädigste Affection und dasselbe Vertrauen vermerken könne; denn wenn ich mit C. R. D. also reden darf, dünket mich, daß ich ansehe C. R. D. Gesicht, und daß es nicht ist gegen mich wie vor der Zeit. Ferner haben der Herr Heermeister mir deutlich zu vermerken gegeben, daß die ganze Welt sage, ich wäre gut schwedisch.“ Es war also an dem Hofe des Kurfürsten so weit gekommen, daß die Ansicht, ein Bündniß mit Schweden könne die protestantische Sache retten und dem Kurfürstenthum heilsam sein, gleichsam als Landesverrath galt. Und was hatte sich denn, um diese Ansicht zu begründen, wirklich begeben!

König Gustav Adolph war mit seinem Vetter Sigismund von Polen in ehrlichem und offenem Kriege. Sein Vater hatte allerdings die Empörung der Stände gegen letzteren, als er durch Annahme der katholischen Religion sein Volk in den heiligsten Interessen bedroht, zu seiner eigenen Erhebung benutzt, jedoch Gustav Adolph vertheidigte einen ererbten Thron, und zwar mit glücklichem Erfolg, denn schon war Liebling in seine Hände gefallen. Immer noch zögerte Sigismund mit der Anerkennung seines Rechtes auf Schwedens Krone, daher beschloß Gustav Adolph, auch Preußen anzugreifen, um durch dieses Zwangsmittel sein Ziel zu erreichen. Um aber mit Erfolg in das polnische Preußen einzudringen, mußte er sich eines festen Stützpunktes in dem Herzogthum versichern. Vornehmlich bedurfte er eines Hafens, deshalb war auf Pillau sein Auge gerichtet. Die Absichten des Königs konnten weder am polnischen noch am brandenburgischen Hofe ein Geheimniß bleiben, daher sah sich Georg Wilhelm genöthigt, Maßregeln zur Vertheidigung des wichtigen Platzes zu nehmen. Doch wie Alles, was unter der unglücklichen Regierung geschah, waren auch diese nicht hinlänglich; und als der König von Schweden mit 150 Segeln und 15000 Mann vorzüglicher Truppen auf der frischen Nehrung landete, konnte sich die Festung nur kurze Zeit halten, da die in Eile begonnenen Werke erst halb vollendet waren (1626). Auf die Anfrage der preussischen Gesandten erwiederte der König in seiner geraden und derben Weise: „Er habe den Entschluß gefaßt, die Weislichkeit im ermländischen Bisthume heimzusuchen,



und die bequeme Lage Willau's ihn genöthigt, dort sein Volk auszusehen. Wider den Kurfürsten, als seinen Schwager, habe er keine Feindschaft, und sei ihm leid, daß Willau demselben angehöre, da er den Ort, um seinen Rücken zu decken, nothwendig in seiner Gewalt haben müsse. Wegen die Landesinsassen wolle er sich als einen Freund bezeigen, von ihnen keinen Zuschuß begehren, und sofern man sich gegen ihn auf gleiche Art zu betragen gedächte, bei seinem Wort die Versicherung geben, daß Niemanden ein Fuß solle genommen werden."

Der König gewährte den Gesandten des Herzogthums zur Antwort eine Frist, verlangte aber ihrerseits eine ganz bestimmte Erklärung, weil der Kurfürst selbst, durch sein Lehnsverhältniß zu Polen, jede offene Erklärung fürchten müsse. Der König versprach ihnen, ihrem Handel und Zollwesen keinen Eintrag zu thun; nur Danziger und Elbinger Güter sollten angehalten werden; zugleich bemerkte er ihnen, daß alle bisherigen Requisitionen für baare Bezahlung gemacht wären, und dieß auch ferner in eben der Art stattfinden sollte. Da auch ein Königsberger Abgesandter zugegen war, so verlangte er Bescheid über die der Stadt angetragene Neutralität. Als ihm zur Entschuldigang gesagt wurde, daß ohne Zustimmung des Landesherrn eine solche Erklärung unmöglich sei, da riß ihm endlich die Geduld, und zornig brach er in die Worte aus: „Ich beschwöre Euch bei dem wahren Gott, wo Ihr Euch länger aufhalten, oder mit einer umschweifenden Antwort aufgezogen kommen werdet, sollt Ihr sehen, daß ich alsdann mit meinen Orlogschiffen mich vor Cur-Brücke und Häuser legen, die Erklärung in Eurem Blute suchen, und Euch dasjenige lehren will, was Ihr Euch nicht vermuthet. Habt Euch dessen und keines andern zu versehen, und die Curigen vor Schaden zu warnen."

Der König von Schweden nahm sofort Besitz von den Städten Elbing und Marienburg; nun zauderten weder Landschaft noch Städte des Herzogthums, ihm vollständige Neutralität im bevorstehenden Kriege zu versprechen:

Gewaltthätig, das wird Niemand leugnen, war des Königs Verfahren, doch wegen seiner kriegerischen Stellung gegen Polen nothwendig bedingt. Wie anders das Benehmen der kaiserlichen und ligistischen Feldherrn, welche Freund und Feind mit gleicher Rücksichtslosigkeit heimsuchten, namentlich aber wohl die protestantischen Stände die ganze Härte des Krieges empfinden ließen; auch in Fällen, wo strategische Maßregeln nicht eine strenge Besatzung nothwendig machten.

Der Kurfürst war in einer ganz rathlosen Lage; ihm hangte vor des Kaisers Horn, welcher neue Nahrung für den Argwohn in der Vermählung seiner jüngsten Schwester, der Markgräfin Katharina mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem Freunde der Türken und Mitbewerber um die Krone Ungarns, gefunden hatte (1626). Die verwandtschaftliche Stellung zu Bethlen Gabor und Gustav Adolph gab nicht nur dem Kaiser, sondern auch dem König von Polen, seinem Oberlehns Herrn wegen des Herzogthums Preußen, Gelegenheit zum Mißvergnügen. Allerdings waren Kurfürst und Insassen in

dem Falle zur Kriegshülfe für die Polen verpflichtet, wenn letztere von irgend Jemanden angefochten würden; daher fanden sie in der Befegung Willau's und den freilich nicht zu verweigernden Leistungen der preussischen Stände schon eine Verletzung der Lehnspflichten gegen die Republik. Wie hart die öffentliche Stimmung in Polen über den Kurfürsten urtheilte, erwies eine Schrift, in welcher geradezu gesagt war, daß er dem König von Schweden den Hasen von Willau in die Hände gespielt, und somit nicht nur gegen Polen, sondern auch gegen das römische Reich Hochverrath begangen habe, weil dadurch dem Fortschritte der katholischen Religion ein wesentliches Hinderniß entgegengesetzt wäre. Er habe dadurch Land und Leute verwirkt; man müsse sich seiner Person bemächtigen, und mit seinen Landen die Anhänger des Kaisers bekehren, um durch sie eine desto nachdrücklichere Rüstung gegen den König von Dänemark zu bewerkstelligen.

Es war so weit gekommen, daß längeres Verharren bei einer hülflosen Neutralität nach beiden Seiten hin in eine ganz unhaltbare Stellung führte. Wenn man aber in Erwägung zog, mit welcher Rücksichtslosigkeit die kaiserlichen und ligistischen Truppen in der Mark, die polnischen im Herzogthum Preußen haufeten, die Anhänger der protestantischen Religion auf das Gefährlichste bedroht waren: so konnte es kaum zweifelhaft sein, auf welche Seite der Kurfürst sich zu schlagen hatte; wenigstens durften diejenigen Rätthe, welche zum Bündniß mit Schweden riethen, keinesweges als schlechte brandenburgische Patrioten verdächtigt werden. In dieser Weise faßte auch der König von Schweden die Sache auf, und äußerte sich darüber scharf und unumwunden gegen den preussischen Gesandten: „Man solle, fuhr er in seiner Festigkeit heraus, den Kurfürsten vor dem Grafen warnen, denn er verkaufe dessen Gewissen dem Kaiser und dem Könige von Polen, und heuchle mit den Papisten. Er mache dem Kurfürsten bei dem Kaiser und dem Könige von Polen und Dänemark u. s. w. und bei seinen eigenen Unterthanen ein böses Gerücht; die Preußen sollten deshalb den Grafen fenestriren oder den Hals entzwei schlagen.“ Und als der Kurfürst seinen Minister durch den Burggrafen von Dohna bei dem Könige entschuldigte, antwortete dieser: „Was er von dem Grafen geredet, sei wahr. Könnte er seinen Schwager selbst sprechen, so wolle er ihm Alles nach der Ordnung erzählen, was Schwarzenberg gethan, wie er ihn um Jülich und Cleve gebracht, und auch um das Herzogthum Preußen bringen werde.“

Wir sind fern davon, die letzten Beschuldigungen für gegründet zu halten, doch lag der Glaube daran sehr nahe, besonders für den Gegner der katholischen Partei. Jedenfalls schien der Ruin der kurfürstlichen Länder gewiß. Um die Mark Brandenburg wenigstens stand es damals schon schlecht genug, denn nachdem der Graf von Mansfeld, wie wir oben gesehen, vertrieben, und Christian IV. bei Lutter am Barenberge geschlagen worden war, blieben die märkischen Länder der beständige Sammelplatz der ligistischen und wallensteinischen

Truppen. Bei den ersteren fehlte in dem Grade alle Mannszucht, daß einzelne Regimenter sich gegen den Willen ihrer Offiziere irgend einer Stadt bemächtigten und mit Gewalt darin behaupteten. Anders war es freilich bei Wallenstein. Ihm wurde pünktlicher Gehorsam geleistet, denn er sorgte für sein Heer; jedoch waren auch dafür die Staaten, in welchen er seine Quartiere nahm, einem vernichtenden System der Requisition unterworfen, welchem sich Niemand entziehen konnte. Gemäß seinem berühmten Worte: „Nicht 20,000, aber wohl 60,000 Mann kann ich erhalten,“ stand er an der Spitze eines furchtbaren Heeres, dem Niemand die geforderten Bedürfnisse zu versagen wagte. Ja, seine Requisitionen mußten weit über die Bedürfnisse des Heeres hinausgegangen sein, denn er besaß nach der Niederlegung seines Commando's ein unermessliches Vermögen; auch beliefen sich die Schadentrechnungen, namentlich die aus der Mark Brandenburg, auf ungeheure Summen.

Außerdem war jeden Falls die Regierung der Mark Brandenburg im hohen Grade nachlässig, denn man sorgte nicht einmal dafür, versperrte Flüchtlinge vom Eintritt in das Land abzuhalten, oder zur Ablegung der Waffen zu zwingen, und dadurch die Verfolger vom Ueberschreiten der Grenzen abzuhalten. Hatte doch sogar General Killy den Kurfürsten vergebens aufgefordert, zur Vorbeugung ähnlicher Uebelstände die Pässe des Landes zu besetzen, weil er es sonst seiner Sicherheit wegen selbst thun müsse.

Im Falle Schwarzenberg es wirklich wohl mit seinem Fürsten und dessen Lande meinte, so mußte er auch vorsorgliche Maßregel zum Schutz treffen, doch dies geschah nicht, und Wallenstein hatte deshalb gegründete Veranlassung, sich mit seinen Scharen in der Mark niederzulassen. Erfolglos wandte man sich jetzt an den Wiener Hof; denn es ist bekannt, wie wenig Ferdinand II. über seinen Generalissimus vermochte. Dessen ungeachtet versuchte Georg Wilhelm den Weg der Beschwerde, und sendete den Grafen Schwarzenberg, der, wie wir wissen, in großem Ansehen bei dem Kaiser stand, nach Wien (1628).

Außer der Befreiung von den wallensteinischen Truppen verlangte man Rückgabe des Fürstenthums Jägerndorf an den Markgrafen Ernst, den Sohn des geächteten Johann Georg; Nachlaß der seit den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg rückständigen Reichs- und Kreissteuern, welche damals von Ferdinand II. scharf eingefordert wurden; Genehmigung des vorläufigen Theilungsvertrages der jüdischen Erblande zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, und endlich Entschädigung des geächteten Pfalzgrafen Friedrich.

Der Graf wurde, wie uns seine Berichte erzählen, zuvorkommend in Wien aufgenommen, erhielt auch von Seiten sehr einflußreicher Personen die Zusicherung wirksamen Beistandes, merkte jedoch bald selbst, daß es nur Versprechungen waren. Er stellte seine eigenen Angelegenheiten wie der Bericht lautete, in den Hintergrund, um die Sache seines Herrn zu fördern; dennoch aber war der Erfolg seiner Sendung äußerst gering. Die Steuern konnten nicht erlassen werden, da der kaiserliche Hof selbst sich in der höchsten Geldnoth

besänbe; das Herzogthum Jägerndorf wäre einmal dem Fürsten von Lichtenstein überwiefen und zur Entschädigung nichts vorhanden, doch stände die Anwartschaft auf Pommern dafür offen. Für den Pfalzgrafen hatte man nichts als ein dürres Empfehlungsschreiben an den Herzog von Baiern, und in der jülichischen Sache ließe sich kein offizielles Einschreiten des Kaisers auswickeln. Unter der Hand dagegen zeigten einige Rätthe dem Grafen an, es werde der Kaiser „conniviren,“ wenn der Kurfürst sich mit Neuburg vergliche; nur könne dies nicht durch offizielle Einmischung von Wien aus geschehen, da Sachsen in zu großem Ansehen daselbst stände. Man spiegele Letzterem die jülichischen Länder nur immer vor, damit es sich betrage und füge, wie man es gern hätte. Persönlich wurde der Graf vom Kaiser sehr gnädig entlassen.

Wie tief und gerecht wäre der Argwohn begründet gewesen, daß man am kaiserlichen Hofe noch bei weitem eifriger darauf hin arbeitete, das mit so mächtigen und gefährlichen Gegnern des Hauses Habsburg durch Bande der Verwandtschaft eng verbundene Haus Hohenzollern zu täuschen und zu schwächen, als der in jener Zeit so willfährige Kurfürst von Sachsen, der aus kleinlicher Eifersucht, und unfähig, selbst Haupt und Schützer des Protestantismus zu sein, die Bahn seiner ebleren Vorfahren verließ, und seine Macht mit der des Kaisers verband, obschon Letzterer nur die katholische Sache förderte, und außerdem den Aufbau einer unumschränkten Herrschaft in Deutschland beabsichtigte. Schon damals war der Tag gekommen, wo Brandenburg allein noch zum Schutz der protestantischen freien Entwicklung des gemeinsamen Vaterlandes berufen war, wo dies ohne die gefährliche Leitung des Kampfes durch fremde Mächte geschehen konnte, wenn ein Friedrich Wilhelm das Heft der Herrschaft in der Hand gehabt hätte. So aber stand ein schwankender Fürst an der Spitze, mit einem Rathgeber zur Seite, der weder den patriotischen Drang haben konnte, den brandenburgischen Adler mächtig seine Schwingen über Deutschland erheben zu sehen, noch weniger aber die evangelische Sache zu fördern, in einer Zeit wilden leidenschaftlichen Dranges, wo selbst der gemäßigste Katholik, so bald er von wahrhaft religiösem Gefühl durchdrungen war, vor den Plänen des Kaisers scheu zurücktreten mußte. Mag also immerhin Schwarzenberg kein Verräther gewesen sein, mag er sogar staatsmännische Talente besessen haben: unter den obwaltenden Umständen, und mit seiner politischen und kirchlichen Anschauung konnte er unmöglich ein fähiger Lenker der preussisch-brandenburgischen Staatsinteressen sein. Dennoch war das Haus Hohenzollern, trotz seiner verderblichen politischen Richtung nicht zum Untergange bestimmt; die Vorsehung, welche in weiser Fügung das Geschick der Menschen anders lenkt, als sie es mit ihrem kurzsichtigen Auge ermessen, schlug einen freilich umwegreicheren Pfad vor, auf dem sich die Macht des Hauses langsam und mit vielem Widerstande von außen her, entwickeln sollte, einem Widerstande, den der große Kurfürst durch seinen kühnen Wahlspruch: *per aspera ad astra*, treffend für sich und seine Nachkommen bezeichnete, durch den

aber diese Nacht dereinst um so berechtigter erscheinen mußte, weil sie nicht allein als natürliche Folge glücklicher Umstände und Fügungen, sondern als Ergebnis unerwartet Kühner und glorreicher Thaten auftrat.

Auch später entwickelte sich die Geschichte der Hohenzollern und des preussischen Staates in gleicher Weise; manch glücklicher Augenblick zog ungenutzt vorüber, jedoch der Geist, aus welchem die Schöpfung entsprungen, ging nicht in diesen Zeiten der Verdunkelung und des Schlummers verloren, sondern dem funreichen Worte unseres großen deutschen Dichtergenies gemäß: Wer viel aus sich zu entwickeln hat, entwickelt sich spät, stieg die auf unerschütterliche Grundpfeiler wahrhaft menschlicher und staatlicher Bildung aufgebaute Macht unbeirrt höher und höher empor, und versprach, wie Alles in der Welt, was diesen Entwicklungsgang nimmt, eine um so festere Dauer!

Uebrigens konnte Schwarzenbergs Rath, sich dem Kaiser anzuschließen, nur dann für Georg Wilhelm vortheilhaft sein, wenn er ihm sogleich und unbedingt gefolgt wäre. Diese Ansicht sprach allerdings auch der Graf wiederholentlich aus: „Hätten S. K. D., äußerte er gegen den Geheimrath v. Knesbeck (1629), sowohl in der Mark als in Preußen im Anfang Resolution fassen, bei der kaiserlichen und polnischen Macht stehen, und mit bestem Vermögen eintreten wollen, als die Könige von Dänemark und Schweden einfielen, und S. K. D. das Ihrige nahmen, würde S. K. D. Reputation davon wenig Schaden und gar keine Gefahr gehabt haben. Jetzt aber werden S. K. D. von allen Seiten respectirt und Dero Land verdorben. Gott behüte von dem Aergsten, nämlich von der gänzlichen Verlierung dieser Lande, denn durch diese Neutralität, wie wir im Haag der Fredericus oder König von Böhmen gesagt, sind S. K. D. Keines Freund, und daher ist Jedermann ihr Unfreund.“ — Allerdings trifft daher der größte Vorwurf, in Bezug auf die traurigen Folgen, den unentschlossenen Fürsten selbst; doch war es dann noch reblich von dem Minister, seinen unglücklichen Herrn von Wien aus mit Hoffnungen zu schmeicheln, an deren Verwirklichung er selbst nicht recht glaubte? —

In Betreff der jülich-schen Länder war man endlich beiderseits zu der Ueberzeugung gelangt, daß friedliche Uebereinkunft einzig und allein zu einem segensreichen Ziele führen könnte; denn seit dem Ablaufe des bekannten zwölfjährigen Waffenstillstandes hatten Spanien und Holland die nieder-rheinischen Lande zum Hauptschauplatz ihrer Kriegsunternehmungen gewählt. Der Prinz von Oranien, an welchen sich Schwarzenberg auf Geheiß seines Fürsten als Vermittler gewendet hatte, schlug vor, Brandenburg sollte Cleve, Mark, Ravensberg und Ravensstein, dagegen der Pfalzgraf das Uebrige, nämlich Jülich, Berg u. s. w. erhalten. Diesen Vorschlag nahm der neuburgische Bevollmächtigte ad referendum, erklärte jedoch schon am folgenden Tage, der Kurfürst habe sich an seinen Herrn unmittelbar gewendet, und sich mit Berg, Mark und Ravensberg zufrieden erklärt. Es verhielt sich auch wirklich so, denn das Gutachten eines ravenbergischen Beamten hatte den Besitz dieser Länder, wenn

sie auch minder einträglich wären, wegen ihrer Lage auf dem rechten Rheinufer als vortheilhafter für den Kurfürsten erscheinen lassen. Pfalz-Neuburg, für welches solche Gründe nicht obwalteten, und sich andererseits entschiedener Vortheil darbot, hielt nun an diesem Erbieten fest. So ward denn ein auf 25 Jahre gültiger Vergleich auf dieser Grundlage 1629 abgeschlossen, mit der Bestimmung, daß zur Tilgung der Schulden aus den gesammten Erbländern 300,000 Thaler angewiesen, die Einkünfte von Cleve und Berg aber unter beide Fürsten gleich getheilt würden. Außerdem sollte der Pfalzgraf auf ein Jahr das Recht haben, Berg statt Cleve zu wählen. Der Vertrag kam in dieser Form nicht zur Ausführung, denn als sich der Pfalzgraf wirklich für das größere und fruchtbarere Cleve entschied, weigerten sich die Holländer, das ihnen so wichtige Grenzland dem Bundesgenossen der Spanier auszuliefern, und man änderte ihn deshalb dahin ab, daß der Kurfürst Cleve und Berg behalten, dagegen Ravensberg mit Pfalz-Neuburg theilen sollte. Allein auch dies führte nicht zu dem eigentlich beabsichtigten Ziel, nämlich die Truppen der kriegsführenden Mächte aus den jülichischen Ländern zu entfernen.

In Folge dieser Unterhandlungen erhielt Graf Schwarzenberg von Pfalz-Neuburg zum Zeichen der Anerkennung seiner friedlichen Vermittelung ein bergisches Kirchspiel als Belohnung, ein Umstand, auf den man sich besonders gestützt hat, um seinen Verrath an dem Kurfürsten zu beweisen; doch ist dieser Beweis keinesweges schlagend, da Geschenke der Art in jener Zeit sehr häufig bei Friedensunterhandlungen den Bevollmächtigten zukamen, meistens sogar mit ganz besonderer Bewilligung ihrer Landesherren.

Unterdessen war die Lage der deutschen Stände, welche zur Vertheidigung der protestantischen Sache das Schwert gezogen hatten, vollkommen rathlos geworden. Der König von Dänemark mußte auf seinen Inseln Schutz suchen, da Wallenstein, jetzt an der Spitze von 100,000 Mann Holstein und Schleswig eroberte und selbst tief in Jütland vordrang. Als kaiserlicher Generallissimus mit fast unbeschränkter Vollmacht in Bezug auf die Führung des Heeres, welches zwar in des Kaisers Namen geworben war, aber nur in dem Felsherrn eine Gewährleistung für die ihm versprochenen Belohnungen, ja für den oft rückständigen Sold sah, war er eigentlich der Herr in Deutschland. Aber noch ging sein Vortheil mit dem des Kaisers Hand in Hand, denn nur dieser konnte das Siegel der Gefügigkeit auf das drücken, was er durch seine unwiderstehliche Macht an sich riß. Dem Kaiser fehlten nicht nur die Mittel, die Erhaltung einer, nach dem Maßstabe jener Zeit so ungeheuren Kriegsmacht zu bestreiten, sondern er konnte nicht einmal die gegen den Oberfeldherrn bestimmte eingegangenen Verpflichtungen, da ihm nach seiner Bestallung 6000 Gulden monatliche Besoldung zustanden, erfüllen; und da bis zum Ende des Jahres 1627 noch nichts gezahlt worden, auch kein Geld in den kaiserlichen Kassen vorhanden war, so gab man ihm, auf Abschlag, das Herzogthum Sagan als Lehen, und erhob ihn dadurch zum Reichsfürsten. Dies genügte

dem Ehrgeizigen noch nicht, auch bot sich bald Gelegenheit zu noch reicherm Erwerb. Die beiden Herzoge von Mecklenburg hatte wegen ihrer Verbindung mit dem Könige von Dänemark ebenfalls die Reichsacht getroffen; ihr Land war frei wie das des Pfalzgrafen, und Wallenstein, der Herzog von Friedland und Sagan, ward mit demselben feierlich belehnt (1629).

Ganz Deutschland lag dem Sieger zu Füßen, selbst die nordischen Könige waren gebemüthigt oder wenigstens hart bedroht; nur eins fehlte noch, um den Kaiser zum Diktator in Europa zu machen, nämlich die Herrschaft über das Meer. Wallenstein hielt sich für mächtig genug, seinen Kaiser auch zu dieser Höhe emporzuheben, in der stolzen Ueberzeugung, ihm dadurch vollkommen unentbehrlich zu werden. Dann war Dänemark vernichtet, Schweden im Zaum gehalten, die reich entfaltete Blüthe des holländischen Handels für immer zerstört.

Schon vor seiner Erhebung zum Herzoge von Mecklenburg hatte er sich mit diesem Plane herumgetragen; seine Ernennung zum General des oceanisch-baltischen Meeres war schon im Jahre 1628 ausgefertigt. Unverzüglich war er von Mecklenburg nach Pommern aufgebrochen, wo damals der schwache Bogislaw XIV., der letzte Herzog des einst so kühnen slavischen Fürstentumes, regierte. Da letzterer den Durchzug schwedischer Truppen gelitten hatte, konnte er sich Wallensteins Einrücken auch nicht einmal vom Standpunkte des Rechtes entgegensetzen. Bald waren alle Plätze seines Gebietes mit kaiserlichen Truppen besetzt, und litten natürlich harten Druck, obgleich das Lieferungswesen geregelt, und wenn die Leistungen richtig erfolgten, strenge Mannszucht gehalten wurde. Nur Stettin, der Wohnsitz des Herzogs, blieb vor Besatzung verschont, doch mußte es sich durch eine Kriegssteuer von 50,000 Thalern von dieser Bürde loskaufen. Auch Stralsund suchte um eine ähnliche Vergünstigung nach, weigerte sich aber, die äußerst starke Contribution von 150,000 Thalern dafür zu erlegen.

Stralsund war eine wichtige Stadt des Hansebundes, die sechsste ihrem Range nach; reich durch den damals bedeutenden Seehandel, sicher wegen ihrer Lage, denn von der einen Seite schützte sie das Meer, von der andern breiter undurchbringlicher Sumpf. Schon längst fast unabhängig von ihrem Landesherren, wollte sie sich um so weniger einem fremden Machtgebote fügen. Wallenstein schritt zu Gewaltmaßregeln, und nun begann jener denkwürdige Kampf der muthigen Stadt, welche allein in Deutschland, nebst Magdeburg, doch glücklicher als diese edle Bundesgenossin, gegen den damals allmächtigen Kaiser ihren Glauben wie ihre Selbstständigkeit zu vertheidigen, und dem Alles siegreich niederschmetternden Feldherrn zu trotzen wagte, vor dessen unwiderstehlicher Kraft bis dahin sich noch jeder Gegner gebeugt hatte.

Vom Februar bis zum August 1628 ertrugen die wackeren Bürger, nur von vier Fähnlein dänischer Kriegsvölker und einigen schwedischen Truppen, welche ihnen Gustav Adolph auf ihre Bitten gesendet hatte, unterstützt, — da

endlich, trotz seines übermüthigen Wortes: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte es herunter,“ sah sich der stolze General des oceanisch-baltischen Meeres nach schwerem Verlust gezwungen, die Belagerung und seine kühnen Entwürfe in Betreff der Herrschaft über das Meer aufzugeben.

Der Rückzug Wallensteins von Stralsund war der einzige Erfolg, dessen sich die Protestanten in Deutschland zu erfreuen hatten, denn überall sonst blieb dem siegenden Kaiser und der Liga freies Spiel für die ihrer Selbstständigkeit Vernichtung drohenden Pläne. Wenn nun sogar protestantische Historiker bedauern, daß diesem siegreichen Vorbringen des habsburgischen Hauses unerwartete Hindernisse entgegentraten, weil dadurch Deutschlands Einigung verhindert worden sei, und wenn sie in Betreff der religiösen Freiheit auf Frankreich hindeuten, wo nun den Hugenotten nach ihrer Vernichtung als politische Partei freie Religionsübung gestattet wurde: so erwägen sie wohl nicht, daß in Frankreich wegen des großen numerischen Uebergewichtes die katholische Religion auch Staatsreligion, und unter der Herrschaft weiser Mäßigung unbedenklich schonende Gebieterin sein konnte. Wie war dies aber in Deutschland möglich, wo beim Beginn des Krieges die Mehrzahl sich zum Protestantismus bekannte? Ist nicht offenkundig, welche Maßregeln schon seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Ferdinand und Maximilian gegen die Evangelischen in ihren Erbstaaten unternommen hatten, und hatten die Vorfälle in Aachen, Donauwörth und Böhmen nicht gezeigt, wie man von Seiten der höchsten Gewalt die Gleichberechtigung auffaßte? Hätte die Mehrzahl sich dessenungeachtet fügsam zeigen sollen, und zwar in einem Punkte, wo es sich um die Sache Gottes handelte? Ja angenommen, die protestantischen Stände hätten sich willig in ihr Schicksal gefügt, würden die katholischen sich ohne Kampf der einigen Obergewalt auch eines Kaisers ihres Glaubens gefügt haben? Und wie lange währte denn in Frankreich der durch Richelieu's weise und kräftige Hand gesicherte wahrhafte Religionsfriede? Statt eines Richelieu aber finden wir in der Nähe des bigotten-Kaisers den rastlosen Pater Joseph, welcher jeglichen Gewaltmaßregeln den Stempel religiöser Weihe aufdrückte.

Auch nach dem vollständigen Siege war das Verfahren nicht anders geworden. Mit unerhörter Grausamkeit hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten in den Erbländern ihres Herrn die protestantische Religion trotz aller Untwürdigkeit vernichtet. In Folge der Schlacht auf dem weißen Berge war dies in Böhmen und Mähren geschehen; später traf Schlessien ein ähnliches Loos. Karl von Sichtenstein, welcher den Willen seines fanatischen Herrn mit der strengsten Pünktlichkeit ausgeführt hatte, begann auch hier sein trauriges Werk; Verlust des Vermögens war die geringste Strafe für die Hartnäckigkeit, welche die Belehrung von sich gewiesen hatte; Mißhandlungen, Martern, Todesstrafen wurden reichlich verhängt, denn jeder Protestant erschien als ein Anhänger Mansfelds als Hochverräther an dem Kaiser. Die lichtensteinischen Dragoner,



unter dem Namen: die Seligmacher, bekannt, erwarben sich bei jenen entsetzlichen Gewaltthaten das Verdienst, die treuesten Werkzeuge der katholischen Reaction zu sein. Durch alle Arten von Grausamkeiten zwang man die Gemeinden, Averse zu unterzeichnen, durch die sie wie zum Hohne ihren freiwilligen Rücktritt zum katholischen Glauben bekunden mußten. Der Kaiser selbst kannte wahrscheinlich dies Uebermaß der Gräuelt thaten nicht, denn sein Herz war nicht gegen alles menschliche Gefühl verhärtet, aber er befand sich in den Händen von Fanatikern oder gewissenlosen egoisten, welche seine Macht für ihre verwerflichen Zwecke ausbeuteten.

Bisher hatte Ferdinand II. nur auf den Kriegsschauplätzen durch sein tatsächliches Uebergewicht gegen den Protestantismus gewüthet, jetzt, da der König von Dänemark zum Frieden gezwungen war (1629), und kein Gegner mehr mit gewaffneter Hand drohte, versuchte er den Weg der Gesetzgebung, um mit einem Schläge alle Protestanten zu treffen, und der römischen Kirche ihre volle Macht wiederzugeben. Zu diesem Zwecke verkündete er das Restitutionsedict (1629), welches verordnete, daß alle von den Protestanten, seit dem Passauer Vertrage eingezogenen mittelbaren Bisthümer, Prälaturen und Pfründen wieder herausgegeben, die unmittelbaren, trotz des geistlichen Vorbehaltes reformirten Stifter wieder mit katholischen Bischöfen und Prälaten besetzt, und nur die Befenner des augsbургischen Glaubensbekenntnisses, als Theilnehmer an dem Religionsfrieden angesehen werden sollten; auch dürfe jeder katholische Fürst seine Unterthanen zur Annahme seines Bekenntnisses zwingen. Reichsacht traf nach diesem Edict nicht nur die Widerseßlichen, sondern auch die im Gehorsam Säumnigen, und die kaiserlichen Heere schritten unverzüglich zur Ausführung des unerhörten Gewaltbefehls: Brandenburg allein hätte bei strenger Vollziehung desselben seine drei märkischen Bisthümer nebst anderem Besiß verlieren müssen, und außerdem war es auch in Bezug auf das Erzstift Magdeburg betheilligt. In Deutschland überhaupt waren drei Erzstiftbisthümer, zwölf Hochstifter nebst unzähligen Klöstern den Protestanten entrisen worden.

Von Schrecken gelähmt, schwiegen alle evangelischen Stände, nur Magdeburg, welches schon zu Zeiten des Interims der kaiserlichen Willkühr Trost geboten hatte, fügte sich auch jetzt der schroffen Gewaltmaßregel nicht. Bergens versuchte auch hier Wallenstein seine Macht, denn die Bürger wollten weder die kaiserliche Besatzung einnehmen, noch die dafür zum Ersatz geforderten 150,000 Gulden Kriegsteuer zahlen, welche bald der Weigerung halber auf das Doppelte gesteigert wurde. Nach siebenmonatlicher fruchtlosen Belagerung war er, um nicht eine eben so kränkende Demüthigung wie vor Stralsund zu erfahren, mit 50,000 Gulden zufrieden.

Dafür mußte Halberstadt desto schwerer leiden. Mit Tilly vereint überwalligte Wallenstein die Stadt, und führte das Restitutionsedict mit aller Strenge aus. Dasselbe Schicksal dachten die beiden Feldherrn mit ihrer vereinten Macht auch wohl dem ganzen übrigen Deutschland zu, — da zeigten

sich zum ersten Male Spuren der Uneinigkeit unter den Katholiken selbst, und der Protestantismus war gerettet.

Mäßigung im Siege ist nur wenig Sterblichen verliehen; Ferdinand II. besaß diese Tugend nicht. Durch sein Glück ganz verblendet, schien er zu vergessen, daß er durch das Restitutionsedict nicht allein gegen die Protestanten seine Forderung höher spannte als füglich durchzusetzen war, sondern selbst die Interessen der katholischen Stände durch dasselbe auf das Empfindlichste verletzte. Außerdem fühlten sich Maximilian und die Liga durch den mit diktatorischer Gewalt in Deutschland waltenden Feldherrn herabgedrückt, und schalteten den Kaiser undankbar, da er vergessen zu haben schien, wie er nur durch ihre Hülfe in der ersten Zeit der Bedrängniß seinen Feinden hatte Widerstand leisten können. Im Einverständniß mit Richelieu, welcher nach dem Siege über die Hugonotten von der politischen Nothwendigkeit für Frankreich, den Kaiser nicht zur unbeschränkten Herrschaft in Deutschland kommen zu lassen, überzeugt, alles daran setzte, der Uebermacht des Hauses Habsburg einen festen Damm entgegen zu stellen, traten sie den Plänen Ferdinands entgegen. Ein geeignetes Werkzeug für seine politischen Zwecke entdeckte Richelieu mit scharfem Blick in dem jungen König von Schweden, denn er bedurfte der Bundesgenossen, da Frankreich für Italien, wo dasselbe in den Erbstreit um Mantua verwickelt worden war (1627), und deshalb auch gegen Spanien seine Streitkräfte zusammenhalten mußte. Der geschickten Politik des Cardinals gelang es, den König von Schweden, welcher durch den Verlust der Schlacht auf der Stuhmer Heide, den die vom Ferdinand II. den Polen gesendete Verstärkung von 10,000 Mann kaiserlicher Truppen herbeigeführt hatte, zu gütlicher Ausgleichung gestimmt war, vermittelt eines Waffenstillstands auf 6 Jahr für die Angelegenheiten Deutschlands frei zu machen.

Es ist kein Zweifel, daß Gustav Adolph, dessen wahrhaft religiöser Sinn nicht einmal von den Feinden bezweifelt werden konnte, mit aufrichtigem Herzen für die Erhaltung seiner Religion in die Schranken trat; doch fehlten ihm auch keinesweges politische Gründe. Schon die eigene Sicherheit auf dem von seinem Vater durch eine Revolution bestiegenen Thron, der nur auf die Herrschaft des Protestantismus in Schweden gegründet war, verlangte von ihm den Kampf wider den Hauptfeind des evangelischen Bekenntnisses. Auch trieb ihn eine edle Ehrbegier, die Macht und den Einfluß seines tapferen Volkes in Europa zu erhöhen, und wenn ein solcher Ehrgeiz trotz aller unmenschlichen Maßregeln einen Ferdinand nicht verunzierte, wie durfte er dem hochherzigen Kriegsmann, der nur auf dem Schlachtfelde, nicht durch Glaubensgericht und Häscherthum seine Gegner vernichtete, als Verbrechen vorgeworfen werden! Wenn die über alle Erwartung glänzenden Erfolge ihn später zu koch-ehrgeizigen Plänen verleiteten und in ihm die Hoffnung erregte, an die Stelle des Hauses Habsburg in Deutschland aufzutreten, was doch noch immer des Beweises bedarf: so gebührt ihm jedenfalls der Ruhm, daß er unter allen Umständen ein menschlicher Sieger

blieb, und seine Ruhmbegier nicht durch Frevel und fanatische Grausamkeit besleckte. Hatte doch Philipp II. nach Universalherrschaft in Europa gestrebt, und noch war die Besorgniß vor dem goldreichen Spanien nicht verschwunden; und wenn man dem düsteren Philipp und dem bigotten Ferdinand religiöse Zwecke unterlegt, darf man Eringeres von dem wahrhaft gottesfürchtigen Gustav Adolph annehmen?

Am 25. Juni 1630 landete der schwedische Held an der pommerschen Küste, wenige Tage vor der Eröffnung des Kurfürstentages von Regensburg, auf welchem Ferdinand das Heft der Herrschaft in Deutschland entgilt; denn hier ließ er sich durch die vereinigte Macht seiner ehemaligen Freunde und Gegner das Schwert aus der Hand winden, mit welchem er bis jetzt überall das Gesetz vorgeschrieben hatte. Von allen Seiten hatte man sich nämlich gegen Wallenstein verbündet, der doch nur für den Kaiser arbeitete und wirkte, sonst Freund und Feind mit gleicher Rücksichtslosigkeit seinen Zwecken opferte. Wenn es übrigens wahr ist, daß der schlaue Cardinal durch den am kaiserlichen Hofe allmächtigen Reichthiger Vater Joseph Ferdinand II. vermochte, dem allgemeinen dringenden Besuche um Entfernung des hochmüthigen Generalissimus von dem Heere abzurufen, so tritt hier wieder einmal Gottes Vorsehung in den menschlichen Dingen scharf in den Vordergrund. Dasselbe Werkzeug, welches so viele Tausende von Protestanten um Vermögen, Leben oder Vaterland gebracht hatte, muß hier durch seine weise Fügung zur Rettung ihres heiligen Glaubens dienen, und für die Zukunft Mittel und Wege zur ferneren segensreichen Entwicklung der Lehre des göttlichen Stifters unserer Religion bahnen.

Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß von Seiten der Liga die heftigsten Anklagen gegen Wallenstein ausgingen. „Die Substanz, äußerten die Kurfürsten, und alle Kräfte des Reiches müssen zergehen, wenn die unleidlichen Drangsale der Soldateska noch länger mit solcher Acerbität fortbauern sollten. Statt des Gottesdienstes haben Schande und Laster, die bei den alten frommen Deutschen nicht bekannt gewesen, überhand genommen; die Jugend wachse in einem ruchlosen verderbten Wesen auf, und die liebe Posterität stehe in nicht geringer Gefahr. Im Zeitlichen sei die Harmonie des Oberhauptes und der Glieder zerrüttet, der uralte Glanz nur noch dem Namen nach vorhanden. Die Hauptstützen des Reiches, die Kurfürsten, müßten sich dem Kriegscendanten unterwerfen, und stillschweigend über sich und ihr Land Schmach und Drangsale ergehen lassen. Die anderen Fürsten und Stände würden gar nicht mehr geachtet. Wie die armen Unterthanen mit Schlägen und Streichen traktirt, Frauen und Jungfrauen geschändet, auch viele dabei gar todt geschlagen und hingerichtet worden, das sollte auch ein Stein unerbarnt nicht hören können.“

Die Beschuldigungen waren größtentheils wohl begründet, die Kriegsschäden, welche man allerseits berechnete, ungeheuer. Brandenburg allein schlug die Feinden auf zwanzig Millionen Gulden an, eine für damalige Zeiten unermessliche Summe. Der Primas hatte schon vor der Eröffnung des Fürsten-

tages dem Kaiser geschrieben, daß, wenn er nicht den *dictator imperii* verabschiedet würde, es zu keiner segensreichen Einigung im Reiche kommen könnte. Von allen Seiten auf das Heftigste bedrängt, mußte Ferdinand II. trotz seines tiefen Bedauerns nachgeben. Der Augenblick war gekommen, wo er, im Falle die unumschränkte Herrschaft des Hauses Habsburg in Deutschland festgestellt werden sollte, den Weg offener Gewalt gegen alle Reichsstände insgesammt einschlagen mußte. Zu einem solchen Wagniß aber war Ferdinand II. der Mann nicht, und so entschlug er sich des einzig möglichen Werkzeuges, durch welches er zu diesem geheimen Ziel seines Ehrgeizes gelangen mochte. Seine Zustimmung zu dem Gesuche ertheilte er „ungern und ohne Gutheißen, und mit Protestation, indem er an allem hieraus entspringenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig sei.“ Die nothwendige Folge davon war die Verminderung der kaiserlichen Truppen auf 39,000 Mann, während die Liga ihr volles aus 30,000 geübten Kriegeren bestehendes Heer behielt.

Des Kaisers Lage, Wallenstein gegenüber, dem er die Erhaltung seiner Kronen und eine Macht sonder Gleichen dankte, war äußerst peinlich, auch fürchtete er nicht mit Unrecht sogar Widerstand. Allein der stolze Mann, vielleicht aus sicherer Berechnung der nahen Umgestaltung der Verhältnisse und der ihm hieraus erwachsenden noch größeren Vortheile, antwortete zwar im Ton des gekränkten Gefühls, aber ehrethetig und gehorchte. Seine Zurückgezogenheit in Prag war wo möglich noch glänzender als sein Schalten im Kriege, ja Hofbeamte verließen des Kaisers Dienst, um in Wallensteins Nähe reichlicherer Versorgung zu finden; so ungeheuer war die Ausbeute seines vierjährigen Commandos in Deutschland gewesen.

Unverzüglich nach diesem Schritt war es dem Kaiser klar, daß er das Heft der Herrschaft im Reiche aus der Hand gegeben, denn es gelang ihm nicht einmal, die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchzusetzen. Die sächsischen und brandenburgischen Gesandten entschuldigten sich mit dem Mangel an Instruction, die katholischen Kurfürsten fanden es bedenklich, ja unschicklich, von den kaiserlichen Truppen gleichsam umringt, diesen höchsten Akt ihres freien Willens als Vertreter der Rechte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auszuüben.

Bald aber sollte der Kaiser noch dringenderen Grund erhalten, seine Nachgiebigkeit gegen die versammelten Fürsten zu bereuen. Noch während er den größten Theil der ihm in Folge der Entlassung Wallensteins verbliebenen Truppen in Italien gegen die Franzosen verwendete, welche Bigneral eroberten und Karl von Nevers nach Mantua führten, erscholl plötzlich die Nachricht, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph mit 15,000 Mann Truppen auf Ruden, einer kleinen pommerschen Insel in der Nachbarschaft von Rügen, gelandet sei (1630). Diese Macht schien freilich nur gering, auch spottete anfangs der Kaiser über die kleine Zahl seiner Gegner und soll in seiner Wiener Mundart bei der Nachricht von der Landung höhnnisch geäußert haben, „da hoben wir halt a Feindle.“

mehr.° Allein diese Schweden waren nicht nur wohlgeübte Krieger (auch den Ligiſtſchen und Kaiſerlichen fehlte es daran nicht), ſondern Unterthanen ihres geliebten Königs, und mit Begeiſterung für die Sache ihrer heiligen Religion erfüllt, folgten ſie nicht wie die übrigen als Glückſritter der Fahne, welche ihnen die meiste Beute verſprach; zuverlässig in Glück und Unglück, bildeten ſie einen feſten Kern, um den ſich die Streitkräfte der deutſchen Proteſtanten ſcharen konnten, welche zwar durch die Siege des Kaiſers erſchreckt, aber noch nicht kampfunfähig gemacht worden waren, denen es nicht an Muth und Hingebung für Gottes heilige Sache (denn dieſe hat niemals dem deutſchen Volke gefehlt), ſondern nur an einem geeigneten Haupte fehlte.

Nachtheilig jedoch für den König erſchien es, daß diejenigen deutſchen Kreiſe, auf deren Mitwirkung er am allermeiſten rechnen konnte, durch Pommern, die Mark Brandenburg und Sachſen von ihm getrennt waren, und daß die Fürſten dieſer Länder aus verſchiedenen Gründen ſich von ihm fern hielten. Entweder mußte er ſie zu Bundesgenoſſen haben oder mit Gewalt unterwerfen. Natürlich wünſchte er das Erſtere, ſtieß aber ſchon bei Bogiſlaw XIV. auf große Schwierigkeiten. Durch das Schickſal ſeiner Nachbarn, der Herzöge von Mecklenburg geſchreckt, weigerte er ſich dem Könige ſeine Städte zu öffnen. Erſt nachdem die ſchwediſchen Kanonen vor Stettin donnerten, fügte er ſich in das Unvermeidliche. Unter Zuſtimmung ſeiner Stände ſchloß er ein Bündniß mit den Schweden. Pommern ſollte bei dem deutſchen Reiche, doch im Fall des unbeerbten Abganges des Herzogs Bogiſlaw ſo lange in den Händen der Schweden bleiben, bis der Kurfürſt von Brandenburg, als eventueller Erbe des Landes, ſich demſelben angeſchloſſen hätte. Das ſchwediſche Heer wuchs von Tage zu Tage, theils durch Verſtärkung aus Schweden, theils aus deutſchen Ländern; bald belief es ſich auf 30,000 Mann. Die Kaiſerlichen mußten vor ihm zurüdwelchen, in Mecklenburg kehrten die vertriebenen Fürſten zurück, ſtellten die proteſtantiſche Religion wieder her, und ſchloſſen ſich natürlich unbedingt an ihren tapfern Beſchützer an.

Auch einige von den mitteldeutſchen Ständen faßten wieder Muth. Landgraf Ludwig Wilhelm von Kaſſel, der würdige Abkömmling des Vertheidigers der proteſtantiſchen Lehre zu Zeiten des ſchmallalbiſchen Krieges, und die Herzöge von Weimar erklärten ſich offen für Schweden und die evangeliſche Sache, auch Magdeburg, welches ſich noch nicht dem Gebote des Kaiſers gefügt hatte, ſchloß ſich Kühn dieſen Vertheidigern der heiligſten Rechte in Deutſchland an. In derſelben Zeit kam nach längeren Verhandlungen ein förmliches Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden zu Stande (1631).

Fast die ganze Laſt des Krieges ruhte jetzt auf der Mark Brandenburg. Von hier aus ſuchte Lillj mit den ligiſtſchen Truppen den König von Schweden am ferneren Vordringen zu verhindern.

Georg Wilhelm war in einer äußerst bedenklichen Lage. Einerſeits wünſchte er den ſchwediſchen Waffen guten Fortgang, weil er dadurch von den kaiſerlichen

Truppen, die schon so lange in seinem Gebiete gehaust hatten, befreit zu werden hoffte, andererseits fürchtete er die Folgen; denn es stand ihm nur der Anschluß an Schweden bevor, jedenfalls ein bedenklicher Schritt, jedoch war ohne denselben seine Anwartschaft auf Pommern ein ganz illusorisches Recht.

Der Kurfürst von Sachsen war nicht mehr ohne Besorgniß vor den lutherischen Truppen, doch andererseits noch weit weniger geneigt, sich den Schweden anzuschließen, oder vielmehr, was die natürliche Folge sein mußte, unterzuordnen. Da faßte er, denn sein Herz war trotz aller Schwäche nicht ohne ehrgeizige Regung, den Plan, eine dritte Partei zwischen dem Kaiser und den Schweden mit ihren Bundesgenossen zu gründen. Zu diesem Zweck schrieb er eine Zusammenkunft der protestantischen Stände nach Leipzig aus und veranlaßte sie auch zu dem Beschluß einer gemeinsamen Rüstung, ein Schritt, welcher natürlich vom Kaiser sehr übel ausgelegt wurde. Nach diesem Auftreten Sachsens hatte sich auch Georg Wilhelm so weit ermannt, daß er den zügellosen Gewaltthaten der Kaiserlichen festeren Widerstand entgegen zu setzen beschloß.

So standen die Sachen als Gustav Adolph in der Mark vordrang. 8000 Kaiserliche hatten sich in die Stadt Frankfurt geworfen, konnten sie aber nicht gegen den König halten, der mit stürmender Hand eindrang. Die Schweden hieben Alles nieder, zur Vergeltung für Neubrandenburg, wo 2000 Mann Schweden dasselbe Schicksal von den Gegnern hatten erdulden müssen. Erst nach großen Anstrengungen konnte Gustav Adolph der Wuth seiner Soldaten Einhalt thun.

Jetzt nahte für Georg Wilhelm die Stunde der Entscheidung, wo er sich entweder für den Kaiser oder seinen Schwager, den König von Schweden erklären mußte. Letzterer war nun Herr seiner Lande, die er selbst nicht zu schützen vermocht hatte. Nach der Eroberung von Landsberg erschien der König vor Berlin. Seine Nähe gab der starken Partei an dem kurfürstlichen Hofe, welche den Anschluß an Schweden und kühne Vertheidigung der protestantischen Interessen wünschte, neuen Muth. Selbst die Gemahlin Georg Wilhelms und ihre Mutter, die verwittwete Pfalzgräfin, waren eifrige Anhänger derselben. Von des Königs vertrauteren Räthen stimmte besonders für diese Politik der Oberst von Burgsdorf, der sich freilich sonst nur durch den Ruf, ein außerordentlich starker Zecher zu sein, hervorgethan hat, indem er sich rühmen konnte, wohl achtzehn Quart während der kurfürstlichen Tafel, und oft ein volles Quart in einem Zuge ausgetrunken zu haben.

Schwarzenberg, gegen welchen der König seinen Widerwillen nie verhehlt hatte, wich dem unangenehmen Zusammentreffen aus, und ging nach Westphalen und Holland. Von dem Augenblick an fand die schwedische Partei keinen bedeutenden Widerstand mehr am Hofe zu Berlin. Nichts desto weniger brachten den unschlüssigen Kurfürsten erst Drohungen der Gewalt zur Entscheidung. Die Unterredung der Fürsten fand in der Köpnick's Heide statt, wo der König von Schweden mit vier Kanonen und einer starken Bedeckung anderer Truppen-

guthingem erschien. Nach langen Unterhandlungen erlangte der König, daß ihm Spandau und Küstrin eingeräumt wurden.

Gustav Adolph war billig genug, das Schwere des Opfers, welches ihm Georg Wilhelm brachte, anzuerkennen. „Ich kann es meinem Schwager nicht verdenken, sagte er deshalb zu seiner Umgebung, daß er traurig wird; es sind gefährliche Dinge, die ich verlange, aber doch nicht zu meinem, sondern seinem und seines Landes Besten. Ich will Magdeburg entsetzen; will mir Niemand beistehen, so gehe ich zurück und biete dem Kaiser einen Vergleich an, den er gerne eingehen wird; aber am jüngsten Tage werdet Ihr angeklagt werden, daß Ihr nichts bei dem Evangelium habt thun wollen; denn ist Magdeburg weg, und ich ziehe davon, so seht zu wie es Euch gehen wird.“ Die Wahrheit dieser Vorstellung war nicht abzuleugnen, daher fügte sich der Kurfürst, doch unter der Bedingung, daß, sobald Magdeburg entsetzt wäre, die schwedischen Truppen wieder zurückgezogen werden sollten. Wahrscheinlich meinte der englische Fürst, daß er so in den Augen des Kaisers als schuldig erscheinen könnte, ohne Zweifel eine leere Täuschung, da ihn gewiß schwere Rache getroffen haben würde, wenn die kaiserlichen Truppen den König zur Rückkehr in sein Vaterland gezwungen hätten (1631).

Jetzt rückte Gustav Adolph zur Ausführung seines Hauptzweckes gegen die Elbe vor. Allein hier stieß er auf neue Schwierigkeiten. Der Kurfürst von Sachsen wollte sich auf keine Weise dazu willig finden, ihm Wittenberg einzuräumen, wo er eingelassen zu werden wünschte, um einen freien Paß über den Strom zu haben. Auch da noch gab er seinen Plan nicht auf, sondern drang gegen den Feind weiter vor, als ihn plötzlich die Nachricht überraschte, Magdeburg sei den Feinden in die Hände gefallen und von Grund aus zerstört (20. Mai 1631). Tilly hatte bei der Annäherung des Königs die Belagerung aufheben wollen, allein der Kühne Pappenheim war für den Versuch eines Sturmes, und zwar gegen alle Kriegsgewohnheit, um durch Ueberraschung zum Ziel zu gelangen, bei hellem Tageslicht. Das feste Unternehmen gelang nur zu gut, und nun folgten alle jene Gräueltaten durch welche Tilly die Verbammung der Geschichte auf sein Haupt geladen hat; denn auf sein besonderes Geheiß wurde geplündert, gebrannt, geschändet und gemordet. Von 35000 Einwohnern blieben nicht mehr als 5000 übrig; nur der schöne mittelalterliche Dom und ein Kloster standen noch zwischen den rauchenden Trümmern der kurz zuvor so blühenden Stadt. Und nicht nur in dem Augenblick des Kampfes hatte die wilde Lust grausamer Vernichtung gewaltet; noch in dem Kriegsberichte Pappenheims wurden diese Gräueltaten gerühmt und das Bedauern ausgesprochen, „Der kaiserliche Frauenzimmer nicht selbst zu Zuschauern gehabt und von ihnen den Ritterdank erhalten zu haben.“ So weit kann der Fanatismus selbst heldenmüthige Naturen von ihrem eigentlichen Ziele ablenken!

Nach diesem Unfalle blieb dem König von Schweden nichts anderes übrig, als in die Heimath zurückzukehren, oder seine bisher zweifelhaften Bundesgenossen

zu unbedingtem Anschluß zu zwingen und dann das Gottesgericht der Schlachten entscheiden zu lassen. Schwedisches Geschütz war vor Berlin aufgepflanzt; dem Kurfürsten blieb keine Wahl. Durch den General Arnim, einen Mann aus den angesehensten protestantischen Familien der Uckermark, welcher anfangs, schwedischer Oberst, unter Gustav Adolph, hierauf in polnischem Dienste gestanden, nachher als Feldmarschall die kaiserlichen Hülfstruppen in Polen befehligt hatte, zuletzt in sächsische Dienste getreten war, schloß Georg Wilhelm ein Bündniß zur Vertheidigung der protestantischen Sache mit dem Könige von Schweden; in Folge dessen er ihm die Festung Spandau einräumte, den freien Durchzug bei Küstrin zusagte, und monatlich 30,000 Thaler zu bezahlen versprach. Der Befehlshaber von Küstrin, Oberst von Kracht, mußte sich eidlich verpflichten, Küstrin den Schweden offen zu halten, den Feinden dagegen zu verschließen. Um den eingegangenen Zusagen zu genügen und die Kosten der nöthigen Rüstungen für die Besetzung der beiden andern brandenburgischen Festungen, Driesen und Peitz zu bestreiten, mußten die brandenburgischen Stände monatlich 60,000 Thaler aufbringen, eine Anstrengung, durch welche das außerdem schon so sehr erschöpfte Land auf das Mürhärteste mitgenommen wurde.

Auch noch nach diesem offenbaren Anschluß an die Sache der Gegner des Kaisers meinte der Kurfürst Letzteren beschwichtigen zu können, indem er sich durch ein unterthäniges Schreiben bei ihm wegen alles dessen, wozu er gezwungen worden wäre, entschuldigte. Hierdurch wurde jedoch der Unwille des Kaisers so wenig beschwichtigt, daß er nicht einmal den Schein annahm, als ob er die Entschuldigung gelten lassen wollte.

Nachdem sich Gustav Adolph so gedeckt und zur größeren Sicherheit auch noch mit den Russen ein Bündniß geschlossen hatte, rückte er von Neuem gegen die Elbe vor, und drängte auf allen Seiten die kaiserlichen und ligistischen Truppen zurück. Tilly behauptete jedoch die Elbe mit großer Uebermacht, denn nachdem die italienischen Truppen, welche durch den Vertrag über die Erbfolge in Mantua frei geworden waren, unter dem Befehl des Grafen Fürstenberg an sich gezogen hatte, belief sich sein Heer auf 40,000 Mann. Freilich hatte auch Gustav Adolph Verstärkung von mehreren Seiten erhalten. Seine Gemahlin war selbst mit 8000 Schweden in Pommern gelandet, und auf Befehl des Königs Karl I. führte ihm General Hamilton 6000 Engländer als Hülfstruppen zu.

Ferdinand II. war durch die Nachricht von dem Leipziger Bündnisse auf das Unangenehmste berührt worden. Obgleich die protestantischen Stände nichts weiter gethan hatten, als was man der Liga unter dem Titel vollkommener Gefeklichkeit zugestanden hatte, so forderte man doch unbedingt die Auflösung dieses Bündnisses. Im süblichen Deutschland war man auch schon zur Thätigkeit geschritten, hatte aber keinen besonderen Widerstand gefunden, da Niemand da war, welcher die zerstreuten Kräfte zu geordnetem Widerstande hätte vereinigten können; nur Hessekassel und Weimar widersehten sich nachdrücklich.



Nun aber galt es dem Kurfürsten von Sachsen. Zwar hatte Johann Georg zwanzigtausend Mann unter dem Befehl des General Arnim an der Grenze seines Gebietes aufgestellt, allein gegen Tillys fürchtbare und kriegsgewohnte Scharen erschienen diese nur als schwache Stütze. Auch forderte der Graf im Namen des Kaisers, daß Johann Georg dem ungesetzlichen Bunde entsagen sollte. Im Falle er nicht Gehorsam leisten und sich fügen würde, so lange noch die Gnadenthür offen stehe, sollten sich die kaiserlichen Truppen seines Landes unverzüglich bemächtigen. Als der Kurfürst schriftlich sein Verfahren gegen die Vorwürfe der Ungesetzlichkeit vertheidigte, brach Tilly, nachdem er Halle genommen und hier schwere Gewaltthaten ausgeübt hatte, in die sächsischen Länder ein.

Jetzt blieb dem hartbedrängten Fürsten, da er zu spät einsah, daß es ihm an Macht und Fähigkeit fehlte, eine selbstständige Rolle bei dem Zusammenstoß der kämpfenden Parteien zu spielen, nichts anderes übrig, als sich rücksichtslos dem König von Schweden in die Arme zu werfen, und als Gustav Adolph seinerseits einiges Bedenken in Betreff der sächsischen Versicherungen äußerte, bot Johann Georg jegliche Gewährleistung an, sollte er sich auch selbst mit seinem ganzen Hause als Geißel stellen. Natürlich wies der hochherzige Held solche Anerbietungen ab; er verlangte ja nur aufrichtigen Anschluß und die Noth seines neuen Bundesgenossen war ihm dafür Bürge, denn Leipzig war schon in Tillys Händen, der übrige Theil seiner Besitzungen auf das Schlimmste gefährdet. Johann Georg erweist uns hier das Schicksal aller schwachen und unentschiedenen Charaktere. Während es ihm noch kurz zuvor erlaubt war, durch zettigen und selbstständigen Anschluß die so eifersüchtig erhaschte Stellung als Haupt der protestantischen Partei in Deutschland zu erlangen und als solches an Schweden einen nützlichen Bundesgenossen zu erwerben, sank er nun, nachdem der Leipziger Bund durch Kaiser und Liga zersprengt war, hilflos zum Schützling des fremden Königs herab, der seiner zur Behauptung seiner Sache nicht bedurfte, ohne welchen er selbst aber vollkommen verloren war.

Bei Müten verbanden sich die Sachsen mit den Schweden und rückten gegen Leipzig vor. Kurfürst Johann Georg zeigte jetzt eine so große Ungebulb, die Sache zur Entscheidung zu bringen, daß er im Kriegsraath auf unverzüglichen Beginn der Schlacht drang und auf seinem Rathe beharrte, obgleich der König ihm sowohl als dem Kurfürsten von Brandenburg, welcher den Verhandlungen beiwohnte, zu bedenken gab, daß zwei Kurhüte bei dieser Gelegenheit auf dem Spiele ständen, während er selbst gegen das Schlimmste gesichert wäre. Bern willigte er jedoch, als er seinen Bundesgenossen so fest entschlossen sah, in die längst gewünschte Entscheidung.

Das Heer der Bundesgenossen bestand aus 15,000 Mann Schweden und eben so viel Sachsen; Tilly führte etwa 32,000 Mann in den Kampf, Pappenheim befehligte unter ihm. Letzterer begann den Angriff auf den König, und zwar gegen den Willen des Oberfeldherrn. Bald ward die Schlacht allgemein.

Vergebens leistete Tilly den geforderten Beistand. Nur gegen die Sachsen war er glücklich, denn ihre Schlachtreihen wurden zersprengt und weit über das Schlachtfeld hinausgejagt. Die Schweden jedoch standen felsenfest; an sie schlossen sich unter Arnim die wenigen sächsischen Regimenter, welche nicht in die Flucht ihrer Landsleute verwickelt, fortgerissen worden waren. Während ein Theil der Feinde die Geschlagenen zu eifrig verfolgte, ging Gustav Adolph selbst zum Angriff über, und zersprengte seinerseits die feindlichen Reihen. Bald wurde bei ihnen die Verwirrung allgemein. Vergebens kämpfte der feste Papenheim wie ein gemeiner Krieger, vergebens bot der siebenjährige Tilly wiederholentlich sein Leben Preis, um seinen erschütterten Scharen neuen Muth einzulößen und die Schlacht zu retten; es half alles nichts mehr. Die Flucht der Kaiserlichen war allgemein. 6000 Tode und hundert Fahnen ließen sie auf dem blutgetränkten Schlachtfelde zurück. Der Verlust der Schweden betrug nur 700 Mann, die Sachsen jedoch hatten mehr als 2000 verloren.

Dies war die berühmte Schlacht von Breitenfeld (17. Septbr. 1631), seit langen Jahren das erste glückliche Ereigniß für die Protestanten. Ihre Folgen erscheinen unberechenbar groß, denn durch sie war das Ergebnis eines eifjährigen ununterbrochen siegreichen Kampfes für den Kaiser und die katholische Partei verloren. Dank der Unmäßigkeit und dem Uebermuth, mit welchem der Kaiser und seine Partei den protestantischen Glauben, überall wo sie siegreich eingebrungen waren, unterdrückt und vernichtet, die Selbstständigkeit der protestantischen Stände rücksichtslos aufgehoben hatten, jetzt war es allen diesen Unterdrückten klar, was sie, sobald sie wehrlos dastanden, erwartete. Mit Begeisterung ergriffen sie die rettende Hand und gewannen im Bunde mit dem starken Schützer wieder das Vertrauen auf den Sieg ihrer gerechten Sache.

Daher fand denn auch Gustav Adolph bis an den Rhein wenig Widerstand; ihn unterstützte hierbei mit Nachdruck der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel. Er selbst drang noch im Dezember desselben Jahres in Schwaben ein. Die Sachsen ernteten die Früchte seines Sieges in ihrer Nachbarschaft, und eroberten ohne Mühe den größten Theil des Königreichs Böhmen; sogar brandenburgische Truppen, unter Anführung des schon genannten Obersten von Burgsdorf, erschienen auf dem Kriegsschauplatz und drangen in Schlesien bis nach Breslau vor. Ueberhaupt zeigte der Kurfürst, durch das unerwartete Kriegsglück der Bundesgenossen ganz umgestimmt, sich in seiner Politik jetzt außerordentlich eifrig für die gemeinsame protestantische Sache. Auf einer zur Verbesserung derselben nach Torgau ausgeschriebenen Versammlung erschien er persönlich, und wies nicht nur selbst alle Versuche, ihn vom Bunde zu lösen, zurück, sondern bemühte sich auch, denselben Eifer bei dem Kurfürsten von Sachsen zu erhalten. Bevor er auf irgend eine Unterhandlung eingehen konnte, verlangte er vom Kaiser einen Ersatz für seine Kriegsschäden zum Belauf von 20 Millionen Gulden, was wohl als gleichbedeutend mit einer vollkommenen Ablehnung jedes Austrages angesehen werden konnte.

Unterdessen war Wallenstein wieder an die Spitze der kaiserlichen Heere getreten, bekanntlich mit fast unbeschränkter Vollmacht über alle Kriegssangelegenheiten, und durch die glänzendsten Versprechungen gelockt. Er war es, der die beiden Kurfürsten zur Ausöhnung mit seinem Herrn hatte bewegen wollen, da dies aber nicht gelang, so gebrauchte er die ihm zu Gebote stehenden Mittel, und trieb die sächsischen und brandenburgischen Truppen aus Böhmen und Schlesien in ihre Heimat zurück; vornehmlich zielte er auf den Kurfürsten von Sachsen, als das stärkste Glied des Bundes von Bärwalde.

Es liegt weder in dem Plan unserer Darstellung, die großen Thaten des Königs von Schweden, noch überhaupt die denkwürdigen Ereignisse dieses verheerenden Krieges zu erzählen. Es kommt uns nur darauf an, soviel davon hier mitzutheilen, als nöthig ist, um die Stellung der Mark Brandenburg und ihres Fürsten, den kriegführenden Mächten gegenüber, zu begreifen.

Tilly hatte im Frühling des Jahres 1632 bei der Vertheidigung des Pech gegen den König von Schweden den Tod gefunden, noch ehe Wallenstein mit seinem wunderbar schnell wieder erstandenen Heere im Felde erschien. Nach seinen vergeblichen Bemühungen, Sachsen und Brandenburg vom Bunde mit Schweden loszureißen, ward Franken eine Zeit lang der Kriegsschauplatz. Die beiden großen Gegner maßen ihre Kräfte bei Nürnberg, doch ohne Entscheidung. Gustav Adolph brach nach Schwaben auf, um dieselbe dorthin zu verlegen, allein Wallenstein drang gegen Sachsen vor und zwang den König, in schnellen Märschen zum Schutze seiner Bundesgenossen herbei zu eilen.

Am 6. November trafen die beiden großen Feldherrn noch einmal auf einander. Die Schlacht bei Lützen war eine der blutigsten und hartnäckigsten in diesem an großen Entscheidungstagen so reichen Kriege. Der heldenmüthige König fiel, sowie sein tapferer Gegner Pappenheim, aber Wallenstein sah sich gezwungen, mit Verlust seiner ganzen Artillerie vom blutigen Wahlplatz zu weichen. Dem Herzog Bernhard von Weimar gebührt zum großen Theil der Ruhm dieses Sieges, denn er zwang mit dem Degen in der Faust die widerwilligen schwedischen Offiziere zur Fortsetzung des Kampfes und zur Rache für ihren König an dem wankenden aber noch nicht fliehenden Feinde. In wenigen Tagen war Sachsen von den kaiserlichen Truppen geräumt; Wallenstein bezog sein Winterlager in dem Königreich Böhmen.

Wie weit die Pläne des ruhmgekrönten Helben in Bezug auf Deutschland gegangen sind, ist ein Geheimniß, welches die Geschichte nicht ergründen kann. Vielleicht gingen sie bis ins Chimärische, bis zu dem von Historikern mit dem Namen der Revolution bezeichneten Umsturz des Hauses Habsburg und der von demselben zur Herrschaft in Deutschland bestimmten katholischen Religion. Keinenfalls darf aber der unparteiische Beurtheiler der Vergangenheit diese Pläne für revolutionärer ausgeben wollen, als die des Kaisers Ferdinand II., welcher den historisch begründeten und auf dem Augsburger Religionsfrieden ruhenden Zustand Deutschlands, wenigstens zuvörderst

seinem wahren Sinne nach vernichten und den alten Entwurf eines habsburgischen Prinzipates in Europa verwirklichen wollte. War sein Plan fecker und chimärischer, so liegt der Grund nur darin, daß ein kühner Geist höheren Schwung zu nehmen vermag als ein gewöhnlicher; seine Schuld ist darum nicht größer, wenn es nicht etwa schon eine Schuld ist, ein höherer Genius zu sein! —

Daß sich demnach die politische Richtung Schwedens nach dem Tode des Königs wesentlich änderte, obschon dasselbe mit Frankreich verbündet, und mit dem Hause Habsburg im Kampfe blieb, liegt in der Sache begründet. Der König von Schweden konnte sich möglicher Weise zu dem Gedanken, Deutschland als Kaiser zu beherrschen, erheben, der Kanzler Schwedens mußte Gedanken der Art für sein Vaterland, selbst im Falle des besten Gelingens, für durchaus verderblich halten. Erwerb deutschen Landes und gesicherter Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches waren verständige Zielpunkte, und so weit gingen die Absichten des besonnenen Axel Oxenstierna. Zu diesem Zwecke vermittelte er den Zusammenschluß der vier oberdeutschen Kreise unter schwedischem Direktorium zu Heilbronn (1633), denn hier war eine Centralisation bei der großen Zerstückelung um so nothwendiger.

Kaiser Ferdinand II. stand zu jener Zeit nicht mehr in dem Vordergrund; ganz natürlich, denn die Noth hatte ihn ja gezwungen, den wesentlichsten Theil seiner Gewalt in fremde Hände niederzulegen, und von diesem Augenblick an waren seine hochfliegenden Pläne unausführbar. Pläne der Art vermag nur der Held auszuführen, der selbst unmittelbar die Kriegsmacht befehligt, oder geschickt über blind ergebene Werkzeuge seines Willens gebietet. Wallenstein gehörte nicht in diese Kategorie. Er unterhandelte jetzt anstatt zu schlagen, vielleicht um alle Parteien auf gleiche Weise zu Freunden zu haben, und desto sicherer seine Privat Zwecke zu erreichen. Es konnte jetzt überhaupt nicht mehr von dem Sieg der einen oder andern religiösen Partei die Rede sein, denn die Protestanten waren durch starke auswärtige Mächte vor der Vernichtung sicher, und andererseits hatte Richelieu ausdrücklich den Schutz der katholischen Religion in den Grenzen der in Deutschland herrschenden gesetzlichen Bestimmungen ausbedungen. Nun kam es nur noch bei den Beteiligten auf die Ausdehnung ihres politischen Einflusses an. Von diesem Standpunkte aus muß man die Erscheinungen dieses seltsamsten aller Kriege von dem Tode des großen Königs an beurtheilen.

Wallenstein hatte unter anderm lange Zeit mit dem sächsischen Feldherrn von Arnim unterhandelt, um ihn gegen die Schweden zu gebrauchen, bis er von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, den Waffenstillstand aufkündigte, von Schlesien aus in die Mark Brandenburg einbrach, und seine leichten Truppen bis nach Pommern streifen ließ. Der Krieg wurde jetzt wieder mit so großer Erbitterung geführt, daß Wallenstein zu wiederholten Malen feindliche Befehlshaber wegen zu lang verweigerter Uebergabe erschießen ließ. Schon war Berlin

hart bedroht, der Kurfürst zum Schutze seiner Person nach der Altmark gegangen, da sah er sich doch endlich durch die dringenden Aufforderungen des Kaisers, Baiern, die letzte Vormauer Wiens vor den Schweden unter Bernhard von Weimar zu retten, zur Rückkehr gezwungen, als dieser thätige und talentvolle Feldherr die wichtige Stadt Regensburg genommen hatte, und nun den Donau-  
strom weithin beherrschte.

So war denn wieder die Mark Brandenburg gegen das Ende des Jahres 1633 vor der Wuth der Feinde gerettet, und überhaupt für's Erste dem Bereiche des Kriegsschauplatzes entrückt. Wallenstein fiel als Opfer seines zweideutigen Benehmens gegen alle Parteien (Febr. 1634); der Krieg nahm wieder einen für das Haus Habsburg günstigeren Charakter an, denn die Schlacht von Nördlingen (Septbr. 1634) vernichtete die Hoffnungen der protestantischen Partei, den Kaiser und den Kurfürsten von Baiern in ihren Erblanden zu bezwingen.

Dieser Schlag, obgleich äußerst empfindlich für die Gegner, konnte dessungeachtet den Kaiser nicht mehr zu seinen ehemaligen kühnen Hoffnungen erheben, da einmal der Widerstand der Protestanten in Deutschland organisiert war, und andererseits Frankreich in eben dem Grade seine Anstrengungen verdoppelte, als die Schweden nebst ihren Bundesgenossen von den Gegnern bedrängt wurden.

Jetzt war für Richelieu der günstige Augenblick gekommen, wo er im eigenen Namen mit Erfolg auftreten durfte. Unmittelbar knüpfte er mit den Heilbronner Verbündeten Unterhandlungen an, und schloß auch mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß ab (Debr. 1634). Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar ward Befehlshaber des zum größten Theil durch französisches Geld angeworbenen Heeres. Allein wenn der schlaue Politiker auch auf dieser Seite den Schweden den Rang abzulaufen suchte, wollte er doch ihren Beistand gegen das Haus Habsburg nicht damit aufgeben. Daher vermittelte er an dem Hofe des Königs Wladislaw IV. die Verlängerung des im Jahre 1629 abgeschlossenen sechsjährigen Waffenstillstandes auf sechs und zwanzig Jahr (1635).

Dies war um so nöthiger, da die beiden angesehensten protestantischen Fürsten um diese Zeit völlig vom Kriegsschauplatz abtraten. Der Kurfürst von Sachsen nämlich, welcher niemals seinen Plan, eine dritte von den beiden kriegsführenden Theilen unabhängige Partei zu bilden, aufgegeben hatte, war jetzt seiner Ansicht nach zu diesem Ziele gelangt, indem er einen besonderen Frieden mit Oestreich im Namen aller Augsburgerischen Glaubensverwandten abschloß (1635). Allerdings ward durch diesen Vertrag (er führt den Namen des Separatfriedens von Prag) das Restitutionsedikt einigermaßen gemildert, doch nicht aufgehoben; für die geistlichen Güter der Besitzstand vom 12. November 1627 als Norm festgestellt. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten, z. B. Pfalz und Böhmen war nichts darin entschieden. Die gegenseitigen Eroberungen beider Parteien und alles, was Frankreich und Schweden besaßen, sollten durch gemeinsame Anstrengungen wieder dem Reiche zurück gegeben werden. Den größten

Vortheil ohne Zweifel hatte sich der Kurfürst von Sachsen selbst bedungen, denn sein Sohn August behielt auf Lebenszeit das Erzstift Magdeburg; vier Amtsbezirke dagegen aus demselben fielen dem Kurfürsten selbst zu. Dem ehemaligen Administrator Christian Wilhelm, der bei der Erstürmung seiner Stadt zum Gefangenen gemacht worden war, fand man mit einem Jahrgelbe ab.

Der Kurfürst von Brandenburg war einer der Ersten, welcher diesen Prager Frieden durchweg genehmigte. Georg Wilhelm, jetzt wieder ganz unter dem Einflusse des Grafen von Schwarzenberg, sah in diesem Vertrage das einzige Mittel, wie er nach Abgang des Herzogs Bogislaw XIV. zum Besitze von Pommern gelangen könnte; auch verhehlte er diesen Grund in der Mittheilung des Aktenstückes an den schwedischen Kanzler nicht. Allein wie immer wurden nur halbe Maßregeln genommen; es fehlte an den nöthigen Mitteln, den Beschlüssen Nachdruck zu geben, und so blieb es größtentheils sächsischen Truppen überlassen, die Schweden im nördlichen Deutschland zu beschränken.

Mit besserem Erfolg dagegen hatte der Kurfürst für die Ruhe in der Nachbarschaft des Herzogthums Preußen gesorgt. Zu diesem Zwecke war er bemüht gewesen, seine guten Dienste den Kronen Polen und Schweden in ihren Friedensverhandlungen anzubieten; auch hatte er in der That einen wesentlichen Antheil an der Erneuerung des schon erwähnten Waffenstillstandes gehabt.

Unter der Zeit waren die brandenburgischen Länder fast fortwährend der Tummelplatz der kriegführenden Parteien gewesen. Sachsen, Schweden und Kaiserliche machten sich hier gegenseitig den Besitz der hart mitgenommenen Städte an der Havel und Elbe streitig, da der Befehlshaber der brandenburgischen Truppen, Klitzing, mit weniger als 4000 Mann weder den Feinden großen Schaden thun noch den Verbündeten bedeutende Dienste leisten konnte. Die Schlacht bei Wittstock gab dem schwedischen Feldherrn Baner wieder entschiedenes Uebergewicht im nördlichen Deutschland (1636); der bei weitem größere Theil der Mark, mit Einschluß von Berlin, welches sich zu einer bedeutenden Kriegssteuer und Lieferungen verstehen mußte, kam in seine Hände. Der Kurfürst suchte für seine Person Sicherheit in Peiß.

Gegen das Ende des Jahres 1636 fand eine Kurfürstenversammlung in Regensburg statt, auf welchem der Kaiser die schon längst gehegte Absicht, seinen Sohn zum römischen König wählen zu lassen, endlich erreichte. Sachsen und Brandenburg suchten den Wunsch des Kaisers zur Herstellung des Friedens unter der Bedingung einer allgemeinen Amnestie, und der Wiedereinsetzung Karl Ludwigs, des Sohnes Friedrichs V. von der Pfalz, in sein väterliches Erbe zu benutzen, allein selbst unter diesen Umständen war Ferdinand II. nicht zur Verzeihung geneigt, ja er dachte sogar darauf, auch Hessen-Cassel mit der Reichsacht zu belegen, was nur durch die raschen Fortschritte der Schweden und die dadurch entstandene dringende Gefahr der katholischen Bundesgenossen verhindert wurde. Ferdinand II. wollte in keinem Falle seine protestantischen Gegner wieder zu Kräften kommen lassen; deshalb hatte er auch vor der Schlacht

von Wittstock, als die Schweden zur Unterhandlung, selbst ohne Frankreich, geneigt waren, den Vergleich sogar unter der für ihn und der katholischen Kirche so günstigen Bedingung abgelehnt, daß sämtliche Stände ohne Ausnahme an dem Prager Frieden Theil haben sollten. Unwahr ist es daher, wenn behauptet wird, daß die Protestanten, oder vielmehr nur ein geringer Theil derselben, Unruhen gestiftet, ehrgeizige jüngere Fürsten des Gewinnes wegen den Krieg fortgesetzt und zu diesem Zwecke den Feind ins Land gezogen hätten. Sollten die protestantischen Stände sich ihr Recht und den evangelischen Glauben, der nach dem vollständigen Siege des Kaisers ohne Zweifel überall unterdrückt worden wäre, wo sein weltlicher Arm hinreichen konnte, ohne Widerstand hingeben, um Deutschland zu einer Dienerin des Hauses Habsburg zu machen? Hatte nicht auch der Kaiser italienische, spanische, polnische Scharen in das Herz Deutschlands gerufen, um seine Gegner zu zerschmettern; wie kann man also den Protestanten den Vorwurf machen, sich durch schwedische und französische Hülfsvölker vor diesem Schicksal zu retten? Blieb ihnen wohl noch eine Wahl? Hatte diese Hülfe später schmerzliche Folgen für Deutschlands politische Stellung nach außen hin, so trägt die Schuld nicht der, welcher mit Verzweiflung sein letztes Gut vertheidigt, sondern vielmehr der, welcher despotisch Alles unter seine Gewaltherrschaft bringen will.

Und wenn noch auf irgend Jemand anders als auf Ferdinand II. die Hauptschuld der traurigen Einmischung des Auslandes fallen soll, so trifft dieser Vorwurf diejenigen größeren protestantischen Fürsten, welche aus Furcht oder Kurzsichtigkeit entweder schon von Anfang an versäumten, die Grundlage der religiösen Selbstständigkeit ihrer Glaubensgenossen zu schützen, oder nachdem sie in den Kriegsstrudel gezogen waren und sich die Gelegenheit bot, durch festes Auftreten eine günstige Vermittelung zu erzielen, in trostloser Halbheit sich mit einem Scheinfrieden begnügten. Freilich, es fehlte damals gänzlich in Deutschland, wir wollen gar nicht sagen an großen, sondern überhaupt an männlichen Charakteren unter den protestantischen Ständen, und deshalb war auch von hier aus kein Heil zu erwarten.

Fast wie Hohn klang es, daß der Kaiser Sachsen und Brandenburg mit dem Auftrage beehrte, den Frieden unter den streitenden Parteien zu vermitteln, da jede billige Grundlage schon diesen Vermittlern abgeschlagen war. Auch des Kaisers Tod, welcher am 15. Februar 1657 erfolgte, führte die heiß ersehnte Ruhe nicht herbei; denn obgleich sein Sohn Ferdinand III. milderen Sinnes war, blieb er doch immer ein Habsburger und eifriger Katholik, und konnte daher den einmal eingeschlagenen, so lange mit Glück verfolgten Weg der Politik nicht wieder verlassen. Auch trat kurz nach dem Tode seines Vaters ein anderes Ereigniß ein, durch welches die Hoffnung auf Frieden noch in weitere Ferne hinausgeschoben wurde.

Nicht volle vier Wochen nach Ferdinand II. starb Bogislaw XIV. von Pommern, von dessen Verträge mit den Schweden wir oben gesprochen haben.

Diesem zufolge blieb das Herzogthum, da Georg Wilhelm sich von den Vertheidigern der protestantischen Sache getrennt und mit dem Kaiser verbündet hatte, in den Händen der Schweden, freilich zu großem Nachtheile des Kurfürsten, welcher demnach auch jenen Vertrag als seinen wohl erworbenen Rechten zuwiderlaufend nicht für gültig anerkennen wollte. Er schickte deshalb einen Trompeter an die Regierung von Stettin mit dem Befehl, „daß alle pommerischen Unterthanen von ihrem nunmehr rechtmäßigen Herrn angewiesen würden, nach allem ihrem Vermögen mitzuwirken, daß die Schweden, welche das Land ihrem rechtmäßigen Herrn vorenthielten, vertrieben würden.“

Es läßt sich denken, daß man schwedischer Seits ein solches Ansinnen mit Hohn zurückwies, da der Kurfürst eine entschiedene feindliche Stellung eingenommen hatte, überdies Pommern unter allen Umständen für die Sicherheit der schwedischen Truppen ein unumgänglich nothwendiger Stützpunkt war. Auch wollte der schwedische Befehlshaber den unglücklichen Boten hängen, und ihm den Befehl auf den Kopf nageln lassen, und wurde nur durch die Fürbitte hochgestellter Personen von dieser grausamen Maßregel abgehalten. Die pommerischen Stände waren in großer Verlegenheit. In einem Schreiben erkannten sie die auch gewiß unbestreitbaren Rechte des Kurfürsten an und machten demselben mehrere Vorschläge; doch da alles dies nicht zu gewünschter Ausgleichung führen konnte, so verboten die Schweden jeden weiteren Briefwechsel mit dem Berliner Hofe, und erklärten, daß sie sich jeder Handlung, durch welche der Kurfürst ein zur Regierung gehöriges Recht ausüben wollte, auf das Entschiedenste widersetzen würden.

Natürlich blieb dem Kurfürst jetzt bei seiner einmal angenommenen Stellung kein anderes Mittel, als sich noch enger mit dem Kaiser zu verbinden, da ihm schon durch den Frieden von Prag der Besiß von Pommern gewährleistet war. Zur besseren Versicherung wurde noch überdies ein neuer Vertrag ebenfalls zu Prag geschlossen, kraft dessen binnen drei Monaten Truppen errichtet, und in des Kaisers und Reiches Pflicht genommen, jedoch des Kurfürsten Commando untergeben werden sollten. Die Truppen mußten in Folge dieses Vertrages schwören, dem Kaiser und anstatt desselben dem Kurfürsten von Brandenburg gehorsam zu sein, damit das Herzogthum Pommern ihm als seinem natürlichen Erbherrn recuperirt würde.

Zu dieser Zeit war der Graf von Schwarzenberg mehr als je der vertraute Rathgeber des Kurfürsten, und die Richtung seiner Politik ist auch an diesem Vertrage von Neuem zu erkennen. Die Art, wie der Vertrag abgeschlossen war, mußte in hohem Grade bedenklich erscheinen, da dem Kurfürsten von Brandenburg durch die doppelte Verpflichtung der für seine Vertheidigung und die Erwerbung seiner Rechte geworbenen Mannschaft jede freie Verfügung über seine gewaffnete Macht entzogen war. Hieraus konnten, was sich auch später wirklich erwies, die bedenklichsten Folgen entspringen. Von Seiten des Kaisers mußte natürlich ein solcher Vertrag durchaus wünschenswerth erscheinen;



ein brandenburgischer Staatsmann durfte ihn aber, in Betracht der damals schon herausgebildeten landesherrlichen Stellung der deutschen Fürsten dem Kaiser gegenüber niemals schließen, ohne die Selbstständigkeit seines Herrn rücksichtslos Preis zu geben.

Das neue Bündniß führte anfangs zu Erfolgen im Kriege. Nachdem die kaiserlichen Generale Bötz und Sagfeld den Oberfeldherrn Baner von der Elbe entfernt, und Gallas Ankunft ihn bis nach Pommern zurückgebrängt hatte, setzten hier Sachsen und Brandenburger den Krieg mit Glück fort. Ein fester Platz nach dem andern fiel in ihre Hände, selbst die Insel Usedom ging für die Schweden verloren. Hierzu kam, daß Ferdinand III. zu billigeren Friedensbedingungen in Bezug auf die durch seinen Vater von aller Gnade ausgeschlossenen protestantischen Stände geneigt schien. Allein das unerwartet große Kriegsglück trieb wohl die Forderungen von kaiserlicher Seite zu sehr in die Höhe. Wiederum ging daher der glückliche Augenblick verloren, wo man ohne schwere Opfer deutschen Besitzes die Schweden entfernen, und dann die ganze Kraft gegen Frankreich wenden konnte. Schlaue und sicher benutzte Richelieu diese Fehler. Er erneuerte das Bündniß mit den Schweden (1638), versicherte ihnen eine jährliche Kriegshülfe von 400,000 Thalern, und verpflichtete sie, was für den ferneren Verlauf des Krieges entscheidend wurde, keinen besonderen Frieden mit dem Kaiser einzugehen.

Das Glück der verbündeten Waffen erschütterte das schwedische Ansehen dergestalt in Pommern, daß die bisherigen Regierungsräthe aus Furcht vor Abnung von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg ihre Aemter niederlegten. Nun übernahm Baner selbst das Directorium. Zu gleicher Zeit drang dieser thätige Seerführer, nachdem eine Verstärkung von 14,000 Schweden in Pommern gelandet war, gegen die Kaiserlichen und ihre Verbündeten zu einer Zeit, wo der Mangel an allem Nothwendigen in dem gänzlich erschöpften Lande und epidemische Krankheiten seine Gegner geschwächt, plötzlich wieder vor. Nicht nur wurde Pommern von Neuem erobert, sondern die jetzt überall siegreichen Schweden warfen die Kaiserlichen über die Elbe zurück und verfolgten die Sachsen bis an die böhmische Grenze. Bei dieser Gelegenheit hatte die unglückliche Mark wieder alle Drangsale des von Tag zu Tag immer grausamer geführten Krieges zu erdulden. Auch bei den Schweden bestanden die Heere nicht mehr aus Nationaltruppen, sondern auch bei ihnen warb man Herumläufer aus allen Nationen an, welche selbst ohne Heimath, und an jeden Frevel gewöhnt, nur dem Gebote ihres räuberischen Sinnes und ihrer augenblicklichen Lust gehorchten. Und solche Horden hauseten jetzt mehrere Monate in dem schwer heimgesuchten Lande.

Wie verzweiflungsvoll die Lage der armen Bewohner der Mark war, können wir unter anderm aus den Klagen der Stadt Berlin sehen, welche sich wenige Monate vor dem Tode Georg Wilhelms an den Kurprinzen wandte, um durch seine Vermittelung Hülfe zu erlangen. „Es sei bekannt, heißt es darin, wie sehr das Land durch Freund und Feind entnervt und zur Wüste

gemacht worden sei, wie so viele Offiziere unterhalten würden und herrlich lebten, ohne die Mannschaft zu haben, welche sie wirklich haben sollten, und wofür sie den Sold in großen Summen zögen, indessen die Soldaten und Unteroffiziere sich erbärmlich behelfen mußten, fortliefen und verhungerten. Die Zügellosigkeit der kurfürstlichen Reiter wäre so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse, kein Mensch vor denselben gesichert sei, und daher der Ackerbau in den besten Gegenden nicht betrieben würde noch betrieben werden könnte. Geschäfte und Nahrung hörten auf, Städte, Flecken und Dörfer ständen wüst, und auf viele Meilen fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Kage. Dessen ungeachtet würde die schwere und volle Contribution eingetrieben, und durch militärischen Zwang erpreßt. Man habe in den Städten die Häuser, Acker, Gärten, Wiesen und Weinberge dem Bürger genommen und sie den Offizieren gegeben, welche doch von der Contribution frei wären, und solche dagegen andern aufgebürdet, wodurch dann die noch vorhandenen Bürger gedrungen worden, zu entlaufen. Berlin habe 1638 und 1639 monatlich zum Unterhalt der kurfürstlichen Völker halb 3000, halb 2700, halb 1800, halb 2100 und gegenwärtig 1350 Thaler, Cöln aber nach Verhältniß seit zwei Jahren noch halb mal so viel zur kurfürstlichen Tafel und zum Hofstaat beitragen müssen. Die Schweden hätten durch den Obersten von Debig, nachdem die kurfürstlichen Obersten und Völker die vornehmsten Pässe zu Landsberg, Frankfurt, Fürstenwalde und auf der neuen Mühle ohne allen Widerstand in größter Unordnung verlassen, die Residenz überfallen, viele arme Leute gemacht, und fast Jedermann von allen Mitteln gebracht. Ueberdies wären die hiesigen Kauf-, Handels- und Fuhrleute, als sie neulich von Leipzig zurückreisen wollten, geplündert worden, wodurch sie um Hab und Gut gekommen wären, die Rathsbörser lägen in der Asche, die rathhäuslichen Bedienten, die Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; kurz die beiden Städte Berlin und Cöln wären durch Brand, Raub und Bedrückungen in die äußerste Armuth gerathen. Viele hätten geeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, die Uebrigen seien im Begriff, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und ins bitterste Elend zu gehen.“ Wir sehen übrigens hieraus, daß nicht der Feind allein jene traurigen Zustände herbei führte, sondern ein guter Theil derselben dem gänzlichen Mangel an innerer Ordnung zugeschrieben werden muß.

Trog alles Elendes hatte sich der Gang zum Sinnengenuß und zu Ausschweifungen, wie es wohl in Zeiten innerer Zerrüttung öfter vorkommt, unter den Einwohnern der kurfürstlichen Länder eher vermehrt als vermindert. Bei Hochzeit- und Kindtaufschauspielen wurde mehr verpraßt als jahrelanger Erwerb betrug. Auch die stehenden Festtage beging man mit großer Verschwendung, wie Martini und Fastnacht, wo nicht allein der Hof, sondern auch die Kunst- und Gewerke in den Städten mit Maskeraden in Saus und Braus ihre Zeit und Mittel vergeubeten. Von der Religion trat nur noch die Form hervor; man

ging wohl in die Kirche, scheute sich aber nicht, nach der Predigt an dem heiligen Orte selbst alle möglichen Possen aufführen zu sehen. Ja die Geistlichen selbst waren so entartet, daß sie mit ihren Weichkindern um die Wette sich den wüdesten Ausschweifungen im Trunke ergaben. Alles sittliche Gefühl schien gänzlich verschwunden.

Unter anderen Ausschweifungen und Thorheiten herrschte immer noch jene lächerliche und verderbliche Modesucht, gegen welche Joachim II. vergebens so starke Mittel versucht hatte. „Man wähle, heißt es in einem Bericht des Kanzlers von dem Borne an den Kurfürst Friedrich Wilhelm unmittelbar nach dem Antritt seiner Regierung, alle vier Wochen neue Façons und Muster, deren närrische und seltsame Erfindungen gar nicht zu beschreiben wären.“ Besonders ward das weibliche Geschlecht darin getabelt. „Unsere Weiber, heißt es anderswo, können ihren Vorniz in dieser Vanität nicht genug büßen, sogar, daß sie mit der natürlichen Gestalt und Farbe, so ihnen Gott der Schöpfer gegeben hat, nicht zufrieden sein, sondern, damit sie weißer und schöner angesehen werden mögen, waschen sie sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern, schminken und streichen sich an mit Farben, streuen poudre de Cypre ins Haar, und tragen hohe Sturmhäuben auf dem Kopfe, nicht anders als wenn sie alles, was ihnen vorkommt, niederreißen wollten. Es seien auch unsere Weibsbilder hoc perverso seculo so delicat und verzärtelt worden, daß sie, zumal diejenigen, so vor andern etwas sein wollen, damit sie ihren Wollüsten nichts abbrechen, und sich mit keiner Mühe beladen, sondern nur die ganze Zeit zur Pracht und Schmückung ihres Leibes anwenden mögen, es für eine Schande und Unehre achten, ihre Kinder an ihren eigenen Brüsten (die ihnen doch Gott und die Natur dazu gegeben), zu säugen und mit ihrer eigenen Milch aufzuziehen, sondern dazu oftmals leichtfertige und unzüchtige Bälge mit großen Kosten conducten, und denselbigen die lieben Kinder, welche sie mit großen Schmerzen geboren, zu lactiren geben, aller natürlichen Pflicht und Liebe vergessend.“

Ferner klagt der Bericht, „daß sie die Hauswirthschaft vernachlässigten, ihre häusliche Nahrung, worinnen sie doch von Gott ihren Männern zu Gehülfen gesetzt worden, zurück setzten, und sich für glücklich schätzten, wenn sie ihre Zeit in Müßiggang und Spiel, in Wollust und Ueppigkeit zubringen könnten. Darüber erweckten sie ihren Männern so großes Herzeleid, daß wenn diese Frieden haben wollten, sie zur Erfüllung ihrer Weiber Begierden und Lüste alles dasjenige, was sie mit ihrem saueren Schweisse erworben hätten, zu ihrer Pracht und Hoffahrt anwenden mußten, und sich dadurch nebst ihren Kindern in die äußerste Armut stürzten. Aber es geschieht denselbigen nicht Unrecht, nachdem sie sich des Regiments, Gewalt und Herrschaft, so ihnen Gott der Allmächtige über die Weiber verliehen, ganz verziehen, und sich ex luxurie et mollitie den Weibsbüchern zu Leibeigenen Knechten und Sklaven ergeben, sogar, daß sie auch ohne derselbigen Rath und Consens nichts thun oder vornehmen dürfen; wie dann, was nicht von den geringsten Corruptelen unseres soouli, das den Weibern

so große Gewalt und Macht einräumet, und wider die Gewohnheit unserer läblichen Vordältern in den Careffen, so heutigen Tages von unseren weiblichen Courtisänen und Cavalieren gebraucht werden, ihnen oftmals der Titel einer Königin und Göttin gegeben, ja Hand und Fuß geküßt wird, welches vor eine große Galanterie und Geschicklichkeit gehalten wird."

Aus diesem Berichte lernen wir, daß alles das, was an den halb barbarischen, halb überbildeten Höfen jener Zeit als seine Sitte und guter Geschmack galt, auch trotz aller Bebrängniß des Krieges den Bewohnern unserer märkischen Länder nicht fremd blieb. Ueberhaupt dient das Angeführte uns zum Beweis, daß bei dem Glende, welches den größten Theil der Unterthanen, nämlich die Landbewohner betraf, in den Städten nicht aller Verkehr und Verdienst aufgehört haben kann, weil ein so auffallender Luxus doch ohne Zweifel raschen Umsatz der noch vorhandenen Mittel bedingt.

Nicht alle Besitzungen des Kurfürsten befanden sich in einem so traurigen Zustande. Das Herzogthum Preußen war von Kriegsleiden seit dem zwischen Polen und Schweden abgeschlossenen Waffenstillstand frei, namentlich seit der Erneuerung desselben (1635), da sich die Schweden hatten verpflichten müssen, das Land zu räumen. Handel und Gewerbe blühten lebhaft auf und erzeugten nicht nur allgemeine Wohlhabenheit, sondern boten auch dem Landesfürsten so wie dem Oberlehensherrn vielfache Gelegenheit, ihre Einkünfte aus diesem Gebiete zu ziehen. Die jülichischen Landen waren ebenfalls zum großen Theil von schweren Kriegsdrangsalen frei. Um sie hatte der Graf von Schwarzenberg sich wirklich Verdienste erworben. Durch unablässiges Bemühen war es ihm gelungen, Spanier und Holländer zur Räumung des größten Theils der von ihnen besetzten Ortschaften zu bewegen, so daß Brandenburg dem Düsselborfer Vergleich gemäß, den Besitz von Cleve und Marl allein, Nevensburg gemeinschaftlich mit Pfalz-Neuburg erhielt. Freilich hatte sich Georg Wilhelm in mehreren Verträgen verpflichten müssen, den Holländern zur Unterhaltung der Besatzungen in Wesel, Emmerich und Rhees jährlich 180,000 Gulden zu bezahlen. Daher blieb ihm wahrscheinlich nur wenig von den Einkünften dieser Besitzungen, zumal da sie anfangs nicht wenig von den kriegführenden Mächten mitgenommen waren; allein die Segnungen des Friedens führten bald Glück und Wohlstand in die fruchtbaren und betriebsamen Länder zurück, und eröffneten so wenigstens eine freudige Aussicht für die Zukunft.

Wahrscheinlich verdankte auch der Graf von Schwarzenberg vorzugsweise diesen nützlichen Diensten das im Allgemeinen so wenig begründete, unerschütterliche Vertrauen. Aus jenen Ländern gebürtig, widmete er ihnen wahrhaft segensvolle Fürsorge, und mochte sich vielleicht in Bezug auf die Gesamtinteressen seines Herrn mit der möglicher Weise patriotisch erscheinenden Ueberzeugung beschwichtigen, daß er für den Herzog von Cleve unter allen Umständen treu und redlich gearbeitet habe. —

Ob wir unsere Betrachtungen über diese für die Geschichte der Cultur und die Bildung der brandenburgischen Staaten jedenfalls sehr wichtige Zeit schließen, müssen wir noch eine allgemeine Unsitte erwähnen, von welcher sogar die höchsten Stände wesentlich berührt wurden — nämlich das übermäßige Trinken. An der kurfürstlichen Tafel selbst, denn Georg Wilhelm zeichnete sich als ein starker Trinker aus, ebenso wie sein Zeitgenosse, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, ward so über alles Maas und Ziel hinaus in diesem Punkte geschwelgt, daß Oberst von Burgsdorf, der bekannte Feind des Grafen von Schwarzenberg, in seltsamen Unwillen über die mäßigere Lebensweise, welche nach Georg Wilhelm's Tode an dem Hofe eingetreten war, zu dem jungen Herrscher äußern konnte: „Ich weiß nicht, gnädigster Herr, wie Sie leben. Bei Ihrem Herrn Vater ging es weit lustiger her; da hat man tapfer herumgetrunken, und da war auch dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu gewinnen, und ich weiß die Zeit, in welcher ich achtzehn Maas Wein bei einer Mahlzeit getrunken habe.“ Dem Hofe eiferten die Bürger nach, welche von alter Zeit her nicht wegen ihrer Mäßigkeit berühmt waren, und so mögen denn auch diese Ausschweifungen wesentlich dazu beigetragen haben, den Wohlstand in den märkischen Ländern zu untergraben.

Der Kurfürst verlebte die letzte Zeit seiner Regierung in Königsberg, fern von dem Kriegsschauplatze. Hier starb er am 1. December 1640, noch in dem frischesten Mannesalter, an den Folgen eines zu wenig beachteten Weinschadens.

## Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, 1640—1688.

Eine fast ununterbrochene Reihe tüchtiger Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern hatte über die Mark Brandenburg geherrscht; manche von ihnen mit ausgezeichneter Einsicht und Thatkraft. Die Macht ihres Hauses war gewachsen, theils durch kriegerische Thaten, mehr noch durch umsichtige Benutzung günstiger Verhältnisse; besonders hatte sich in der letzten Zeit der Hausbesitz wesentlich erweitert. Allein diese bedeutenden Mittel lagen zerstreut, es fehlte der schöpferische Genius, welcher die getrennten und machtlos daliegenden Glieder mit seinem Hauche beleben und einen Staatskörper bilden sollte, der mitgezählt werden durfte unter die selbstständigen Staaten der europäischen Welt.

Dieser große Genius ward zu einer Zeit geboren, wo eher eine Auflösung als eine Erhöhung der hohenzollernschen Herrschermacht zu erwarten stand. Friedrich Wilhelm, der von der Vorsehung bestimmte Gründer der hohenzollernschen Macht, erblickte das Licht der Welt am 16. Februar 1620, gerade in dem Augenblick, wo der Krieg um die böhmische Krone, aus welchem sich der entfesselte Religionsstreit entwickelte, dessen traurige Folgen wir im Umriss wenigstens angegeben haben, ausbrach. Die übeln Wirkungen des Krieges

konnten sich damals schon in den kurfürstlichen Ländern geltend, denn in der öffentlichen Kasse befand sich so wenig Geld, daß die Laufe des jungen Prinzen mehrere Monate deshalb aufgeschoben werden mußte. Außerdem mangelte es in der Mark, namentlich auch in Berlin, an aller Ordnung und Zucht, wie sich dies kund gab, als im Juni des Jahres 1620 etwa 2000 Mann englischer Truppen, welche König Jakob I. seinem Schwiegersohne nach Böhmen zur Hülfe sendete, unter der Anführung des Obersten Grey in Spandau angekommen waren. Da sich in Berlin das Gerücht verbreitete, Markgraf Johann Georg sei mit feindlicher Macht vor den Thoren, um sich wegen des im Jahre 1616 erlittenen Schimpfes nachdrücklich zu rächen, angelangt, so entstand in der Stadt ein wilder Aufruhr. „Der gemeine Haufe“, meldet hierüber der Kanzler Bruckmann an den Kurfürsten, welcher damals in Königsberg verweilte, „aus Haß gegen die Reformirten, geht knurren und murren, daß man die Engländer nicht abgetrieben habe.“ Als die Engländer daher bei Tempelhof lagerten, um bei Berlin vorüber nach Böhmen zu ziehen, erscholl plötzlich die Lärmtrommel in der Stadt, die Bürgerwehr trat zusammen, und zwar, wie der Kanzler schreibt, „unter Anführung von zwei Leuten, die ihr Lebtag keinen todtten Menschen im Felde gesehen hatten. Da war ein Trommelschlagen, Plagen und Schießen, auch Schreien überall in beiden Städten Berlin und Cöln die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wohl wenige dieselbe Nacht werden geschlafen haben, denn es war alles besoffen, was da war. Da hätte man wohlbeschaffene Musketire sehn sollen; der eine schöß die Lunte mit hinweg, dem andern entfiel der Ladestecken, dem dritten die Gabel, dem vierten versagte die Muskete zwei bis dreimal, der fünfte steckte die Nase gar in die Aermel, wenn er schießen wollte; die denn geschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, also voll waren sie, Summa, man hat nur lauter Schimpf gehabt. Wie es Morgens drei Uhr schlug, liefen die Wachen ganz ungeherbig davon, und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte ein Kerl über eine Stunde herum, und machte auf dem Kalbsfell ein Geräffel, ehe er die andern wieder zu Haufen bringen konnte. Eine andere Rotte, über siebzig Mann stark, so gar nicht aus den Bürgern gewesen, hat sich dahinter auf dem Berder in Haufen rottirt, und haben die ganze Nacht auf dem Dubelsack spielen lassen, auch eine Wagenburg von Lächerwagen um sich geschlagen.“ Wer wird nicht durch diese Schilderung an ähnliche Vorfälle neuerer Zeit erinnert?

Die Kurfürstin, welche noch von dem Wochenbett angegriffen war, gerieth über den wilden Lärm in große Aufregung, und auch der junge Prinz wurde durch das unaufhörliche Schießen dermaßen erschreckt, daß man einen Hofbedienten absandte, der sich bei der Bürgerschaft über das unziemliche Benehmen beklagen sollte.

Nach vollzogener Laufe ging die Kurfürstin zu ihrem Gemahl nach Königsberg, die fürstlichen Kinder aber blieben in Berlin unter weiblicher Obhut zurück. Vom sechsten Jahre an begann der Unterricht des Kurprinzen, und

nach vollendetem siebenten ward ihm von seinem Vater, welcher bei dieser Gelegenheit den Grafen von Schwarzenberg und den ebenfalls wiederholtlich genannten Geheimrath Levin von der Kneisebeck über die Wahl zu Rathe zog, Johann Friedrich von Kalkuhn genannt Leuchtmar zum Erziehler bestellt (1627). Kurz darauf siedelte sich der junge Prinz nebst seinem Hofhalt nach Küstrin über, wo er fleißig den Studien oblag, und auch neben dem Französischen, welches er bald ziemlich geläufig schrieb, und dem Lateinischen das Polnische trieb, um in Bezug auf sein Lehnsverhältniß zu Polen desto selbstständiger wirken zu können.

Im Jahre 1628 erhielt der junge Prinz vielfache Gelegenheit, das Kriegesleben durch eigene Anschauung kennen zu lernen, denn Wallenstein zog durch die Mark und auch durch Frankfurt. Das Land litt, wie wir schon wissen, unsäglich, und selbst der junge Prinz mit seinem Hofstaat gerieth in die größte Noth, da nicht einmal die Stadt Landsberg verschont blieb, auf deren Gefälle die Unterhaltung der jungen kurfürstlichen Familie angewiesen war. Die Noth, in welche letztere gerieth, bezeugt ein von dem jungen Prinzen gezeichneter Brief an den stolzen und rücksichtslosen Kriegsmeister, in welchem er u. A. sagt: „Unseres Herrn Vaters Land ist so verderbt, daß kein Ort übrig, der uns armen, jungen Fürsten zu unserem Unterhalt assignirt werden könne, als die ohnehin sehr verringerten Gefälle dieses Städtchens.“

Noch lebhafter wurde der kriegerische Keim in ihm angeregt durch die Erscheinung seines großen Oheims, des Königs Gustav Adolph von Schweden. Der junge Prinz erwarb die Gunst des königlichen Helden, und wurde von ihm veranlaßt, nach Wolgast zu gehen, wo die Königin Maria Eleonore ihren Wohnsitz während des Krieges aufgeschlagen hatte. Hier wurde er auf das Liebendollste empfangen, denn seine Tante trug sich mit dem Plane einer Vermählung des jungen Kurerben mit ihrer sechs Jahre jüngern Tochter, der berühmten Christine, ein Plan, zu welchem Gustav Adolph seine vollkommene Zustimmung gab, da ihm der junge Prinz nicht ungeeignet erschien, Träger seines Lieblingsplanes, nämlich der Gründung eines großen protestantischen Reiches an den Ufern der Ostsee, zum Gegengewicht sowohl wider das Haus Habsburg, als auch andererseits gegen Frankreich zu werden.

Allein nicht nur am schwedischen Hofe, auch bei dem alten Herzog von Pommern verstand der junge Fürst sich Vertrauen und Liebe zu erwerben. Herzog Bogislaw XIV., der ihn natürlich als seinen Erben und Nachfolger betrachtete, wollte ihn nicht aus Stettin fortlassen, und sah nur sehr ungern seine Rückkehr nach Küstrin, welche man der fernern Erziehung wegen für nothwendig erachtete.

Was den oben erwähnten Heirathsplan betraf, so fand dieser nicht nur in der königlichen Familie, sondern auch bei den Schweden selbst großen Anklang. Der berühmte Reichsverweser, Graf Oxenstiern, erfaßte denselben mit großer Lebhaftigkeit, denn er war vorurtheilsfrei genug, über den religiösen

Punkt (denn die Schweden waren streng lutherisch) hinwegzusehen, hatte jedoch seiner Landleute wegen hierin nicht freie Hand. Aus diesem Grunde gerieth auch wohl die Unterhandlung nach dem Tode des Königs ins Stocken.

Der Tod des großen Königs änderte überhaupt manches in den obwaltenden Verhältnissen. Dem feierlichen Akt des Einschiffens der fürstlichen Leiche in Wolgast zu Anfang des Jahres 1633 wohnte der Kurprinz bei, ging aber dann wieder nach Küstrin, wo er bis zum Ende des Jahres blieb. Um diese Zeit wurde die Mark Brandenburg von Neuem durch Kriegsgetümmel geschreckt, als Wallenstein die Sachsen und Brandenburger aus Schlesien hinausgebrängt hatte. Da Berlin sogar vor Brandschagung nicht sicher geblieben war, so hielt der Kurfürst, welcher in Stendal seine Residenz aufgeschlagen hatte, es für das Beste, seinen Sohn wieder dem Stettiner Hofe anzuvertrauen. Obgleich er hier mit außerordentlicher Liebe aufgenommen und behandelt wurde, wünschte doch der Vater seine baldige Rückkehr, damit seine Erziehung nicht darüber leiden möchte. Die Kriegsgefahr schien für jenen Augenblick ganz und gar vorüber.

Als er unter dem Geleit einer Abtheilung Reiter des Herzogs von Lauenburg, dessen Regiment in Neustadt-Eberwalde lag, in Berlin angekommen war, ward beschlossen, daß der Kurprinz nicht wieder nach Küstrin zurückkehren, sondern zur Vollendung seiner Ausbildung in ein fremdes Land gehen sollte.

Da zu jener Zeit das Bündniß mit der protestantischen Partei noch nicht gelöst war, und des Heermeisters Einfluß für den Augenblick zurücktrat, so wählte man Holland zum künftigen Aufenthalt des Kurprinzen, welches mehr als irgend ein anderes Land den Zwecken seines Vaters entsprach. An der Spitze des Heeres stand der berühmte Prinz Friedrich Heinrich von Nassau, damals die Hauptstütze der anti-spanischen Partei in Europa, von welchem man außer andern Vortheilen den nachdrücklichsten Schutz für das Herzogthum Cleve erwarten konnte. Ueberdies herrschte in Holland die reformirte Religion. Auch befanden sich daselbst die vertriebenen pfälzischen Verwandten, in deren Mitte der junge Prinz ein gemüthliches Familienleben wiederfinden konnte.

Die treuen Rätthe des Kurfürsten hatten wohl noch andere sachliche Gründe für den Aufenthalt des Prinzen in Holland. Kein Ort in der Welt schien den ernstern protestantischen Staatsmännern damals geeigneter für die Ausbildung eines Fürsten, als gerade dieses Land. Es galt als die beste Schule für Gelehrte und Staatsmänner. Während Leichtsinns und Sittenlosigkeit die meisten anderen Orte, wo feinere Bildung zu erlangen war, beherrschte, fand sich hier neben einem reichen Culturleben noch ernster und einfacherer Sinn. Auch fürchtete man, vielleicht nicht mit Unrecht, bei dem schwankenden Wesen des Kurfürsten den Einfluß einer kaiserlich-katholischen Partei auf das jugendliche Gemüth des Prinzen, und glaubte dieser Gefahr durch den Aufenthalt in Holland am besten entgegen zu können.

Was sonst die wissenschaftliche Ausbildung des Kurprinzen betraf, so hatte dieser die damals jedem Fürsten nöthige, für die Kurfürsten sogar statutenmäßig



lebte lateinische Sprache in ziemlicher Vollkommenheit inne. Er las den Ovid und den Dvid, und war des Französischen, welches damals schon Verkehrssprache der Höfe zu werden begann, in Schrift und Rede vollkommen mächtig. Er hatte eine gute Grundlage in der Mathematik, in der Geschichte und Kriegswissenschaft gelegt. Auch waren die körperlichen Uebungen bei ihm nicht vernachlässigt, denn er hatte Unterricht im Reiten, Tanzen, Fechten, Ringelnennen, Ballschlagen, Schießen, und auch noch in den Fuß-Turnier-Uebungen, was jetzt Turnen und Voltigiren genannt wird.

Wie wir den Kurprinzen an seinen neuen Bestimmungsort begleiten, müssen wir der Versuche auf sein Leben gedenken, welche in Küstrin stattgefunden haben sollen. Was wir darüber wissen, rührt von dem großen Kurfürsten selbst her, welcher in späteren Jahren dem brandenburgischen Historiographen Schokius erzählte, sein Kammerdiener habe, als er etwa zehn Jahre alt gewesen, in Küstrin einen Menschen mit einem langen Dolche unter seinem Bette gefunden und ihn vor dem Morde bewahrt. Allein es ist kaum denkbar, daß ein solcher Vorfall, hätte er sich wirklich zugetragen, nicht größere Aufregung hervorgebracht und scharfe Untersuchung veranlaßt haben würde. Es mag mit dieser Geschichte gegangen sein wie mit so manchen Erzählungen, die mehr auf Vermuthungen als wirkliche Thatfachen begründet, nach und nach mit immer größerer Gewißheit erzählt und zuletzt unbedingt geglaubt werden. Wenigstens so viel scheint aus dieser Erzählung so wie aus späteren über ähnliche Nachstellungen hervorzugehen, daß Friedrich Wilhelm an hinterlistige Absichten von Seiten des Grafen von Schwarzenberg geglaubt hat.

Der Aufenthalt in Holland war für den Kurprinzen von den wesentlichsten Folgen. In den vereinigten Staaten lernte er ein Volk kennen, welches nicht nur seine Selbstständigkeit stets mit kühnem Heldenmuth vertheidigt, sondern sogar das eigene Land unter tausend Mühen dem unbezwingbaren Ocean abgetrozt hatte. Seine Existenz schon war das Ergebniß einer unausgesetzten, gewissenhaften Thätigkeit, die ihre ganze Kraft, fernab von allem eiteln Glanze, auf die Förderung der Cultur des geistigen und physischen Lebens verwendete. Er sah hier in glücklichster Mischung unablässigen Eifer für Gewerbe und Handel mit kühnem Sinn für Speculation gepaart, und wenn es die Noth erheischte, einen unerschütterlichen kriegerischen Muth, dessen Ausdauer auch unter den ungünstigsten Verhältnissen die Anstrengungen der mächtigsten Völker und größten Feindherrn zu Schanden machte. Hier mochte der junge Fürst durch Anschauung des Großen, was aus dem Nichts entstanden, zu dem Gedanken an das, was mit den bis dahin noch so wenig benutzten Mitteln zu schaffen war, kommen, wenigstens ist es offenbar, daß ihm bei seinen späteren Landesmeliorationen und anderen Unternehmungen in Bezug auf Nationalwirthschaft stets Holland am meisten vor Augen geschwebt hat.

Selbst die Marine und das Colonialwesen des unermüdblichen Volkes hatte er nicht ohne Absicht der Anwendung für seine eigenen Küstenstaaten beobachtet.

Nach in seinen Finanzangelegenheiten war Holland damals allen anderen Staaten bei Weitem vorangeschritten, und da der junge Fürst bei seinem scharfen Blicke sehr bald erkannte, daß in diesem Punkte gerade die Hauptkraft der Regierungen lag, ihm andererseits die Schwäche der vaterländischen Einrichtungen nicht entgangen war, so ist nicht zu verwundern, daß hierauf sich seine Aufmerksamkeit ganz besonders wendete, wie wir dies in der Geschichte seiner Regierung selbst bestätigt sehen werden.

Vor Allem unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Friedrich Wilhelm die ersten Grundlagen seiner kriegerischen Größe in den Niederlanden gelegt hat; denn hier erwarb er sich unter der Leitung des Prinzen Friedrich Heinrich jene ungewöhnliche Kriegskennntniß, welche ihn zuerst in ganz Europa berühmt machte, und ihm bei den Franzosen, trotz ihrer sonstigen Nichtachtung des Fremden, bis auf den heutigen Tag den ausschließenden Namen des Grand-Electour verschafft hat. Selbst die kleinen Liebhabereien jenes Volkes, der emsig betriebene Gartenbau, die Vorliebe für Silber und Statuen, Münzen und andere Denkwürdigkeiten theilte Friedrich Wilhelm in hohem Grade.

Während er aber im Feldlager die Art und Weise des kriegerischen Lebens kennen lernte, und wechselseitig mit Gewerbetreibenden, Handelsleuten und Staatsmännern im vertrauten Umgange verkehrte, eignete er sich die für jeden Fürsten so wichtige Kunst an, die Menschen in ihrer wahren Gestalt zu erkennen, und in der ihnen eigenthümlichen Art mit ihnen umzugehen, worin hauptsächlich jene Popularität besteht, durch welche die Fürsten der Weisheit und Größe erst ihren rechten Schauplag eröffnen.

Nachdem der junge Prinz eine Zeit lang in Leyden verweilt und hier den Unterricht ausgezeichneter Gelehrten genossen hatte, wählte sein Erziehler Leuchtmar die Stadt Arnheim zum Aufenthalt, theils wegen der Nachbarschaft von Cleve, theils auch, weil er den Haag, welcher damals der Sammelplatz aller diplomatischen Berühmtheiten, und deshalb auch der Sitz eines verschwenderischen, üppigen Lebens war, zum sittlichen Heil seines Zöglinge vermeiden wollte. Erst im Jahre 1636 lernte er auch diese wichtige Residenz der holländischen Regierungsgewalten kennen. Das glänzende Leben konnte in ihm nicht den Wunsch nach der Rückkehr auf den Schauplag großer Kriegsthaten unterdrücken; bald sehen wir ihn wieder in dem Heere des Prinzen Friedrich von Oranien vor Breida (1637), wo ihn die Botschaft seines Vaters traf, durch welche er aus den Orten, die er so lieb gewonnen, und von wo aus sich ihm in Bezug auf Cleve auch vielleicht eine politische Einwirkung auf den Gang der Dinge eröffnen werden konnte, in die Heimath zurückgerufen wurde.

Vornehmlich wird Schwarzenberg als der Urheber dieses Befehls angegeben, ganz gemäß der damaligen Politik des Kurstaates, da unter den obwaltenden Umständen zu große Annäherung an die vereinigten Staaten, oder wohl gar, wie dies nicht unmöglich schien, eine Verbindung mit dem vertriebenen pfälzischen Hause für den kaiserlichen Hof bedenklich erscheinen mußte. So

lebte denn Friedrich Wilhelm nach einer Abwesenheit von vier Jahren wieder in seine Geburtsstadt zurück (1688).

Wenige Tage nach seiner Zurückkunft wohnte er nebst seinem Vater einem großen Feste bei dem damals wieder allmächtigen Minister Schwarzenberg bei, verfiel aber unverzüglich darauf in eine heftige Krankheit, welche die Aerzte für die Masern, viele Stimmen aus dem Publikum dagegen als Folgen einer Vergiftung erklärten, freilich ohne daß irgend ein Beweis dafür vorlag. Als Vater und Sohn im Herbst des Jahres nach Preußen abgegangen waren, verfielen beide in ein schweres hitziges Fieber, von welchem sich der Kurfürst nicht wieder vollständig erholte.

Der Aufenthalt in Königsberg genügte dem Kurprinzen nicht. Stets sehnte er sich nach dem Umgange der letztern Jahre zurück, und da er wußte, welchen überwiegenden Einfluß der Heermeister auf seinen Vater ausübte, so wendete er sich schriftlich an ersteren, damit er die Bitte, in Cleve seinen Wohnsitz aufzuschlagen zu dürfen, befürworten möchte. Schwarzenberg that dies wirklich, ob aufrichtig oder nur zum Schein läßt sich wohl nicht entscheiden, denn Georg Wilhelm theilte seinem Minister in einem eigenhändigen Schreiben mit, daß man sich von Wien aus gegen die Rückkehr des Prinzen ins Clevische erklärt habe, aus der doppelten Furcht, es möchte der Kurerbe in das Haus Pfalz hineinzuweihen, und als Schützling des Prinzen von Oranien sowie der Generalstaaten von den Interessen des Reiches abgezogen werden. Wern sähe der Kaiser, wenn der junge Prinz an dem Hofe in Wien leben würde, und mangle es an Mitteln, so wolle er mit Vergnügen das Nöthige zuschießen.

Ansichten der Art entsprachen ganz dem Sinne, aus welchem auf Schwarzenbergs Anrathen das Bündniß mit dem Kaiserhause hervorgegangen war, und wenn jener auch sich gegen das Anerbieten in Betreff des Prinzen erklärte, weil es „nicht nur in der kurfürstlichen Familie, sondern auch bei den Generalstaaten die höchste Mißbilligung finden würde“, so war doch des Ministers ganze politische Stellung zu eng an jenes Bündniß geknüpft, er selbst ein zu konsequenter Mann, als daß er unparteiisch hier seinen Rath hätte abgeben können. Weit eher dürfen wir vermuthen, er habe, um jede Anfeindung von Seiten der kurfürstlichen Familie, welche großentheils anders dachte, zu vermeiden, sich hinter den kaiserlichen Hof versteckt, und durch diesen einen Plan vorbereitet, den er selbst unmöglich billigte, aber auch nicht von seiner Seite aus zu verwerfen wollte. Wir dürfen ein Verfahren der Art noch immer nicht als Rath erklären, es war nur die nothwendige Folge der einmal angenommenen Politik. Auf seinen Rath hatte Georg Wilhelm einmal seine Hoffnung auf ein treues Aushalten bei dem Hause Oesterreich gesetzt, daher durfte er sich jeder nähern Verbindung mit dem Hause Oranien und der pfälzischen Familie, deren aberwärtiger Sinn gar nicht unwahrscheinlicher Weise den Kurprinzen zu einem selbständigen und dem Kaiser feindlichen Auftreten in Cleve veranlassen konnte, von seinem Standpunkte aus mit entschledener Abneigung entgegensehen.

So standen die Angelegenheiten, als Georg Wilhelm starb. Wenn jedoch die Gegner des Hauses Habsburg die Hoffnung gefaßt hatten, Friedrich Wilhelm würde einer ganz entgegengesetzten Politik den Vorzug geben, so fanden sie sich hierin gar sehr getäuscht. Von einer Verbindung mit dem pfälzischen Hause, sowie von einem engen Anschluß an die Generalstaaten oder gar an die Krone Schweden war für den Augenblick gar keine Rede, auch waren Schritte der Art in jener Zeit geradezu unmöglich. Nach dem im Jahre 1637 zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser abgeschlossenen Bündnisse waren die Truppen, welche man zur Vertheidigung der brandenburgischen Interessen in Pommern ausgehoben hatte, auch zugleich für den letzteren in Eid und Pflicht genommen; es stand daher dem jungen Kurfürsten gar nicht die freie Verfügung über diese Streitmacht in den märkischen Landen zu, wie hätte er demnach eine der bisherigen entgegengesetzte Politik einschlagen können? Außerdem befanden sich diese Truppen in einem sehr ungenügenden Zustande. Da sie wegen Mangel an Geldmitteln schlecht besoldet waren, so fehlte auch bei ihnen alle Kriegszucht. Die Regimentsbefehlshaber, über welche jede strengere Oberaufsicht fehlte, sorgten weder für die bestimmte Zahl der Mannschaft, noch für die gehörige Bewaffnung, sondern ließen Werbegeld sowie Unterhalt in ihre Kassen fließen. Gegen sie gab es gar keine Autorität im Lande.

Auf Beistand aus den übrigen Ländern konnte der junge Fürst nicht rechnen, denn die Einkünfte Cleve's wurden von den holländischen Besatzungen des Landes in Anspruch genommen, und aus dem Herzogthum Preußen war schwerlich mehr zu ziehen, als was zur Verwaltung des Landes selbst gehörte, da die Stände große Vorrechte besaßen, und übrigens wegen der lehnsherrlichen Stellung der Krone Polens eine Hinneigung zu Schweden höchst bedenklich erscheinen mußte.

Es ist daher leicht zu ermessen, in welcher unsichern Lage sich der junge Kurfürst befand, da er, überdies seit Kurzem erst aus fremdem Lande zurück, mit den Verhältnissen seiner Herrschaften wenig bekannt, bisher, wie es scheint, von allen diplomatischen Beziehungen ziemlich fern gehalten, nun plötzlich in eine für ihn fast fremde Welt eintrat. Vorsicht war hier vor allem nöthig, auch übte er sie in weit höherem Maße, als man von einem jungen Fürsten von zwanzig Jahren erwarten konnte.

Mit dem Grafen von Schwarzenberg, welcher den Schlüssel zu der bisherigen Politik des Kurhofes besaß, durfte er für's Erste keineswegs brechen, deshalb hören wir auch von einem Gesuch an denselben, er möge auch ferner die Statthaltertschaft der Mark Brandenburg über sich nehmen, und auch sonst mit seinem Rathe die unerträgliche Regierungslast erleichtern helfen. Nichtsdestoweniger erwiesen sogleich die Maßregeln des jungen Kurfürsten, daß seine politische Ansicht von der des dirigirenden Ministers gar bedeutend abwich. Sogleich erschienen außerordentliche Bevollmächtigte in den märkischen Festungen, um die Besatzungen für den Landesherrn in Eid und Pflicht zu nehmen,

während der Heermeister nur durch Handschlag und deutliche Bejahung dem Eid hatte erneuern lassen, und wenn auch dies nur als eine formelle Bestimmung gelten mochte, so mußte es offenbar bedeutungsvoll erscheinen, daß unmittelbar aus Königsberg ein Erlaß an Burgsdorf und Trotta, die Kommandanten von Küstrin und Betsch, gerichtet wurde, sie sollten keine kaiserliche Besatzung einnehmen, es möchte ihnen zugemuthet werden, von wem es auch irgend sei, weil im Prager Frieden deutlich ausgedrückt wäre, daß jedem Fürsten freistehet, seine Festungen mit eigenem Volke zu besetzen.

Offenbar deutete dies auf eine Aenderung in der politischen Stellung. Man verließ den Standpunkt des Bündnisses von 1637, und zog sich auf den Vertrag von 1635 zurück, von einem Schutz- und Trug-Bündniß mit dem kaiserlichen Hofe auf das Prinzip der Neutralität. Klar ließ sich erkennen, es nahe sich die bisherige Politik ihrem Ende.

Schwarzenberg, obwohl, wie es scheint, durch die selbstständigen Maßregeln Friedrich Wilhelms gekränkt, auf den er um so weniger einen persönlichen Einfluß ausüben konnte, als er jetzt von Männern entgegengesetzter politischer Richtung umgeben war, behielt befehlungsgeachtet noch die Statthalterschaft in der Mark. Bald aber langten unverkennbare Beweise des Mißtrauens an, welche auch wahrscheinlich den öffentlichen Ausdruck der Ungnade herbeigeführt hätten, wenn nicht des Heermeisters Lob einer völligen Entfernung von den Staatsgeschäften zuvorgekommen wäre. Krank und mißgestimmt hatte sich Schwarzenberg nach Spandau zurückgezogen. Hier aber war unter der Besatzung in dem Regimente des Obersten von Kochow eine Meuterei, als deren Ursache die unregelmäßige Soldzahlung angegeben wird, entstanden, und dem Einflusse dieses aufregenden Ereignisses nebst anderen damit verbundenen Excessen wird der schnelle Tod des Grafen zugeschrieben (1641 den 14. März).

Ohne Zweifel kam dieser Todesfall dem jungen Kurfürsten erwünscht, denn er entthob ihn der dem Kaiser Ferdinand III. gegenüber bedenklichen Maßregel, einen dem östreichischen Bündniß so ergebenen Diener ohne schlagende Gründe von der Leitung des Staates zu entfernen. Daß aber Friedrich Wilhelm nicht ohne dringenden Verdacht gegen den Verstorbenen war, bezeugen die sofort von ihm ergriffenen Maßregeln; denn auf kurfürstlichen Befehl wurde der Nachlaß versiegelt und ein gerichtliches Verfahren gegen denselben angeordnet. Die möglicher Weise in dem Nachlaß des Grafen befindlichen Blanketts können also nicht die alleinige Ursache des scharfen Verfahrens gewesen sein.

Der junge Graf Schwarzenberg, dem der Vater nicht lange zuvor die Nachfolge im Heermeisterthum des Johanniterordens verschafft hatte, ward von dem neuen Gebieter in dieser Würde nicht bestätigt, ja er muß sich nicht einmal persönlich für sicher gehalten haben, denn er verließ heimlich die Mark und ging nach Wien, ohne jedoch selbst durch die kaiserliche Verwendung seinen Protesten Geltung verschaffen zu können. Erst nach dem Friedensschluß erhielt Johann Adolph, Graf von Schwarzenberg, für seine in den kurfürstlichen

Staaten gelegenen Besizungen, mit Ausnahme der Herrschaft Neustadt und deren fünf Kirchspielen, die damals sehr bedeutende Summe von 300,000 Thlr. Alles dies aber deutet unabweislich dahin, daß Friedrich Wilhelm den Grafen Adam von Schwarzenberg nicht als einen treuen und zuverlässigen Diener des Hauses Hohenzollern angesehen hat.

Durch das Dahinscheiden des Grafen war dem jungen Kurfürsten in der Mark Brandenburg noch nicht vollkommen freie Hand gegeben, denn die Regiments-Inhaber, mit Ausnahme des Obersten von Burgsdorf, der immer der schwedischen Partei angehangen hatte, waren Creaturen des verstorbenen Heermeisters. Vor allen schien der Oberst von Kochow, Befehlshaber von Spandau, gefährlich. Als Burgsdorf anlangte, um im Namen des Kurfürsten daselbst die Besatzung in Eid und Pflicht zu nehmen, weigerte sich Kochow entschieden, weil er auch dem Kaiser bei seiner Capitulation geschworen habe, und ließ sich, als der Bevollmächtigte dennoch auf seinem Verlangen beharrte, zu der verrätherisch klingenden Drohung hinreißen, daß er lieber die Festung Spandau in die Luft sprengen wollte. Man kann nicht leugnen, daß er eine gewisse Verschüttung zur Weigerung hatte, allein dies ist ein neuer Beweis, wie höchst bedenklich die von dem Minister Georg Wilhelms angerathenen Schritte waren, da sie den Landesherren gegen die bisherige Reichspraxis und die frühern Verträge in seinem eigenen Gebiete ganz abhängig vom Kaiser machten.

Markgraf Ernst, Sohn des gedächten Johann Georg von Jägerndorf, den Friedrich Wilhelm zum Statthalter in der Mark ernannt hatte, verstand es, sich zum Herrn über die Widerseßlichen zu machen. Er lud den Obersten von Kochow zu einer Conferenz über die Landesangelegenheiten nach Berlin ein, und bemächtigte sich bei dieser Gelegenheit seiner Person. Bald darauf verließ Kochow die kurfürstlichen Staaten, mit ihm die Obersten Kracht und Goldacker, welche ebenfalls zu den widerseßlichen Offizieren gehörten. Alle drei traten in kaiserliche Dienste. Nun erst hatte man freie Hand für die Umgestaltung der militärischen Angelegenheiten in der Mark. Brandenburg gewonnen, die alten Regimente, deren doppelte Cidesleistung dem Landesherren so hinderlich war, aufzulösen, und neue ihm allein verpflichtete Truppenmacht zu bilden. Man errichtete daraus vier neue Regimente, unter denen eins die kurfürstliche Leibgarde ausmachte, alle zusammen wenig über 3000 Mann, doch eine treue, wohl- eingedübte Schaar, der Kern jenes tapfern Heeres, mit welchem Friedrich Wilhelm den Grund zu dem unsterblichen Kriegsruhm seines Hauses legte.

Auf diese Art nun frei von den bisherigen drückenden Fesseln konnte Friedrich Wilhelm seinem eigenen Wege in der Politik folgen. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt hatte er einige Staatsmänner aus der den Schweden günstigen Partei in den Geheimen Rath berufen, wie Gerhard Numelian von Kalluhn, der Bruder seines Erziehers, Sigismund von Göze, Samuel von Winterfeld u. s. w. Allein so lange Schwarzenberg in der Mark als Statthalter waltete, hatte sich die Stellung nach außen hin nicht geändert, und wir

hört sogar, daß noch in den ersten Tagen des Jahres 1641 von Weiz aus der brandenburgische Rittmeister Strauß die Schweden aus ihren Winterlagern in der Kaufzig aufscheuchte, Oberst Goldacker sogar in Pommern einfiel und verheerend bis gegen Stettin hin streifte.

Unternehmungen der Art waren offenbar nicht in dem Sinne des jungen Regenten, da er nicht nur, wie wir schon gesehen haben, auf seine Truppen kein großes Vertrauen setzte, sondern auch schon durch seine Gesandten in Regensburg ausdrücklich das Verlangen nach Ruhe und Frieden in seinem Lande hatte aussprechen lassen, wobei er sich der Zustimmung eines großen Theiles der versammelten Stände erfreute. Entweder waren also die erwähnten Unternehmungen auf Befehl des Statthalters geschehen, oder, was leicht möglich erscheint, die ungehorsamen Kriegsbefehlshaber handelten hierbei aus eigenem Antriebe im Sinne des Kaisers, da letzterem an der Fortsetzung der Feindseligkeiten zwischen Schweden und Brandenburg liegen mußte. Dieser Wunsch schien auch in Erfüllung zu gehen, denn zur Vergeltung der Angriffe fielen die Schweden aus Mecklenburg her in die Mark, und brandschatzten weit und breit das Havelland, während der General Stalhanß von Schlesien her bis vor die Thore Berlins schwärmte. Es schien dem Commandanten Kracht hieselbst sogar nöthig, die Vorstädte abzubrennen.

Der Kurfürst, höchst unangenehm durch diese sehr ungezeitige Störung seiner Friedensabsichten berührt, befahl auf das Strengste, jede neue Feindseligkeit einzustellen, und bestrafte auch wirklich einen Offizier, der auf seine eigene Hand einen Streifzug nach Mecklenburg unternommen hatte, mit dem Tode. Zu gleicher Zeit knüpfte er Unterhandlungen, zu welchen ihn schon die Wünsche der Stände in Regensburg ermächtigten, mit der Krone Schweden an. Diese führten zu einem Waffenstillstand auf zwei Jahre (1641). Freilich blieben einige bedeutende Orte der Mark, wie Grossen, Frankfurt u. s. w., in den Händen der Schweden zurück, letztere räumten jedoch einen großen Theil, und kamen, was dem Landesherren vor allen Dingen angenehm sein mußte, darin überein, daß Streifparteien als Feinde und Straßenräuber gegenseitig zu behandeln wären. Zwischen beiden Theilen sollte freier Handel stattfinden.

Dieser Vertrag war allerdings immer noch sehr drückend, denn die Unterhaltung der schwedischen Truppen, welche Friedrich Wilhelm bald darauf für die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in den von ihnen besetzten Landesheilen übernahm, belief sich nach einer späteren Uebereinkunft auf die für damalige Zeiten sehr erhebliche Summe von 140,000 Thalern. Uebrigens hatte er die Verpflichtung auf sich nehmen müssen, die Werbener Schanze schleifen zu lassen, um dem Erzherzoge Leopold, welcher mit einem bedeutenden kaiserlichen Corps die Schweden im Braunschweigischen angegriffen hatte, keinen Stützpunkt zu lassen. Deshalb zögerte er mit der Befestigung bis in den Anfang des folgenden Jahres, um möglicher Weise noch einige Erleichterung zu erhalten.

Wie lästig aber auch immer die Bedingungen des Waffenstillstandes sein mochten, so war er doch zur rechten Stunde abgeschlossen, da jetzt der berühmte Torstenjohn den Oberbefehl über die schwedische Kriegsmacht erhielt, und mit so unerwartet glänzendem Erfolge alle Gegner seiner Herrscherin niederschmetterte, den Kaiserlichen und ihren Verbündeten aber, während auch die Franzosen von Westen her siegreich vordrangen, kaum Macht genug zur Vertheidigung ihres eigenen Gebietes übrig blieb. Dagegen hatte die Ausgleichung mit Schweden den günstigen Erfolg, daß beim Ausbruch des dänischen Krieges die noch von ihnen besetzten märkischen Städte Frankfurt, Crossen, Züllichau und Gardelegen geräumt und die märkischen Lande von dieser schwer drückenden Last befreit wurden.

Natürlich konnte ein Vertrag dieser Art mit dem bisherigen Feinde in Wien keine Billigung finden, zumal da ein Artikel desselben ausdrücklich feststellte, daß den Feinden Schwedens weder Durchzug nach Pommern und Mecklenburg, noch Lebensmittel oder Kriegsvorrath bewilligt werden sollten. Dessenungeachtet erfolgte keine offene Rüge, und auch die Belehnung über die Reichslande wurde ohne Rückhalt ertheilt; nur in Bezug auf Cleve berief man sich auf die früheren dem Kurhause ungünstigen Bestimmungen. Trotzdem läßt sich eine gewisse Mäßigung in dem Benehmen des Kaisers Ferdinand nicht verkennen, denn Friedrich Wilhelms Entschuldigungen seines Verfahrens waren vom Standpunkte des im Jahre 1637 abgeschlossenen Bündnisses aus keinesweges zu rechtfertigen; nur die unvermeidliche Nothwendigkeit, welche ihn zwang, bei der Unzulänglichkeit seiner Hülfquellen und der des Kaisers jegliches Mittel zur Rettung seines Landes zu ergreifen, konnten ihn entschuldigen.

Fast eben so schwierig, ja fast noch bedenkllicher war des jungen Kurfürsten Stellung zu Polen wegen des Herzogthums Preußen, denn auch hier stand ihm die feindselige Stimmung des Oberlehnherrn in Bezug auf die Krone Schweden gegenüber. In Warschau konnte man mit der Annäherung an die letztere nicht zufrieden sein; denn der Streit zwischen den beiden nordischen Reichen war nicht geschlichtet, sondern nur vertagt. Man äußerte sich an dem Hofe des Königs Wladislaw IV. sehr ungünstig über den Kurfürsten, und da es seinem Vater nicht gelungen war, die Belehnung schon bei Lebzeiten für den Sohn zu erhalten, so stand zu erwarten, daß sich entschiedener Widerspruch erhob, wenigstens aber mußte man Hindernisse oder erschwerende Bedingungen bei der Uebertragung des Herzogthums erwarten.

Zu diesen Schwierigkeiten von Außen kamen noch Spaltungen im Innern. Der Landesherr war in Preußen durch die Regimenträthe sowohl als durch die Stände beschränkt. Allein auch die Stände selbst traten meistens feindlich einander gegenüber, da der Adel in Gemeinschaft mit dem Clerus beständig den Städten die größere Last der bewilligten Steuern aufbürden und dessenungeachtet das Recht der Mitberathung auf den Landtagen entreißen wollte. Diese Uneinigkeit kam dem Landesherrn erwünscht, denn sie bot Veranlassung, den einen Theil durch den andern zu schwächen und sich zum Herrn Aller zu



machen. In Bezug auf die Städte war dies zu Georg Wilhelms Zeiten gelungen, die geringeren hatten ihre Selbstständigkeit verloren; nur die mächtigste von allen, Königsberg, stand noch ungebrochen da. Doch vereinzelt mußte auch sie bald in eine nachtheilige Lage gerathen; sie verlor das Recht Willküren zu entwerfen und Steuern zur Befestigung der Stadt so wie zum Unterhalt städtischer Truppen zu erheben, Rechte, wie sie unter den ersten Hohenzollern auch die märkischen Städte besaßen hatten, und welche mit einer geordneten Regierung unvereinbar waren. Bald wurden die Städte gar nicht mehr zu den Landtagen berufen. Hierdurch wuchs bei ihnen der Haß gegen den Adel, den sie als die Veranlassung aller Beeinträchtigungen ansahen; sie erklärten deshalb, daß sie künftig sich den Bestimmungen der anderen Stände hinsichtlich der Landesordnung und der Polizeigesetze nicht fügen würden. Die Königsberger begnügten sich hiermit nicht einmal, sondern griffen den Adel in seinen Privilegien an, indem sie die bisher ihm zustehenden Rechte über die Bauern auf seinen Gütern streitig machten. Darüber erhob sich ein großer Sturm, denn die Regimentsräthe ergriffen Partei für den Adel und erhoben gegen Königsberg einen förmlichen Prozeß. Diese jetzt von allen Seiten hart bedrohte Stadt nahm nun ihre Zuflucht zu dem Kurfürsten, in der Hoffnung, daß er sie nicht würde niederdrücken lassen, um die Macht der andern Stände schließlich auf seine eigenen Kosten zu erhöhen.

Wie gern auch bisher Streitigkeiten der Art von den Landesherren gesehen waren, so fielen sie doch unter den obwaltenden Verhältnissen dem jungen Kurfürsten sehr lästig, denn sie ließen ihn einen unmittelbaren Eingriff der Krone Polen in die Angelegenheiten des Herzogthums besorgen. Vor der Belehnung stand ihm nämlich kein landesherrlicher Akt zu, auch ließ er alle Verfügungen nicht in seinem, sondern in der Landesregierung Namen ausfertigen, ohne den herzoglichen Titel anzunehmen, und selbst bei diesem vorsichtigen Benehmen entging er der Mißbilligung nicht. Von beiden Seiten war das Mißtrauen sehr groß. Die Polen hielten Friedrich Wilhelm für einen geheimen Gegner; ihm dagegen kamen Warnungen von seinen Dienern und fremden Gesandten zu, er solle nicht persönlich nach Warschau gehen, oder sich wenigstens dort vor Gift hüten. Seine persönliche Gegenwart war jedoch unvermeidlich, und so sehen wir ihn denn dort zum Empfang der Belehnung anlangen. Diese erfolgte nur unter sehr drückenden Bedingungen. Friedrich Wilhelm mußte der katholischen Kirche eine größere Ausdehnung gestatten, dagegen versprechen, keine unorthodoxe Sekte außer den Anhängern der Augsburgerischen Confession zu dulden, und nur diesen und Katholiken Aemter zu verleihen, eine Bedingung, welche seiner eigenen Glaubensgenossen, der Reformirten Rechte für das Herzogthum Preußen in Zweifel setzen konnte. Für die Civil- und Militärverwaltung waren die Bedingungen noch lästiger. Die Festungen Pillau und Memel sollten nur mit Zustimmung des Königs Befehlshaber von dem Kurfürsten erhalten, und in gefährlichen Zeiten königliche Commissarien einnehmen; in bürgerlichen

und peinlichen Streitfachen des Adels durfte er die Appellation an den König nicht hindern und unter keinem Vorwande ohne königliche Genehmigung Parteilosigkeit mit den Feinden der Republik eingehen.

Des Kurfürsten Stellung war also gegen Polen noch bei weitem beschränkter als in Deutschland. Ueberdies mußte er sich zu sehr bedeutenden Leistungen verstehen. Die ordentliche Abgabe war zu 30,000 Gulden jährlich festgesetzt, und im Falle auf Landtagsbeschuß eine außerordentliche Hülfe bewilligt wurde, betrug diese das Doppelte. Dessen ungeachtet würde der Abschluß der Verhandlung noch nicht erfolgt sein, wenn Friedrich Wilhelm dem Könige nicht 100,000 Gulden jährlich von dem Ertrage der Seezölle versprochen hätte.

Nun erst wurde der feierliche Akt selbst vorgenommen. Sechs vornehme Diener des Kurfürsten mußten den König, welcher auf einem mit Scharlach bedeckten Throne saß, im Namen ihres Herrn um die Belehnung bitten. Dann erschien Friedrich Wilhelm in Person, kniete nieder, leistete den Eid der Huldigung, den ihm der Großkanzler vorlas, empfing die Belehnung und nahm dann zur Seite des Königs Platz (1641, Oktober). Wenige Tage darauf ging er nach Königsberg zurück.

Auch noch nach diesem feierlichen Akt befand sich der nun als Herzog anerkannte Landesherr in einer drückenden Vormundschaft. Als er kurz darauf unter dem Vorwande anderweitiger diplomatischer Verhandlungen die Geheimräthe Götz und Kalkuhn nach Stockholm sendete, um wegen seiner Vermählung mit der Königin Christine zu unterhandeln, erhob König Wladislaw förmlichen Einspruch, begnügte sich auch nicht mit einer einfachen Verneinung der Sache von Seiten des Kurfürsten, sondern ließ sich eine förmliche Versicherung ausstellen, daß, im Falle dergleichen Dinge angeregt würden, ihm Mittheilung darüber gemacht werden müßte. Ja er steigerte seinen Einspruch bis zur Erklärung gegen die vier Regimentsräthe des Herzogthums, das Band zwischen Polen und Preußen sei gelöst, sobald der Kurfürst eigenmächtig einen solchen Schritt thue.

Wahrscheinlich um eine so gefährliche Verbindung desto sicherer zu verhindern, suchte Wladislaw den jungen Kurfürsten durch Familienbände an sein Haus zu knüpfen; Friedrich Wilhelm sollte sich mit seiner Tochter, dessen älteste Schwester mit dem Prinzen Casimir vermählen. Diesem Vorschlage, welcher seine allerdings ganz ernstlich gemeinten Pläne mit Schweden durchkreuzte, entzog sich der Kurfürst sehr gewandt, indem er dem Unterhändler, Grafen von Dönhof, erwiderte: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich mich nach keiner andern Geliebten als dem Degen umsehen.“

So ungünstig und schwierig war die Lage Friedrich Wilhelms bei seinem Regierungsantritt; überall drohten gefährliche Klippen auf seinem Wege. Die Mark Brandenburg und Preußen lagen eingeschlossen zwischen Schweden, Polen und den kaiserlichen Besizungen, Cleve war dem Zusammenstoß der Franzosen, Spanier und Holländer ausgesetzt. Alle diese Mächte zu schonen, ihre meist entgegengesetzten Forderungen zu befriedigen, und aus den größtentheils verheerten,

ausgefogenen und überdies noch mit schweren Verpflichtungen belasteten Ländern die nöthigen Mittel zu ziehen, um sofort eine selbstständige Stellung annehmen zu können, war eine über Alles schwierige Aufgabe, welche nur ein überlegener Herrschergeist zu lösen vermochte.

Die Kriegsereignisse nahmen um diese Zeit eine in der Hauptsache für die Gegner des Kaisers günstige Wendung, besonders traten die Schweden unter Torstensons Führung überall siegreich auf. Bald war nicht nur der Norden Deutschlands den Kaiserlichen entrisfen, sondern die glorreiche Schlacht von Breitenfeld 1642 (die dritte während dieses Krieges in Leipzigs Nähe, wo die Schweden von Neuem großen Ruhm erwarben,) öffnete ihm den Weg in die kaiserlichen Erblande. Freilich wurde dieses Kriegsglück der Schweden durch die Niederlage ihrer westlichen Verbündeten bei Lutlingen einigermaßen aufgewogen (1643), allein bald wendete es sich auch hier wieder günstig, da Cardinal Mazarin, Richelieus Nachfolger und leitender Minister im Rathe der Königin-Regentin Anna, die beiden berühmten Feldherrn Condé und Turenne an die Spitze der bedeutend verstärkten französischen Heere in den Niederlanden und am Oberrhein stellte. Freilich hatte Ferdinand III. gesucht durch ein Bündniß mit Dänemark die Schweden aus dem deutschen Reiche zu entfernen. Dies war zum Theil geglückt, denn Torstenson glaubte dem König Christian IV. durch einen raschen Angriff zuvorkommen zu müssen. Mit der ihm eigenen überraschenden Schnelligkeit zerschmetterte er jedoch den Gegner und wurde auch nur durch einen zu milden Winter von der Eroberung der Inseln abgehalten.

Nun sendete der Kaiser Hülfe, allein vergebens, denn das kaiserliche Heer unter Gallas wurde durch Torstensons rasche Verfolgung fast gänzlich aufgerieben (1644). Im Anfang des folgenden Jahres krönte der trotz aller körperlichen Gebrechlichkeit unermüdlche Feldherr seine Kriegsunternehmungen durch den vernichtenden Sieg über das kaiserliche Heer unter General Gbß bei Janowitz in Mähren (1645). Der Kaiser floh vor den streifenden feindlichen Truppen von Prag nach Wien, von Wien nach Grätz; Christian IV. schloß bald darauf den nachtheiligen Frieden von Brömsbro, die kaiserlichen Generale Mercy und Johann von Werth, von denen der erstere fiel, erlagen dem berühmten Vicomte von Turenne in der Schlacht bei Allersheim; kurz, das Jahr 1645 schien der Macht des Kaisers und der katholischen Ligue den Todesstoß zu geben.

Diese Wendung des Krieges war allerdings für Friedrich Wilhelm eine Kunst des Glückes, welche er aber auch mit großer Umsicht und Thätigkeit benutzte. Trotz der schweren Geldopfer für die schwedischen Kriegsvölker sorgte er nicht nur für seinen Hofhalt, den diplomatischen Verkehr und die Landesverwaltung, sondern fand auch noch Mittel zur Vergrößerung seines eigenen Heeres, welches bald über das Doppelte, bis 8000 Mann wuchs. Auf des Kaisers argwöhnische Anfragen konnte er mit Recht entgegen, daß die Vernehmung seiner Streitkräfte nur dazu dienten, seine neutrale Stellung zu befestigen. Er wollte nicht in den Fehler verfallen, durch welchen unter seinem

Vater die *Mark* ein Spielball aller streitenden Parteien geworden war; er wollte, was ihm auch gelang, auch den siegreichen Schweden einige Achtung abgewinnen.

Bald zeigten sich die günstigen Folgen seines festen Benehmens. Auch von Seiten der Franzosen fing man an ihn zu beachten, und durch ihre Vermittlung erhielt er einen Theil von *Gleve* zurück, wo er dann unverzüglich drei Regimenter zum Schutz des Landes werben ließ. Diese Maßregeln zeugten um so mehr von seiner Vorsicht und Staatsklugheit, als die Sehnsucht nach Frieden bei den streitenden Mächten immer deutlicher hervortrat; wer aber zur Zeit des Friedens wohl gerüstet war, konnte um so eher auf Erfolg seiner Unterhandlungen hoffen.

Schon seit dem Reichstage von *Regensburg*, der durch *Baners* Kanonen aufgeschreckt wurde, und auf welchem *Friedrich Wilhelm* in der Friedensneigung der Stände eine gewisse Berechtigung zu versöhnlichen Schritten gegen Schweden fand, wurden auch die Orte *Münster* und *Osnabrück* zur Unterhandlung mit Frankreich und Schweden bezeichnet. Zögernd jedoch kamen die Gesandten; Kaiser *Ferdinand III.* selbst machte keinen rechten Ernst, da er zuvörderst auf dem Deputationstage zu *Frankfurt* die Beruhigung des Reiches selbst bewirken wollte (1643). Da dies unmöglich war, weil hierdurch die protestantischen Stände in den größten Nachtheil gerathen wären, so erklärte sich vor allem *Kurfürst Friedrich Wilhelm* gegen diese Verhandlungen. Ebenfalls war er dagegen, daß, wie der Kaiser wünschte, die schon in *Münster* begonnenen Verhandlungen nach *Frankfurt* verlegt werden sollten. Bis ins Jahr 1644 währte es, ehe die Gesandten der Hauptmächte an den bestimmten Orten erschienen; erst im folgenden Jahre trafen auch die brandenburgischen Bevollmächtigten ein.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den verwickelten und weilläufigen Gang dieses großen europäischen Congresses im Einzelnen zu verfolgen, sondern wir werden uns auf die Punkte, wo es sich um Feststellung der Rechte des hohenzollernschen Fürstenhauses handelt, beschränken.

An der Spitze der brandenburgischen Gesandtschaft stand *Graf Johann von Sain-Wittgenstein* und *Hohenstein*, der überhaupt nach den Berichten mit großem Glanze ausgestattet war, denn viel wurde damals in diplomatischen Verhältnissen auf das äußere Auftreten gegeben. Die brandenburgischen Gesandten wurden zwar von kaiserlichen und schwedischen Edelleuten empfangen, doch wollte man ihnen das Prädikat *Excellenz* anfangs durchaus nicht ertheilen. Mit solchen und ähnlichen Convenienzstreitigkeiten brachte man Monate hin, und schob die Betreibung des eigentlichen Friedenswerkes hinaus, nach dessen raschem Fortgange das deutsche Volk so sehnliches Verlangen trug.

Die diplomatischen Verhandlungen erforderten eben so viel Umsicht und Standhaftigkeit als die früheren kriegerischen Beziehungen, denn die Interessen der verschiedenen Parteien stießen hart aneinander. Da *Friedrich Wilhelm* anfangs sein ganzes Augenmerk auf die Erhaltung des Herzogthums *Pommern* bei seinem

Haufe setzte, so schloß er sich auf dem Congresse wieder etwas enger an Oestreich an, zumal da der Graf von Trautmannsdorf, das Haupt der kaiserlichen Gesandtschaft, ein Mann von edlem Charakter war, welcher aufrichtig und ohne kleinlichen Eigennuz seinen größten Ruhm darin setzte, dem hartbedrängten Reiche den so lang und schmerzlich entbehrten Frieden zurückzugeben.

Des Kurfürsten Gründe für seine Forderung waren kräftig genug. Er besaß nicht nur die ganz unzweifelhafte Anwartschaft auf das Land, sondern letzteres erschien auch für ihn unumgänglich nothwendig als Verbindungslinie mit dem Herzogthum Preußen. Außerdem war die Besorgniß vorhanden, sobald Pommern in schwedischen Händen blieb, daß bei jedem Zusammenstoß der nordischen Kronen (und Veranlassungen dazu gab es sehr viel,) die kurfürstlichen Besitzungen und dadurch die Ruhe des deutschen Reiches in große Gefahr geriethe. „Pommern, sagte er, sei zugleich für Polen wegen der Grenzen, und für Dänemark wegen der Ostsee wichtig. Schwedisch würde Pommern der Apfel der Eris zwischen diesen beiden Mächten sein. Außerdem verbinde es durch seine Lage die brandenburgischen Besitzungen mit Preußen, öffne ihm die See für den Handel und mache den Oberstrom für ihn frei.“ Der brandenburgische Gesandte erklärte gerabezu, es liege seinem Herrn so viel an dem Besitze der Obermündungen und der Stadt Stettin, daß er dort seine Residenz aufschlagen wolle.

Gegen die Wichtigkeit dieser Behauptungen war nichts einzuwenden, daher unterstützten auch das brandenburgische Gesuch außer dem kaiserlichen, die französischen, holländischen und dänischen Gesandten, doch vergebens, da den Schweden das benachbarte Ostseeland gerade ganz geeignet gelegen war, um gegen Polen und Dänemark zu wirken, und ein stets offenes Thor zum Eintritt in das deutsche Reich zu erhalten. Friedrich Wilhelms festes Auftreten wirkte nur so viel, daß die Schweden nur Vorpommern, jedoch mit Einschluß von Stettin und einiger Orte auf dem rechten Oberufer verlangten.

Durch diese Nachgiebigkeit seiner diplomatischen Gegner ermuthigt, gab er zwar in Betreff Vorpommerns nach, doch ohne Stettin, und forderte als Entschädigung das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Osnabrück, Minden und die Fürstenthümer Glogau, Sagan und Jauer, wohl das Zwanzigfache von dem was er aufgab. Statt aller Erwiederung brach deshalb der schwedische Gesandte, Johann von Orenstierna die Unterhandlung mit dem brandenburgischen Bevollmächtigten ab.

Um seinen Forderungen von Seiten Oestreichs größeren Nachdruck zu verschaffen, bot Friedrich Wilhelm, der damaligen Weise gemäß, dem Grafen von Trautmannsdorf zum Lohn für seine Bemühungen 100,000 Thaler an, welche dieser ehrlich mit dem Bemerken zurückwies, daß sein Herr unter diesen Umständen ihm für eine Entschädigung wegen des Herzogthums nicht stehen könnte. Nun gab der Kurfürst einige von seinen Forderungen auf, versicherte aber dabei, daß er ohne den Ruin seines Hauses von der Ober in Ewigkeit

nicht absehen könne. Diese schroffe Erklärung wäre ihm jedoch beinahe sehr theuer zu stehen gekommen, denn die Schweden, über so viel Hartnäckigkeit aufgebracht, setzten ihm zur Annahme ihrer Vorschläge eine Präklusivfrist von drei Tagen, und erklärten, daß sie sich im Falle ferneren Widerstandes von jeder Verpflichtung, ihn zu entschädigen, lossagen würden. So weit natürlich wollte es Friedrich Wilhelm nicht treiben, deshalb gab er die Städte Stettin, Garz, Damm, Golnow, die Insel Usedom und die Mündungen des Hafs auf, für die Bisthümer Halberstadt und Ramin, nebst der Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg, in der Weise, daß dieses letztere nach dem Tode des bisherigen Administrators an das Kurhaus wie die übrigen geistlichen Güter als weltliche Fürstenthümer kommen sollten.

Obgleich nun diese Entschädigung von den Gegnern als viel zu hoch für das Aufgegebene erklärt wurde, so war Friedrich Wilhelm doch noch gar nicht damit zufrieden. Er verlangte wenigstens noch das Bisthum Minden, auf welches jedoch schon das Haus Braunschweig Ansprüche gemacht, und diesen durch eine Summe von 40,000 Gulden an die kaiserlichen und schwedischen Gesandten einen wirksamen Nachdruck gegeben hatte. Es blieb daher dem Kurfürsten nichts Anderes übrig, als ähnliche Mittel für seine Zwecke anzuwenden. Auf seinen Befehl wurden an Johann von Oxenstierna 25,000, an den zweiten schwedischen Gesandten, Salvius, 20,000 Thaler gezahlt. Dieses wirkte. Nun wurde dem Kurfürsten Minden zugesichert, und den Hochstiftern, welche gegen das willkürliche Verfahren der Kriegsmächte Protest erhoben, sehr kühl von dem allmächtigen schwedischen Gesandtschaftshaupten erwidert: „Man könne die Sachen so genau nicht nehmen; jedes Regiment habe *periodum fatalem*, und wäre der Mutation unterworfen.“ Es war dies ein Vorspiel der Reichsdeputation vom Jahre 1803.

Zu diesen bedeutenden Entschädigungen aus den Stiftern würde wohl schwerlich östreichischer Seits die Zustimmung gegeben worden sein, wenn nicht Franzosen und Schweden um diese Zeit mit vereinten Streitkräften auf den Kurfürsten Maximilian gefallen wären, diesen durch schonungslose Verheerung seines Landes zu einem Waffenstillstand gezwungen, und den Kaiser Ferdinand III. hierdurch in eine hilflose Lage versetzt hätten (1646). Dieser hatte nach dem Tode des General Gallas dem früher hessischen Obersten Melander (Holzapfel), einem zur Gegenpartei übergetretenen Reformirten, den Oberbefehl über die Trümmer seines Heeres verliehen; allein das Kriegsglück blieb den Verbündeten treu. Wrangel, Torstensons würdiger Nachfolger, war überall siegreich; vergebens selbst ließ Kurfürst Maximilian mit Verletzung des Waffenstillstandes seine Truppen zu dem kaiserlichen Heere stoßen, denn nun erhielt Lüneburg, der die Baiern bisher geschont hatte, von Neuem Befehl, sich mit Wrangel zu verbinden; Baiern mußte die ganze Schwere des Krieges empfinden, der Kaiser sah sich wieder auf das Gefährlichste in seinen Erbländern bedroht. In seiner Bedrängniß hatte Ferdinand III. dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm außer den oben

schannten vier Bistümern noch ganz Pommern versprochen, wenn er das Kriegsoberstenamt und Directorium im niederländischen und westphälischen Kreise annehmen würde (1647), doch letzterer erkannte zu genau die wahre Lage der Dinge, als daß er selbst um diese glänzende Aussicht das Heil seiner Unterthanen und die schon gesicherte Entschädigung aufs Spiel setzen wollte. Sogar ein augenblicklicher Glückswechsel hätte den Krieg nur verlängert, nicht geendet; der Kurfürst beharrte in seiner parteilosen Stellung, und so erzwang denn endlich die trostlose Lage des Kaisers und der katholischen Liga den langersehnten Frieden.

Am 24. October 1648 wurden die Verträge zwischen den Kriegführenden Parteien in Münster und Osnabrück unterzeichnet.

Friedrich Wilhelm konnte mit den Ergebnissen dieses für Europa so wichtigen Tractates sehr zufrieden sein, wenn er auch einen Theil des ihm unzweifelhaft rechtlich zustehenden Herzogthums Pommern und das Herzogthum Jügendorf nicht erlangte. Auf letzteres hatte er ebenfalls, wiewohl vergeblich seine Ansprüche geltend zu machen versucht. Hier nämlich, in Schlesien, traf er auf die empfindlichste Seite der kaiserlichen Hauspolitik, und drang deshalb nicht allzu ungestüm auf sein Recht, damit er nicht den Beistand Oestreichs in der pommerischen Entschädigungsangelegenheit verlore.

Wenn Friedrich Wilhelms Bemühungen bei der Kriegsentschädigungsangelegenheit der Natur der Sache nach einen partikularistischen Charakter an sich tragen mußte, so erscheint er dagegen in Bezug auf die Schlichtung des Religionsstreites durchaus uneigennützig und voll wahrer Humanität. Aufrechtig und treu der christlichen Lehre zugethan, wie sie aus der Reformation hervorgegangen war, fühlte er sich fern von jenem kleinlichen Formelwesen, mit welchem damals noch die beiden ihr angehörigen Hauptparteien einander gegenüber standen. Er bekannte sich mit Mund und Herzen für die Augsburgerische Confession, verlangte daher die Rechte ihrer Bekenner, und wollte sich, seinem Ausdruck nach, kein neues jus erbetteln. Schon in der diplomatischen Form suchte er das Andenken an die bisher so traurigen Spaltungen zu verwischen, und zugleich auch die nur negative Bezeichnung zu vermeiden, indem er seinem Gesandten das Wort „evangelisch“ für die Verhandlungen empfahl. Da er allein von den reformirten Ständen damals größeren Einfluß geltend machen konnte, wogegen mächtige Fürsten, wie Kurfürsten, mit großem Ungeßüm den Ausschluß der Reformirten von dem Religionsfrieden verlangten, so war es seiner kräftigen Bewendung vornehmlich beizumessen, daß die Anhänger beider evangelischen Hauptbekenntnisse unter dem Namen der Augsburgerischen Confessionsverwandten in den Friedensrezeß mit aufgenommen wurden.

So ward denn durch das Haus Hohenzollern der erste Schritt wenigstens zu einer formellen Einigung der beiderseitigen Bekenntnisse gethan. Bei diesem wohlthätigen Streben erfreute sich Friedrich Wilhelm des Beistandes der dem Außersichthum sonst so eifrig ergebenen Schweden, denn diese erklärten ihren unbul-

samen Glaubensgenossen unumwunden und mit treffender Schärfe, daß, wer an dem Kampfe für die Religion Theil genommen, auch Theil am Frieden haben müsse.

Wir haben oben gesehen, daß der große König Gustav Adolph einer Verbindung Friedrich Wilhelms mit seiner einzigen Tochter Christiana günstig gestimmt war. Die engen verwandtschaftlichen Beziehungen und die Neigung der Königin Mutter zu ihrem Neffen förderten diese Absicht. Es erhoben sich jedoch bald große Schwierigkeiten gegen denselben. Der junge Prinz sollte in Schweden erzogen werden, damit er sich an die Sitten des Volkes gewöhne und sich zum Lutherthum bekenne, ein Punkt, in den schon sein Vater nie willigen wollte. Als Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, nahm er die Unterhandlungen über die Verbindung mit der jetzt erwachsenen jungen Königin wieder auf, auch ihn mochte der Plan seines großen Oheims schmeicheln, durch Vereinigung der Macht Schwedens mit Brandenburg, Pommern und Preußen, das Haupt des gesammten evangelischen Deutschlands zu werden. Allein die Schwierigkeiten hatten sich noch mehr gehäuft. Christiana selbst mit ihrem starken männlichen Geiste zeigte große Abneigung gegen jede eheliche Verbindung. Nicht weniger war der staatskluge Kanzler Axel Oxenstierna dagegen. Er fürchtete bei dem eigenwilligen Charakter seiner Königin eine unglückliche Ehe, fürchtete, daß Friedrich Wilhelm seine deutschen Erbländer vorziehen, ja auch, daß der junge Herrscher bei seinem selbstständigen Wesen sich schwer in das ständische Wesen seines Vaterlandes finden würde. Daher gab denn auch Friedrich Wilhelm seinen anfänglichen Plan auf, und bewarb sich um die oranische Prinzessin Louise Henriette, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich, den er als Jüngling auf dem Felde der Ehre hatte hochachten lernen (1646). Die Prinzessin, welche außer Schönheit und gebildeten Geist auch den zartesten weiblichen Sinn besaß, gründete des Kurfürsten häusliches Glück, und brachte ihm überdies die Aussicht auf eine nicht unbedeutende Vermehrung seines Hausbesitzes zu, da ihr nach dem Tode der männlichen Nachkommen ihres Bruders die Erbschaft des Hauses Oranien zufallen sollte.

So hatten sich denn alle Verhältnisse des Kurfürsten beim Schlusse des großen deutschen Krieges glücklicher gestaltet, als irgend zur Zeit seines Regierungsantritts es hätte gehofft werden können. Brandenburg, während der Regierung Georg Wilhelms der Spielball der streitenden Mächte, hatte eine selbstständige Stellung genommen, ja es war zuletzt der selbstständigste aller protestantischen Staaten in Deutschland geworden, da Kursachsen trotz der damals bei weitem größeren materiellen Macht, der Abrundung seiner Besitzungen, des traditionellen Einflusses unter den Anhängern der Reformation gegen das Ende des langwierigen Krieges fast jeden politischen Einfluß verloren hatte. Was es aber noch von diesem Einfluß besaß, hatte es durch seinen unklugen Eifer gegen die reformirten Glaubensbrüder bei den Friedensverhandlungen größtentheils eingebüßt, da selbst die übrigen Lutheraner ihm nicht beistimmen konnten. Daher



sag man an, den Kurfürsten von Brandenburg als den Schützer des evangelischen Glaubens in Deutschland anzusehen.

Dies alles war nicht die Wirkung zufällig glücklicher Wendungen des Geschickes, sondern die Folge der weisen und entschlossenen Leitung, also nur Friedrich Wilhelms Werk, welches er als Jüngling schon so erfolgreich begann, und mit Meisterhand bis zum Greisenalter hin vervollkommnete.

#### Vom westphälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva — 1660.

Durch den Abschluß des Friedens war Friedrich Wilhelm noch nicht von allen Sorgen für seine alten so wie für die neu erworbenen Länder befreit, denn wenn ihm auch der Besitz derselben in dem Vertrage zugesichert worden war, so haßte doch die Vollziehung ihres Inhaltes an manchen schwer zu erfüllenden Bedingungen, wie z. B. an der Zahlung der fünf Millionen Thaler, welche Schweden als Kriegsentschädigung aus Deutschland erhalten sollte.

Allein nicht nur schwedische und holländische, sondern auch kaiserliche Truppen hielten einzelne Theile seiner Staaten besetzt, z. B. die Festung Samm. Letztere jedoch vollzogen die Räumung noch im Jahre 1648. Mit den Schweden war die Verhandlung schwieriger. Friedrich Wilhelm bemühte sich, auf dem zur Friedensvollziehung angesetzten Reichstag zu Nürnberg die übrigen Stände zur baldigen Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzutreiben. Es lag auf der Hand, welcher Schaden durch Pinhaltung der Sache dem deutschen Reiche im Allgemeinen und den theilhaftigen Ständen ins Besondere erwuchs, da die Erhaltungskosten für das schwedische Heer sich zu ungeheuren Summen beliefen, und überdies die Selbstständigkeit des Hauptes und der Glieder dadurch wesentlich beeinträchtigt wurde. Um nicht durch die Lässigkeit Anderer zu leiden, bezahlte Friedrich Wilhelm seinen ersten Beitrag zu der stipulirten Entschädigung, und veranlaßte so die Schweden wenigstens zur Räumung der Bisthümer Minden und Halberstadt (1649).

Größere Schwierigkeiten machte die Regelung des Besitzstandes im Herzogthum Pommern. Hier schienen die Wortbestimmungen des Friedensschlusses nicht ganz klar, denn es war in denselben nur von den Städten Stettin und Wolin, nicht aber von den auf der rechten Oberseite gelegenen und zu ihnen gehörigen Ämtern die Rede, die also auch der Kurfürst für sich in Anspruch nahm. Die Schweden jedoch wollten von dieser Weise der Auffassung eben so wenig wissen, als von einem Vorschlage Friedrich Wilhelms, für Minden Stettin, zuletzt sogar Wolin, Gollnow und Gartz einzutauschen. Unermüdet im Widerstande, sobald es die Interessen des Landes erforderten, suchte er die Unterstützung des Kaisers, indem er diesen bewog, den Schweden die Belehnung mit Pommern zu verweigern, bis sie den brandenburgischen Theil geräumt hätten. Allein auch dies machte nicht den gewünschten Eindruck; die Schweden gaben nicht nach. Der Kurfürst mußte in die Beschränkung seines Antheils willigen und außerdem

von der über eine halbe Million Gulden betragenden Landesverschuldung mehr als vier Fünftheile übernehmen, wogegen ihm die Königin die Hälfte der von ihr in Hinterpommern angelegten Zölle überließ. Auch dies erlangte er nur dadurch, daß er den schwedischen Gesandten in Wien vermittelt einer nicht unbedeutenden Summe für seine Ansprüche gewann. Die Belehnung sollte gemeinschaftlich stattfinden. Nun erst kam der Kurfürst in Besitz seines Antheils, ohne daß er einmal für die Zeit, in welcher die Schweden das Land in Händen gehabt hatten, eine Entschädigung erlangen konnte (1653).

Länger sogar währte der Streit mit den Generalstaaten in Betreff der clevischen Länder, wo sich noch immer holländische Besatzungen in den festen Plätzen befanden. Hier war auch Mißtrauen auf den politischen Einfluß des Kurfürsten im Spiele, denn seit seiner Vermählung schien sein Interesse an das Haus Oranien geknüpft, welches seit dem Tode des jugendlichen Statthalters Wilhelm II. aus seiner einflußreichen Stellung verdrängt worden war. Die republikanische Partei, mit den Brüdern de Witt an der Spitze, fürchtete Friedrich Wilhelm, und ergriff daher jedes Mittel, um sich vor seinem Einfluß auf ihre Landesangelegenheiten zu schützen. Leider hatten die Generalstaaten nur zu gut begründeten Vorwand, die Auslieferung der clevischen Städte zu verweigern, denn zu der Zeit, als der Kurprinz Georg Wilhelm die Statthaltertschaft in den jülichischen Erblanden antrat, war im Namen des Kurfürsten eine Anleihe zum Belaufe von 100,000 Gulden bei holländischen Kaufleuten gemacht worden, welche in unserer Geschichte unter dem Namen der Hoofseiferschen Schuld bekannt ist, weil die Obligation darüber vom 1sten März 1617 an Hoofseifer ausgestellt ist. Das Geld war zu sieben Prozent geborgt, und die Generalstaaten hatten dafür Gewähr geleistet. Da nun seit dieser geraumen Zeit weder Kapital noch Zinsen abgezahlt worden waren, so ward die Schuld auf eine ungeheure Summe berechnet, und die Generalstaaten hatten als Bürgen natürlich das Recht, sich durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel für ihre Forderungen an den Kurfürsten sicher zu stellen. Freilich machte auch der Kurfürst seine Gegenrechnung für den seit vielen Jahren dauernden Unterhalt der holländischen Truppen, und behauptete sogar im Vorschuß zu sein; aber bei solchen Gelegenheiten sind diejenigen im Vortheil, welche sich im Besitz von Pfändern befinden, und dies waren die Generalstaaten. Daher behielten sie bis zu dereinstiger Entscheidung die Festungen Wesel, Gennep, Emmerich und Nees in ihren Händen und legten auch noch auf einige Zölle der Maasß Beschlagnahme. Erst dreißig Jahre nach dem westphälischen Frieden und in Folge mancher für die Republik äußerst wichtigen Dienste erhielt Friedrich Wilhelm jene Festungen und Zölle wieder zurück.

Der Kurfürst konnte um so weniger mit Schärfe gegen seine ehemaligen Bundesgenossen auftreten, als sich der Streit um die jülichischen Erbländer überhaupt zu jener Zeit wieder erneuert hatte, und sogar einen drohenden Charakter annahm. Im Jahre 1647 war zwischen beiden Theilen ein Vertrag abgeschlossen,

und zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse dem damaligen Gebrauche gemäß ein früherer status quo nach den Jahren 1609 und 1612 festgestellt. Da aber bald nachher durch den westphälischen Frieden für die religiösen Verhältnisse im Allgemeinen das für die Evangelischen weit ungünstigere Jahr 1624 anerkannt war, so fußte der Pfalzgraf bei diesen Verhältnissen auf dieser Grundlage. Man nahm strenge Maßregeln gegen die Evangelischen, verbot ihnen sowohl öffentlichen als häuslichen Gottesdienst, sperrte ihre Kirchen, zog Güter und Einkünfte derselben ein, verweigerte das Begräbniß auf den Gottesäckern, verurtheilte Prediger und Zuhörer zu schwerem Gefängniß, und erklärte zuletzt alle früheren Verträge ohne Weiteres für ungültig.

Vergebens betrat Friedrich Wilhelm den Weg der Beschwerde, daher blieb ihm nichts als das traurige Mittel übrig, seinerseits im Clevischen die Katholiken zu brücken, um dadurch den Pfalzgrafen zur Schonung der Evangelischen zu zwingen. Da auch dies noch nichts half, der Pfalzgraf den Kaiser für sein Interesse zu gewinnen mußte, glaubte Friedrich Wilhelm stärkere Zwangsmaßregeln ergreifen zu müssen. Ueberall waren seine Truppen in Bewegung, und ehe sich die Gegner dessen versahen, rückte der General Sparr mit etwa 5000 Mann in das Bergische ein. Mehrere Schlösser wurden mit Gewalt genommen und Manifeste erlassen, daß die Bebrückung der Protestanten und die Verpflichtung, Landstände und Unterthanen in ihren Freiheiten, Privilegien und Rechten zu erhalten, ihn zu diesem Schritte genöthigt habe, um den Pfalzgrafen zu billigeren Maßregeln zu veranlassen. Ja er ging bald noch weiter und erließ an die gesammten Stände die Ermahnung, keine Steuern ferner einem andern als ihm zu entrichten, weil er durch die Weigerung Pfalz-Neuburgs, die bestehenden Verträge anzuerkennen, auch seinerseits nicht mehr an dieselben gebunden sei. Es wisse die ganze Welt, das Kurhaus sei bei der früheren Theilung um die Hälfte übernothigt, und außerdem werde das Land auf jede Weise von der Regierung ausgefogen (1651).

Obgleich der Kurfürst dem Hause Pfalz-Neuburg gegenüber in seinem Rechte war, so konnten doch wohlbegründete Beschwerden gegen den Schritt erhoben werden, denn er erschien als Ueberfall und offener Friedensbruch. So lauteten die Anklagen des Pfalzgrafen vor Kaiser und Reich, und es fehlte auch nicht an gewaffnetem Widerstand, denn der stets zum Kampf bereit Herzog von Lothringen rückte mit 15,000 Mann zur Unterstützung seines katholischen Mißstandes an. Es kam hierauf zu mehreren Gefechten, durch welche nichts entschieden, jedoch die Grafschaft Mark hart mitgenommen wurde.

Trotz der großen Zahl der Gegner hätte Friedrich Wilhelm sein Recht vielleicht mit gewaffneter Hand behaupten können, wenn nicht nach dem Tode seines Schwagers Wilhelm II. die Republik den vereinigten Staaten ihren Beistand zurückgezogen hätte. Da bot der Kurfürst, stets raschen Entschlusses, wenn die Umstände es erforderten, seinem Feinde selbst unerwartet und unerwünscht die Hand zum Frieden (1651). Der Vertrag von 1647 bildete die Grundlage;

für die Religion wurde festgesetzt, daß der Kaiser durch den Bischof von Münster und den Herzog August von Braunschweig, denen Brandenburg den Fürsten August von Anhalt und den Grafen Ludwig Heinrich von Nassau, Pfalz-Neuburg aber die Bischöfe von Osnabrück und Baderborn beifügen könnten, darüber bestimmen sollte, ob der Religionspunkt nach dem westphälischen Frieden oder nach dem besonderen Vergleich festzustellen sei. Der Stimmenmehrheit wurde die Entscheidung zugesprochen, inzwischen aber alles in den Stand gesetzt, wie es zu Zeiten des Vertrages von 1647 gewesen war.

Wenn auch Friedrich Wilhelm bei dieser Unternehmung nicht den anfangs in Aussicht stehenden Vortheil erreichte, so hatte er doch durch seine bedeutende Kriegsrüstung den Nachbarn einige Achtung eingebläst, denn acht und vierzig Compagnien zu Pferde, und achtzig zu Fuß waren unter den Generalen Sparr und Goldstein nach Cleve aufgebrochen. Schon fing man an, in ihm den mächtigen Kriegsherrn zu ahnen, welcher bald Europa mit dem Ruf seiner Thaten erfüllen sollte.

Um übrigens später nicht wieder auf die jülichischen Erbstreitigkeiten zurückkommen zu müssen, wollen wir hier kurz den endlichen Abschluß der Sache, so weit er des großen Kurfürsten Regierung angeht, mittheilen. Fünfzehn Jahre nach den ebengemeldeten Ereignissen kam ein definitiver Erbvergleich zu Stande. Der Kurfürst behielt dies Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg; Pfalz-Neuburg die Herzogthümer Jülich und Berg nebst den Herrschaften Wienthal und Brestelband. Ueber den Punkt der Religion wurde ein besonderer Vertrag abgeschlossen; allein dieser betraf nur, wie meistens zu jener Zeit die Religionsverträge, die Verleihung der Prälaturen, und überhaupt die landesherrlichen Rechte in Rücksicht auf Besetzung geistlicher Stellen; für die freie Religionsübung der Unterthanen konnte nichts Bindendes erlangt werden. Ein Punkt blieb noch unerledigt, nämlich der Besitz der Herrschaft Ravenstein, welcher das Kurhaus bisher nicht förmlich entsagt hatte. Im Jahre 1671 kam es auch hierüber zur Entscheidung, in einer Weise, welche wiederum von der vorzüglichen Staatsklugheit Friedrich Wilhelms Zeugniß ablegt. Es war zu der Zeit, als von Frankreich aus jener drohende Sturm über die Republik Holland hereinbrechen sollte, dem sich letztere in unbegreiflicher Sorglosigkeit ohne alle Vorsichtsmaßregeln bloß stellte und vorauszusehen war, daß Ravenstein dem verheerenden Kriegsgetümmel ausgesetzt sein würde. Da entsagte er lieber noch zur rechten Stunde seinen Ansprüchen für die nicht unbedeutende Summe von 160,000 Thalern.

Wir kehren nun in die Zeit des ersten Vertrages zurück. Kaum war der Streit friedlich geschlichtet, so stellte sich auch das gute Vernehmen zwischen Friedrich Wilhelm und dem Kaiser wieder her. Dieser wollte sich gern durch zuvorkommendes Benehmen die Gunst eines so wichtigen Reichsgliedes erwerben, dessen er für die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchaus bedurfte. Auf wiederholte Einladung Ferdinand II. erschien endlich Friedrich Wilhelm in

Prag, mit einem zahlreichen Gefolge von zweihundert Personen, zu deren Bespannung 268 Pferde nöthig waren (1652).

Es wird nicht uninteressant sein, das Ceremoniel eines solchen Aktes in seinen Einzelheiten kennen zu lernen. Der Kaiser selbst mit dem Könige von Ungarn kam dem hohen Gaste eine Viertelmeile von Prag in sechzig Kutschen entgegen. Als sich die beidenzüge trafen, verließ der Kurfürst den Wagen und wurde vom Kaiser ebenfalls zu Fuß empfangen. Nach ehrerbietiger Begrüßung stieg Letzterer auf die höfliche Einladung des Monarchen mit ihm in den kaiserlichen Wagen, und zog unter dem Donner der Kanonen vor zwei Regimentern vorbei in die alte Königsstadt ein. Nach den Empfangsfeierlichkeiten schritt man zu geschäftlichen Besprechungen mit den schon anwesenden Kurfürsten von Sachsen, Mainz und Trier. Am folgenden Tage fand die feierliche Audienz des Kurfürsten beim Kaiser auf dem Grabstein statt. Beide Fürsten mit bedecktem Haupte nahmen an einem Tische auf gegenüber stehenden Sitzen Platz und wechselten die durch das Ceremoniel vorgeschriebenen Worte, worauf sich der Kurfürst empfahl, und vom Kaiser bis an die Thürschwelle, vom König von Ungarn bis an den Wagen begleitet wurde. Nun folgten Besuche und Feste in reichem Wechsel. In den Zwischenzeiten wurden ernstere Geschäfte betrieben. Friedrich Wilhelm versprach seine Kurstimme bei der bevorstehenden Königswahl, Ferdinand II. dagegen gab die Zusicherung, daß er den Schweden nicht eher die Belohnung über Vorpommern ertheilen würde, bis sie den dem Kurfürsten gebührenden Antheil geräumt hätten.

Während Friedrich Wilhelm mit so vieler Mühe das Recht freier Verfügung über die verschiedenen Theile seiner Staaten wieder erlangte; ließ er keinen Augenblick verstreichen, wo er nicht für die Vermehrung seiner Streitkräfte sorgte. Mit durchdringendem Blicke erkannte er hierin den einzig wirksamen Hebel zu künftiger Größe. Unbegreiflich bleibt es, wie der junge Fürst aus denselben Ländern, welche seinen Vorfahren kaum einige Regimenter stellten, die nicht einmal die wenigen festen Plätze in ihren Staaten schützten, in wenigen Jahren Mittel zu einem Heere fand, mit welchem er in dem Kampfe der größten Kriegsmächte der damaligen Zeit den entscheidenden Ausschlag geben konnte. Ganz in der Stille hatte er diese Mittel vorbereitet, und erwartete nun den ersten günstigen Augenblick, wo er von dem so klüglich vorbereiteten Werkzeuge einen für seine fürstliche Stellung günstigen Gebrauch machen durfte. Dieser glückliche Augenblick ließ nicht lange auf sich warten.

Vom Ausbruche des polnisch-schwedischen Krieges bis zum Frieden von Oliva — 1660.

Die ersten dreißig Jahre des siebzehnten Jahrhunderts hatte ein blutiger Krieg die Ruhe des nordöstlichen Europa's gestört, denn König Sigismund konnte den Verlust der schwedischen Krone nicht verschmerzen. Freilich war die Hoffnung auf siegreiche Rückkehr in das väterliche Reich verschwunden, als der heldenmüthige Gustav Adolph seine kriegerische Laufbahn begann, doch nun war

die Flamme des Krieges emporgelobert und durch den glücklichen Erfolg in den Schweden die Lust erwacht, auf Kosten Polens durch die Eroberung der südlichen Ostseeküsten Gebiete des nördlichen Europas zu werden. Der dreißigjährige Krieg hatte Schweden eine Zeit lang von diesem Ziele ab- und nach Deutschland hingelenkt, doch die Neigung dazu war noch nicht erloschen, und andererseits hatten auch die Wasas auf dem polnischen Throne noch nicht den angefallenen Rechten für immer entsagt. Die fast schon entschwundene Hoffnung erwachte mit neuer Lebendigkeit, als die geistreiche aber nicht minder launenhafte Tochter Gustav Adolphs der Krone zu Gunsten ihres Vetter, Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken entsagte (1654). Schon vor der Vollziehung dieses Aktes hatte der polnische außerordentliche Gesandte Canafles feierlich erklärt, sein Herr, König Johann Casimir habe es wohl dulden können, daß die schwedische Krone seinem nächsten Blutsverwandten zugefallen wäre, würde es jedoch nie zugeben, daß sie an ein fremdes Haus übergingen; worauf die Königin in ihrer geistreich-spöttischen Weise erwiderte, ihr Vetter würde mit 30,000 Zeugen beweisen, daß er rechtmäßiger König von Schweden sei.

Johann Casimir konnte zu keiner ungünstigeren Zeit seine Ansprüche an den schwedischen Thron erneuern, denn Karl Gustav, noch zur Zeit des dreißigjährigen Kampfes unter den Schülern des großen Königs zum Heerführer herangebildet, war ein vollkommener Kriegsheld. Thatendurstig, unerschrocken, durch Siege nicht beschwichtigt, durch kein Unglück gebeugt, fand er seine einzige Befriedigung in Waffenthaten, seinen Ruhm in der unbedingten Herrschaft Schwedens über die Nachbarreiche. Nicht weniger erschien den Schweden ein so kriegerischer Gebieter durchaus erwünscht. Auch sie waren an Kriegsruhm und an Kriegsbeute gewöhnt. Dazu kam, daß die verschwenderische Regierung der Königin Christine den Staatsschatz erschöpft hatte, und ein Krieg, an dessen glücklichem Erfolge man gar nicht zweifelte, als das geeigneteste Mittel angesehen wurde, ihn auf fremde Kosten wieder zu füllen. Von Polen erwartete man keinen erheblichen Widerstand, da Johann Casimir, ein Fürst ohne Thatkraft und besondere Talente, dem nur seine ehrgeizige Gemahlin zu den bisherigen politischen Schritten getrieben hatte, nicht der Mann war, um die Kräfte eines Reiches zusammenzufassen, wo jeder Einzelne nur seinen besonderen Vortheil ins Auge faßte, und ein Reichstag über die wichtigsten Angelegenheiten entschied, auf welchem verfassungsmäßig die Anarchie herrschte.

So war denn auch Karl Gustav von den ersten Tagen seiner Regierung zum Kriege entschlossen. Für diesen war ihm aber die Stellung des Kurfürsten sehr wichtig wegen des Herzogthums Preußen; ja ohne ihn blieb jeglicher Kriegszug gegen Polen bei seiner schon recht ansehnlichen Kriegsmacht bedenklich. Graf Schlippenbach kam als schwedischer Gesandter zu Friedrich Wilhelm und forderte mit einer Offenheit, über die der Kurfürst in großes Erstaunen gerieth, die Auslieferung der preussischen Häfen für eine ansehnliche Entschädigung aus polnischen Beisungen. Es mußte Bestem allerdings sehr wünschenswerth sein, sich aus

dem drückenden Lehnverhältniß zu Wsen, denn, obgleich ihm Johann Kasimir nicht so viele Schwierigkeit, wie dessen Vorgänger Wladislaw, gemacht, ihm auch die persönliche Huldbigung erlassen hatte, so war er doch nicht ohne bedeutende Gelboffer (sie beliefen sich auf 200,000 polnische Gulden,) zu diesen günstigen Ergebnissen gelangt. Ueberdies war der Stolz der polnischen Magnaten unerträglich, so wie ihre Einmischung in die Verhandlungen mit den preussischen Ständen, wo sie immer die Gegner der landesherrlichen Regierung unterstützten. Dessenungeachtet verlangte Friedrich Wilhelms Lage große Umsicht; überhaupt widerstrebt es seiner ächt politischen Natur, sich und sein Land in unbesiegbaren Gefahren zu stürzen. Es lag ihm daran, die Ansichten Oesterreichs, Frankreichs, Hollands und Englands über einen so wichtigen Schritt zu erkunden, damit er genau wissen könnte, auf welchen Beistand so wie auf welche Hindernisse er rechnen durfte. Karl Gustavs Absichten in Bezug auf ihn selbst waren ihm nicht ganz klar, denn er setzte Mißtrauen in die anscheinend gar zu große Offenheit.

Seine erste Sorge war, deshalb sich in möglichst besten Vertheidigungsstand zu setzen. Mit großer Thätigkeit rüstete er, ließ durch den General Desslinger Werbungen anstellen, und schickte 38 Geschütze mit dem nöthigen Kriegsbedarf aus der Mark nach Preußen. Im Fall einer gewaltsamen Maßregel von Seiten Karl Gustavs rechnete er auf den Beistand Englands und Hollands, welche besorgt über die Verbindung der Schweden mit Frankreich, und voll Eifersucht auf ihren etwa ausschließlichen Einfluß in den Ostseelandern, ihn nicht rücksichtslos dem Untergange Preis geben durften.

Während dessen unterhandelte er aber auch durch einen außerordentlichen Gesandten, den Geheimen Rath Dobrzenski in Stockholm, um den ganzen Umfang der schwedischen Pläne kennen zu lernen. Klüglich hielt er hier die Verhandlungen hin, und überzeugte sich bei dieser Gelegenheit, daß des Königs Plan nur gegen Polen gerichtet, und seine Anerbietungen aufrichtig gemeint waren. Da jedoch, wie jetzt noch die Sachen standen, ein Anschluß an Schweden eben so unsicher war, wie das feste Beharren bei Polen, so suchte Friedrich Wilhelm sich als Mittelmacht selbstständig zwischen beide Theile zu stellen, um dadurch den Preis seines definitiven Anschlusses an einen oder den andern nach Möglichkeit zu erhöhen. Zu gleicher Zeit setzte er sich in Verbindung mit den verschiedenen Parteien in Polen, um vielleicht auf diese Weise des drückenden Lehnbandes ledig zu werden. Allein Karl Gustav forderte eine bestimmte Antwort. Ihm erwiderte Friedrich Wilhelm, daß er selbst zwar parteilos bleiben, den Schweden aber den Durchzug frei lassen, die Plätze an der Neke, Wartha, Weichsel und Ermeland besetzen, und dafür zum Lohn Samogitten, Ermeland, einen Theil von Litthauen und die Lehnfreiheit in Preußen haben wolle, das heißt also, eine ungemein große Belohnung ohne irgend einen wesentlichen Dienst dafür zu leisten. Natürlich verwarf der König so ungemessene Forderungen und verlangte die Stellung von 8000 Mann für das Distriktum Ermeland und die

**Souveränität im Herzogthum Preußen.** Dies war dem Kurfürsten zu wenig, und so zerschlugen sich daher die Unterhandlungen.

Das Scheitern dieser Hoffnung hielt den König nicht von seiner Unternehmung zurück. Im Sommer 1655 brach der schwedische Marschall Wittenberg mit 17,000 Mann von Stettin auf und drang nach friedlichem Zuge durch das brandenburgische Pommern und die Neumark in Großpolen ein. In kurzer Zeit war das ganze Land in seinen Händen; denn bei dem gänzlichen Mangel an Sinigkeit war an erfolgreichen Widerstand nicht zu denken, obgleich das Heer der angegriffenen Palatinate sich auf 34,000 Mann belief. Letzteres im Gegentheil begab sich und das Land in schwedischen Schutz. Bald folgte Lithauen diesem Beispiele, da die Russen von Osten her drängten; auch Warschau fiel dem König, welcher mit Verstärkungen aus Schweden angelangt war, als Beute anheim.

Ein so grenzenloser Erfolg der schwedischen Waffen lag außer aller Berechnung, und brachte daher den Kurfürsten in große Verlegenheit. Ueberdies säumten auch die Generalstaaten, welche in Folge eines Schutzbündnisses ihm für den Fall des Angriffs auf seine Staaten 4000 Mann Hülfstruppen und 16,000 Thaler monatliche Hülfsgelder versprochen hatten. Dessenungeachtet hielten sie nicht nur diese Unterstützung zurück, sondern verweigerten ihm auch ein Darlehn von 200,000 Thalern, dessen er bedurfte, um seine Rüstungen besser betreiben zu können. Man hielt ihn nämlich im Geheimen für einverstanden mit dem Könige von Schweden, und in diesem Falle wären natürlich die Holländer die Betrogenen gewesen.

Da der König zwar immer noch wegen eines Bündnisses unterhandelte, aber bei weitem weniger als früher bot, und außerdem noch die Häfen Memel und Pillau verlangte, so wendete sich Friedrich Wilhelm in seiner Noth an den Kaiser Ferdinand II. Anfangs wollte er Preußen als Lehn vom Reiche annehmen, dann sogar dem Sohne des Kaisers die polnische Krone verschaffen, da Johann Kasimir das Land verlassen und in dem Fürstenthum Oppeln, welches er pfandweise besaß, Zuflucht gesucht hatte. Das königliche Preußen nebst Pommern sollte ihm dagegen als Souverän, doch mit der Bedingung des Rückfalls an Oestreich nach Aussterben seines Hauses in männlicher und weiblicher Linie zugesichert werden. Doch auch hier fand er nicht den gewünschten Anklang.

Während dieser Verhandlungen war Friedrich Wilhelm keinen Augenblick unthätig geblieben. Sein Heer hatte er jetzt bis auf 27,000 Mann gebracht. Der größte Theil desselben ging unter dem Oberbefehl des Generalfeldzeugmeisters von Sparr durch Hinterpommern nach dem Herzogthum Preußen; er selbst rückte mit 8000 Mann trotz aller Abmahnungen des schwedischen Feldmarschalls Wittenberg in das königliche Preußen ein, wo die Stände so eben in Marienburg versammelt waren. Auf seine Versicherung, daß er mit 20,000 Mann zum Schutze des Landes bereit stände, übertrug man ihm die Leitung des Kriegswesens, und versprach in kurzer Frist 4000 Mann zur Vertheidigung des Landes



zu stellen. Es schien wirklich, als ob der Kurfürst seinen Zweck vollkommen erreichen sollte, denn außer den großen Städten, namentlich Danzig und Elbing, war das königliche Preußen mit ihm im Bunde, und auch in Masowien und Pommern neigte man sich ihm zu.

König Johann Casimir, hoch erfreut, einen Vertheidiger seiner Sache gefunden zu haben, bot ihm von seinem Erbe für diese Hälfte Aufhebung des Lehnverbandes in dem Herzogthum, mit alleinigem Vorbehalt des Rückfalls an Polen nach Aussterben des hohenzollernschen Mannesstammes; ja er wollte ihm sogar sein Erbrecht auf den schwedischen Thron und Livland als Lehen abtreten.

Daß Friedrich Wilhelm nicht ohne Aussicht auf wahrscheinlichen Erfolg seine Berechnung gemacht hatte, zeigte der bald darauf so schnell erfolgte Umschwung der Dinge in Polen; allein noch war das Glück den Schweden überall günstig, und der Widerstand der Polen noch nicht organisiert. Von allen Seiten warfen sich die Schweden auf die brandenburgischen Truppen. Bald war seine Stellung in dem königlichen Preußen unhaltbar; ja die Schweden, jetzt mit concentrirten Streitkräften, folgten ihm auch in das Herzogthum. Der Kurfürst sah sich in Königsberg selbst bedroht. Jeder ernstliche Widerstand hätte unter den damaligen Umständen wahrscheinlich die gänzliche Vernichtung der eben aufkeimenden Macht des Kurhauses zur Folge gehabt, deshalb war Unterhandlung wohl der einzige Weg des Heils. Da sich Karl Gustav durchaus auf Bedenken und Vorbehalt nicht mehr einlassen wollte, mußte Friedrich Wilhelm dem Diktate des Siegers gehorchen, und im Vertrage zu Königsberg die schwedische Oberlehnsherrschaft in Bezug auf das Herzogthum Preußen annehmen (1656 den 17. Januar). Es wurde zwar hierbei das Lehnverhältniß besser als früher gegen Polen gestellt, auch noch das Bisthum Ermeland hinzugefügt, dafür aber die Verpflichtung auferlegt, den Schweden freien Durchzug und den Gebrauch der Seehäfen zu gestatten. Außerdem mußte der Kurfürst versprechen, 1500 Mann für Schweden zu stellen, und den Feinden keinen Durchzug zu gewähren.

Während hier der Kurfürst gegen seinen Willen sich der schwedischen Sache ganz zuwenden mußte, war das Kriegsglück in Polen seltsam genug umgeschlagen, da die Schweden nicht sowohl durch Zahl und Tapferkeit ihrer Truppen als durch Uneinigkeit und Verrath der polnischen Großen gestützt hatten, welche mit verbrecherischem Egoismus die Sache des Vaterlandes ihren ehrgeizigen Plänen hintenansetzten. Noch fehlte es nicht ganz an tapferen vaterlandsliebenden Männern. Zehn Tage vor dem Königsberger Vertrage bildete sich eine Conspiration zu Lipskewitz zur Erhaltung der Religion und des Königs; auch die Masse des Volkes nahm lebhaften Antheil an der Erhebung, denn die Feinde hatten das Land mit unerhörlichen Abgaben belastet, angesehenen Männer, namentlich Geistliche, körperlich gemißhandelt, Kirchen und andere heilige Orte schonungslos geplündert. Die Tataren, kurz zuvor noch erbitterte Feinde

Johann Casimir, traten zu ihm über, die Wittbauer erhoben sich für ihn, und die Kronarmee, welche bei der Ankunft der Schweden keinen ersten Versuch zur Gegenwehr gemacht hatte, erklärte in einem Manifeste ihren Abfall von Karl Gustav, welchen sie unter Anderem auch dadurch begründete, daß er den Adel besteuert hätte.

Der König von Schweden ließ sich durch diesen raschen Wechsel der Dinge nicht schrecken, sondern stürzte mit gewohnter Sicherheit auf den Feind und zerstreute seine muthigen aber wenig geordnete Scharen, jedoch nicht mit nachhaltigem Erfolg, denn die Quartianer (diesen Namen führte das Reichsaufgebot) gingen haufenweise zu seinem Gegner über, und so sah er sich bald auf seine Schweden beschränkt.

Trotz aller Vorsicht und Berechnung war Friedrich Wilhelm jetzt nicht mehr Herr seiner politischen Stellung geblieben, und konnte deshalb nur noch dafür sorgen, daß er nicht rücksichtslos dem Zufall der Ereignisse anheim fiel. Dies that er mit unablässigem Eifer. Um nicht den Beistand der Holländer zu verlieren, suchte er seinen Schritt als ein Gebot der Nothwendigkeit zu rechtfertigen und nachzuweisen, daß durch denselben sein Verhältniß zu ihnen nicht geändert würde. Zu gleicher Zeit unterhandelte er auch mit Frankreich wegen eines Vertheidigungsbündnisses, welches einen Monat später auch auf sechs Jahre abgeschlossen wurde. Selbst mit Polen unterhielt er noch diplomatische Verbindungen, damit ihm nicht ganz der Weg zur Rückkehr abgeschnitten würde, und versprach Beistand mit seiner ganzen Macht, wenn man ihm die Kosten ersetzen und gegen Schweden sicher stellen wollte. Unterdessen wurde aber wahrscheinlich der Inhalt des Königsberger Vertrages ruckbar, denn die freundschaftliche Stimmung des polnischen Hofes verwandelte sich dergestalt, daß bald nur noch von den allerschärfsten Mafregeln gegen den ungetreuen Lehnsträger die Rede war. Man beschloß seine gänzliche Vernichtung, wie die von dem polnischen Gesandten in Wien übergebene Denkschrift beweist, und wollte auch nicht einmal seine deutschen Besitzungen verschonen.

Unter diesen Verhältnissen blieb Friedrich Wilhelm nichts Anderes übrig, als eine festere Verbindung mit Schweden, obschon er den Plan Karl Gustavs, Polen zu vernichten und zu theilen, weder für leicht ausführbar noch auch in Bezug auf die Lage der brandenburgischen Staaten für wünschenswerth hielt. Das königliche Preußen, welches vor Allem die Schweden für sich in Anspruch nahmen, erschien ihm in ihren Händen für die brandenburgischen Interessen äußerst gefährlich. Jedoch die Gefahr drängte. Andererseits sah auch der König von Schweden keine Möglichkeit, ohne Friedrich Wilhelms Hülfe Polen zu behaupten, und steigerte deshalb seine Versprechungen. So kam es trotz der gegenseitigen Bedenken zu einem neuen Vertrage in Marienburg (25. Juni), anscheinlich nur der Vertheidigung wegen, in geheimen Artikeln wurden jedoch dem Kurfürsten die Palatinate Posen und Kalisch, Lenciez und Siradien nebst

dem Lande Weichun erblich mit aller Landeshoheit überlassen, und mehrere Punkte des Lehnvertrages günstig für ihn abgeändert.

Der Würfel war geworfen, denn obgleich Friedrich Wilhelm dem Kaiser so wie dem König von Polen von dem Abschluß des Bündnisses Kunde gab, mit dem Bemerken, daß nur das entschieden feindselige Benehmen der Polen, deren für das Kurhaus gefährliche Pläne man aus den aufgefangenen Briefen des General Czarneci hinreichend ersehen, den Kurfürsten zu diesem Schritte der Selbsterhaltung gezwungen habe, so war doch ferner an keine Schonung mehr zu denken. Natürlich leugnete König Johann Casimir die Wahrheit jenes Vorwurfs vollkommen ab und drohte mit offener Feindschaft. Ja auch bei seinen bisherigen Bundesgenossen fand des Kurfürsten Benehmen so wenig Billigung, daß sie zurücktraten, die Holländer sich sogar gänzlich von ihm los sagten.

Außerdem hatten sich die Kriegsangelegenheiten zu Gunsten Polens gedreht. Während Danzig unerwarteter Weise mit Erfolg den Angriffen der Schweden widerstand, fiel Warschau trotz der verzweifelten Vertheidigung seiner Besatzung in die Hände der Gegner, und mehr als 100,000 Polen und Tataren bedrohten die erstaunten Verbündeten. Diese suchten jetzt ihrerseits den Weg der Unterhandlung, und bedienten sich hierbei des französischen Gesandten; jedoch umsonst, denn Johann Casimir zweifelte nicht mehr am Siege. Im stolzen Gefühl seiner Ueberlegenheit ließ er dem Vermittler erwidern: „Und wenn der Kurfürst sich dem König zu Füßen werfe, so wisse man noch nicht, ob er Gnade finden würde.“ Ja noch kurz vor der Schlacht, die bald sein Geschick aufs Neue zu seinem Nachtheil wenden sollte, äußerte er zu dem französischen Gesandten d'Avaugour, als ihm dieser von einer zu raschen Entscheidung abmahnte: „Er habe nun einmal die Schweden und Brandenburger den Tataren zum Frühstück versprochen, und dem Kurfürsten ein Gefängniß zugebacht, wo er weder Sonne noch Mond jemals erblicken sollte.“

Jetzt blieb für Friedrich Wilhelm nichts Anderes übrig, als Sieg oder Untergang. Ohne weiter zu schwanken, setzte er seine Truppen in Bewegung, und vereinigte sich mit dem König von Schweden, der von Preußen her gegen Warschau aufgebrochen war. Auf der rechten Seite der Weichsel rückten sie gegen die Hauptstadt ihres Feindes von Norden her vor. Groß war die Uebermacht desselben, denn das verbündete Heer belief sich noch nicht auf 40,000 Streiter, die Polen dagegen zählten allein an regelmäßigen Truppen 32,000 Mann, doch hierzu kamen noch 20 bis 30,000 Tataren, und eine wenigstens gleiche Zahl zwar nur mit Säbeln und Sensen bewaffneter aber kriegsgewöhnter Bauern. Diese Waffen gaben den Gegnern eine fürchterliche Ueberlegenheit zum Kampfe.

Defensungsachtet schritten Schweden und Brandenburger zum Angriff (28. Juli). Den rechten Flügel, welcher längs des Stromes vorging, führte der König, den linken, durch einen sumpfigen Wald gedeckt, der Kurfürst. Unter seinem Oberbefehl leitete der schon durch manche Kriegsthaten berühmte General

Feldzeugmeister von Sparr die Truppenbewegungen. Trotz der starken Gebirgswälle, durch die das polnische Lager geschützt war, rückte man näher, und nach einem siegreichen Scharmügel mit der feindlichen Reiterei fuhr das schwere Geschütz heran. Nun entspann sich eine starke Kanonade, welche ohne bedeutenden Verlust für beide Theile bis zum Abend währte.

Dies war nur das Vorspiel des großen Kampfes. Schon am frühen Morgen des folgenden Tages unternahmen beide Fürsten, von ihrem Generalfstab begleitet, eine Reconnoissance. Bald hatte man sich überzeugt, daß der Feind, auf seiner linken Flanke und der Fronte durch starke Verschanzungen gedeckt, jedoch von der rechten Seite her mit Vortheil angegriffen werden könnte. Hier hatte er die geringsten Vorkehrungen getroffen, weil er von Norden aus den Angriff erwartete. Jetzt also galt es, eine geeignete Stellung zu gewinnen, um den Angriff auf den schwächeren Flügel bewirken zu können. Dies war nicht ohne Schwierigkeiten, denn schon in kurzer Entfernung von dem linken Flügel des Kurfürsten stieg ein Hügel empor, stark mit Geschütz und feindlichem Fußvolk besetzt. Ihn beschloß der König zu nehmen, während der Kurfürst seine Stellung, mit dem Rücken an den oben erwähnten Wald gelehnt, behaupten sollte. Auf ihn warfen sich daher die Polen mit aller Macht; denn gelang es, die Deckung der feindlichen Bewegung zu durchbrechen, so war der Sieg für sie entschieden. Der Angriff der Feinde erfolgte mit einer so großen Heftigkeit, daß der Kurfürst zu gleicher Zeit von der Front, auf dem linken Flügel und im Rücken bedroht wurde; Tataren und Quartianer umschwärmten sogar die Reserve. Furchtbar wogte der Kampf, und nur durch die Entschlossenheit und den kriegerischen Muth Friedrich Wilhelms wurde die schwere Gefahr abgewendet. Allein auch der König von Schweden zeichnete sich durch unerschütterliche Geistesgegenwart und persönliche Tapferkeit aus. Als er, während dies auf dem linken Flügel geschah, seine Bewegung gegen die oben erwähnte Höhe fortsetzte, gerieth auch er in einen Schwarm tatarischer Reiter und ward auf einige Augenblicke von den Seinigen ganz getrennt; nur der Wittmeister Trabenfeld, von des Kurfürsten Leibregiment, welches der König in Person führte, befand sich noch an seiner Seite. Zwei Gegner schoß der König nieder, den dritten machte er durch einen Hieb über den Kopf kampfunfähig, und eilte dann seinem tapfern Begleiter zu Hülfe, der seinerseits zwei Feinde erlegt hatte, aber jetzt von den beiden andern auf das Härteste bedrängt wurde; da sprengten die treuen Reiter herbei und jagten die wilden Scharen in die Flucht. Mit großem Verluste zog sich der Feind vor den beiden heldenmüthigen Kriegsfürsten zurück, doch es neigte sich der Tag seinem Ende und die Truppen waren von der langwährenden Anstrengung erschöpft.

Raum brach der Morgen des dritten Tages an, so ging das ganze Heer der Verbündeten, welches nun endlich die lang erwünschte Stellung erobert hatte, auf allen Punkten gegen den Feind vor. Der gefährlichste Punkt der feindlichen Schlachtordnung war ein von den Feinden stark besetztes Gehölz; um den Besitz

desselben drehte sich der Kampf. General Sparr, welchem der ehrenvolle Auftrag ward, dieses Hinderniß zu beseitigen, suchte den gefährlichen Posten zu umgehen. Es gelang ihm, obgleich seine Flanke einem heftigen Geschütz- und Musketenfeuer ausgesetzt war. Der augenblickliche Vortheil veranlaßte die Feinde zu einem lebhaften Angriff auf Sparr, welcher jedoch von dem tapfern General und dem Kurfürsten, der an der Spitze von sechs Schwadronen herbeisprengte, mit glänzendem Erfolg zurückgeschlagen wurde. Hierdurch entschied sich das Schicksal des Tages. In großer Unordnung verließ der Feind das schützende Gehölz, und bot nun den muthig verfolgenden Reitern freien Spielraum zu einem niederschmetternden Angriff. Die zahlreichen Massen Fußvöll und Reiter, welche bisher noch schlachtfertig dagestanden hatten, schwankten, geriethen in Verwirrung und wütheten sich bald zu einem wüsten Rnduel zusammen. Von den Sandhöhen, durch welche sie bisher gedeckt gewesen, schmetterte jetzt brandenburgisches schweres Geschütz mit furchtbarer Wirkung in die ungelenteten Massen; die Reiterei verrante den abgesprengten Flüchtlingen den Weg; viele wurden niedergemezelt, noch mehr wurden gefangen genommen, Kanonen, Fahnen und Standarten fielen als Siegeszeichen in die Hände der tapferen Brandenburger. Zwar gelang es einer Schaar von 18,000 Tataren, sich auf das dritte Treffen der Schweden zu werfen, und einen Augenblick ernste Besorgniß zu erregen, doch schnell ward die Gefahr durch die Tapferkeit und Umsicht des Königs beseitigt, und der verwegene Angriff zu einer um so blutigeren Niederlage der Feinde benugt.

Berichte gleichzeitiger Darsteller sagen, der Kurfürst hätte bei dieser Gelegenheit das ganze polnische Heer vernichten können, doch politische Berechnung habe ihn davon abgehalten, nämlich aus Besorgniß, daß er seine Verbündeten dadurch zu mächtig machen, sich selbst zu sehr in Abhängigkeit bringen würde. Diese Umsicht und weise Mäßigung in einem so glorreichen Augenblick, wo der Zauber des Siegestrausches leicht auf den klarsten und selbstbewußtesten Geist mit sich fortzureißen vermag, legt einen noch glänzenderen Beweis für die Größe des Fürsten ab, als der ruhmvolle Sieg selbst.

In wilder Flucht eilten die Polen der Weichselbrücke zu. Vergeblich waren die Bemühungen Johann Casimirs, vergeblich die Aufforderungen der muthigen Königin, es stand nichts mehr vom Kampf, Rettung nur von der Flucht zu hoffen. Schwer war der Uebermuth der stolzen Frau gebeugt, da sie keinesweges einen solchen Ausgang erwartete, indem noch kurz vor der Schlacht ihre polnischen Senatoren in lächerlicher Prahlerei versichert hatten: „sie würden die Säbel nicht gebrauchen, denn so jämmerliche Feinde müßten mit Peitschenhieben aus dem Lande gejagt werden.“

Unverzüglich räumte Johann Casimir seine Hauptstadt und rettete sich nach Lublin, während die Sieger einen triumphirenden Einzug in jene hielten.

Die Schlacht von Warschau begründete des Kurfürsten kriegerischen Ruhm. Nicht dem Zufall oder der blinden Laune des Kriegsglückes verdankten die beiden tapferen Fürsten den glänzenden Erfolg dieser dreitägigen blutigen Arbeit; nur

der unerschütterliche Muth, unterstützt von tiefer Einsicht in die Kunst, dem Feinde den Vortheil abzugewinnen, hatte trotz der großen Ueberlegenheit und der sicheren Stellung desselben den kühnen Angreifern den Sieg verliehen. Ein großer Theil dieses ruhmvollen Tages gebührte dem Kurfürsten, dies erkannten seine kriegerischen Verbündeten willig an; die brandenburgischen Truppen hatten es auf allen Punkten ihren hochberühmten Kriegsgefährten gleich gethan. Voll Achtung schaute König Karl Gustav auf den Kurfürsten, der sich ihm auf dem Felde der Ehre als ebenbürtig erwiesen hatte.

Nach der kurzen Rast von einigen Tagen trennte sich der Kurfürst von Karl Gustav, und zog mit seinem Heere nach Preußen. Es lag ihm, wie wir von vorn herein gesehen haben, keinesweges daran, Polen zu vernichten, selbst in dem Falle, daß ihm ein noch bedeutender Theil dieses Landes zugefallen wäre, als die bisherigen Verträge bestimmten; sein durchaus gemäßigter und deshalb ausführbarer Wunsch war Selbstständigkeit und eine starke vermittelnde Stellung zwischen den beiden nordischen Mächten. Ueberdies war der siegreiche Erfolg für Schweden nicht so ganz und gar gesichert, denn der Kaiser, obgleich durch die Warschauer Schlacht einigermaßen erschreckt, verstärkte seine Truppen an der schlesisch-polnischen Grenze, und eine holländische Flotte unter dem Admiral Obdam erschien in den Ostseegewässern.

Die Generalstaaten wären nämlich über den Königsberger Vertrag sehr ungehalten, da er durch neue Zölle ihrem Handel Schaden zu bringen drohte. Auch Dänemark, schon seit den Tagen Gustav Adolphs auf Schwedens wachsende Macht eifersüchtig, rüstete; ja sogar der moskovitische Zar, welcher aus ähnlichen Beweggründen, und um sich wegen früherer Verluste zu entschädigen, in Livland eingefallen war, verlangte zum großen Erstaunen des Kurfürsten, daß er Preußen als einen Theil Litthauens von ihm zum Lehen nehmen sollte. Jedenfalls war Friedrich Wilhelms Lage sehr bedenklich, und nur die allergrößte Vorsicht bei jedem Schritte konnte ihn glücklich aus diesen vielfach verwickelten politischen Wirren ziehen. Deshalb näherte er sich der Krone Dänemark, und fand auch hier wegen der Eifersucht auf Schweden geneigtes Ohr; zugleich gewann er die General-Staaten dadurch wieder, daß er sich von dem Königsberger Vertrage vollkommen lossagen wolle. Es gelang ihm sogar, in letzteren eine Schutzmacht gegen die Russen zu erhalten, indem er ihnen die Pläne des Zaren Alexei in Bezug auf Livland als sehr gefährlich schilderte, weil dieser Fürst im Falle eines glücklichen Erfolges ihrem Handel in der Ostsee mehr als jeder andere Eintrag thun, und überhaupt den Nachbarstaaten gefährlich werden könnte.

Unterdessen jedoch suchte er seine für den Augenblick noch enge Verbindung mit Schweden nach Kräften auszubenten. Unverzüglich daher trug er auf Aenderung des Königsberger Vertrages an. Auf die Anfrage Drenskiernas, was daran geändert werden sollte, erwiederte er: der ganze Vertrag; denn vor Allem verlange er Aufhebung des preussischen Lehnverhältnisses; die Gefahr

welche er mit dem Könige theilen sollte, sei wohl eines solchen Lohnes werth, da Rußen, Dänen und Holländer jetzt mit den Polen verbunden daständen. Auf dem Kriegs-Schauplatze waren Schweden und Brandenburger zwar noch stets Sieger, allein Johann Casimir erschien mit 40,000 Mann in Danzig, und die Conföderation des polnischen Adels verstärkte sich von Tag zu Tag. Unter diesen Umständen war das Bündniß mit Brandenburg dem König Karl Gustav unabweisbar nothwendig; er erkaufte es durch den Vertrag von Labiau (20. November 1656).

Durch ihn wurde das Lehnverhältniß aufgehoben, Friedrich Wilhelm souveräner Herzog von Preußen nebst seinen Nachkommen in absteigender Linie. Dagegen verzichtete er auf das Herzogthum Preußen, so wie auf die im Marienburger Vertrage bedungenen Palatinate, wenn auf keine andere Weise der Friede erzielt werden könnte. Auch in den preussischen Zöllen wurde Manches zu Gunsten des Kurfürsten geändert.

Viel war gewonnen, doch es fehlte die sichere Gewähr. Karl Gustav hatte bei dem immer stärker anschwellenden Sturm ein Bündniß mit dem unternehmenden Fürsten von Siebenbürgen, Ragoczyn anknüpft, und diesem, da der Krieg mit Dänemark ihn selbst von dem Schauplatze des Krieges abzog, sogar die polnische Krone angeboten, doch hierdurch befestigte er das Bündniß zwischen Polen und Oestreich, welches in Ragoczyns Erhebung die größte Gefahr für sich sah, nur um so mehr, ohne daß er von Ragoczyns Seite auf sicheren und dauernden Beistand rechnen konnte.

Dies Alles durchschaute Friedrich Wilhelm mit seinem klaren, auch in den verwickeltesten Verhältnissen nie getrübbten Blick; daher ließ er sich auch durch das neue Band nicht unbedingt fesseln, sondern dachte auf Sicherung seines Vortheils unter jedem Wechsel der Verhältnisse. Schon drei Tage nach dem Abschlusse des Bündnisses von Labiau knüpfte er Unterhandlungen mit Polen an, indem er sich der Vermittelung vom Haag aus bediente. Hier hatte man sich genugsam überzeugt, welch ein bedeutendes Gewicht der Kurfürst in die Waagschale des Krieges zu legen vermochte. Man fing an, schonender über ihn zu urtheilen; auch blieb wohl die Stimmung des Wiener Hofes nicht ohne Einwirkung, denn der deutsche Kaiserthron war erledigt, und man mußte deshalb den Kurfürsten schonend behandeln. Diesem wurde übrigens seine neue Wendung in der Politik durch seine bisherigen Verbündeten selbst erleichtert, da Karl Gustav den Schauplatz des Kampfes mit dem Hauptheere verließ, und in das Land seines verhassten Nachbarn eindrang. Mit einigem Rechte durfte er sich nun beklagen, daß man ihn schonungslos seinem Schicksale überließe, und daß er deshalb um jeden Preis für die eigene Sicherheit sorgen mußte. Nach mehrwöchentlicher sehr lebhafter Unterhandlung mit Polen unterzeichnete man zu Belau einen Vertrag, durch welchen das bisherige polnische Lehn Preußen in ein souveränes Herzogthum verwandelt wurde. Der Kurfürst versprach dem Könige von Polen 1500 Mann im Falle eines Krieges, wogegen sich jener zur

Unterstützung des Herzogthums verpflichtete, namentlich, wenn Friedrich Wilhelm in Folge des Belauer Vertrages einen Angriff zu erleiden hätte. Die gegenseitige Benutzung der Häfen und ebenso der Handel sollte frei, die katholische Religionsübung den Verträgen gemäß verbleiben, und eine Amnestie für die, welche bisher am Kriege der beiden Fürsten Theil genommen, verkündet werden. Zu gleicher Zeit schloß Friedrich Wilhelm ein Vertheidigungs-Bündniß gegen Schweden für die Dauer des damaligen Krieges, mit der Verpflichtung, 6000 Mann zu stellen. Johann Casimir versprach seinerseits, in Bezug auf den Zaren für seine Sicherstellung zu sorgen und ihm Genugthuung für alle Kriegeschäden in seinem Lande zu verschaffen (1657. den 19. September).

Nun erschien Friedrich Wilhelm persönlich in Bromberg, wo er von dem König und der Königin mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Allein die Stimmung der polnischen Großen war ihm keinesweges in eben dem Maße günstig; ja er sah sich genöthigt, schon nach wenigen Tagen den General Sparr mit seiner ganzen Armee gegen Bromberg rücken zu lassen, weil ihm, wie er sich in seinem Schreiben ausdrückte, „die Polen leges dictiren wollten.“ Diese Festigkeit half, und der Belauer Vertrag wurde in Bromberg genehmigt, mit der Verpflichtung für beide Theile auf die nächsten zehn Jahre, sich gegenseitig in Preußen, der König von Polen mit 8000, Friedrich Wilhelm mit 4000 Mann, Beistand zu leisten (1657 den 6. November).

Den Belauer Vertrag hatte man in großer Stille abgeschlossen, und selbst nach dem Abschluß so geheim gehalten, daß noch im Monat October Schaaren von Tataren und Litthauern in die Neumark einfielen und weit und breit das Land verheerten. Den König von Schweden desto sicherer zu täuschen, veröffentlichte man einen auf den 1. September zurück datirten Waffenstillstand; zu gleicher Zeit theilte Friedrich Wilhelm dem Könige mit, daß er in Folge eines Neutralitätsvertrages mit Polen die Häfen Pillau und Memel den schwedischen Truppen ferner nicht öffnen, noch ihnen den Durchmarsch durch seine Länder gestatten könnte. Karl Gustav, damals im heftigen Kampfe mit Dänemark, äußerte mit großer Mäßigung zurück, er hoffe, daß der Kurfürst nichts gegen die zwischen ihnen bestehenden Verträge unternehmen, er selbst aber bald siegreich aus Dänemark zurückkehren würde. Friedrich Wilhelm suchte sein Benehmen zu rechtfertigen und bot sich dem König von Schweden als Friedensvermittler an. Da verließ den Letzteren alle Geduld. Unwillig warf er ihm das zweideutige, ja feindliche Benehmen gegen ihn, seinen Bundesgenossen vor, und beschuldigte ihn, daß er durch dasselbe alle Erfolge der Warschauer Schlacht vereitelt habe. Ohne Noth seien die Unterhandlungen mit Polen angeknüpft, und wenn er auch zu diesem auf dringendes Verlangen seine Zustimmung gegeben, so müsse er doch das völlige Zurücktreten von dem früheren Bunde und den einseitigen Vertrag mit der Republik als einen durchaus feindseligen Akt gegen Schweden ansehen.

Selbst auf diese harten Vorwürfe brach Friedrich Wilhelm nicht alle Verbindungen mit Schweden ab, sondern versicherte dem Könige, er werde nichts



gegen ihn unternahmen, und äußerte unter Anderem mit einem heftigen Wutausbruch, „er müsse jetzt mit den Wölfen heulen, und absichtlich Mancherlei austreuen, den einen oder den andern zu befriedigen.“ Nichtsdestoweniger war er zum völligen Bruch mit Schweden entschlossen, und bewarb sich, da Karl Gustav von Sieg zu Siegen in Jütland eilte, über den gestornen Belt ging, die Inseln Fünen, Saaland, Falster eroberte, und zuletzt sogar auf Seeland landete, um so eifriger um den Beistand fremder, den Schweden feindlicher Mächte, namentlich bei den Generalstaaten und dem Zaren von Rußland Alexei. Auch mit dem Nachfolger des Kaisers Ferdinand III. trat er in ein Bündniß auf zehn Jahre, kraft dessen er 3500, jener 6000 Mann zu gegenseitiger Unterstützung stellen sollte; und in einem Nebenvertrage, an welchem auch Polen Theil nahm, wurde diese Hilfe von Seiten des Kaisers auf 10,000, für Brandenburg auf 7000 Mann erhöht. Der König von Polen versprach eine gleiche Zahl. Bei dieser Gelegenheit gab der Kaiser das bestimmte Versprechen, er würde im Fall einer Eroberung Pommerns keine Ansprüche auf dieses Land erheben, sondern es nur von Brandenburgern besetzen lassen (1658 den 9. Februar).

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln war die Lage des Kurfürsten nicht ohne Gefahr, denn Karl Gustav zwang kurz darauf seinen Gegner Friedrich III. von Dänemark zu dem nachtheiligen Frieden von Roschild; der mächtige Protektor von England nebst dem schlauen Magarin waren mit ihm im Bunde. Daher hatte Friedrich Wilhelm mit richtigem Blick zu einem nachdrücklichen Angriff gegen die Schweden in Holstein gedrungen, ein Rath, dessen Ausführung jedoch an der Ungestaltlichkeit Leopolds scheiterte, welcher sich damals um die deutsche Kaiserkrone bewarb, und deswegen das Reich in keinen so gefährlichen Krieg verwickeln zu dürfen glaubte. Die schwedischen Gesandten verlangten sogar, daß Leopold in seiner Wahlkapitulation Parteilosigkeit für den schwedisch-polnischen Krieg versprechen sollte. Obschon sie dies nicht durchsetzen konnten, veranlaßten sie doch unverzüglich nach der Krönung ein Bündniß der hauptsächlichsten rheinischen, westphälischen und niederländischen Stände zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Abwehr jeglichen Angriffes auf die schwedischen Besitzungen im westphälischen und niederländischen Kreise.

Unter diesen Umständen waren dem Kaiser die Hände gebunden, und jede Hoffnung, Karl Gustav an den Grenzen Holsteins aufzuhalten oder ihn gar zu vernichten, schwand für den Kurfürsten dahin. Schon nahte sich ihm das drohende Kriegsunwetter, schon lag in Kiel eine Flotte segelfertig, wie man meinte, zum Angriff auf Preußen, da wendete sich plötzlich der nordische Feld, gereizt durch das zweideutige Benehmen Dänemarks in Betreff der Friedensbedingungen, wieder zurück gegen das Inselreich, und entthob den Kurfürsten der schweren Besorgniß vor einem verderblichen Kampfe auf seinem eigenen Grund und Boden. Nun konnte er auf Verwirklichung seines früheren Planes hoffen. Während die Holländer die schwedische Flotte von dem offenen Meere absperrten, drangen die Verbündeten, vom Kurfürsten angetrieben, in Holstein

und von da in Schleswig und Jütland vor. Im Anfang des folgenden Jahres (1659) kam ein neues Bündniß zwischen Friedrich III. und dem Kurfürsten zu Stande, nach welchem der Letztere die Anwendung seiner ganzen Macht versprach, bis beiderseits vollkommene Genugthuung erreicht wäre. Gern würde es Friedrich III. gesehen haben, wenn Friedrich Wilhelm die Schweden in Seeland, wo Karl Gustav Kopenhagen eng umschlossen hielt, angegriffen hätte, doch war jede Unternehmung der Art unmöglich, so lange sich noch auf dem Festlande feindliche Truppen befanden. Der Kurfürst, jetzt Oberfeldherr des Bundesheeres, belagerte Fredericia, die letzte Stadt, welche die Schweden noch auf der Halbinsel besaßen, und zwang sie, sich nach Fünen hinüber zu retten.

Unterdessen hatten sich England und Holland mit Frankreich über eine Friedensvermittlung zwischen den kriegführenden Mächten verständigt. Drei solcher Verträge, in der damaligen diplomatischen Sprache Concerte genannt, wurden zu diesem Zwecke geschlossen, und in dem letzten eine kurze peremptorische Frist zur Annahme gestellt, eine Annäherung, über welche alle kriegführenden Parteien fast auf gleiche Weise empört waren, vor allem Karl Gustav, der im stolzen Gefühle seiner Helidentraut den Holländern erwiderte: „Ihr macht Entwürfe mit Euren Flotten, ich entscheide sie mit meinem Schwerte. Zieht Eure Schiffe aus dem Bereiche meiner Festungen zurück, wenn ich sie nicht durch Kanonenschüsse dazu zwingen soll.“

So entbrannte der Krieg mit neuer Wuth, nicht eben zu großer Befriedigung Friedrich Wilhelms, welcher weder selbst die Gehässigkeit eines Einfalles in ein deutsches Reichsland auf sich nehmen, noch den Oestreichern die Besetzung des für ihn so wichtigen schwedischen Pommern überlassen wollte. Als zuletzt wirklich 14,000 Oestreicher durch Schlesien die Ober hinab in Pommern einrückten, hielt es Friedrich Wilhelm, wie stark auch die Betheterungen des Kaisers, nichts erobern zu wollen, lauteten, für unerläßlich, das wichtige Nachbarland den Kaiserlichen nicht allein in den Händen zu lassen. Die von ihm genommenen Dörfer besetzte er als ihm zugehöriges Land.

Nicht minder thätig erwies er sich in Preußen. Hier hatte sein Feldherr Radziwill im Verein mit dem polnischen General Lubomirski alles bis auf Elbing und Marienburg erobert. Dessenungeachtet waren jedoch die Verbündeten keinesweges einig; es fehlte an gegenseitigem Vertrauen, und allerseits sehnte man sich nach der Beendigung eines so wechsel- und gefahrvollen Krieges. In dem reizend gelegenen Kloster Oliva bei Danzig eröffnete man einen Friedenscongress, anfangs eine neue Quelle der Unruhe für Friedrich Wilhelm, da er bei den eifrigen Bemühungen des Cardinal Mazarin einen Separatfrieden zwischen Polen und Schweden fürchten mußte, denn nur ein allgemeiner Frieden konnte ihn in seinem schwer errungenen Besitze sicher stellen. Hierzu war die Aussicht zweifelhaft, da die Königin von Polen, kurz zuvor noch so kriegslustig, plötzlich um jeden Preis Frieden wünschte, die Schweden aber jetzt fast eben so erbittert

auf den Kurfürsten waren, als zur Zeit der Warschauer Schlacht die Polen. Auf dem Friedenscongreß fielen so beleidigende Worte, daß die brandenburgischen Gesandten ferner mit den Schweden zu unterhandeln sich weigerten. Die Schwierigkeiten für den Kurfürsten wuchsen noch dadurch, daß er sich für die von den Katholiken hart bedrückten Evangelischen in Polen verwendet hatte, und es für seine unerläßliche Ehrenpflicht hielt, seine Glaubensgenossen nicht im Stich zu lassen.

Unter diesen Umständen konnte selbst der Tod des kriegerischen Königs von Schweden (1650 d. 6. März) keine volle Beruhigung für ihn geben; daher muß es als ein außerordentlich glücklicher Erfolg seiner Unterhandlungen angesehen werden, daß zwischen ihm, Polen und Schweden in dem Frieden von Oliva (1660 d. 3. Mai) eine Amnestie für das Geschehene festgestellt und ihm allerseits die Souveränität im Herzogthum Preußen zugesichert wurde.

Der Haß der Schweden gegen den Kurfürsten trat noch nach dem Friedensschlusse sichtbar hervor in Bezug auf die Stadt Elbing. Brandenburger und Polen lagen vor derselben, aber der schwedische Befehlshaber hatte die bestimmte Weisung, ersteren dieselbe unter keiner Bedingung auszuliefern; die Elbinger dagegen wollten weder Polen noch Brandenburger einnehmen. Der schwedische Commandant, um seiner Instruktion zu genügen, kam mit den Polen überein, den Magistratspersonen ein großes Banquet zu geben, sie trunken zu machen, und während sie sich in diesem Zustande befänden, schleunig abzuziehen, den Polen aber den Eingang zu öffnen. So geschah es. Vergebens bestand der Kurfürst auf dem ihm nach dem Kriegsgebrauch zustehenden Rechte; vergebens waren seine Bemühungen und Unterhandlungen nach dem Friedensschlus; Elbing blieb in den Händen der Polen.

Leicht könnte es kommen, daß der oberflächliche Beobachter dieses höchst verwickelten und wechselvollen Krieges über den Kurfürsten, welcher von allen feindlichen Parteien diesem Wechsel in seinem Benehmen am meisten unterworfen war, ein verdammendes Urtheil fällen dürfte. In Folge näherer Betrachtung der Verhältnisse wird jeder Unbefangene von einem solchen Vorwurfe abstehen. Bei der Lage der politischen Verhältnisse nach dem westphälischen Frieden, dem unlosbar feindlichen Verhältnisse Schwedens und Polens, bei seiner Stellung als Vasall zu diesem, rasch seinem Verfall entgegeneilenden Reiche, welches entweder eine Beute der Schweden werden oder in die Abhängigkeit des Zaren und Despoten gerathen mußte, konnte er, ohne der ruhmvollen Aufgabe, die er sich seit dem Regierungsantritt gestellt, seine zerstreuten Besitzungen zu einem wohlgegliederten Staate zusammenzuschließen und in dem deutschen Reiche als Kurfürst und Schützer der evangelischen Kirche einflußreich aufzutreten, für immer zu entsagen, weder den ersteren die unbedingte Herrschaft über die nordischen Reiche in die Hände spielen, noch die letzteren zu Herren darüber machen. Wie durfte er das Wohl seiner Unterthanen noch ferner an das Schicksal einer ihm Untergang geweihten Macht binden? Von machiavellistischen Intriguen

der großen Kabinette umspinnen, keinen Augenblick sicher, daß er nicht als Preis der Ausgleichung von seinen zeitweiligen Bundesgenossen geopfert würde, blieb ihm nichts Anderes übrig, als die gefährlichen Minen seiner unzuverlässigen und neidischen Nachbarn durch Gegenminen zu bekämpfen. Es kam nur darauf an, jeden Augenblick den Stand der Dinge richtig zu beurtheilen, denn jeglicher Wechsel der Ereignisse erregte nah und fern neue Interessen und Verbindungen. Unter diesen Verhältnissen in dem schweren Drange blutiger Entscheidungen stets klaren Blickes, stets Herr seiner Kräfte zu bleiben, und trotz dieser berechnenden Vorsicht seine Thatkraft nicht zu schwächen, sondern sie von Moment zu Moment in reicherm Grade zu entfalten: dazu gehörte ein überlegener Geist, wie ihn nur selten die Welt erzeugt, ein Geist, wie er in jenem thatenreichen Jahrhundert unter so vielen glänzenden Erscheinungen nur einmal uns entgegentritt; denn wer von allen hat mit so geringen Mitteln so Großes geleistet, als Friedrich Wilhelm! Mit durchbringendem Blicke hatte er erkannt, daß vor Allem seine Stellung Polen und Schweden gegenüber eine selbstständige werden mußte, daher galt ihm unter dem vielfachen Wechsel der Verhältnisse die Lösung des Lehnsbandes von Preußen mehr als die verführerische Aussicht auf reiche Vermehrung verpflichteten Landbesitzes. Er besaß Mäßigung genug, diese so schwere Tugend, nicht nach mehr zu streben, als der Augenblick bieten konnte: nämlich die Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen. Diese Unabhängigkeit aber, welche damals und später noch von Manchem als ein leeres Phantom verspottet wurde, war die mögliche Grundlage zum Aufbau einer neuen europäischen Großmacht.

#### Friedrich Wilhelm's erste Reformen in der Staatsverwaltung.

Bisher haben wir über Friedrich Wilhelms kriegerische Thaten und seine Stellung gegen fremde Mächte gesprochen, es wird deshalb hier am Orte sein, den Blick auf die inneren Verhältnisse seiner Staaten und die Verwaltung zu werfen, um zu sehen, welcher Mittel und Wege er sich zur Ausführung seiner großen Pläne bediente.

Schon oben ist erwähnt, wie er seit den ersten Tagen seiner Regierung in der Schöpfung eines ihm allein verpflichteten Heeres die unerläßliche Grundlage einer selbstständigen Stellung sah. Im Jahre 1648 belief sich die brandenburgische Kriegsmacht auf 8000 Mann, fünf Jahre später, zur Zeit des Wiederausbruches der clevischen Streitigkeiten schon auf das Doppelte. Als der schwedisch-polnische Krieg im Jahre 1655 begann, rückte er mit etwa 27,000 Mann und 72 Geschützen ins Feld. Nach den damals üblichen Verhältnissen bestand dieses Heer aus 12,000 Mann Fußvolk, eben so vielen Reitern, 2500 Dragonern nebst der nöthigen Geschützbedienung, und war größtentheils aus kaiserlichen und holländischen Truppen gebildet; als Ordner der militärischen Verhältnisse standen ihm die Generale Sparr und Derfflinger zur Seite. Ersterer, vordem Generalfeldzeugmeister bei den Kaiserlichen, schuf das brandenburgische Geschützwesen; Derfflinger, welcher von unten auf bei den Schweden

geht und rühmlich im dreißigjährigen Kriege gefochten hatte, erwarb sich ein großes Verdienst um die Reiterei.

Diese große Kriegsmacht stand in keinem Verhältnisse mit den damaligen Einkünften der kurfürstlichen Länder, und war von Friedrich Wilhelm auch nur aus kühner Speculation auf künftige höhere Macht und Größe gegründet, weil es ihm nur dadurch möglich wurde, sobald irgend ein politischer Zusammenschuß benachbarter Mächte erfolgte, frei über die Mittel seines Gebietes zu verfügen, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und zum Theil noch nach demselben größtentheils von Fremden ausgebeutet wurden. Er sah den Sturm, welcher wiederum ausbrechen mußte, voraus, und scheute deshalb keine noch so drückende Anspannung, um ihm mit Erfolg die Stirn bieten zu können. Wie groß die Anstrengung des Kurfürsten während jenes Krieges gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß er nach dem Frieden von Oliva kaum den dritten Theil dieser Truppenmasse behielt und dennoch in Verlegenheit wegen ihres Unterhaltes kam.

Uebrigens kostete ihm wegen der zerstreuten Lage seiner Besitzungen die Vertheidigung des Landes sehr viel; denn die Werke von Hamm und Minden mußte er verstärken und ergänzen; auch die Befestigung von Kolberg durfte er nicht vernachlässigen. Man kann wohl annehmen, daß dem Kurfürsten in den Kriegsjahren von 1655 an das Heer an Sold, Servis und Fourage gegen eine Million alljährlich kostete. Um so unerhört große Ausgaben zu bestreiten, mußte er natürlich, wie wir aus den früheren Finanzzuständen unseres Vaterlandes schließen können, auf außerordentliche Mittel denken, und es läßt sich kaum begreifen, wie diese verhältnißmäßig ungeheure Summe herbeigeschafft wurde, da die außerordentliche Hülfe von 150,000 Thalern, welche er 1641 von den Ständen zur Errichtung von Bildungsanstalten und Truppen verlangte, schon über alles Maß hinauszugehen schien.

Ein schöpferischer Geist wie der seine bebt vor diesen Schwierigkeiten nicht zurück. Die Bekanntschaft mit der holländischen Landesverwaltung kam ihm dabei zu Hülfe. Nach ihrem Muster machte er 1641 eine allgemeine Accise- und Steuerordnung bekannt. Alle zum Unterhalt und zur Kleidung nöthigen Dinge sowohl in den unmittelbaren als mittelbaren Städten wurden dieser Besteuerung unterworfen, deren Ertrag in die gemeinschaftliche Kasse der Ritterschaft und der Städte kam. Die neue Abgabe war in ihrer Vertheilung gerecht, da weder Adel noch Geistlichkeit von ihr befreit war. Alle bisherigen blieben neben ihr bestehen; später wurde sie auch auf die übrigen Landestheile ausgedehnt und ausschließlich zum Unterhalt des Heeres bestimmt.

Nicht geringe Kosten verursachten dem Kurfürsten auch seine diplomatischen Verbindungen mit den großen europäischen Mächten, die ihm für seine politischen Zwecke als ganz unerläßlich erschienen. Von dem Jahre 1657 an sehen wir zu derselben Zeit brandenburgische Gesandte in Wien, Frankfurt, Paris, London, den Haag und Warschau, welche insgesammt, namentlich in jener Zeit, mit

einem gewissen äußern Glanze auftreten mußten. Zwar liefen nicht selten Klagen von ihnen ein, daß sie sich ganz entblößt von den nöthigen Mitteln befänden, doch wurde zuletzt immer Rath geschafft; denn Friedrich Wilhelm kannte die Welt, er wußte sehr wohl, daß in dem öffentlichen Treiben die Aufrechterhaltung des äußern Scheines nothwendig ist, wenn man zu seinem Ziele gelangen will, und daß der Mann meistens dafür gilt, wofür er sich giebt.

Wie bedeutend schärfer das Land in Bezug auf die öffentlichen Lasten in Anspruch genommen wurde, geht hinreichend aus den Forderungen der Fürsten auf den Landtagen hervor. Im Jahre 1643 bewilligten die Stände aller Marken die den Schweden festgestellte Summe von monatlich 10,000 Thalern nebst 1000 Scheffeln Korn, so wie zur Erhaltung des eigenen Heeres noch überdies auf ein Jahr 118,000 Thaler, 10,000 Thaler zur Bestreitung von Gesandtschaftskosten und fünf Gulden von jeder Hufe zur Einlösung der verpfändeten Ämter, Anstrengungen, wie wir sie in den vorhergehenden Zeiten, wo die Mark sich in besserem Zustande befand, nicht kannten. Allerdings ist hierbei zu erwähnen, daß die Stände dafür ein Moratorium auf drei Jahr erhielten, welches auch bei den fortwährend drückenden Zeitumständen bis zum Jahre 1654 verlängert wurde, wie bedenklich es auch immer war, durch Hemmung des Laufes der Justiz zu Gunsten des belasteten Grundbesitzes den gerechten Forderungen der Gläubiger entgegen zu treten.

Die Stände leisteten in jener Zeit unglaublich viel, denn schon im Jahre 1645 erhob der Kurfürst aufs Neue 300,000 Thaler nebst der sogenannten doppelten Meze, und doch war der Zustand des Landes sehr traurig, wie sich dies unter Anderem aus den Schilderungen der damaligen Lage Berlins ergab. Als nämlich der Kurfürst zum ersten Male daselbst erschien (1643), lagen Handel und Wandel in dem Grade darnieder, daß selbst unbedeutende Gegenstände, wie ein Centner Colophonium,  $\frac{1}{4}$  Centner Wachs u. s. w. aus Hamburg verschrieben werden mußte. Da das kurfürstliche Gefolge bei den verarmten Bürgern kein Quartier finden konnte, mußte der Hof nach Cüstrin verlegt werden; allein auch hier gebracht es an dem Allernothwendigsten, und der Kurfürst sah sich zuletzt in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zur Bestreitung seines sehr mäßigen Haushaltes kleine Summen bei Privatleuten zu borgen.

Auch nach dem Friedensschluß wurde es nicht sogleich besser, da die fremden Truppen erst spät das erschöppte Land räumten; daher kann es als eine ganz außerordentliche Anstrengung angesehen werden, wenn die märkischen Stände im Jahre 1653 außer den übrigen laufenden Ausgaben für den Zeitraum von  $6\frac{1}{2}$  Jahren 560,000 Thaler und die Kriegsmeze bewilligten.

Diese großen Opfer erlangte Friedrich Wilhelm nicht ohne wesentliche Zugeständnisse von seiner Seite. Er mußte unter Anderem versprechen, in wichtigen Sachen, daran des Landes Gedeihen und Verderb gelegen, ohne der treuen Landstände Vorwissen und Rath nichts zu beschließen noch vorzunehmen, sich auch in keine Verbündnisse,

wozu seine Unterthanen oder Landsassen sollten oder müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Landstände einzulassen.“

Trotz dieser ganz bestimmten Versicherung fand kein allgemeiner Landtag nach dieser Zeit mehr statt, sondern man berief von jetzt ab nur die Abgeordneten der Ritterschaft und der Städte in den einzelnen Marken zur Berathung in Steuer-, Polizei-, Kirchen- und anderen Verwaltungsangelegenheiten; dagegen blieben die Verhandlungen mit dem Auslande den Ständen vollkommen fremd, und selbst in vielen Punkten, welche nur das Land selbst betrafen, wußte der gewandte Fürst seinen Willen mit so großer Leichtigkeit durchzusetzen, daß jenes Bewilligungsrecht der Stände bald nur noch eine formelle Bedeutung zu haben schien. Nach und nach verlor die Landschaft jede Concurrenz in Gesetzgebung und Verwaltung, und blieb nur noch, bequem für den Fürsten, ein Credit-Institut zur Gewährleistung für die Landesschulden. Zwar versuchten es die brandenburgischen Stände noch einige Male, sich ohne Berufung des Landesherren zu versammeln, doch wurde diese Eigenmächtigkeit so scharf gerügt, daß jede fernere Bemühung der Art unterblieb.

Auf gleiche Weise wie in der Mark suchte Friedrich Wilhelm in seinen übrigen Ländern die ständische Mitwirkung in Regierungsangelegenheiten zu beschränken, und erreichte auch nach und nach überall sein Ziel. Die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war die Zeit der mächtig aufstrebenden absoluten Staatsgewalt, und überall, wo man mit Kraft und Besonnenheit vorging und das Wohl des Ganzen fest ins Auge faßte, erreichte die Regierung das vorgesezte Ziel. Friedrich Wilhelm begriff die Zeit durchaus und löste seine Aufgabe auf die vollkommenste Weise; hierbei, wie alle überlegenen Geister veralteten Formen gegenüber, auch mitunter gegen den bloßen Buchstaben des Rechtes. Allerdings ist dies ein gefährlicher und auf schlüpfrige Pfade führender Grundsatz, welche nur der große Mann gefahrlos wandeln kann, der für sich selbst Maß und Gesetz die Nichtigkeit eines in sich erkornenen politischen Zustandes erkennt und Kraft genug in sich fühlt, einen heilsameren zu begründen. Wer von dem Wege des hergebrachten Rechtes mit Gewalt die Gesellschaft entfernt, übernimmt eine große Verantwortlichkeit, der man sich nur dann unterziehen kann, wenn man sich einer segensvollen Schöpfung für die Zukunft gewiß ist. Ein solcher Schöpfer ungeahnten Segens war Friedrich Wilhelm, und in dieser seiner Schöpferkraft allein lag seine Berechtigung.

Wie wenig der charakterstarke Fürst bei seinen energischen Maßregeln selbst von seinen Freunden Widerspruch ertrug, sobald er von der Nothwendigkeit derselben überzeugt war, erweist das Beispiel seines alten Lieblings, des Obersten von Burgsdorf, der in Ungnade gefallen sein soll, weil er sich auf einer Landtagsversammlung der Bildung eines beständigen Fonds zur Erhaltung des Landes widersetzt hatte. Andere schreiben seinen Sturz dem Einflusse der Gemahlin des Kurfürsten zu, und es läßt sich denken, daß die feingebildete Fürstin

kein Wohlgefallen an den Rohheiten des alten Schlemmers gefunden haben kann, der sich in den damals üblichen Ausschweifungen der Tafel nur zu sehr gefiel. Auch wird erzählt, daß der Vertraute die Neigung seines Fürsten auf andere Gegenstände habe lenken wollen, angeblich um dem Lande die bedeutenden prinzlichen Apanagen zu ersparen, welche die fruchtbare Ehe des Kurfürsten dem Lande aufzubürden drohte.

In der Mark, in Pommern, in den Bisthümern, ja selbst im Clevischen, wurden die Stände ohne Mühe zur Nachgiebigkeit gezwungen, größere Schwierigkeiten machte dies in Preußen. So lange die Lehnsabhängigkeit von Polen gewährt hatte, war auch der landesherrliche Einfluß im Herzogthum gar sehr beschränkt. Bei jedem Kompetenzstreit drohte man mit Berufung nach Warschau, und hier war die Intrigue stets geschäftig, dem Kurfürsten in seinen Regierungsmaßregeln hinderlich entgegenzutreten. Schon aus diesem Grunde mußte er die Lösung des lästigen Bandes wünschen.

Der polnische Krieg und der Vertrag von Belau hatten Friedrich Wilhelm nicht nur von diesem Hinderniß befreit, sondern er war auch durch seinen kriegerischen Ruhm, so wie durch seine bedeutende Truppenmacht, den großen Monarchen, mit welchen er gekämpft hatte, als ebenbürtig an die Seite getreten. Den kühn errungenen Platz wollte er natürlich behaupten, und wie hätte er dies vermocht, wenn er nicht über die verhältnißmäßig schon so geringen materiellen Kräfte seiner Herrschaft ohne Einspruch und Widerstand verfügen konnte!

Während des Krieges selbst hatte er ziemlich ungehindert seinen Willen zur Geltung gebracht. Schon zur Zeit des Königsberger Vertrages berief er eine geringe Anzahl von Abgeordneten, und verlangte, daß sie sich mit unbeschränkter Vollmacht versehen lassen sollten, um sofort, während eines Zeitraumes von drei Wochen über die landesherrlichen Vorlagen zu berathen. Das unterdessen mit den Schweden eingegangene Bündniß erwähnte er nur obenhin, ohne irgend eine Mittheilung über die Bedingungen zu machen; dagegen forderte er die Einführung der Accise zur Herbetschaffung der nöthigen Vertheidigungsmittel für das Land. Hierbei fand er zwar große Schwierigkeiten, setzte aber dennoch seine Forderung durch.

Als sich bald darauf auswies, daß die Accise zu dem angegebenen Zweck nicht ausreichte, wurde nicht nur eine neue Contribution trotz alles Widerspruchs durchgesetzt, sondern auch mit militärischer Strenge eingetrieben. Da der Kurfürst mit 20,000 Mann das Land besetzt hielt, so war an Widerstand nicht zu denken, auch wurden die kurz zuvor noch so dreisten Stände von ihrem hochfahrenden Tone so weit herabgestimmt, daß sie nur um Abhülfe der immer mehr überhandnehmenden Gewaltthätigkeiten baten, und bescheiden an ihre herkömmlichen Rechte erinnerten. Die verschiedenen schon oben erwähnten wichtigen, das Land in seinen innersten Verhältnissen berührenden Verträge wurden ebenfalls ohne alle Mittheilung an die Stände des Herzogthums abgeschlossen, durchaus gegen das alte Herkommen, allein hinlänglich gerechtfertigt durch die Lage



der Dinge, welche ein möglichst lange dauerndes Geheimhalten dieser diplomatischen Schritte zu einer Lebensbedingung für den Gesamtstaat des Kurfürsten machte.

Da der Wehlauer Vertrag ganz ausdrücklich die Unterhaltung von 5000 Mann in dem Herzogthum als Pflicht auferlegte, so konnten natürlich die bisherigen Abgaben nicht verringert werden; die Accise hörte nicht nur nicht auf, sondern es mußten noch obendrein neue Steuern, um den erhöhten Anforderungen zu genügen, ausgeschrieben werden. Uebrigens hatte das Herzogthum durch die Kriegereignisse äußerst schwer gelitten; viele Dörfer und Städte waren ausgeplündert und verbrannt, an 60,000 Menschen theils in Gefangenschaft geschleppt, theils erschlagen. Daher trug auch der neuernannte Statthalter, Fürst Bogislaw Radziwill auf Schonung des Landes an; doch der Kurfürst selbst fand sich in zu großer Bedrängniß, als daß er von seinen Forderungen hätte absehen können.

Außer diesem schmerzgefühlten Drucke waren die Stände des Herzogthums in großer Aufregung über die neu erworbenen Rechte des Landesherrn, nämlich über die ihm von Polen zugestandene Souveränität. Mit vollem Grunde fürchteten sie unangenehme Folgen für sich in Bezug auf ihre ständischen Gerechtigkeiten, da sie bisher stets bei jedem Kompetenzstreite einen bequemen Rückhalt in der Person oder der Umgebung des Oberlehnherrn gefunden hatten. Die Unzufriedenen suchten deshalb am polnischen Hofe dahin zu wirken, daß Johann Casimir das zur Einweisung des Kurfürsten in seine Souveränitätsrechte nothwendige Diplom nicht vollziehen möchte, indem sich ein Jesuit erbot, dem Könige die Lossprechung von seinem Eide zu erwirken. Diese Hoffnung jedoch täuschte, denn das vom Kurfürsten so sehnlich erwünschte Diplom erschien am 30. August 1658, und machte der schlau ausgedachten Intrigue ein Ende. Nun konnten allerdings die Stände die Fulldigung selbst nicht mehr verweigern, allein sie knüpften Bedingungen daran, welche dem souveränen Landesherrn in allen wichtigen Angelegenheiten die Hände banden. Adel und Städte, vor allen Königsberg, stimmten diesmal überein; ja selbst die Oberräthe und Landräthe begünstigten den Widerstand. Die Leute des Statthalters konnten kaum, ohne sich den größtlichen Beleidigungen auszusetzen, öffentlich erscheinen, und ungestüm forderte der Adel, daß man die Stände berufe und ihnen die Entscheidung über alle Landesangelegenheiten anheimgebe. Damals trat der Generallieutenant von Kalkstein auf das Festigste den landesherrlichen Ansprüchen entgegen.

Durch den Abschluß des Friedens von Oliva wurde die Stimmung der Preußen nicht günstiger, denn der Kurfürst behielt die Truppen, welche er zur Aufrechthaltung seines Ansehens für nöthig hielt, im Solde, und befahl deshalb den Oberräthen, daß sie die nöthigen Geldmittel, etwa 20,000 Thaler monatlich, aufbringen sollten. Hierüber erhob sich ein allgemeiner Sturm, ja die Oberräthe berichteten nach Berlin, daß die Einwohner, um die unerschwingliche Accise zu entrichten, die Ziegeln von ihren Dächern verkaufen und ohne

Dach sitzen mußten. Die Stadt Königsberg ihrerseits behauptete, sie habe über eine Million Mark zur Bestreitung der Landesbedürfnisse beigetragen. Dies waren offenbar Uebertreibungen, deshalb machte auch die Sturmpetition nicht den gewünschten Eindruck.

Da versammelten sich über zweihundert Adelige auf dem Rathhause von Königsberg, offenbar zur Verabredung von Widerstandsmaßregeln (Febr. 1661); an ihrer Spitze der Generallieutenant Albrecht und sein Sohn der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein. Sie fanden einen beredten und energischen Genossen in der Person des Schöppenmeisters von Königsberg, Hieronymus Rhode. Schon sprach man von einer Verbindung der Städte und einer Gesandtschaft nach Warschau, um von hier aus Schutz ihrer bisherigen Privilegien zu erhalten. Oberst Christian von Kalkstein war nach Warschau gegangen; ohne Zweifel suchte er dort Unterstützung gegen die strengen Maßregeln des Landesherrn. Die Quelle seiner Opposition erscheint schon deshalb nicht allzurein, da letztere erst zu der Zeit, wo er die auf des Geheimraths Schwerin Empfehlung ihm übertragene Amtshauptmannschaft von Dlesko, und zwar nicht aus politischen Gründen, sondern, wie es scheint, wegen wohlbegründeter Klagen seiner Untergebenen verloren hatte, schärfer hervortrat. Als Schwerin des erbetenen Landtages wegen in Königsberg angelangt war und den Stand der Dinge geprüft hatte, schilderte er dem Kurfürsten den Obersten v. Kalkstein als den hauptsächlichsten Geschäftsführer der Partei in Polen, welche ihm die Souveränität über Preußen bestreiten wollte.

Unterdessen war der Landtag zusammengekommen, welchem außer dem Statthalter auch der Oberpräsident Schwerin und die vier Oberräthe beizuhohnen mußten. Die Proposition des Kurfürsten lautete freilich auffallend genug. Er ließ den Ständen vorstellen, „wie fast alle benachbarten Potentaten in mächtiger Armatur begriffen, und wie zu befürchten stehe, es möchten die erschrecklichen Dmina, so sich zeithero in fast allen Elementen ereignet, den Ländern aufs Neue wohlverdiente Landplagen andräuen, weshalb er den Eid als Souverän verlange, ohne doch die Privilegien vernichten zu wollen. Das Heer könne er nicht vermindern, zu dessen Unterhalt sollte nur im Allgemeinen ein bestimmter Beschluß gefaßt werden, damit künftig jeder zu Hause bleiben und seiner Wirthschaft warten könne. Wie dieses Letztere mit der Wahrung ihrer ständischen Privilegien in Einklang gebracht werden konnte, vermögen wir allerdings nicht zu begreifen; es läßt sich denken, zu welcher Erbitterung solche Erklärungen die Opposition treiben mußten.

Außer den beiden Kalksteins war der Schöppenmeister Rhode ganz besonders thätig. Auch er unterhielt ununterbrochen Verbindungen mit Warschau, und man glaubt sogar, daß er daselbst um militärische Hülfe gebeten habe. Der Statthalter, Fürst Radziwill, entwarf in einem Schreiben an den Kurfürsten ein düsteres Bild von der Lage der Dinge in Königsberg. Er meldete, daß ein aus Warschau eingelaufenes offizielles Schreiben gar nicht günstig für die

Souveränität laute, und daß, was noch weit schlimmer sei, der König Johann Kasimir an die Kalcksteins geschrieben habe; auch seien die Bürger von Rhode auf einer feierlichen Versammlung in der Kneiphofischen Kirche zu einem neuen Eide, wahrscheinlich um sich den Absichten des Kurfürsten zu widersetzen, aufgefordert worden.

Von beiden Seiten konnte man sich jetzt wohlbegründete Vorwürfe machen, denn des Kurfürsten Forderungen vernichteten in der That faktisch die alten Privilegien der Stände, deren Erhaltung doch versprochen worden war, und andererseits mußte das Benehmen der letztern, der von Polen anerkannten Souveränität gegenüber, als Hochverrath erscheinen; doch ist zu bemerken, daß für letzteren keine offenen Beweise vorlagen, wogegen des Kurfürsten Propositionen ganz offiziell waren.

Die Stände, durch Rhode's und der Kalcksteins Einfluß beherrscht, konnten sogar noch wesentliche Rechtsbedenken gegen die Anerkennung der Souveränität erheben, weil dazu polnische Bevollmächtigte nöthig und diese noch nicht erschienen waren. Deshalb, lautete ihre Entschuldigung, seien sie auch vollkommen berechtigt, namentlich wenn ihre alten Privilegien verletzt würden, die man doch unmöglich mit den neuen Staatsverträgen habe vernichten können, bei einer zweifelhaften Auslegung dieser Stipulationen, bei dem König von Polen um Entscheidung über dieselben anzufragen. Schwerin, welcher das Gewicht dieser Gründe sehr wohl fühlte, suchte die Stände wegen ihrer Privilegien zu beruhigen, doch vergebens, denn diese wandten sich dessenungeachtet an den König von Polen, und rechtfertigten ihren Schritt in einer weitläufigen Deduktion. Uebrigens bemühten sie sich, ihm auch zu beweisen, daß die staatsfug gegründete Verbindung mit Polen nur zum Nachtheile des Landes aufgehoben werden dürfte.

In diesem Punkte aber lag des Kurfürsten höhere Berechtigung, da ihn sein weiser und tiefdringender politischer Blick gerade in der Trennung von Polen die Macht und Größe seines Herrscherstammes, die glückliche Zukunft des jetzt unwillig widerstrebenden Landes sehen ließ. Und eben, weil er dies mit fester Ueberzeugung erkannte, und deshalb unverrückt sein Ziel verfolgte, siegte er über den durch das historische Recht gestützten Widerstand. Wie wenig übrigens die Verbindung mit Polen dem Herzogthume in dem letzten Kriege genutzt hatte, lag offen zu Tage, deshalb waren auch die kleinen Städte, und überhaupt Alles, was nicht seinen Stolz und seine Befriedigung in der Ausübung ständischer Rechte suchte, mit der selbstständigen Herrscherstellung des einsichtsreichen und kräftigen Fürsten zufrieden.

Nach einer kurzen Unterbrechung des Landtages wegen einer Pest, welche damals das Land in Schrecken setzte, suchte man endlich zum Abschluß der Sache zu kommen. Der größte Theil der Stände lebte in der Besorgniß, daß Friedrich Wilhelm den Begriff der Souveränität auffassen möchte, wie die Könige von Frankreich, nämlich als das Recht, über Gut und Leben der Untertanen

willkürlich zu schalten. Daher entwarfen sie zu ihrer Wahrung eine Affecuration dem Kurfürsten zur Unterschrift, und forberten durch diese nicht nur die eibliche Bestätigung ihrer Privilegien, sondern auch, daß der Kurfürst ohne ihre Bewilligung keinen Krieg anfangen, kein Bündniß schliesse, keine fremden Truppen ins Land bringe, daß an Polen zu stellende Contingent aus seinen Domänen unterhalte, keine neuen Zölle und Abgaben einführe und Streitigkeiten zwischen ihm und den Unterthanen vierzehn Tage vor Eröffnung des Landtages durch Standesgenossen und Schöffen entscheiden lasse. Der Landtag solle, auch ohne vom Fürsten berufen zu werden, alle zwei Jahre zusammentreten, und die Stände, wenn ihre Rechte und Privilegien verletzt würden, bis zur Herstellung derselben ihres Eides entbunden sein.

Das wäre in der That eine Verfassung gewesen, welche jegliche geregelte Regierung unmöglich gemacht hätte. Wer weiß nicht, wie leicht in Verfassungsangelegenheiten Rechtsbedenken erhoben werden können! Daher verwarf denn auch Friedrich Wilhelm mit großem Unwillen diese Affecuration und ließ den Ständen den Entwurf einer neuen Verfassung vorlegen, allein, was schon von vornherein großes Mißvergnügen erregte, in der Form eines Landtagsabschiedes, bereits unterschrieben und unterfiegelt.

In Bezug auf die ständischen Privilegien fand sich nichts weiter darin, als eine Bestätigung derselben, insofern sie seiner Souveränität nicht entgegen wären. Welcher Unbefangene wird sich wundern, daß die Stände ihrerseits über eine solche Forderung verletzt waren! Mit vollem Rechte durften sie erwidern, daß der König von Polen dem Kurfürsten doch nicht mehr habe abtreten können, als er selbst besessen, und solche Bestimmungen seien ihnen nie von der Krone Polen aufgedrungen worden. Vergebens suchten die Oberräthe wenigstens dahin zu wirken, daß die Stände zur Berathung über die ihnen vorgelegte Proposition schritten, allein selbst die bisher noch ziemlich fügsamen Landräthe wiesen auch diese Zumuthung zurück, weil der ohne ihre Zugiehung von Ausländern und außerhalb Preußens, der Landesordnung entgegen, verfaßte, vom Kurfürsten schon vollständig genehmigte Rezeß ihnen nicht zur Prüfung, sondern als Vorschrift gegeben sei, und eine Berathung desselben schon ihre altherkömmlichen Rechte präjubicire.

Der Kurfürst suchte nun die aufgebrachten Gemüther dadurch zu besänftigen, daß er die bisher willkürlich erhobene Accise abschaffte. Der Landtag wurde des Weihnachtsfestes wegen noch einige Wochen ausgesetzt, bei Wiedereröffnung desselben (1662) konnte man den Ständen mittheilen, daß außer der Beseitigung der Accise auch ein großer Theil des Heeres entlassen sei, dagegen erwarte man um so sicherer, daß sie über seine Vorlage zu einer neuen Regierungsform sich berathen würden.

Der Adel wollte um so weniger auf Zumuthungen der Art eingehen, weil man während der Zeit sich der Person des ältern Kalckstein bemächtigt und so den Prozeß gegen ihn mit der Vollstreckung angefangen hätte. Zwar

bemühten sich die Oberräthe, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, doch stießen sie auf den entschiedensten Widerspruch, namentlich von Seiten des Schöppenmeisters Rhode, denn dieser erklärte, da sie nun einmal an das Recht gewiesen wären, so könnten sie sich auf nichts weiter einlassen. Viele Abgeordnete erschienen jetzt nicht mehr in den Versammlungen, obgleich sie von den Oberräthen mit Verlust ihres Stimmrechtes dazu aufgefordert wurden. Von Tag zu Tag stieg die Gährung in Königsberg, da die Sprache der Bürgerschaft immer aufgeregter, das Verfahren der kurfürstlichen Beamten immer strenger wurde.

Es kam noch ein besonderer Umstand dazu, welcher die Erbitterung bis aufs Aeußerste trieb. Der Befehlshaber einer im Jahre 1656 zur Deckung des Pregels auf Königsberger Gebiet angelegten Schanze hatte auf demselben auch eine Bierschenke einrichten lassen. Natürlich wurde von Seiten des Magistrats gegen diesen nicht rechtlich begründeten Akt Einspruch erhoben, und als keine Vorstellung half, eine Anzahl Zimmerleute hinausgeschickt, um das Haus abzubauen. Allein der Befehlshaber ließ diese mit Gewalt zurücktreiben, und da Widerstand erfolgte, sogar Feuer geben. Bald wurde der Streit noch erbitterter, als der durch diese Vorgänge schon gereizte Commandant sich eines auf Straßenraub ertappten Soldaten, den zwei Bürger bis in die Schanzen verfolgten, annahm und zuletzt sogar mit grobem Geschütz feuern ließ. Nun verlangten die Königsberger, daß die Schanze abgebrochen würde, weil sie ohne Entschädigung für Grund und Boden errichtet und überdies unnütz sei, indem der Kurfürst keiner Citadelle gegen seine treuen Unterthanen bedürfe. Auch mißbilligte der Kurfürst selbst das Verfahren des Befehlshabers, und trug den Oberräthen die Untersuchung der Sache auf, ohne jedoch die erkannte Strafe ernstlich zu vollziehen.

Die Räthe Friedrich Wilhelms sahen unter den obwaltenden Verhältnissen, da Schweden große Freude über den immer mehr sich erbitternden Streit zeigte, und die Königin von Polen eifrig auf eine bewaffnete Einmischung drängte, kein anderes Mittel, als daß er selbst nach Preußen ginge, und durch eine, wenn auch nur scheinbare Nachgiebigkeit die Gemüther beruhigte; allmählig ließe sich dann mehr erreichen. Der Kurfürst zeigte sich auch, um die Aufregung zu stillen, in einigen Punkten nachgiebig, beharrte aber in allen wesentlichen Dingen mit Ernst auf seinen Einrichtungen, namentlich auf der Acise. Diese war den Königsbergern so verhaßt, daß sie statt ihrer 200,000 Thaler boten. Als keine Vorstellung half, ließen sie durch den Sohn des Schöppenmeisters Rhode in Warschau von Neuem um gewaffnete Einmischung ersuchen; auch mit den Schweden in Livland traten sie in Verbindung. Die Königin unterstützte lebhaft ihr Gesuch, und wenn sie auch damit nicht durchdrang, so erhielt man jedoch von Johann Casimir ein Schreiben, in welchem er öffentlich erklärte, daß er durch die abgeschlossenen Verträge niemals die Rechte der Stände habe beeinträchtigen wollen, und daß er sich zu ihrem Schutz verpflichtet fühle.

Hierüber entstand lauter Jubel in der Stadt, denn nun glaubte man sich gegen jeden gewaltsamen Eingriff von Seiten des Kurfürsten sicher.

Letzterer hatte unterdessen keine Mühe gespart, durch Hoverbeck, seinen Gesandten in Warschau, den König in Bezug auf die Königsberger unzustimmen, und setzte auch endlich durch, daß Johann Casimir eine Schrift unter großem königlichen Siegel erließ, worin es hieß, er erkläre, weil unter dem Vorwande gewisser Schreiben die Gültigkeit der mit dem Kurfürsten von Brandenburg geschlossenen Verträge in Zweifel gezogen würde, ganz ausdrücklich, von diesen nicht abgehen, noch irgend etwas zugeben zu wollen, wodurch ihr Inhalt beeinträchtigt werden könnte. Wenn nun auch das Schreiben ziemlich allgemein lautete, so war doch durch dasselbe die Hoffnung der Königsberger auf nachdrücklichen Beistand bedeutend herabgestimmt, und der Kurfürst konnte sicher sein, daß eine gewaffnete Einmischung nicht erfolgen würde.

Daher zauderte er denn nun auch nicht länger, die Sache durch kräftige Maßregeln zum Schluß zu bringen. Noch einmal bot er die Hand zur Ausgleichung, und versprach, von der Accise abzustehen, wenn die Königsberger die früher von ihnen gebotenen, seinerseits aber abgelehnten 300,000 Gulden zahlen, die Souveränität anerkennen, und nur auf acht Tage, ohne Zweifel zum Zeichen der Anerkennung seines Rechtes dazu, die Accise bezahlen wollten. Doch hatte diese Unterhandlung keinen günstigen Erfolg, denn selbst mehrere Adlige erhoben lauten Widerspruch gegen jegliche Form der Accise.

Unterdessen war Friedrich Wilhelm in Königsberg angelangt, 3000 Mann Musketiere und eine Schaar von Reitern befanden sich in seiner Umgebung.

Der Beschluß, sich Rhode's als der Seele des ganzen Widerstandes zu bemächtigen, war gefaßt und wurde mit Geschick ausgeführt. Um jeden Widerstand und deshalb strengere Gewaltmaßregeln zu vermeiden, griff man zur List. Ein Transport Wagen, von hundert Reitern geleitet, zog durch die Stadt. Ruhig sahen die Bürger, unter ihnen Rhode selbst, aus ihren Fenstern denselben vorüberziehen. Dem Anscheine nach goriethen die Fuhrwerke in einander, doch nur um die Straße zu versperren. Da plötzlich saß eine Anzahl Reiter ab, drang in Rhode's Haus ein und bemächtigte sich seiner Person. Hierauf setzte der Transport ruhig seinen Weg fort; Rhode jedoch wurde von den Reitern, ohne daß irgend ein erheblicher Versuch zu seiner Befreiung durch die Bürger gemacht werden konnte, in einem verschlossenen Wagen auf das Schloß gebracht, von dessen Fenstern aus der Kurfürst nebst seinem Gefolge dem Vorgange zusah (1662 Oktbr.). Das Schloß aber war durch die 3000 kurfürstlichen Musketiere und eine bedeutende Anzahl von Geschützen hinreichend besetzt.

Natürlich mangelte es nicht an Gesuchen von Seiten der Bürgerschaft um Freigebung ihres Schöppenmeisters, doch blieben sie ohne Erfolg, denn Friedrich Wilhelm gab nur die Versicherung, daß er nach dem gemeinen Rechte und als ihr gnädiger Herr verfahren wollte. So ward Rhode vor eine Specialcommission gestellt und trotz aller Verwendungen des Königs von Polen und des Erzbischofs

von Onesen des Hochverrathes für überwiesen erklärt. Er wurde nach Kolberg, von da nach Küstrin und zuletzt nach Weiz gebracht. Hier hatte er zwei Jahre gefessen, als Friedrich Wilhelm bei einer Durchreise durch den Ort sich absichtlich nicht ungnädig über Rhode äußerte, wie es heißt, um ihn zu einem Gnadengesuch zu veranlassen; denn ohne Zweifel mußte es ihm angenehm sein, wenn der hartnäckige Gegner auf diese Art, indirekt wenigstens, sein Recht anerkannte. Der kühne Verfechter der alten Königsberger Privilegien war jedoch keinesweges gebeugt; trotzig antwortete er auf diese Mittheilungen, er hoffe seine Befreiung von der Gerechtigkeit, der Gnade wolle er nichts verdanken. Bis zu seinem Tode (1678) blieb er im Gefängniß.

Der größte Theil seiner Mitbürger hielt den Schöppenmeister Rhode für einen edlen und uneigennütigen Freund und Schützer ihrer alten Privilegien; doch weichen andere Berichte hiervon ab, welche ihn als einen Bankrottirer und einen unruhigen Kopf schildern, der sich durch revolutionäre Umtriebe und strafbare Verbindung mit fremden Mächten aus seiner verzweifelten Lage habe befreien wollen. Einige wollen ihn sogar mit den Jesuiten in engen Zusammenhang bringen, und wenn wir erwägen, wie eifrig von polnischer Seite auf Schutz und Verbreitung der katholischen Religion in Preußen hingearbeitet wurde, so kann uns diese Ansicht eben nicht auffallen. Verbindungen der Art sind für uns wohl keinesweges befremdend. Trotzdem muß jeder Unbefangene zugedenken, daß Rhode vom Standpunkt eines Schöppenmeisters von Königsberg aus, welches sich während der hundert und dreißigjährigen polnischen Oberhoheit wohl befunden hatte und mit milder Berücksichtigung seiner städtischen Interessen behandelt worden war, als ein aufrichtiger Patriot angesehen werden durfte. Von einem Gesamtstaate, dem sich jeder einzelne Theil zum allgemeinen und dadurch letztlich zu seinem eigenen Besten unterwerfen muß, konnte für sie noch nicht die Rede sein; denn wer mochte damals ermessen, zu welcher Höhe der Aufstiege des hohenzollernschen Hauses aufsteigen, und daß sich unter seinem Hütig ein Staat bilden würde, der unerschöpfliche Lebenskraft bis in die äußersten Glieder seines Gebietes ergießen konnte!

Einige Tage nach Rhode's Gefangennehmung berief Friedrich Wilhelm die angesehensten Schöffen, Zünfte und Bürger der Stadt, um ihnen durch den Geheimen Rath von Jena den Stand der Angelegenheiten darzustellen zu lassen und die Anerkennung der Souveränität zu erwirken. Dies gelang; denn nach achtstägiger Bedenkzeit willigten sie durch Abgeordnete in des Kurfürsten Wunsch. Mit den Ständen dagegen dauerte die Verhandlung noch vier Monate, bis man endlich unter gegenseitiger Nachgiebigkeit dahin übereinkam, daß die Stände die souveräne Gewalt des Kurfürsten in Preußen anerkannten, wie sie die Verträge von Wehlau und Bromberg feststellten, jedoch ohne Nachtheil für ihre alten Rechte und Privilegien. Dazu gehört namentlich, daß der Landesherr in Angelegenheiten der Religion, des Krieges und Friedens, so wie in Steuer-sachen nichts ohne den Rath der Stände beschließen, von sechs zu sechs Jahren

mit dem sogenannten Kleinen Concilium, nämlich einer Art von ständischem Ausschuss, zusammentreten, und nach deren Antrag, so wie bei etwanigem Regierungswechsel, einen Landtag berufen sollte. (1663 März.) Dessenungeachtet währten die Intriguen noch einige Zeit fort, und erst sechs Monate nach diesem Abschluß fand die Eidesentlastung durch die polnischen Bevollmächtigten, so wie die Huldbigung der Stände auf Grund des Souveränitätsrechtes statt. Durch glänzende Festlichkeiten wurde dies von dem Kurfürsten so lang ersehnte Ereigniß in Königsberg gefeiert.

In Bezug auf Steuerangelegenheiten hatte man sich geeinigt. Da die Stadt Königsberg die von den übrigen Ständen bewilligte dreijährige Accise zurückgewiesen hätte, so wollte Friedrich Wilhelm sein sogenanntes Complacationsrecht, welches bei Spaltung der Stände in einer durch den Landesherrn veranlaßten billigen Ausgleichung bestanden zu haben scheint, doch nur für diesmal, nicht anwenden; und da Ritterschaft, der Adel und die kleinen Städte sich jährlich zu 60,000 Gulden verpflichtet hatten, so sollte Königsberg ebenso 100,000 Gulden entrichten. Der Kurfürst ließ sich trotz der angenommenen Asscuranz in Finanzangelegenheiten die Hände nicht binden. Da die vorhandenen Mittel die Bedürfnisse der Regierung nicht deckten, und die Stände deshalb auf Verminderung der Truppen drangen, so wollte er von Maßregeln der Art durchaus nichts hören, sondern verlangte vielmehr, daß die nothwendigen Bedürfnisse des Landes durch die Einkünfte bestritten werden müßten. Der Ausschuss der Stände suchte den Streit durch Bewilligung eines Geschenkes auszugleichen; doch half dies nichts, denn der Kurfürst trat stets mit neuen Forderungen hervor.

Als die Zeit der auf drei Jahre bewilligten Accise zu Ende ging, und wegen der Rüstungen gegen den Bischof von Münster eine Werbung von 1000 Reitern stattfinden sollte, stieß er auf entschiedene Weigerung, weil die Preußen zur Theilnahme an Kriegen in Deutschland nicht verpflichtet wären. Friedrich Wilhelm ging deshalb von seiner Forderung nicht ab, sondern berief einen außerordentlichen Landtag, und zwar mit der seltsamen Forderung, in geringer Anzahl zu erscheinen, da es sich nur um die Werbung von 1000 Reitern handle. Außer einem doppelten Kopfgelde, welches ihm gewährt wurde, forderte er 200,000 Gulden, worauf aber die Stände nicht eingehen wollten. Dagegen bewilligten sie auf seine Drohung, die Accise nach ihrem Ablauf eigenmächtig erheben zu wollen, dieselbe noch auf zwei Jahre. Ueberdies fand in der Form dieser Verhandlungen gegen die früheren Zeiten eine wesentliche Aenderung zu Gunsten des Landesherrn statt, denn es war nicht mehr von Beschwerden (*gravamina*), sondern nur von Bitten (*petita*) die Rede, auch wurde darauf nicht mehr entschieden, sondern nur angezeigt (1666).

Diese fortwährenden Erfolge veranlaßten den Kurfürsten zu immer dreiflerem Auftreten. Bald war nicht mehr die Rede davon, wie viel aufgebracht werden sollte, sondern nur, nach welchem Modus? Schon im folgenden Jahre



verlangte Friedrich Wilhelm die Königsberger Accise für seinen Gebrauch; außerdem 120,000 Thaler jährlich zur Erhaltung der Truppen, und 66,000 Thaler Rückstände. Daher verbreitete sich denn Mißvergnügen über das ganze Land, und wenn es auch an öffentlichen Organen zum Ausdruck desselben fehlte, so war darum die Lage nicht minder gefährlich. Es bedurfte nur eines Hauptes, um von Neuem eine bedenkliche Opposition zu erregen.

Dieses fand sich in der Person des schon mehrfach genannten Christian Ludwig von Kalckstein. Da er zu der Zeit, wo die Stände sich in die Erbthuldigung auf Grund der Souveränität gefügt hatten, außerhalb des Landes gewesen war; so hielt er sich für um so weniger gegen Friedrich Wilhelm als Vasall verpflichtet. Wie andern von seinen Landsleuten schienen ihm die dem Herzogthum auferlegten Lasten viel zu hoch; laut und keck erhob er deshalb seine Klagen, und stand in Kurzem an der Spitze einer dem Kurfürsten sehr feindlich gesinnten Partei. Mit Entschiedenheit wies er jede Aufforderung, den Eid der Treue zu leisten, von sich ab, und als strengere Maßregeln gegen ihn ergriffen wurden, machte er seinem Unwillen ganz öffentlich in den heftigsten Ausdrücken Luft. Ja er soll stets mit Pistolen bewaffnet umhergegangen sein und gedroht haben, den Kurfürsten niederzuschießen, wo er ihn fände. Um dieser frevelhaften Rede willen bemächtigte man sich seiner Person; es wurde ihm der Prozeß gemacht und das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Indessen verwandelte Friedrich Wilhelm dieses harte Urtheil in eine Freiheitsstrafe, und setzte auch diese in Berücksichtigung der Bitten seiner Gemahlin auf ein Jahr nebst einer Geldbuße von 5000 Thalern herab. Außerdem mußte er sich verpflichten, nach Verlauf seiner gefänglichen Haft Preußen nie wieder zu verlassen.

Kalckstein hielt sich ruhig, doch nur um eine gelegener Zeit für seine jetzt offenbar hochperrätherisch zu nennenden Pläne abzuwarten. Diese kam sehr bald. Als nämlich während der Anwesenheit des Kurfürsten in Königsberg der König Johann Casimir die Regierung niederlegte (1668 Septbr.), und eine neue Königswahl stattfinden sollte, entfernte sich Kalckstein gegen sein eidliches Versprechen von seinen Gütern und begab sich nach Warschau, wo er unverzüglich mit dem jüngeren Rhode in Verbindung trat und nach allen Kräften den Interessen des Kurfürsten entgegenarbeitete. Kaum war daher die Wahl entschieden (1669 Juni), so wendete sich Friedrich Wilhelm an den neuen König Michael Koribut mit dem Gesuch um Auslieferung des eibbrüchigen Vasallen.

Die Antwort lautete Anfangs nicht günstig, denn es ward erwiebert, Kalckstein, welcher früher Oberst in polnischen Diensten gewesen war, unterhandele nur in Warschau um Uebernahme des früher von ihm geführten Regiments; jedoch wiederholte der Kurfürst sein Gesuch in einem so ernsten Tone, daß Kalck ein wenigstens die Weisung erhielt, Warschau zu verlassen. Eine Zeit lang lebte er wirklich von der Hauptstadt entfernt.

Kurz vor dieser Zeit war der bisherige Statthalter des Herzogthums, Fürst Radzi vill, gestorben, und gegen den Willen der Oberräthe der Herzog von Groy

zum Nachfolger ernannt. Beschwerden aller Art lagen vor, und auf den Mai des Jahres 1669 war ein neuer Landtag berufen. Es bot sich also für die dem Kurfürsten feindlich gesinnte Partei ein günstiger Augenblick, mit ihren am polnischen Hofe einflussreichen Freunden in Verbindung dem Landesherrn neue Hindernisse zu bereiten. Obgleich daher von Seiten der Regierung ernstlich ermahnt wurde, nur friedliche Abgeordnete zu wählen, so hatte dies doch bei der obwaltenden Stimmung wenig Erfolg, denn der Kurfürst selbst äußerte nach wenigen Sitzungen des Landtages seinem vertrauten Minister Schwerin, welcher ihm zur Mäßigung rieth: „Ich will Eurem Rathe folgen und mich alles möglichen Glimpfes und Moderation gebrauchen, ob ich aber bei diesen Leuten etwas Gutes damit ausrichten werde, daran muß ich sehr zweifeln.“

Daß Friedrich Wilhelm Recht hatte, zeigte sich auch sehr bald, denn die Stände beschloßen, Abgeordnete nach Warschau zu senden, wo ihrem Vorgeben nach, der König und der Reichstag die Bestätigung des Bromberger Vertrages anfechten würden, was sie wenigstens zu einer eventuellen Bestätigung ihrer Privilegien auswirken wollten, im Fall Preußen wieder mit Polen vereinigt werden sollte. Hauptsächlich gingen diese Umtriebe von der Ritterschaft aus, denn die Landräthe und Deputirten der Städte erklärten, sie würden nichts ohne die Einwilligung Sr. K. Durchlaucht unternehmen. Zwar unterblieb die Sendung zuletzt, doch war der Kurfürst im Innersten seines Herzens über die räthelvolle Handlungsweise der Ritterschaft empört, welche unter dem Vorwande, für das Wohl und die Rechte des Landes sorgen zu müssen, ihrem Landesherrn die von ihnen anerkannte selbstständige Stellung durch sträfliche Verbindung mit fremden Mächten verklümmern wollte.

Obgleich die Sendung der Deputation für den Augenblick unterblieben war, so hatten die Stände ihren Plan darum noch nicht aufgegeben. Sie standen mit Kalkstein, der unterdessen wieder nach Warschau zurückgekommen war, in so genauer Verbindung, daß dieser es wagen durfte, im Oktober des Jahres 1669 beim Reichstage ein Memorial einzureichen, in welchem er sich für einen Abgeordneten der preussischen Stände ausgab und in ihrem Namen den König und die Republik zum Beistande aufforderte. Allerdings erklärten die Stände Kalksteins Handlungsweise für abscheulich, doch stand nicht zu bezweifeln, daß ein Theil von ihnen tief in seine Umtriebe verwickelt war.

Unverzüglich erhielt Brand, der damalige Gesandte Friedrich Wilhelms bei der Republik, den Auftrag, er solle die Auslieferung Kalksteins vom Könige fordern, weil er ein Verräther seines Herrn und ein Fälscher öffentlicher Schriften sei. Dessen ungeachtet ward er nicht ausgeliefert, sondern einige Senatoren munterten zur öffentlichen Uebergabe seines Memorials an den Reichstag auf. Dies führte einen höchst ärgerlichen Austritt herbei. Brand erschien persönlich auf dem Reichstage, und übergab eine Denkschrift, in welcher er verlangte, daß Kalkstein die ihm von den preussischen Ständen zugefertigte Vollmacht vorweisen sollte. Als der Kronreferendarius Krasiński seinem Amte gemäß

die Schrift vorlesen wollte, hatte Kalkstein, welcher dicht hinter dem Erzbischof nahe am Throne stand, die Frechheit, bis auf die Stufen desselben vorzudringen und sie dem Beamten aus der Hand zu reißen. Obgleich nun Krastinski seinen Secretär aufforderte, daß er Gewalt mit Gewalt erwidern solle, so unterblieb dies doch, weil Kalkstein einen zu großen Anhang unter den Landboten und Senatoren hatte. Dieser las die Schrift und gab sie dann dem Unterkanzler, welcher, nachdem er sie ebenfalls durchlaufen, erklärte, es sei zwar Alles gut, gehöre aber nicht vor den Reichstag. Als Brand sich damit nicht zufrieden gab und den Kronbeamten mit Recht anklagte, er unterdrücke seine Eingabe, so erwiderte dieser, daß er sie noch einmal abgeben müsse, weil sie ihm nicht in der rechten Form abgenommen worden sei. Auch dies geschah, blieb aber dennoch ohne Erfolg. Kalkstein dagegen ließ unverzüglich darauf eine Gegenschrift in lateinischer und polnischer Sprache veröffentlichen, in welcher er behauptete, die Preußen hätten ihn aufgefordert, auch ferner noch ihre Rechte so kühn wie bisher zu verteidigen. Wer kann sich übrigens da noch wundern, daß ein Staat, wo jeder Abentheurer so frech den Befehlen Hohn sprechen durfte, dem jähen Sturze entgegenging! —

Da alle gesetzlichen Mittel, sich gegen den Frevler Recht zu verschaffen, erschöpft waren, so blieb nichts Anderes übrig, als Gewalt; ja Kalksteins eigener Bruder forderte brieflich den brandenburgischen Gesandten auf, er sollte ihn niederschließen, wo er ihn fände. Der Kurfürst dagegen wünschte seine persönliche Gefangennahme, welche auch kurze Zeit darauf bewerkstelligt wurde.

Bei der brandenburgischen Gesandtschaft befand sich dem damaligen Brauche gemäß eine Abtheilung von dreißig Dragonern unter dem Befehl des Hauptmanns Montgommery, eines kühnen unternehmenden Mannes. Dieser übernahm die Ausführung dieses Geschäftes, welches nicht ohne Schwierigkeit war, weil Kalkstein einen so starken Anhang in Warschau hatte. In keinem Vertrauen hierauf scheute er sich nicht, das Haus des Gesandten selbst zu betreten. Dies erleichterte die Ausführung des Planes. Als er eines Tages, wie gewöhnlich, mit lecker Aufgeblasenheit in Brands Zimmer eintrat, ward er von einigen Dragonern ergriffen, in eine Tapete gerollt und in diesem hilflosen Zustande eiligst aus Warschau abgeführt (1670 Oktbr.). Obgleich er unterwegs, als man ihn gebunden auf ein Pferd setzte, von einigen Polen erkannt wurde, so gelang es dennoch, ihn über die Grenze zu bringen.

Diese kühne Selbsthülfe, wie gerechtfertigt sie auch immer durch die Vorgänge auf dem Reichstage erscheinen konnte, war nichtsdestoweniger eine schwere Verletzung des Völkerrechtes, und selbst der kaiserliche Gesandte rieth dem Könige von Polen, Stand so lange in Fesseln zu legen, bis Kalkstein wieder auf freien Fuß gesetzt wäre. Vergebens machte dieser seinen unverletzlichen Charakter als Gesandter geltend, denn man erwiderte ihm, daß der, welcher selbst das Völkerrecht verletze, keinen Anspruch auf den Schutz desselben machen dürfe. Der Zutritt bei Hofe wurde ihm versagt, bis die Untersuchung der Sache ihr Ende

erreicht hätte, ja sogar schon ein Verhaftsbefehl erlassen, dessen ernstester Folge der brandenburgische Gesandte nur durch schnelle Flucht entging, indem er unter dem Vorwande einer Spazierfahrt aus den Thoren Warschau's entkam.

Nun entspann sich eine weidäufige diplomatische Verhandlung. Der König verlangte, daß Kalckstein frei nach Warschau zurückgeschickt und Brand als Verlezer des Völkerrechtes streng bestraft würde; der Kurfürst dagegen erwiederte, er habe dem Könige und der Republik die entsetzlichen Verbrechen des Kalckstein oft und dringend genug angezeigt, ohne irgend zu seinem Rechte kommen zu können. Er hoffe, der König werde diejenigen, welche durch Eifer für Recht und Gerechtigkeit den Verbrecher dem Kurfürsten in die Hand geliefert hätten, eher belohnen, als mit unverdienter Rache verfolgen; übrigens habe er weder den Befehl zu der That gegeben, noch überhaupt irgend eine Kenntniß davon gehabt.

Die gegenseitig gewechselten diplomatischen Notizen wurden zuletzt so bitter, daß ein ernstlicher Bruch zu erwarten stand. Da lenkte Friedrich Wilhelm endlich ein. Er gab den Befehl, Montgommery und Brand öffentlich den Prozeß zu machen, freilich nur zum Schein, denn Erstere wurde reichlich belohnt und zur Flucht ins Ausland veranlaßt; Letzteren dagegen verurtheilte man in Küstrin in contumaciam zur Verbannung und zum Verluste seiner Güter. Alles dies geschah nur, um die leidenschaftliche Aufwallung der Polen ein wenig verköhlen zu lassen. Zwei Jahre später kehrte Brand an den kurfürstlichen Hof zurück, wo er zu den höchsten Würden emporstieg und in den wichtigsten Staatsangelegenheiten gebraucht wurde.

Kalcksteins Schicksal nahm durch die scheinbare Verfolgung seiner Entführer keine bessere Wendung. Man ließ nicht einmal dem Rechte seinen gewöhnlichen Lauf. Es wurde gegen den Gebrauch des preussischen Landrechtes eine Commission von Ausländern d. h. Nichtpreußen ernannt, welche ihn in Remel, wo man ihn gefangen hielt, als Eidbrüchigen, Fälscher und Hochverräther zum Tode mit dem Schwerte und zur Einziehung seiner Güter verurtheilte. Kalckstein benahm sich während des ganzen Prozesses, so wie im Augenblick seines Todes mit der größten Fassung, wie es scheint in der Uebersetzung, als Märtyrer für die Rechte seines Vaterlandes zu bluten (1672 November).

Wie leicht zu begreifen ist, erfuhr die Handlungsweise des Kurfürsten in dieser wichtigen Sache von vielen Seiten den lebhaftesten Tadel, und selbst manche seiner treuesten Diener hätten ihn lieber den Weg der Milde betreten sehen; allein die Verurtheilung dieses Mannes hing mit der Aufrechthaltung der Souveränität in Preußen auf das Innigste zusammen. Gegen dieses dem Kurfürsten am höchsten geltende Recht, auf welches er die Schöpfung seines neuen staatlichen Lebens gründete, hatte sich Kalckstein schwer vergangen. Die Grundlage seiner landesherrlichen Autorität schien ihm untergraben; er glaubte, daß es eines schlagenden Beispiels bedürfte, um die widerseßlichen Preußen von der Rechtsgültigkeit seiner Souveränität, die lauerten Polen von der Festigkeit,

mit welcher er die kühn errungenen Verträge behaupten würde, zu überzeugen. Kalcksteins Benehmen war in seinen Augen der strafwürdigste Hochverrath, deshalb schreckte er auch nicht vor einer blutigen Entscheidung zurück. Friedrich Wilhelm wurde hier von einem ähnlichen Grundsatz geleitet, wie Karl XII. in Bezug auf Ratkul, doch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß seine Lage bei weitem bedenklicher, Karls Verfahren viel schroffer war.

Selbst durch die in der Kalcksteinschen Sache bewiesene Energie konnte Friedrich Wilhelm den Widerspruch der Stände noch nicht vollkommen brechen, doch hielten sie sich von nun in den Schranken einer gesetzmäßigen Opposition. Jede neue Steuer, deren er zu seinen großen, das Wohl des Landes, so wie seine politische Stellung zu den Nachbarstaaten fördernden Plänen bedurfte, mußte er mit der größten Anstrengung von ihnen erkämpfen. Oft hören wir ihn in seinen Schreiben an den Statthalter und die Geheimen Räte, welche ihm meistens zur Milde rathen, weil man durch sie am weitesten käme, laut seine Klagen ausschütten. So lange eine Aussicht auf dem Wege der Vermittelung zum Ziele zu gelangen, vorhanden war, beharrte er auf demselben, allein wenn jedes Mittel fehlschlug, bediente er sich des schon oben erwähnten Complationsrechts, welches freilich die Stände eben so wenig als wohlbegründet ansehen wollten, als etwa die französischen Parlamente die Diktate der *lits de justice* ihrer Könige.

Eine wesentliche Stütze in diesen Streitigkeiten boten ihm die Städte, da sie sich meistens von den übrigen Ständen trennten, und durch diese Spaltung die moralische Kraft des ständischen Widerspruchs entkräfteten. Dahor gelang es ihm auch noch kurz vor seinem Tode, seine stets verfolgte Lieblingsidee, nämlich die Einrichtung einer bestimmten Accise für die Erhaltung eines stehenden Heeres auch in Preußen durchzusetzen, ein Ziel, welches er in der Kurmark schon zwanzig Jahre früher erreichte.

Ueberhaupt setzten die Stände der übrigen Provinzen dem Kurfürsten weit weniger Schwierigkeiten entgegen als die preussischen, selbst im fernen Gleve, wo sich so manche wichtige Anhaltspunkte fanden, fügte man sich, zwar nicht ohne Widerstand, aber doch ohne gewaltzamere Ausbrüche. Noch fügsamer zeigten sich die Pommern. Obgleich sie während des schwedischen Krieges härter mitgenommen waren als die übrigen, so ergaben sie sich stets in alle Anforderungen, und erhoben nur demüthige Gesuche um Erleichterung der wirklich für sie unerschwinglichen Steuern.

Auch die Magdeburgischen Stände erwiesen sich nachgiebig, nur die Stadt selbst verweigerte dem Kurfürsten so wie dem Verweser, Herzog August von Sachsen, den Hulbigungsseid, weil sie auf dem Anspruch, eine freie Reichsstadt zu sein, beharrte. Erst lange nach der Regulirung des westphälischen Friedens wurde sie durch Androhung gewaltfamer Mittel zur Nachgiebigkeit gezwungen (1686). Von dem Zeitpunkte an fügte sie sich nebst den übrigen den Verordnungen des Kurfürsten, welchem sie nach dem Tode des Administrators ohne

**Widerrede huldigte (1680).** Der Geheime Rath von Jena, ein ausgezeichnete Staatsmann und Diplomat, durch dessen Geschicklichkeit Friedrich Wilhelm in Uewe die Stände in ihrer Pflicht erhalten hatte, leitete auch hier die Angelegenheiten seines Herrn mit gleichem Erfolge.

Zwölf Jahre waren vergangen, seit dem der Friede von Oliva Friedrich Wilhelm in seiner souveränen Stellung als Herzog von Preußen den europäischen Mächten gegenüber vollkommen gesichert hingestellt hatte. Mit eben so großer Geschicklichkeit als Kraft hatte er diese Zeit benützt, um seine preussischen Unterthanen an diese neue Stellung zu gewöhnen. Es konnte nicht fehlen, daß diese wesentliche Aenderung des oberherrlichen Verhältnisses auch in den übrigen Ländern einen merklichen Einfluß ausübte, denn, sobald der politisch ganz selbstständige Gebieter von Preußen einen bestimmten Schritt nach irgend einer Seite hin gethan hatte, war es für die übrigen kaum noch möglich, sich der eingeschlagenen Richtung ihres Herrn zu entziehen.

Während auf einem bisher von den mächtigeren Völkern Europens kaum gekannten Grund und Boden sich der Keim zu einer künftigen Großmacht bildete, war die gegenseitige politische Stellung der Staaten eine wesentlich andere geworden. An der Stelle des habsburgischen Hauses hatte sich Frankreich erhoben. Nachdem durch siegreiche Waffenthaten sein Uebergewicht nach Außen befundet, im Innern der letzte Versuch ständischer Willkür gebrochen war, trat der jugendliche König selbst mit glänzendem Erfolge an die Spitze der nach Thaten dürstenden Nation. Mit seltenem Geschick wußte er große Talente des Krieges und des Friedens um sich zu sammeln. Unter Colberts schöpferischen Händen entwickelte sich mit ungeahnter Raschheit Handel, Gewerbe und Seewesen; Louvois organisirte ein Heer, wie es Europa noch nicht gesehen, Condé und Turenne und die in ihrer Schule gebildeten großen Generale Luxemburg, Catinat, Boubar, Vendome, Villars sicherten diesem glänzenden Heere in jeglichem Zusammentreffen den Sieg; auch Helben zur See, wie Tourville, fehlten in jener an großen Talenten fruchtbaren Zeit nicht. Die geistige Entwicklung, wie stets beim Erwachen einer thatenreichen Zeit, blieb nicht hinter dem äußeren Glanz des Lebens zurück. Die Franzosen herrschten auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft mit eben dem siegreichen Erfolge wie über die Cabinette der theils gewonnenen, theils geschreckten Regierungen.

Es läßt sich denken, daß Friedrich Wilhelm bei seiner umsichtigen Ermüdung aller politischen Verhältnisse den Gang der rasch anschwellenden Macht Frankreichs beobachtet und erwogen hat, welchen Nutzen er für sich aus einer Annäherung an dieselbe ziehen könnte. Eine solche Verbindung hatte schon in dem schwedisch-polnischen Kriege stattgefunden; daher dachte Friedrich Wilhelm ernstlich an die Erneuerung des im Jahre 1656 zu Königsberg abgeschlossenen Vertheidigungsbündnisses. Auf Grundlage desselben kam 1664 ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem sich der Kurfürst außerdem verpflichtete, dem von

Ludwig XIV. entworfenen Rheinbunde beizutreten, nachdem der König ihn ausdrücklich für ein Vertheidigungsbündniß erklärt hatte.

Während Friedrich Wilhelm eine Annäherung an Frankreich bewerkstelligte, ließ er die Vortheile, welche ihm von anderen Seiten her geboten werden konnten, nicht außer Acht. Zu derselben Zeit, wo er mit Frankreich neue Unterhandlungen anknüpfte, war ein erbitterter Krieg zwischen England und Holland ausgebrochen. Wegen Letzteres hatte der Kurfürst manche Klage zu erheben, da immer noch Truppen der Generalstaaten die clevischen Festungen besetzt hielten, und eine Erledigung der Sache wegen der schon oben erwähnten hoofeiserschen Schuld in eine sehr ungewisse Aussicht gestellt wurde. Gern hätte er die feindselige Stellung Englands gegen Holland, und die durch den Angriff des Bischofs von Münster herbeigeführte Verlegenheit des letzteren benutzt, um zu den ihm vorenthaltenen Plätzen zu kommen, allein er wagte es nicht, in ein förmliches Bündniß mit England zu treten, weil ihn die Besorgniß vor Frankreich abhielt, welches damals noch mit den Generalstaaten in gutem Vernehmen stand. Deshalb suchte er auch lieber auf dem Wege freundschaftlicher Ausgleichung, als durch Zwang seinem Ziele näher zu kommen. Diese Stimmung führte zu einem Vertheidigungsbündniß zwischen den Generalstaaten und dem Kurfürsten (1666), nach welchem sich dieser verpflichtete, den Bischof von Münster zum Frieden zu bewegen, wofür er die Versicherung erhielt, daß über die von den Holländern zurückgehaltenen Festungen nach dem Frieden Unterhandlungen angeknüpft werden sollten. Wichtig für ihn jedenfalls waren die Subsidien, zu welchen sich Holland in diesem Vertrage verpflichtete, und durch die er in Stand gesetzt wurde, sein Heer in gerüstetem Zustande zu erhalten.

So standen die Angelegenheiten, als Ludwig XIV. ganz unerwartet auf Grundlage eines in der diplomatischen Welt unbekanntem Anspruches, nämlich des berücktigten Devolutionsrechtes, die spanischen Niederlande als Erbschaft seiner Gemahlin forderte (1667). Unverzüglich war auch schon ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer auf dem Marsche, unter der Führung des berühmten Vicomte von Turenne; in 3 Monaten befanden sich 9 Festungen in den Händen der Franzosen, und die spanische Regierung erwies sich schwach, daß in kurzem der völlige Verlust der Niederlande zu erwarten stand. Außerdem waren die rheinischen Fürsten, und selbst der noch kurz zuvor gegen Frankreich feindselig gesinnte Bischof von Münster zum Beistand des Königs Ludwig bereit.

Friedrich Wilhelm kam durch diese rasche That des Königs in große Verlegenheit, und diese steigerte sich noch dadurch, daß Ludwig XIV. zu gleicher Zeit für 12,000 bis 15,000 Mann freien Durchmarsch nach Polen forderte, wo der Kronfeldherr Lubomirski in offenen Kampf mit dem König Johann Casimir gerathen war. Auf die letztere Forderung verzichtete zwar der König von Frankreich, doch die fortwährenden Truppenbewegungen nach Belgien mußten in Bezug auf das deutsche Reich, so wie auf des Kurfürsten rheinische Besitzungen die größte Besorgniß erregen.

Kaiser Leopold zeigte unbegreiflicher Weise unter diesen drohenden Umständen eine völlige Theilnahmlosigkeit, und selbst die Holländer, obgleich über die Fortschritte der Franzosen sehr erschreckt und wohl geneigt, ihre Absichten zu vereiteln, feilschten kleinlich in Betreff der Subsidiengelder, für welche Friedrich Wilhelm thätige Hilfe gegen den kühnen Eroberer versprach. Der Kurfürst nämlich hatte bei dieser Gelegenheit vielfache Rücksicht zu nehmen; denn einerseits sah er seine rheinischen Besitzungen durch die in den lothringischen Bisthümern aufgestellten französischen Truppen schwer bedroht, und andererseits war er auch im Falle eines ernstlichen Krieges gegen Schweden, welches immer noch im Bündniß mit Frankreich war, keinesweges sicher gestellt. Die Holländer wollten durchaus kein bedeutenderes Geldopfer für die allgemein wichtige Sache bringen, und erst nach langen Unterhandlungen erlangte Blaspiet, der kurfürstliche Gesandte im Haag, von Seiten der Spanier das Versprechen hinreichender Hülfsgelder für 15,000 Mann.

Zu gleicher Zeit suchte Friedrich Wilhelm die hauptsächlichsten Reichsfürsten zur Erhaltung der Niederlande für Spanien in Bewegung zu setzen. Mit dem Kurfürsten von Sachsen hielt er zu diesem Zweck eine persönliche und erfolgreiche Zusammenkunft; mit dem Kurfürsten von Köln, den Herzogen Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg und der Landgräfin von Hessen-Cassel schloß er ein Verteidigungsbündniß, und suchte sogar Pfalz-Neuburg von Frankreich loszureißen; kurz, während Oestreich und selbst die Generalstaaten nur mit großem Bedenken sich der Sache Spaniens annahmten, weil sie, vielleicht nicht mit Unrecht, wähten, sich dadurch allein die Last der Verteidigung Flanderns aufzubürden. Deshalb gelang es denn auch nicht, den Reichstag zur Theilnahme an dieser Streitsache zu bewegen; ja man wollte daselbst nicht einmal den burgundischen Kreis, nämlich die Freigravschafft, welche ebenfalls schon zu jener Zeit von Ludwig XIV. bedroht war, gewährleisten. Deshalb knüpfte der Kurfürst die von dem französischen Hofe eifrig gesuchten Verbindungen wieder an, in der Hoffnung, auf billigen Friedensgrundlagen dem Kriege ein Ende zu machen, welcher seine rheinischen Besitzungen in eine so große Gefahr versetzte.

Unterdessen hatte während des Winters der Prinz von Condé die Freigravschafft wirklich erobert; doch nun sollte plötzlich dem übermächtigen Sieger ein fester Damm entgegen gesetzt werden. William Temple, der englische Gesandte, benutzte die gerechte Besorgniß aller denkenden Politiker vor der durch Frankreich drohenden Gefahr, um die Aengstlichkeit des holländischen Rathspensionärs Johann de Witt zu besiegen, und stiftete, weil auch Schweden hinzutrat, die berühmte Triple-Allianz (1668 Januar), nach welcher Frankreich sich mit einer billigen Abfindung begnügen sollte. Bekanntlich nahm der stolze König, trotz seines Unwillens über Holland, im Frieden von Aachen die angebotene Bedingung an, und begnügte sich mit den eroberten flandrischen Städten,



Dem Kurfürsten mußte die Beerdigung dieses für seine eigenen Interessen so bedenklichen Kampfes um so lieber sein, da gerade damals der Streit mit den preussischen Ständen und der Krone Polen wegen der Anerkennung der Souveränität in dem Herzogthum eine recht bedenkliche Wendung genommen hatte.

Vom Ausbruch des Krieges mit Frankreich bis zum Frieden zu St. Germain  
1672 — 1679.

Der durch die Triple-Allianz dem ehrgeizigen König von Frankreich abgedrangene Frieden versprach keine lange Dauer. Mit tiefem Unwillen hatte sich Ludwig XIV. in den Zwang des Augenblickes gefügt, aber nur in der sicheren Hoffnung einer baldigen Wiederaufnahme seines Planes und einer glänzenden Sache an Holland, auf welches er am meisten wegen der Vereitelung seiner Absichten erzürnt war. Mit großer Sorgfalt und Umsicht traf er die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Schlage.

Karl II., welcher es keinen Augenblick ernstlich mit dem Kriege gegen Frankreich gemeint hatte, war sehr leicht vom König Ludwig XIV. gewonnen. Für einen jährlichen Sold von 350,000 Pfd. Sterling versprach er nicht nur thätliche Hülfe gegen Holland, sondern auch, wie es heißt, den Uebertritt zur katholischen Kirche. Mit gleichem Erfolge erwarb Ludwig XIV. unter den deutschen Reichsständen Genossen für seinen neuen Raubzug. Der Kurfürst von Köln war ganz von ihm gewonnen; auch Bernhard von Galen, der kriegerische Bischof von Münster, ergriff mit großer Lebhaftigkeit das Bündniß mit Frankreich, da ihm ein Theil der Beute versprochen war. Vor allem aber lag es ihm daran, den Kurfürsten von Brandenburg, offenbar den mächtigsten aller benachbarten Kriegsfürsten, an sich zu schließen. Der Fürst von Fürstenberg kam als französischer Gesandter nach Berlin und theilt ermit, daß Frankreich das Gebiet der Generalstaaten zwischen Brandenburg, dem Kurfürsten von Köln, dem Pfalzgrafen von Neuburg, dem Bischof von Münster, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg und dem Prinzen von Oranien theilen wolle. Friedrich Wilhelm überwies diesen Vorschlag zweien seiner vertrautesten Rätthe, dem Oberpräsidenten Otto von Schwerin und dem Geheimen-Rathe Meinders, und äußerte dabei, daß er den Generalstaaten, weil sie zu übermüthig gegen ihre Nachbarn geworden wären, und noch einige ihm zugehörige feste Plätze inne hätten, eine kleine Demüthigung recht gern gönne; denn ohne Zweifel lag es, trotz seiner damaligen Hinneigung zu Frankreich nicht in seiner Absicht, die Republik zu vernichten, sondern nur ein wenig zu ängstigen und dadurch zu seinem Rechte zu gelangen. Vielleicht wollte er auch nur die herrschende Partei der de Witts herabdrücken, und dem Hause Oranien zu seiner alten Stellung verhelfen, was bei der nahen Verbindung mit demselben zu glauben sehr nahe liegt. Andererseits war er vollkommen überzeugt, daß der französische Theilungsvertrag nur eine falsche Lockpfeife war, und daß Ludwig, einmal im Besitz des Landes, es niemals gutwilling aus seinen Händen geben würde. Daher wies er auch den fürstenbergischen

Antrag einer Neutralität nebst ansehnlichen Subsidien zurück. Eigenhändig schrieb er über diesen Punkt an Schwerin: „Was neutral sein heißt, habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbesten Bedingungen hat, wird man doch übel traktirt. Ich habe auch geschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschwören.“

Ganz gewöhnlich wird der Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland nur als ein launenhafter Ausbruch des gekränkten monarchischen Hochmuths ausgegeben, und allerdings ist es wahr, daß er mit Unwillen „dieses Krämervolk“ seine höchsten Entwürfe durchkreuzen sah, doch fehlte es ihm vom patriotisch-französischen Standpunkte aus keinesweges an vollkommen triftigen Beweggründen zum Kampfe.

Dies können wir am besten aus einem Schreiben Schwerins an den Herzog von Croÿ ersehen, in welchem er äußert: „Gew. Fgnd. angezogene Maximen bestehen auf Gerechtigkeit und Klugheit, wogegen wohl Niemand etwas einwenden kann; aber bei der Deutung gegenwärtiger Sache finden sich bei einem und dem andern verschiedene Ansichten. Was nun die Gerechtigkeit anbetrißt, so halten einige dafür, daß die Staaten sogar unschuldig nicht sind, sondern daß sie dem Könige von Frankreich als ihrem Benefactori wohl ziemlich nahe getreten sind, und zwar: 1) In Entziehung und Hemmung der Commerciens, 2) in Bezeigung vieler Indignitäten, 3) durch Verhietung des Weines, Salzes und anderer Waaren, 4) vornehmlich aber darin, daß sie behaupten: Frankreich solle nichts mehr haben, wenn es auch jure dazu berechtigt wäre, und daß sie zu dem Ende alle Potentaten animiren, sich mit ihnen gegen Frankreich zu verbinden. Es halten nun viele dafür, der Kurfürst könne darin nichts thun, bis sie sehen, wie sich andere dabei betragen, sonderlich Schweden, und dann, daß diesmal keine Absicht sei, sich zu vergrößern, sondern nur sich zu rächen. Ja daß Frankreich wohl eher dabei einbüßen könnte, und sobald es diesen Krieg beginnen würde, nicht mehr so mächtig als jetzt sein dürfte, weil es sich an Volk und Geld schwäche, die alten Bundesverwandten vernachlässige, den Krieg zwischen zwei Feinden führe, und keine Seemacht zugeben könne, daß Frankreich etwas von seinen Provinzen acquirire. Dazu kommt, daß England nur eine Campagne versprochen hat. — Andere dagegen meinen, die Zeit wäre nun recht geboren, Frankreich zu dämpfen und die Freiheit zu conserviren; es würde doch nimmer ruhen, bis es zu seinem Zwecke gelangt ist, und auf solchen Fall dürfte es heißen: *corruptio unius est generatio alterius*. Dies könnte Spanien wieder in den Stand setzen, wie es vorher gewesen, denn man hat nicht allein gefürchtet, sondern hinreichend schon gefühlt, was von Frankreich zu besorgen ist. Ich habe mein Bedenken dahin gegeben, S. R. D. sollen sich in bessere Verfassung setzen, damit sie, wenn es die Noth erfordert, und andere mehr das Werk antreten wollen, dies ohne Verzug thun können.“

Letzteres that der Kurfürst wirklich, wie wir dies bald sehen werden. Das obige Schreiben giebt uns eine ziemlich klare und deutliche Uebersicht der dama-

ligen Sachlage. Es walteten für den stolzen Begründer des französischen Uebergewichtes in Europa ganz materielle Gründe zum Kriege ob, die selbst den kühnen Sinn eines Berechnenden für so kostspielige Gewaltmaßregeln stimmen konnten. Andererseits ist auch die an Indolenz reichende Sorglosigkeit eines Johann de Witt zu begreifen, welcher aus den eben angezogenen Gründen nicht daran glauben konnte, daß es dem Könige von Frankreich Ernst mit einem Kriege sei, durch den er die ihrer Lage und historischen Entwicklung nach feindlich gesinnten Mächte heben, sich selbst der für möglicher Weise eintretende gefährliche Umstände nützlichsten Bundesgenossen berauben würde, — und im Falle er wirklich so ganz gegen seinen eigenen Vortheil handeln sollte, daß die übrigen Mächte eine so wesentliche Veränderung des europäischen Gleichgewichts dulden würden. Daß diese Politik in Bezug auf England Recht hatte, bezeugte der nach dem ersten Felbzuge von dem Parlamente erzwungene Friede zwischen England und Holland. Es waltete also weder von der einen Seite nur stolzer Uebermuth, noch von der andern stumpfe Indolenz, sondern dort riß leidenschaftlicher Sinn und kühnes Vertrauen auf unerschöpflich scheinende Kraft zur Unbesonnenheit hin, hier dagegen täuschte einmal die allzu kaltblütige Berechnung, welche nur materielle Faktoren kannte, und den festen Schwung fürstlichen Ehrgeizes nicht in Anschlag brachte.

Mächte jedoch, welche außerhalb des Bereiches der unmittelbaren Gefahr standen, konnten nichts weiter thun, als was Friedrich Wilhelm that — nämlich abwarten, wie sich die Sache wenden würde, und sich während der Zeit auf alle Wechselfälle vorbereiten. Von Frankreich wurden ihm Lockungen aller Art geboten, Holland sicherte ihm kaum die Aussicht auf Subsidien, viel weniger noch die auf Rückgabe der seit dem jülichischen Erbfolgestreit besetzten Festungen, und doch rühmte es sich überall des Beistandes von Seiten Brandenburgs als eine ganz ausgemachte Sache, aus derselben allzu verständigen Berechnung, welche dem Kurfürsten unter allen Umständen Anschluß an die Generalstaaten zum Gesetz machte. Höchst entrüstet äußerte sich deshalb Lektierer hierüber an seinen vertrauten Minister Schwerin: „Ich sehe mit Befremdung, daß in Holland für gewiß gehalten wird, als sollte ich intentionirt sein, mich mit ihnen zu setzen; und weiß Gott, daß ich niemals diesen Entschluß genommen habe, sondern Ihr werdet wissen, was ich deshalb hier bei Eurer Anwesenheit mit Euch geredet habe, nämlich, daß ich dem Werke noch eine Weile zusehen, und nachmals einen Entschluß fassen wollte, inmittelfst mich mit keinem engagiren. Dabei verbleibe ich noch, und thut man mir Unrecht, daß man solches von mir aussprengt, halte auch dafür, daß es ein Stück von dem de Witt sei, um mich bei Frankreich in Verdacht zu bringen, und mich in solchen Stand zu setzen, damit ich gezwungen werde, einen anderen Entschluß zu fassen. Ihr habt sehr wohl gethan, daß Ihr an Herrn Verjus (den französischen Botschafter) geschrieben, daß ich noch bei den vorigen Gedanken bliebe, damit Ruhe im Reich erhalten werden möge.“

Berlin wurde in jener Zeit Mittelpunkt der lebhaftesten Unterhandlungen. Holland war durch den Herrn von Amerongen, Frankreich durch Herrn von St. Geran vertreten. Noch am 4. Februar 1672, also wenige Wochen vor dem Ausbruch des Kampfes schreibt Otto von Schwerin darüber: „Der französische Gesandte war sehr alarmirt, weil er glaubte, der Kurfürst hätte sich bereits gegen die holländischen Gesandten erklärt; nachdem ihm aber das Gegentheil versichert worden, giebt er sich in etwas zufrieden, dagegen meint der holländische, daß man sich bereits milder gegen ihn erklärt, als man jetzt auslegt, und sind also beide nicht sehr zufrieden. St. Geran hat neulich bei der Conferenz angeboten, daß, wenn der Kurfürst sich wollte neutral erweisen, so wollte der König unter genugsamer Caution versprechen, daß im Clevischen Alles bis auf den letzten Kohlstrunk bezahlt, und jeder Schaden, der durch Feuer oder sonst geschehen möchte, auf dem Plage selbst baar bezahlt, die Insolentien, welche geschehen sollten, durch S. R. D. eigene Offiziere bestraft, und die kurfürstlichen Städte, sobald sie eingenommen, gleich wiedergegeben werden sollten. Würde es der Kurfürst dahin bringen, daß die Staaten jetzt die Plätze abtreten, so wollte der König das Land Cleve nicht berühren, und endlich, sobald Regis honori et gloriae aliquo modo satisfactum fuerit, S. R. D. den Frieden in die Hände geben, und für sich nicht das geringste Interesse prätendiren. Als Herr von Jena darauf antwortete, die Versprechungen wären gar zu groß, daß man sie kaum glauben konnte, replicirte er, seinem Könige wären sie nicht zu groß.“

Wer begreift da nicht, daß der Kurfürst anstehen mußte, auf welche Seite er sich wenden sollte. Von der einen nur Mißtrauen, Kargheit, ja Unbilligkeit, von der andern, anscheinlich wenigstens, wahrhaft königliche Gunst und unbedingtes Vertrauen.

Unterdessen war von Seiten Frankreichs und Englands der Krieg erklärt und begonnen worden (1672 April). Die französischen Heere, von denen das erste, unter des Königs oder vielmehr des Marschalls Turenne Führung, mehr als 50,000 Mann stark, fast ohne Hinderniß in das Gebiet der Generalstaaten einbrang, sicherten den glücklichen Erfolg des Feldzuges. Mit den Cölnischen und Münsterschen Truppen zählte die feindliche Macht gegen 200,000 wohlgeübte Soldaten. Dagegen vermochte die Republik nicht mehr als 20,000 Mann zu stellen, und wo waren die Feldherrn, welche einem Turenne, Condé und dem Marschall von Luxemburg die Spitze bieten konnten? Ueber die Sorge für das Seewesen war das Landheer, von welchem man seit dem Sinken des Hauses Habsburg keinen wesentlichen Gebrauch mehr ab sah, und dessen Pflege mit der republikanischen Richtung wenig übereinstimmte, vollkommen vernachlässigt; die zahlreichen Festungen im Clevischen und Cölnischen, welche die Republik von der Südoseite vertheidigen sollten, waren kaum mit dem Allernöthigsten versehen. Auch die Uebertreibung der freien Handelsprinzipien hatten eine nachtheilige Wirkung auf die Vertheidigung des Landes ausgeübt, da durch die

unverhinderte Ausfuhr der Kriegsartikel, von denen große Vorräthe vorhanden gewesen waren, Holland selbst in große Verlegenheit gerieth, während Alles zu wohlfeilen Preisen in die Hände der Feinde gekommen war. Ja es wurde sogar erzählt, daß ein Schiff mit Kriegsmaterial für die Franzosen, welches in Wesel angehalten worden war, den Freihandelsprinzipien zu Gefallen, wieder freien Paß erhalten habe.

Daher war es denn auch kein Wunder, wenn in kurzer Zeit fast sämmtliche Festungen, auf deren Schutz man bei der Erkenntniß von ihren Vertheidigungsmitteln sicher gehofft hatte, in unglaublich kurzer Zeit den Feinden in die Hände geriethen. In eben dem Maße als dies ganz unerwartet kam, ergriff auch alle Gemüther eine desto niederschmetternde Bestürzung. Wie immer ward die Schuld auf die Lenker des Staates geworfen, und dieses Mal nicht ohne einige Begründung, da ein für das Ganze verderblicher Irrthum ihre Sorglosigkeit veranlaßt hatte. Allein man begnügte sich nicht mit dieser Beschuldigung, sondern schrie laut über Absicht und Landesverrath, ein Ruf, in den auch der Parttheiß von Seiten der Anhänger Oranien's einstimmte. Man klagte de Witt an, die Lösung für seine Politik sei: „Lieber französisch als prinziglich.“ Diese Anklage war offenbar Verleumdung, denn Johann de Witt war ein aufrichtiger Patriot; auch that er, was nur unter so ungünstigen Umständen für die Vertheidigung des Landes geschehen konnte; allein es war zu spät.

Während dessen unterhandelte Frankreich bis tief in den Monat Juni hinein mit dem Kurfürsten um Beitritt zum Bunde, oder wenigstens um die feste Versicherung seiner Neutralität. Man forderte von ihm eine kategorische Antwort. Friedrich Wilhelms Lage war äußerst bedenklich. Sachsen und Dänemark, die beiden mächtigsten in der Sache theilhabenden Nachbarstaaten, hatten in sorglicher Erwägung für eigene Sicherheit zwar ihre guten Dienste zur Aufrechthaltung des Friedens in Deutschland angeboten, doch jede gewaffnete Theilnahme für die Republik Holland abgelehnt, weil Schweden eine ganz entschiedene Stellung zu Gunsten Frankreich's eingenommen hatte. Dieses nämlich versprach für eine jährliche Subsidienzahlung von 600,000 Thalern jeden Reichsfürsten anzugreifen, der im bevorstehenden Kriege den Generalstaaten Beistand leisten würde.

In dieser furchtbaren Noth, wo es sich um die ganze Existenz des Staates handelte, erinnerte sich das holländische Volk der Vorzeit und des Namens, der in der Geschichte seiner Befreiung unvergänglich lebte. „Oranien, Oranien,“ schallte es durch das Land, und die eifersüchtige republikanische Parthei war gestürzt. Wilhelm III., der letzte jenes Heldengeschlechtes, obchon erst 22 Jahr alt, schien allein noch retten zu können. Am 2. Juli fiel das ausschließende immerwährende Obdikt, am 5. ward Wilhelm, schon seit dem Beginn der Gefahr Generalscapitain von Seeland und Holland, auch noch zum Statthalter gewählt. Leider hieß es das Volk, welches nie Maß weder in Liebe noch im Haß kennt, nur für eine halbe Maßregel, den Prinzen zu erhöhen, es erschien auch unerlässlich, seine Feinde niederzuschlagen, um durch den Schrecken jeden Widerspruch

zu besettigen. Die beiden de Witt, welche mit so vielem Ruhm dem Vaterlande gedient hatten, wurden von dem Volke im wüthenden Aufstande zerrissen.

Sobald die oberste Macht in den Händen des Statthalters lag, ergriff dieser alle zu Gebote stehenden Mittel, um den Kurfürsten, auf dessen schleunige Hülfe er zur Zeit allein rechnen konnte, auf das Engste mit Holland zu verbinden. Schon am 3. Juli schrieb er an den Fürsten von Anhalt, den Unterhändler Friedrich Wilhelms in Wien: „Sie werden ohne Zweifel von dem furchtbaren Fortschritte Frankreichs sehr überrascht gewesen sein. In der That ist es eine unbegreifliche Sache; aber man muß darüber alle die vorhergegangenen einzelnen Umstände wissen, dann wird es uns nicht so überraschen, als es wohl sollte. Ich bitte Sie noch, den Kurfürsten in meinem Namen zu bitten, wie ich es schon durch einen Brief, den ich ihm geschrieben, gethan habe, seinen Marsch zu beschleunigen, um uns zu helfen, weil es keine andere Hülfe für uns giebt, als die seinige.“

Nun zögerte Friedrich Wilhelm auch nicht länger, sondern das Bündniß mit Holland, nach welchem er der Republik mit 20,000 Mann, von denen Holland die Hälfte zu besolden übernahm, Beistand leisten wollte, ward definitiv abgeschlossen. Ein Defensivtractat mit dem Kaiser war schon vorangegangen, und bald folgte ein allgemeiner zwischen dem Kaiser, dem Könige von Dänemark, dem Kurfürsten, Braunschweig-Celle und Wolfenbüttel und der Landgräfin von Hessen, für welchen man noch größere Ausdehnung hoffte.

Der Kurfürst griff die Sache mit seiner gewöhnlichen Energie an; überall wurden Werbungen angestellt und die Regimenter in marschfertigen Zustand versetzt. Zweckmäßige Befehle ergingen an alle Truppentheile. Alle Unordnungen, Alles was die strengste Disciplin stören konnte, wie z. B. Duelle, eine damals sehr gebräuchliche Unsitte in der Armee, wurde bei strengen Strafen verboten, eben so wie jedes Marodiren oder üble Behandlung derjenigen, welche den Truppen die nöthigen Lebensmittel zu liefern hatten. Schon zu Ende des Monats August stand er mit seiner ganzen Macht im Silbesheimischen, wo die Vereinigung mit dem kaiserlichen General Montecuculi stattfinden sollte.

Die Politik des kaiserlichen Hofes war damals durchaus trügerisch und schwankend. Fürst Lobkowitz, der vertraute Diener des schwachen Leopold, hatte sich von dem französischen Hofe gewinnen lassen und das Versprechen gegeben, den Holländern keinen Beistand zu leisten; allein selbst im Falle er sich durch dieses unpolitische Versprechen hätte binden lassen, so durfte er doch den Angriff auf Theile des deutschen Reiches nicht zugeben. Dies machte sich Leopold klar, und kam mit Friedrich Wilhelm überein, daß die früheren Friedensschlüsse aufrecht gehalten, und für die Freiheit der Republik der vereinigten Niederlande Sorge getragen werden sollte. Gleichwohl war der Kaiser für den Reichskrieg auf keine Weise zu bewegen, vielleicht, wie man meinte, um mit dieser elenden Ausflucht sich gegen den König von Frankreich, der nicht minder

der Kreuzbruch sagte, entschuldigen und sagen zu können, daß er nicht als Kaiser, sondern nur als Erzherzog von Oestreich an dem Kriege Theil nehme.

Wie dem auch immer war, die Vereinigung mit dem Kaiserlichen brachte den Kurfürsten in Bezug auf die allgemeine Sache mehr Nachtheil als Vortheil, denn Montecuculi, seinen Instruktionen gemäß, suchte jeden Angriffsplan zu vereiteln, und vor Allem den Uebergang über den Rhein zu verhindern. Ebenso unüberwindlich waren die Rheinischen Reichsstände. Der Kurfürst von Ertr lobte Friedrich Wilhelm und sein rühmliches Unternehmen für das Reich, verweigerte ihm aber den Uebergang bei Koblenz, weil er diese Gurgel den Franzosen abgeschlagen. Dasselbe erfuhr er von dem Kurfürsten von Mainz, welcher, wie sein Nachbar, vor der französischen Macht zitterte und ihm sogar ein Schreiben von Lotharwig zeigte, daß er den Uebergang nicht gestatten sollte, weil der Kaiser den Marsch seiner Truppen gegen seinen Willen, und nur, um den Fürsten von Anhalt los zu werden, gegeben hätte. Man wählte Friedrich Wilhelm einen dritten Ort, bei Rierstein, unweit Oppenheim, aber hier legte ihm der Kurfürst von der Pfalz alle nur mögliche Hindernisse in den Weg und Montecuculi weigerte sich geradezu, weiter mit ihm vorzugehen.

Unterdessen konnte Luxemburg mit der größten Bequemlichkeit den Rhein hinauf bis Trier marschiren und sich mit Gonde vornehmen. Natürlich waren die Holländer über diese Art den Krieg zu führen, welche nur unnütze Hin- und Herbewegungen zur Folge hatte, in hohem Maße unzuliebig, denn dies konnte ihnen wenig Erleichterung verschaffen; Friedrich Wilhelm jedoch hatte den größten Nachtheil davon, denn die Franzosen verfuhr nun auf das Feindseligste im Elsaß, nahmen den Comarthesen ihre Kirchen, und schrieben schwere Kriegessteuer im Lande aus.

Der Kurfürst, von Niemandem ernsthaft unterstützt, von vielen Seiten vernachlässigt, und deshalb äußerst mißvergnügt über den abfälligen verzeitelten Fortgang der Kriegsunternimmungen, ging nach Westphalen zurück, nachdem er in einigen glänzenden Gefechten mit münsterischen, kölnischen und französischen Truppen wenigstens die Ehre der brandenburgischen Waffen aufrecht gehalten hatte. Noch allen diesen Rückschlägen und Leiden wollte er, um seinen Truppen die nachdrückliche Scholung zu gewähren, hier Winterquartiere beziehen; da wurde ihm gemeldet, daß Luxemburg, nachdem er bedauerliche Verstärkungen an sich gezogen, wieder den Rhein hinabgegangen sei und bei Wesel den Uebergang über den Rhein bewerkstelligen wolle.

Jetzt war also Glevs von den Franzosen aufs Gefährlichste bedroht, während der Bischof von Münster mit Feuer und Schwert in der Grafschaft Mark so verderblich handte, daß selbst Montecuculi dem Kurfürsten zur Unterhandlung rief, was dieser aber mit Inwillen zurückwies. Auch hier war es der Einzige, welcher auf eine schnelle Entschcheidung mit den Waffen drang; denn Luxemburg, obgleich an Streitmacht überlegen, zog in ein verthanztes Lager und nahm die Schlacht, welche ihm Friedrich Wilhelm bei Gossel anbot, nicht an. Während

sich beide Theile gegenseitig beobachteten, machte ein Vicomte von Billeneuve Friedrich Wilhelm den Antrag, den Marschall Turenne zu vergiften. Natürlich wies dieser mit dem größten Unwillen einen so verbrecherischen Antrag zurück, und setzte seinen berühmten Gegner davon in Kenntniß, mit der Bemerkung, daß er den Frevler, sollte er in seine Hände gerathen, unverzüglich ausliefern würde (1673).

So hatte denn der Feldzug gegen die Franzosen ohne irgend eine bedeutendere Waffenthat geendet, freilich ganz gegen den Willen des Kurfürsten, der sich vergebens, Anfangs seine Verbündeten und später seine Gegner zum Schlagen zu bringen, bemüht hatte. Allein, wenn auch kein großer Ruhm durch diesen Feldzug gewonnen war, so hatte man wenigstens den Hauptzweck, nämlich die Rettung der Republik Holland, wesentlich gefördert; denn außer daß die Holländer durch den heldenmüthigen Entschluß, lieber einen Theil ihres Landes den Meereswellen, als das Ganze den Franzosen zu überlassen, die Kriegsoperationen für letztere wesentlich erschwert hatten, war ein großer Theil der feindlichen Truppen durch ihre Verbündeten nach dem Mittelrhein zu gehen gezwungen, und so ihre Macht getheilt worden. Diesen Augenblick freieren Aufathmens hatte der Prinz von Oranien mit solcher Umsicht und Schnellkraft zur raschen Entwicklung seiner Verteidigungsmaßregeln benutzt, daß er sogar schon einen Angriff auf Charleroi wagen konnte. Es war also den Holländern durch den Feldzug des Kurfürsten, (denn, was geschehen war, verdankten sie ihm allein,) ein wesentlicher Dienst geleistet worden, und außer dem berühmten Ruyster, der siegreich gegen die vereinte französische und englische Flotte gefochten, hatte keiner in diesem Feldzuge durch Muth und Kriegsgeschick sich rühmlicher ausgezeichnet, als Friedrich Wilhelm.

Allein die Holländer, denen er so treu die Hand geboten, und die er durch seine Tüchtigkeit in Stand gesetzt hatte, alles Verlorne bis auf Maastricht wieder zu nehmen, und sogar den Kurfürsten von Cöln aus seiner Hauptstadt zu verjagen, erkannten die großen ihnen geleisteten Dienste nicht mit der gebührenden Dankbarkeit an, da nicht einmal die Subsidiengelder richtig bezahlt wurden. Der Kurfürst selbst hatte jetzt bei weitem größere Verluste zu beklagen, als seine kurz zuvor dem Untergang geweihten Bundesgenossen, denn von seinen Clevischen Ländern waren nur noch die Städte Calcar, Lippstadt, Bielefeld, Herford und Minden von brandenburgischen Truppen besetzt. Ueberdies hatte sich die kaiserliche Armee bis auf 6000 Mann vermindert und Montecuculi den Oberbefehl niedergelegt. Unter diesen Umständen war es dem Kurfürsten nicht zu verdenken, wenn er einen Vergleich mit Frankreich herbeizuführen suchte.

Deffenungeachtet nahmen die Holländer diesen Schritt des Kurfürsten sehr übel auf, obgleich sich auch für sie dadurch eine Aussicht zu friedlicher Lösung des Streites bot. Damit war es ihnen aber nicht Ernst, denn als Ludwig XIV. in den Abschluß eines Waffenstillstandes willigte, und einen Botschafter mit den nöthigen Vollmachten nach Cöln senden wollte, suchten die Holländer den Kaiser



den Kurfürsten daran zu hindern. „Doch wenn man sie frägt; äußerte des Friedrich Wilhelms Vertrauter, Schwerin, wie sie uns zu unsern abgenommenen Ländern verhelfen oder schützen wollen, so ist *altum silentium*.“

Daher glaubte der Kurfürst keine fernere Rücksicht mehr auf die egoistischen Wünsche der Generalstaaten nehmen zu dürfen, und suchte eine ernstliche Aussöhnung mit Frankreich. Schon längst hatte Schweden seine Vermittelung angeboten, mit dem Vorgeben, nur für die Erhaltung des Friedens in Deutschland besorgt zu sein; doch nicht mit Unrecht setzte Friedrich Wilhelm kein großes Vertrauen in die Aufrichtigkeit dieser Macht, weil sie ihrer engen Verbindung mit Frankreich wegen nicht parteilos dastand, sondern bediente sich lieber der Dienste, des Pfalzgrafen von Neuburg, auf dessen Ehrlichkeit er sich verlassen zu können glaubte. Bald war die Unterhandlung auch so weit gediehen, daß der Geheimrath von Meinders als kurfürstlicher Bevollmächtigter in dem französischen Hauptquartier erschien und dort sehr gut aufgenommen wurde. Durch das geschickte Benehmen dieses Diplomaten kam nach einigen Wochen der Friede von Boffem zu Stande, in welchem sich der Kurfürst verpflichtete, den Staaten keine Hilfe mehr zu leisten, und zur Sicherheit der französischen Armee ein Corps an der Weser aufzustellen. Dagegen räumten die Franzosen alle Orte bis auf Wesel und Rees, welche unter der Bürgschaft des Pfalzgrafen von Neuburg nach dem Frieden mit Holland zurückgegeben werden sollten; jedoch behielt sich der Kurfürst freie Hand vor, wenn wider das Reich etwas unternommen würde (1673 Juni). In einem Separatartikel versprach der König den Kurfürsten in seinen Erbschaftsrechten, d. h. also in seinen eventuellen Anrechten an Jülich, zu unterstützen, so wie die Zahlung einer Summe von 800,000 Livres, wovon auf Abschlag sogleich nach der Auswechselung der Friedensinstrumente 300,000 gezahlt werden sollten.

Daß Friedrich Wilhelm nicht nur aus egoistischer Berücksichtigung seines eigenen Vortheils, sondern mit vollem Rechte, um sich gegen die Treulosigkeit Anderer zu wahren, den Separatfrieden abschloß, bezeugen die Berichte seines Gesandten aus Regensburg, über die gegen ihn dort herrschende Gesinnung. „Man sagt, lautet sein Bericht, Mancher wolle zu Wien den Frieden nicht bestärken, sondern das Wesen in *statu quo* nach Möglichkeit erhalten, um den Spaniern einige wichtige, den Holländern gehörige Städte in die Hände zu spielen, und Frankreich auf diese Weise zu schwächen. Ob der Potentat (Friedrich Wilhelm), dessen man sich bisher bedient, dadurch in Schaden, Unkosten, und dessen Lande in Verderben gesetzt werden, das hält man für keinen Verlust. — Ja man hört, daß Manchem lieb ist, daß der Kurfürst eine Stadt nach der andern verliert; daher muß man mit Gottes Hilfe solche Mittel ergreifen, daß wir unsere Länder Andern zu Liebe nicht einbüßen, den dubiis et invidis amicis zeigen, daß man die Griffe gemerkt, und sie dann urtheilen lassen, was sie wollen.“

Diesem Rathe gemäß handelte Friedrich, und daran that er wohl. Hatte man doch ganz öffentlich von einflussreichen Leuten folgende Worte gehört: „Es wäre nicht gut, daß man die Kurfürsten zu Brandenburg mehr wachsen lasse, es sei gut, daß der Kurfürst gedemüthigt werde.“ Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß außer der Hinterlist des Verfahrens vom Standpunkt des österreichischen Patriotismus solche Wünsche gehegt und gefördert werden durften, so ist doch nicht einzusehen, warum, während der Kaiser hinterwärts seinen Generalen den Befehl gab, zum Schaben der Reichsangelegenheiten und Hollands jede ernstliche Theilnahme zu verweigern, der Kurfürst nicht offen und ehrlich mit den Franzosen einen Frieden zum Schutze seiner treulos preisgegebenen Provinzen schließen sollte, zumal da ihm durch jene geheimen Befehle jede Aussicht auf erfolgreiche Wendung der Kriegsangelegenheiten genommen war.

Nichtsdestoweniger blieb Friedrich Wilhelm auch noch nach dem Frieden von Boffem gerüstet, weil er einestheils wohl wußte, daß der Unbewaffnete unter Bewaffneten weder etwas gelte noch sicher sei, und andererseits auch fest entschlossen war, wie es in dem Frieden ausbedungen, im Falle einer Vereinträchtigung des Reiches selbst nachdrücklich mitzuwirken. Seine ganze Anstrengung ging dahin, einen allgemeinen Frieden unter den streitenden Parteien zu vermitteln, was für ihn in diesem Augenblick um so wichtiger schien, da der König Michael von Polen gestorben war, und deshalb von dieser Macht her neue Bewegungen zu fürchten standen. Deshalb erneuerte er ein älteres Bündniß mit Schweden auf zehn Jahre, kraft dessen beide Mächte sich gegenseitige Vertheidigung versprachen, so wie auch nach Kräften auf den Abschluß eines allgemeinen Friedens hinzuwirken. Beide behielten sich jedoch, im Falle das Friedenswerk nicht gelänge, das Recht vor, am Kriege Theil zu nehmen, doch sollte vorher ein Jeder seine Absichten dem Andern mittheilen. Hierdurch sicherte sich Friedrich Wilhelm wenigstens gegen jede gefährliche Ueberraschung.

Daum hatte sich der Kurfürst ernstlich vom Schauplatz der Waffenthaten zurückgezogen, so wurde er der Gegenstand der Unterhandlung und Verwerbung von allen Seiten, denn man hatte seine Thatkraft kennen gelernt, und Jeder fürchtete ihn zum Feinde zu haben. Besonders waren die Diplomaten Frankreichs, Hollands und des Kaisers am Berliner Hofe thätig. Von den Generalstaaten forderte er vor Allem die Entrichtung der rückständigen Subsidien, was diese jedoch auf günstigere Zeiten verschoben. Dem Kaiser antwortete er, daß Brandenburg ohne Subsidien keine Truppen stellen könnte; auch brachte er seine Ansprüche auf Jägerndorf in Erinnerung, und verwendete sich für die in den kaiserlichen Gebieten unterdrückten Protestanten. Am Meisten konnte er von den Franzosen erwarten. Diese waren durch Funters Erfolge zur See, und durch den von dem Parlamente erzwungenen Rücktritt Karls II., von dem in England unpopulären Bündniß gegen das protestantische Holland, so wie durch die Fortschritte des Prinzen von Oranien, der sich Bonns bemächtigt hatte, in ziemlich bedeutende Verlegenheit getathen. Sie boten ihm auch wirklich für

12,000 Mann, deren Gold sie tragen wollten, die Rückgabe der Festungen Wesel und Nees an; doch wies er die Stelle eines Kurfürsten von Cöln und Bischöfs von Münster mit Abscheu von sich, mit dem Bemerkten, er wünsche nicht den Krieg, sondern vielmehr einen allgemeinen und allerseits ehrlich gemeinten Frieden. Außerdem hatte er mit Abscheu vernommen, mit welcher barbarischen Härte die französischen Truppen die Länder des Kurfürsten von der Pfalz vernichteten.

Diese grausamen Verletzungen des Reichsgebietes hatten endlich den Reichstag zu Regensburg zu einer Kriegserklärung vermocht, was denn auch dem Kurfürsten die erwünschte Gelegenheit zur neuen Theilnahme am Kriege gab, und war unter günstigeren Verhältnissen als früher (1674 März). Die dazwischen liegende Zeit friedlichen Vernehmens hatte übrigens große Vortheile gebracht, denn auch die bisher noch zurückgehaltenen Plätze Wesel, Nees und Schenkenschanz waren ihm von den Franzosen übergeben worden, damit sie nicht den Holländern in die Hände fallen sollten. Mit großer Freude nahm Friedrich Wilhelm Besitz von diesen so sehnlich erwünschten Festungen, und setzte sie unverzüglich in guten Vertheidigungszustand.

Der Kurfürst begnügte sich nicht mit der Theilnahme am Kriege als Reichsmittglied, sondern eifersüchtig auf die schon von ihm errungene europäische Stellung handelte er stets, wo es sich nur thun ließ, als souveräner Machthaber. Von kaiserlicher Seite sah man es nicht einmal sehr gern, daß er in den Bund der europäischen Mächte eintrat, weil sein emporstrebender Geist Besorgniß erregte, und überdies unbequeme Forderungen von ihm erwartet wurden; doch erschien er für den Fortgang des Krieges allerseits zu wichtig, um ihn unberücksichtigt zu lassen.

Bei den Unterhandlungen ging wirklich Friedrich Wilhelm auf den stets streitigen Punkt mit Jägerndorf zurück, freilich mehr um für die Zukunft die Ansprüche seines Hauses zu wahren, als daß er für den Augenblick auf wirkliche Berücksichtigung gehofft hätte. Nach langen Verhandlungen kam den 1. Juli 1674 zu Cöln an der Spree ein Schutz- und Trugbündniß mit dem Kaiser, dem Könige von Spanien und der Republik Holland zu Stande, zufolge dessen Friedrich Wilhelm die Ausrüstung und den Oberbefehl eines Heeres von 16,000 Mann (8000 Reiter, 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Dragoner) übernahm, von denen die Hälfte Spanien und Holland nach den im Jahre 1672 festgesetzten Bedingungen zu besolden versprochen, wogegen sich beide Staaten verpflichteten, dem Kurfürsten zu Wasser und zu Lande beizustehen, und ihn gegen jeden Feind zu schützen. Da der Kurfürst das Heer in Person befehligte, so ernannte er den Fürsten Johann Georg von Anhalt zum Statthalter der Mark mit der Instruktion, daß er die Garnisonen der Festungen und alle zum Kriegswesen nöthigen Dinge sorgfältig beachten, vornehmlich aber dahin sehen sollte, daß die Contributionsgelder zu ihrem bestimmten Zwecke richtig verwendet würden.

Während der Waffenruhe zwischen Frankreich und dem Kurfürsten war auch die polnische Thronangelegenheit entschieden worden. Zwei Parteien, die

österreichische und die französische, hatten sich bei der Bewerbung schroff entgegen gestanden; erstere für den Herzog Karl von Lothringen, letztere für den Prinzen Condé. Doch wie es so oft kommt, wenn zwei mächtige Bewerber einander gegenüber treten, so auch hier, es ward zur Ausgleichung ein Dritter erwähnt, nämlich der Kron-Groß-Feldherr Johann Sobieski, der durch seinen glorreichen Sieg über die Osmanen und Tataren bei Choczim die Augen des Volkes auf sich gelenkt hatte. Die Wahl hatte im Ganzen den Beifall des Kurfürsten, und da der neue König auch mit Frankreich befreundet war, deshalb auch Störung des bisher guten Vernehmens nicht zu fürchten stand: so suchte er dasselbe durch das Versprechen von zwölf Compagnien gut gerüsteten Dragonern zum Kriege gegen die Türken zu erhalten. Dieser Schritt brachte den erwünschten Erfolg, und Friedrich Wilhelm war nun von dieser Seite her während des Krieges mit Frankreich ziemlich sicher gestellt. Von Schweden glaubte man ebenfalls fürs Erste wenig besorgen zu dürfen, da diese Macht durchaus nicht zum Kriege vorbereitet war und der holländische Gesandte unumwunden äußerte, daß die Staaten mit ihrer ganzen Macht aufstehen würden, sobald Schweden einen Angriff auf den Kurfürsten wagte.

Uebrigens hatte Friedrich Wilhelm schon vor dem Abschlusse des Bündnisses mit dem Kaiser, Spanien und den Generalstaaten, Christoph von Brand als Gesandten nach Stockholm geschickt, mit der Anzeige, daß er den Kurfürsten von der Pfalz und das gemeinsame deutsche Vaterland gegen die Franzosen unterstützen würde; das Reich sei angegriffen worden, und daher stehe es ihm nach dem in dem Frieden von Westphalen eingefügten Vorbehalte frei, die Waffen zu ergreifen. Als aber Friedrich Wilhelm im Begriff war, mit 20,000 Mann aufzubrechen, bat ihn der schwedische Gesandte nochmals, sich ja nicht zu übereilen, und lieber wie Schweden, für Behauptung der Neutralität, d. h. ohne etwas zu thun, Subsidien zu nehmen. Der Kurfürst dagegen erwiederte, sein Entschluß sei ernst und fest. Gegen das Ende des Monats August ging er über Magdeburg zum Heere ab. Auch in diesem Feldzuge ward von den Verbündeten wenig Uebereinstimmung und Kraft gezeigt, wenn man den Prinzen von Oranien ausnimmt, welcher jedoch seinem berühmten Gegner Condé bei Senef unterlag (1674), und daher selbst der Unterstützung bedurfte. Zwar wurde nach dem Sturze des von Frankreich gewonnenen Fürsten von Lobkowitz die Theilnahme von Seiten Oesterreichs etwas lebhafter, doch der kaiserliche Feldherr Bournonville war dem Marschall Lurenne nicht gewachsen. Ohne den Kurfürsten abzuwarten, trat er diesem bei Ensisheim entgegen und ward geschlagen (1674 October). Nichtsdestoweniger erhielt das Heer der Verbündeten, nachdem die brandenburgischen Truppen zu ihm gestoßen waren, das Uebergewicht. Zwei hitzige Gefechte wurden bei Mühlhausen und Colmar geliefert, in welchem die Franzosen trotz der ausgezeichneten Leitung ihres großen Feldherrn bedeutenden Verlust erlitten, allein nur Friedrich Wilhelm meinte es ernstlich, und überall, wo es sich um schnelles Ergreifen des günstigen Augenblicks handelte,

sah er sich von seinen Bundesgenossen verlassen. Dasselbe erfuhr er in Bezug auf die Verpflegung; denn, als die Bundesgenossen im Ober-Elfaß die Winterquartiere bezogen, wurden den brandenburgischen Truppen die vom Kriege am meisten heimgesuchten und ausgefogenen Gegenden überwiesen, was natürlich verderblich auf die Mannszucht wirken mußte. Der umsichtige Turenne suchte aus diesen für ihn günstigen Verhältnissen den möglichst größten Vortheil zu ziehen. Durch 10,000 Mann von dem Heere Condés verstärkt, scheuchte er die Kaiserlichen aus ihrer Winterruhe auf. Nichtsdestoweniger fielen auch jetzt noch die Kriegereignisse für das deutsche Heer nicht ungünstig aus. Zwar wurden die Kaiserlichen bei Mühlhausen zersprengt, doch als Turenne den Versuch wagte, es ebenso mit dem Kurfürsten zu machen, der bei Colmar stand, entspann sich die hartnäckige Schlacht von Türtheim, in welcher die Franzosen einen größeren Verlust erlitten als ihr Gegner. Troz dem zog Bournonville dennoch wenige Tage nachher zum großen Verdruß über den Rhein zurück (10. Januar). Nicht nur Friedrich Wilhelm allein, sondern sogar die eigenen Unterfeldherren waren so über das Benehmen ihres Befehlshabers entrüstet, daß sie ferner nicht mehr unter ihm dienen wollten. Er verlor auch wirklich in Folge einer Unteruchung den Oberbefehl.

Der Verdruß über die schimpfliche Wendung der Kriegereignisse wurde noch durch manche andere Unfälle wesentlich erhöht. Ein schwerer Kummer traf Friedrich Wilhelm durch den Tod seines ältesten Sohnes Emil, eines jungen hoffnungsvollen Prinzen, welcher des Vaters Ebenbild zu werden versprochen hatte (1674 den 7. December).

Nicht minder schwer lastete auf ihm die Sorge für seine pommerischen und märkischen Besitzungen. Es hatte dem Kurfürsten wenig geholfen, daß sein Gesandter die Theilnahme an dem Reichskriege nach dem Wortfinn des Vertrages von Boffem rechtfertigte; der französische Hof drohte den Schweden die seit so langer Zeit gezahlten Subsidien zu entziehen, wenn sie nicht ihrer Verpflichtung gemäß den Kurfürsten in seinem Gebiete angriffen. Wie ungern sich Schweden zu diesem Schritte entschloß, bezeugt schon der Umstand, daß der Gesandte Wangelin den Kurfürsten in der Hoffnung, ihn von seinem Entschluß abzulenken, bis an den Rhein begleitete. Eigenhändig schrieb auch noch der König an Friedrich Wilhelm, doch ebenfalls ohne Erfolg. Nun mußte er sein Heer in Bewegung setzen, da die Franzosen Thaten, nicht Worte verlangten; sowohl von Pommern als von Bremen durch Mecklenburg nahen sich die schwedischen Truppen den Grenzen der Mark. Den Oberbefehl führte Feldmarschall Wrangel, durch seine Thaten in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges bekannt. Schon am 1. Januar 1675 kündigte der schwedische Oberfeldherr an, er sähe sich aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, seine Truppen in der Mark Winterquartiere nehmen zu lassen, ohne daß dies als Kriegserklärung gelten sollte; doch die Franzosen wollten keinen Thaler mehr zahlen, wenn die Feindseligkeiten nicht wirklich

eröffnet würden. So begannen denn diese endlich, und am 19. Januar verließ der brandenburgische Gesandte die schwedische Hauptstadt.

Der Kurfürst, wie immer gefaßt und ruhig, zeigte bei der Nachricht von dem Einfall der Schweden weder Kummer noch Besorgniß, sondern äußerte fast scherzhaft zu seiner Umgebung, daß er diesen Friedensbruch der Nachbarn als eine gute Gelegenheit zur Ausübung seiner alten Rechte auf Pommern ansehe. Um jedoch das Land vor Plünderung und größeren Kriegsschäden zu bewahren, verbot er jeden offenen Widerstand, da der Statthalter des Landes zu erfolgreichem Kampfe nicht die hinreichenden Mittel besaß. So lange der Feldmarschall an der Spitze der Schweden stand, wurde die Mark mit Menschlichkeit behandelt, und man begnügte sich mit Erhebung von Kriegssteuern und der Lieferung der nöthigen Lebensmittel. Nur an wenigen Orten kam es zu wirklicher Gewaltthat. Allein der menschenfreundliche Feldherr wurde krank, und nun übernahm der General-Lieutenant Wrangel das Commando, der weder die ehrenwerthe Gesinnung seines Bruders noch hinreichendes Ansehen besaß, um den frevelhaften Bedrückungen zu wehren. Fast alle Mannszucht löste sich bei den Schweden auf, und ein wilder Parteigängerkrieg begann, zwar verderblich für das platte Land, aus welchem der Statthalter fast alle Lebensmittel in die festen Städte hatte bringen lassen, aber ehrenvoll, denn nicht nur die einzelnen brandenburgischen Truppen-Abtheilungen schlugen sich brav, sondern auch die Bauern rotteten sich unter Anführung alter Offiziere zusammen mit Fahnen von weißer Leinwand an schwarzen Stangen und einem rothen Adler, auf denen die treugemeinten Worte standen:

• Wir sind Bauern von geringem Gut,  
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut. •

Friedrich Wilhelms Lage wurde noch bedenklicher durch die Stellung Polens. Er hatte sich zwar die Gunst des Königs Johann Sobieski durch die Absendung von zwölf Compagnien für den Türkenkrieg erworben, allein eben dieser Umstand führte auch Mißstimmungen herbei, weil der kurfürstliche Gesandte Hoverbeck bei dem gänzlichen Mangel an Vertheidigungsmitteln in den brandenburgischen Landen um ihre Entlassung aus dem polnischen Dienste bat. Daher fanden die bringenden Bewerbungen des französischen Cabinettes, von wo aus man dem Könige für den Bruch mit Brandenburg Subsidien bis zu dem Belauf von 400,000 Thalern und Beistand zur Wiedererwerbung Preußens bot. An Beschwerden und Klagepunkten fehlte es nicht, denn man warf dem Kurfürsten vor, daß er durch Kalcksteins Entführung, die Besetzung von Draheim und das harte Verfahren gegen die Stadt Königsberg die bestehenden Verträge verlegt habe. Ueberhaupt sei das Herzogthum nur durch bestochene Senatoren unter den vorigen Regierungen an Brandenburg gekommen, und der Kurfürst verwirke jedenfalls sein Recht daran, sobald er dasselbe in anderer Weise als es ihm überlassen worden, behandeln wolle. Ja am 11. Juni, in dem Augenblick, wo Friedrich Wilhelm mit seinen Truppen noch im Herzen von Franken stand, schloß Johann mit

Friedrich ein geheimes Bündniß ab, kraft dessen Jener um den Preis des Herzogthums sich gegen Brandenburg erklären wollte, sobald der Friede mit der Pforte geschlossen wäre (11. Juni 1675).

Sechs Tage vor diesem Ereigniß war Friedrich Wilhelm mit seinem Heere, welches er in dreimonatlicher Ruhe erfrischt, und durch Werbungen wieder auf 15,000 Mann verstärkt hatte, von Schweinfurt aufgebrochen, und über den Thüringer Wald nach Magdeburg in Eilmärschen vorgerückt. Es war die höchste Zeit, daß der Landesherr seinen bedrängten Unterthanen zu Hülfe kam, denn die Zügellosigkeit der Schweden hatte den höchsten Grad erreicht. Sie plünderten die Dörfer, verwüsteten die Saaten, trieben das Vieh weg, erpreßten von den Einwohnern ihre letzte Habe durch die ausgefuchtesten Martern, indem sie ihnen die Köpfe mit Stricken umschnürten, bis die Augen herausquollen, andere bis an den Hals in die Erde gruben, und sogar Frauen mit den Brüsten an die Thüren nagelten. Selbst Kirchen und Friedhöfe blieben nicht verschont. Dies Alles war dem französischen Gesandten noch nicht genug, sondern er verlangte, daß man auf eben die Weise wie in der Pfalz auch in Brandenburg durch Mord und Brand die Unterwerfung erzwingen sollte. Dagegen erklärte sich aber der kranke Feldmarschall, und verwies seinem Bruder die schon begangenen Thaten, welche den Namen des schwebischen Volkes schändeten. Empört über die grenzenlosen Gräuelt thaten hatten sich Truppen und Aufgebot zu nachdrücklichem Widerstande vorbereitet, denn die Nachricht, daß 8000 Defreicher von Schlessien aus Beistand leisten wollten, stößte neuen Muth ein; da erschien plötzlich und ungeahnt vollständige Hülfe, nicht von fremder Hand, sondern durch den Fürsten selbst und seine tapferen brandenburgischen Scharen.

Von Staßfurt aus, vier Meilen von Magdeburg, hatte er einen Fasttag für alle seine Unterthanen ausschreiben lassen. Der von ihm zur Predigt ausgewählte Text lautete: „Über der Herr ist bei mir, wie ein starker Held, daher werden meine Verfolger fallen und nicht obliegen, sondern sollen zu Schanden werden“ (20. Juni). Am folgenden Tage marschirte er nach Magdeburg; aber damit sich die Nachricht von seiner Ankunft nicht verbreitete, sondern die Wirksamkeit jedes Schlages durch die Ueberraschung verdoppelte, ließ er die Thore schließen und die Communication mit den Schweden hindern, welche sich auf die dunkle Nachricht von dem Herannahen des Kurfürsten auf dem rechten Havelufer gegen Havelberg zurückbewegten. Den 22. gönnte er den Truppen, um die volle Kraft zum bevorstehenden Kampfe zu erhalten, einen Fasttag. Am folgenden Morgen brach er mit seinem kleinen Heere, welches unter ihm die Generale Derfflinger, Görzke, Lütke und der Landgraf von Hessen-Homburg befehligten, auf, erreichte aber trotz aller Eile bei den durch Regengüsse grundlos gewordenen, damals überhaupt in der Mark noch sehr schlechten Wegen, die von den Schweden noch stark besetzte, mit Ringmauern versehene Stadt Rathes noch später als er erwartet hatte.

Rathenow liegt auf einer Insel der Havel, die nach Süden in zwei Armen fließt; die brandenburgischen Truppen mußten sich daher zweier Brücken bemächtigen. Einige Abtheilungen gingen auf Bötten über den äußern Arm gegen die Brücke des Hauptthores, während der Marschall Derfflinger in der Nacht vom 24. zum 25. in echter Parteigängerweise des dreißigjährigen Krieges mit wenigen Dragonern am äußeren Thore der südlichen Seite als schwedischer Offizier den Einlaß forderte, und unter der Täuschung des Dämmerlichtes den feindlichen Posten überwältigte. In ähnlicher Art drang er über den zweiten Arm und hielt nun den Eingang in die Stadt für den Kurfürsten offen.

Die Besatzung Rathenows, ein ganzes Regiment Dragoner, ward vernichtet, der Befehlshaber desselben, Oberst Wangelin, nebst den hauptsächlichsten Offizieren gefangen. Durch diese glänzende Waffenthat erhielt der Feind die erste sichere Kunde von der Ankunft Friedrich Wilhelms. Ersterer sah sich, weil seine Streitkräfte längs der Havel, wegen der schwierigen Versorgung in großer Ausdehnung weit von einander lagen, in gefährlicher Weise bedroht. Der Kurfürst säumte auch keinen Augenblick, den errungenen Vortheil zur Vernichtung dieses Theiles seiner Truppen zu benutzen. Die Nacht vom 27. zum 28. brachte er in Rauen zu, wo er Tages zuvor dem Feinde auf seiner Flucht einen nicht unbedeutenden Verlust beigebracht hatte.

Am frühen Morgen des 28. Juni erhielt der Prinz von Homburg, General der Kavallerie, dem auf seine Bitte die Führung des Vortrabs bewilligt worden war, den Befehl, den Feind weiter zu verfolgen, und kurze Zeit darauf setzte sich der Kurfürst selbst mit der Hauptmacht in Bewegung. Die Straße, welche man zog, bot die deutlichsten Spuren, in welcher Verwirrung der Feind seinen Rückzug bewerkstelligte, denn Waffen und Geräthschaften aller Art fanden sich in reichlicher Fülle. Bald erhielt man Nachricht vom Prinzen, daß er die Schweden erreicht habe, und diese sich in keiner vortheilhaften Stellung befänden. Er bat um Erlaubniß, mit dem Vortrab den Kampf zu versuchen, um den Feind bis zur Ankunft der Hauptmacht aufzuhalten. Während der Zeit hatte er schon das Gefecht begonnen, und konnte daher den Befehl, sich in kein Treffen einzulassen, sondern vielmehr auf das Hauptheer zurückzugehen, nicht ohne Gefahr ausführen. Als der Kurfürst durch Gilboten hiervon benachrichtigt wurde, hielt er sofort Kriegsrath, und entschied sich in Folge desselben für eine Schlacht, gegen die Ansicht des Feldmarschalls Derfflinger, welcher vorschlug, theils durch das Heer, theils durch das bewaffnete Aufgebot alle Pässe zu besetzen, damit ohne blutiges Wagespiel einer Feldschlacht die feindlichen Truppen vernichtet oder zur Capitulation gezwungen werden könnten. Als jedoch der Beschluß seines Herrern feststand, zeigte er die größte Bereitwilligkeit zur Ausführung desselben.

Die Streitkräfte des brandenburgischen Heeres beliefen sich auf 5600 Mann Reiter, nebst 13 Geschützen, wogegen das an diesem Tage vereinigte schwedische Heer 4000 Pferde, 7000 Mann zu Fuß und 38 Geschütze zählte; eine Uebermacht, welche des umsichtigen Feldmarschalls Rath sehr wohl begründete. Die



Aufzuglinie der Schweden ging über Linum nach Fehrbellin auf einem ziemlich schmalen von Brüchen und Buschwerk eingeschlossenen Terrain. Die Schweden hatten beim ersten Angriff des Prinzen südöstlich von Linum hinter dem sogenannten Landwehrgraben Posten gefaßt, bis die vom Kurfürsten zu Hülfе gesendeten Dragoner, welche damals auch auf den Dienst zu Fuß geübt waren, an dem Kampfe Theil nahmen. Da zog sich Wrangel hinter das Dorf Linum zurück, und stellte sich hier zwischen demselben und dem Dorfe Hakenberg, mit dem linken Flügel an das Rhinmoor, und mit dem rechten an die sogenannten Dachtower Eichen gelehnt, auf, ohne die letzteren durch Infanterie zu besetzen und sich vor Umgehung zu sichern. Diesen Fehler benutzte mit Umsicht der Prinz von Homburg und ging mit dem größeren Theile des Vortrabs durch das Gehölz, während die übrigen Truppen den geraden Weg gegen die schwedische Front verfolgten. Ehe noch der Prinz seine Bewegung ausgeführt hatte, veränderte Wrangel von Neuem seine Stellung und zog sich bis Hakenberg zurück.

Hier endlich entspann sich ein regelmäßiger Kampf. Friedrich Wilhelm hatte südöstlich von dem Dorfe einige Geschütze, von den Derflingerschen und Bombdorffschen Dragonern gedeckt, an einem passenden Orte aufgestellt. Die Dragoner waren abgeseßen und schossen auf die Schweden aus dem anstoßenden Gehölz. Zu ihnen stießen noch die Leibtrabanten und das Regiment des Fürsten Anhalt, wodurch natürlich die rechte Flanke der Schweden auf das Aeußerste bedroht wurde.

Alle diese Bewegungen der Brandenburger waren bisher durch einen dichten Nebel den Augen des Feindes verdeckt worden. Als sich dieser endlich lichte, begann auch das schwedische Geschützfeuer mit einiger Wirksamkeit. Jetzt verstärkte Wrangel von der Mitte aus seinen bedrohten rechten Flügel, und ließ sodann das 1200 Mann starke Infanterie-Regiment des Generals Dalwig gegen die Geschütze vorrücken. Dieser Angriff, von der schwedischen Reiterei unterstützt, hatte einen so entschiedenen Erfolg, daß sowohl die Leibtrabanten als die Reiter des Regiments Anhalt in völliger Auflösung das Schlachtfeld verließen. Kaum konnte der Kurfürst selbst, der ihnen begegnete, sie wieder ordnen und gegen den Feind führen.

Mit der musterhaftesten Ausdauer dagegen hatten unterdessen die Dragoner gekämpft. Als die beiden Regimenter flohen, riefen sie ihnen nach, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Ihre Tapferkeit ward durch Erfolg belohnt. Als sie kaum noch Widerstand zu leisten vermochten, erhielten sie durch den Prinzen von Homburg Unterstützung. Auch der Kurfürst selbst erschien jetzt auf dem Kampfplatze; überhaupt entbrannte von diesem Augenblicke an die Schlacht in ihrer ganzen Wuth, da erst jetzt die vollen Massen gegen einander sich entwickelten. Bisher hatten die brandenburgischen Truppen, wie sie regimentweise vom Marsche angelangt waren, in eben dem Maße an dem Kampfe Theil genommen.

Die Schweden, welche wohl einsahen, daß von der Eroberung der Geschütze das Schicksal des Tages abhing, verdoppelten die Hestigkeit ihres Angriffes auf dieselben. In diesem verhängnißvollen Augenblick, wo sich der Kurfürst persönlich im dichtesten Kampfgewühl befand, bemerkte sein Stallmeister von Froben, daß die Feinde unablässig auf den Schimmel zielten, welchen der Fürst ritt. Unter dem Vorwande, das Thier scheute, beredete er seinen Herrn zum Tausche, und kaum war dieser Tausch geschehen, so wurden Reiter und Ross von einer Kanonenkugel zerschmettert. Um dieselbe Zeit weichte ein anderer treuer Diener des Kurfürsten auf eine nicht minder heldenmüthige Weise sein Leben dem Vaterlande. Als nämlich die Schweden mit erneuter Wuth gegen die Geschütze vordrangen, befahl Friedrich Wilhelm dem Obersten von Mörner, sie mit allen seinen Kräften zurückzuwerfen. Mit den Worten: „Eher will ich sterben, als dem Feinde die Geschütze überlassen“, stürzte der treue Diener in die dichtesten Reihen desselben und ward sofort von feindlichen Kugeln durchbohrt. Auch andere Truppenabtheilungen verloren ihre Offiziere. Da sprengte der Kurfürst selbst zu den Verlassenen heran, und führte sie mit den Worten: „Ich, Euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen oder ritterlich zugleich mit Euch sterben“, gegen den mit Uebermacht heranstürmenden rechten Flügel der Feinde. Dies heldenmüthige Beispiel entflammete die Seinigen zur höchsten Begeisterung; sie fochten mit unglaublicher Kühnheit und Ausdauer. Der Kurfürst selbst ward in dem wogenden Schlachtgewühl von feindlichen Schaaren umringt; jedoch neun seiner tapferen Reiter stürzten sich mit Pfeileschnelle auf die Gegner, und hieben ihn aus ihrer Mitte heraus. Von nun ab vermochte die Taktik nichts mehr; nur größere Ausdauer und Hingebung konnte den Sieg erringen. Er neigte sich endlich auf die Seite Brandenburgs; den Schweden blieb nur Flucht oder Vernichtung. Gänzlich geschlagen jagte die feindliche Reiterei in fast gänzlicher Auflösung über das Feld dahin, und gab ihr tapferes Fußvolk dem Verderben Preis. Von dem oben genannten Regimente Dalwig, welches zuerst die brandenburgischen Geschütze so hart bedroht hatte, blieben 60 bis 70 Gefangene übrig, nur etwa 20 Mann retteten sich aus dem mörderischen Kampfe. Trotz des harten Verlustes und des natürlich damit verbundenen moralischen Eindruckes löste sich das schwedische Heer nicht in wilder Flucht auf, sondern ging in geordnetem Zuge durch Fehrbellin zurück.

Um diese Zeit war der Rebel, welcher Anfangs die Schlacht eingehüllt, ganz und gar gewichen. Man sah, wie die schwedische Reiterei zwischen den geschlossenen Haufen des Fußvolkes zu neuer Aufstellung Schutz suchte. Da schmetterten die Geschütze, deren Mannschaft seit dem Beginn der Schlacht eine so rühmliche Thätigkeit entwickelt hatte, von Neuem Tod und Verderben in die feindlichen Reihen. Nichtsdestoweniger wurden die eben noch siegreichen brandenburgischen Reiter, welche die Verwirrung des Feindes vollenden sollten, von diesem kräftig zurückgewiesen, ein Zeichen, über wie tapfere Truppen der Kurfürst in dieser denkwürdigen Schlacht obgesiegt hatte.

Umgefahr um Mittag waren die Schweden auf ihrem Rückzuge in die Mauern der Stadt aufgenommen, als ein frisches Reiterregiment aus Berlin auf dem Schlachtfelde anlangte, und zugleich die Meldung kam, daß in der Nähe des Hauptquartiers sich etwa 2000 bis 2500 Mann brandenburgischen Fußvolks befänden. Im Vertrauen auf diese Verstärkung rieth Derfflinger, die Stadt selbst sofort anzugreifen, worauf ihm der Kurfürst an die bekannte Regel, daß man dem Feinde eine goldene Brücke bauen müsse, erinnerte. Einen andern Rath, durch Beschiesung der Stadt den Feind zu vernichten, wies er mit den Worten: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern es zu retten“, unwillig zurück.

Am 29. früh, als der Angriff auf die Schweden erneuert werden sollte, da man wegen der unerhörten Anstrengungen den Truppen einige Rast hatte geben müssen, sah man die Schweden in eiliger Flucht die Stadt verlassen. Erst in Wittstock, wohin der Feldmarschall Wrangel gegangen war, und wo er die Kunde von dem Ausgange der Schlacht bei Fehrbellin erhielt, sammelten sich die bestürzten Truppen. Schon am 2. Juli betraten sie das mecklenburgische Gebiet, um in Wismar Schutz vor gänzlicher Vernichtung zu suchen. An der Grenze gab der Kurfürst die Verfolgung auf, weil die Reiterei seit elf Tagen nicht abgefattet hatte, und ließ nur einen Theil seiner Truppen in der Umgegend von Wittstock Cantonnirungs-Quartiere beziehen.

Der Verlust des schwedischen Heeres in diesen wenigen Tagen war verhältnißmäßig ungemein groß; er betrug an Todten und Verwundeten bis auf 4000 Mann, und hierzu kamen noch einige hundert Gefangene. Weit wichtiger jedoch als der materielle Verlust war für die Schweden der moralische Eindruck, den in der politischen Welt die Niederlage ihrer besten Truppen im Kampfe mit dem Fürsten eines Staates machte, welcher kurz zuvor kaum eine selbstständige Geschichte, und für die großen Angelegenheiten europäischer Völker noch keine Geltung gehabt hatte. Es war der erste schwere Stoß, den die seit 40 Jahren im Norden herrschende Macht erfuhr; unter ihren Nebenbuhlern aber erhob sich, und dies war die größte Demüthigung, ein Staat, dessen Lebensfähigkeit man vor vier Jahrzehnten noch nicht geahnt hatte.

Doch nicht Schweden allein, welches den Schlag unmittelbar fühlte, erkannte den mächtigen Sieger als ebenbürtig an, alle Höfe Europa's tönten vom Ruhme der Schlacht von Fehrbellin wieder. Ja, der stolzeste aller damaligen Souveräne, Ludwig XIV., nahm einen so lebhaften Antheil an der glänzenden Waffenthat, daß er sich den Plan der Schlacht anfertigen ließ, um die Einzelheiten genauer zu verfolgen. In den Hauptstädten der Freundschaft und Verbündeten, Wien, Madrid, dem Haag und Kopenhagen wurden große Feiern begangen; zweifelhafte Nachbarn, wie Polen und Hannover, verharrten in ihrer neutralen Stellung; der Czar von Rußland und die Tataren wünschten das Bündniß mit einem so gewaltigen Kriegsfürsten. Selbst der sonst für solche wenig empfängliche Karl von England, obgleich er noch immer französ-

ffchen Gold empfang, und erst vor Kurzem durch sein Parlament gezwungen worden war, Frieden mit den Bundesgenossen Friedrich Wilhelms zu machen, ließ sich in Gegenwart seines Hofes von dem brandenburgischen Gesandten, dem Grafen Schwerin, die Schlacht bis auf die geringsten Einzelheiten erzählen. Die folgenreichste Theilnahme aber fand der große Kurfürst bei seinen Unterthanen selbst, welche außer der persönlichen Hochachtung für ihn auch die stolze Bemuthung hatten, daß dem Könige von Frankreich durch die Niederlage der Bundesgenossen ein Theil seiner ehrgeizigen Pläne vernichtet worden war.

Vollkommen berechtigt erscheint die allgemeine Theilnahme dieser Schlacht; sie war welthistorisch wichtig; denn sie drückte das Siegel auf den Vertrag von Wehlau; sie gab Friedrich Wilhelm in der That eine souveräne Stellung unter den Fürsten Europas. Ihr verdankt der preussische Staat seine Entstehung und seine Größe, da sie die Schöpferin eines unvergänglichen Kriegsruhms war und Bürgschaft für eine ehrenvolle Zukunft leistete. Daß der große Kurfürst das volle Gefühl der durch den Sieg errungenen Selbstständigkeit in sich trug, bezeugt unter Anderm der Umstand, daß er noch auf dem Schlachtfelde den Obersten Henning, welcher wesentlich zum Siege beigetragen hatte und in dem Kampfe verwundet worden war, unter dem Titel eines Herrn von Treffensfeld in den Adelsstand erhob, ein Akt, der bisher in Deutschland nur dem Kaiser zustand. Der siegreiche Fürst war sich der Stellung bewußt, welche er durch den Tag von Fehrbellin errungen hatte. —

Mit lautem Jubel wurde der Sieger von Fehrbellin überall von seinen befreiten Unterthanen empfangen; Alles jauchzte ihm zu und sah neuen glorreichen Thaten entgegen. Glänzend war Friedrich Wilhelms Einzug in Berlin; doch blieb er nicht lange daselbst, da es rascher und wiederholter Schläge bedurfte, um den bestürzten Feind nicht wieder zu Athem kommen zu lassen. Auch entging es dem Kurfürsten nicht, daß er auf den Eifer seiner Bundesgenossen keineswegs sicher zählen durfte. Ueberdies bedrohten die Schweden von Pommern aus noch immer sein Gebiet, und schickten dann und wann Streifcorps namentlich in die Neumark, wo sie wiederholentlich Contributionen eintraben. Friedrich Wilhelm begnügte sich damit, diese Gebietsverletzungen kräftig zurückzuweisen, denn es lag ihm daran, durch förmlichen Beschluß die Schweden als Landfriedensbrecher und Reichsfeinde erklären zu lassen, was auch wirklich geschah, ohne daß jedoch sicher auf Reichsbeistand zu rechnen war. Noch ließ sich für den Augenblick nicht genau ersehen, wozu sich der Herzog von Hannover entschließen würde, welcher mit 15,000 Mann Truppen gerüstet bestand, und früher den Schweden günstig, durch die Schlacht von Fehrbellin jedoch geschreckt, zwar parteilos zu bleiben versprach, allein nichtsdestoweniger zum Schutze der Schweden Verden besetzte. Dieser Umstand veranlaßte den Bischof von Münster, sowie den König von Dänemark zu thätlichem Eingriffe und zur Vermittelung eines Theilungsvertrages, demzufolge ein Stück des Bremischen in des Herzogs Händen verblieb.



F. C. Schiller fecit.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Die Schlacht bei Fechtbellin,  
d. 18. Juni 1675.

Wenn nun auch Friedrich Wilhelm über die Verluste seiner Feinde erfreut sein konnte, so sah er doch mit großer Besorgniß den erzkatholischen Bischof von Münster seine Macht in dem protestantischen Norden Deutschlands ausdehnen. Daher war es ihm sehr erwünscht, in Folge einer persönlichen Zusammenkunft mit Christian V. zu Gadebusch, einen engen Bund mit Dänemark unter der Bedingung abzuschließen, daß nur nach beiderseitiger vollkommener Genugthuung Friede geschlossen werden, Dänemark Schonen, Halland, Blekingen, Wismar und Rügen, der Kurfürst Pommern erhalten sollte. Beide Mächte verpflichteten sich zur Anwendung ihrer ganzen Macht in Betreff der Verwirklichung dieses Zweckes (11. September).

Auf Dänemark konnte Friedrich Wilhelm mit ziemlicher Sicherheit rechnen, denn die demselben verheißenen Vortheile waren zu lockend; wenig dagegen durfte er vom Kaiser erwarten. Leopold I. hatte durchaus kein Interesse, die Schweden aus Deutschland zu verjagen, um den Kurfürsten von Brandenburg auf ihre und letztlich auf seine eigenen Kosten groß zu machen. Außerdem war, so lange dieser Streit im Norden Deutschlands währte, für den Reichskrieg von Friedrich Wilhelm fast nichts zu hoffen. Dessenungeachtet langten endlich kaiserliche Völker aus Schlesien an, wenn auch nur, um ihrem Herrn als aktiv mitwirkende Partei einen gewissen Einfluß bei den Friedensunterhandlungen zu sichern.

So war denn der Oktober herangekommen, ehe man die Offensive ergreifen konnte, woran auch die Zögerung der holländischen und dänischen Flotte schuld war, deren man unumgänglich zur Ausführung der gemeinsam gefaßten Beschlüsse bedurfte. Dagegen entwickelte Friedrich Wilhelm eine um so nachdrucksvollere Thätigkeit. Während General Schwerin eben so geschickt als kühn den Uebergang über die Dvinnow erzwang, und unter dem Eindruck dieses glänzenden Erfolges Wollin und sogar Swinemünde stürmte, überschritt der Kurfürst mit dem Hauptheere die Peene, und drängte die Schweden bis nach Stralsund; denn er wollte Stettin, auf welches seine Hauptabsicht ging, ganz von der See für die Schweden abschließen. Noch im tiefen Spätherbst eroberte er mehrere Plätze, das dänische Heer den wichtigen Hafen Wismar.

Große Noth dagegen machte die Vertheilung der Truppen in die Winterquartiere, denn dem Kurfürsten wurde das von den Schweden ganz verwüstete Vorpommern übergeben. Auf seine dringenden Vorstellungen erhielt er zwar noch das Magdeburgische, Anhalt, Mannsfeld, Schwarzburg, Hessen-Kassel und einen Theil der sächsischen Herzogthümer, doch zwang ihn dies auch zu einer für die Kriegsoperationen nachtheiligen Dislokation seiner Truppen. Daher läßt es sich auch erklären, wie die Schweden, ganz im Widerspruch mit der bis dahin so nachdrucksvollen Kriegführung, mitten im Januar (1676) und während einer strengen Winterkälte plötzlich mit einem starken Geschützzuge vor Wolgast erschienen, Bresche legten und einen heftigen Sturm wagten. Jedoch alle ihre Anstrengungen scheiterten an der umsichtigen und tapferen Vertheidigung der

brandenburgischen Truppen. Swinemünde zwar ging verloren, aber dafür wurden die Schweden von dem Feldmarschall Derfflinger bis unter die Kanonen von Stralsund gejagt, und zum Ersatz für jenen Verlust fiel Uckermünde dem Obersten von Schönning in die Hände. Vom Februar ab bis zum vollständigen Anbruch des Frühlings bezog man zum zweiten Mal in diesem Feldzuge die Winterquartiere.

Um diese Zeit erregte die Stimmung von Polen von Neuem schwere Besorgniß, denn Johann Sobieski war persönlich französisch gesinnt, und wurde noch überdies unablässig durch die glänzendsten Versprechungen vom Hofe zu Versailles aus zur Theilnahme am Kriege gegen Friedrich Wilhelm gereizt. Glücklicher Weise hatte der glänzende Sieg von Fehrbellin den kriegerischen Muth des polnischen Abels wesentlich abgekühlt, besonders als Friedrich Wilhelm mit einem Angriffe auf Großpolen drohte, wenn der König zugäbe, daß die Schweden in das Herzogthum Preußen eindringen. Obgleich nun offene Feindseligkeit schon wegen der Fortdauer des Türkenkrieges bedenklich erschien, so ergriff der König doch jede Gelegenheit, um dem Kurfürsten Widerwärtigkeiten zu erregen.

Immer noch ging Friedrich Wilhelms Hauptabsicht auf Stettin, doch, so lange es noch nicht vollständig von der See abgeschnitten war, ließ sich kein wesentlicher Erfolg hoffen. Von Neuem trieb er die Schweden bis nach Stralsund zurück, versorgte das von ihnen wieder hart bedrängte Wolgast, und reichte so dem General Schwerin die Hand, welcher abermals Swinemünde einnahm, und so den Schweden ihren letzten Platz auf der Insel Usedom entriß. Nun legte sich das ganze von den Kaiserlichen verstärkte Heer vor die Stadt Anklam, und zwang sie nach tapferer Vertheidigung von mehreren Monaten zur Uebergabe (October). Rath und Bürgerschaft mußten dem Kurfürsten den Eid der Treue schwören. In diesem Feldzuge bildete sich auch eine brandenburgische Kriegsflotte, indem Friedrich Wilhelm in Holland für seine Rechnung Kreuzer ausrüsten ließ, welche zwei schwedische Kriegsschiffe von 22 und 16 Kanonen, einen Brander und mehrere kleinere Fahrzeuge wegnahmen. Diese wurden im Triumph nach dem Hafen von Kolberg geführt.

Nicht so glücklich waren des Kurfürsten Verbündete im Kampfe gegen Frankreich. Zwar hatte Montecuculi den Fortschritten des Marschalls Turenne Einhalt gethan, ja letzterer verlor beim Recognosciren in der Gegend von Sasbach durch eine Kanonenkugel das Leben (1675); allein der Prinz Condé ersetzte durch seine geschickte Leitung diesen schweren Verlust. Im folgenden Jahre legten auf beiden Seiten die ruhmreich bewährten Feldherrn ihren Oberbefehl nieder, doch blieben die Franzosen längs des ganzen Rheinlaufes siegreich, was den ehrgeizigen Sinn Ludwigs XIV. mit noch größerer Freude erfüllte. Auch auf dem Meere erklärte sich das Glück für ihn, denn die französische Flotte unter Dü-quesne's Führung trogte der vereinigten Seemacht der Spanier und Holländer in den Gewässern Messina's, und trug zuletzt nach des berühmten

Ruyter's Tode dort einen glänzenden Sieg über die Gegner davon (1679). Sicilien fiel den Franzosen in die Hände.

Auch der Einfall des dänischen Heeres in Schweden bot keinen bestreugenden Erfolg. König Christian I. belagerte die Stadt Ralmoë auf Schonen, ward jedoch von seinem Gegner bei Lunden angegriffen und mit Verlust zurückgewiesen.

Desto glücklicheren Fortgang hatte Friedrich Wilhelm in Pommern, wo die Schweden nur in wenigen festen Plätzen sich hielten; aber es fehlte ihm an Geldmitteln, da sein eigenes Land unfähig war, so große Anstrengungen zu ertragen, und der König von Spanien, trotz seiner Silberflotten beständig in seinen Finanzen beschränkt, die verabredeten Hülfsgelder nur sehr unregelmäßig entrichtete. Auch nicht einmal Holland zahlte pünktlich, so daß die beiden verbündeten Mächte um diese Zeit mit 1,300,000 Thalern bei dem Kurfürsten sich im Rückstande befanden.

Deffemungeachtet unterbrach Friedrich Wilhelm seine Unternehmungen nicht. Er zwang im Sommer des Jahres 1676 die Schweden, ihm Damm auf dem rechten Oberufer zu überlassen, und eroberte nach harter Gegenwehr die Stadt Demmin. Gern hätte er auch noch mit aller Macht die Hauptstadt des Landes, Stettin, angegriffen, doch es war schon so spät im Jahre, daß die Kälte die Ausführung dieses lange vorbereiteten Planes verhinderte. Jetzt begann auf Neue der Streit um die Winterquartiere, wobei der Kaiser sich äußerst larg gegen seine Verbündeten erwies, und ihnen weit weniger gestatten wollte, als sie meinten verlangen zu können. Diese, um ihn zu schrecken, drohten mit einem Privatfrieden, worauf ihnen Leopold I. erwiderte: „solche Maßregeln ständen auch ihm offen.“ Hiermit war es wirklich Ernst, denn in der That hatten schon im Januar 1676 unter Englands Vermittelung französische und holländische Bevollmächtigte in Nimwegen Friedensunterhandlungen begonnen, doch zögerten die anderen Mächte, und die Geschäfte zogen sich hin, weil es damals noch keiner kriegführenden Partei rechter Ernst damit war.

Der Kurfürst suchte natürlich, so gut es immer ging, seine Verdienste für den Kaiser und die gemeinsame deutsche Sache geltend zu machen, indem er ihm vorstellte, daß die Schweden Anschläge auf Schlessien gemacht hätten, und nur durch ihn allein an der Ausführung gehindert worden wären. Mit vollem Rechte führte er an, alle seine Provinzen wären ausgesaugt, Cleve und Westphalen von den Franzosen, Pommern und die Mark Brandenburg von den Schweden; sein Heer bestehe aus vierzig Regimentern, zum Belauf von 40,000 Mann, und erfordere monatlich 200,000 Thaler, wozu der Kaiser 70,000 beizutragen versprochen habe. Schon allein die Besetzung der eroberten Ortschaften und die Einschließung Stettins koste monatlich 100,000 Thaler. Wenn deshalb der Kaiser nicht für gute Winterquartiere Sorge, so sehe er sich genöthigt, an einen ehrlichen Frieden zu denken. Daran dachte er freilich im Ernste nicht, weil seine kriegerischen Erfolge ihm viel zu großen Vortheil versprochen. Ganz im Gegentheil hatte er im



November des Jahres seinen Bevollmächtigten in Nimwegen anbefohlen, daß sie jedes Mittel anwenden sollten, um den Fortgang der Friedensunterhandlungen aufzuhalten. Vornehmlich wollte er Stettin erst in seinen Händen sehen.

Alles, was er erreichen konnte, war, daß ihm der Kaiser das Land einiger kleinen Reichsstände in Obersachsen anwies. Gern hätte es letzterer sogar gesehen, wenn Friedrich Wilhelm den Herzog von Hannover aus den von ihm eigenmächtig besetzten Winterquartieren in Niedersachsen gewaltsam herausgetrieben hätte, weil er von allen Reichsunternehmungen gegen Frankreich fern geblieben war, doch wollte der Kurfürst sich keinen neuen Feind in dem wohlgerüsteten Nachbar erwecken.

Am meisten stimmten die Interessen des Königs von Dänemark mit den seinigen überein; ihnen beiden lag am meisten an Schwedens Demüthigung; denn nur auf Kosten dieses Staates konnten sie damals wachsen. Beide Fürsten verpflichteten sich, beim allgemeinen Frieden ihre Eroberungen weder zu Gunsten Spaniens noch Hollands zurückzugeben, und Dänemark versprach noch ganz besonders dem Kurfürsten, wenn er von Polen angegriffen würde, im Fall des Bedarfes mit seiner ganzen Macht Beistand zu leisten, wogegen ihm von Friedrich Wilhelm ein Theil an der Dremischen Beute zugesichert wurde (2. Januar 1677).

Die Gefahr eines Krieges mit Polen war zu jener Zeit wieder größer als je, denn Johann Sobieski hatte den Kampf mit den Türken glücklich beendet und ward durch den französischen Hof, sowie durch seine Gemahlin beständig gegen den Kurfürsten gereizt. Zwar fehlte es auch diesem nicht an Anhängern unter den polnischen Großen, und es fielen von diesen auch wohl manche drohende Worte, wie z. B., daß der König ohne Zustimmung der Republik keinen Krieg anfangen dürfe; doch mit Recht sträubte sich das für die Ehre seines Vaterlandes hochschlagende Herz des kriegerischen Fürsten gegen eine solche Beschränkung, und er fragte mit Unwillen, „ob er nicht geschworen hätte, das Reich in seiner früheren Größe wieder herzustellen; überdies seien alle Reichs-Constitutionen nur Spinnweben, welche ein wohlgeführtes Schwert leicht zerreißen dürfte.“

Der Streit zwischen der Kriegs- und Friedenspartei wurde von Tag zu Tage heftiger. Man verbreitete eine für den König äußerst beleidigende Schrift über diesen Gegenstand, deren Verfasser der brandenburgische Gesandte Hovetbeke sein sollte. Letzterer wies nicht nur diesen Verdacht auf das Gründlichste zurück, sondern benahm sich auch überhaupt mit so vieler Umsicht, daß die Friedenspartei in Warschau die Oberhand behielt. Zwar hinderte König Johann III. den Schwager seiner Gemahlin, Marquis von Bethüne, nicht, als er Truppen im königlichen Preußen warb, um den damals schon beschlossenen Einfall der Schweden von Livland aus in das Herzogthum Preußen zu unterstützen, und den Brandenburgern den Uebergang über die Weichsel zum Schutz des bedrohten Landes zu wehren; doch erklärte er für seine Person sich zu der Erneuerung

der Beträge von Wehlau und Bromberg geneigt. Diese fand wirklich auf friedliche Weise im Mai des Jahres 1677 statt, und stellte den Kurfürsten gegen einen Angriff von Polen sicher. Ja man erlangte noch mehr, denn auf Soberski's Bemühungen erbot sich der litthauische Feldherr Bag für 20,000 Thaler Subsidien, dem schwedischen Kriegsvolk den Durchzug von Livland nach Preussen durch sein Gebiet zu versagen.

So hatte denn Friedrich Wilhelm endlich vollkommen freie Hand zur Eroberung Stettins; allein auch von Schweden aus war man zum äußersten Kampfe entschlossen. Der tapferere Befehlshaber General Wulfen hatte auf drei Meilen hin von der Stadt die Dörfer abbrennen und das Land verheeren lassen. Brandenburgischer Seits war ein äußerst bedeutendes Kriegsmaterial, 206 Kanonen und 40 Mörser zusammengebracht, und einem sehr geschickten Artilleristen, dem Obersten Weiler, die Aufsicht darüber gegeben. Von Magdeburg, Berlin und Küstrin, auf der Spree, dem neuerbauten Friedrich-Wilhelms-Graben und auf der Ober wurde der Mundvorrath so wie der nöthige Kriegsbedarf herbeigeschafft, lüneburgische und münstersche Truppen stießen zu den Belagerer; bewaffnete Schiffe auf dem Haff machten dem Feinde jede Art von Zufuhr unmöglich.

Obgleich die Belagerung wirklich begann, erließ Friedrich Wilhelm eine Aufforderung an die Bürger der Stadt, daß sie den Schweden als erklärten Landfriedensbrechern und Reichsfeinden den Gehorsam aufkündigen sollten, doch nur mit Kanonenschüssen wurde dieses Aufgebot erwidert. Nun begann der Kampf. Von dem 24ten August an wurde die Stadt aus 160 Stücken beschossen; viele Wohnhäuser sanken in Trümmer, selbst Kirchen wurden beschädigt. Allein die Vertheidiger zeigten die entschlossenste Tapferkeit; heftige Stürme wurden tapfer abgeschlagen, die Gefahr der Minen durch Gegenminen beseitigt. Die Stadt blieb schon einem Schutthaufen, und dessenungeachtet war von Uebergabe noch nicht die Rede. Endlich, da ein völliger Pulvermangel eingetreten, kein Entsatz zu hoffen, und Alles zu einem Generalsurme bereit war, entschloß sich der unerschütterliche Befehlshaber, dem von 3000 Mann nur noch der zehnte Theil geblieben war, zur Kapitulation (26. December). An Bürgern und Einwohnern waren 2443 umgekommen. In keiner Straße konnte man ohne Hinderniß gehen, kein Haus war unversehrt; man fand kaum zwanzig bewohnbare Zimmer. Um nun den Schutt etwas aufräumen zu können, wurde die Pulldigung bis auf den 10. Januar 1678 verschoben. Knaben und Jungfrauen in Trauerkleidern bewillkommneten den Kurfürsten, welcher den Ort des Jammers bald verließ und dafür mit seiner Gemahlin einen desto glänzenderen Einzug in Berlin feierte.

Große Thaten finden Bewunderer, allein auch Reider. Dies erfuhr Friedrich Wilhelm in vollem Maße. Die Eifersucht selbst seiner deutschen Nachbarn, Sachsens und Hannovers, wurde immer reger, und der kaiserliche Hof versäumte keine Gelegenheit, um die ruhmvollen Bestrebungen des Kurfürsten gehässig zu

zügen; dem Präsidenten des Kriegsraths soll sogar die Aeußerung entfallen sein, der Kaiser habe gar keinen Gefallen daran, am baltischen Meere ein neues Königreich der Bandalen entstehen zu sehen. Auf keine Weise wollte Leopold I. dem Kurfürsten zur Eroberung des schwebischen Pommern verhelfen; diese feindselige Bestimmung erfuhr er in jedem Augenblick bei den zu Nimwegen eröffneten Friedens-Unterhandlungen. Hier wollte sich der Kurfürst nicht als Reichsstand vertreten lassen, sondern, wie dies wirklich der Fall war, als selbstständiger mit Frankreich kriegsführender Machthaber. Konnte er doch mit vollem Gewicht anführen, daß er im Elsaß mit einem größeren Heere als der Kaiser erschienen sei. Man mußte dieser Forderung nachgeben, doch um so größeren Widerstand leistete man in Betreff der Entschädigung. Holland war überdies des Krieges müde, England den französischen Interessen günstig; beide stimmten zum großen Verdruß des Kurfürsten für einen Waffenstillstand zwischen den nordischen Mächten. Dennoch gelang es Friedrich Wilhelm, ein neues Schutzbündniß mit Holland auf zehn Jahre abzuschließen, in welchem die Staaten für Schenkenscharz und die rückständigen Subsidien auf alle Anforderungen wegen der vieljährigen Hoofseiserischen Schuld, deren Betrag nach der Rechnung des hohen Hofes von Wecheln sich jetzt auf zwölf Millionen Gulden belief, verzichteten.

Um den Staaten Muth zur Fortsetzung des Krieges zu machen, stellte Friedrich Wilhelm mit Münster und Neuburg 18,000 Mann an der Maas auf, wie auch der Prinz von Oranien seinerseits Alles aufbot, um den Frieden zu verhindern. Der Kurfürst, dessen Stellung von Tage zu Tage verlassen wurde, suchte Englands Vermittelung nach, um das schwebische Pommern wenigstens bis zur Peene als Kriegsentchädigung zu erhalten; aber auch hier glückte es ihm nicht, und Ludwig XIV. erklärte unumwunden, er würde sich auf keine Unterhandlung einlassen, bis Schweden für seine sämtlichen Besitzungen sicher gestellt wäre. Zuletzt forderte er nur noch Stettin, doch die französischen Bevollmächtigten erwieberten, die Ehre ihres Königs verlangte, daß seine Bundesgenossen unverletzt aus dem Kampfe hervorgingen. Der schwedische Gesandte erklärte geradezu, sein König würde lieber seine Krone als Stettin verlieren.

Die Generalstaaten, der Kriegslast und der endlosen Verhandlungen müde, lösten vermittelst eines Separatvertrages mit Frankreich für sich wenigstens alle Schwierigkeiten (14. August 1678). Vergebens suchte der Prinz von Oranien durch ein verzweifeltes Mittel, nämlich einen Angriff auf die Franzosen bei Mons, nach der schon erfolgten Unterzeichnung, den allgemeinen Frieden zu verzögern. Auch diese Hoffnung wurde vereitelt. Alles, was sich noch in den Händen der Franzosen befand, erhielten die Holländer zurück; sämtliche kriegsführende Mächte, sofern sie binnen sechs Wochen an dem Frieden Theil nehmen wollten, waren in denselben eingeschlossen.

Es läßt sich denken, daß Friedrich Wilhelm Alles, was in seinen Kräften stand, anwendete, um das Geschehene rückgängig zu machen oder wenigstens die nachtheiligen Folgen desselben für seine Stellung zu schwächen; aber welche

Beschlüssen er auch deshalb erhob, so blieben sie doch von Seiten der Generalsstaaten sämmtlich unbeantwortet. Ihre Theilnahme an der Sache des Kurfürsten beschränkte sich auf die Bemühung, für Cleve die Neutralität zu erhalten, doch erwiderte Ludwig XIV., er würde Cleve nehmen, um Friedrich Wilhelm zur Herausgabe aller gegen Schweden gemachten Eroberungen zu zwingen.

Noch wollte dieser nicht alle Hoffnung aufgeben, sondern versuchte in engerer Verbindung mit Dänemark, Lüneburg und Münster, denn der Kaiser hatte sich schon ganz losgelöst, durch glückliche Waffenthaten der Sache einen günstigen Ausschlag zu verschaffen. Dies schien zu gelingen, denn da die Schweden selbst sich weigerten, den ihnen gebotenen Waffenstillstand anzunehmen, so zögerten die Franzosen mit ihrem Angriff auf Cleve, und gaben dadurch dem Kurfürsten Zeit zur gänzlichen Vertreibung ihrer Bundesgenossen aus Deutschland. Rasch wandte sich nämlich Friedrich Wilhelm gegen die Insel Rügen, ohne welche Stralsund, Schwedens letzter Stützpunkt in Deutschland, nicht erobert werden konnte. Die dänische Flotte lag im Norden der Insel, von Peenemünde her nahte eine brandenburgische Flotte von 350 kleinen Schiffen, und erzwang trotz des tapferen Widerstandes der Feinde den Uebergang. Alle Bemühungen, die Bürger zum Abfall oder den entschlossenen Commandanten Königsmarkt zur Uebergabe zu bewegen, blieben erfolglos. Erst nach einem sehr heftigen Bombardement ergab sich die Stadt, welche Wallenstein vergebens mit seiner ganzen Macht angegriffen hatte. Vier Wochen später, nachdem auch der letzte Ort Pommerns, Greifswald, dem Kurfürsten in die Hände gefallen war, endeten hier die Kriegsbereignisse (den 21. November 1678).

Während dieser Zeit hatte Friedrich Wilhelm keinen Augenblick seine Unterhandlungen an dem französischen und polnischen Hofe ausgesetzt. Den König Ludwig XIV. suchte er in Bezug auf seine Verpflichtungen gegen Schweden dadurch zu beschwichtigen, daß er für letztere die bedeutenden ihm noch von Spanien zu zahlenden Subsidien als Entschädigung versprach, wenn Pommern in seinen Händen bliebe; in Warschau versprach er seinen Beistand zur Eroberung Polands, wogegen die Schweden ihrerseits das Herzogthum Preußen anboten. Der Reichstag, dem die gegenseitigen Anerbietungen vorgelegt wurden, kam darüber nicht zur Entscheidung, der König aber begünstigte die Schweden, während der litthauische Großfeldherr Raz ihnen feindlich entgegen trat.

Unterdessen hatten die Schweden den schon seit längerer Zeit vorbereiteten Plan, das von Verteidigungsmitteln fast ganz entblößte Herzogthum Preußen anzugreifen, wirklich in Ausführung gebracht. Von Polen aus war der Marschall Heinrich Horn mit 16,000 Mann in die Grenzen des Landes eingebrochen. Die Stände verlangten, der König von Polen solle zum vertragmäßigen Beistand aufgefordert werden, allein Friedrich Wilhelm war dagegen, weil er jede polnische Unterstützung fürchtete, auch wollte er, um den Gang der Dinge sicherer zu beschaffen, von einer Landesbewaffnung nichts wissen, sondern forderte nur höhere Streiterbeiträge. Gegen die Mitte des Novembers wurde Remel; damals eine

Festung, belagert, hielt aber den Angriff des Feldmarschalls Horn aus, welcher durch diesen unerwarteten Widerstand und die tapfere Unterstützung von Seiten der Landmiliz gezwungen wurde, zum großen Schaden seines Heeres mitten im Winter über vier Wochen in einer von allen Mitteln entblößten umgebenen Gegend zuzubringen.

Am 8. December langte der General Görzke mit 3000 Mann in Königsberg an, und vierzehn Tage nachher ging eine Verstärkung von 3 Regimentern über die Weichsel. Der Kurfürst selbst, von den Anstrengungen des kaum beendeten Feldzuges erschöpft und von einem widerwärtigen Brustübel heimgeführt, schien kaum im Stande, durch seine persönliche Erscheinung den Unternehmungen den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Ueberdies war der Winter ungewöhnlich rauh, und gewaltige Schneefälle hatten alle Wege bedeckt. Dessenungeachtet zögerte er keinen Augenblick, allen Gefahren und Schwierigkeiten zu trotzen. In Folge eines Kriegsrathes, an welchem Derflinger Theil nahm, sollten nur die Truppen in Westphalen unvermindert bleiben, sonst aber von jedem Regiment Fußvolk sechszig Mann mit doppelter Anzahl von Offizieren, und dazu die ganze Reiterei mit Inbegriff der Dragoner nebst vier und dreißig Geschützen nach Preußen aufbrechen. Am 9. Januar 1679 trat der große Kurfürst in Begleitung seiner Gemahlin, des Kurprinzen und mehrer anderer Mitglieder der Familie die Kriegsreise an. Am 20. Januar traf er in Marienwerder ein. Hier verweilte er einige Tage, um die noch zurückgebliebenen Truppen abzuwarten. Diese leisteten Unglaubliches. Obgleich sie acht Monate im Felde gestanden und die heftigsten Gefechte ausgehalten hatten, eilten sie doch in Gewaltmärschen von sechs bis sieben Meilen dem Kurfürsten nach. Etwa 9000 Mann, unter denen 3500 Fußvolk, hatte er in Marienwerder um sich versammelt, während Görzke mit 7000 Mann den Schweden gegenüberstand.

Letzterer war im Begriff, von Königsberg aus dem Kurfürsten entgegen zu gehen, als er die Kunde vernahm, daß der Feldmarschall Horn auf die Nachricht von der Ankunft des Hauptheeres sich zum eiligen Rückzug entschlossen habe. Da Görzke außerdem erfuhr, daß der Gegner von den 18,000 Mann, mit welchen er in Preußen eingerückt sei, nur noch 8000 dienstfähige Leute habe, 2000 Mann in den Lazarethen mit sich führe, von allem Nothwendigen entblößt sei, und von den lithauischen Bauern auf das Feindlichste behandelt würde: so änderte er seinen Plan, und folgte mit 4000 Reitern und 1000 Fußgängern, die ebenfalls auf Pferde gesetzt waren, dem flüchtigen Feinde auf dem Fuße nach, um die Schweden bis zur Ankunft der Hauptmacht festzuhalten. Horn zog sich nämlich nach Insterburg zurück.

Der Kurfürst hatte unterdessen Heiligenbeil, am frischen Haff gelegen, erreiht, denn sein Plan ging dahin, auf dem blanken Eisespiegel dem fliehenden Feinde den Vorsprung abzugewinnen. Durch seine Fürsorge waren 1200 Schlitten dafelbst zusammengebracht worden, auf welchen man den sieben Meilen langen Weg nach Königsberg mit Leichtigkeit in einem Tage vollendete. *Eigenthümlich*

war der Anblick dieses Zuges, welcher in ununterbrochener Reihe sich über die gefrorene Wasserfläche dahin bewegte, um dem Lande Rettung, dem Feinde Verderben zu bringen.

In Königsberg erfuhr Friedrich Wilhelm, daß Horn nach einem dreitägigen Aufenthalt in Tilsit in Folge eines Kriegs Rathes beschlossen hätte, zwischen Tilsit und Raguit eine feste Stellung zu nehmen. Sogleich brach der Kurfürst nach Labiau auf, und ging von hier, zum zweiten Mal auf Schlitten, drei Meilen über das kurische Pass, nach Gilge, und von dort in eben der Art weiter auf der Eisfläche des gleichnamigen Flusses. Es war ihm jedoch nicht bestimmt, sich mit den Schweden persönlich zu messen. Der Oberst von Treffenfeld dagegen erreichte ihn mit dem Vortrab, schlug ihn, und brachte drei Standarten, acht Fahnen, eine große Menge Proviantschlitten, mehrere Geschütze nebst einer bedeutenden Zahl von Gefangenen im Hauptquartiere ein. Wie nach der Schlacht von Fehrbellin wurde er auch hier auf der Stelle durch Ernennung zum General-Major belohnt.

Längs des rechten Ufers der Auß verfolgte man nun den Feind. Beide Heere waren eine Zeit lang nur eine Meile von einander entfernt, jedoch ohne es zu wissen. Die Schweden wandten sich dann mehr rechts in der Nähe von Hebekrug, und dies rettete sie vor vollkommener Vernichtung. Wiederum erreichte sie nur der Vortrab, diesmal unter Görzke's Führung, und brachte ihnen einen Verlust von 1000 Todten und 300 Gefangenen bei. Horn hatte nur noch etwa 2000 bis 3000 dienstfähige Leute, seine Reiter waren ohne Pferde. Bis zum 11. Februar wurde die Verfolgung fortgesetzt; erst acht Meilen vor Riga löste der brandenburgische Vortrab um; von 18,000 Schweden zogen nur 1500 in Riga wieder ein.

Obgleich dieser Winterfeldzug keine im Einzelnen so glänzende That als die Schlacht bei Fehrbellin bietet, so beweist derselbe nicht geringere Kühnheit, Feldherrngröße und Sicherheit in der Benutzung des Augenblicks. Wenige Feldzüge haben ein so glänzendes Ergebnis gehabt als dieser, nämlich die vollständige Vernichtung des Feindes bei eigenem sehr geringem Verlust. Es war der glorreiche Schlussstein seiner großen kriegerischen Laufbahn.

Durch einen beispiellos schnellen Marsch mitten im rauhesten Winter hatte er gesiegt, noch ehe er das Schwert zum Streich erhoben, das feindliche Heer vernichtet, ohne seine tapferen Truppen der Gefahr eines Verlustes auszusetzen; und alles dieses führte er aus, gegenüber den ruhmvoll bewährtesten Truppen, in dieser Zeit unter der Führung kriegserfahrener Generale. Von ihrer starken aus 34 Kanonen und zwei Mörsern bestehenden Artillerie hatten sie nur acht kleine Feldstücke gerettet.

Schon von Kuternes an der Memel aus theilte der Kurfürst seinen Verbündeten, dem Kaiser, Dänemark, Kursachsen, Kurbaiern, Pfalz-Neuburg, dem Bischof von Münster, den Herzögen von Braunschweig, Lüneburg und von Württemberg, dem Prinzen von Oranien und den Generalsstaaten den Verlauf des

wichtigen Ereignisses mit. Sein Bericht schließt mit den Worten: „Ich habe billig dem Höchsten zu danken, daß der Feind, ungeachtet daß er sich ausgerüht und in guten Quartieren gestanden, dagegen meine Leute innerhalb vierzehn Tagen bei hundert Meilen in dieser Jahreszeit marschirt, innerhalb zwei Tagen, wie ich ihn nun mit meiner Kavallerie ruinirt, aus dem Lande gejagt worden.“

Diesen glänzenden Waffenthaten entsprachen die Ergebnisse der diplomatischen Verhandlungen keinesweges. Mit vielem Glück benutzte man von französischer Seite Leopolds I. Abneigung gegen die Protestanten, um ihn gegen Friedrich Wilhelm argwöhnisch zu machen, der sich zu wiederholten Malen für seine Glaubensgenossen in den kaiserlichen Erbländern verwendet hatte. Uebrigens bedurfte er eines solchen Beweggrundes kaum, denn am kaiserlichen Hofe hatte man es oft genug durch Wort und That bezeugt, daß man die Städte und Häfen der Ostsee lieber in den Händen der Reichsfeinde als der Brandenburger sah; ja nichts hielt man dort für schlimmer in Bezug auf den Vortheil Oesterreichs, dem jedenfalls damals schon die Reichsangelegenheiten in Wien weichen mußten, als die Entstehung eines mächtigen deutschen Reiches an der Ostsee. Daß Baiern und Sachsen von gleichen Gefinnungen belebt waren, darf wohl nicht auffällig erscheinen; daher ward denn eilig hinter dem Rücken des Kurfürsten, welcher seinen gewandten Diplomaten Meinders nach Frankreich geschickt hatte, unter schimpflichen Aufgaben aller gegen Schweden gemachten Eroberungen der Reichsfrieden abgeschlossen (5. Februar 1679). Auch der Herzog von Lüneburg und der Bischof von Münster fügte sich bald darauf, indem sie für die von ihren Truppen besetzten Länder eine Summe Geldes von Frankreich annahmen. Dem Kurfürsten bot man eine ähnliche Entschädigung an, die er aber mit Unwillen zurückwies. Freilich war dies das letzte Wort des französischen Kabinetts noch nicht; es entspann sich eine geheime Unterhandlung, nach welcher Friedrich Wilhelm für das schwedische Pommern Cleve mit Wesel dem Könige von Frankreich überlassen, und dem Dauphin nach des Kaisers Tode seine Kurstimme versprechen sollte. Allein diesem Vorschlag versagte der Kurfürst seine Zustimmung, weil er Verrath an den eigenen so wie an den Reichsangelegenheiten darin erblickte. Nun ließ man von Seiten Frankreichs jede Rücksicht fallen. Louvois erwiderte auf Meinders Anträge: „der Kurfürst habe nicht unrecht, man würde ihm auch Stettin gönnen, die Schweden wollten es jedoch nicht, und der König habe seine Ehre für die völlige Herstellung Schwedens verpfändet“; eine Aeußerung, die allerdings mit den erwähnten Anerbietungen nicht im besten Einklange stand. Wiederum bot man eine Summe Geldes an, und als der Kurfürst nicht darauf eingehen wollte, so erklärte Louvois in der ihm eigenen hochmüthigen Art: Wir werden erst Pippstadt, dann Minden, Halberstadt und Magdeburg nehmen, auf Berlin marschiren, und nicht etwa den Krieg auf schwedische Weise führen. Höchstens könne der Kurfürst das, was er in dem Stettiner Vertrage von 1653 verloren habe, wieder zurück erhalten. Auch ließ es der hochmüthige Diener des mächtigen Monarchen bei diesen drohenden Worten nicht bewenden, sondern schickte

unverzüglich 8000 Franzosen aus dem Clevischen über den Rhein. Die deutschen Fürsten von dem stolzen Sieger geschreckt, wollten dem Kurfürsten nicht einmal den Durchzug brandenburgischer Truppen gestatten, und ruhig sah der Kaiser dem Treiben fremder Eroberer auf deutschem Reichsboden zu. Kaum erlangte Friedrich Wilhelm einen Waffenstillstand auf vier Wochen, und nach Ablauf desselben eine vierzehntägige Verlängerung, auch dies nur auf Uebergabe von Pippstadt und Wesel, und durch Zurückberufung seiner nach Westindien ausgesendeten Capen. Vergebens bot Weinders, jetzt zum zweiten Mal während dieser Unterhandlung in Paris, alle seine Ueberredungskunst auf, um durch anderweitige Opfer einen Theil wenigstens der pommerischen Eroberung zu behalten; die Erklärung des französischen Cabinets lautete ganz kurz, wenn bis zum 19. Mai der Friede nicht abgeschlossen sei, würde man die Feindseligkeiten sofort eröffnen. Louis gab dem brandenburgischen Bevollmächtigten zu bedenken, daß sein Herr den glorreich erworbenen Kriegsruhm im Kampfe mit Frankreich aufs Spiel setze, zumal da sich deutsche Fürsten beeilten, die Kriegsoperationen des gefährlichen Reichsfeindes nach Kräften zu fördern, wie z. B. der Herzog Christian von Mecklenburg, welcher den Franzosen zur Sicherung ihres Ueberganges über die Elbe seine Festung Dömiz anbot. Den clevischen Landen drohte das Schicksal der Pfalz, denn auf die Klagen über Verheerung und Gewaltthaten erwiederte Louis trocken, dies geschehe nach Kriegsrecht und Soldatenart, bis zu denen die Gesetze der christlichen Humanität nicht reichten; allerdings eine unwürdige Aeußerung des Dieners Sr. allerchristlichen Majestät.

Als Friedrich Wilhelm sich überzeugt hatte, daß Vorpommern nicht zu halten wäre, ließ er wenigstens alles Geschütz aus den eroberten Städten abführen, doch zur Herausgabe von Stettin konnte er sich durchaus nicht entschließen. Er verhandelte noch einmal mit seinen Geheimen Råthen ganz ernstlich die Frage, ob er dieser Stadt wegen den Krieg fortsetzen sollte. Doch die politischen Verhältnisse standen für Friedrich Wilhelm zu ungünstig, da der Kaiser, über des Kurfürsten letzte Schritte empfindlich, ihm entgegen, Sachsen schon in voller Unterhandlung mit Frankreich war, um für seine, wie wir wissen, vom kaiserlichen Hofe anerkannten Ansprüche auf Cleve das Magdeburgische zu erwerben; Schweden rüstete sich zu einem neuen Angriff auf Preußen, und von Polen mußte man dasselbe besorgen. Was französisches Geld bei deutschen Fürsten jener Zeit vermochte, hatten die letzten Jahre nur zu deutlich gelehrt. Außerdem waren die rheinischen und westphälischen Besitzungen schon verloren. So blieb denn allerdings nichts übrig, als auch Stettin zu opfern. Noch einmal versuchte er, ob sich der stolze Ludwig XIV. nicht durch eine Berufung auf seine Großmuth umstimmen ließe, doch alles umsonst; Friedrich Wilhelm mußte nachgeben.

Auch nach diesem schweren Akt der Selbstbeherrschung wich er nur schrittweise und mit Anwendung aller Künste einer hinhaltenden und zaudernden Unterhandlung. Er wollte die Entschädigungssumme auf eine Million erhöht wissen, die Oze Damm und Söllnow, dann die kleine Insel Grifflow bei Camin, endlich



Bollin, weil er es seiner Gemahlin geschenkt hatte, behalten. Außerdem sollte Dänemark in den Frieden eingeschlossen werden. Allein die Franzosen zeigten große Ungebuld wegen dieser Verzögerung des Friedens, und drohten mit der äußersten Gewalt. Da dachte Friedrich Wilhelm noch einmal an gewaffneten Widerstand, und erbot sich 24,000 Mann an der Weser aufzustellen, wenn der König von Dänemark, der einzige, welcher bis zuletzt treu als Bundesgenosse ausgehalten hatte, 16,000 Mann zum Kampf gegen die Franzosen vorrücken lassen wollte. Dieser zeigte sich allerdings nicht ganz abgeneigt, knüpfte aber nichtsdestoweniger Friedensunterhandlungen mit Schweden an. Schon hatte Friedrich Wilhelm den verzweifelten Entschluß gefaßt, mit allen verfügbaren Streitkräften in eben der Eile wie vier Jahre zuvor zur Schlacht von Fehrbellin, auf Minden zu marschiren und den Herzog von Crequi zu vernichten, ehe dieser Verstärkung herbeiziehen könnte, doch die Besorgniß, auch noch von seinem letzten Bundesgenossen verlassen zu werden, hielt ihn von diesem möglicher Weise verderbenbringenden Schritt zurück. Alle seine Geheimen Räthe, vornehmlich Schwerin, auf dessen umsichtiges Urtheil er sehr viel gab, erklärten sich dagegen, weil der Kurfürst außer dem mächtigsten der europäischen Monarchen in diesem Falle noch die Polen in seinem Rücken zu Feinden haben würde. Voll schmerzlichen Unwillens ergab er sich in das Gebot der Nothwendigkeit und unterzeichnete das Friedensinstrument, indem er dem tiefgekränkten Herzen mit dem Ausrufe seines Lieblings-Dichters Virgil: *Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!* Lust machte.

Durch diesen Frieden, den Meinders am 29. Juni in St. Germain en Laye abgeschlossen hatte, gab Friedrich Wilhelm alles in Pommern Groborte den Schweden zurück, außer dem, was letztere in dem westphälischen Frieden und dem Stettiner Vertrage (1653) auf dem rechten Oderufer erhalten hatten, wovon ihnen nur Damm und Gollnow blieben; doch behielt der Kurfürst auch das Letztere als ein für 50,000 Thaler ablösbares Pfand. Schweden verzichtete auf alle Ansprüche und Rechte, die es sonst noch durch den Stettiner Vertrag erhalten, namentlich auf die Zölle in Hinterpommern. In einem besondern Artikel verpflichtete sich Ludwig XIV., zum Beweise seiner Freude, daß der Kurfürst das frühere Bündniß erneuern wolle, ihm innerhalb zweier Jahre 300,000 Kronen zum Ersatz des erlittenen Schadens zu bezahlen.

Obgleich Friedrich Wilhelm den Vertrag unverzüglich nach dem Abschluß genehmigte, um die Franzosen aus dem Glevischen zu entfernen, welches sie hart mitnahmen, so erreichte er diesen Zweck doch nicht sogleich, da sie bis zur vollkommenen Sicherung des Friedens zwischen Schweden und Dänemark ein Pfand in Händen behalten wollten. Erst vier Monate nach dem Abschlusse, im Februar 1680, räumten sie die Festung Wesel.

Nach Beendigung dieses langwierigen Streites wollte König Christian V. seine frei gewordenen Truppen von Holstein nach Hamburg zur Unterwerfung des wichtigen Handelsplatzes, auf welchen er alte Ansprüche zu haben vorgab, marschiren lassen. Da seit langer Zeit Brandenburg in Bündniß und Freund-

schaft mit der reichen Stadt gelebt hatte, so trat Friedrich Wilhelm auch jetzt als Friedensvermittler zwischen ihr und dem benachbarten Fürsten auf. Diese Vermittelung hatte den gewünschten Fortgang, denn dem kurfürstlichen Gesandten gelang es, die Hamburger zu einer Geldentschädigung von 125,000 Thalern für die rückständigen Hülfsgelder aus dem letzten Kriege zu bewegen.

Der materielle Gewinn des für Brandenburg fast ununterbrochenen sieben Jahre währenden Krieges stand allerdings in keinem Verhältnisse mit den Anstrengungen und Opfern, welche Friedrich Wilhelm in demselben gebracht hatte, unberechenbar jedoch war die moralische Einwirkung desselben. Der glorreiche, obgleich unbelohnte Krieg sicherte die Grundlage der Größe des von ihm zur Einheit herangebildeten Staates. Die brandenburgischen Truppen hatten zwei schwedische Heere vernichtet, und rühmlich den Kampf gegen die sonst überall siegreichen französischen Truppen unter den größten Kriegsmeystern der Zeit bestanden. Wenn auch voll Neid und Eifersucht auf seine Erfolge, spendete ihm die stauende Mitwelt den Namen des großen Kurfürsten, zu edlem Wettstreit seiner Nachkommen und eines Volkes, welches durch ihn seine Kraft kennen gelernt hatte.

#### Die letzten Lebensjahre des großen Kurfürsten.

Schwer hatte die Hand des Geschickes auf dem edlen Fürsten gelastet, denn Alles, was menschliche Klugheit erfinden, was der Muth und das Genie eines Helden erringen konnte, war durch ihn geschehen, und dennoch raubte die Macht der Verhältnisse ihm jeglichen äußeren Lohn seines heldenmüthigen Ringens. Nach einer vierzigjährigen glorreichen Laufbahn sah er seine Staaten fast in demselben traurigen Zustande, wie zur Zeit, als er in den Wirren des großen Religionskrieges die Regierung übernommen hatte; alle Landestheile vom Kriegsgetümmel heimgesucht, von Plünderung und Brandschatzung erschöpft, und durch fortwährende unerschwingliche Steuern niedergedrückt. Die ganze Grundlage seiner Politik war zerstört, denn die Bundesgenossen, zu deren Heil er in treuem Verein das politische Gleichgewicht in Europa aufrecht erhalten, sein Ansehen hatte behaupten wollen, waren nicht nur schmähdlich im Augenblicke der Gefahr von ihm gewichen, sondern hielten sich auch noch nach dem Friedensschlusse in bedenklicher Ferne. Statt des guten Verhältnisses zu den Holländern, welche ihm im Anfang des Krieges großentheils ihre Rettung verdankten, war scharfe Spannung eingetreten, mit dem Kaiser ein lebhafter Zwist, und mit Spanien gerieth er sogar in offenen Krieg, während Sachsen und Hannover mit Frankreich Bündnisse schlossen und seine Länder dadurch im Falle eines neuen Krieges in die bedenklichste Lage geriethen. Der König von Dänemark dagegen glaubte seinerseits gegründete Klage gegen Friedrich Wilhelms Politik zu haben, denn er gab seinen geheimen Verhandlungen mit Frankreich die Schuld, daß Münster und Lüneburg Frieden geschlossen hatten. Auch sein Dazwischentreten in dem Streite mit Hamburg war von ihm übel aufgenommen worden; kurz das frühere Vertrauen und die enge Verbindung der beiden Staaten war dahin.

Mit Holland kam es zu lebhaften Erörterungen. Wohlbegründet war es, wenn er in einem nachdrücklichen Schreiben den Generalstaaten vorwarf, „er könne sich weniger über die Verheerung seiner Länder durch die Franzosen, seine Feinde, beklagen, als über die, denen zu Liebe er sich ins Unglück gestürzt, und die ihn nicht nur allein nicht unterstützt, sondern ohne Rücksicht auf das Völkerrecht gegen die feierlichsten Verträge und Zusagen verlassen und einen abgesonderten, ungerechten und unerhörten Frieden geschlossen hätten. Welchen Trost könnten sie dabei haben, zu sehen, daß er, der alle Kräfte aufgewendet, sie zu retten, nun zum Danke nur Verluste habe? Er hoffe mit Sicherheit Schadenersatz von ihnen, behalte sich seine Ansprüche vor.“ Sein Schreiben schloß mit der warnenden Bemerkung: „Gott möge sie vor ähnlichen Ueberfällen behüten; damit sie nicht zu ihrem Nachtheile erfahren, was es heiße, getreue Freunde zu verlassen.“

Zu einer Entschädigung jedoch waren die Generalstaaten keinesweges bereit, sondern entschuldigten sich nur auf das Höflichste mit der Bemerkung, sie hätten sich um den Schutz seiner westlichen Staaten so angestrengt als möglich bemüht, und wünschten auch für die Zukunft mit ihm ein ununterbrochen gutes Einverständnis. Damit war freilich der große Kurfürst nicht zufrieden, und schon dachte er daran, Truppen an die Pfälz zu führen, und mit Gewalt eine Entschädigung zu erzwingen, doch hielt ihn die Erklärung des französischen Cabinettes davon zurück, welches durchaus kein bedeutendes brandenburgisches Heer in der Nachbarschaft Frankreichs dulden wollte; jedoch versprach Louvois wenigstens seine Verwendung in Bezug auf die rückständigen Subsidien.

In noch gereizterem Tone wurden die Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe geführt. Als Friedrich Wilhelm die schimpfliche Uebereilung bei dem Abschlusse des Nimweger Friedens vorwarf und ebenfalls auf Schadenersatz antrug, hielt man ihm den Frieden von Boffem vor, und klagte über ihn, daß er vom Jahre 1675 ab nur gegen die Schweden seine Waffen gewendet habe, wogegen er mit vollem Rechte erwiedern konnte, daß jener Friede nur eben eine nothwendige Folge seiner gänzlich verlassenen Lage gewesen sei, und daß, wenn alle Bundesgenossen mit derselben Anstrengung wie er die Reichsfeinde bekämpft hätten, sich Niemand über das Endergebnis würde haben beklagen können. Mit aller Kraft und auch mit günstigem Erfolg widersetzte er sich dem kaiserlichen Verlangen, für das den Franzosen überlassene Freiburg die Reichsstädte Ueberlingen und Offenburg zu erhalten; forderte im Gegentheil als Entschädigung für sich die Reichsstädte Dortmund, Mühlhausen und Nordhausen, wobei er jedoch sowohl von Seiten der Reichsstände als des Kaisers auf unbefiegbaren Widerstand stieß. Es fehlte ihm nicht an ganz besonderen Klagepunkten gegen den Kaiser, der seiner Ansicht nach die Rechte des Kurhauses empfindlich gekränkt hatte. Im Jahre 1675 war nämlich der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau gestorben, ein Fürst aus Piastischem Stamm, mit dessen Vorsatz zur Zeit Joachim II. vom Kurhause ein Erbvertrug geschlossen worden war. I Friedrich Wilhelm zu jener Zeit im heftigsten Kampfe mit den Schweden begriff,

war, und die Hülfe des Kaisers aus Schlefien erwartete, so stand er für jene Zeit von den wohlbegründeten Rechtsforderungen ab; allein jetzt, wo er jede Hoffnung auf anderweitige Entschädigung, und zwar größtentheils durch den unzeitigen Rücktritt des Kaisers verschwunden sah, kam er darauf zurück. In Wien fürchtete man in dem Maße, der große Kurfürst würde mit den Waffen in der Hand auf Entschädigung in Schlefien denken, daß Leopold I. Vorkehrungen traf, und mit Baiern ein besonderes Bündniß gegen alle diejenigen schloß, welche des Rimweger Friedens halber Krieg anfangen würden.

Auch auf dieser Seite ließ sich der große Kurfürst zu keinem unvorsichtigen Schritt verleiten, doch auf einem andern Gebiete, wo man es am allerwenigsten erwartete, kam es zu wirklichen Thätlichkeiten — nämlich zur See, und zwar mit der Macht, welche damals noch die ausgedehntesten Kolonten besaß, und vor wenigen Jahrzehnten alle Meere mit seinen Kriegsfahrzeugen bedeckt hatte — mit Spanien. Gegen dieses lagen für Friedrich Wilhelm erhebliche Klagegründe vor. Seit dem Jahre 1674 hatte sich der König von Spanien zur monatlichen Zahlung von 32,000 Thalern Subsidien an den großen Kurfürsten verpflichtet, aber so unregelmäßig bezahlt, daß die rückständige Summe zur Zeit des Rimweger Friedens gegen zwei Millionen Thaler betrug. Vergewaltigt ward ein besonderer Abgeordneter nach Madrid geschickt, es erfolgte keine Zahlung, doch weniger aus Mangel an gutem Willen, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, als vielmehr, weil wirklich die spanischen Klassen, trotz der alljährlich noch einlaufenden Silberflotten, sich im Zustande gänzlicher Erschöpfung befanden, da wegen der über alle Vorstellung hinaus fahrlässigen und nutzlosen Verwaltung der hohen Behörden von 18 Millionen etwa 3 1/2 Millionen in den königlichen Schatz gelangten. Ueberdies war Friedrich Wilhelm ganz besonders auf Spanien erbittert, weil er meinte, daß er wegen Rückgabe der niederländischen Städte an diese Macht das von ihm mit so vieler Anstrengung eroberte schwedische Pommern habe herausgeben müssen.

Der große Kurfürst war deshalb entschlossen, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Hierbei fand er auch im französischen Kabinette Begünstigung, wo man es niemals ungern sah, wenn dem Hause Habsburg Verlegenheiten bereitet wurden. Man stellte ihn sogar gegen einen Angriff von Belgien aus sicher. So konnte der große Kurfürst seine ganze Kraft auf die Ausrüstung von Kriegsfahrzeugen verwenden, zumal da auch die Dänen nicht dagegen waren, und ihm den Durchgang durch den Sund zusicherten. Sechs Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen mit einer Besatzung von fast 1000 Mann liefen unter der Führung des Holländers Cornelius von Bevern gegen die spanischen Handelsschiffe aus (1680). Dieser erste Versuch glückte über Erwartung gut, denn die dänisch-burgische Flotte brachte sogleich bei Ostende ein großes spanisches, mit vierzig Kanonen besetztes Schiff von sechszig Kanonen auf, dessen Ladung für 100,000 Thaler verkauft wurde,

An dem Hofe Karl's II. konnte man nicht begreifen, wie es ein geringer Fürst, den man verächtlich nur den kleinen Marquis nannte, wagen könne, eine so große Macht zu reizen; auch erging augenblicklich Befehl an den Statthalter der Niederlande, den Herzog von Villa Hermosa, zu einem Angriff auf Cleve. Man wunderte sich aber noch weit mehr, als dieser Bedenken dagegen erhob und äußerte, es dürfte leicht viel Mühe kosten, Belgien gegen diesen kleinen Marquis zu vertheidigen. Nun verlangte man, Dänemark sollte den Sund schließen; doch dieses erwiderte: die brandenburgischen Schiffe seien durchgeschlüpft, und es könne Nichts in der Sache thun. Auch in London und im Haag fruchteten die Beschwerden der Spanier wenig, obgleich beide Seemächte mit dem kleinen Kriege, welcher ihren Handel störte, sehr unzufrieden waren, denn die Beschwerden des großen Kurfürsten waren zu wohl begründet, und überdies bot er auch fortwährend Frieden an, wenn seine Forderungen berücksichtigt würden. Jedoch nahmen sich die Seemächte in so weit der Spanier an, daß sie den Herzog von Parma, welchen Karl II. zum Generalgouverneur der Niederlande ernannt hatte, mit einigen Kriegsschiffen gegen das ihm auflauernde brandenburgische Geschwader schlugen. Dieses ging jetzt nach Westindien, wo es vier Monate kreuzte, ohne jedoch mehr als zwei Schiffe aufzubringen. Da legte es sich endlich mit großer Keckheit vor die spanische Küste am Kap St. Vincent, und wartete auf die Ankunft der amerikanischen Silberflotte. Vor Erstaunen und Unwillen über die Drohungen einer Seemacht, deren Existenz man bisher noch gar nicht gekannt hatte, ließ die spanische Regierung nun zwölf große Gallionen gegen die brandenburgischen Kreuzer auslaufen. Es kam zu einem ernstlichen Gefecht, in welchem letztere rühmlich gegen die große Uebermacht bestanden, jedoch der nöthigen Reparaturen wegen nach dem portugiesischen Hafen Lagos und von da nach Billau zurückgingen. Unter der Zeit hatten zwei andere Fregatten nebst dem neu ausgerüsteten spanischen Schiffe an der flandrischen Küste, allein ohne wesentlichen Erfolg gekreuzt, weil die Spanier, durch den bisher erlittenen Nachtheil gewarnt, ihren Handel meistens auf neutralen Schiffen trieben. Außerdem kam noch hinzu, daß die Holländer, denen man aus Mangel an geschickten See-Offizieren die brandenburgischen Schiffe hatte anvertrauen müssen, mehr auf ihren als auf des Kurfürsten Vortheil bedacht waren, und daß sämtliche Seemächte den ihren Handel störenden Krieg sehr ungern sahen. Friedrich Wilhelm selbst fand wenig Vortheil bei diesen Unternehmungen, daher stand er davon ab, und widmete dafür die frei gewordenen Kräfte mit größerem Vortheil auf den Seehandel. Wie überall, hatte der heldenmüthige Fürst auch diesmal bewiesen, daß seinem schöpferischen Genius Nichts unmöglich war, und daß der Geist, welchen er seinen Unterthanen eingefloßt hatte, auch alle Formen zu durchdringen vermochte.

Des großen Kurfürsten hauptsächlichste Bemühung ging jetzt dahin, aus der politisch vereinsamten Stellung, in welche er gerathen war, sobald als möglich herauszutreten. Da er auf dem bisher betretenen Wege nur Schaden und

Verlust erlitten, so lag es nahe, den entgegengesetzten einzuschlagen, und durch ein Bündniß mit Frankreich das zu erlangen, was ihm die Feindschaft gegen dasselbe entrißen hatte. Ueberdies bedurfte er, um seine Militärmacht erhalten und überhaupt seine politische Stellung behaupten zu können, eines Subsidien zahlenden Bundesgenossen. Auf eine solche Stellung wollte freilich Ludwig XIV. nicht eingehen, weil er selbst nach dem schweren siebenjährigen Kampfe der Ersparniß für seinen erschöpften Schatz bedurfte; doch sah er die Annäherung eines so thatkräftigen entschlossenen Herrschers gern, und begünstigte ihn, wie wir gesehen, in seinen Unternehmungen gegen andere Mächte.

Freilich verfuhr Ludwig XIV. seit jener Zeit gegen Kaiser und Reich mit immer steigender Anmaßung; hatte ihn doch der letzte Krieg hinreichend gelehrt, mit welcher Leichtigkeit hier eine Kraft durch die andere zu lähmen war.

Auch Friedrich Wilhelm hatte diese Ueberzeugung gewonnen, und war deshalb aus entgegengesetztem Grunde, nämlich um so wenig als möglich zu verlieren, der Meinung, man müsse lieber dem übermächtigen Nachbar einige Opfer bringen, als einen Krieg beginnen, welcher die Verfügung über das Reich vollkommen in seine Hände spielen würde.

Gleichwohl waren die Forderungen des stolzen Königs nicht gering. Er hatte den Grundsatz aufgestellt, „Ihm gebühre die volle Souveränität über die im westphälischen Frieden erworbenen Reichslande, und diese gehe so weit, daß er auch alle und jede Pertinenzien, welche irgend einmal mit diesen Städten und Territorien in Verbindung gestanden, zurückzufordern berechtigt sei (1679).“ Diesem neuen Rechtsgrundsatz gemäß hatte er sogleich nach dem Frieden nicht nur zehn elsassische Städte eingezogen, sondern auch die elsassische Reichsritterschaft zur Hulldigung gezwungen. Seinen Forderungen gab er bald eine noch weit gefährlichere Ausdehnung. Auf Anregung des Parlamentsrathes Ravaulx zu Metz, welcher in den Archiven herausgefunden hatte, was dem Bezirke seines souveränen Gerichtshofes angehörte, war daselbst eine Behörde unter dem Namen Reunionskammer niedergesetzt worden, um die außerhalb des Gebietes der drei Bisthümer eingeseffenen Vasallen zur alleinigen Anerkennung der französischen Oberhoheit zu zwingen. Selbst Louvois hatte Anfangs diesen Gedanken als halbwahnsinnig abgewiesen, jedoch bald anerkannt, daß man im Ernst durch scheinbares Rechtsverfahren auf diesem Wege erlangen könne, was bisher durch das Schwert nicht möglich gewesen war. Unverzüglich wurden ähnliche Reunionskammern in Dreisach und Besançon, bald darauf auch in den flandernschen Eroberungen eingerichtet, und endlich so viel gefordert, daß nicht allein eine große Anzahl reichsfürstlicher Häuser, sondern auch Spanien wegen seiner niederländischen Herrschaften, Schweden wegen Zweibrücken die Oberhoheit des Königs Ludwig XIV. anerkennen sollten. Sofort wurden die Inhaber dieser vermeintlichen französischen Besitzungen vor die Reunionskammer geladen, und da sie, wie vorauszu sehen war, nicht erschienen, ließ man die bezeichneten Landestheile als verwirkte Lehen einziehen und von französischen Truppen besetzen.

Mehrere Monate dauerte es, ehe der Reichstag zu Regensburg offizielle Notiz von dieser unerhörten Rechtsverletzung nahm. Dann protestirte er mit gelehrten Debuctionen, doch an Mittel zum kräftigen Widerstande war nicht zu denken. Von „Reichsdefension“ war zwar die Rede, aber selbst als während der Unterhandlungen ohne allen Rechtschein auch Strassburg unter dem jubelnden Ledeum des Fürstbischöfes von den Franzosen besetzt wurde, leistete man nicht den geringsten Widerstand.

Man hatte zur gütlichen Schlichtung der angeblichen Rechtsfragen einen Congress zu Frankfurt angelegt, allein hier stritt man über Ceremonial-Angelegenheiten, über den Excellenztitel, ob die Gesandten im Circle, Oval oder Quadrat sitzen sollten und andere ähnliche Aeußerlichkeiten, während der Reichstag zu Regensburg zu keinem gemeinsamen Beschluß für die Reichsvertheidigung kommen konnte. Einzelne Stände traten zu Bündnissen zusammen, andere verweigerten ihre Theilnahme, kurz, dem Auslande gegenüber schien jedes festere Band der Eintracht zu fehlen.

Wer konnte es unter diesen Umständen dem großen Kurfürsten verdenken, wenn er, durch die bittere Erfahrung des letzten Krieges gewarnt, wo Anfangs von ihm allein die dem Reiche heilsame und ziemende Politik im Felde würdig vertreten wurde, sich zuletzt von denen, die ihn verlassen hatten, abwandte, weil er an dem Erfolge kriegerischen Widerstandes verzweifelte, und deshalb nur auf dem Wege der Unterhandlung eine befriedigende Lösung politischer Verwickelungen suchte. Daher schien es ihm sowohl für seine besonderen, als für die Reichsangelegenheiten durchaus angemessen, mit Ludwig XIV. ein Bündniß abzuschließen, in Folge dessen Friedrich Wilhelm sich bemühen sollte, die friedliche Beilegung des Streites zwischen dem Reiche und den Franzosen zu bewirken, wogegen ihm französischer Seits Ausichten auf das schwedische Pommern, so wie auf Verwirklichung seiner Ansprüche in Betreff der schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau gemacht wurden (1682).

Fast zu derselben Zeit erneuerte der große Kurfürst sein ehemaliges Vertheidigungsbündniß mit Dänemark zur Abwendung eines neuen Krieges zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche, welchem auch der Kurfürst von der Pfalz nebst dem Bischofe von Münster beitraten. Der Vortheil des Kaiserhauses fing an, sich zu weit von dem des deutschen Reiches zu entfernen, als daß ein deutscher Reichsfürst mit den Grundlagen selbstständiger Macht und dem hohen Genies eines Friedrich Wilhelm nicht daran hätte denken sollen, in sich einen besseren Halt für wahrhaft deutsche Angelegenheiten zu sehen, als Leopold I. ihm bieten konnte und mochte. Ueberdies mußte er in dem Kaiser einen entschiedenen Feind protestantischer Interessen sehen, was sich besonders in Ungarn erwies, wo Leopold I. nach dem Siege über den Fürsten Ragoczzy nicht nur eine große Anzahl protestantischer Kirchen und Schulen geschlossen, sondern mit schonungsloser Härte 250 Prediger auf neapolitanische Galeeren, den Mann für funfzig Kronen, verhandelte. Eine so grausame Behandlung war nicht geeignet,

das so leicht zur Leidenschaft aufgeregte Volk zu beschwichtigen. Selbst der türkische Despotismus schien erträglicher als die österreichische Herrschaft; deshalb gab der Graf Tököly das Königreich in den Schutz Mahmuds IV., welcher nun den nach der Schlacht von St. Gotthard geschlossenen Waffenstillstand seinerseits aufkündigte.

Von vielen Seiten erhielt Leopold I. Anerbietungen bewaffneter Hülfe. Auch der große Kurfürst wollte 7500 Mann auf eigene Kosten stellen, wenn es mit Frankreich zum Abschluß käme. Zugleich brachte er jedoch seine Ansprüche auf Siegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf in Erinnerung, und bat um schonendere Behandlung seiner Glaubensgenossen in den kaiserlichen Landen. Jedenfalls war er bereit, mit 12,000 Mann dem Kaiser zu Hülfe zu ziehen, doch hatten die angeführten Mahnungen Letzteren in eine so große Besorgniß gegen bedenkliche politische Absichten versetzt, daß, obgleich den brandenburgischen Truppen schon Quartiere in Schlesiens angewiesen, und Hülfsgeelder zum Belaufe von 300,000 Thalern bereit lagen, dennoch plötzlich von Wien aus Gegenbefehl ertheilt und der ganze Vertrag aufgehoben wurde (1683). Man fürchtete hier nämlich, der große Kurfürst würde sich wegen seiner Beschwerden durch die Besetzung Schlesiens schadlos halten. Nur derartige Besorgniß kann die Veranlassung zu dieser Maßregel gewesen sein, da sich bekamtlich der Kaiser in so bedrängter Lage befand, daß nur durch die Dazwischentunft des heldenmüthigen Johann Sobieski Wien und Ungarn gerettet wurde. Den brandenburgischen Truppen raubte der Argwohn Leopolds I. die Ehre, an der Befreiung Deutschlands von den Waffen der Osmanen Theil zu nehmen. Mit Frankreich aber ward 1684 ein zwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen, durch welchen die bisher raunitten Orte in Ludwigs XIV. Händen verblieben.

Kurze Zeit nach dem Frieden von St. Germain war nach so vielen schlagelagenen Hoffnungen für den großen Kurfürsten ein günstiges Ereigniß eingetreten; er gelangte nämlich durch den Tod des bisherigen Verwesers von Magdeburg zum Besitz eines ihm schon vor zweiunddreißig Jahren in dem westphälischen Frieden als Kriegsentsehdigung zugewiesenen Landesgebietes (1680). Bei dieser Gelegenheit nahm Friedrich Wilhelm Besitz von vier Ämtern, welche dem Friedensschluß gemäß an Sachsen fielen. Natürlich erhob sich über dies allerdings eigenmächtige Verfahren großer Streit, der aber dahin geschlichtet wurde, daß der große Kurfürst drei Ämter und eine Forderung von 34,000 Thalern aufgab, dafür jedoch das vierte Amt, Burg, mit seinen Besitzungen vereinigte.

Der große Kurfürst hatte sich an Ludwig XIV. angeschlossen, um durch ihn zur Schadloshaltung für seine vorgeblichen Anstrengungen in dem holländisch-französischen Kriege zu gelangen. Bald überzeugte er sich, daß seine Hoffnungen nicht hindänglich begründet waren, denn der König von Frankreich bewilligte verhältnißmäßig nur Geringes, während Schweden große Summen erhielt, und selbst Dänemark jährlich 800,000 Rixes Subsidien bezog. Außerdem



mußte ihm die nahe Verbindung Schwedens mit Frankreich jede Hoffnung rauben, durch die Hülfe des Letzteren zum Besiz des schwedischen Pommern zu gelangen.

Wenn er in diesen Punkten seine Hoffnungen auf Erwerb getäuscht sah, fehlte es sogar andererseits nicht an vollgültigen Klagen wegen offener Eingriffe in seine persönlichen Rechte. Gewaltfam hatte sich der König auch des Fürstenthums Orange bemächtigt, welches nach des Statthalters unbeerbtem Tode an Brandenburg fallen sollte; doch wie lebhaft er sich auch des kleinen Ländchens annahm, konnte er das drückende Verfahren der Franzosen nicht mildern. Andererseits aber nahm es der stolze Ludwig XIV. übel, daß sich der große Kurfürst für seine reformirten Glaubensbrüder in Frankreich verwendete, über welche von Tag zu Tage ein härteres Schicksal hereinzubrechen drohte. Schon war eine nicht geringe Anzahl der Bedrängten, vornehmlich auf Betrieb des eifrigen Reformirten Otto von Schwerin, in die brandenburgischen Staaten gekommen, wo man sie zu hohen Hof- und Kriegsamtern zuließ; Du Bellay d'Anché wurde sogar Erzieher der kurfürstlichen Kinder erster Ehe. Als aber endlich selbst das von der äußersten Gewalt schützende Edikt von Nantes aufgehoben wurde, und große Schaaren der Unglücklichen den grausamen Verfolgungen und Martern entflohen, da nahm der große Kurfürst so viel ihrer kamen mit offenen Armen in seine Staaten auf, trotz aller Beschwerden Ludwigs XIV., daß er nur den Vorwand der Religion benutze, um französische Unterthanen in sein Land zu ziehen, und man sich doch französischer Seits niemals in die Angelegenheiten der katholischen Unterthanen Friedrich Wilhelms gemischt habe. Man drohte hierbei sogar mit Entziehung der bisher gezahlten Subsidien.

In gerechtem Unwillen erwiderte der große Kurfürst hierauf: „Was die Subsidien beträfe, so habe er diese nicht umsonst erhalten, und es wäre ihm mehr versprochen als gegeben worden; übrigens werde er um keine noch so hohe Summe seine Ehre und das Interesse seiner Staaten opfern. Sein Herz aber blute über das schwere Unglück seiner Glaubensgenossen, über die harten Einlagerungen der Truppen, Gefangenschaft, Galeeren und Ermordungen. Man habe den Eltern ihre Kinder geraubt, Gräber aufgegraben, das Edikt von Nantes aufgehoben, die Protestanten Keger genannt, und verbreitet, man müsse ihnen nicht Treue und Glauben halten; man behandle sie also schlechter als Heiden und Türken, denen man doch Verträge zu halten verpflichtet sei! Was solle man ferner noch Verfolgungen nennen, wenn nicht dies! Uebrigens habe er nur diejenigen Protestanten zu sich eingeladen, welche aus Frankreich schon entflohen wären, was dem Könige gleichgültig sein könne; auch habe er öfters schon Unterthanen des Kaisers aufgenommen, der sich nie darüber beklage und sie wenigstens auswandern lasse. Rühme der König seinen Religionseifer, so möge er ihm den seinigen nicht verargen, durch den er nur bei dem unerhörten Glende seiner Glaubensbrüder gerührt werde. Er verfolge die Katholiken nicht, und der König möge nur seine protestantischen Unterthanen so behandeln, wie er die

katholischen, dann würden sie sehr zufrieden sein und nicht an Flucht und Auswanderung denken. Er habe es sich besonders angelegen sein lassen, Katholiken und Evangelische gleichmäßig zu schützen, Allen Gewissensfreiheit zu gönnen, und deshalb auch die Katholiken zu den Innungen, zu Hädtischen, ja höheren Staatsämtern zugelassen. Wenn diese Erklärung aber nicht genüge, so werde das ein Zeichen sein, daß der König sich den Verpflichtungen des Bündnisses entziehen wolle."

Die Folge dieses Umstandes war, daß Friedrich Wilhelm wieder einen Schritt dem Kaiser entgegentrat. Natürlich suchte er so viel Vortheil als möglich daraus zu ziehen. Da es im Falle fernerer Gewaltschritte Ludwigs XIV. nothwendig war, auf kräftige Widerstandsmaßregeln gegen ihn zu denken, so stellte er zu diesem Zwecke dem Kaiser Leopold vor, „das wirksamste Schutzmittel Deutschlands gegen weitere Angriffe Frankreichs sei die Errichtung einer tüchtigen und bereiten Heeresmacht der größeren Fürsten, zu deren Unterhalt die kleineren waffenlosen Reichsstände beitragen müßten, weil sie ja die Wohlthat des Schutzes göndssen. Er für sich sei bereit, ein starkes Heer aufzustellen, wenn der Kaiser den kleinen Reichsständen der Elbe Beiträge zum Unterhalt desselben auferlegen wolle."

Dieser Rath hatte allerdings eine egoistische Seite zu Gunsten des von ihm neugebildeten brandenburgischen Staates, dem er durch die vorgeschlagene militärische Einrichtung einen noch überwiegenden Einfluß als bisher sichern wollte. Pläne der Art stimmten natürlich keinesweges mit den Ansichten des Kaisers, für welchen der große Kurfürst schon eine zu bedeutende Stellung eingenommen hatte. „Er habe kein Recht, hieß es in der Erwiederung auf diesen Vorschlag, auf solche Art über Reichsstände zu verfügen; außerdem halte der Kurfürst schon ein zu starkes Heer, als daß nicht dadurch der Argwohn seiner Nachbarn gereizt werden müßte." Deshalb weigerte sich freilich auch seinerseits der große Kurfürst, eine bedeutende militärische Hülfe gegen die Türken zu senden; nur 2000 Mann gingen nach Ungarn, welche sich in den damaligen siegreichen Kämpfen gegen die Osmanen rühmlich auszeichneten. Was aber eine kräftige Reichswehrverfassung betrifft, so wird jeder Unbefangene gestehen müssen, daß, insofern keine durchgreifende Centralmacht in Deutschland waltete, welche doch auch schon den Habsburgern entschlüpft, und selbst für diese nur auf Kosten reindeutscher Interessen wiederherzustellen ging, kein besseres Mittel auszudenken war, als das von dem großen Kurfürsten empfohlene; weil einzig und allein auf diesem Wege die unglückselige Kleinstaaterei, der traurige Quell der politischen Schwäche des deutschen Volkes, beseitigt werden konnte. Demnach war sein Plan gewiß im deutschen, wenn auch nicht im habsburgischen Sinne annehmbar.

Alein die Gefahr des Reiches vor den Franzosen, und was nicht minder auf Friedrich Wilhelm wirkte, die Gefahr des protestantischen Glaubens, da Frankreich und Jakob II. im gemeinschaftlichen Sinne für den Sieg des Katho-

arbeiteten, wuchsen von Tag zu Tage, deshalb entfernte sich der große Kurfürst nicht wieder von dem Kaiser, weil letzter Endes dieser immer noch rogeren Antheil an der gemeinsamen deutschen Sache gezeigt hatte, als die meisten Stände, und es vor allen Dingen das Schlimmste war, das Reich ganz werthlos auseinanderfallen lassen. So kam denn am 22. März 1686, namentlich auf dringendes Zureden des Kurprinzen, welcher sich bald zu noch empfindlicheren Opfern hinterlistiger Weise bestimmen ließ, ein neues Bündniß zu Stande. Ihm gemäß verbanden sich beide Fürsten eng mit einander, und sicherten sich gegenseitig ihre Ansprüche in der Pfalz und in der spanischen Nachfolge. Friedrich Wilhelm versprach dem Kaiser mit 8000 Mann Fußvolk, 1200 Reiten und 800 Dragonern gegen die Türken beizustehen, wogegen der Kaiser im Fall der Noth 12,000 Mann stellen und 100,000 Thaler zahlen wollte. „Um aber ein Band unauslöschlicher Freundschaft zu knüpfen, so ist beschlossen, allen Differenzen und Prätensionen, so einer gegen den andern bisher gestellt, auf einmal aus dem Wege zu räumen. Und weil S. R. D. seit der böhmischen Unruhe das Herzogthum Jägerndorf, nach dem Absterben des letzten Herzogs zu Liegnitz diese drei Herzogthümer nebst der Herrschaft Beuthen und die Kosten wegen des neuen Grabens prätendirt, so cediren S. R. M. dem Kurfürsten, dessen Erben und Nachkommen den sogenannten Schwiebus'schen Kreis in Schlesien, die lichtensteinsche Schuldforderung in Ostfriesland; dahingegen der Kurfürst, wenn dieses Alles zur völligen Richtigkeit gekommen, auf seine Ansprüche Verzicht leistet.“

Allein gerade der Haupttheil der Entschädigung wurde durch ein hinterlistiges Spiel der Diplomatie dem hohenzollernschen Herrscherhause entzogen. Schon etwa vier Wochen vor dem Abschluß dieses Vertrages verpflichtete sich nämlich der Kurprinz durch einen besonderen Revers, nach dem Ableben seines Vaters in die Rückgabe des Schwiebuser Kreises für die Herrschaften Neustadt und Gimborn zu willigen. Die Veranlassung zu diesem sonst unbegreiflichen Opfer war das Versprechen des kaiserlichen Gesandten Baron von Freidag, daß die für den Kurprinzen ungünstigen Bestimmungen des Testaments, welches Friedrich Wilhelm auf Betrieb seiner zweiten Gemahlin zu Gunsten der jüngeren Prinzen gemacht hatte, durch kaiserliche Nachvollkommenheit beseitigt würden. Jedenfalls erscheinen diese Verhandlungen als das Spiel einer unwürdigen Intrigue.

In den letzten Jahren seiner Regierung aber übernahm der große Kurfürst, ganz gemäß der von ihm durch große Thaten errungenen Stellung, wo möglich nach allen Seiten hin, die Rolle eines Friedensvermittlers. So in den Angelegenheiten der dänischen Halbinsel. Hier hatte König Christian V. seinem Better, dem Herzog von Holstein-Gottorp, das Herzogthum Schleswig mit Gewalt weggenommen, und bedrohte noch überdies die wichtigen Handelsstädte Hamburg und Bremen; jedoch widersezte sich Friedrich Wilhelm, welcher die wichtigen Folgen dieser Eingriffe in die Rechte des deutschen Staatenvereins wohl erwoog, diesen Unternehmungen mit solchem Nachdruck, daß jede fernere Gewaltthat unterblieb.

Schwieriger blieb seine Stellung dem König Ludwig XIV. gegenüber. Roth immer erhielt er von Frankreich Subsidien, theils, weil er es nach Beliegung der letzten Störzungen über religiöse Angelegenheiten für unangemessen hielt, das frühere Verhältniß zu lösen, theils auch, weil es ihm unmöglich war, ohne dieselben sein Heer, diese Schöpfung, auf welche sich das Ansehen des brandenburgischen Staates gründete, ferner zu erhalten. Daher trat er auch dem zu Augsburg 1686 geschlossenen, sogenannten großen Bunde deutscher Fürsten, an dessen Spitze der Kaiser als Direktor stand, nicht bei. Auch durfte er dies bei richtiger Würdigung seines Standpunktes dem Kaiser gegenüber nicht, denn hier war nicht von Reichsverpflichtungen, sondern von einem Privatbunde die Rede, und ganz treffend entgegnete er deshalb auf die Anfrage wegen des Anschlusses, daß es desselben nicht bedürfe, weil schon ein Bündniß zwischen ihm und dem Kaiser bestehe. Mit großer Feinheit kam er so seinen Verpflichtungen gegen das Reich nach, ohne seiner selbstständigen Stellung zu entsagen.

Wie sehr dem großen Kurfürsten das Wohl Deutschlands am Herzen lag, erwieß er hinlänglich durch die Weigerung, den 1684 auf zwanzig Jahre geschlossenen Waffenstillstand in einen immerwährenden Frieden zu verwandeln, und so für immer dem Reiche die Hoffnung auf den Wiedererwerb des jüngst Verlorenen zu rauben. „Er freue sich, lautete seine Aeußerung, daß der Kaiser die Grenzen des Reiches nicht wolle einengen lassen; denn wenn nur alle Reichsstände ehrlich und vereint nach demselben Ziele strebten, würde die bevorstehende Gefahr abgewendet, Deutschland vor schimpflicher Zerreißung für immer bewahrt, und das alte Ansehen erhalten werden.“

Bald gab er einen noch stärkeren Beweis dieser ächt deutschen Gesinnung. Auf dem Reichstage zu Regensburg hatte ihn bisher immer noch der ausgezeichnete, aber ganz französische Staatsmann Gottfried von Jena vertreten. Als dieser für neue Bewilligungen an Frankreich stimmte, rief ihn der große Kurfürst zurück, ohne sich durch die unsichliche Drohung des französischen Gesandten, daß die Subsidien aufhören würden, irgend bestimmen zu lassen. Im Gegentheil antwortete der große Kurfürst mit edler Entrüstung: „Man irre sich sehr, wenn man glaube, ein so elender Beweggrund könne ihn bestimmen, etwas von seinem wohlverdienen Ansehen in der Welt aufzugeben, seine Pflichten gegen das Vaterland zu versäumen und die Freiheit seiner Beschlüsse zu beschränken.“

Mit ebenso großer Entschiedenheit trat Friedrich Wilhelm des Königs Plane, in England den Protestantismus und die auf parlamentarisches Leben begründete Freiheit zu stürzen, entgegen. Freudig bot er zu diesem Zwecke Wilhelm von Oranien die Hand, denn, wie gerecht er immer auf die unzeitige Friedensliebe der Generalstaaten zürnte, war er doch beständig im Einverständniß mit diesem tiefblickenden Politiker geblieben, dessen Schuld es in der That nicht gewesen war, als man den Nimweg-Frieden zu rasch abgeschlossen hatte. Schon lange hatte Wilhelm mit spähendem Blick die Gährung des Inselreiches verfolgt und

in der Stille Maßregeln zu kräftigem Eingriff vorbereitet. Der einzige Vertraute seiner tiefangelegten Absichten unter den Fürsten war der große Kurfürst.

Schon ein Jahr vor Jakob's II. Thronbesteigung war der Plan eines gewaffneten Einschreitens durch Wilhelm mit voller Billigung Friedrich Wilhelms entworfen, ja schon der Oberfeldherr des Invasionsheeres, in der Person des Marschalls von Schomberg, welcher um der Religion willen Frankreich verlassen hatte, bezeichnet. Doch der Augenblick einer günstigen Ausführung schien noch nicht gekommen, da durch den thörichten Versuch des Herzogs von Monmouth für den Augenblick Jakobs Herrschaft befestigt worden war. Um jeden Verdacht zu vermeiden, trat der Marschall als General en chef aller brandenburgischen Truppen, geheimer Staats- und Kriegsrath und Statthalter von Preußen mit einem Jahrgehalt von 30,000 Thalern in des großen Kurfürsten Dienste. Außerdem ward ein Vertrag geschlossen oder wenigstens entworfen, durch welchen sich Friedrich Wilhelm verpflichtete, 8000 Mann für Subsidien in das Clevische zu senden, um das Unternehmen gegen England zu unterstützen. So bot er von allen Fürsten Europas zuerst die Hand zu einem Bunde, welcher die Uebermacht Frankreichs brechen, Deutschland vor einer Zerstückelung durch den rastlosen Oberer bewahren sollte (1687).

Jedoch mit raschen Schritten nahte damals der große Fürst dem Ziele seines irdischen Lebens. Schon seit einer geraumen Zeit litt er an schweren gichtischen Anfällen, namentlich beim Wechsel der Jahreszeiten. Auch im März 1688 hatte sich wie gewöhnlich gichtische Geschwulst eingefunden, doch achtete der fürstliche Kranke wenig darauf, und hoffte auf die Heilkraft des kommenden Frühlings. Diesmal war die Krankheit bedenklicher als je, und artete zuletzt in Wassersucht aus. Friedrich Wilhelm selbst fühlte deutlich die nahende Auflösung. Um die Mitte des Aprils sprach er mehrmals die Ahnung aus, daß der 27. oder 28. des Monats sein Todestag sein würde. Dennoch schien es, als ob die Krankheit noch einmal vorüberziehe, doch es war nur täuschender Schein.

Trotz des qualvollen Zustandes war Friedrich Wilhelm seiner langjährigen Gewohnheit gemäß mit dem Beginn des Frühlings nach Potsdam gezogen, und hatte dort unausgesezt den Staatsgeschäften obgelegen. Am 27. berief er noch einmal den Geheimenrath und richtete an ihn im Beisein des Kurprinzen einige auf sein Dahinscheiden vorbereitende Worte. Er empfahl seinem Nachfolger, „sich in allen Angelegenheiten an die alten bewährten Diener zu halten, und denen, die ungerechte Rathschläge geben, das Ohr nicht zu leihen; vor Allem aber den Ruhm, den er ihm als Erbtheil hinterlasse, zu bewahren und zu vermehren. Nie solle der Prinz die nöthige Vorsicht vergessen, weil ihn selbst die Erfahrung gelehrt, daß Ruhe und Sicherheit ohne eine eiserne Hand und ohne ein stehendes Heer nicht zu bewahren sei; so möge er dasselbe halten und üben, um des Landes Sicherheit und das Ansehen seines Hauses zu behaupten.“ Keiner der Anwesenden enthielt sich bei diesem Auftritte der Thränen.

Am folgenden Tage erwartete man seine Auflösung; die ganze Familie war an dem Sterbebette versammelt. Auch in dem verhängnißvollen Augenblick des Scheidens standen die großen Ereignisse, welche sich damals in der politischen Welt vorbereiteten, vor seiner Seele; denn, als der dienstthuende Offizier der Leibgarde zum Empfange der Parole eintrat, gab ihm der sterbende Fürst mit nachdrücklichem Tone das Wort: „Amsterdam.“ Den Abend vorher war es London gewesen; an diesen beiden Orten entschied sich damals das Schicksal der europäischen Welt.

Am 29. April endlich schlug die Scheidestunde. Nachdem der große Kurfürst noch einmal seine Kinder gesegnet hatte, rief er laut: „Komm Herr Jesus komm, ich bin bereit;“ bald darauf: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der wird mich einst aus der Erde erwecken.“ Mit diesen Worten neigte er sanft das Haupt und entschlief.

Friedrich Wilhelm war eine nach allen Seiten hin bevorzugte Natur, denn ihm hatte der Himmel außer dem großartigsten Herrschergeenius auch ein tiefes, sittliches, wahrhaft religiöses Gemüth, eine lebhaft empfindliche für die edelsten und zartesten Verhältnisse des Lebens verliehen. Die Vorsehung bot ihm auch in dieser Hinsicht reiche Befriedigung. Seine erste Gemahlin, Louise Henriette, Tochter des Prinzen Friedrich von Oranien, war ein Muster aller weiblichen Tugenden. Zwanzig Jahre ungetrübten Glückes verlebte er in dieser seiner ersten Ehe. Auch die zweite Gemahlin, Dorothea, eine geborne Prinzessin von Holstein-Glücksburg, verließ seinen späteren Lebensjahren den Reiz eines anmuthigen häuslichen Lebens, doch gelang es ihr nicht, in eben dem Maße wie ihre Vorgängerin auch das Vertrauen und die Liebe der Unterthanen zu gewinnen. Sie war vor Allem zärtliche Mutter ihrer Kinder, und wenn sie auch ein reges Gefühl für das persönliche Wohl ihres Gemahls besaß, so fehlte ihr doch die feurige Theilnahme an dem Edelsten und Herrlichsten, was er geschaffen, nämlich an dem Ruhm und der Größe des hohenzollernschen Fürstenhauses. Man konnte ihr zwar den ökonomisch-spekulativen Sinn, mit welchem sie das Geschenk ihres Gemahls, den Grund und Boden des nordwestlichen Theils von Berlin durch einträgliche Parcellirung zur Anlegung der jetzigen Dorotheenstadt ausbeutete, zu Gute halten, weil sie allerdings bei den beschränkten Finanzmitteln des Staates für ihre Kinder zu sorgen hatte; doch wurde diese Sorge gehässig, als sie ihren Einfluß auf den alternden Gemahl für eine, die ganze Größe seiner staatlichen Schöpfung bedrohende testamentliche Bestimmung ausbeutete. Daher darf man sich nicht wundern, wenn bei einer gerechten Abneigung gegen so nachtheilige Bestrebungen der große Haufe sich sogar zum Glauben an verbrecherische Pläne bestimmen ließ. Man glaubte nämlich an Vergiftungsversuche, da der Kurprinz nach einer Mahlzeit bei der Stiefmutter plötzlich schwer erkrankte, seine Gemahlin im fünften Monate ihrer Schwangerschaft nach einer dreitägigen Krankheit starb. Selbst der Kurprinz, freilich ein schwacher und argwöhnischer Charakter, traute diesen Gerüchten und mied Berlin, weil er sich dort nicht mehr für

sicher hielt. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Beschuldigungen jedes sicheren Grundes entbehrten; sie zeigen nur, wie schwierig die Lage der Umgebung mächtiger Persönlichkeiten ist, und mit welcher Vorsicht der Einfluß auf sie ausgeübt werden muß, wenn nicht die schwersten Anklagen in Betreff der etwaigen Folgen erhoben werden sollen. Auch darf uns der Kurfürstin Einfluß auf ihren Gemahl nicht zu einem ungerechten Urtheil über die Charakterfestigkeit desselben verleiten, denn dies ist ein Punkt, wo selbst die stärksten Charaktere wanken. Wieniel von seinem glänzendsten Ruhm opferte nicht Friedrich Wilhelms Zeitgenosse den frommen Launen seiner Gemahlin, der Frau von Maintenon! —

Zur Förderung eines unbefangenen Urtheils über den großen Fürsten wollen wir hier die Schilderung eines Ausländers, des Bischofs Burnet, welcher als Vertrauter der Pläne Wilhelms von Oranien das Wesen des großen Kurfürsten persönlich zu studiren Gelegenheit hatte, hier noch hinzufügen.

Friedrich Wilhelm, sagt dieser scharfsichtige Beobachter, war ein Fürst von großem Muth, und eben so kriegerisch, als im Kriegswesen erfahren. Man hielt ihn auch allgemein für einen guten Kopf. Er hatte eine große Rolle in Europa gespielt, und ihm war nichts unbekannt, was sich seit funfzig Jahren ereignet hatte. Mit einem bewundernswürdigen Gedächtnisse, welches die unbedeutendsten Gegenstände unauslöschlich fest behielt und ihm Alles, was er je in seinem Leben gesehen hatte, so zu sagen, vor die Augen führte, verband er einen äußerst lebhaften Geist, aber auch ein galliges Temperament, so daß er leicht in Hitze gerieth. Nachdenken mäßigte nachher sein erstes Aufbrausen, doch setzte er sich dadurch dem Vorwurf der Unbeständigkeit aus. Seine Lebensweise war geregelt, und vorzüglich lagen ihm die Interessen der Religion am Herzen. Er that was er vermochte, die Lutheraner und Calvinisten einander zu nähern, doch verdroß ihn die Starrheit jener, vorzüglich in Preußen, nicht weniger als ihm die Unbiegsamkeit der Calvinisten mißfiel. Er tadelte die Synode von Dordrecht sehr, da sie die ganze Welt in Flammen gesetzt und der Religion fast unheilbare Wunden geschlagen habe. Seine Meinung war, beide Theile müßten von allen dogmatischen Entscheidungen über streitige Gegenstände der Speculation abstehen, außerdem würden weder die Einen noch die Andern je dahin kommen, auf vernünftige Gründe zu hören.

Der Kurfürst hatte einen prächtigen Hof und zahlreiche Truppen. Wenig empfindlich bei den Leiden der Menschheit, belastete er seine Unterthanen außerordentlich, um sein Gepränge zu erhalten und seinem kriegerischen Geiste Raum zu geben; außerdem überließ er seine Staaten der Plünderung seiner Minister, welche bei unbedeutenden Gegenständen großen Einfluß auf ihn hatten, die er aber bei wichtigen wenig zu Rathe zog.

Wegen das Ende seines Lebens folgte er der Kurfürstin zu sehr. Er glaubte, die kurfürstlichen Familien hätten sich dermaßen geschwächt, daß sie bald nicht mehr im Stande sein würden, die Freiheit des Reiches gegen das Haus Oesterreich zu vertheidigen, welches durch seine Siege in Ungarn täglich ein größeres

**Sawicht geminna.** So hätten Sachsen, Pfalz, Braunschweig und Hessen, weil sie den nachgebornen Söhnen einen großen Theil gegeben, ihre Fürstenthümer fast auf Nichts herunter gebracht. Um das zu vermeiden, beschloß er, Alles seinem ältesten Sohne zu hinterlassen, um ihn in Stand zu setzen, ein Gegengewicht gegen das kaiserliche Haus zu bilden, dessen Joch das übrige Deutschland bereits unterworfen war. Darum erlaubte er der Kurfürstin, mit beiden Händen zu nehmen, um ihren Kindern etwas zu verschaffen, denen er, wie er sagte, nicht einen Fuß breit der kurfürstlichen Länder geben wollte. Die Kurfürstin unterließ nicht, sich nach Möglichkeit zu bereichern.

Der Kurfürst hatte Ursache, sich darüber zu beklagen, von seinen Verbündeten beim Frieden von Nimwegen aufgeopfert worden zu sein, indem er dadurch genöthigt wurde, den Schweden alles ihnen Entzogene zurückzugeben. Um ihn dafür zu entschädigen, gab ihm Frankreich ein großes Jahrgeld, und überhäufte die Kurfürstin mit so vielen Geschenken, daß es sie für seine Interessen gewann. Diese Unwürdigkeiten brachten den Kurfürsten noch zu mehreren andern, welche seine letzten Jahre verdunkelten; allein seitdem Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufgehoben, und angefangen hatte, die Protestanten zu verfolgen, war nichts mehr im Stande, seinen Unwillen gegen den französischen Hof zu beschwichtigen. Großmüthig reichte er den französischen Flüchtlingen die Hand, schickte sogar Personen an die Grenze des Königreichs, um sie dort in Empfang zu nehmen und kostenfrei zu erhalten; mit einem Worte, er that für sie Alles, was christliche Liebe und Hochherzigkeit einem großen Fürsten vorschrieben. Sein Alter, sein durch die Gicht bemitleidenswerther Zustand und die Mißhelligkeiten zwischen dem Kurprinzen und der Kurfürstin ließen wenig mehr während seines Lebens erwarten. Er näherte sich seinem Ende, ehe man es glaubte. Als man ihn damit bekannt machte, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben habe, nahm er dies mit aller Fassung eines Helden und eines Christen auf. Die Würde und die Zärtlichkeit seiner letzten Rathschläge an seine Kinder und Minister erfüllten diese mit Bewunderung und rührten sie zu Thränen. Vor allen Dingen empfahl er ihnen, die protestantische Religion nicht zu verlassen, welche damals von allen Seiten ungemeyn bedroht war.

Wenn schon die Mitwelt, welche seine erst im Laufe der Zeit sich entwickelnde Schöpfung noch nicht zu übersehen vermochte, in solchem Umfange die gewaltige Kraft dieses Geistes anerkannte, um wie viel mehr muß es die Nachwelt, vor deren Blicken sich der von ihm gelegte Keim zur herrlichsten Frucht entfaltete, vor Allem aber die, welche unter dem Scepter der Hohenzollern leben, Glieder des von ihm begründeten Staates, den seine erhabenen Nachkommen in dem Kreise der europäischen Mächte zur Anerkennung gebracht haben. Wer in diesem Sinne die Regierung des großen Kurfürsten auffaßt, wird manche Härten und Schrottsheiten, welche die Mitwelt oft zu einseitig ansieht, durch seine wohlthätigen Schöpfungen gerechtfertigt finden. Es giebt keinen großen Reformator, der ohne scharfen und fühlbaren Eingriff in das Vorhandene den Weg zu



höheren Segnungen gebahnt, der sich durch die Fesseln des engherzig aufgefaßten historischen Rechtes die Möglichkeit neuer Schöpfungen beschränkt hätte.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man des großen Kurfürsten Benehmen gegen die Stände seiner Landesgebiete, namentlich die preussischen, beurtheilen. Kurzsichtig würde es sein, den charakterfesten Gebieter hier mit dem Namen eines tyrannischen Unterdrücker des freien Volkslebens zu belegen, obschon nicht in Abrede gestellt werden darf, daß er hierbei das formelle Recht nicht immer für sich hatte. Wie oft zeigt uns die Geschichte, daß Institutionen, auf welche sich das Heil ganzer Zeitalter gründete, in späteren Entwicklungsperioden mit dem Heil der Gesellschaft in schroffen Widerspruch treten, und entweder weichen oder zur völligen Zerrüttung führen müssen. So stand es damals mit der Macht der Stände gegenüber der in den Fürsten vertretenen Centralmacht des Staates. Die Stände hatten nur Sinn für ihre, nicht für nationale Interessen, daher mußten sie überall weichen, wo sich Nationalkraft mächtig entwickeln sollte. Nur in England, welches schon frühzeitig das ständische Wesen nebst seiner Einwirkung auf den Staat mit den nationalen Bedürfnissen in Einklang gesetzt hatte, konnte es mit der Entwicklung einer kräftigen Centralgewalt Hand in Hand gehen. Welche traurige Rolle hatten die kurfürstlichen Staaten, Preußen nicht ausgenommen, im dreißigjährigen Kriege gespielt! Hatten die Privilegien der Stände das Land vor nachtheiligen politischen Verbindungen wahren, vor irgend einer Weise der Kriegsschäden schützen können? Dasselbe traurige Schauspiel würden die brandenburgischen Landesgebiete in dem schwedisch-polnischen, so wie den späteren Kriegen geboten haben, wenn nicht Friedrich Wilhelm mit staatskluger Berechnung ihre Kräfte zusammen gefaßt, und sie zu gemeinsamer Sicherung, so wie zu künftiger festerer Gestaltung einem weise berechneten Zwange unterworfen hätte. Wie hätte dieser bessere Schutz für den Augenblick, und größere Sicherheit in der Zukunft erreicht werden können ohne jenes Heer, über dessen kostspielige Erhaltung so vielfacher Streit sich entzündete, ohne jene Souveränität, durch welche gerade das Herzogthum Preußen den traurigen Katastrophen der beiden nordischen streitenden Mächte entrisen wurde. Die dem großen, schaffenden Genius vorliegende Idee konnten die Stände von ihrem gesonderten und egoistischen Standpunkte aus nicht begreifen, noch ermessen, welche eine feste und sichere Grundlage für das gemeinsame Gedeihen durch den ganz Europa mit Hochachtung erfüllenden Kriegstruhm gewonnen worden war. Die Erinnerung an diese gemeinsam vollbrachten großen Thaten zogen ein festes Band gemeinsamer Nationalität um die bisher zersplitterten gegenseitig fremden Gebiete; sie war der Quell, aus welchem künftige größere Thaten hervorgehen sollten. Gerade das Aufgeben alter hergebrachter, meistens auf historisch schon vorübergegangene Verhältnisse gegründeter landschaftlicher Eigenthümlichkeiten bot den einzigen Weg, um eine segensreichere Zukunft herbeizuführen. Mit Recht kann man sagen, daß der große Kurfürst der einzige Mann in seinen Staaten war, welcher von der unumgänglichen Nothwendigkeit seiner Handlungsweise für das Wohl des Ganzen vollkommen

überzeugt, deshalb auch das Recht besaß, selbst durch streng erscheinende Mittel zum segensreichen Ziele zu führen.

Hierüber sprach sich Friedrich Wilhelm, in fester Ueberzeugung von der moralischen und politischen Berechtigung seines Verfahrens, öffentlich ganz unumwunden aus. Als er 1683 in den Marken, wo schon seit einiger Zeit die allgemeinen Landtage abgeschafft waren, und nur noch Kreisstage gehalten wurden, den Abgeordneten aller Kreise eine gemeinschaftliche Kreisversammlung erlaubt hatte: ließ er sofort für seine neuen Verordnungen auf vielfachen Widerstand. Namentlich entwarf die Versammlung eine scharfe Beschwerdeschrift über die Beeinträchtigung der Lutheraner und die Einführung des Stempelpapieres, weil beides gegen die feierlich vom Landesvater bestätigten Rezeßse sei. Friedrich Wilhelm stellte dies auch ganz und gar nicht in Abrede, erwiederte ihnen aber sehr richtig, daß der Zeit endlich auch Landesverträge und Grundgesetze weichen müßten.

Es läßt sich denken, daß unter Friedrich Wilhelm, dessen ganzes politisches System auf festere Centralisation in der Verwaltung ging, eine Einrichtung wie die des Staatsrathes, mit ganz besonderer Sorgfalt ausgebildet wurde. Zweimal wöchentlich, Dinstag und Donnerstag, fanden Sitzungen desselben statt, bei welchen Friedrich Wilhelm, sobald er sich in Berlin befand, präsidirte. Im Falle seiner Abwesenheit vertrat ihn Otto von Schwerin oder der Statthalter. Einige von den Geheimen Räten begleiteten den Fürsten auf seinen Reisen und im Kriege; ja selbst in der Schlacht, wie z. B. Jena bei Warschau und Sommitz bei Gebrbellin; sie wichen dann nicht von seiner Seite. Die zurückbleibenden trafen zwar in dringenden Fällen die nöthigen Anordnungen, bedurften jedoch der Bestätigung des Kurfürsten. Für die laufenden Angelegenheiten vertrat ihn der Statthalter, nach Maßgabe der für ihn hinterlassenen Instruction. Anfangs gehörten, wie seit der Gründung des Staatsrathes, vornehmlich die innern Angelegenheiten in seinen Geschäftskreis, seit 1600 aber ward ihm auch die Befugniß ertheilt, in Justizangelegenheiten zwischen dem Kammergericht und den Klägern als höhere Instanz Recht zu sprechen, eine Einrichtung, welche zwischen den beiden Collegien oft recht unangenehme Reibungen hervorrief. Bisher war für die Thätigkeit des Geheimrathes noch keine bestimmte Ordnung festgestellt, deshalb gab ihm der Kurfürst eine collegialische Eintheilung; drei Geheimräthe hatten den Auftrag, das verfallene Kammer- und Oekonomiewesen wieder in Ordnung zu bringen; alle übrigen Geschäfte zerfielen in neunzehn Departements. Der Kurfürst selbst behielt sich die Eröffnung der eingegangenen Schreiben vor; von ihm empfing jeder Geheimrath, was zu seinem Departement gehörte, und unterwarf es dann einer gemeinsamen Abstimmung.

Der Kurprinz war von seiner Mündigkeit ab Mitglied des Geheimrathes. So hatte Karl Emil von seinem achtzehnten Jahre an den Sitzungen Theil genommen, und auch Friedrich III. wohnte seit 1675 denselben bei. Letzterer war überhaupt schon frühzeitig zu den Staatsgeschäften angehalten worden. Von Militärpersonen hatten nur die Feldmarschälle Sitz und Stimme in dem Geheim-

rath, doch nahmen außerordentlicher Weise nicht selten die ältesten Generale und auch wohl andere Militärpersonen, wenn sie besonders dazu berufen wurden, namentlich vor Ausbruch eines Krieges, an den Berathungen Theil.

Die auswärtigen Angelegenheiten machte Friedrich Wilhelm in seinem Kabinette ab, wo er persönlich mit den Gesandten verhandelte, oder im Fall es ihm gelegener war, seinen vertrauten Diener, Otto von Schwerin, mit ihnen unterhandeln ließ. Auf diplomatischem Gebiet war er nicht minder geschickt als im Felde, und wußte, wie hier seine Märsche und Anordnungen, dort seine Gedanken und Pläne mit Schlaueit zu verdecken, was er als die hauptsächlichste Kunst bei diplomatischen Unterhandlungen ansah. Er selbst äußerte einmal, als der kaiserliche Gesandte ihn verließ: „Der Herr ist so klug von mir gegangen, als er zu mir gekommen ist.“

Die Unterhandlungen mit fremden Mächten wurden dem damaligen Gebrauch gemäß in lateinischer, mitunter auch in deutscher Sprache geführt; sogar in dem Verkehre mit Ludwig XIV. schrieb man nicht immer französisch, mitunter lateinisch, worüber sich der König von Frankreich sowohl als Karl II., weil beide die Sprache nicht verstanden, oft ungehalten äußerten. Die kurfürstlichen Gesandten berichteten nicht ihrem Herrn allein, sondern auch an den Oberpräsidenten von Schwerin, und dem Letzteren nicht selten ausführlicher, an den Kurfürsten meistens deutsch, an Letzteren lateinisch oder französisch.

Meistentheils waren Friedrich Wilhelms Gesandten an den europäischen Höfen Geheimräthe; Personen höheren Ranges wurden der Ersparung wegen nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten abgeordnet. Der Gehalt der kurfürstlichen Residenten war stets nach den Verhältnissen des Orts ihrer Sendungen genau abgemessen, und nach Maßgabe unserer Vorstellungen äußerst gering. So erhielten drei brandenburgische Gesandten in Frankfurt zusammen eine Zeit lang monatlich nur 120 Thaler; der erste von ihnen, Jena, funfzig, derselbe in Wien hundert; ebensoviel Hoverbeck in Warschau, dagegen Brand in Paris jährlich nur tausend. London scheint schon damals der theuerste Aufenthalt von allen europäischen Residenzen gewesen zu sein, denn dem Grafen Otto von Schwerin waren anfänglich für den Monat 150, später, weil er damit nicht auskam, 300, zuletzt sogar 500 Thaler angewiesen. Selbst diese verhältnißmäßig geringen Ausgaben waren bisweilen nur mit Mühe zu beschaffen.

In Bezug auf die Leitung der inneren Angelegenheiten verfiel der große Kurfürst anfangs in den Fehler aller jungen Regenten von Kraft und Geist, nämlich alle Dinge persönlich zu prüfen, und selbstständig entscheiden zu wollen. Durch die Praxis belehrt, daß dies bei den größten Gaben und der angestrengtesten Thätigkeit nicht möglich sei, ernannte er 1658 den Geheimrath Otto von Schwerin unter dem Titel eines Oberpräsidenten zu seinem Stellvertreter. In seiner Bestallung heißt es unter Anderem: „Da wir von langer Zeit her nicht mit wenigem unserm Schaden wahrgenommen, daß in Mangelung eines gewissen Direktors und den davon abhängenden guten Ordnungen sowohl

in unsern kurfürstlichen als andern von Gottes Gnade besitzenden Ländern sich allerhand Confusion ereignete, viele Sachen unerörtert liegen geblieben, und dar- über Klage zu führen entstanden; weswegen Wir veranlaßt worden, unsern Staat etwas besser zu schaffen, Uns einige Erleichterung zu verschaffen, statt der bis- herigen Kanzlerwürde ein solches Amt zu errichten, welches nebst Administration der heiligen Justiz auch unsern Staat und andere davon abhängende Verrich- tungen beobachtet, die Sachen, so von unsern Landen in und außerhalb des Reichs einkommen, der Gebühr nach unter die Räthe vertheilet, Uns darauf vor- zutragen und expedirt werden möchten. Und wie Wir diese Würde für die höchste an unserm Hofe achten werden, also wollen Wir ihr auch die erste Stelle und zwar vor unserm Feldmarschall und Oberkämmerer geben, dergestalt, daß er Niemanden als Reichsgrafen weichen darf." In dieser ungemein hohen Stellung erhielt Schwerin einen jährlichen Gehalt von 1200 Thalern, für einen Sekretär und acht Diener das gewöhnliche Kostgeld, für zehn Pferde Futter, und da er wegen seiner Geschäfte den Tisch bei Hofe nicht benutzen konnte, das Hauptmannstractament aus dem Amte Lebus. Jedoch gab es weit höher besol- dete Staatsmänner, namentlich waren es Personen fürstlichen Ranges, wie Jo- hann Georg II. von Anhalt- Dessau, dessen Gehalt sich als Statthalter der Mark Brandenburg bis auf 16,000 Thaler belief. Ja wir haben schon oben gesehen, daß der Gehalt des Feldmarschalls von Schomberg, welcher freilich unter ganz besonderen Umständen in brandenburgische Dienste getreten war, als Statt- halter von Preußen und Generalissimus der kurfürstlichen Truppen auf eine noch bedeutendere Summe stieg.

Ueberhaupt hatte Friedrich Wilhelm die bei weitem größte Kraft seines Staates auf die Schöpfung und Erhaltung eines wohlgegerichteten und geübten Heeres verwendet, weil er nur in diesem eine hinlängliche Gewähr für seine so mühsam errungene Stellung erblickte. Trotz aller Reductionen nach dem sieben- jährigen und anstrengenden Kriege gegen Frankreich und Schweden können wir die Stärke desselben auf 24,000 Mann, von denen wahrscheinlich der fünfte Theil auf die Reiterei kam, berechnen. Dies waren, der Sitte damaliger Zeit gemäß, und wie es noch das ganze folgende Jahrhundert hindurch blieb, keine Nationaltruppen, sondern hier und dort angeworbene Leute, vom Solde und der Beute im Kriege gelockt, getrieben und gezügelt von jenem fast unerklärlichen, und doch in der Geschichte so oft wiederkehrenden kriegerischen Corporationsinne, welcher freilich nur, wenn ein Genie an der Spitze steht, erhalten und zu glor- reichen Thaten benutzt werden kann. Ueberall in Europa hatten sich um diese Zeit nach dem Vorbilde Frankreichs stehende Heere, wenn auch größtentheils nur aus solchen Elementen gebildet, denn das Kriegshandwerk fing an, eine stehende Beschäftigung zu werden. Allerdings waren auch diese Heere nicht ohne ein nationales Band, nämlich durch das Offiziercorps, welches zum großen Theil aus Inländern bestand, und hieraus erklärt sich die überwiegende Stellung, welche diesem Stande vor den Civilbeamten angewiesen wurde, da auf seiner

Ehre und Tüchtigkeit die Stärke der gewaffneten Macht, also die hauptsächlichste Grundlage des künstlich zusammen gefügten Staates beruhte:

Daß unter solchen Umständen bei den Truppenführern das Gefühl der Unentbehrlichkeit auf ziemlich schroffe Weise hervortrat, war ganz natürlich; stammten sie doch meistens aus dem dreißigjährigen Kriege, wo dem Soldaten, sobald er sich in seiner nur nach einer Seite hin strengen Pflicht hielt, allein die freiere Lebensbewegung offen stand. Gewaltthaten waren deshalb auch im Frieden nicht selten, und oft mußte Friedrich Wilhelm selbst seine Generale bei Verlust des Kopfes zur Beobachtung gesetzlicher Schranken anhalten. Nur die allerstrengste Mannszucht konnte die Ausartung des anderweitig wirksamen festen Geistes in dem Heere verhindern. Strenge Marsch-, Quartier- und Verpflegungsreglemente machten die Offiziere für die Excesse und Insolenzen der Soldaten verantwortlich. Dagegen sorgte er auch für gute Verpflegung und pünktliche Zahlung des Soldes, um jeden Vorwand für Unordnungen abzuschneiden. So sagt er in seinem Erlasse: „Weil wir unsern Kriegsvölkern ihren monatlichen Sold jedesmal richtig zahlen lassen, so sind sie auch schuldig, für ihr Geld zu zehren, und was sie an Lebensmittel und Futter nehmen, baar zu bezahlen, wofür die Offiziere an allen Orten sorgen müssen und nicht befugt sind, das geringste von den Unterthanen, unter welchem Vorwande es sei, an Geld, Wein und Fleisch, Getreide und Gewürz zu fordern, noch weniger mit Gewalt zu erpressen, bei Vermeidung vierfacher Erstattung und exemplarischer Strafe.“ Die Truppen durften nicht eher die Quartiere verlassen, bis die Offiziere von den Commissarien und Magisträten richtige Zeugnisse und Bescheinigungen ihres Wohlverhaltens bekommen hatten.

Durch diese Maßregeln erhielt er Zucht und das Gefühl von Ehre in der Brust seiner Krieger bis zu den Gemeinen herab, die auch nicht, wie in andern Heeren, vor der Front für geringe Versehen und Vergehungen geprügelt werden durften. Da der brandenburgische Soldat sich durch eine bessere Behandlung gehoben fühlte, zeichnete er sich überall auf dem Felde der Ehre aus; selbst die Türken, welche die kurfürstlichen Truppen vor Ofen kennen gelernt hatten, versagten ihnen die gebührende Hochachtung nicht und nannten sie wegen ihres kühnen Muthes Feuermänner. Der General Dünwald erwiederte dem großen Kurfürsten auf die Frage, wie sich seine Dragoner gehalten hätten, die soldatisch-ehrenhaften Worte: „Mit diesen Kerls jage ich den Teufel davon!“

Eine große Unfitte der damaligen Zeit, gegen welche schon der Cardinal Richelieu zu Anfang des Jahrhunderts mit den allerschärfsten Maßregeln angekämpft hatte, waren die Zweikämpfe unter adeligen Personen, namentlich unter Offizieren. Wegen dieses Unfug trat auch Friedrich Wilhelm mit dem entschiedensten Nachdruck auf. Bei Gelegenheit eines solchen Vorfalles schrieb er an den Fürsten von Anhalt: „Da Wir vernehmen, daß über diese Händel einer und der andere sein Urtheil fällt, was nur zur Erbitterung führt, soll der Fürst alle adeligen Bedienten vom höchsten bis zum niedrigsten ins Schloß berufen, und

dort in Gegenwart des ganzen Geheimraths denselben in unserm hohen Namen andeuten, daß, gleichwie Wir bei Unserer nun über vier und zwanzig Jahre geführten rühmlichen Regierung allezeit darin einen besonderen Ruhm gesucht, daß unser kurfürstlicher Hof in guter Ordnung und Einigkeit gehalten werde, also Uns nicht wenig zu Gemüthe ging, daß seit einiger Zeit so viele Unordnungen, Mißverständnisse und Widerwärtigkeiten vorkamen — so solle der Fürst anzeigen, daß der Kurfürst nicht allein diejenigen, welche sich in Duellen einzulassen unterstehen würden, es geschehe solches in oder außer dem Lande, an Leib und Leben strafen, sondern auch, welche Rath und That mit dazu geben, ja auch die, welche Wissenschaft davon haben und es nicht anzeigen, mit dergleichen Strafen nach Befindung der Umstände belegen wolle, die ihnen zu schlechten Ehren gereichen sollen.“ Später erschien ein weitläufiges Duellgesetz, in welchem solche Excesse durchaus nicht als Ehrensachen anerkannt wurden.

Um die vielfachen Ausgaben für das stehende Heer zu bestreiten, mußte der große Kurfürst auf eine bedeutende Erhöhung seiner Einkünfte denken. Außer den früheren Einkünften aus den Domänen und den Contributionen des Landes zog Friedrich Wilhelm aus neuen Steuereinrichtungen, z. B. den Stempelpapiergeldern und namentlich aus der Accise ansehnliche Erträge. Auch in Bezug auf die Finanzen vervollkommnete der große Kurfürst seine Regierungsmaßregeln nach umsichtiger Benutzung langjähriger Erfahrungen. Eine geraume Zeit hindurch waren die Domänen im Namen des Landesherrn verwaltet worden, was trotz aller Verordnungen und Controle zahllose Unordnungen und Unterschleife nach sich zog. Daher schritt Friedrich Wilhelm, auf den Rath des umsichtigen Geheimraths von Jena, zum System der Verpachtung, und verdoppelte hierdurch den bisher aus ihnen erzielten Ertrag. Dieser wuchs in dem Maße, daß der Hofkammerpräsident von Berghausen sich mit der freilich unerreichten Hoffnung schmeichelte, ihn bis auf die bedeutende Summe von 1,200,000 Thalern zu bringen, ihn aber wirklich bis zu der Höhe von 700,000 Thalern steigerte.

Ein noch ansehnlicherer Fortschritt zeigte sich bei den übrigen Gefällen, denn, während diese im Jahre 1678 sich nur auf 653,000 Thaler beliefen, stiegen sie 1683 auf eine Million und betragen gegen den Schluß dieser Regierung mehr als 1,700,000 Thaler; ein hinlänglicher Beweis, welche Fortschritte die steuerfähige Bevölkerung des Landes in Bezug auf Betriebsamkeit und Wohlstand gemacht haben mußte. Für die Gesamteinnahme des Kurfürsten ergab sich zuletzt die Summe von 2½ Millionen Thaler.

Von dieser für jene Zeiten, in welchen außerdem viele Rubriken der heutigen Büdjetts noch fehlten, sehr bedeutenden Summe, nahm der Unterhalt des Heeres mehr als eine Million fort. Nicht gering war im Verhältniß die Ausgabe für den kurfürstlichen Hofhalt. Auch dieser steigerte sich mit den Jahren. 1674 betragen die Ausgaben für den Hofstaat gegen 150,000, dann 180,000, zuletzt 220,000 Thaler, doch wurde hiervon der Unterhalt einiger Garnisonen und Militärbeamten zum Betrage von 78,000 Thalern, so wie die Besoldung gewisser

Civil- und Justizbeamten bestritten. Vornehmlich hätte die Chatoullenkasse für die persönlichen Bedürfnisse des Kurfürsten und seines Cabinets nach einem sechs und dreißigjährigen Durchschnitt jährlich über 120,000, zuletzt also wahrscheinlich über 200,000 Thaler zu verwenden. Die Jagdvergütungen, welche Friedrich Wilhelm außerordentlich liebte, kosteten ihm jährlich 54,000 Thaler.

Einen großen Theil der Vermehrung seiner Einkünfte verdankte der große Kurfürst dem fortwährenden Zuzug fremder Kolonisten, welche die seit dem dreißigjährigen Kriege wüsthliegenden Landschaften wieder bevölkerten, und durch die lebhaft steigende Industrie, namentlich seit der Einwanderung der vertriebenen Franzosen, in einen wohlhabenden Zustand versetzten. Freilich wurde er hierbei nicht selten von Abenteurern betrogen, welche, anstatt die ihnen zugewiesenen wüsten Stellen zu bebauen, die dazu bewilligten Materialien verkauften und so die Absicht ihres erhabenen Wohlthäters vereitelten. Um diesem Uebelstand entgegenzuarbeiten, verwandelte der große Kurfürst diese Vergünstigung in eine zehnjährige Steuerfreiheit, und als auch diese gemißbraucht wurde, ließ er in den Städten Neubau- und Ausbesserungskosten abschätzen, und darauf funfzehn Prozent von der Consumtionsaccise abrechnen.

Außerdem wurden noch Maßregeln verschiedener Art genommen, um die alten Unterthanen zum besseren Anbau des Landes anzuhalten. So z. B. befahl der große Kurfürst, daß jeder Grundbesitzer in kleinen Städten und Flecken ein Stück Landes hinter seinem Hause einhegen, und dieses theils mit Obsthäusern, theils mit Eichen zur Schweinemast bepflanzen sollte. Niemand durfte ehelich eingeseget werden, wenn er nicht wenigstens sechs Obsthäuser veredelt und sechs junge Eichen gepflanzt hätte, eine Maßregel, durch welche, ohne Jemanden zu drücken, der große Gesetzgeber auf das Wesentlichste der mangelhaften Landeskultur nachhalf. Er selbst für seine Person ging wie sein jüngerer Zeitgenosse, Peter der Große, jedoch weit humaner mit gutem Beispiel voran. Zu Berlin in der Umgegend des Schlosses wurde ein Obst- und Küchengarten angelegt. Hier pflanzte und veredelte er Bäume mit eigener Hand, und erhöhte durch dieses schöne Beispiel den Eifer der Unterthanen. Ein ebler Wettseifer spornte Jeden zu höherer Kraftentwicklung; der Eingeborne wollte gegen die Colonisten aus Frankreich und Piemont, denn auch die aus dem letzteren vertriebenen Waldenser fanden gastliche Aufnahme in den Kurstaaten, nicht schimpflich zurückbleiben. Selbst die so oft aus der Mark verjagten Juden wurden durch ihn wieder aufgenommen, und trugen durch ihre unermüdlige Betriebsamkeit nicht wenig zur Förderung der Landeskultur bei.

Bei so segensreichen Bemühungen stand dem großen Kurfürsten seine zweite Gemahlin Dorothea mit eifriger Sorge zur Seite, in dieser Beziehung eine vollkommene Landesmutter. Sie legte auf dem ihr von dem Gemahl geschenkten, sandigen, der gewöhnlichen Cultur widerstrebenden Boden einen neuen Stadttheil, der noch heute ihren Namen trägt, die Dorotheenstadt, an. Hier verkaufte und verpachtete sie Häuser, und legte durch eine vierfache Lindenallee, indem sie eigen-

habig die ersten Bäume pflanzte, den Grund zu einem der prachtvollsten Theile unserer Haupt- und Residenzstadt. Ihre ökonomischen Anlagen auf dem Weidling dienten als Musterwirthschaft. So ging das hohe Herrscherpaar auch in der Ausführung segensvoller Anordnungen mit musterhafter Thätigkeit voran.

Vor Allem erfreute sich natürlich die Residenz der Pflege und des Schmuckes von Seiten ihres Gebieters. Der Würde und wachsenden Macht des Hauses gemäß wurde das kurfürstliche Schloß erweitert, und hierdurch bei reichen Privatleuten der Sinn für edlere Form des Lebens angeregt. Architekten von bedeutendem Rufe, wie Giese, Kiuron, M. M. Smids, Kering, Reinhard u. a. m. waren in und außer Berlin, namentlich in Oranienburg und Potsdam, welches dem großen Kurfürsten die Ehre, zweite Residenzstadt zu sein, verbannt, für den Schmuck des Landes durch Bauwerke in eblem Stille thätig.

Berlin erhob sich wieder aus dem Verfall, in den es wie der größte Theil des übrigen Landes durch den dreißigjährigen Krieg gerathen war. Die ehemals nach Verhältnis wohlbevölkerte, durch Gewerbe und Verkehr reiche Stadt bestand zur Zeit des westphälischen Friedens nur noch aus einem Haufen verfallener Hütten; allein im Laufe der Regierung des großen Kurfürsten erhob sie sich weit ansehnlicher als je zuvor mit schönen, regelmäßig gebauten Straßen, neue Stadttheile erstanden, und die Einwohnerzahl stieg von 6000 bis auf 20,000. Welchen Eindruck unsere Stadt auf Fremde, die an höheren Glanz des Lebens gewöhnt waren als unser in der Cultur noch ziemlich vernachlässigter Norden, lernen wir aus der Schilderung des Franzosen Vatin, der im Jahre 1676 Berlin besuchte. „Man bediente sich, erzählt er, auf diesem Wege der Postwagen, welche Tag und Nacht gehen, und wo nur beim Wechseln der Pferde ausgeruht werden kann; aber ich hatte alle Mühe vergessen, als ich nach Berlin kam. Alles schien mir so schön, daß ich mir eine Oeffnung im Himmel dachte, von wo die Sonne ihre Wohlthaten auf diese Erdstrecke ausbreitet. Es sind nicht mehr die Gindben, die ich ehemals durchreist bin. Die Stadt besteht aus drei andern, deren Gebäude sehr regelmäßig sind, und der größte Theil im italienischen Geschmack. Der Lustgarten, welcher nur fünfhundert Schritt lang ist, dient zur Erholung des Kurfürsten, der hier alle Gattungen Rothwild unterhält. Die Gärten sind von Orangerien, Jasmin und allen Arten von Bäumen angefüllt, mit einem Worte, mit allen Kostbarkeiten, welche Italien, die Königin aller Länder, durch Schönheit des Klimas und Bodens darbietet. Das Schloß des Kurfürsten ist sehr alt, seine Bauart flößt Bewunderung ein, wenn gleich das neue Gebäude bequemer ist. Die Bibliothek darin ist so prächtig eingerichtet, daß ich nicht weiß, wie es besser zu machen sei. Sie verdient es wohl, denn sie ist eine der schönsten auf der Erde, sowohl was die Zahl als die Wahl der Bücher betrifft. Das Medaillencabinet, welches daran flößt, verdient den Besuch und die Aufmerksamkeit aller derjenigen, welche diese Sellenheit lieben; auch unterläßt der Kurfürst nicht, so sehr er sich den Regierungsgeschäften widmet, sich mit ihm zu beschäftigen. Man würde kaum den



Auffindungen glauben, welche allein auf dem Boden zu Kanten, Wiesel und Cleve gemacht sind. man hat nicht allein eine Menge, sondern auch sehr seltene Stücke gefunden.“ Auch andere Reisende, welche um diese Zeit Berlin besuchten, stimmen in dieses Urtheil ein, und rühmen den Bau und die Ausschmückung des kurfürstlichen Schlosses, obgleich es damals noch nicht weder den heutigen Umfang noch die wahrhaft königliche Façade erhalten hatte.

Seltam genug klingt es, wenn wir neben diesem Ruhme des äußeren Glanzes von polizeilichen Verordnungen hören, welche, wie etwa in dem alten republikanischen Rom während seines Heldenzeitalters auf recht patriarchische Zustände deuten, z. B., daß Niemand den Unrath aus seinem Hause mitten auf den Weg werfen, noch diese verunreinigen sollte, und daß es nicht erlaubt sei, die Schweine auf der neuen Lindenallee so wie in den übrigen Straßen herumlaufen zu lassen; Verordnungen, die bis in die letzten Lebensjahre des Kurfürsten oft wiederholt und eingeschärft werden mußten. Allein die Straßen wurden unter ihm schon gepflastert, und mit Laternen, die auf hölzernen Pfählen standen, erleuchtet. Daß der kriegerische und nach Außen hin so vorsichtige Herrscher auch die Befestigung seiner Hauptstadt nicht außer Acht ließ, ist begreiflich. Berlin war damals mit Wall, Graben und starker Ringmauer umgeben, wodurch natürlich der weiteren Ausdehnung der Stadt einige Schwierigkeiten entgegen gesetzt wurden.

Ueber dem Anbau des Landes und der Verschönerung seiner Städte vergaß Friedrich keinesweges die Sorge für Handel und gewerbliche Thätigkeit. Colbert's Theorien fanden auch in ihm einen Verehrer und praktischen Beförderer. Fabricwesen und Manufaktur blühte durch seinen unermüdblichen Eifer in den kurfürstlichen Ländern auf, natürlich gehoben durch Maßregeln, wie sie der Schöpfer dieses Lebensprinzipes der Cultur entwickelteren Staaten gegenüber nothwendiger Weise ergreifen muß. Er sorgte dafür durch persönliche Theilnahme so wie durch zweckmäßige Verordnungen. In einem Patente vom Jahre 1678 sagt er: „die Erfahrung lehre, daß eines Landes Wohlfarth und Aufnahme hauptsächlich aus inländischen Manufakturen herfließe; daher habe er aus landesväterlicher Fürsorge dahin getrachtet, auf was für Art neue Gewerke und Manufacturen in seinen Ländern gemacht würden, und Pfundleder-Gerbereien, Draht-, Sensen-, Futters-, Ringen- und Blechhammerhütten anlegen lassen.“ 1684 richtete er ein Stahlwerk, 1685 eine Gewehrfabrik, 1686 eine Zuckersiederei, eine Wägel-, Seiden- und Kreppfabrik, 1687 ein Blech- und Zinnhaus ein, und beabsichtigte 1678 die Anlegung einer Porzellanbäckerei.

Vor allem bemühte er sich, doch hier ohne bedeutenden Erfolg, die noch sehr darniederliegende Wollfabrikatur emporzubringen. Zu dem Zweck gab er den Befehl, daß Bettler, Müßiggänger und Kinder, die zur Spinnerei tüchtig wären, in Orte, wo sich Wollmanufakturen und Zeugmacher befänden, abgeliefert, auch Bettler und Lumpengefindel ohne Rücksicht auf die Freiheiten der Herrschaften und deren Jurisdiction aufgegriffen, und nach Spandau geschafft würden, wo er noch gegen das Ende seines Lebens ein Spinn- und Zuchtthaus anlegte.

Holl von schöpferischem Geiste und dem Muthe, der zu glücklicher Durchführung jeder nützlichen Reform gehört, ein Genie auf diesem Felde, wie Peter der Große, sah er jeglichen Zweig menschlicher Betriebsamkeit scharf ins Auge, und suchte ihn im Vertrauen auf seine Kraft zu fördern, ohne sich durch Schwierigkeiten schrecken zu lassen, ja mitunter nicht ohne Verletzung mancher besonderen Interessen. Der große Regent ist vor allem der Vater und Erzieher seines Volkes, und muß deshalb oft mit väterlicher Strenge heilsamen Zwang zur Förderung des nicht erkannten Wohles ausüben; daß hierbei auch Mißgriffe vorkommen können und müssen, ist natürlich, denn diesen Zoll der Menschlichkeit zahlt auch der größte Genius. Friedrich Wilhelms Unterthanen standen auf nicht viel höherem Standpunkte als Peters Russen; freilich waren sie Deutsche, voll germanischer Bilksamkeit und Intelligenz und der willigen Hingabe an die Forderungen einer höheren Cultur.

Wichtige Dienste leisteten dem großen Kurfürsten bei seinen Plänen, wie wir schon oben gesehen haben, die eingewanderten Franzosen. Durch sie gelang es unter Anderem, dem früher mit geringem Fortgange versuchten Tabacksbau, so wie der Zuckerraffinerie aufzuhelfen. Hierbei suchte man die Industrie sowohl durch das damals in commerciellen Verhältnissen allein geübte Mittel des Ausfuhrverbotes der Rohstoffe, als auch durch Besteuerung fremder Fabrikate zu heben.

Ebenso nachdrücklich als einsichtsvoll waren des großen Kurfürsten Maßregeln zur Förderung des Handels. Der ehemals verhältnißmäßig so wichtige Abhandel war in jener Zeit sehr herabgekommen, und wurde nicht nur durch eine Menge von Zöllen, sondern auch durch tausend Mißbräuche bei Erhebung derselben immer tiefer und tiefer gedrückt. Diese Hindernisse stellte Friedrich Wilhelm ab. Es sollte fortan kein Baum-, Commandanten- und Festungsgeld erhoben, zu Dömitz und Boitzenburg an Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg kein höherer Zoll, als im Jahre 1672 festgestellt sei, entrichtet werden. Allein es war damit nicht abgethan, solche Hemmnisse zu beseitigen, man mußte auch positive Maßregeln ergreifen, denn es fehlte an dem Wesentlichsten aller Förderungsmittel für den Handel, nämlich an den nothwendigsten Communicationen zur Verbindung der einzelnen Orte im Lande. Nicht einmal für die Beförderung von Briefen, geschweige denn von Paketen und Personen, war in den kurfürstlichen Staaten Sorge getroffen. Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vertraten einige Landreiter den Postdienst, und wurden namentlich zu Sendungen nach Preußen gebraucht. Das 1596 den Grafen von Thurn und Taxis ertheilte Privilegium, welches durch Mathias und Ferdinand III. zu einem Mannlichen wurde, drohte jedes selbstständige Postwesen in den Reichslanden zu vernichten; doch der große Kurfürst, welcher nach allen Seiten hin seinen Staaten eine freie und unabhängige Entwicklung sichern wollte, widersetzte sich dieser Beschränkung landesherrlicher Rechte, und machte seinem energisch-speculativen Charakter gemäß unverzüglich den Versuch zur selbstständigen Abhülfe des höchstigen Mangels. Der Anfang wurde dazu gemacht, als im Jahre 1646

der schwedische Postmeister in Riga bei Friedrich Wilhelm um die Concession zur Anlegung einer Post nach Königsberg einkam. Bei dieser Gelegenheit machte der einsichtsvolle Michael Mathias, welcher später an der Spitze des brandenburgischen Postwesens stand, auf den Vortheil einer eigenen Post im Lande aufmerksam, und erhielt auch sogleich von dem unternehmenden Gebieter den Befehl zur Ausführung seines Planes. Unter seiner besonderen Leitung wurden zunächst Postcourse von Cöln an der Spree nach Cleve und Königsberg eingerichtet. Zwar protestirte der Graf von Thurn und Taxis, welcher schon neun Jahre zuvor, wenn auch erfolglos, seine Posten über Sachsen und Brandenburg hatte ausdehnen wollen; der große Kurfürst hielt nicht nur seine neue Schöpfung aufrecht, sondern richtete auch nach und nach zwischen seiner Residenz und den Städten Magdeburg, Leipzig, Hamburg und Breslau neue Postverbindungen ein. Im Jahre 1664 ward Michael Mathias zum Postdirektor ernannt; er hatte die große Befriedigung, daß seine Unternehmungen, welche Anfangs nicht die Kosten deckten, zuletzt einen namhaften Ueberschuß in die Kasse des Kurfürsten lieferten.

In wahrhaft großartigem Stil arbeitete Friedrich Wilhelm an der Verbindung der Flüsse durch zweckmäßige Kanalbauten; ein rühmliches Denkmal seiner Thätigkeit hierin bleibt für ihn der nach ihm benannte Friedrich-Wilhelms- oder Mühlroser Graben. Der Kaiser Ferdinand III., welcher für Schlesien an diesem wichtigen Bau großen Antheil nahm, hatte sich zu einem Theil desselben verpflichtet, doch erst fünf Jahre nach seinem Tode kam das Werk zu Stande, da viele Schwierigkeiten wegen des den Oberlauf mehr als funfzig Fuß übersteigenden Niveaus der Spree sich der Ausführung entgegenstellten. Man mußte auf einem Wege von drei Meilen funfzig Schleusen anlegen. Bevor das Wasser in den Graben gelassen wurde, speiste der ganze kurfürstliche Hof noch in dem Raum desselben; dann erfolgte in feierlicher Weise der Durchstich. So war denn endlich durch die Energie und unablässige Thätigkeit Friedrich Wilhelms ein Plan zum Heil seiner Unterthanen verwirklicht, der schon von Joachim II. und dem Kaiser Ferdinand I. in Gemeinschaft entworfen, bis jetzt immer vergebens der Ausführung geharrt hatte.

Schon diese großartige Sorge für den Binnenhandel erregt unser gerechtes Erstaunen; um wieviel höher muß sich dasselbe steigern, wenn wir den rastlosen Fürsten bei den beschränkten Küstenstrichen der damaligen Herrschaft seines Hauses auch den Seehandel mit unerwartetem Erfolge betreiben sehen. Der erste Versuch hierzu ward auf Antrag des von der holländisch-ostindischen Gesellschaft entlassenen Admirals Piets gemacht, welcher im Verein mit einigen holländischen Kaufleuten zur Concurrenz mit jener unter kurfürstlichem Namen eine neue ostindische Gesellschaft gründen wollte (1647). Der Plan war verständig genug erdacht, denn man hatte die Hoffnung, die Hansestädte für die Unternehmung zu gewinnen und von den Schweden Tranquebar zu erstehen, doch fehlte es am rechten Vertrauen und daher auch an Geld zum Kauf.

Zur Zeit des schwedisch-polnischen Krieges fühlte Friedrich Wilhelm zum ersten Male recht lebhaft das Bedürfnis einer Seemacht, und sofort mußten alle Schwierigkeiten seinem starken Willen weichen (1657). Noch dringender stellte sich das Bedürfnis nach der Schlacht von Fehrbellin heraus. Um diese Zeit ward Brandenburg eine förmliche Seemacht (1676). Der holländische Kaufmann Benjamin Raulé hatte dem Kurfürsten das Anerbieten gemacht, drei Fregatten zu zwanzig Kanonen und zehn kleinere Fahrzeuge in der Ostsee gegen die Schweden kreuzen zu lassen. Raulé wurde als Rath und General-Director der Marine in Dienst genommen, mit der Befugniß, unter kurfürstlicher Flagge auf seinen Vorschuß und Kredit eine gewisse Anzahl von Schiffen zu equipiren. Ueber Ausrüstung der Schiffe, so wie über Bemannung und Verpflegung der Mannschaft schloß Friedrich Wilhelm jedes Mal mit Raulé einen Vergleich, ehe die Schiffe in See gingen, und da einige von diesen Fahrzeugen zugleich mit Kaperbriefen versehen waren, auch über die zu machenden Prisen.

Diese unter den dem Kurfürsten so drangvollen Umständen neu geschaffene Flotte nahm nicht allein eine bedeutende Anzahl schwedischer, sondern auch englischer Fahrzeuge, ja sogar eine schwedische Fregatte von 23 Kanonen. In Betreff der englischen Schiffe, welche Fracht nach Frankreich bringen wollten, und nach dem Colberger Hafen geführt worden waren, erhoben sich in England große Klagen über die kurfürstliche Marine. Als jedoch der Kurfürst noch überdies zur Belagerung Stettins drei Fregatten kaufte und in Amsterdam Kriegsschiffe bauen lassen wollte, zeigte sich in England die ernstlichste Besorgniß. Schwerin berichtete (1677), Mylord Arlington habe ihm gesagt, daß die englischen Kaufleute darüber sehr beunruhigt wären, eine Hinderung der englischen Schifffahrt befürchteten, und darauf antrügen, daß der König eine Flotte nach der Ostsee schicke. „Daß die Kaufleute in Sorgen stehen, schreibt er, ist gewiß, denn ich weiß, daß auf der Börse davon gesprochen ist, und die Actien um drei Prozent gefallen sind. Als ich mich näher erkundigte, erfuhr ich, daß Peter Joje (ein englischer Kaufmann, dem eines der genommenen Schiffe gehörte) geäußert, C. R. D. Rath Raulé habe sich verlauten lassen, er wolle die englischen Schiffe noch wohl besser kuriren.“

Zur Belagerung von Stralsund wurde die Flotte bis auf zehn Fregatten vergrößert, welche, mit einigen dänischen Fahrzeugen vereinigt, unter dem Befehl des Admirals Tromp standen und die Landung auf der Insel Rügen unterstützten. Zu derselben Zeit ward das kaufmännische Institut einer Seehandlung gestiftet, und mit Raulé darüber ein zehnjähriger Kontrakt abgeschlossen.

Was war natürlicher, als daß der große Kurfürst nach Beendigung des schwedischen Krieges seine bedeutende Seemacht zum Nutzen der materiellen Interessen des Landes auszubeuten und seinen Unterthanen einen einträglichen überseeischen Handel zu eröffnen gedachte. — Raulé, ein Mann von festem, unternehmendem Geiste, der, wie sein Herr, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, wann es galt etwas Großes ins Werk zu richten, suchte zu beweisen, daß der

Hafen von Pillau seiner Lage nach für den Schiffbau äußerst passend sei, und daß ein zweites Saardam daraus gemacht werden könnte. Friedrich Wilhelm nahm mit großer Bereitwilligkeit die Vorschläge des sachverständigen Mannes an, ließ den Hafen von Pillau reinigen, einen Kanal hineinleiten, und ein Jahr darauf ein Commerz- und Admiralitäts-Collegium als leitende Verwaltungs-Behörde errichten. Die Seezölle, Maas und Gewicht wurden in Pillau, Königsberg und Memel nach den in Danzig üblichen Einrichtungen festgestellt.

Schon kostete die neue Einrichtung monatlich 3200 Thaler ohne die Besoldung des Admiralitäts-Collegiums, welche jährlich 4800 Thaler betrug, und noch war keine Aussicht auf Ertrag vorhanden; da bot sich für das brandenburgische Seewesen eine günstige Gelegenheit zur weiteren Ausdehnung in den schon oben erwähnten Kreuzzügen gegen die Spanier, welche die schuldigen Subsidien noch nicht berichtigt hatten. Es ist oben erzählt worden, mit welchem Glück, namentlich aber mit welchem Ruhme sich die brandenburgische Streitkraft auch auf dem ihr unbekanntem Elemente bekundete; es war eine Probe, was selbst auf diesem Gebiete geleistet werden konnte. Stets neben dem Ruhme auf den praktischen Nutzen bedacht, suchte er die mit so keckem Muthe entwickelte Seemacht zur Erweiterung des Handels und zum Erwerb von Colonien anzuwenden. Von Portugal aus fuhr die brandenburgische Flotte nach den Gewässern von Guinea. An der Goldküste zwischen Arim und dem Vorgebirge der drei Spizen sah man brandenburgische von starken Schanzengebilde Niederlassungen entstehen; Bündnisse mit drei Regierhäuptlingen wurden abgeschlossen; die schwarzen Majestäten erkannten den großen Kurfürsten als ihren Schutz- und Oberherrn an (1681).

Von Groß-Friedrichsburg aus (so hieß die neue Anlage), eröffnete sich ein so lebhafter Verkehr mit dem Innern des Landes, daß die Holländer alle nur mögliche Schwierigkeiten entgegensezten, und als dieses dennoch nicht fruchtete, wenigstens durch Verträge einigen Vortheil davon zu ziehen suchten. Schon im folgenden Jahre kam eine afrikanische Handelsgesellschaft zu Stande. Es wurden fürs Erste 50,000 Thaler eingezahlt, und dabei festgestellt, daß jeder Theilnehmer wenigstens 200 Thaler gebe, und nach Verhältniß seines Beitrags Gewinn und Verlust zu erwarten habe; der Kurfürst trat für seine Person mit 8000 Thalern bei. Zu ihrem Hauptort wählte die Compagnie Emden, welches damals sich in den Händen des großen Kurfürsten befand, da er bei Gelegenheit des Streites zwischen der regierenden Fürstin von Ostfriesland mit ihren Ständen, als Director des westphälischen Kreises, im Auftrage des Reiches hier eingegriffen und den Greetfiehler Hafen besetzt hatte (1682). Emden war willig der Compagnie beigetreten, und deshalb ein höchst geeigneter Mittelpunkt für die neue Unternehmung. Sogleich wurde der Gesellschaft eine umfassende Bewilligung ertheilt, in welcher der Kurfürst unter Anderem versprach, eine Festung an der afrikanischen Küste zu bauen, sie zu armiren und achtzehn Monate zu erhalten, wogegen die Compagnie nach Verlauf von vier Jahren ihre Miliz selbst

empfehlen mußte. In einem besonderen Artikel verpflichtete sich Friedrich Wilhelm nach dieser Zeit zu einer größeren persönlichen Theilnahme und zu fortwährendem nachdrücklichen Schutze.

Die Nachricht von den raschen Erfolgen der brandenburgischen Seemacht an der Küste Guineas machte großes Aufsehen in der europäischen Handelswelt. Letzteres wurde noch dadurch erhöht, daß ein angesehenener Regenthäuptling Gesandter der anwohnenden Völkerschaften in der kurfürstlichen Residenz erschien. Dies veranlaßte den großen Kurfürsten zu lebhafterer Unterstützung. Im Jahre 1683 wurden 12000 Thaler zur Erweiterung von Groß-Friedrichsburg bewilligt, so wie Unterstützungen für die Garnison auf ein Jahr, zum monatlichen Belaufe von 502 Thalern. Mit den ostfriesischen Landständen ward ein besonderer Handelstraktat eingegangen, des Inhalts, daß diejenigen, welche unter kurfürstlicher Flagge fahren würden, besondere Vorrechte genießen sollten. Man dachte immer ernstlicher auf Ausdehnung der afrikanischen Besitzungen und auf Vermehrung der Marine-Soldaten. Der große Kurfürst sah in diesen Unternehmungen eine geeignete Gelegenheit, seine Seemacht in dem Grade zu erhöhen, der seinen Gegnern Achtung einflößen könnte. Gelang ihm dies, so gedachte er als neutraler Fürst die Transportschiffe kriegsführender Mächte zu begleiten, wodurch seinen Unterthanen unter allen Umständen großen Vortheil zu verschaffen. In der Folge hoffte er den Seehandel nach seinen Ostseeküstenländern, namentlich nach Preußen zu ziehen.

Es scheint jedoch nicht, als ob die Compagnie glückliche Geschäfte machte, denn es wurden keine Dividenden gezahlt, und der Fond der Gesellschaft mußte um zwanzig Prozent vermehrt werden. Daher beschloß Friedrich Wilhelm die Compagnie vereinigt unter seine Verwaltung zu nehmen. Diese Verwaltung wirkte Anfangs so vortheilhaft, daß noch am Schluß des Jahres 1686 der Ueberschuß 23,700 Thaler betrug, und im folgenden Jahre sogar bis auf 67,243 Thaler stieg. Der auswärtige Handel nahm einen immer höheren Aufschwung. Ein Gesandter des Schahs von Persien machte von Warschau aus dem großen Kurfürsten Vorschläge zu einem Handel mit Bernstein gegen rohe Seide. Zur kräftigeren Förderung der überseeischen Unternehmungen erhielt Kaule im Jahre 1687 eine fast uneingeschränkte Verfügung über die Compagnie, deren Beamte er nach eigenem Ermessen anstellen und absetzen konnte; außerdem durfte er über die Fonds ungehindert zu Gunsten der Marine und Compagnie verfügen. Um diese Zeit hatte die Compagnie auch in Amerika festen Fuß gefaßt, und obgleich diese neue Anlage für den Augenblick keinen großen Vortheil bot, so mußte doch für die Zukunft Ausbeute versprochen haben, da sich bald darauf holländische Kaufleute in bedeutendem Maße dabei theilnahmen.

Wir wollen, um später nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen, mit wenigen Worten den Ausgang dieser eigenthümlichen Schöpfung des großen Kurfürsten berichten. Nur ein so kühner und speculativer Geist wie der seine, welcher in jedem Augenblick die großen europäischen Bewegungen zu seinem Nutzen

auszubeuten verstand, hätte das brandenburgische See- und Colonialwesen zu einer gedeihlicheren Höhe heranbilden können; daher fing es von dem Augenblick an zu kränkeln, wo der große Genius nicht mehr mit seinem belebenden Athem die künstliche Maschine in Bewegung setzte. Zwar ließ sein Nachfolger Handels-Compagnie und Marine aus Pietät gegen den Vater und einer Art von Herrscherluxus bestehen, aber ohne allen Vortheil für inländischen Handel und fabriklichen Gewerbefleiß. So schleppte diese Einrichtung des großen Kurfürsten ihr Dasein bis zum Jahre 1718 fort, wo der nur auf den unmittelbaren praktischen Vortheil bedachte König Friedrich Wilhelm I. sämtliche auswärtige brandenburgische Besizungen, da sie Nichts einbrachten und nur Ausgaben veranlaßten, an die Holländer verkaufte.

Wie nach allen Seiten hin, so wirkte der große Kurfürst auch in Schul- und Unterrichts-Angelegenheiten schöpferisch und reformatorisch. Allerdings war schon Manches von seinen Vorgängern für wissenschaftliche Institute geschehen. Die beiden Landesuniversitäten, Frankfurt und Königsberg, zogen manchen tüchtigen Gelehrten und Geschäftsmann, auch in Straßburg und Leyden fand man nicht selten Studirende aus den kurfürstlichen Staaten. Nicht minder erstreckte sich seine Sorgfalt auf die gelehrten Schulen und Gymnasien. Für die Gründung solcher Anstalten hatte sich, seitdem durch die Reformation die Fonds geistlicher Stiftungen für das Schulwesen flüssig geworden waren, Manches thun lassen, doch reichte es für das allgemeine Bedürfniß noch nicht hin; für die Bildung der ärmeren Klasse in Anstalten, die wir heute mit dem Namen der Volksschule bezeichnen, war damals noch nicht die Rede. Die ganze Kenntniß, welche diese Klassen des Volkes erlangten, bestand aus einigen auswendig gelernten Bibelsprüchen, denn nur Wenige konnten lesen und schreiben.

Raum war das Kriegsgetümmel des dreißigjährigen Religionsstreites einigermaßen verschollen, so dachte Friedrich Wilhelm auch schon auf Abhülfe dieses großen Nothstandes, indem er eine Ordnung festsetzen wollte, nach welcher es auch den ganz Unbemittelten möglich würde, seine Kinder unterrichten zu lassen. Schon 1654 mußte ein gewisser Johann Raue einen Entwurf zur Verbesserung der Schulen ausarbeiten, und fünf Jahre später überreichte das damalige Consistorium dem Kurfürsten eine sehr ausführliche Bestimmung der Art, die wegen der zwischen Lutheranern und Reformirten stattfindenden Spannungen leider nicht zur Ausführung kommen konnte. Natürlich hatte der polnisch-schwedische Krieg neue Hindernisse für die Entwicklung des Unterrichtswesens bereitet. Als man nach dem Frieden von Oliva ernstlicher an das hochwichtige Werk ging, fand man die Zustände ziemlich trostlos. Dies sehen wir unter Anderem aus einem Bericht der märkischen Stände aus dem Jahre 1661. „Weil auch bei den nunmehr Gottlob überstandenen dreißig- und mehrjährigen Kriegen, heißt es darin, die Unterthanen sehr enervirt worden, also daß auch die Bürger mehrentheils ihren Kindern aus eignen Mitteln zum Studiren wenig oder nichts hergeben, noch ihre nothdürftigen Media suppeditiren können, daher

ist manch Hattliches Ingenium, so den Studiis obliegen und künftig Q. R. D. und dem Vaterlande nützliche Dienste leisten könnte, wegen Mangel der Mittel veräumt, auch wohl gar ad desertionem studiorum gebracht wird" — u. s. w.

Die Lehrer waren so schlecht besoldet, daß sie ihres Lebensunterhaltes wegen zu anderen, mit ihrem Berufe keinesweges übereinstimmenden Beschäftigungen greifen mußten. Noch im Jahre 1670 verklagte die Stadt Gremmen ihren Schulrektor, weil er sich mehr mit dem Handel abgebe, als mit Erziehung der Jugend. Das Kammergericht entschied in dieser Sache dahin, daß der Beklagte die Woll-, Taback- und andere Handlung, wenn er Schulrektor bleiben wolle, anstehen lassen, durante inquisitione sein Amt fleißig verwalten solle. Wollte Beklagter auch zu Tische gehen (bei den Bürgern nämlich), so stehe ihm dies frei, wie auch, wenn ihm einer oder der andere für den Tisch Geld zu geben geneigt sei.

Von den beiden berühmten Gelehrtenschulen, welche den Kurfürsten Joachim II. und Joachim Friedrich ihr Entstehen verdankten, war die Stiftung des Letzteren, das Joachimsthal, durch den traurigen Religionskrieg fast gänzlich zu Grunde gegangen. Im Jahre 1636 waren die Besitzungen der Schule geplündert, die Wohngebäude niedergebrannt, die Einwohner nebst der Schulgesellschaft verjagt worden. Vergebens hatte Schwarzenberg ihre Wiederherstellung versucht, erst der große Kurfürst erwarb sich dies löbliche Verdienst. Im Landtagsabschied von 1653 versprach er, „daß die zur Fürstenschule bestimmten Legate wieder dahin verordnet, und einstweilen die Einkünfte des Amtes Damsbeck und der vierte Theil der Einkünfte von den Unterstiftern zu Halberstadt zur Unterstützung der Schule überwiesen werden sollen. Schon zwei Jahre darauf wurde das Gymnasium nach Berlin verlegt, und zu gleicher Zeit einigen Mitgliedern der berlinisch-reformirten Gemeinde ebenso wie für die Schule in Cöln an der Spree auch über diese Anstalt die Mitaufsicht übergeben. Dies war ein wesentlicher Schritt zur künftigen Ausgleichung konfessioneller Gegensätze, da gerade die in Rede stehende Anstalt, welche ihrer Gründungsurkunde nach die Bestimmung hatte, „die Kinder in rechter, reiner und unverfälschter (d. h. streng lutherischer) Lehre zu erziehen“, ein Lummelplatz der allerärgerlichsten, religiösen Streitigkeiten gewesen war. Da es an einem passenden Lokale fehlte, räumte Friedrich Wilhelm der Schule einige Zimmer in dem Vordertheile seines Schlosses ein, während seine Mutter, von eben dem edlen Geiste wie er selbst durchdrungen, einige hundert Thaler ihres Wittwengehaltes zur besseren Unterhaltung derselben opferte.

Nicht ganz so unglücklich wie dem Joachimsthal, war es dem Berlinischen Gymnasium, oder wie es gewöhnlich hieß, der Schule am grauen Kloster gegangen; allein auch hier stand es in Bezug auf die Mittel schlimm genug, denn die Lehrer waren angewiesen, abwechselnd bei den Bürgern den Mittagstisch einzunehmen. Da Friedrich Wilhelm die großen Uebelstände, welche hieraus erwachsen und die gesegnete Thätigkeit der Lehrer hemmen mußten, einsah, wies



er 1682 die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 500 Thalern jährlich aus der neu errichteten Accise zu Tischgeldern an.

Kurz darauf legte er auch den Grund zu einem dritten Gymnasium durch die Einrichtung einer neuen Stadtschule auf dem Friedrichswerder, einem Stadttheil, der zu jener Zeit in lebhafter Aufnahme gekommen war.

Der Lehrplan dieser Gymnasien entsprach allerdings unserer Vorstellung von wissenschaftlichen Anstalten nur sehr unvollkommen. Der Unterricht beschränkte sich fast nur auf Griechisch und Latein; von einer wissenschaftlichen Behandlung der Muttersprache war nicht die Rede. Natürlich wurde das Hebräische, als für die künftigen Theologen nothwendig, gelehrt, dagegen blieben die neuen Sprachen gänzlich unberücksichtigt. Auch der Religionsunterricht war keinesweges erspriechlich. Dogmatik, in der engherzigen Form jener Zeit oder Spitzfindigkeit der Concilienverhandlungen, bildete den Mittelpunkt desselben. Viel Zeit verwendete man auf die Behandlung der Philosophie, besonders der Logik, doch ebenfalls in ziemlich ungenießbarer Form, und auf praktische Uebungen in Disputationen, welches man in dem Schulplan mit dem Ausdruck „Dialektik“ bezeichnete. Eine andere praktische Uebung für die Gymnasialjugend, welche wie manches Andere in der neuern Zeit verschwunden ist, bestand darin, daß, statt der heutigen Schulfeierlichkeiten, an Jahrestagen und Stiftungsfesten große Dramen in der geschmacklosen Weise der alten Mysterien unter Anleitung der Lehrer von den Gymnasiasten ausgeführt wurden. So ließ der Rektor zum grauen Kloster, Spengler, im Jahre 1646 den Fall Adams von seinen Schülern darstellen, und zum hundertjährigen Stiftungsfest des Gymnasiums (1674) wurde ein Schauspiel „Bellerophons Unschuld und Sieg“ in dem Saale des Berlinischen Rathhauses aufgeführt, wozu durch ein besonderes Programm eingeladen worden war. Uebrigens war die Schülerzahl in den Berlinischen Gymnasien für jene Zeit keinesweges gering, denn schon acht Jahre nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges wurde das graue Kloster von vierhundert Gymnasiasten besucht.

Auch den Universitäten widmete der große Kurfürst die eifrigste Sorgfalt. Verhältnismäßig wohlgeordnet und voll regen wissenschaftlichen Sinnes erscheint die Hochschule zu Königsberg, welche ferner als andere deutsche Universitäten von den verheerenden Einwirkungen des jede Bildung durchkreuzenden Religionskrieges geblieben war. Hier lehrten achtunddreißig Professoren, die der Künste nicht mitgerechnet, zum Theil Männer von ausgezeichnetem wissenschaftlichen Rufe. Die Anstalt war so reich an Mitteln, daß viele der Schüler freien Unterhalt genossen, und immer kamen noch neue Dotationen dazu. Daher war es kein Wunder, daß nicht nur junge Männer aus allen kurfürstlichen Provinzen, sondern auch Polen und andere Ausländer dort ihren Studien oblagen.

Weit minder, in jeder Beziehung, empfahl sich die Universität Frankfurt. Einerseits fehlte es hier an den nöthigen Mitteln, und dann waren auch die Sitten in Folge der langjährigen Kriegsunruhen in hohem Grade verwahrlost.

Es hatte sich unter den Studirenden ein ziemlich ausgebehnter Verein zu Trink- und Spielgelagen gebildet, damals bekannt unter dem Namen Pennalismus, in welchen man sich der zügellosesten Ausschweifungen überließ. Es läßt sich denken, daß der große Kurfürst, mit seinem energischen Sinn für Ordnung und Zucht, die nöthigen Vorkehrungen gegen diese verderblichen Ausbrüche jugendlicher Unbesonnenheit traf. Es scheint, als ob die ernstern Verordnungen vom Jahre 1659 und 1661 dem Unfug ein schnelles Ende machten. Allein auch auf positive Weise sorgte Friedrich Wilhelm für das Beste der einst so berühmten Lehranstalt. Außer anderweitiger Vermehrung der Einkünfte, der Aussetzung eines Fonds für die Bibliothek und der Errichtung einer Reitschule ist noch die im Jahre 1686 erfolgte Stiftung des großen kurmärktischen Stipendiums zu erwähnen. Für dieses waren 20,000 Thaler ausgesetzt, welche die Landschaft mit fünf Prozent verzinsen mußte. Von den 1000 Thalern Zinsen sollten neun Rädler ohne Unterschied der Confession auf drei Jahre alljährlich 100 Thaler erhalten, durften aber nur für die Universität Frankfurt davon Gebrauch machen. Auch in Frankfurt traten unter den Professoren während der Regierung des großen Kurfürsten ausgezeichnete Gelehrte hervor.

In Halle gedachte der große Kurfürst eine dritte Universität und in Duisburg eine vierte für seine westlichen Staaten zu errichten. Hier hatte schon Herzog Wilhelm der Reiche um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Gründung einer solchen Anstalt beabsichtigt, doch wegen des niederländischen Krieges war die Ausführung des Planes unterblieben. Auf Grund der alten Privilegien wurden die nöthigen Professoren berufen, und reichliche Fonds zur Gründung angewiesen. Unter den Auspicien des Statthalters Johann Moriz von Nassau trat im Jahre 1655 die neue Anstalt ins Leben. Die Eröffnung und Einweihung der Universität Halle dagegen fand erst unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten im Jahre 1694 statt.

Es kann nicht auffallend erscheinen, daß Friedrich Wilhelm bei seinem durch und durch deutschen Charakter auch den lebhaftesten Antheil an der Entwicklung deutscher Sprache und Literatur bezeugte. Freilich konnten die Leistungen der Zeit wohl dem kräftigen Geiste nur geringe Befriedigung bieten, denn nach dem löblichen Aufschwunge der ersten schlesischen Dichterschule versank die deutsche Poesie in eine höchst traurige Geschmacksverirrung. Friedrich Wilhelm war auch Mitglied des im Jahre 1617 von Kaspar von Leutleben gestifteten Palmenordens oder der fruchtbringenden Gesellschaft, deren Ordens-Gelübde darin bestand, „deutsche Tugend und deutsche Sprache zu üben“, da immer mehr und mehr die Nachahmung fremder Sitte unter den Deutschen um sich griff, der mündliche und schriftliche Ausdruck aber durch die geschmackloseste Sprachmengerel verunstaltet wurde. In letzterer Beziehung können wir freilich die Tugend des großen Kurfürsten in Bezug auf sein Ordensgelübde nicht rühmen, denn wir haben selbst schon einige Proben seines Stiles angeführt, welche bunt genug aus verschiedenartigen Ausdrücken zusammengesetzt waren.

Der große Kurfürst, wie alle praktisch-bedeutenden Staatsmänner, war ein Freund und Kenner des historischen Studiums, denn dem großen Manne ist die Geschichte in Bezug auf das Leben kein Buch mit sieben Siegeln, noch eine Musterkarte der Thorheiten des Menschengeschlechtes ohne irgend einen praktischen Nutzen für die eigene Thatkraft. Auch für die vaterländische Geschichte war deshalb seine Sorge lebendig, nicht aus dem damals üblichen belächelns-werthen Luxus fürstlicher Häuser, welcher für die Darstellung der freudigen und leibvollen Begebnisse der Durchlauchtigsten Familien einen Historiographen erforderte, sondern um den lebhaften Antheil an dem von ihm begründeten und ruhmvoll gehobenen Staate desto eifriger zu befördern. Der gelehrte Sübner und nach ihm Martin Scholius erhielten den Auftrag, eine Geschichte der Mark Brandenburg zu schreiben. Auch Hendreich wurde durch eine Gratification zur Fortsetzung seiner *historia Marchiae Brandenburgicae* aufgefordert; der Italiener Gregorio Letti erhielt für seine *cronica della casa elettorale di Brandeburgo* eine für damalige Zeiten wahrhaft königliche Belohnung. Der würdigste von allen diesen Geschichtschreibern war ohne Zweifel der berühmte Samuel Puffendorf, welcher aber nicht früher als im Jahre 1688 in Berlin eintraf, und deshalb seine Geschichte des großen Kurfürsten erst nach dem Tode desselben vollenden konnte.

Würdig zur Seite stand dem Fürsten in seiner Liebe für die Wissenschaften und in der Sorge für die Bildung der Unterthanen seine Gemahlin Luise. Als sie nach dem Tode ihres ersten Kindes sechs Jahre ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft blieb, gelobte sie vor der Geburt des Kurprinzen Carl Emil die Stiftung eines Waisenhauses in Dranienburg. Es sollten in demselben zwölf Knaben und eben so viel Mädchen in Handwerken und Künsten unterrichtet, und diejenigen, bei welchen sich besondere Fähigkeiten zeigten, auf dem Joachims-thalischen Gymnasium mit Freistellen versorgt werden. Für diesen Zweck hatte die Kurfürstin 1200 Thaler jährliche Renten und überdies Naturalien und Holz aus ihren Gütern angewiesen. Auch nach ihrem Austritt aus der Anstalt wurde für die Waisen Sorge getragen, und jedes Mädchen erhielt noch bei ihrer Verheirathung ein Gnadengeschenk von zwanzig Thalern.

Friedrich Wilhelms zweite Gemahlin blieb hinter diesen edlen Bestrebungen der Vorgängerin nicht zurück. Sie stiftete in Potsdam mit einem Kapital von 10,000 Thalern ein reformirtes Wittwenhaus, mit welchem später ein Waisenhauß verbunden werden sollte. Auch zur Erbauung des Dorotheen-Hospitals vor dem Königsthore so wie zur Erhaltung desselben spendete die Kurfürstin aus ihren eigenen Mitteln.

Für die Kunst hatte der große Kurfürst einen offenen, regen Sinn und eine freigebige Hand. Sowohl er als seine Gemahlin Luise liebten die Musik, namentlich die Kirchengesänge mit stattlicher Chorbegleitung. Die kurfürstliche Kapelle, welche schon von seinen Vorgängern gestiftet worden war, wurde von ihm erweitert; auch italienische Sängere wirkten bei diesen Aufführungen mit,

Öffentliche Theater Vorstellungen gab es damals in Deutschland noch nicht, nur in den Schulen wurden, wie schon oben erwähnt ist, ziemlich rohe, wenigstens geschmacklose Versuche darin gemacht, und deshalb von dem Kurfürsten, weil sie statt der beabsichtigten Erbauung nur das Heilige ins Lächerliche zogen, ernstlich verboten. Dagegen führten die Hofleute selbst vor dem Kurfürsten und seiner Gemahlin bei feierlichen Gelegenheiten Festspiele mit Tanz auf, z. B. zur Vermählung des Kurprinzen Friedrich auf dem Schlosse zu Berlin. Es war ein Ballet in dem wunderlichen Stile der damaligen Zeit, „der Götter Freudenfest“ genannt, wie wir sie aus der Literatur der schlesischen Dichterschule kennen, wo bei jeder hochfürstlichen Taufe oder Hochzeit der ganze Olymp nebst allem Gepränge der griechischen Mythologie zusammen gerufen wurde. Alle Prinzen und Prinzessinnen, Edelleute und Damen stellten auf einem besondern zu diesem Zwecke errichteten Theater unter Anleitung des Herrn de la Tour, eines in diesen galanten Erzeugnissen der Zeit besonders kundigen Franzosen, dieses Festspiel vor. Sechs Tanzmeister ordneten die Bewegung und Gruppierung der großentheils maskirten Tänzer. Schauspieler von Fach spielten unter dem großen Kurfürsten nicht vor dem Hofe.

Da Unterrichtsanstalten ohne literarische Hülfsmittel Nichts leisten können, so verwendete der große Kurfürst ganz besondere Sorgfalt auf die Begründung einer zu diesem Zwecke ausreichenden Bibliothek. Es wird zwar zur Zeit der Kurfürsten Joachim I. und II. schon von einer bedeutenden kurfürstlichen Büchersammlung gesprochen, doch muß diese in Verfall gerathen sein, denn der Bibliothekar Hendreich berichtet, als ihm die kurfürstliche Bibliothek anvertraut wurde, habe er kaum so viel Bücher vorgefunden, als einem gewöhnlichen Privatmanne genügen; und dieser Bericht scheint keinesweges übertrieben gewesen zu sein, da sich diese Bücher in einem ganz kleinen Raume unter dem Dache des Schlosses befanden. Sogleich wurde ein anständiges Lokal zum Gebrauch der vorhandenen Werke für Gelehrte und die kurfürstlichen Beamten eingerichtet. Durch Ankauf mehrerer Sammlungen gewann die Bibliothek nicht nur an brauchbaren Drucksachen, sondern auch an Handschriften. Dem großen Kurfürsten erschien die Sorge für diesen Punkt so wichtig, daß er bei seinem Abgange zum Heere im Jahre 1674 dem Geheimrathe die Vermehrung der Bibliothek ganz besonders empfahl. Obgleich die Mittel, wenn wir den heutigen Maßstab anlegen, außerordentlich gering erscheinen, da alljährlich im Durchschnitt nur 300 Thaler dafür verwendet werden konnten, so hatte der sorgsame Landesfürst doch die große Freude, seine Schöpfung bis auf 20,600 gedruckte Bücher und 1618 Handschriften vermehrt zu sehen. Noch in seinen letzten Lebenstagen gedachte er ein geräumigeres und zweckmäßigeres Haus von zwei Stockwerken im Lustgarten für seine Bibliothek zu erbauen, und schon waren außer einem großen Theil der Materialien 26,000 Thaler in einem schriftlichen Kontrakte dafür bewilligt, als der Tod seinen wohlthätigen Plan verstellte. Um aber den Schatz von Büchern nicht ungenutzt zu lassen und mit seiner Bibliothek nur leeren Raum zu treiben,

gestattete Friedrich Wilhelm nicht nur allen inländischen, sondern auch den ausländischen Gelehrten einen freien Gebrauch derselben, und bekundete hierdurch seinen edlen und reinen Eifer für die Förderung der Wissenschaften.

Bemerkenswerth ist die für die damaligen Zeiten gewiß auffallende Vorliebe des großen Kurfürsten für die chinesische und indische Literatur, wenn sie nicht vielleicht mit der damals ziemlich allgemeinen Grille vornehmer Herren, das Hauptgeheimniß der Alchymie, die Goldmacherkunst zu entdecken, in einiger Verbindung stand. In letzterem Punkte zahlte der große Mann den Schwächen des Zeitalters seinen Zoll. Sein geheimer Kammerdiener Kunkel hatte die Leitung des alchymistischen Laboratoriums. Für diese Liebhaberei scheint der sonst sparsame Fürst viel Geld aufgewendet zu haben, denn es ergab sich bei der später darüber angestellten Untersuchung, daß die Ausgaben für das Laboratorium 27,084 Thaler betragen, ja daß Kunkel nicht einmal Rechnung abzuliegen brauchte. Als er im Jahre 1689 darüber zur Untersuchung gezogen wurde, sagte er aus, er selbst habe dem Kurfürsten sein Bedenken geäußert, daß der Rentmeister seine Anforderungen übel aufnehmen würde, jedoch von seinem alten Herrn die Antwort erhalten: „darum dürft Ihr Euch nicht bekümmern, ich frage Niemanden darum; was ich haben will, muß geschehen; ich bin auch nicht so wie u. s. w.; ich habe allezeit so viel in meiner Schatulle, daß ich der keinen darf nie fragen. Ich spiele jetzt nicht sonderlich mehr, habe aber öfter tausend Thaler auf einmal verspielt, auch wohl zur Lust so viel in die Luft fliegen lassen; so kann ich auch wohl zu meinem Vergnügen an allerhand Wissenschaften was wenden, und darf mir Niemand einreden, was ich thun oder lassen soll“.

Die Gattung der Poesie, für welche damals allein in Deutschland etwas Tüchtiges geleistet wurde, das Kirchenlied, fand an dem Hofe des wahrhaft christlich frommen Herrschers lebhaften Beifall und Pflege. Eine große Zahl der jetzt noch in Ansehen stehenden Kirchengesänge stammt aus jener Zeit. Unter andern Dichtern dieser frommen Gesänge zeichnete sich der als Diplomat und Staatsmann mit Recht so hochgeachtete Otto von Schwerin aus, welcher für seine tief-religiöse Auffassung in dem Kurfürsten sowohl wie in seiner lebenswürdigen Gemahlin Luise vollkommene Gefinnungsgenossen fand. Eine bedeutende Zahl seiner Lieder entstand aus den Gedanken dieser hohen Frau, welche der geistreiche Mann auf ihren Antrieb dann in poetischer Form wiederzugeben versuchte. Bei den Morgen- und Abendandachten des Hofes, so wie auch bei dem kirchlichen Gottesdienste wurden seine Lieder vielfach gesungen.

Neben ihm als Dichter erster Größe in dieser Gattung stand Paul Gerhardt, auf den wir noch später bei den religiösen Streitigkeiten der Confassionen zurückkommen werden. Wie viel poetische und fromme Gedanken bieten uns seine herrlichen 120 Kirchenlieder? Nicht minder verdienten Beifall erwarb sich der preussische Liederdichter Simon Dach, welchen Hippel nebst Johann Rist und Paul Gerhardt als die ausgezeichnetsten Dichter in dieser Gattung her-

vorhebt. Auch Robert Roberthin darf nach diesen Koryphäen des Kirchenliebes noch genannt werden. Als besten Componisten dieser Orgüsse acht christlich frommer Gesinnung können wir den Musik-Direktor an der Nicolai-Kirche in Berlin, Johann Crüger, anführen.

Friedrich Wilhelm war ein großer Verehrer und Beschützer aller bildenden Künste. Wir haben gesehen, wie viel ihm bei seinen großen politischen und Staatshaushalterischen Zwecken ein jeder Thaler galt; besenungeachtet ließ er Künstler zu ihrer Ausbildung nach Rom reisen, und gab Andern Aufträge zum Einkauf von Kunstwerken, um auch in der Heimath gute Vorbilder für das Studium der kunstbestiffenen Jugend zu haben. Allein fünfundvierzig Maler sind von ihm beschäftigt worden, von denen Einige 1000 Thaler Gehalt nebst freier Wohnung und Hofbekleidung erhielten. Unter diesen trat vor Allen Wilhelm von Hothhorst hervor, welcher wegen der vortrefflichen Behandlung des Hellbunkels von den Italienern mit dem Ehrennamen Gerardo delle notti bezeichnet wurde. Wie eifrig der große Kurfürst selbst auch in der beschränktesten Lage die Sorge für die Kunst, diesen edlen und herrlich lohnenden Theil der Herrscherpflicht übte, erfahren wir aus der Bestallung des Malergefellen Gabriel Riegeil vom Jahre 1640, in welcher es heißt: „er solle nicht allein im Hoflager, sondern auch auf Reisen, so oft es Noth thut, aufwarten, und was ihm von dem Kurfürsten und dem Hofmaler Mathias Ewizelen oder sonst in allerlei Kunststücken, Historien und Conterfeits, Perspektiven, Landschaften, und wie es genannt werden möchte, aufgetragen würde, mit seinem besten Verstande und Erfahrungheit und mit allem getreuen und emfigen Fleiß verfertigen, wie auch insonderheit alles dasjenige, was zur Zier, Staffiren mit Del- oder Wasserfarben inner- oder außerhalb der Gemächer und sonst anzustreichen vorfiel, willig und gehorsam verrichten und machen“. Die Bildersammlung des großen Kurfürsten kann nicht unbedeutend gewesen sein; denn Letti erzählt, es sei ein großes Gemach mit Gemälden von van Dyk angefüllt gewesen, und in der über funfzig Fuß langen Bildergallerie habe er Werke von Titian, Paul Veronese und Raphael gesehen, von Letzterem den Kopf des Heilands, der allein 5000 Thaler koste; der Werth der Gemälde im Ganzen belaufe sich aber auf mehr als 400,000 Thaler.

Sieben Kupferstecher und vierzehn besoldete Bildhauer arbeiteten für die kurfürstlichen Schlösser und Gärten. Unter den neun Eisenschneidern, die ihre Dienste dem großen Kurfürsten widmeten, trat besonders Gottfried Seygebe hervor. Dieser in seinem Fache ausgezeichnete Künstler schnitt in dreijähriger ununterbrochener Arbeit aus einem Centner Eisen die noch jetzt in der Kunstammer befindliche zehn Zoll hohe Statue, welche den Kurfürsten als Bellerophon darstellt, wie er die dreiköpfige Chimäre überwältigt; ohne Zweifel eine schmachtelhaft allegorische Figur auf den großen Herrscher selbst, weil er gegen die neidischen Anstrengungen des Kaisers, der Polen und Schweden seine kurfürstlichen Rechte mit siegreicher Faust auf dem Felde der Ehre behauptet hatte.

Einen vorzüglich gebildeten Geschmack bekundete Friedrich Wilhelm in der Baukunst. Johann Blesendorf, Smids, Keering und de Giese, namentlich Pesterer, welcher 1660 das Hauptgebäude des Potsdamer Schlosses auführte, zeichnen sich als Baumeister unter ihm aus. Alles, was von ihm herrührt, ist in edlem Stile gebaut, und man kann mit Recht seiner Geschmacksrichtung das Entstehen jener edlen und großartigen Bauwerke, welche sein Sohn vollendete, wie das königliche Schloß und das Zeughaus, zuschreiben. Ein Theil des ersteren ward noch unter Friedrich Wilhelms Regierung errichtet. Neben diesen Prachtwerken dürfen wir auch hier die Ruhbauten nicht vergessen. Von Kanälen und Befestigungswerken in Berlin, Küstrin, Colberg und Stargard ist schon die Rede gewesen, und ich bringe hier nur noch in Erinnerung, daß drei Stadttheile entweder ganz oder zum Theil wenigstens ihm ihre Entstehung verdanken, nämlich die Dorotheenstadt, die Friedrichswerder- und die später sogenannte Friedrichsstadt.

In hohem Grade verdient des großen Kurfürsten Regierung unsere Aufmerksamkeit in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten unseres Vaterlandes. Er besaß einen religiösen Sinn von seltener Tiefe, doch frei von aller Frömmelrei und jener verderblichen Befangenheit für eine Anschauungsweise, welche Befolgung oder wenigstens traurige Bebrückung Andersdenkender herbeiführt. Ganz im Gegentheil steht er in einer Zeit, wo fanatischer Eifer nicht nur die großen Massen, sondern sogar den gebildeten Theil der Völker mit sich fortriß, bei aller Hingebung an die eigene Ueberzeugung als das herrlichste Muster wahrhaft christlicher Duldung da. Frei von jedem Vorurtheil, hoffte er die beiden evangelischen Confessionen, deren innere Uebereinstimmung er mit richtigem Sinn erkannte, zur vollkommenen Einigung zu bringen, und durch eine segensreiche, väterliche Behandlung seiner katholischen Unterthanen auch hier jeden schroffen Gegensatz zu mildern.

Die gehässige Parteistellung war es jedoch nicht allein, mit welcher Friedrich Wilhelm auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens kämpfen mußte. Durch den verheerenden Religionskrieg, der während eines vollen Menschenalters eine Art von Vernichtungskampf gegen Humanität und Kultur herbeigeführt hatte, waren auch die Diener der Kirche von der Bildungsstufe, auf welche sie sich in den seit dem Augsburger Religionsfrieden verfloßenen sechszig Friedensjahren mit Mühe und Anstrengung gehoben hatten, tief herabgesunken. „Ein großer Theil der Geistlichkeit treibt Gewerbe und Handleistungen, ist abergläubisch und ohne Ansehen, lautet ein Bericht an den Kurfürsten, woher es denn komme, daß man nicht wenig Prediger für gemeine Bürger, ja für Schulzen auf den Dörfern oder gar für Bauern ansieht“. Selbst die Predigten der gebildeteren Geistlichen hatten nicht die wahrhaft evangelische Weihe wie zur Zeit der Reformation, sondern Polemik und Controversreden füllten die Kanzelvorträge so wie die theologischen Schriften.

Es ist nicht zu läugnen, daß die lutherischen Geistlichen in der blinden Verleerungssucht sich am meisten von den Vorschriften der Mäßigung entfernten,

doch würde man ungerecht sein, wenn man ihnen allein die Schuld an dem Streite aufbürden wollte. Wenn auch Johann Sigismund, der sich zuerst der reformirten Lehre zugewendet, wie wir oben gesehen haben, jede Härte gegen die lutherischen Geistlichen vermied, so läßt sich dies doch nicht von den übrigen Anhängern seiner religiösen Ansichten sagen. Männer aus seiner nächsten Umgebung, wie z. B. der Statthalter Markgraf Johann Georg, sprachen ganz offen ihre Freude darüber aus, daß der Geheimrath ganz aus Reformirten bestände, und den Wunsch, es möge immer so bleiben. Daher läßt es sich wohl begreifen, wie alle diejenigen, welche nicht gleichgültig über Religionsangelegenheiten dachten, und wie es doch nun einmal aus dem Bildungszustand der damaligen Zeit hervorging, in den Ansichten der Gegner eine sträfliche Abweichung von der reinen Lehre erkannten, durch solche Thatfachen und unverhohlene Aeußerungen über ihre heiligsten Interessen in große Unruhe gerathet mußten. Auch unter der Regierung des großen Kurfürsten gehörten verhältnißmäßig die meisten höhern Staatsdiener der reformirten Confession an, wie nachdrücklich auch die Stände gegen die Bevorzugung einer Religionspartei Einspruch erhoben.

Natürlich wiederholten sich auch die früheren Uebelstände in Bezug auf die Polemik der lutherischen Geistlichen. Statt unparteiischer, wissenschaftlicher Beleuchtung der Streitpunkte, ergingen sie sich wie ehemals in hämischen und geschmacklosen Pasquillen gegen ihre Widersacher, und schonten dabei die Vorfahren des Kurfürsten nicht. Als auf solche Weise das oben erwähnte Glaubensbekenntniß Johann Sigismunds verspottet wurde, erließ Friedrich Wilhelm, um ferneren Mißbräuchen der Art vorzubeugen, die Verordnung, daß in Zukunft theologische Schriften nur mit Einwilligung einer Censur von Seiten des Consistoriums gedruckt werden dürften.

Verbote der Art pflegen nur die Leidenschaftlichkeit noch mehr anzureizen; so auch hier. Der Prediger Schilling in Stendal ließ einen Traktat in Wittenberg drucken, der uns an die fanatische Polemik eines Brynne zu Zeiten Karl I. in England erinnert, in welchem er außer andern Schmähungen sagte: „der Teufel pflege die Leute mit der calvinischen Religion anzufechten und in Zweifel zu stürzen; und alle diejenigen würden verflucht, so wider die Heiligung des göttlichen Namens, Gottes Reich und dessen Willen wären, es möchten sein Papisten oder Calvinisten“. Friedrich Wilhelm forderte vom Consistorium Bericht, was mit einem solchen friedensstörenden Menschen vorzunehmen sei. Dieses trug an: „da Schilling zwanzig Jahr Geistlicher gewesen, und kaum so viel erlangt habe, sich mit seinen acht Kindern zu ernähren, ihm auf sein demüthiges Bitten zu verzeihen und ihn zu begnadigen. Er habe zwar diejenigen, welche ihn verhöhet, für giftige Verleumder, unehrliche, böse und verfluchte Leute gehalten, weeshalb sie ihm seines Amtes entsetzen mußten, damit er sich an solche Orten begeben, wo sein betrübtes Lästern und Lügenschänden gern gehört wird; — aber, wenn er Abbitte leiste, seien sie dafür, ihm dennoch zu vergeben.“ Selbst im Geheimrath war man derselben Meinung, und auch Friedrich Wilhelm



erwies sich geneigt. Dem Rathe gemäß erklärte er, „wenn der Supplicant durch die That beweisen würde, daß er Reue über seine unbesonnene Schrift empfinde, er den Weg der Gnade einschlagen wolle, wozu er ihm eine Bedenkzeit von drei Tagen gestatte.“ Allein Schilling war ein Fanatiker, welcher in seinem starren Eifer für die Sache des Lutherthums seiner Meinung nach ein gottgefälliges Werk zu vollbringen meinte, wenn er auf seinen unduldsamen Aussprüchen beharrte. Da befahl denn der Kurfürst dem Magistrat von Stendal, einen andern friebliebenden Geistlichen zu wählen, und spätestens in zwei Monaten zum Vorschlag zu bringen.

Zur Abhülfe dieser fortwährenden Mißhelligkeiten berief Friedrich Wilhelm im August des Jahres 1662 ein Colloquium nach Berlin, „damit das unchristliche Verkern, Verlästern und Verdammn, auch falsche Deutungen und erzwungene Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren allerseits eingestellt, hingegen das wahre Christenthum und die Uebung der wahren, klaren Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchte. Solchem nach haben wir endlich, und zwar um so viel lieber, weil wir von einigen Friebliebenden unter den Lutherischen selbst deshalb angetreten worden, zur Beförderung dieses löblichen Zweckes nicht undienlich zu sein erachtet, daß unter den Geistlichen dieser beiden Residenzstädte eine freundliche und brüderliche Conferenz gehalten, und also von ihnen nicht allein ein Versuch gethan, sondern auch ein guter Anfang zur brüderlichen Verträglichkeit gemacht, den Andern aber ein christliches Beispiel zur Nachfolge gegeben werden möchte. Der vertraute Diener Friedrich Wilhelms, Otto von Schwerin, führte den Vorfiz bei dieser Versammlung, und theilte der zu dem Zwecke berufenen Geistlichkeit, welche darauf bestand, daß aus der ganzen Mark Abgeordnete den Sitzungen beiwohnen sollten, im Auftrage des Kurfürsten einen Erlaß mit, nach welchem das Colloquium untersuchen sollte:

- 1) ob in den reformirten confessionibus publicis, und sonderlich in denjenigen, welche in dem am 2. Juni publicirten Edikt benannt werden, etwas gelehrt und bejaht werde, warum der, so es lehrt oder glaubt, *judicio Divino* verdammt sei; oder ob
- 2) darin etwas verneint oder verschwiegen sei, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott Niemand selig machen wolle? dies freundschaftlich zu berathen“.

Da man sich nicht einigen konnte, wählten die lutherischen Geistlichen Sigismund Reinhardt zu dem Vertreter ihrer Sache; denn, sagten sie in ihrer Eingabe, es möchte thunlicher sein, wenn ein Bestimmter da wäre, als wenn eiliche viel, die zwar zugleich singen, aber nicht vernehmlich reden können.“

Die Wahl aber war nicht im Sinne der Mäßigung und Versöhnlichkeit getroffen, denn Reinhardt führte so leidenschaftliche, ja aufrührerische Reden über den Kurfürsten und seine Minister, daß Schwerin, welcher sich als Vorfizender in theologische Disputationen mit dem halsstarrigen Gegner einlassen mußte, genöthigt war, den lutherischen Geistlichen unverhohlen zu erklären, „sie hätten

sowohl mündlich als schriftlich über sich genommen, was der Licentiat Reinhardt ganz unbesonnen und höchst strafbarer Weise gegen S. R. D. gebührenden Respekt bei den Conferenzen verübt, aber dabei nicht erwogen, was es auf sich habe, wenn Unterthanen nicht allein andere grobe Verbrechen vertheidigen, sondern sich auch derselben theilhaftig machen!" Reinhardts unkluges Benehmen hatte die Folge, daß sich eine bedeutende Anzahl lutherischer Geistlichen von ihm lossagte; allein die gute Absicht des Landesherrn, die streitenden Parteien mit einander zu versöhnen, blieb dennoch unertricht.

Uebrigens hatte der große Kurfürst schon anderweitige Maßregeln getroffen, um wenigstens dem öffentlichen Aergerniß nach Möglichkeit zu steuern. Durch ein neues Edikt wurde 1661 den Lutheranern aufs strengste untersagt, Anstößiges von den Reformirten zu reden oder zu schreiben. Im folgenden Jahre erschienen Vorschriften über die Erhebung des Beichtpfennigs und die Art und Weise, wie die Studirenden der Theologie sich auf ihren Beruf vorzubereiten hätten; zu gleicher Zeit erschien eine Verordnung, in welcher den Stimmführern Ruhe geboten wurde. Unglücklicher Weise erlaubte sich die theologische Fakultät in Wittenberg, an diesen Streitigkeiten Theil zu nehmen, und wendete sich deshalb an den Kurfürsten mit dem förmlichen Gesuch um ein Colloquium.

Einen solchen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte konnte der große Kurfürst unmöglich dulden, und wies daher auch diese Anmaßung mit dem gebührenden Ernste zurück. In seinem Erlasse darüber findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle: „Darum so ordnen und setzen wir kraft dieses aus landesfürstlicher Macht, Hoheit und Gewalt, auch aus höchster Nothwendigkeit, und wollen, meinen auch ernstlich, daß alle und jede Unserer Unterthanen von Prälaten, Grafen, Herren, Adel und Städten hinfüro keinen der Ihrigen mehr auf die vorgebadchte Univerſität Wittenberg, um beſelbſt Theologiam und Philosophiam zu studiren, schicken oder halten, auch da einer oder der andere Unserer Unterthanen seine Kinder des Studii Theologiae oder Philosophici halber allbereit dahin verschickt hätte, dieselben innerhalb drei Monaten, vom Tage der Publication dieses Unseres Edictes und Ordnung an zu rechnen, wieder abzufordern und dieselbe allda nicht zu belassen.“

Alle diese Verordnungen halfen jedoch Nichts; das ärgerliche Gezänk währte fort, die Ruhe des Landes wurde bedroht, die protestantische Kirche den verderblichsten Spaltungen bloßgestellt. Da erschien im Jahre 1664 ein neues Edikt mit dem Gebote, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten, und dem andern Theile keine ungereimte und gottlose Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Consequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden. So wollen Wir hiermit abermals ernstlich anbefohlen haben, daß, wenn Jemand, er sei reformirt oder lutherisch, begehren wird, daß sein Kind ohne Exorzismus getauft werden möge, der deshalb angesprochene Prediger ohne Erwartung ferneren Befehls die Taufe also verrichten soll.“

Wer sollte hierüber dem Landesherren nicht in der Sache Recht geben, da eigentlich nichts weiter geschah, als daß durch dieses Edikt die Rechte jedes Individuums auf dem Gebiete christlicher Lehre gewahrt, jeder Privatmann vor Gewissenszwang geschützt wurde. Allein theils hatte man für diese freisinnige Auffassung christlicher Toleranz damals noch nicht den nöthigen unbefangenen Sinn, theils war die Besorgniß vor dem Ausdringen calvinistischer Grundsätze, der doch nur die schwache Minorität in den kurfürstlichen Staaten angehörte, viel zu groß, als daß auf eine leidenschaftslose Beachtung der landesherrlichen Vorschrift zu rechnen gewesen wäre.

Um aber nicht wie die früheren Edikte auch dieses spurlos vorübergehen zu lassen, verlangte Friedrich Wilhelm von den Predigern einen Revers, daß sie dem kurfürstlichen Befehl auch in der That Folge leisten wollten. Dabei gerieth er auf ein bedenkliches Gebiet, wo er auch von gemäßigteren Naturen, und gerade von den ebleren, ernstern Widerstand zu erfahren hatte. Viele lutherische Geistliche glaubten sich durch diese Forderung in ihrer Religions- und Gewissensfreiheit gefährdet, in der wirksamen Ausübung ihres geistlichen Einflusses gehemmt. Gewohnt, die symbolischen Bücher, auf die sie ihren Amteid abgelegt hatten, als Heiligthümer, und das Festhalten an den Kirchengebräuchen, mithin auch am Exorcismus, als unbedingte Gebote des Herrn anzusehen; von Jugend auf unterwiesen, diese Bekenntnisschriften anzuwenden, um daraus die Gemeinden in der ächten lutherischen Lehre zu unterweisen: erschien in ihren Augen jenes Edikt als Eingriff in die heiligsten Rechte ihrer Kirche. Daher wurde von mehreren lutherischen Geistlichen die Unterzeichnung jenes Reverses vollständig verweigert. Ueber zweihundert Geistliche befanden sich in diesem Falle. Unter ihnen waren manche schmähsüchtige und unbulbsame Naturen, wie der schon genannte Archidiaconus Reinhardt und der Probst Eilius, welche sich stets mit großer Behäuflichkeit gegen ihre reformirten Amtsbrüder benommen hatten; allein auch wahrhaft fromme Männer, welche trotz aller christlich mißverstandenen Befinnung über die Mahnungen ihrer religiösen Scrupel nicht hinwegkommen konnten, wie der als Gotteslehrer und frommer Liederdichter mit Recht so hochgerühmte Paul Gerhardt. Während viele von den Ersteren trotz ihrer Anfangs gezeigten Heftigkeit, als es zur äußersten Maßregel, der Entsetzung vom Amte kam, dem Widerspruch entsagten, blieb der sanfte Dulder standhaft, und nahm ruhig das schwere Geschick als Prüfung seiner christlichen Ergebung auf die Schulter.

Wie hart auch immerhin einzelne Fälle dieser Art erscheinen mögen, so blieb doch dem großen Kurfürsten kein anderes Mittel, als die strenge Aufrechthaltung seiner landesherrlichen Obergewalt. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich dahin aus, „daß er über keines Unterthanen Gewissen und Religion jemals einige Gewalt geübt, noch auch wegen ungleichen Glaubensbekenntniß Jemand angefeindet, sondern Allen und Jeden gleiche Gnade und Beförderung widerfahren lassen, wie solches weltkundig, und von ausländischen und öffentlichen

Schriften erkannt und gerühmt worden. Und dahin sind auch alle in Religions-  
sachen ergangenen Schritte gemeint gewesen, nicht aber eine Religionsmengerei  
einzuführen, viel weniger Jemand wider sein Gewissen Etwas zu glauben auf-  
zubringen oder den in diesen Landen üblichen Gottesdienst und die lutherischen  
Religionsexercitia zu verhindern oder zu verändern: sondern, weil die Erfahrung  
bezeugt, daß gleich wie der Satan kein schädlicheres Gift in die Lande ausgießen  
kann, als wenn er bei ungleicher Religion Anlaß nimmt, zwischen Obrigkeit und  
Untertanen, zwischen Bürgern und Mitbürgern Mißtrauen, Bitterkeit und Haß  
einzupflanzen, also ihm auch solche Bosheit am ersten gelingt, wenn Lehrer und  
Prediger nicht allein ihre Meinungen, so gut sie können, behaupten, und was  
sie für irrig halten, verneinen, sondern auch die Dissentirenden mit anzüglichen  
Namen verlästern, ihre Lehre verkehren, aus derselben abscheuliche Dinge folgern:  
und ob jene schon dawider protestiren, solche Absurda vermalebeien, über Un-  
recht sich beschweren, dennoch bei dem gemeinen Mann es vorbringen, als wenn  
es des Gegentheils eigentliche und anerkannte Lehre wäre. Hingegen eben die-  
selbe Erfahrung nebst der heiligen Schrift auch bezeugt, daß wo Sanftmuth,  
Bescheidenheit und Aufrichtigkeit gebraucht, und die streitigen Fragen ohne falsche  
Beschuldigungen in der Furcht Gottes und in der Liebe erörtert werden, als-  
dann die Herzen disponirt, zubereitet und gleichsam geöffnet werden, damit end-  
lich die göttliche Wahrheit, sie möge sein bei welchem Theil sie wolle, überall  
Platz finde und erkannt werde". (4. Mai 1666.)

Paul Gerhardt weigerte sich mit voller Entschiedenheit den Revers zu  
unterschreiben. Als ihm das Consistorium ankündigte, daß er, im Fall er bei  
seiner Weigerung verbliebe, entlassen werden müßte, und ihm eine achttägige  
Bedenkzeit gestellt wurde, nahm er diese an, äußerte jedoch zu gleicher Zeit:  
„Er habe sich schon längst bedacht, und werde sich wohl nicht ändern“. Der  
gewissenhafte Geistliche erhielt deshalb die Entlassung von seinem Amte. Kaum  
hatte sich die Nachricht hiervon in der Stadt verbreitet, so zeigte sich die regste  
allgemeine Theilnahme für ihn nicht nur bei seiner Gemeinde, sondern in der  
ganzen Stadt. Die Bürgerschaft kam feierlichst beim Magistrat darum ein, daß  
er sich beim Kurfürsten für ihn verwende. Mit großer Bereitwilligkeit ergriff  
der Magistrat diese Aufforderung, und machte in seiner Vorstellung darauf auf-  
merksam, daß Gerhardt in seinen Predigten nie der reformirten Religion gedacht,  
noch weniger darauf gescholten; er habe einen untadelichen Wandel geführt, ohne  
irgend Aergerniß zu geben, so daß auch der Kurfürst kein Bedenken getragen,  
in das märkische Gesangbuch von 1658 seine Lieder aufnehmen zu lassen“.

Dem großen Kurfürsten war eine andere bei weitem weniger günstige  
Meinung von Paul Gerhardt beigebracht worden, auch läßt sich vermuthen,  
daß Letzterer in den vorangegangenen Streitigkeiten, wenn nicht in gehässiger  
Form, doch mit unerschütterlicher Festigkeit der Partei des Widerstandes sich an-  
geschlossen hatte. In seiner Erwiderung auf die Eingabe des Magistrats äußerte  
Friedrich Wilhelm unter Anderem: „Was Ihr sonst von seiner sonderbaren

Brümmigkeit meldet, so ist uns solche zwar nicht bewußt; allein Wir wissen, daß in unserm Consistorio, als Reinhardt die Schuld dieser Widerseßlichkeit beigemessen wurde, Gerhardt ohne Veranlassung aufgestanden und gesagt, „daß solches nicht wäre, sondern daß er vielmehr Reinhardt zugeredet, wenn er hätte weichen wollen. Auch hätte Gerhardt in seiner Krankheit die andern Prediger zu sich berufen und ernstlich ermahnt, den Revers nicht zu unterschreiben“. Was das von Euch ausgestellte Zeugniß betrifft, so habt Ihr dem Reinhardt früher solches auch ertheilt, welcher sich aber wider dasselbe gekümmert, und die Reformirten fast in allen Predigten durchgehend und verdammt“. Nun reichten auch die Gewerke ein Gesuch Paul Gerhardts wegen zur Mittheilung an den Kurfürsten ein, und als auch dies nicht fruchtete, erfolgte eine Vorstellung von Seiten der märkischen Stände.

Eine so allgemeine Theilnahme für den jedenfalls sowohl seinem Charakter als seiner amtlichen Befähigung nach hochachtbaren Mann verfehlte ihre Wirkung auf den edlen Regenten nicht. Deshalb ließ er dem Magistrat durch Otto von Schwerin erklären: „daß, weil er von Paul Gerhardts Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Edicten zu subscribiren sich entzog, S. R. D. aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edicten nicht recht beriffen hätte: so wollten Sie ihn hiermit plane restituirt, und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstatet haben.

Jeder Unbefangene wird eingestehen, daß der Landesherr in dieser Angelegenheit nicht milder und nachsichtiger verfahren konnte. Ueberzeugt von dem ihm zustehenden Rechte so wie von der Zweckmäßigkeit seiner Maßregeln mußte er diese auch aufrecht erhalten, und konnte Nachsicht nur unter der Form einer wenigstens indirekten Anerkennung seiner Autorität eintreten lassen. Paul Gerhardt selbst war von der Nachsicht seines Landesherrn tief ergriffen; er gehörte aber zu den zart empfindenden Gemüthern, welche bis zur Idealität streng in ihrer Pflicht nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch vor dem eigenen Gewissen ihre Handlungsweise gerechtfertigt sehen wollen. Wägen sogenannte weltkluge Leute über diese ideale Ansicht spotten und den Mann einen Thoren schelten, welcher Weib und Kind über einer solchen „Grille“ der Noth und dem Glende Preis giebt: so wird doch jede höhere Natur ihm die tiefste Berechnung nicht versagen und ihn als Muster edler Pflichttreue anerkennen.

Alein auch der große Kurfürst erscheint seinerseits als Herrscher vollkommen gerechtfertigt, wenn er dem Magistrate auf die Mittheilung dieses Ausgangs eröffnete: „Wenn der Prediger Paul Gerhardt das ihm von mir gnädigst wiedererlaubte Amt nicht wieder antreten will, welches er dann vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird: so wird der Magistrat ehestens einige andere friedliebende geschickte Leute zur Ablegung der Probepredigt einladen aber selbige nicht eher berufen, bis mir von deren Eigenschaften Bericht erstattet ist.“ (4. Februar 1667.)

Dem großen Kurfürsten dürfen wir das gebührende Lob nicht entziehen, daß überall, wo es sich um persönliche Angriffe und Beleidigungen in Bezug auf diese religiösen Streitigkeiten handelte, er mit Schonung und Mäßigung verfuhr, und niemals das Ziel eines friedlichen Vergleiches über die streitigen Punkte aus dem Auge verlor. Noch gegen das Ende seines Lebens empfahl er dem Marschall von Schomberg bei seinem Abgange nach Preußen, Einigkeit zwischen Lutheranern und Reformirten zu erhalten, die von ihm selbst mit großer Schonung behandelten Katholiken nicht zu beeinträchtigen, aber auch nicht über die mit Polen abgeschlossenen Verträge sich ausdehnen zu lassen. Stets leitete ihn sein freier, nach allen Seiten hin gebildeter Geist zu einer vernünftigen Duldung, denn er war schon zufrieden, wenn überhaupt nur wahrhaft religiöser Sinn die Herzen seiner Unterthanen belebte, mochten sie nun Reformirte, Lutheraner oder Katholiken sein. Ja er war aufgeklärt genug, auch denen, welche schon vor dem Eintritt der Reformation die Kirche als Keger verurtheilt hatte, die Duldung nicht zu versagen, wie laut dem Landtagsabschiede von 1653 den Arianern, „so lange sie ruhig und friedlich leben und ihre Irrthümer nicht verbreiten würden“. Handelt es sich denn um etwas Anderes in der Religion, als den Weg zum Heil zu finden? Wer wird leugnen dürfen, daß es mehr als einen zu diesem Ziele giebt? Der wahre Christ wird zwar den seinen für den kürzesten und sichersten halten, allein darf er dem Bruder die Möglichkeit, auch dieses Ziel zu erreichen, absprechen? Daher erscheint uns Duldung als das erste Gebot der christlichen Liebe, vor allem für den, welchen Gott berufen hat zu herrschen und über das Wohl seiner Mitmenschen zu gebieten. In keiner Herrscherfamilie aber ist dieses schöne Gebot des Heilandes mit solcher Ausdehnung geübt worden, als von den Hohenzollern, und der große Kurfürst steht hier, wie nach allen andern Seiten hin, als glänzendes Beispiel in dem Vordergrunde.

Auch an positiven Maßregeln zur Förderung wahren christlichen Sinnes ließ es Friedrich Wilhelm nicht fehlen. Sobald er die Regierung übernommen hatte, war es seine erste Sorge, den Kirchen Vorsteher zu geben, welche den Gemeinden mit gutem Beispiele vorangingen, und deren Christenz natürlich auch gesichert wäre. Er befahl wegen der großen Unwissenheit des gemeinen Mannes, des Gesindes und der Kinder in Glaubenssachen, da sie fast gar keine Erkenntniß von Gott, geschweige denn von den Hauptstücken des christlichen Glaubens hätten, den Predigern der Berliner Kirchen, weil die Wochenkatechisationen wenig besucht würden, jeden Sonntag nach der Predigt dem Volk den lutherischen Katechismus zu erklären, und die Hausväter zu ermahnen, ihr Gesinde und ihre Kinder dazu fleißig in die Kirche zu schicken.

Großes, wie auf allen andern Gebieten, hat Friedrich Wilhelm für den Unterricht und die religiöse Bildung seiner Unterthanen geleistet, obgleich diese auch hierin die ihnen gespendeten Wohlthaten über den nothwendig damit verbundenen Beschwerden und Beeinträchtigungen sehr oft nicht erkannten. Wer aber darf sich hierüber wundern, da die Religion ihrem tiefsten Wesen nach

Herzenssache ist, und deshalb weniger als alles Andere für ein besonnenes und unbefangenes Urtheil Raum läßt, der Mensch überdies nur zu häufig seiner angeborenen Schwäche gemäß, ohne es selbst zu wissen, der Einwirkung äußerer Interessen hinter diesem heiligen Deckmantel ausgesetzt ist.

Als Friedrich Wilhelm seine Regierung antrat, fand er, wie schon oben berührt, amtlichen Berichten nach, nicht wenig Prediger, welche für gemeine Tagelöhner gehalten werden konnten, gezwungen ihres dürftigen Unterhaltes willen gewöhnliche Handleistungen zu verrichten, wodurch sie jeden Einfluß auf ihre Gemeinden verscherzten. Friedrich Wilhelm hob die Geistlichen aller Confessionen zu höherer Würdigung ihrer selbst, ging ihnen mit schönem Vorbilde wahrer Frömmigkeit voran und veredelte sie durch das Antreiben zum wissenschaftlichen Studium der Gottesgelahrtheit. Dessenungeachtet zeigten sich manche seiner Unterthanen so verblendet, daß sie im Jahre 1679 die Verluste der Schweden, die doch das Land mit so großer Härte und Feindseligkeit behandelt hatten, höchst ungern sahen, weil sie diese Feinde ihres Fürsten und ihres Vaterlandes, trotz aller schweren Einbuße, als Stützen des Lutherthums und deshalb für ihre wahren Freunde ansahen. So weit kann die Verblendung in Religions-Angelegenheiten führen. Um so höher ist deshalb der große Kurfürst zu achten, da er sich nie vom Wege der Mäßigung ablenken ließ, andererseits jedoch mit unwandelbar festem Schritte seinem Ziele entgegenging, und so das Vorbild eines vollendeten Herrschers darstellte.

Zum Schlusse wollen wir noch, da es bei großen Männern nicht unwichtig ist, neben ihren herrlichen Thaten auch den Ausdruck ihrer Gesinnungen in ihren eigenen Worten kennen zu lernen, einige seiner Aeußerungen in wichtigen Entscheidungspunkten seines Lebens mittheilen. Hier zuvörderst ein Schreiben, welches er in Betreff der Fuldigung und Anerkennung seiner souveränen herzoglichen Würde an die preussischen Stände im Jahre 1661 erließ.

„Edle, Rätthe, liebe Getreue. Wir haben aus dem unterthänigen Bericht u. s. w. mit mehrem Uns gehorsamst vortragen lassen, wie und welcher Gestalt bei Ausreichung der von uns überschickten Verfassung zu Anfangs die Landrätthe und folgendts die sämmtlichen Stände sich betragen, und daß sie auch dahero absonderliche Beschwer führen wollen, weil gedachte Verfassung ohne ihr Wissen außerhalb Landes abgefaßt. Nun hätten wir als der Landesfürst wohl vielmehr Fug und Ursach, den Modum, welchen die Stände mit Unterwerfung einer gefährlichen, neuen, ungewöhnlichen und ganz widrigen Affecuration vorgenommen, und daß sie Uns dieselbe, ehe sie mit Euch, unsern Bevollmächtigten, sich darüber besprachen, derogestalt übersenden dürfen, zum höchsten zu empfinden. Wir haben uns aber bis dato so weit überwunden, in Hoffnung, sie würden von sich selbst in sich gehen, sich begreifen, und dergleichen Incompatibilitäten nicht auf die Bahn bringen, vielweniger ihre schuldige Pflicht und Unterthänigkeit gleichsam zu conditioniren, und auf gewisse Bedingungen zu stellen sich unternehmen. Nachdem wir aus der vermeinten Affecuration und andern Eingaben

dennoch wider Vermuthen solches erfahren müssen: so könnet Ihr als verständige Leute leicht selbst urtheilen, wie Uns dergleichen Bezeigung von Unsern gehulbigten Unterthanen anstehen müsse; und können wir Euch wohl versichern, daß Zeit während Unserer nunmehr durch Gottes Gnade zweiundzwanzig Jahr geführten kurfürstlichen Regierung Uns kein Ding mehr affiziret oder zu Herzen gegangen, als eben dieses Unserer preussischen Unterthanen gegenwärtiges Comportement. Wenn wir nicht in Unserm kurfürstlichen und christlichen Gemüth versichert wären, daß wir es mit gedachten Unsern Unterthanen getreulich und landesväterlich meinten, und ihre Wohlfahrt und Wachsthum nach allen Unsern Kräften und Vermögen befördert, ihre wohlhergebrachten Freiheiten und Privilegia aber bestätigt und gehalten wissen wollten, so wollen Wir Uns über die große Uebereilung nicht bewegen. Demnach wir aber verspüren, daß ungeachtet alles Unseres gnädigsten Erbietens und wirklicher landesväterlichen Bezeigung sie dennoch dergleichen Dinge zu prätendiren und zu behaupten suchen, welche sie zum Theil niemals gehabt, zum Theil, daß sie mit der landesfürstlichen Hoheit incompatibel sein, selbst wohl sehen: so wissen Wir fast nicht, was Wir gedenken sollen, und wie sich über den Modum der Abschreib- und Ueberschickung der Verfassung formalisiren können; daß sie nicht vielmehr sich selbst beschuldigen, wie sogar ungütlich und übereilig von ihnen mit ihrer vermeinten Affecuration verfahren. Wir haben die Verfassung allhier nicht machen, sondern aus demjenigen Stücken, welche schon vor vielen Jahren gemacht gewesen, zusammenwagen, auch zu Gewinnung der Zeit, und damit nicht nur unsere Stände, sondern auch jedweder Unpassionirte in der That sehen möge, daß Wir Unseren Ständen ihre Privilegia nicht zu entziehen, sondern zu bestätigten geneigt, dergestalt vollzogen überschicken und zustellen lassen, auch bei der Ueberschickung in Unsern an Euch, denen Oberräthen deshalb abgelassene Rescript ausdrücklich Uns dahin gnädigt erklärt, daß Wir die Stände, so sie noch einige andere und mehrere Desideria haben möchten, gnädigt hören, und Uns darauf nicht minder landesväterlich erklären wollten. Und gleich wie Wir sie vorhin und noch in eben dieser Verfassung noch zu Genüge versichert, daß Wir Uns bei allen wichtigen Sachen ihres unterthänigen Einraths gebrauchte, auch ohne vorher mit ihnen gehaltenen Deliberation nichts neues zu schließen gedächten, *ratione materiae* aber in der Verfassung nichts enthalten (es wäre denn, daß einlge dieses dahin mißdeuten wollten, daß Wir Unsere Bedienten zu Unserem und des Landes Besten ihres Amtes und Verrichtung halber, gewisses Ziel und Maas gesetzt), so war ja nicht nöthig, die Zeit über abgethane Sachen mit verzögerlichen *deliberationibus* vergeblich zuzubringen, sondern zu Erlangung des Hauptzwecks desto mehr zu eilen. Und hätten wir wohl große Ursache, ihnen, den Ständen, nochmals zu zeigen, wie ihre Intention nicht nur wider ihr eigenes Beste laufe, und daß sie die größte Ursache solche Unsere gnädigste und freiwillige Disposition mit unterthänigsten Dank anzunehmen, und das Uebrige mit mehrern Nachdruck zu remonstriren und fürzustellen. Dieweil aber das Erste zum öftern geschehen,



darnehest Wir den Ruhm der Sanftmuth und den Vorfaß, mit Unsern gehorsamen Unterthanen nicht anders als landesfürstlich und gnädig zu verfahren, bis in Unsere Grube durch Gottes Gnade zu erhalten Uns bemühen werden, auch nicht zweifeln, es werden sich Unsere getreuen Stände und Unterthanen, nachdem die unzeitige Hitze etwas verraucht, und sie aus unpassionirter Verlesung und Verfassung keine eingebilbete Gefährlichkeiten gefunden haben, nunmehr näher anschicken, und von Uns nichts begehren, das sie selbst wissen, daß Wir nicht zu thun vermögen. Solchem nach können Ihr sie Unserer beständigen Gnade und landesväterlichen Liebe versichern, auch von ihnen vernehmen, über welche Sachen sie sich in specio zu beschweren vermeinen, dieselben Euch ausstellen lassen, und zu Unserer gnädiger landesväterlicher Erklärung förderlichst einschicken. Wir werden Uns alsdann auch darauf gnädigst finden lassen, als es jemals getreue und gehorsame Unterthanen von ihrem einigen Landesherren befehlten oder verlangen mögen. Verbleiben Euch mit Gnaden wohl gewogen u. s. w."

Auch unter diesen bedenklichen Verhältnissen sehen wir neben dem Ernst und der Festigkeit die große Mäßigung, mit welcher Friedrich Wilhelm den von ihm für das Heil des Ganzen vorgezeichneten Weg zu verfolgen mußte. Es möge hier noch ein zweites Schreiben folgen, als Zeugniß seines edlen, von wahrer Vaterlandsliebe glühenden Herzens, und seiner heldenmüthigen Gesinnung, welche lieber einen ruhmvollen Tod als die Schmach und Demüthigung seines Namens zu dulden bereit ist. Das Schreiben ist vom 5. Februar 1675 aus dem Hauptquartier von Schweinfurt und an den Statthalter der Mark Brandenburg gerichtet. „Ew. Liebden Schreiben durch den Hauptmann Krummenseh, lautet es, hab ich wohl erhalten, und beklage von Herzen meine gute Kur-Brandenburg, und meine liebe Unterthanen, welche darüber zwar leiden, aber Ich hoffe, daß sie dadurch in geruhigen und bessern Zustand inskünftige sollen gesetzt werden, und daß Wir Uns nicht mehr solches unter Reichsständen niemals erhörten und barbarischen Ueberfalls zu befahren haben werden. Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich durch solche Ueberfallung dahin forciren und bringen wollen, daß ich von der Mürten Partei abtreten, und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu bringen resolviren solle. Sie fehlen hierin sehr, denn nachdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig, als das Leben in mir, und solches will ich lieber verlieren als zu chanciren und mich nicht zu revanchiren, es mag auch nun ablaufen, wie es wolle; und dadurch beweisen, daß ich nicht so veränderlich bin, als sie öffentlich ausgeben. Ich getraue meiner gerechten Sache. Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worin ich gestanden, wunderbarlich errettet; ich zweifle nicht, und vertraue ihm, er werde es noch in diesem auch thun, und seine gnädige Hand von mir nicht abziehen, sondern mich mit Ehre und Ergezung an meinen Feinden wunderbarlich heraus- helfen. Daß Ew. Liebden meine Intention begehren zu wissen, solches ist noch nicht an der Zeit, da Niemand als der Prinz von Dranien und Ich solches

wissen; Er. Liebden aber werde ich schon bei Zeiten hierauf Part geben. Sonsten halte ich dieses Tractament von den Schweden für einen Bruch, habe solches auch schon dem Kaiser wie auch nach Holland geschrieben, und sie ersucht, die Schweden für keine Mediatorez mehr zu erkennen, auch ihre Gesandten von dannen abzufertigen und keine Conferenz mehr mit ihnen zu halten. Er. Liebden wolle alle Päss verhaun und aufgraben lassen, damit der Feind nicht darüber kommen möge. Meine Dragoner marschiren morgen, Er. Liebden können selbige gebrauchen, wo es nöthig sein wird. Wenn meine Leute, welche einen beschwerlichen Marsch gethan, etwas sich erholet und geruhet haben werden, will ich mit den Reutern und den Dragonern bald bei Er. Liebden sein und sehen, ob man dem Feinde einigen Abbruch thun könne, inmittelst werden meine Quartieren auch losbrechen, welches Er. Liebden sich versehen können.

Das war die Gesinnung, durch welche das heldenmüthige Haus der Hohenzollern den Staat, zu dessen Herrschaft die Vorsehung sie berufen, gegründet, und durch so schwere Prüfungen hindurch zu weltgebietender Macht und Größe emporgehoben hat.

### Friedrich III. als Kurfürst von 1688—1701.

Friedrich III., dem die Vorsehung eine so schwierige Aufgabe gestellt hatte, dem ruhmreichsten Fürsten seiner Zeit in der Regierung des von ihm zur Einheit herangebildeten Staates zu folgen, war nicht der erstgeborne Sohn Friedrich Wilhelms. Ein älterer Bruder, der Kurprinz Karl Emil, stand schon im Jünglingsalter, als ihn unerwartet der Tod dem Vater entriß, gerade zu der Zeit, wo die Nachricht von den entsetzlichen Greuelthaten der Schweden in Pommern und in der Mark sein Herz schon außerdem mit schwerem Kummer erfüllten. Karl Emil, ein Prinz von frischer Lebenskraft und lebhaftem Geiste, scheint der Liebling des Vaters gewesen zu sein, obschon er durch Hestigkeit und eigenwilligen Charakter seinen Erziehern große Mühe bereitet hatte.

Der nunmehrige Kurprinz Friedrich, geboren am 11. Juli 1657, war ein zartes, zu schwächliches Kind, jedoch dabei willig und fügsam. Ueber seine, so wie über des älteren Bruders Erziehung führte der ebenso wissenschaftlich gebildete als im praktischen Leben vollendete Staatsmann Otto von Schwerin, auf welchen der große Kurfürst mit Recht so unbedingtes Vertrauen setzte, die Aufsicht. Durch ihn wurde frühzeitig dem jungen Prinzen ein tiefes Gefühl für Religion und Berücksichtigung ihrer äußeren Uebungen eingeflößt. Vom Jahre 1663 an erhielt der junge Prinz zum Studiendirektor den Licentiaten Eberhard von Dankelmann, der sich durch gründliche Kenntnisse und wegen seiner Reisen in den gebildetsten Staaten Europas ganz besonders zu dieser Stellung eignete. Auch die Mutter, und nach ihrem Tode die Großmutter,

Amalie von Dranien, nahmen sich der Erziehung des jungen Prinzen lebhaft an. Solche hohe Damen waren nicht immer ganz mit der Behandlungsweise des Studienrathes zufrieden, weil er den zarten Prinzen mitunter zu hart ansah. Allein der Kurfürst selbst zeigte sich stets vollkommen mit ihm einverstanden; nicht nur beförderte er ihn in rascher Stufenfolge zu höheren Staatsämtern, sondern weigerte sich auch, den gewissenhaften Mann auf eigenes Ansuchen seiner Stelle zu entheben, indem er das ehrenvolle Zeugniß aussprach, „Dankelmann sei vorzüglich geeignet, den Prinzen vor böser Leute Verführung zu bewahren“.

Unter der einsichtsvollen Leitung Dankelmann's erwarb sich Friedrich die nöthigen Kenntnisse in den Wissenschaften, denn nach den Erziehungsberichten Otto's von Schwerin war er „nicht nur wohl bewandert in der Geschichte und Geographie, sondern verstand auch französisch, polnisch und lateinisch, konnte schon, zehn Jahr alt, am Geburtstage seines Vaters eine lateinische Oration herfagen, und als zwölfjähriger Knabe lateinisch sprechen, wozu er sich weit williger finden ließ, als der damals noch lebende ältere Bruder, welchem alles dieses ein Gräuel war“.

Der Tod seiner Mutter, und das gespannte Verhältniß zwischen der zweiten Gemahlin und den Kindern erster Ehe versetzten ihn am Hofe in eine ganz vereinsamte Stellung. Um so enger schloß er sich daher an seinen wackern Erzieher an, der für ihn stets ein offenes Herz hatte, ja sogar mit edler Uneigennützigkeit sein kleines Vermögen opferte, um den ebenfalls, wie es heißt, den Einwirkungen der Stiefmutter zugeschriebenen äußeren Verlegenheiten seines Zögling's damit abzuhelfen. Er ersetzte dem Kurprinzen die liebevolle Pflege der Mutter. Als letzterer nach dem schweren Winterfeldzuge gegen die Schweden im Jahre 1679 tödtlich erkrankte, und ohne Hoffnung darniederlag, genas er hauptsächlich durch die treue Pflege seines Erziehers. Bei einem späteren unerwartet heftigen Krankheitsanfall, wo ihn Dankelmann gegen die Ansicht der anwesenden Aerzte durch Oeffnung einer Ader wieder zum Bewußtsein brachte, erklärte Friedrich öffentlich, daß er nächst Gott der Hülfe dieses treuen Freundes sein Leben verdanke. Es war also wohl ganz natürlich, daß der Kurprinz so liebevolle Fürsorge mit voller Hingebung des Herzens belohnte. Auch moralisch galt der Einfluß Dankelmann's als wohlthätig, denn die trotz mancher Wunderlichkeiten edlere Richtung in dem Leben Friedrich III. wird der Einwirkung des redlich denkenden Erziehers zugeschrieben.

Bei seinem Regierungsantritt stieß Friedrich III. auf ein unerfreuliches Hinderniß, nämlich das schon oben erwähnte letzte Testament seines Vaters, (das sechste der Zahl nach) vom Jahre 1686, durch welches letzterer gegen die bestehenden Hausgesetze, und was noch auffälliger erscheinen muß, gegen die von ihm so glorreich gelöste Aufgabe seines großen Heldenlebens, die Zerstückelung des so mühsam gebildeten Einheitsstaates mit eigener Hand anordnete. Denn nach diesem Testamente sollte von den jüngeren Söhnen Ludwig das Fürstenthum Minden, Philipp Wilhelm Halberstadt, Albrecht Friedrich Ravensberg,

und zwar als regierende Herren mit Sitz und Stimme auf der Fürstenbank, Carl Philipp die Herrschaften Raugart, Maffow, Lauenburg und Bütow, und Christian Ludwig das Amt Egeln im Herzogthum Magdeburg, die Domprobstei Halberstadt und das Heermeisterthum zu Sonnenburg erhalten. Nur das Steuer- und Kriegswesen, so wie die Besetzungen der festen Plätze, wurden von den Bestimmungen des ältesten Bruders als Kurfürsten und Erben aller übrigen Besitzthümer und Rechte abhängig gemacht.

Da das Testament der Hausordnung des Kurfürsten Albrecht Achilles vom Jahre 1473 und der Geraischen Verträge der Jahre 1598 und 1613 geradezu entgegen war, so ließ Friedrich III. die Rechtsgültigkeit desselben durch die Mitglieder seines Geheimen Rathes in feierlicher Sitzung untersuchen. Der jüngere Schwerin erklärte vor demselben: „Es ist hierbei zu bemerken, ob der Kurfürst mehr auf das sogenannte Testament von 1686 oder auf die 1667 durch und durch mit eigener Hand geschriebene und nicht allein auf E. K. D. und deren Descendenten, sondern nach Anleitung der *pactorum familiae* mit höchstem Bedacht eingerichtete, so vernünftig als zierlich ausgeführte Willensmeinung reflectirt haben, und also dieses und nicht jenes *pro ultima voluntate* hinterlassen. Ob zwar das sogenannte kurfürstliche Testament von 1686 dergestalt eingerichtet sein mag, daß wider desselben Solennität, sonderlich da die kaiserliche Confirmation demselben annectirt worden, nichts einzuwenden sein dürfte, so ist dennoch in Betracht zu ziehen, daß E. K. D. höchstseligen Andenkens, als Sie zwei Tage vor Dero seligem Ende E. K. D. in vollem Rathe die Regierung gleichsam abgetreten und mit sehr nachdenklichen Worten zu verstehen gegeben, wie leid es Ihnen thun würde, wenn das mit so viel Mühe, Arbeit, Sorge und Kosten erworbene Ansehen und die *praerogativa* des kurfürstlichen Hauses von den Nachfolgern nicht sollten erhalten werden. Besonders auch dabei, weil Ihnen die Sprache etwas schwer fiel, auf dasjenige verwiesen, was E. K. D. unter deren eigenen Hand finden würden, mit dem sehr nachdenklichen Anhange, daß Sie sich für sehr glücklich geschätzt haben würden, wenn Sie von Dero in Gott ruhenden Vater nur das Geringste dergleichen gefunden hätten. Diese vor dem Ende in vollem Rathe eröffnete letzte Willensmeinung, welche auf das mit eigener Hand geschriebene so vortreffliche Dokument verwies, und des Testaments nicht mit einem Worte gedachte, ist beweisend genug“. Noch manche andere Punkte wurden gegen die Verbindlichkeit des vorliegenden Testaments herausgehoben, als Hauptgrund gegen dieselbe jedoch stets auf das im Jahre 1667 von Friedrich Wilhelm niedergeschriebene Dokument verwiesen, weil aus dem Gegensatz dieser beiden am besten erhelle, was eigentlich des Testators Wille gewesen sei.

Natürlich hatte der Geheime Rath bei einer solchen Entscheidung nicht das formelle Recht, sondern das Wohl des Staates und das wahrhafte Wohl des kurfürstlichen Hauses vor Augen, und ohne Zweifel fühlte sich der junge Kurfürst in seinem Widerspruch sicher gestellt durch die geheimen Verhandlungen mit

dem kaiserlichen Hofe, in welchen er den Schwiebuser Kreis zum Opfer für die Integrität des Kurstaates gebracht hatte. Abgesehen von diesen Staatsinteressen zeigte er sich auf Dankelmann's Rath sehr freigebig gegen seine Stiefmutter, indem er sie persönlich durch bedeutende Opfer zu gewinnen suchte. Ihr wurden jährlich 30,000 Thaler, das Amt Caput erb- und eigenthümlich, die Herrschaft Wilbenbruch und das Amt Belgard unter gewissen Bedingungen, mehrere Dörfer auf Lebenszeit, und die Güter Borne, Bornstädt, Wolm, Geltow, Grabow, Drewiß und Glienicke so lange, bis sie für 160,000 Thaler eingelöst wären, zugesichert; als Residenz durfte sie Krossen oder Potsdam wählen.

Vier Monate nach diesem Vergleich starb die Kurfürstin Dorothea (16. August 1689); ihr Tod hatte ohne Zweifel günstige Folgen für die Abfindung mit ihren Söhnen, denn obschon der Kaiser Bedenken trug, das Testament des großen Kurfürsten, welches abschriftlich in Wien niedergelegt war, dem Berliner Hofe auszuliefern, wofern nicht alle Theilnehmer darum einkämen, so scheint er letztere doch in keiner Weise zur Verfolgung ihrer rechtlich begründeten Ansprüche aufgemuntert zu haben. Außer den Verhandlungen über Schwiebus empfahlen dem Kaiser die kriegerischen Verhältnisse gegen Frankreich und die Hoforte die Berücksichtigung eines in dem Reiche so einflußreichen Fürsten.

Was den ersten Punkt betrifft, so war die Rückgabe des Schwiebuser Kreises sogleich nach dem Regierungsantritt Friedrich III. österreichischer Seits in Anregung gebracht worden. Erst jetzt erfuhren die kurfürstlichen Räte, was sich hinter ihrem und des großen Kurfürsten Rücken zum Nachtheil des Kurstaates zugetragen hatte. Ihre Meinung ging dahin, daß die geheime, ohne Wissen seines Vaters so wie ohne Zuziehung der Räte getroffene Verhandlung der Rechtsverbindlichkeit entbehre, daß er überdortheil, ja daß es besser sei, lieber den ganzen Vertrag des Jahres 1686 aufzugeben, als den Revers zu erfüllen. Nun wurde um die Herausgabe des Reverses unterhandelt, doch ohne Erfolg; man gab von Seiten des Kaisers nicht nach. Zu gewaltsamen Bruche konnte es Friedrich III. unter den obwaltenden Umständen unmöglich kommen lassen, daher willigte er in die Auslieferung, jedoch mit dem Bemerken, seine Ansprüche auf Liegnitz, Brieg, Wohlau, Jägerndorf und Beuthen wieder geltend machen zu wollen.

Um diesen unangenehmen Punkt zu beseitigen, ertheilte der Kaiser dem Kurfürsten für seine Opfer so wie zur Schadloshaltung für den Verlust in dem letzten schwedischen Kriege von 1675—1679 die Anwartschaft auf Ostfriesland und einige fränkische Herrschaften. Die brandenburgischen Diplomaten weigerten sich in dem Haupttraditionsbrecheß, welcher am 10. Januar 1695 abgeschlossen wurde, des Reverses, so wie des Verzichtes auf die schlesischen Fürstenthümer Erzbahnung zu thun. Trotz alles Dringens von kaiserlicher Seite blieb Friedrich III. hierin fest, was für die Zukunft wichtige Folgen haben konnte. Erst nach Abschluß dieses Vertrages wurden die Reverse der Brüder des Kurfürsten als vollkommen rechtsgültig anerkannt.

Sobald der Vergleich zwischen Friedrich III. und dem kaiserlichen Hofe in sicherer Aussicht stand, kam es auch schnell zu einer gütlichen Einigung. Der älteste Bruder Philipp Wilhelm entsagte seinen auf das Testament begründeten Ansprüchen gegen ein Jahrgehalt von 24,000 Thalern, die jüngern erhielten die Hälfte; allerseits aber wurden eidlich die alten Familienpacten bekräftigt (1692). Natürlich blieb jetzt auch die volle Genehmigung des Kaisers nicht mehr aus.

Wie erfreut der Kurfürst über die gütliche Schlichtung eines Streites war, der sein gegen Jedermann wohlwollendes Herz von der Nothwendigkeit gegen die, welche ihm die Natur am nächsten gestellt hatte, Gewalt und Härte auszuüben, läßt sich aus dem folgenden Schreiben an den Fürsten von Anhalt über den Schluß der Verhandlungen ersehen: „Ew. Liebden werden, als welche an Meines kurfürstlichen Hauses Interesse und Wohlfahrt allemal so großen Antheil genommen, gern vernehmen, daß die mit meinen Brüdern wegen ihrer Abfindung und Appanage bisher vorgewesene Handlung nicht allein mit Meinem ältern Bruder, Markgraf Philipp Wilhelm, sondern auch mit den beiden andern nunmehr Gottlob zu völliger guter Richtigkeit gediehen. Ich bin, wie Ew. Liebden leicht errathen können, deshalb nicht wenig consolirt, weil ich dadurch den alten Grund, worauf Meines kurfürstlichen Hauses Macht und Ansehen nun so lange Jahre her geruht hat, von Neuem befestigt, und das zwischen Meinen Brüdern und Mir von der Natur gebundene Band von allem, so dasselbe über kurz oder lang alteriren konnte, gänzlich befreit habe“.

Schon in den ersten Akten seiner Regierung, der Erbhuldigung, den Anzeigen seines Regierungsantritts bei fremden Höfen und der Bestattung seines Vaters entfaltete Friedrich III. seinen später so überwiegend hervortretendentrieb zu Prunk und glänzenden Ceremonien; obgleich er auf Dinge der Art weit mehr gab, als die Aufrechthaltung seiner fürstlichen Würde erheischte: so ist doch anzuerkennen, daß er auch wichtigere und würdigere Zwecke mit Ernst und Ausdauer verfolgte. Vor Allem lag ihm, und zwar nach dem ruhmreichen Vorgang seines Vaters, zweierlei am Herzen, nämlich der Schutz der protestantischen Interessen, so wie die Erhöhung seines Hauses, und niemals verlor er diese beiden Zwecke aus den Augen. Die bewährten Diener seines Vaters beschäftigte er in ihren Aemtern und Würden, unter ihnen natürlich auch seinen wohlbewährten Freund und bisherigen Rathgeber, Gerhard von Dänckelmann, den er unter dem Titel eines Oberpräsidenten, wie dies unter seinem Vater mit Otto von Schwerin geschehen war, an die Spitze des Geheimen Rathcollegiums stellte.

In politischen Beziehungen konnte sich, wie wir schon gesehen haben, der junge Kurfürst keinesweges anfangs frei bewegen, da ihm die Stellung seiner Familie zum Kaiser und die Forderungen des Letzteren zum Entgelt für seinen Beistand einige Schranken anlegten. Freier bewegte er sich nach andern Seiten hin. Wir haben gesehen, wie eifrig sein Vater auf die Erhaltung des

Protestantismus in England bedacht war, und wie willig er die Hand selbst zu kriegerischen Unternehmungen, wenn der Schutz nicht anders bewerkstelligt werden konnte, bot. Kurz vor seinem Tode hatte der große Kurfürst den Vertrauten seines Nachfolgers, Eberhard von Dankelmann, in das Geheimniß seiner Unterhandlungen mit Wilhelm von Oranien eingeweiht, und auf den Rath desselben auch den Kurprinzen. Friedrich III. ergriff die Pläne seines Vaters mit großem Eifer, da ihm der Schutz der protestantischen Interessen vor allem wichtig erschien, wiewohl mehrere seiner Räthe gegen diese politische Richtung waren. Wenige Wochen nach dem Tode des großen Kurfürsten erschien Bentinck, der Vertraute Wilhelm's, in Berlin, mit dem äußerlichen Vorwande, dem jungen Kurfürsten wegen seines Regierungsantrittes Glück zu wünschen; seine Hauptsendung aber ging dahin, von ihm 6000 Mann brandenburgischer Truppen zur Vertheidigung Hollands zu erbitten, weil man dort nicht mit Unrecht einen Angriff von Frankreich aus fürchtete, sobald die Flotte der vereinigten Staaten nach England hinübergegangen wäre.

Der Kurfürst nebst seinem ersten Rathgeber war nicht nur für diese Unternehmung, sondern bot sich auch als Vermittler an, um andere deutsche protestantische Regierungen für die Sache zu gewinnen. So ward der gerade in der Zeit zu Berlin anwesende Landgraf Karl von Hessen-Cassel ins Vertrauen gezogen, nebst dem Kurfürsten von Sachsen, wiewgleich letzterer keine Truppen dazu stellen wollte. Um aber die Verhandlungen desto besser in Geheimniß hüllen zu können, mußte der kurfürstliche Gesandte dieselben in Celle führen, denn auch der Herzog von Braunschweig-Celle hatte seine Theilnahme versprochen. Friedrich III. kam mit dem Prinzen von Oranien in Minden persönlich zusammen. Hier willigte er ein, 6000 Mann Truppen in holländischen Sold zu geben, welche um die Mitte des Septembers an der Grenze sein, und nur, wenn der Kurfürst in seinem eigenen Lande angegriffen würde, zurückgerufen werden sollten.

In demselben Monate brach von Neuem ein großer europäischer Krieg aus. Die Gründe dieses Bruches waren in Bezug auf den Rechtspunkt vollkommen richtig, und fast lächerlich erschien es, wenn Ludwig XIV. die ganze französische Heeresmacht in Bewegung setzte, weil man seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einige Aemter in der Pfalz aus dem Nachlaß ihres Bruders verweigerte, den Bischof von Strasburg, Kardinal von Fürstenberg, nicht als Erzbischof von Köln anerkennen wollte, und weil einige deutsche Fürsten durch ein Bündniß, welches sie zu Augsburg gegen ihn geschlossen haben sollten, seine königliche Würde beleibigt hätten. Politisch jedoch war der Kriegszug für Ludwig XIV., wenn er das ehrgeizige Ziel eines entschiedenen Protektorates über die europäischen Staaten wirklich erreichen wollte, eine unbedingte Nothwendigkeit; auch mußte er losbrechen, noch ehe es dem Kaiser gelang, die Pforte auf lange Zeit oder vielleicht für immer zu schwächen, und bevor in England eine protestantische Thronfolge nebst vollsthumlicher Regierung festgestellt war. Außerdem schienen ihm die reunizten Orte keinesweges gesichert, da die deutschen

Fürsten endlich aus ihrer Erstarrung erwacht, den zwanzigjährigen Stillstand in einen immerwährenden Frieden zu verwandeln sich weigerten.

Der rasche Entschluß des Königs von Frankreich kam Friedrich III. sehr ungelegen, denn einmal konnte dies seine Theilnahme an der Unternehmung seines Vaters, des Prinzen von Oranien hindern, und außerdem hatte er ansehnliche Summen an französischen Subsidien zu fordern. Deshalb bemühte er sich mit Nachdruck, in Paris friedliche Auskunft zu vermitteln, indem er vorstellen ließ, daß die Wahl eines Kurfürsten von Köln eine bloße Reichsangelegenheit sei, und was denn wohl der König sagen würde, wenn sich bei einer streitigen Erzbischofswahl in Paris oder Lion der Kaiser die Entscheidung anmaßen, oder die streitenden Parteien mit den Waffen unterstützen würde.

Natürlich erfolgte hierauf eine stolze abweisende Antwort. Unverzüglich drangen französische Truppen über den Ober- und Mittel-Rhein in das Gebiet des Reiches ein; nicht nur die Städte des Rheins, sondern auch das Neckar-gebiet bis nach Heilbronn hin war in ihren Händen. Ueberdies standen deutsche Fürsten mit Ludwig im Bunde, denn der Kurfürst von Mainz öffnete ihm seine Hauptstadt, diesen Schlüssel zur Eroberung Mitteldeutschlands, der Kardinal Fürstenberg befehlete das kölnische Gebiet, der Kurfürst von Baiern war nahe daran, sich für Frankreich zu erklären. Ja auch Dänemark hatte man gewonnen; es bedrohte die wichtigen Hansestädte Hamburg und Lübeck; Deutschland schien von allen Seiten der lecken Raubgier zur sichern Beute dahingegeben. Der Kaiser Leopold, theils durch den Türkenkrieg in Ungarn beschäftigt, theils schwankend, ob er sich einer Verbindung gegen Frankreich anschließen sollte, welche zu gleicher Zeit die katholische Sache in England bedrohte, konnte sich trotz der Aufforderungen des Papstes Innocenz XI., welcher in Ludwig XIV. mehr den Unterdrücker aller selbstständigen Staaten Europa's, als den Schützer der katholischen Kirche sah, noch immer nicht entschließen, den Kampf mit dem gefürchteten Gegner seines Hauses aufzunehmen.

Unter diesen Umständen erinnerte sich Friedrich III., was sein großer Vater in ähnlicher Lage für die bedrohte Selbstständigkeit Europas gethan, und wie dieser wagte er es, in der Vertheidigung der gemeinsamen Sache Lühn voranzugehen. Bald waren die meisten norddeutschen Reichsstände für die Anwendung kräftiger Schutzmittel gewonnen, Schweden auf diplomatischem Wege von jeder Theilnahme an den Unternehmungen Frankreichs abgehalten, und die Aufstellung eines Bundesheeres von 21,000 Mann am Rhein beschlossen, zu welchem die Generalstaaten eine gleiche Zahl stoßen lassen sollten. Ohne abzuwarten, ob die Verbündeten ihre Pflicht erfüllen würden, marschirten 6200 Mann brandenburgischer Truppen unter Anführung des Marschalls von Schomberg an den Niederrhein, um der Verabredung gemäß Holland zu decken, während Wilhelm seine Unternehmung gegen Jakob II. ausführte. Allein gerade das Gelingen dieser Unternehmung brachte die protestantischen Fürsten Deutschlands, welche in der Abwehr des Reichsfeindes vorangeschritten waren, in die dringendste



Gefahr, da die französischen Gesandten in Regensburg und an den verschiedenen Höfen der katholischen Reichsfürsten Alles aufboten, um sie von einem Bündniß abzuhalten, durch welches ihre Religion auf das Gefährlichste bedroht wäre. Dies gelang wenigstens für den Augenblick, denn auch der Kaiser schwankte.

Um so thätiger und entschiedener war Friedrich III., obgleich er schwerer als die meisten der schwankenden Reichsstände bedroht war; seine clevischen Länder lagen den schwersten Anbungen durch den Einfall der feindlichen Truppen ausgesetzt, und er mußte sich auf einen unverzüglichen Angriff gefaßt machen, wenn er bei seinem kriegerischen Vorhaben beharrte. Ludwig XIV. ließ es an Drohungen der Art nicht fehlen, so wie im entgegengesetzten Falle an glänzenden Versprechungen. Noch war der ehemalige Subsidienvertrag nicht förmlich gebrochen. Man versprach, im Falle Friedrich III. neutral bleiben wollte, nicht nur die Zahlung der starken rückständigen Summen, sondern auch die Fortdauer dieses Verhältnisses für die Zukunft; hierzu fügte man die Aussicht auf die Erwerbung des schwedischen Pommern. Außerdem sollte Friedrich III., so wie dem Kurfürsten von Baiern das Schiedsrichteramt in dem Streite mit dem römischen Reiche übertragen werden. Jedoch trotz aller dieser glänzenden Versprechungen blieb der Kurfürst standhaft. Zwar hätte er gewünscht, für seine clevischen und westphälischen Provinzen Neutralität in dem bevorstehenden Kriege zu erhalten, doch hielt ihn die abschlägige Antwort der Franzosen von der Ausführung seines Entschlusses nicht zurück. Als Ludwig XIV. in seiner hochmüthigen Weise dem Kurfürsten drohend bemerken ließ, „zu seines Vaters Zeiten seien die französischen Truppen bis Minden gekommen, sie könnten sich diesmal leicht den Weg nach Berlin öffnen“, da wurden sofort alle Verhandlungen in Paris abgebrochen; der brandenburgische Geschäftsträger eilte nach dem Haag zur Verabredung geeigneter Schutzmaßregeln, und von dort zum Bischof von Münster, welcher ebenfalls dem Bunde gegen Frankreich beitrug.

Zu gleicher Zeit begannen die kriegerischen Operationen. Zwei Brücken wurden bei Wesel über den Rhein geschlagen, damit eine schnelle Vereinigung aller Streitkräfte an den bedrohten Orten stattfinden könnte, und 20,000 Mann Brandenburger setzten sich in Bewegung, während die Generale Schönning und Barfuß gemessenen Befehl erhielten, mit den Holländern in voller Uebereinstimmung zu handeln. Friedrich III. folgte hier würdig den Traditionen seines großen Vaters. Gleich wie dieser im Jahre 1672 trat er jetzt als Vorkämpfer für Holland und die Rheinlande auf, und gab auf diese Weise den Bundesgenossen die nöthige Zeit zu einer erfolgreichen Gegenwehr. Zwar gerieth Cleve in die Hände der Franzosen, doch dafür besetzten seine Truppen das kölnische Land, wo er in dem Gebiete der Anhänger Fürstenberg's Repressalien für alles, was die Gegner an Schaden ihm zufügen würden, üben konnte.

Im Frühjahr 1689 entwickelten die brandenburgischen Truppen eine lebhafte und erfolgreiche Thätigkeit. Die Franzosen mußten alle Plätze im Jülich'schen außer Rheinbergen und Kaiserswerth räumen und sich auf Bonn zurückziehen;

doch schweres Unheil hatte unterdessen das oberrheinische Gebiet des deutschen Reiches betroffen. Weit und breit war die Pfalz auf die grausamste Weise verheert, der Krieg mit einer Barbarei geführt, wie es selbst in den wildesten Zeiten des dreißigjährigen Religionskampfes kaum geschehen war; aber gerade diese Barbarei, durch welche Ludwig XIV. die Unterwerfung desto schneller bewirken wollte, erzeugte geschlosseneren Widerstand. Im Namen des Reiches erklärte der Kaiser den Franzosen den Krieg, die „keine Religion, Alter, Geschlecht und Stand schonten, weder Treue noch Glauben hielten, ja selbst bei Tataren und Türken unerhörte Grausamkeiten verübten, und nicht nur für Reichs-, sondern für Christenfeinde zu halten wären“. Friedrich III. schloß sich der kaiserlichen Erklärung nicht nur für seine deutschen Reichslande, sondern auch für das Herzogthum Preußen an; er gab die strengsten Befehle, alle Verbindung mit Frankreich unverzüglich abzubrechen.

Unterdessen war ein Bündniß zwischen dem Kaiser und Holland zu Stande gekommen, dem sich bald auch England, Savoyen, Spanien und einige Reichsstände angeschlossen; allein noch immer lag die hauptsächlichste Last auf dem Kurfürsten, dessen Truppen die Mehrzahl des etwas mehr als dreißigtausend Mann betragenden Bundesheeres ausmachten. Friedrich III. führte dem Namen nach den Oberbefehl, unter ihm geboten die in der Kriegsgeschichte rühmlich bekannten Generale Schönning, Barfuß und Schomberg, leider jedoch nicht mit solcher Einigkeit, daß die Anstrengungen der tapfern Truppen stets den erwarteten Erfolg hatten. Der Kurfürst selbst ging mit dem lobenswertheften Beispiel voran. Er, sonst ein Liebhaber königlichen Prunkes, begnügte sich in dem Lager vor Kaiserwerth mit dem, was im Felde Gebrauch ist, und ermunterte durch sein Benehmen seine Truppen zur Thätigkeit und Ausdauer. Die Stadt wurde genommen und dem Kurfürsten Clemens von Köln übergeben (Juni 1689). Länger währte der Kampf um Bonn. Zwar wurden einzelne ruhmreiche Waffenthaten in Bezug auf die deckenden Schanzen ausgeführt, auch die Stadt durch Bombardement verheert, jedoch die Festung dadurch nicht zur Uebergabe gezwungen. Hierdurch steigerte sich die Uneinigkeit unter den brandenburgischen Befehlshabern, da jeder die Schuld des langsamen Erfolges auf den andern schob. Dieser Streit hätte beinahe für die Person des Kurfürsten selbst gefährlich werden können, denn als der General Schönning, um die Fehler seiner Kriegsgefährten zu zeigen, ihn zu einer Recognoscirung der feindlichen Werke veranlaßte, und sich bis auf 500 Schritte dem Glacis näherte, eröffneten die Feinde ein so wirksames Feuer, daß viele Kugeln neben dem Kurfürsten in die Erde einschlugen. Hier erwies er sich als ein würdiges Glied seines heldenmüthigen Geschlechtes. Ohne auf die bringenden Vorstellungen der Umgebung zu achten, ritt er ruhig weiter, in einem durch Hecken und Gräben durchschnittenen Terrain, obgleich er sich hierin selbst der Gefahr, in einen Hinterhalt zu fallen, aussetzte.

Die Uneinigkeit zwischen den Generalen wurde von Tage zu Tage größer, ja es kam zwischen Schönning und Barfuß so weit, daß sie in Gegenwart des

Kurfürsten die Degen gegen einander zogen. Schöning, welchem die größere Schuld zuerkannt wurde, und der durch sein hochfahrendes Wesen viele vornehme Diener des Kurfürsten beleidigt hatte, erhielt den Abschied, und trat, zum großen Verlust für das brandenburgische Heer, in sächsische Dienste. Die Belagerung dauerte noch mehrere Monate, da der Kaiser zur Eroberung von Mainz dringend um Verstärkung gebeten und diese auch vom Kurfürsten erhalten hatte. Nach dem Falle von Mainz jedoch wurde die Belagerung mit verdoppeltem Eifer betrieben; im Oktober 1689 kapitulirte die Festung.

So war denn der Feldzug auf dieser Seite rühmlich beendet worden, und zwar größtentheils durch den Eifer des Kurfürsten, denn 25,000 Mann brandenburgischer Truppen hatten mitgewirkt, die Kosten aber beliefen sich auf drei Millionen Thaler. Gleichwohl erntete Friedrich III., wie sein Vater, wenig Dank für seine Anstrengungen, was sich sogar schon bei der Vertheilung der Winterquartiere zeigte, indem 6000 Mann Lüneburgern ein weit ergiebigeres Gebiet angewiesen wurde, als seinen 25,000 Mann. Wie triftigen Grund der Kurfürst auch immer zur Beschwerde über seine Bundesgenossen hatte, so blieb er doch der Sache des deutschen Reiches, so wie der eines verständig aufgefaßten politischen Gleichgewichts in Europa treu, ohne sich auch nur zum Schein dem Gegner zu nähern und dadurch billigere Berücksichtigung auf seiner Seite erhalten zu wollen. Vor solchen ganz gewöhnlich angewendeten politischen Mitteln scheute sein grundehrlicher Charakter zurück. Die französische Diplomatie ließ es an Versuchen dazu bei ihm nicht fehlen. Durch ihren Residenten in Hamburg wurden dem Kurfürsten sehr vortheilhafte Bedingungen angeboten, wenn er sich von dem großen Bunde zurückziehen wollte; er jedoch erwiederte, daß er Jeden, der ihm von Neuem solche Anträge zu überbringen wagte, sofort hängen lassen würde. Persönlich nahm er nicht ferner an dem Kriege Theil. Bei der Rückkehr feierte er, seiner Liebhaberei gemäß, die Siege seines tapfern Heeres mit großem Gepränge, und ließ sich selbst höchst glänzend in seiner Residenz empfangen. Auch wurde eine Anzahl Medaillen auf die Eroberung der Stadt Rheinbergen, Bonn und die Befreiung des Kurfürstenthums Köln geschlagen.

Nach einem im Ganzen so glücklichen Feldzuge hätte man große Vortheile erwarten können, wenn die gesammten Streitkräfte der Verbündeten am rechten Orte, zur gehörigen Zeit und mit dem nöthigen Nachdruck verwendet worden wären; allein alles dies geschah nicht. Der Kaiser hatte seinen Blick hauptsächlich auf den Krieg gegen die Pforte gerichtet, wo ihm allerdings ein glänzenderer Lohn für seine Anstrengungen winkte; die Reichsfürsten dagegen, denen nicht mehr so schwere Gefahr wie im Frühling des verflossenen Jahres drohte, wurden bis zu dem Grade lässig, daß mehrere ihre Truppen den ganzen Sommer des Jahres 1690 über in ihren Winterquartieren ruhen ließen. Von einer gemeinsamen, kräftigen Leitung war nicht die Rede. Der Herzog von Lothringen, ein erfahrener Kriegsmann, starb, ehe die Bewegungen anfangen konnten, und

als einem Beschlusse der Verbündeten im Haag zu Folge der Oberbefehl an Friedrich III. übergehen sollte, weigerte sich ein Theil der Reichstruppen ihm zu gehorchen. Ueberhaupt bietet das Reichskriegswesen in jener Zeit ein Bild der traurigsten Verwirrung. Fast jeder Reichsstand machte Bedingungen, unter welchen er nur Kriegshülfe leisten wollte, ja die rheinischen Städte weigerten sich geradezu, dem Befehle des Kaisers, nach welchem sie dem Kurfürsten das nöthige Geschütz nach Coblenz bringen sollten, Folge zu leisten. In Wien selbst sah man ein, daß unter solchen Umständen nichts zu leisten war; wenigstens erklärte ein kaiserlicher Minister sehr naiv, daß bei der obwaltenden Verwirrung nur Gott helfen könne. Der Hauptgrund des Uebels lag jedoch darin, daß man in Wien über den österreichischen Interessen die deutschen jedenfalls Preis gab, weil man damals den Schwerpunkt der habsburgischen Macht auf einer andern Seite suchte. Dies sahen auch die Bundesgenossen ein, und selbst der spanische Gesandte äußerte geradezu: „der Kaiser habe Rätthe, die wenig darnach fragten, ob ganz Deutschland zu Grunde gehe, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert würde“.

Während es auf Seiten der Verbündeten an jeder Einheit in den Kriegsplänen, so wie an einem tüchtigen Oberbefehlshaber, dem hinreichende Mittel zu Gebote standen und dem vor allen Dingen nothwendiger Gehorsam geleistet wurde, fehlte, entwickelte der Kriegsminister Louvois eine ebenso kraftvolle als umfassende Thätigkeit. An der Spitze der vortrefflich ausgerüsteten und geübten Truppen standen ausgezeichnete, in den vorangehenden siegreichen Feldzügen geübete und deshalb mit Zuversicht auf ihre Unternehmungen erfüllte Feldherrn. Der Marschall von Luxemburg, welcher für den bedeutendsten Befehlshaber aus der Schule Condé's und Turenne's gehalten wurde, leitete die französischen Truppen in den Niederlanden; mit ihm wetteiferte Catinat in Italien, bald auch der Herzog von Vendome in Spanien. Nicht minderen Ruhm als sie erlangte der Admiral Tourville zur See. Im Juli 1690 siegte letzterer über eine englisch-holländische Flotte bei der Insel Wight, während das Reichsheer unter dem Fürsten von Waldeck bei Fleurus dem Marschall von Luxemburg erlag. Einen Monat später vernichtete Catinat den Herzog von Savoyen bei Staffarda und eroberte das Land dieses für den Besitz Norditaliens so nützlichen Bundesgenossen.

Die brandenburgischen Truppen hatten nicht der Schlacht bei Fleurus beigewohnt, was ihnen von den Holländern hart vorgeworfen wurde, doch war Friedrich III. ohne Schuld, da man ihm trotz seiner bringenden Vorstellungen die Winterquartiere auf dem rechten Rheinufer, statt in der Nähe des Kriegsschauplatzes angewiesen, und dadurch eine schnellere Mitwirkung unmöglich gemacht hatte. Des Kurfürsten persönliche Gegenwart, der jetzt in Wesel erschien, übte wenigstens den Einfluß auf die Kriegsbegebenheiten aus, daß der spanische Statthalter der Niederlande, in gerechter Besorgniß für den Besitz seines Königs mit ihm einen Vertrag abschloß, nach welchem sich letzterer verpflichtete, für

monatliche Zahlung von 100,000 Gulden 20,000 Mann preussischer Truppen zur Unterstützung des verbündeten spanisch-holländisch-englischen Heeres für die Dauer des Krieges fortwährend auf dem linken-Rheinufer zu lassen, und keinen abgesonderten Frieden noch Waffenstillstand mit Frankreich zu schließen.

Um zu zeigen, daß es ihm nicht an Bereitwilligkeit für die gemeinsame Sache fehlte, ging Friedrich III. mit seinen Truppen über die Maas zur Verstärkung der Verbündeten in Brabant. Diese Bewegung hatte auch wirklich die Folge, daß der Marschall von Luxemburg trotz seines Sieges von Fleurus zurückwich. Sehr lieb wäre es dem Kurfürsten gewesen, wenn man diesen günstigen Umstand benützt und eine Schlacht gewagt hätte; allein den Verbündeten fehlte es an Entschlossenheit, auch hatte jeder Befehlshaber in den Bundes-Contingenten verschiedene Instruktionen in Bezug darauf, wie weit er sich dem Obercommando fügen sollte. Daher war es denn nicht zu verwundern, wenn die Franzosen bald wieder die Offensive ergriffen und sogar das rechte Rheinufer plündernd heimsuchten.

Sehr anerkennenswerth ist die treue Gesinnung, mit welcher Friedrich III. trotz so vieler Widerwärtigkeiten und des fast allseitigen Egoismus seiner Bundesgenossen, bei der gemeinsamen Sache ausharrte; denn der Kaiser fuhr fort, die brandenburgischen Truppen in den Verpflegungsanordnungen zu vernachlässigen, obgleich der Kurfürst nachwies, daß er jährlich, selbst im Falle, wenn die versprochenen Subsidien vollständig gezahlt würden, mehr als eine Million zuschießen mußte. Persönlich dagegen erschien er von diesem Feldzuge an, mit Ausnahme einer kurzen Zeit im Jahre 1692, nicht mehr beim Heere, da er, fern davon etwas zu nützen, nur das Ansehen seiner fürstlichen Person bloßstellen konnte. Im Allgemeinen war auch die Gegenwart regierender Herren bei den Reichsheeren keinesweges für die Kriegsführung vortheilhaft, weil sie weit eher zu hemmenden Rangstreitigkeiten als zur Beschleunigung wirksamer Maßregeln führen konnte. Deshalb machte der als Kriegsmann rühmlich bekannte Markgraf Ludwig von Baden, als er 1692 den Oberbefehl des Reichsheeres übernahm, es zur ganz besonderen Bedingung, daß kein Kurfürst bei demselben anwesend sein sollte.

Von dem Jahre 1691 an, wo Wilhelm III. den Oberbefehl in den Niederlanden antrat, wurden die Unternehmungen etwas nachdrücklicher; doch auch er konnte den Sieg nicht an die Fahnen der Verbündeten fesseln. Sein berühmter Gegner, der Marschall von Luxemburg, gewann die Schlachten von Steinkirchen (1692) und Niederwinden (1693), und eroberte das wichtige Charleroi. Erst nach dem Tode des Marschalls (1695 Januar) gestalteten sich die Kriegsangelegenheiten besser. Unter Wilhelms III. Obercommando eroberte General Cohorn die starke Festung Namür, wobei sich die brandenburgischen Truppen ganz besonders auszeichneten. Der König erkannte dies rühmend an. Das ist schönes Fußvolk, sagte er zu seiner Umgebung bei der Heereschau nach der Schlacht, doch es ist noch tapferer als schön; und zum Feldmarschall von

Hemming, welcher damals die brandenburgischen Hülfsstruppen befehligte: „Es ist sicher, daß Ihre Truppen den größten Part an den Eroberungen haben. Ich bin dem Herrn Kurfürsten sehr obligirt und Ihnen Allen“. Auch in Italien tritten brandenburgische Truppen mit Auszeichnung unter der Führung des Markgrafen Philipp.

Der große Seesieg, welchen 1692 die vereinigte englisch-holländische Flotte bei La Hogue über die Franzosen davongetragen hatte, ließ den König Ludwig XIV. seine Erfolge zu Lande nicht mit dem sonst gewohnten Nachdruck benutzen. Zwar mußte der Herzog von Savoyen vom Bunde abtreten, das österreichische Heer Italien räumen, Barcelona die siegreichen Truppen des Herzogs von Vendome in seine Mauern einziehen lassen (1697), doch die Kräfte Frankreichs waren erschöpft, seine Küsten beunruhigt, seine Colonien gefährlich bedroht. Außerdem ließ das wahrscheinlich bald bevorstehende Erlöschen der spanisch-habsburgischen Linie große politische Verwickelungen erwarten, welche Ludwig zum Vortheil seines Herrscherhauses auszubenten gedachte. Unter schwedischer Vermittelung wurde zu Ryswick der Friede abgeschlossen (1697).

Bei diesem Friedensschlusse hatte Friedrich III. vor Allem als Ziel vor Augen, die Stellung, welche sein Vater durch kriegerische Großthaten errungen und ihm zur Erhaltung und Förderung hinterlassen hatte, zu behaupten, nämlich die eines souveränen europäischen Fürsten. Dabei stieß er Anfangs auf Schwierigkeiten, denn die Reichsbevollmächtigten wollten ihn nur als Reichshand ansehen, und ihm deshalb kein gesondertes Auftreten gestatten. Friedrichs Gesandter dagegen, der Graf von Schmettau, erklärte: „sein Herr habe in seinem Namen Krieg geführt, sich gleich Anfangs der Gefahr des Vaterlandes entgegengestellt, und immer für kräftige und heilsame Maßregeln gestimmt“. Von Seiten des Kaisers konnte er allerdings in einem so zarten Punkte keine Begünstigung hoffen, denn wir wissen, wie man in Wien über die Entstehung „eines neuen Vandalenreiches“ dachte; allein Friedrich III. fand desto kräftigeren Beistand durch England und Holland, denn in den Friedensverträgen dieser beiden Staaten mit Frankreich wurde er besonders erwähnt, und in denselben der Friede von St. Germain des Jahres 1679 ausdrücklich bestätigt.

Gewiß aus ähnlichem Grunde, nämlich um sich als selbstständig handelnden souveränen Fürsten zu bekunden, hatte Friedrich III. in dem Kriege gegen die Türken dem Kaiser ansehnliche Hülfe geleistet. Im Jahre 1690 waren 6000 Brandenburger für die Anerkennung von 300,000 Thaler rückständiger und 150,000 Thaler laufender Subsidien unter dem Oberbefehl des Generals von Barfuß, nachdem der Kurfürst persönlich bei Grossen die Mannschaft gemustert, zu den kaiserlichen Truppen in Ungarn gestoßen. Bei Szalankemen, wo Markgraf Ludwig von Baden einen großen Sieg über die Türken erfocht, hatten sich diese Truppen in dem Maße ausgezeichnet, daß der Oberbefehlshaber dem Kurfürsten darüber seine ganz besondere Anerkennung aussprach; jedoch ein Sechstel der tapferen Mannschaft war ein Opfer seiner kriegerischen Hingebung geworden, und da der Kaiser

sofortige Vervollständigung verlangte, ohne einmal die Werbegelder decken zu wollen, so führte Barfuß die ruhmgekrönten Truppen in ihre Heimath zurück. Daß dem Kaiser dieser Abgang fühlbar geworden ist, läßt sich aus der schleunigen Erneuerung des Vertrages entnehmen. Noch in demselben Jahre gingen wiederum 6000 Brandenburger, diesmal unter Führung des Generals von Brand, nach Ungarn, wo sie bis nach dem Frieden von Carlowitz ausharrten. An dem glorreichen Siege des Prinzen Eugen von Savoyen, der nach dem Abgange des Markgrafen von Baden den Oberbefehl übernommen, bei Zenta (1697), hatten auch sie ihren rühmlichen Antheil.

Freilich hatte auch dieser Zug dem Kurfürsten bedeutende Summen gekostet, denn die kaiserlichen Subsidien deckten die erforderlichen Ausgaben nicht, allein der Kurfürst erreichte dadurch einen doppelten Zweck; einerseits erhielt er so die brandenburgischen Truppen in Bezug auf Zahl und Kriegsübung in dem von den Zeiten seines Vaters her so ehrfurchtgebietenden Zustande, und dann erlangte er den Vortheil, daß bei allen großen europäischen Angelegenheiten die brandenburgische Kriegsmacht ihre kräftige Mitwirkung erwies, und in dem kriegerischen Zusammentreffen der Großstaaten als ein wohlzuberückichtigendes Moment erschien. Für die politischen Verhältnisse aber übte mehr als irgend anderswo die Tradition einen mächtigen Einfluß; sie zu erhalten zeugt ebensowohl von Charakter als Einsicht, und hierdurch erwies Friedrich III., daß er die große Aufgabe, deren Lösung Friedrich Wilhelm seinem Hause möglich gemacht hatte, recht wohl erkannte, und so weit es das Maas seiner Kräfte zuließ, ihrem Ziele weiter entgegenführte. Wir wollen das, was er in diesem Sinne that, nicht zu hoch an schlagen, aber auch nicht, wie oft bisher geschehen, unter dem gebührenden Werthe schätzen.

Friedrichs III. Auffassung nach gehörte zur Verwirklichung eines selbstständigen europäischen Staates die Königskrone. Es bedarf keines besondern politischen Scharfblicks, um zu begreifen, welche wichtige Rolle bei den internationalen Verhältnissen die äußere Form und Stellung der Staaten gegeneinander spielen. Wir dürfen nicht bis zu den lächerlich klingenden und auch wohl in der That lächerlichen Streitigkeiten bei dem westphälischen Friedenscongresse zurückgehen, da selbst noch die Ereignisse der neuesten Zeit auf das Schlagendste bekunden, in welchem engen Zusammenhange derartige Formen mit den positivsten Machtverhältnissen stehen. In Erwägung, daß er viermal so viel Länder besaß, als zu einem Kurfürstenthum gehören würden, und daß er über ein Heer gebot, welches ihn hinter manchem europäischen Könige an Kriegsmacht nicht zurückstehen ließ, fand er es unangemessen, daß ihm, dem fürstlichen Vertreter einer solchen Macht, ein geringer Platz in dem öffentlichen Verkehr der Herrscherhäuser zugewiesen werden sollte; es handelte sich nicht nur hierbei um persönliches, sondern auch um Nationalgefühl. Es mag wahr sein, daß ins Kleinliche gehende persönliche Vereiztheit nicht unwesentlich mitgewirkt hat; daß es Friedrich III. getränkt, als bei einer Zusammenkunft mit Wilhelm III.

von England ihm nicht ein Sessel derselben Art gestattet werden sollte, wie seinem königlichen Vetter, und daß namentlich die Erhebung August des Starken zum König von Polen ihm die Verwirklichung seines Planes als Nothwendigkeit dargestellt hat; denn genauer geprüft, stehen diese Aeußerlichkeiten in nahem Zusammenhange mit wirklichem Einflusse in dem politischen Verkehr, namentlich für eine Macht, die noch nicht in sich abgerundet, sondern erst in der Bildung begriffen ist. Die Parität ist auch in dieser Beziehung keine unwichtige Frage.

Die ersten Schritte zur Durchführung seines Planes soll Friedrich III. im Jahre 1693 gethan haben, als er bei Grossen eine Besichtigung der Truppen, welche dem Kaiser in Ungarn gegen die Türken dienen sollten, angefeht hatte, um sie dort den kaiserlichen Ministern zu übergeben. Diese waren nicht zur bestimmten Zeit erschienen, dem Kurfürsten aber nach Karlsbad gefolgt, um in Gemeinschaft mit dem kurfürstlichen Gesandten in Wien ihr Ausbleiben zu entschuldigen. Bei dieser Gelegenheit ließ Friedrich III. durch den damaligen ersten Minister, seinen früheren Erzieher Eberhard von Dankelmann, die Angelegenheit, welche bisher nur im Gespräche berührt war, in einem förmlichen Antrage beim kaiserlichen Hofe betreiben.

Dieser erste offizielle Versuch schlug fehl, denn in Wien behauptete damals gerade ein grundsätzlicher Gegner der protestantischen Fürsten, der Graf von Ottingen, den entscheidenden Einfluß. Die Unterhandlungen wurden eine Zeit lang sehr geheim fortgeführt, Anfangs, wie es scheint, ohne Widerspruch von Seiten des Oberpräsidenten, später jedoch soll er sich dagegen erklärt haben, vielleicht, weil der Kaiser, gerade dieser Wünsche wegen, den brandenburgischen Interessen an anderen Orten desto unbehinderter entgegentrat. Vielleicht ist der Sturz Dankelmanns, von dem wir später ausführlicher sprechen werden, nicht ohne Zusammenhang mit diesen Verhandlungen um die Königskrone.

Soviel ist gewiß, daß diese Sache nach der Erhebung August von Sachsen auf den polnischen Thron lebhafter als je wieder aufgenommen wurde, denn August war, unbekannt durch welche Mittel, für den Wunsch seines Nachbarn gewonnen. Der Reichsvater dieses in die politischen Intriguen seiner Zeit so tief verwickelten Fürsten, der Jesuit Botta, entwarf in Betreff des fraglichen Punktes eine Denkschrift, deren Zweck darin bestanden zu haben scheint, daß Friedrich III. nicht den Titel eines Königs von Preußen, sondern den eines Königs der Wandalen oder Wenden annehmen sollte, ein Umstand, der, wie aus früheren Andeutungen erhellt, vielleicht schon auf gelegentliche Wünsche und Aeußerungen des großen Kurfürsten zurückgeführt werden dürfte. Aus diesem Rathe läßt sich auch die lebhafteste Theilnahme des Königs von Polen an der Sache erklären, denn begreiflicher Weise konnte es dem Fürsten, welcher an die Wiederherstellung der ehemaligen Größe seines neuerworbenen Thrones dachte, nicht gleichgültig sein, welche Gestalt die neue Schöpfung in einem der Republik Polen ehemals gehörigen Lande einnehmen würde. Der zweite Punkt war für



den Jesuiten sowie für König August gewiß noch wichtiger; es sollte der Kurfürst die königliche Würde nicht vom Kaiser, sondern vom Papste annehmen. Dies hätte für sie zu einem doppelten Siege führen können, denn einmal wäre dem Kaiser ein wichtiges Recht der Initiative in solchen Angelegenheiten streitig gemacht, und überdies der bisherige Vorkämpfer für evangelische Angelegenheiten in Deutschland unter den Einfluß Roms gestellt worden.

Ohne Zweifel beruhten diese Vorschläge auf einer ganz falschen Beurtheilung des Kurfürsten und seines Charakters, denn wie mild er auch im Allgemeinen über Confessionsverschiedenheiten dachte, so hing er doch mit warmem Herzen an den Grundsätzen der Reformation, und war gewiß durch keine Lockung des Ehrgeizes zu einem Schritte, der auch nur die leiseste Spur einer Abtrünnigkeit von seiner Kirche verrathen konnte, zu bewegen. Außerdem lag es nicht in seinen politischen Ansichten, dem Ansehen des Reiches in seinem Haupte einer fremden Macht gegenüber, am allerwenigsten zu Gunsten des Papstes etwas zu vergeben. Treu war er bis dahin mit dem Kaiser Hand in Hand gegangen, ihm hatte er die schwersten Opfer gebracht, und so konnte er auch wohl nur durch ihn die ersehnte Erhöhung erreichen wollen.

Der Kurfürst fand bei seinen fortgesetzten Bemühungen um die Königskrone große Bedenklichkeiten bei seinen Räten. Noch im Februar 1698 erklärte der Minister von Fuchs, daß ihm die Sache als eine reine Unmöglichkeit erschiene; und als Friedrich III. ein Gutachten sämmtlicher Minister darüber einforderte, fiel dasselbe gegen seine Wünsche aus; doch Wartenberg, der nach Dankelmann die Gunst des Kurfürsten besaß, meint man, habe hiervon eine Ausnahme gemacht. Der Kurfürst aber war damals schon so fest in seiner Ansicht, daß er in einem eigenhändig geschriebenen Aufsatze dieselbe rechtfertigte, und mit vieler Einsicht in die Verhältnisse der Staaten nachwies, welchen Vortheil bei der damaligen Lage der Dinge die Annahme der königlichen Würde seinem Hause bringen würde. Da aber mehrere seiner Diener unter andern Gründen aufgeführt hatten, daß der königliche Hofhalt die Staatskasse mit unerschwinglichen Kosten belasten würde, entkräftete er diesen Einwand durch die allerdings ganz begründete Bemerkung: es sei derselbe schon bereits königlich eingerichtet. Ohne Zweifel konnte es der damalige Hof an Prunk und Glanz recht gut mit den meisten europäischen aufnehmen.

Der Gebieter, jetzt durchaus fest in seinem Entschlusse, scheint die Angelegenheit auch ganz auf persönlichem Wege verfolgt zu haben. Als Agent diente dabei der kurfürstliche Rath Bartholdy, von dessen Gewandtheit die Beseitigung aller Hindernisse erwartet wurde. Dem Gebrauche der Zeit gemäß schonte man auch Versprechungen und Geschenke an die kaiserlichen Diener nicht; ja einem der einflußreichsten soll die sehr beträchtliche Summe von 200,000 Gulden geboten worden sein. Der treue Beamte, heißt es jedoch, habe dies große Geschenk abgelehnt mit dem Bedeuten, „er halte den Kurfürsten gewiß der Krone würdig und dem Kaiser zugethan, da man aber nicht von allen Nachkommen einer gleichen

Befürmung versichert sei, so glaube er einen Verrath an dem Kaiser zu begehen, wenn er dessen Zustimmung erwirkte". Daß diese Ansicht vom Standpunkt eines österreichischen Staatsmannes die richtige war, hat die spätere Geschichte hinreichend bewiesen. Bekanntlich äußerte ja auch Prinz Eugen, als er die Erhebung Friedrichs erfuhr, „er würde in des Kaisers Stelle die Minister hängen lassen, welche ihm zu einem solchen Schritte gerathen hätten".

Jede Hoffnung auf Erfolg schien fast verschwunden; da soll ein dieses Mal glückliches Mißverständniß den Pfad plötzlich geebnet haben. Zwar ist es bekannt, daß zu eben der Zeit die Lage der großen europäischen Verhältnisse sich äußerst günstig für das Gesuch des Kurfürsten beim Kaiser gestalteten, und daß wohl diese Gunst der Verhältnisse die eigentliche Entscheidung herbeiführte; doch warum soll nicht auch der Zufall seine Mitwirkung gespendet haben? Wie oft erleichtert ein solcher Zufall den lang vorbereiteten Wechsel eines Systemes, zumal in einer Zeit, wo die Intrigue, wie wir aus dem Umschwung der Dinge im spanischen Erbfolgekriege wissen, der indirekte Einfluß untergeordneter Diener nicht selten eine so wesentliche Rolle spielte.

Die Erzählung darüber lautet folgendermaßen. Als Bartholdy alle diplomatischen Mittel vergeblich erschöpft hatte, rieth er dem Kurfürsten zu einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser. Die Depesche war in Chiffren abgefaßt, und durch einen zufälligen Irrthum statt der Chiffer, mit welcher man den Kaiser zu bezeichnen pflegte, die des Vater Wolf, seines Reichwatters, gesetzt worden. So ging das eigenhändige Schreiben des Fürsten an Letzteren ab. Der Jesuit, durch die unerwartete Ehre gewonnen, verwendete sich nun sehr lebhaft für den hohen Petenten, und fand bei seinem Herrn ein günstigeres Ohr, als alle früheren Antragsteller. Schon lautete die Aufschrift auf den Briefen des Vaters: Durchlauchtigster Kurfürst, Gnädiger Herr, beinahe König, da erscholl die Nachricht von dem Tode des letzten spanischen Habsburgers (1. Novbr. 1700) und zu gleicher Zeit die Kunde von dem Testamente, welches dem Onkel des Königs Ludwig XIV. die ganze spanische Herrschaft in die Hände gab. Schon am 16. November war der heißersehnte Pakt durch ein feierlich ausgestelltes Document besiegelt.

In diesem wichtigen Vertrage erneuerte der Kurfürst zuvörderst das geheime Bündniß seines Vaters vom 22. März 1686, und versprach nicht nur wirkliche Leistung des darin zugesagten Beistandes, sondern auch vertrauliches Zusammenhalten, und so viel als möglich gemeinschaftliche Maßregeln auf Reichs- und Kreistagen; ferner zur Behauptung der Festungen Philippsburg und Kehl nicht nur beim Reiche zu arbeiten, sondern auch eine Kompagnie Fußvolk auf eigene Kosten als Besatzung zu geben und zu unterhalten, die Erlebigung der hannoverschen Kurache zu befördern, gegen seine katholischen Unterthanen wegen Bedrückung der Protestanten in andern Ländern keine Repressalien anzuwenden; wogegen der Kaiser verhieß, sich zu bemühen, daß die evangelischen Religionsbeschwerden den Reichsgesetzen gemäß erörtert und beigelegt würden. Im Falle

wegen der spanischen Erbfolge Krieg entstände, solle, wie im Jahre 1686 vertragen worden, der Kurfürst 8000 Mann, jedoch nurmehr auf eigene Kosten stellen, und nur zur Vertheidigung seiner eigenen Länder zurückberufen, auch andere Fürsten zum Bunde mit dem Kaiser zu bringen suchen. Als schuldige Subsidien erließ der Kurfürst, sollte jedoch während der Dauer des Krieges, wie im Jahre 1686 vertragen war, jährlich 150,000 Gulden erhalten und versprach auch, den Kaiser in der Wiederzulassung der böhmischen Kurstimme bei dem Reichstage zu unterstützen.

Da nun der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erlangen, und den Kaiser gebeten, ihm dazu behülflich zu sein, indem er wohl wisse, daß er sich nach dem Beispiel anderer souveränen Könige, die in vorzeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchsten Oberhaupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne die Approbation sich solcher Titel zu arrogiren und zur Krönung zu schreiten: habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes, Macht und Ansehens des Kurfürstenthums Brandenburg, und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolvirt, eine solche verdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erklären auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lasse, daß der Kaiser und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn weder zögert inn- und außerhalb des Reichs für einen König in Preußen ehren, anerkennen und erkennen, und ihm diejenigen Privilegien, Titel und Ehren ertheilen wolle, welche andere europäische Könige vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhalten, auch zu befördern, daß dasselbe von andern Mächten geschehe, Alles jedoch wie der Kurfürst sich bereits gegen den König von Polen verpflichtet, ohne Vorbehalt für diese Krone so wie für das Reich. Ueber die gegenseitig zu gebrauchenden Titulaturen waren außerdem noch die genauesten Bestimmungen hinzugefügt.

Zu der Zeit, wo dieser wichtige Vertrag zu Stande kam, stand der unerschütterliche und treue väterliche Freund Friedrichs nicht mehr an der Spitze der Staatlichen Angelegenheiten. Von seiner Verwaltung weiß man nur Nüchternes zu sagen. Mit großer Sorgfalt hatte er sich der Finanzverwaltung angenommen, und zu diesem Zweck einen sehr einsichtsvollen Beamten, den Geheimen Kammerer von Kraut angestellt. Durch die Mitwirkung dieses sähigen Mannes waren die Einkünfte der Domainen und der dazu gehörigen Gefälle in einem Jahre um 148,000 Thaler gestiegen, und bald wurde überhaupt ein bedeutender Ueberschuß gegen den früheren Etat der Einnahme und Ausgabe erzielt. Freilich wickelte sich Alles nicht hin, um die großen Kriegslasten und den von Jahr zu Jahr immer königlicher sich gestaltenden Haushalt Friedrichs III. zu bestreiten, doch ist darum das Verdienst des sorgsamten Staatsmannes nicht geringer. Vielleicht war er in seinem Benehmen schroff und stolz, zu sehr bedacht, die wichtigen Staatlichen

ihnen Verdorbenen und Anhängern zu befehen; wenigstens ist schon sechs Brüder zu einflussreichen Stellen befördert hatte, und daß auf seine Veranlassung oder aus Schmeichelei von Leuten, die Vorwärts sich hofften, eine Medaille auf das Siebengestirn geschlagen dessen wachsamem Schutze die kurfürstliche Regierung einen so glücklichen nähme. Wie unschuldig die Gesinnung des Oberpräsidenten dabei mag, so war es nicht bedachtam, den Schein einer so großen Last sich zu laden, namentlich bei einem Herrn, der so ängstlich in dem Herrscheransehen war, als Friedrich III.

Er hatte Dankelmann einen gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst und denselben, ohne irgend Gefahr für sich zu ahnen, durch eigenemporgehoben. Dies war der pfälzische Freiherr von Kolb, nach dem Schlosse seiner Familie von Wartenberg genannt. Er muß ohne erkennende Persönlichkeit gewesen sein, denn schon der große Kurfürst als Rath in seine Dienste mit der Erlaubniß, seine Stellung am Hofe behalten zu dürfen. Er wurde dem Kurfürsten durch sein gefälliges Verhalten lieb, und nach dem Tode Friedrich Wilhelms in rascher Folge zum Oberamtmann von Dranienburg, Schloßhauptmann, Dompropst von Havelberg, Hofmeister und zum Oberkammerherrn erhoben. Auf besondere Veranlassung des Herrn durfte er sich Graf von Wartenberg nennen. Ohne die Wartenberg zu den Gegnern Dankelmanns von dem Augenblicke an zu werden konnte, der Erbe seines Einflusses im Kurstaate zu werden.

Er erzählt, daß Dankelmann in einer Vorahnung seines Falles dem Kurfürsten während eines Hoffestes, welches er diesem in seinem eigenen reich ausgestatteten Hause gab, die trüben Bilder seiner Phantasie mitgetheilt habe. Dankelmann im Begriff gewesen sein, auf der heiligen Schrift ihm einen Eid zu leisten, doch der Minister hielt ihn zurück, mit der Bemerkung nicht in der Nacht des Kurfürsten, das Gesagte zu verhindern. Ob wirklich dies wirklich, sei es nun, daß die oben erwähnte Medaille der Umstand gewesen ist, welcher den Argwohn seines Herrn zu Maßregel veranlaßte. Hatte doch Letzterer sich zornig vernehmen lassen: Dankelmann will den Kurfürsten spielen, doch ich werde ihm zeigen, Herr bin!

Der Oberpräsident suchte den drohenden Schlag dadurch abzuwenden, daß er dem Kurfürsten Vorwände, der Last der Geschäfte nicht mehr gewachsen zu sein, vorlegte, worauf er die Entlassung ersuchte. Hierauf ging der Kurfürst auch ein, und entließ Dankelmann mit dem bedeutenden Jahresgehalt von 10,000 Thalern (1697). Doch wenige Tage später wurde er mitten in der Nacht gefänglich nach Spandau und von da nach Peitz gebracht. Von einem regelrechten Prozeß war nicht die Rede, da die erhobenen Beschuldigungen des Oberpräsidenten nicht rechtfertigen. Erst zehn Jahre nach der gewaltsamen Verurtheilung wurde dem schwer mishandelten Geiste die Freiheit gestattet, in

Gottbus zu wohnen und 2000 Thaler aus den Einkünften seines rechtmäßig erworbenen Vermögens zu ziehen; doch an eine vollständige Wiedererstattung desselben war nicht zu denken. Unter der folgenden Regierung wurde er zwar vollständig begnadigt, doch seine Güter erhielt er dessenungeachtet nicht wieder zurück.

Von dem Sturze Dankelmanns an war Wartenberg, obgleich Anfangs ohne Minister noch Geheimer Rath zu sein, allmächtig waltender Günstling. Wurden neue Aemter auf ihn gehäuft. 1697 erhielt er die Aufsicht über die kurfürstlichen Lustschlösser, ein Jahr darauf das Protektorat der neuerrichteten Kunstakademie. Ein Rescript vom 25. October 1699 bezeichnet ihn als obersten Kämmerer, Oberstallmeister, Generaldirektor der kurfürstlichen Domänen und Oberhauptmann über alle Schatull-Aemter, und befreite ihn überdies von jeder Verantwortung für die Nachlässigkeit und die Fehlgriffe der Unterbeamten in seinen Departements, weil er selbst zu sehr durch seinen Dienst an die Person des Regenten gefesselt wäre, als daß er die nöthige Aufsicht über Alles, was vorging, führen könnte. Man muß gestehen, daß es ebenso verwerflich ist, einen solchen Freibrief für Nachlässigkeiten auszustellen, als ihn sich ausstellen zu lassen. In demselben Jahre wurde Wartenberg noch in den Reichsgrafenstand erhoben und, nach Uebertragung mehrerer anderer hohen Aemter, 1701 zum preussischen Minister ernannt. Dieser hohen Stellung entsprachen auch die Einkünfte des so übermäßig bevorzugten Günstlings, denn sie beliefen sich mindestens auf 100,000 Thaler, ohne die außerordentlichen Geschenke und Gratifikationen zu rechnen, welche ebenfalls auf ungemein hohe Summen angegeben werden. Man schätzte das Vermögen des Grafen Wartenberg zur Zeit seines Rücktritts aus dem Staatsdienste auf mehrere Millionen Thaler. Wir werden sehen, wie später auch der Einfluß dieses Günstlings durch die Anmaßung seiner nächsten Umgebung zusammenbrach.

## Friedrich I. als König von Preußen von 1701 — 1718.

Kaum war der ersehnte Vertrag mit dem Kaiser abgeschlossen; so schritt auch Friedrich zur allgemeinen Kundmachung desselben. Obgleich man der strengsten Winterzeit entgegenging, wurde dennoch der förmliche Akt der Krönung auf das Eifrigste betrieben. Am 17. December war man so weit gekommen, daß Friedrich mit seiner Gemahlin, zwei seiner Brüder, dem Kronprinzen, dem ganzen Hofstaate, drei Compagnien garde du corps die Reise antrat. Das Gefolge belief sich auf eine so große Zahl von Menschen, daß man in vier Abtheilungen gehen, und außer den königlichen Pferden noch dreißigtausend fremde als Borspann aufbieten mußte. Erst am 29. December gelangte Friedrich nach Königsberg. Hier war unterdessen die äußere Ausstattung des Brautfestes von dem bekannten Baudirektor Ersander von Göthe besorgt worden, während die Reise

Die Feierlichkeiten von dem Kurfürsten selbst unter Beihülfe einiger Räte, namentlich aber des Ceremonienmeisters von Besser angeordnet wurde. Letzterer hat eine ausführliche Beschreibung derselben hinterlassen. Am 15. Januar wurde die Erhebung des bisherigen souveränen Herzogthums Preußen zu einem Königreiche feierlich durch Herolde verkündet, am 17. stiftete Friedrich, wahrscheinlich im Gegensatz zu dem polnischen weißen, den preussischen schwarzen Adlerorden, dessen Kanzler der Graf von Wartenberg ernannt wurde, welchen Friedrich sofort den anwesenden königlichen und andern Prinzen, so wie einigen Generalen und hohen Staatsbeamten ertheilte. Die Krönung selbst folgte am 18. Januar. Alle dazu nöthigen Insignien waren reich mit Edelsteinen besetzt, ebenso wie die Kleidung des Königs. Friedrich I., denn diese Bezeichnung nahm er natürlich jetzt an, trug ein Scharlachkleid mit Diamantknöpfen, deren jeder 3000 Dukaten kostete; der purpurfarbene über und über mit goldnen Kronen und Ablern besetzte Sammetmantel wurde von einer Diamantgraffe zum Werthe von 100,000 Thalern zusammengehalten; auch die Bügel der Krone bestanden aus zusammengesehten sehr kostbaren Diamanten. Nicht minder prachtvoll erschien die Königin; auch ihr Schmuck belief sich an Werth auf drei Millionen Thaler.

In dem Audienzsaal setzte der König mit eigener Hand die Krone sich, dann der Königin die ihrige auf, und nahm hier von den versammelten Hof- und Staatsbeamten, den Ständen und Corporationen die erfurchtsvoll geleistete Begrüßung an. Hierauf begaben sich König und Königin mit allen Krönungsinsignien unter einem prächtigen Baldachin, den vierundzwanzig Edelleute trugen, nach der Schloßkirche, wo die beiden Hofprediger lutherischer und reformirter Confession beide Majestäten nach üblicher Weise salbten. Die beiden Hofprediger wurden zu Bischöfen ernannt. Underthalb Monate verweilte Friedrich I. noch in Königsberg, dann begab er sich nach der Mark, zog aber erst am 6. Mai in Berlin ein, auch hier, wie natürlich, unter prachtvollen Feierlichkeiten.

Unverzüglich nach der Feier war die offizielle Anzeige von der Krönung an alle Höfe ergangen, obgleich man die meisten schon vorher davon in Kenntniß gesetzt hatte. Der erste Glückwunsch kam vom König August von Polen, was allerdings seltsam erscheinen kann, da sich hier und dort in der Republik die bittersten Anklagen gegen den Krönungsakt erhoben, und sogar auf dem nächsten Reichstage mehrere der höchsten Kronbeamten einen förmlichen Protest einlegten. Der Kaiser, so wie die Könige von England und Dänemark hatten sich schon im Voraus erklärt und zögerten deshalb mit ihrem Glückwunsche nicht; ihnen folgten der Czar Peter, die Generalstaaten, die Schweizercantone, Savoyen, Kurpfalz, Hannover, 1703 Kur-Rhein und Trier, 1704 Portugal, 1710 die Republik Venedig. Ein förmlichen Widerspruch erhob der junge König von Schweden, Carl XII., hauptsächlich wohl, weil Preußen mit Polen und Dänemark in feindlicher Verbindung stand. Er ließ darüber in Regensburg bemerken: „man thue dem Kaiser nicht zusehen, Könige von der Faust weg zu machen, sobald er wolle. Gehe das durch, so werde er seinerseits bereinst auch seinen Schwager

zum Könige von Schleswig erklären lassen, wovon dieser auch die Hälfte, so Friedrich von dem Herzogthum Preußen, als Souverain besitze". Allein auch hier wurden die Schwierigkeiten überwunden. Die Anerkennung Frankreichs und Spaniens verhinderte der damals schon begonnene spanische Erbfolgekrieg.

Nachhaltiger war der Widerspruch des deutschen Ordens und des Papstes, von beiden Seiten aber ohne irgend einen Erfolg, denn der Hochmeister fand beim Kaiser und dem Kurfürsten-Collegium, in welchem nur Baiern und Cöln sich für ihn verwarnten, kein Gehör, Letzterer belebte durch seine Anmaßung sogar den Kaiser, der einen solchen Eingriff in seine Rechte niemals billigen konnte.

Unterdessen hatte der Krieg begonnen. Wie bedenklich auch die Aussichten für den Kaiser Leopold I. standen, da nicht nur die Spanier den jungen König Philipp V. zuvorkommend aufgenommen, sondern auch der Herzog von Savoyen und eine bedeutende Anzahl deutscher Fürsten sich für Frankreich erklärt hatten, so daß Letzteres auf ein fremdes Bundescontingent von 100,000 Mann rechnen konnte: so stand er doch diesmal nicht an, Alles an die Behauptung der Rechte seines Hauses zu setzen. Die ungewöhnlich rasch entwickelte Thätigkeit und das glänzende Talent seines großen Hebherrn, des Prinzen Eugen, der unverzüglich mit 30,000 Mann in Italien einbrang, und der Erwerbung auch dieses Landes durch die Franzosen zuvorkam, durchkreuzte wenigstens an diesem Orte den wohlangelegten Plan seines Gegners. Dänemark, schon halb und halb von Ludwig XIV. gewonnen, stellte für den Kaiser 8000 Mann Truppen, die später bis auf 20,000 Mann verstärkt wurden. Zu gleicher Zeit erschienen die im Vertrage bedungenen brandenburgischen Mannschaften am Rhein, wo sie mit den pfälzischen vereint, den Holländern die Hand bieten konnten, welche, theils durch die gerechte Besorgniß vor dem übermächtigen französischen Einfluß, theils durch Wilhelm III. persönliche Bemühungen angetrieben, ihre Waffen für den Kaiser erhoben. Immer noch war das Uebergewicht auf Seiten Ludwigs XIV., weil noch der im Haag auf Wilhelms III. Betrieb hergestellte große Allianz (Septbr. 1701) die Theilnahme Englands am Kriege sehr fraglich war. Erst als Ludwig XIV. mit unzeitiger Großmuth den Prätendenten als Jacob III. anerkannte, warf sich das englische Volk mit ganzer Kraft auf die Seite der Verbündeten (Jan. 1702). Zu gleicher Zeit stellte Friedrich I. in Folge besonderer Subsidienverträge von Neuem 15000 Mann im Solde der Seemächte und der Generalstaaten insbesondere. Die kriegerischen Anstrengungen Preußens stiegen im Laufe dieses Krieges immer höher, denn Friedrich I. suchte nicht nur das Heer von 30,000 auf 40,000 Mann zu bringen, sondern befahl auch zur Vertheidigung des eigenen Landes, wenn es die Noth gebieten sollte, die Errichtung einer Miliz, zu welcher alle weaffenfähige Mannschaft vom 18ten bis zum 40sten Jahre verpflichtet sein sollte.

Diese kriegerischen Anordnungen waren theils durch die Besorgniß vor den Bewegungen des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher nebst dem Herzoge von Gotha für Frankreich gerüftet hatte, theils wegen der

Stellung zu Schweden erregt worden. Karl XII. äußerte sich sehr unzufrieden über die Begünstigung Sachsens von Seiten des Berliner Hofes. Hier geschah freilich Alles, um den jungen Eroberer zu beschwichtigen; ja es wird sogar erzählt, daß man die damals erst aus Gyps geformten gefesselten Sklaven zu Füßen des beim letzten Kurfürsten errichteten Standbildes weggenommen habe, weil die damals in Berlin anwesende Gräfin Piper, die Gemahlin des bei Karl so einflussreichen Ministers, darin eine Anspielung auf die Niederlagen der Schweden finden wollte. Die Besorgnisse verschwanden jedoch bald; denn die sogenannte Association, in welcher der größte Theil der deutschen Kreise Antheil nahm (1702), entwaflnete die erwähnten Reichsfürsten. Bald wurde auch der Reichskrieg beschlossen, und Schweden war, damit König August ganz isolirt würde, ziemlich bereitwillig die Hand zur Wiederherstellung des alten Bündnisses mit Brandenburg. Sogar die Königskrone in Preußen wurde bei dieser Gelegenheit anerkannt (1703).

Während dieser Streit glücklich geschlichtet worden war, hatte sich schon ein anderer und zwar mit einem der Saager Bundesgenossen entsponnen, nämlich mit den Generalstaaten. Es betraf dieser die Erbschaft des am 9. März 1702 dahingeshiedenen Königs Wilhelm III. Die ältere Schwester des Vaters von diesem Fürsten war die Mutter Friedrichs III., und somit hatte sich Letzterer für den unzweifelhaft rechtmäßigen Erben gehalten. Nun aber ward ein Testament vom Jahre 1696, durch welches alle früheren Bestimmungen eingestossen wurden, bekannt gemacht, und nach diesem der Prinz Johann Wilhelm Friso von Nassau-Deutz zum alleinigen Erben erklärt. Schon hatte Friedrich III. die Einweihung in die Erbgueter von den Generalstaaten verlangt und die Gräfschaft Lingen in Besiz genommen, als die Veröffentlichung des Testaments ihm alle seine wohl begründeten Hoffnungen raubte. Die meisten der oranischen Besizungen lagen ihnen durch das Gebiet der Generalstaaten zerstreut; um desto unbequemer war es daher, wenn jene in die Hand eines mächtigen Fürsten gerlethen. Man versuchte zu verschiedenen Malen eine Ausgleichung zu vermitteln, doch gelang es im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges nicht.

Diese Mißstimmung hielt jedoch Friedrich I. von der lebhaften Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich nicht zurück. Die preussischen Truppen erwarteten während des blutigen Kampfes auf allen Kriegsschauplätzen großen Ruhm. Dies selbständig, theils unter dem Oberbefehl Marlboroughs eroberten sie eine bedeutende Anzahl wichtiger Festungen; vor Allen zeichnete sich der Herzog Leopold von Dessau aus, ein Fürst von schroffem und rauhem Charakter, ohne alle Vorliebe für Kunst und höhere Geistesbildung, aber ein talentvoller Kriegsmann von unerschütterlichem Muth, kaltblütig und von großer Umsicht; das Kriegswesen galt ihm allein als nützlichcs Studium; hier war er Erfinder und Schöpfer.

Ein glänzender Verdienst um die Sache des Kaisers und des Reiches erwand sich Leopold im Jahre 1703, als der kaiserliche General Styrum bei Schladt von Villars geschlagen, sich auf Köszlitz zurückzog. Mit seinen



Grenadierbataillonen deckte er die bedrohte Flanke des zurückgehenden Heeres Wohl zehnmal erneuerte die feindliche Reiterei auf einem Marsch von drei Wegstunden ihren wüthenden Angriff, doch ohne Erfolg. Stets fand sie spanische Reiter aufgepflanzt, und ein rollendes Gewehrfeuer empfing sie; Alles geschah mit einer Ordnung und Pünktlichkeit, als wenn sich die Truppen auf dem Übungsplatze befänden. Hier lernte der junge General zuerst die Wirksamkeit eines wohlgeübten Fußvolkes der Reiterei gegenüber kennen. Diese Erfahrung hatte entscheidenden Einfluß auf die Bildung des preussischen Heeres; Leopold von Dessau wurde der Schöpfer jenes tapfern Fußvolkes, welches bald allen europäischen Kriegsmächten zum Muster diente.

Im nächsten Jahre rückten bedeutende preussische Verstärkungen ins Feld. Dies that auch Roth, denn die Franzosen unter Tallard, die Baiern unter ihrem Kurfürsten machten zum zweiten Male den Versuch, in das Herz der österreichischen Lande einzudringen. Eugen war von Italien, Marlborough von den Niederlanden zum Schutze herbeigeeilt. Wiederum bei Höchstädt kam es zur Entscheidung. Mit wechselndem Erfolg wogte der Kampf hin und her; die Preußen unter Leopold waren siegreich vorgebrungen, doch, von den übrigen Reichstruppen schlecht unterstützt, blieben sie mehrere Stunden dem heftigsten Angriff von allen Seiten ausgesetzt. Groß war allerdings ihr Verlust, doch ihr Widerstand segensbringend für das Heer der Verbündeten, denn die unerschrockene Ausdauer der Preußen machte es dem Prinzen Eugen möglich, die nöthigen Streitkräfte zu sammeln, um den Feind endlich zu durchbrechen und einen vollständigen Sieg zu erringen.

Das Verdienst der preussischen Truppen und ihres heldenmüthigen Führers erkannte der große Kriegsmann in seinem Bericht an den Kaiser mit edler Bereitwilligkeit an. „Die preussischen Truppen haben sich, heißt es darin, unsterbliches Lob erworben, wovon ich selbst Zeuge bin, vorzüglich was die auf dem rechten Flügel gestandene Infanterie betrifft, deren Offiziere und Soldaten mit unerschrockener Herzhaftigkeit gefochten und die feindlichen Angriffe etliche Stunden aufgehalten, bis endlich mit Gottes Hülfe durch das entseßliche Feuer gedachter Infanterie der Feind in eine solche Verwirrung gebracht, daß er ihrer Bravour nicht länger zu widerstehen gewußt, sondern in unglaublicher Confusion die Flucht ergriffen.“ Dann hebt er noch hervor: „die heldenmüthige Conduite des Generals Fürsten von Anhalt, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor einiger Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit großer Unerchrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils zu danken hat“. Wahrlich ein herrliches Zeugniß für das preussische Heer und seine Führer! Wenn man also Oesterreichs Heldenthaten unter dem großen Eugen mit Recht erhebt, und wir wollen diesen Ruhm nicht herabsetzen, so dürfen wir, durch das Zeugniß des Helden berechtigt, hervorheben, daß auch ein schöner Theil dieses Ruhmes auf die Rechnung des preussischen Heeres kommt.“

Süddeutschland war gerettet, aber Italien dafür von Neuem gefährlich bedroht. Der Herzog von Savoyen, welcher trotz seiner Familienverbindung mit Ludwig XIV. zu den Verbündeten übergetreten war, erlag dem stürmischen Angriff der französischen Truppen. Da der Kaiser durch Ragoczy in Ungarn beschäftigt war, und keine Verstärkung senden konnte, wendete sich der Herzog von Marlborough, ein eben so geschickter Diplomat als Feldherr, der in der glücklichen Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich die Staffel zur eigenen Größe sah, persönlich an Friedrich III. Ihm gelang es, den Verbündeten für 300,000 Thaler Subsidien wiederum 8000 Mann preussischer Truppen zuzuführen, welche unter des Fürsten Leopold Befehl zum italienischen Heere des Prinzen Eugen abgingen, während die übrigen preussischen Truppen unter dem General Arnim bei Marlborough blieben. Es kann dies als ein großer diplomatischer Sieg des Herzogs angesehen werden, da der König nicht nur wegen des nordischen Krieges für seine eigenen Länder besorgt, sondern auch über die oranischen Erbschaftsangelegenheiten sehr ungehalten war. Außerdem machte der französische Hof große Versprechungen, wenn sich Friedrich I. von den Bundesgenossen trennen wollte.

Im Jahre 1705 kam es zu der blutigen Schlacht bei Cassano. Sie blieb unentschieden, da der Herzog von Vendome, ein kriegserfahrener General, die tapfern französischen Truppen leitete. Auch in diesem Kampfe zeichneten sich die Preußen vor allen andern im kaiserlichen Heere aus. Noch höheren Glanz brachte das folgende Jahr in der über den Besitz von Italien entscheidenden Schlacht von Turin (den 7. September 1706). Der Prinz Eugen schrieb in einem Bericht über dieselbe: „Der Fürst von Anhalt hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer, selbst in der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man so viel als möglich sorgen. Die Preußen verdienen es, und es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann.“ Einige Monate früher hatten andere preussische Regimenter, welche in Marlborough's Heere unter dem Befehl des General Lotlum standen, rühmlichen Antheil an dem Siege bei Ramillies (23. Mai) über den Marschall von Villeroi gehabt.

Um diese Zeit sah Friedrich I. wenigstens einen Theil seiner Ansprüche auf die Erbschaft Wilhelm III. befriedigt, nämlich in Betreff der Herrschaften Neuchâtel und Valengin, auf welche der Verstorbene Anwartschaftsrecht gehabt, diese jedoch 1694 an seinen Vetter Friedrich abgetreten hatte. Nach dem Tode der letzten Besitzerin, Maria von Orleans und Erbin ihres Bruders, des Herzogs von Longueville (1706), hatte Friedrich I. sein Recht mit Unterstützung der Seemächte und der Begünstigung der schweizerischen Kantone, welche, da Ludwig XIV. die Länder auf Grund der Ansprüche eines andern Anwartschafters, des Prinzen von Conti, an Frankreich fesseln wollte, sich lieber für den fernern und minder wichtigen Fürsten erklärten. Deshalb hielt Friedrich I. auch treu bei seinen

Bundesgenossen aus, obgleich er sich über die steigenden Lasten wohl beklagen konnte. 9000 Rekruten hatte er bis zum Jahre 1707 nach Italien geschickt, und für das folgende waren wiederum 4000 gefordert worden; Subsibien jedoch, sowohl von Seiten des Kaisers als der Generalsstaaten, waren fortwährend rückständig geblieben.

So nahmen denn die preussischen Truppen an allen glorreichen Ereignissen des thatenreichen Krieges Theil; immer werden sie in den Berichten vor allen hervorgehoben. Dies hören wir auch bei der Schlacht von Dudenarde (1708). Ein Jahr später, als die Verbündeten bei Malplaquet nach äußerst blutigem Kampfe den kriegslundigen Marschall Villars aus seinen Verschanzungen vertrieben hatten, gebührte wiederum nach Eugen's Zeugniß der größte Antheil an dem glücklichen Erfolge den Preußen. Der Kronprinz hatte diesem siegreichen Kampfe beigewohnt.

Die große Coalition gegen Ludwig XIV. war aus dem natürlichen und wohlbegründeten Bedürfniß entstanden, die Uebermacht Frankreichs in den politischen Angelegenheiten zu brechen. Zu diesem Zweck, und gereizt durch nationale Eifersucht, hatte namentlich England die Last des Krieges über sich genommen. Dieses Ziel war erreicht; Ludwig bat um Frieden, und war sogar zu großen Opfern bereit; allein jetzt steigerten die Verbündeten, vorzüglich der Kaiser (Joseph I. seit 1706), in eben dem Maße ihre Forderungen, als sich der stolze Gegner vor ihnen bemaßtigte. Es schien fast auf eine Vernichtung des Hauses Bourbon abgesehen. Ein solches Ziel konnte in England keinesweges der Nation nützlich erscheinen, daher war die Politik der Whigs, denen Marlborough damals angehörte, unpopulär geworden und das Ministerium seinem Falle nahe. Die Annäherung des Herzogin von Marlborough der Königin Anna gegenüber, und die persönlichen Zwecke, welche man dem Herzoge schuld gab, kamen hinzu, um eine politische Katastrophe in England zu bewerkstelligen. Das Whig-Ministerium fiel, und obgleich man den berühmten Feldhern noch an der Spitze des Heeres ließ, so waren doch die Tories, welche jetzt die Staatsangelegenheiten leiteten, zur Annäherung an Frankreich bereit. Da starb ganz unerwartet Kaiser Joseph I.; der Erzherzog Karl, für welchen die Verbündeten um den Besitz der spanischen Monarchie gekämpft hatten, bestieg den kaiserlichen Thron (17. April, 1711), und vereinigete so in seiner Person die ganze Macht des habsburgischen Hauses. Dieser Umstand beschleunigte den Friedensabschluß. Getrennt von den Bundesgenossen schlug das englische Cabinet dem König Ludwig Friedenspräliminarien vor, und sandte an die Stelle Marlborough's den Herzog von Ormond an die Spitze des Heeres in den Niederlanden. Bald darauf folgte ein Waffenstillstand (1712).

Unter die deutschen Truppen, welche sich diesem Waffenstillstand nicht anschließen wollten, gehörten die Preußen; Leopold von Dessau war durchaus geneigt, bei dem österreichischen Oberbefehlern auszuharren.

Friedrich I. hatte keine große Ursache, mit der Theilnahme der Bundesgenossen an seinem Interesse zufrieden zu sein. Als die ersten Friedensunterhandlungen mit Frankreich angeknüpft worden waren, hatte man ihn nicht einmal davon in Kenntniß gesetzt. Von einer vollständigen Berücksichtigung seiner staatslichen Ansprüche war niemals die Rede gewesen, deshalb blieb er auch jetzt, als zu Utrecht die Friedensconferenzen eröffnet wurden (1712, Januar), voller Mißtrauen, bis ihn die Königin von England, der es aufrichtig an der Herstellung des allgemeinen Friedens lag, das Versprechen gab, Alles zu thun, was in ihren Händen liege, um einem so treuen Bundesgenossen zu seinen größten Forderungen zu verhelfen.

Indessen benutzte Friedrich I. die Anwesenheit seiner Truppen in den Niederlanden, um sich den Holländern gegenüber, denen er der oranischen Erbschaftsangelegenheit wegen grobste, zu seinem Rechte zu verhelfen. Es betraf nämlich einen Theil derselben, die Stadt und Festung Maastricht, welche ihm durch das Reichskammergericht zugesprochen worden war. Die Generalstaaten, als Beamhaber des Prinzen von Nassau, hatten jedoch die Stadt besetzt gehalten, indem sie auf Zurücknahme des Dekrets antrugen und dieselbe auch erwirkten. Der König ging besserungswillig von seinen Ansprüchen nicht ab, sondern gab dem Fürsten von Dessau den Auftrag, sich der Stadt und des Schlosses zu bemächtigen. Dieser verfuhr seiner Gewohnheit gemäß mit dem nöthigen Nachdruck, und veranlaßte die gänzliche Räumung der Stadt von Seiten der Holländer. Unter der Zeit gingen die Friedensunterhandlungen ihren Gang, endeten jedoch erst unter der folgenden Regierung.

Während der spanische Erbfolgekrieg seinem Ende entgegen ging, hatte der nordische eine neue für Preußen beunruhigende Wendung genommen. Friedrich I. war dem Prinzip einer strengen Neutralität treu und gewissenhaft gefolgt, ganz seinem Charakter gemäß. Deshalb wies er auch den Plan einer Theilung Polens, welchen diesmal der eigene König den Mächten Schweden und Preußen anbot, ohne Jaubern zurück. Als der Friede von Ultranstädt geschlossen wurde (1706, September), trat Friedrich I. dem Könige von Schweden näher. Der Herzog von Marlborough aber, der, wie schon oben erwähnt, den König von Preußen für den französischen Krieg frei machen wollte, erhielt ein gegenseitiges Bündniß (1707), nach welchem sich beide Monarchen zu gemeinschaftlicher Vertheidigung ihrer Länder den Beistand von 7000 Mann zusagten und versprachen, dem Druck der Protestanten in Ungarn, Polen, der Palz und in Schlesien nach Kräften zu steuern. Im Falle bei solchen Gelegenheiten Friedrich I. Repressalien gegen seine katholischen Unterthanen ergreifen würde, versprach Karl XII. gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen.

Konig von Polen, welcher den Frieden nur geschlossen hatte, um der plötzlichen Vernichtung zu entgehen, hielt sich nicht länger für verpflichtet, als er sah durch die forchtbare Nähe des schwedischen Heeres bedroht sah. Kaum war er in das sächsische Reichland eingebrochen, so drängte er Friedrich IV.

zur Erneuerung des Bundes. Dieser ward auch wenige Tage vor der verhängnißvollen Schlacht bei Pultawa abgeschlossen (1709). Nun erschienen beide Könige in Berlin; allein alle Bemühungen, Friedrich I. in ihr Bündniß zu ziehen, blieben fruchtlos, sie mußten sich mit dem Versprechen begnügen, daß er ihnen alle mit seiner Parteilosigkeit verträgliche Unterstützung zukommen lassen würde. Hierzu nöthigten ihn übrigens nicht nur seine jüngst übernommenen Verpflichtungen gegen Schweden, sondern auch die Erklärung des Kaisers und der Seemächte, welche um jeden Preis den Angriff auf die schwedischen Besitzungen in Deutschland und demnach den Ausbruch eines neuen Krieges hier selbst vermeiden wollten. Dieser Krieg konnte nicht nur ihren Plänen gegen Frankreich eine andere Wendung geben, sondern mußte auch unverzüglich wegen der hannöberisch-sächsischen und namentlich der preußischen Bundesstruppen nachtheilige Wirkung auf den Gang der Angelegenheiten ausüben.

Um die vielfachen Schwierigkeiten der Lage zu heben, griff man zu einem sehr gekünstelten Mittel. Es wurde nämlich das sogenannte erste Haager Concert geschlossen, ein von dem Kaiser und den Seemächten vermitteltes Bündniß, nach welchem den dänischen Provinzen Jütland und Schleswig, so wie den schwedischen Besitzungen in Deutschland die Neutralität gewährleistet bleiben sollte. Hiermit erklärte sich die schwedische Regierung einverstanden.

Bald aber sah man ein, daß ohne Aufstellung bewaffneter Macht Bedingungen der Art nicht aufrecht erhalten werden könnten; daher schlossen der Kaiser und die Seemächte mit Friedrich I. und einigen deutschen Fürsten einen zweiten Vertrag im Haag, nach welchem sie sich verpflichteten, 15—16,000 Mann zu stellen, damit die Ausführung des ersten Vertrages gesichert sei. Jedoch auch diese Vorsichtsmaßregel erfüllte den beabsichtigten Zweck nicht, da Karl XII. von Bender aus die Haager Bestimmungen verwarf, weil er die Bestimmungen der dabei theilhaftigen Fürsten gegen Schweden nicht für aufrichtig hielt. Sein Argwohn war auch nicht ungegründet, und überdies wurde über Pläne unterhandelt, welche die Machtverhältnisse des nordischen Europas ganz umgestalten konnten. Es war nämlich, dieses Mal wohl von Peter dem Großen, ein neuer Theilungsplan Polens entworfen worden, in welchem für Friedrich I. das preußische Polen nebst Samogitien bestimmt war, Rußland sollte außer dem schwedischen Livland einen Theil von Litthauen, das übrige König August als erbliches Königreich erhalten.

Friedrich I. war mit diesen Bestimmungen, welche Lockung sie auch enthalten mochten, keinesweges einverstanden, weil sie ihn vor dem drohenden Umgriff des unternehmenden Czar Peter besorgt machten, daher zog er es vor, gegen ihn seine Bemühungen zu richten. Der Brigadier Ersander von Göthe erschien als preußischer Bevollmächtigter in Bender mit dem Vorschlage, die Krone Polens dem König August zu lassen, mit diesem und Preußen vereint sich gegen Rußland zu verbünden. Leider zerbrach sich dieser für die Aufrechter

haltung des Gleichgewichtes unter den nordischen Mächten sehr verständige Plan an dem Mißtrauen und dem Eigensinn Karl XII., welcher damals noch die Vernichtung des Czaren hoffte, weil er mit Sicherheit auf den Beistand der Pforte hoffen konnte.

So lange der Kaiser und die Seemächte den Haager Beschlüssen treu blieben, hielt auch Friedrich I. an ihnen fest, denn seinem rechtlichen Sinn widerstrebte jede Beraubung, selbst wenn ihm Vortheil dabei zumuchs. Als jedoch die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und den Seemächten begannen, und demnach die Gründe, aus welchen man die kriegerischen Operationen in Deutschland fürchtete, nicht mehr stattfanden, da löste sich der Bund von selbst auf.

Friedrich I., jetzt ganz vereinzelt, gerieth darüber in eine schwierige Lage, denn Hannoveraner, Sachsen, Dänen und Russen drangen nun in die deutschen Provinzen der Schweden ein. Der Czar bot dem Könige die Städte Elbing und Stettin an, wenn er das nöthige Belagerungsgeschütz zur Eroberung der pommerschen Festungen liefern würde; allein Friedrich I., seinem bisherigen ehelichen Benehmen gemäß, wies nicht nur diese von seinem Vater so hoch angeschlagenen Orte zurück, sondern verweigerte sogar dem sächsischen Belagerungspark den Durchzug durch sein Land. Fortwährend unterhandelte er zu Gunsten Karl XII., welcher ihm freilich diese Bemühung wenig dankte, weil er nach dem Vertrage von 1707 gewaffneten Beistand erwarten zu können meinte. Es wäre auch wohl nicht unmöglich gewesen, durch rechtzeitiges Eingreifen Pommern gegen jeden feindlichen Angriff sicher zu stellen, doch kühne Entschlüsse der Art lagen nicht in Friedrichs Natur, auch konnte ein Bundesgenosse von Karls Charakter unmöglich dem friebliebenden, allen chimärischen Plänen abholden Fürsten Vertrauen einflößen. Nur an der Neutralität hielt er unverbrüchlich fest, selbst als Peter der Große auf seiner Rückreise aus Karlsbad persönlich nach Berlin kam (1712) und ihm von Neuem glänzende Anerbietungen machte. Auch das Ende dieses Krieges erlebte Friedrich I. nicht.

Die letzten Jahre Friedrich I. wurden, außer den oft drückenden Sorgen, welche ihm die politische und finanzielle Lage seines Staates machte, durch häusliche Leiden gar sehr getrübt. Er hatte sich zu einer dritten Ehe mit der Prinzessin Luise Dorothea von Mecklenburg-Schwerin entschlossen, wie es heißt, auf Betrieb von Günstlingen, welche bei der ganz verschiedenen Anschauungsweise des Kronprinzen einen Anhaltspunkt in der jungen Königin zu erhalten hofften (1708). Dem Könige bereitete diese Ehe statt Trost und Erheiterung seiner letzten Jahre nur Unannehmlichkeiten, ja herben Kummer; denn die junge Königin versiel in Schwermuth, welche bei ihr einen schwärmerisch-religiösen Charakter annahm. Eifrig lutherisch und hierbei vielleicht von Geistlichen ihrer Confession angefeuert, die immer noch nicht den alten Widerwillen gegen die Reformirten überwinden konnten, bestürmte sie den Gemahl mit heftigen Bitten, ja zuletzt mit bitteren Vorwürfen. Nach einigen sehr unangenehmen Auftritten

der Art riß die kranke Königin nach ihrer Vaterstadt zurück, wo sie auch bald darauf starb. Noch ehe sie der Tod von ihren Leiden befreite, starb schon ihr königlicher Gemahl im fünfundsamzigsten Jahre seines Alters, im fünfundsamzigsten seiner Regierung am 23. Februar 1713.

Unter ihm hatte sich das Gebiet des preussischen Staates nur um ein Geringes ausgedehnt; als neue Erwerbungen können angeführt werden aus dem oranischen Erbe die Grafschaft Lingen, Neuschatel, Meurs, die Stadt Rheda im Münsterischen und das freilich erst seinem Nachfolger vollständig abgetretene Oberquartier von Gelbern. Auch die von dem Grafen von Solms-Braunsfels erkaufte Herrschaft Tecklenburg ist noch zu erwähnen, dabei jedoch zu bemerken, daß durch die Uebernahme der darauf haftenden Schulden zum Belauf von 250,000 Thalern der Kaufpreis den Werth dieses Besitzes überstieg.

Trotz des fürstlichen Glanzes, trotz des erhebenden Kriegsrühms der preussischen Waffen war die Zeit seiner Königsherrschaft nicht die glücklichste seiner Regierung, da die Lasten des Staates sich durch die erhöhten Ansprüche seiner Stellung, so wie auch zu gleicher Zeit durch die verschwenderischen Bedürfnisse seiner Günstlinge häuften, und so zu drückenden Maaßregeln gegen die Unterthanen nöthigten. Die Macht des Grafen von Wartenberg stieg von Tag zu Tag höher. Fünf Jahre nach Dankelmann's Fall versuchte zwar der Feldmarschall Barfuß in Verbindung mit dem Grafen von Dohna, den Gegner bei dem Könige wegen seines übertriebenen Aufwandes verdächtig zu machen, da seine Tafel mehr kostete als die königliche, und überhaupt sein Aufwand alles Maaß überstieg, doch endete die Sache nur damit, daß Barfuß pensionirt wurde, und die Dohna's auf ihre Güter nach Preußen gehen mußten.

Nun hatte Wartenberg gewonnenes Spiel, denn Keiner wagte es mehr, als Ankläger gegen ihn aufzutreten. Es herrschte eine solche Furcht vor seinem Einfluß, daß eines Tages der Erziehler des Kronprinzen, als die Tafel schon völlig angerichtet und der König anwesend war, das Zeichen zur Eröffnung derselben nicht zu geben wagte, weil der allmächtige Günstling noch fehlte. Natürlich umgab sich der Graf mit folgamen Dienern, doch hatte er auch talentvolle Männer unter denselben, vor allen den Geheimen Rath Jigen, welcher eben so geschäftskundig als arbeitsam die auswärtigen Angelegenheiten mit vieler Umsicht leitete. Wenn daher auch die Klagen der Unterthanen über die unerträglichen Lasten mit der Zeit stiegen, so hätte sich der Günstling doch wohl in der Meinung des Königs erhalten, wenn nicht noch besondere Umstände dem allgemeinen Unwillen zur Seite getreten wären.

Der Graf Wartenberg hatte sich nämlich mit einer Person nicht nur von niederem Range, sondern auch von zweideutigem Wandel vermählt. Sie war die Frau des Kammerdieners Biedelap gewesen. Nichtsdestoweniger überstieg ihre Anmaßung bald alle Grenzen. Der König hatte bei dem für seine dritte Vermählung neu entworfenen Rangreglement dem Grafen Wartenberg den Vortritt vor allen nicht regierenden Fürsten, des Gräfin vor allen unverheiratheten

oder nicht als regierende Herren verheirateten Prinzeßinnen angewiesen. Alles diente nur dazu, um sie zu neuen Ansprüchen zu veranlassen. Als bei der Laufe der ältesten Tochter des Kronprinzen die Gemahlin des holländischen Gesandten dem Vortritt vor ihr nehmen wollte, leistete die Gräfin thätlichen Widerstand. Es entspann sich ein förmliches Handgemenge zum großen Schaden der gepuderten Haarfeinweu, und nur mit großer Mühe konnte der Oberkammerwärtter von Besser dem ärgerlichen Austritte ein Ende machen. Als fremde Gesandten beklagten sich über das unerträgliche Benehmen der Gräfin. Zuletzt betrug sie sich selbst gegen die junge Königin so frech, daß diese ihr den fernern Zutritt in ihre Gemächer verbot, worauf die Gräfin jedoch mit Stolz entgegnete.

Der König ward durch diese steigende Frechheit so empört, daß die Gegner Montenberg's hoffen durften, die erbitterte Stimmung ihres Herrn zum Sturze des Günstlings zu benutzen. Dessenungeachtet richtete man nicht den Angriff unmittelbar gegen ihn, sondern gegen den Oberhofmarschall, Grafen von Wittgenstein, der seine Stellung dem Grafen Wartenberg verdankte und stets Hand in Hand mit ihm gegangen war. Härten und Unerblicklichkeiten mancher Art wurden ihm vorgeworfen. Zwei Tage nach seiner Gefangennahme, den 29. Dezember 1710, ließ der König auch dem Premierminister die Siegel abfordern, und ihm jede Theilnahme an den Staatsgeschäften untersagen, unter der Aufforderung, er möge mit der Bitte um seinem Abschied einkommen. Der gekürzte Günstling gehorchte, und ersuchte nur noch um die Gnade, den König vor seiner Entfernung vom Hofe sehen zu dürfen. Dies wurde ihm gewährt; mit Thränen in den Augen nahm Friedrich I. von ihm Abschied, und bewies ihm seine persönliche immer noch gnädige Gesinnung durch die Bewilligung der äußerst beträchtlichen Pension von 24,000 Thalern. Der König konnte ihn nicht vergessen, und hätte gern den Befehl zu seiner Rückkehr gegeben, wenn nur nicht die Gräfin nach Berlin oder gar etwa an den Hof kommen wollte; ein Beweis, daß der Uebermuth dieser Frau die eigentliche Ursache der Ministeränderung gewesen war.

Die Stelle Wartenberg's wurde nicht wieder besetzt. Die Oberkammerkammerkassier erhielt der bisherige grand maître de la garde-robe Herr von Lemede, doch ohne den Rang und die Einkünfte des Vorgängers; Oberhofmarschall wurde der Minister von Pringen, ein Mann von Stolzheit und Verdienst; Jagen, wie wir wissen, ein in jeder Beziehung bewährter Mann, nicht die auswärtigen Angelegenheiten und die Justiz; Blaspiel das Kriegswesen. Auf jeden Fall war dadurch für den Staatsdienst besser gesorgt. Wie ungünstig aber auch immerhin die Willkürverwaltung in manchen Beziehungen gewesen sein mochte, so war doch ein formeller Vortheil nicht zu verkennen, nämlich die in den Händen des ersten Ministers concentrirte Gewalt förderte die Einheit des Staats; nach welcher Friedrich Wilhelm mit so unablässigen Wünschen hatte. Hierbei ist jedoch nicht zu vergessen, daß auch der Name unzulänglich



und daß die von dem Könige ausgehenden Verordnungen ein stärkeres Band für den Zusammenschluß der bisherigen brandenburgisch-preussischen Länder wurden.

Jedenfalls aber war die Finanzverwaltung unter Friedrich I. sehr drückend, namentlich von den Zeiten des Königthums an. Es ward unverzüglich nach der Krönung durch das ganze Land eine neue Abgabe unter dem Namen der Kriegsteuer eingefordert. Dieser folgten jedoch noch viele andere unter den verschiedensten Benennungen. Daß man Abgaben auf Karossen und Perücken legte, darüber war freilich am mindesten zu klagen, allein diese gaben zu unbedeutenden Ertrag, da sie nur eine geringe Zahl von Steuerpflichtigen trafen. Deshalb mußte man zu allgemeineren Auflagen schreiten, namentlich zur Kopfsteuer, welche wiederholentlich eingefordert wurde und auf Allen lastete. Selbst Diensthoten zog man zu dieser Steuer heran, dafür schloß sich auch der König für seine Person nicht aus, sondern ließ sich mit 4000 Thalern, die Königin mit der Hälfte dieser Summe ansetzen. Nicht minder nahm man zu freiwilligen Beiträgen seine Zuflucht, welche im Jahre 1705 etwa 200,000 Thaler betrugen; zwei Jahre später wurde sogar den Civilbedienten der zwölfte Theil ihrer Befoldung abgezogen.

Mitunter machte man auch Speculationen, die freilich meistens nicht allzu großen Erfolg hatten. So war eine Commission niedergesetzt mit dem Auftrage, Schweineborsten aus dem ganzen Lande aufzukaufen, um sie mit Gewinn ins Ausland zu vertreiben. Eine königliche Verordnung befahl allen Unterthanen, für einen geringen Preis die Borsten an die erwähnte Commission abzuliefern, wer etwas verheimlichte, sollte mit bedeutender Geldstrafe belegt, ja sogar zu Gefängniß und Züchtigung verurtheilt werden. Man überzeuete sich jedoch bald von der geringen Zweckmäßigkeit der Unternehmung.

Allein die Noth drängte, und so mußten neue Hülfsmittel erfonnen werden. Da legte man, auf des Grafen Wittgenstein Antrag, eine Auflage auf das Salz, nach welcher die Unterthanen des Königs für jeden Scheffel mit 16 Groschen besteuert wurden, während Ausländer nur einen Groschen dafür zahlten. Diese Auflage erregte nicht nur durch ihre schlagende Unbilligkeit gegen die Steuerpflichtigen großes Mißvergnügen, sondern griff auch äußerst fühlbar in den gewerblichen Betrieb der preussischen Unterthanen ein und vervielfältigte dadurch den staatswirthschaftlichen Nachtheil. Außerdem nahm der Verkauf des Salzes durch die Verringerung des ehemaligen Verbrauches in dem Grade ab, daß der Ertrag der allgemein verhaßten Steuer weit unter dem Anschlage blieb. Ueberhaupt schritt man, und dies war ein großer Nachtheil für das allgemeine Wohl, in den Finanzmaßregeln von Versuchen zu Versuchen, denn es handelte sich vor Allem um die Abhülfe augenblicklicher Bedürfnisse. So ging man auf den Vorschlag eines gewissen Luben ein, der unter dem Namen von Wulfen in den Adelstand erhoben wurde, die Domänengüter erblich zu verpachten, Wirthschaftsgebäude und das ganze Inventar zu verkaufen und die Leibeigenschaft für Geld aufzuheben. Letzteres hätte ohne Zweifel gute Folgen haben können, und auch

Die ganze Maaßregel wäre so verderblich nicht gewesen, wenn man das erbliche Recht zu nützlichen Unternehmungen angelegt hätte. Doch dies geschah nicht, und so hatte man nur schweren Verlust für die Zukunft in Aussicht. Der Urheber der Unternehmung selbst ward des Betruges verdächtig und gefänglich eingezogen, seine Einrichtung aufgehoben und das System der Erbpacht beseitigt. Daß aber durch die jetzt nothwendigen Entschädigungen die Verlegenheiten des Staatsschatzes noch peinlicher wurden, ist leicht zu begreifen. Da kam man auf den Gedanken, seine Zuflucht zu geheimen Künsten zu nehmen. Wir haben gesehen, daß selbst der große Kurfürst von solchen Vorstellungen nicht frei war. In ähnlicher Weise ließ sich Friedrich I. bewegen, auf die Versprechungen eines fremden Betrügers, der sich Caetano, Graf Ruggieri aus Neapel nannte, einzugehen. Natürlich kam der Betrug bald an das Licht; der angebliche Graf ward ins Gefängniß gesetzt, entfloh zu wiederholten Malen und ward zuletzt zum Galgen verdammt.

Trotz dieser vielfachen nachtheiligen Maaßregeln, welche nicht der Regierung Friedrichs I. allein vorgeworfen werden können, sondern in den meisten andern europäischen Staaten auf ähnliche Weise unserm Blick entgegentreten, war der Zustand des Landes im Allgemeinen so unbefriedigend nicht. Die Einwohnerzahl stieg; selbst in der Provinz Preußen, wo die Pest eine Zeit lang verheerend gehaust hatte, war bald keine Abnahme derselben zu bemerken, und nach und nach entwickelte sich fast überall mit ziemlicher Lebhaftigkeit Handel und Gewerbe. Selbst der verhältnißmäßig zu große Luxus des Fürsten war in dieser Beziehung nicht ohne wohlthätige Folgen. Auch muß anerkannt werden, daß die Regierung ihrerseits recht viel zur Steigerung inländischer Betriebsamkeit that. Unter andern wurden die Salzfiedereien bei Halle, welche während des dreißigjährigen Krieges gänzlich in Verfall gerathen waren, durch eine wohlfeilere Art des Siedens weit einträglicher gemacht. Die zu Neustadt an der Dosse 1692 angelegte Spiegelhütte lieferte nebst andern Glashüttten so viel Spiegel und Glas, daß 1696 allen ausländischen Glaswaaren der Eingang in das Land ver sagt werden konnte. Besonders aber hob sich die Tuchfabrikation; denn die blauen Lächer für die Monturen wurden seit 1693 nur inländischen Fabriken abgenommen; ja im Jahre 1700 erschien die patriotische Verordnung, daß zur Bekleidung der Leibgarde und zur Hoftrauer nur inländische Tuche und Zeuge genommen werden sollten. Im Jahre 1695 hören wir auch von der Errichtung einer Gold- und Silbermanufaktur in Berlin. Nicht minder suchte man die Betriebsamkeit von drückenden Fesseln, welche ihr bisher noch aus dunkleren Zeiten stammende Vorurtheile auferlegt hatten, zu befreien. Kinder der Wdgt, Schäfer, Stabdiener und Wächter durften noch immer nicht in die Zünfte und Handwerksinnungen aufgenommen werden, da sie für unehrlich galten. Dieses Hinderniß wurde durch eine Verordnung vom Jahre 1704 aufgehoben.

Friedrich I. sorgte auch für Colonisation des Landes und für den Ausbau der Städte. Seinem menschenfreundlichen Sinn gemäß nahm er die vertriebenen

Wölger in seine Staaten auf, und wies ihnen Wohnsitze in Magdeburg, Halle, Burg, Jerichow, Stendal u. a. D. an, ebenso widmete er den französischen Flüchtlingen wie sein Vater freundliche Sorgfalt. Die Einrichtung ihrer Gemeindeangelegenheiten und die Entwicklung ihrer Gewerthätigkeit, durch welche manches Wohlthe im Lande gefördert wurde, fällt hauptsächlich in seine Regierung.

Vor allen Theilen des Landes hat Berlin seinem ersten Könige viel zu danken. Im Jahr 1691 fing man an, einen neuen Stadttheil auszubauen, Friedrichstadt, nach dem Gründer genannt; es war der fünfte der Residenz Berlin. Die von Fremden hauptsächlich wegen ihrer schnurgeraden Länge bewunderte Friedrichstraße, die Wilhelmsstraße, der Wilhelms- und Dönhofsplatz verdanken ihm ihren Ursprung. Berlin gewann durch diese Bauten in der That das Ansehen einer königlichen Residenz.

Wahrhaft großes Verdienst erwarb sich König Friedrich I. um die Förderung der Wissenschaften und Künste. Die Gründung der Universität Halle und namentlich die Art, wie sie gegründet worden, tritt hier in den Vordergrund. Schon Kurfürst Albrecht von Mainz hatte im Jahre 1531 das damals zur Gründung einer höhern wissenschaftlichen Anstalt nöthige päpstliche Privilegium ausgewirkt; jedoch war leicht begreiflicher Weise wegen der gerade in diesem Theile von Deutschland ganz besonders lebhaften reformatorischen Bewegungen die Verwirklichung dieses Planes immer noch unterblieben. Erst der große Kurfürst kam auf den Gedanken zurück, allein die Ausführung blieb seinem Sohne vorbehalten. Friedrich, noch als Kurfürst, begann mit der Einrichtung einer Ritterakademie (1688); ein günstiger Umstand förderte rasch seine weiteren Pläne. In dem benachbarten Leipzig hatte der Magister und Advokat Christian Thomastius durch seine freimüthige Aeußerungen über Literatur, Religion und Politik großes Aufsehen, sich selbst aber viele Feinde gemacht. Seine Wirksamkeit ging über den Kreis der Hochschule hinaus, denn er war der Begründer des ersten deutschen Journals, welches im Jahre 1688 unter dem Titel: „lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil“ erschien, und hauptsächlich die Beurtheilung der neu herausgegebenen Schriften zum Gegenstande hatte. Hierbei gerieth er mit dem dänischen Hofprediger Masius in Streit. Letzterer hatte über den Vortheil, den die wahre Religion, d. h. das Lutherthum dem Fürsten gewöhre, geschrieben und sie demnach vor Allen empfohlen, wogegen Thomastius mit Recht erhob, daß selbst im Falle die Behauptung richtig sei, wohl nicht jener Vortheil den richtigen Maßstab für ihren wahren Werth abgebe. Da nahm die weltliche Macht Antheil an dem Streit. Der König von Dänemark erhob Klage am kurfürstlichen Hofe, und da Thomastius sich auch den damaligen Begriffen nach zu tolerant in Bezug auf die Reformirten ausgesprochen hatte, so wurde ihm das Recht, öffentliche und Privatvorlesungen zu halten, genommen (1690).

Thomastius fand freundliche Aufnahme bei dem Kurfürsten Friedrich, der ihn zu seinem Rathe mit 500 Thalern Gehalt ernannte, und ihm die Erlaubniß zur Verlesung seiner Vorlesungen in Halle ertheilte. Zwar fand der im besten

Wille des Wortes aufgeklärte Mann auch in Berlin Feinde, jedoch ihre spöttische Bemerkung, wo er in Halle Zuhörer bekommen würde, ward auf das Glänzendste widerlegt, als seine Privatwohnung in kurzer Zeit nicht mehr genügte, sondern ihm ein großer Hörsaal auf der Waage eingeräumt werden mußte. Da sich der Kurfürst bald darauf persönlich von dem großen Antheil, welchen die natürlichen und philosophischen, zum ersten Male in deutscher Sprache gehaltenen Vorlesungen fanden, überzeugte, so gab er den Befehl zur unverzüglichen Errichtung einer Universität in Halle. Mehrere durch ihre wissenschaftliche Bildung und ihren Charakter ausgezeichnete Gelehrte, unter ihnen der würdige August Herrmann Franke, wurden berufen. Man holte das kaiserliche Privilegium ein und vom 1. Januar 1693 begann schon die Immatriculation, die feierliche und prachtvolle Einweihung, denn diese Formen liebte Friedrich, ward erst im folgenden Jahre statt.

Welche segensreiche Einwirkung die Universität Halle auf die Bildung der deutschen Jugend und die Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen ausgeübt hat, darf wohl nicht weiter erwähnt werden; nur wollen wir hervorheben, wie Homanius dadurch, daß er deutsche Programme schrieb, und in deutscher Sprache seine Vorlesungen hielt, nicht nur eine neue Bewegung in dem Gebiete der Wissenschaften anregte, sondern auch auf die Entwicklung der deutschen Sprache sehr mächtig einwirkte. Nicht minderes Verdienst erwarb sich der berühmte Universitätslehrer um die Sache der Menschlichkeit durch den Eifer, mit welchem die eben so abgeschmackten als grausamen Hexenprozesse bekämpfte.

Einen nicht unwesentlichen Antheil an der neuen Schöpfung hatte der damals noch allmächtige Oberpräsident Dankelmann. Er, ein vielseitig gebildeter Mann, liebte und schützte auch die bildenden Künste. Auf seine Veranlassung ward im Jahre 1696 die Akademie der Künste gestiftet. Bald darauf ging der als Bildner und Baumeister gleich ausgezeichnete Schlüter nach Italien, um Abgüsse der dortigen berühmten Antiken für die neugegründete Akademie zu kaufen. Wichtig wurden Preisaufgaben gestellt; überhaupt sollte die Anstalt durch die Vereinigung der besten Künstler das für die Kunst sein, was die Universität für die Wissenschaften; ihr Zweck dahin gehen, „den in diesen Ländern fast ausgetilgten Künsten der Malerei, Bildhauerei und Architektur aufzuhelfen“. Die ausgezeichnetste Persönlichkeit unter den Künstlern bietet uns Schlüter, von dessen zahlreichen Werken wir nur die von ihm entworfene Reiterstatue des großen Kurfürsten, das Zeughaus, an welchem außer dem edlen architektonischen Stil die zahlreichen Bildwerke den erfinderischen Geist des Schöpfers bekunden, und die Malerei des königlichen Schlosses erwähnen dürfen, um seinen hohen Werth zu bekunden. Leider wurde er ein Opfer der Intrigue; Erfinder von Göthe, dessen wir schon gedacht haben, ein gewandter Mann, wurde sein Nachfolger in der Aufsicht über die architektonischen Arbeiten.

Auch an Pflege der Musik und theatralischen Darstellungen fehlte es am königlichen Hofe nicht. Für diesen Zweig der Kunst zeigte besonders die

zweite Gemahlin Friedrich's, die geistreiche und liebenswürdige Sophie Charlotte große Vorliebe; auf sie und ihre Lieblingsbeschäftigungen werden wir später noch einmal zurückkommen.

Eine ganz besondere Schöpfung Friedrich's war die Akademie, oder wie sie Anfangs hieß, die Societät der Wissenschaften. Ihre Gründung fällt in das Jahr 1699, in welchem mehrere gelehrte Männer in Berlin versammelt waren mit dem Auftrage, den Reichstagsbeschluss in Betreff des verbesserten Kalenders zu berathen; so lange hatte sich nämlich das Vorurtheil gegen die Wahrheit und diesmal sogar in den protestantischen Ländern, gesträubt. Da benutzte Leibniz die günstige Gelegenheit, um die Stiftung eines wissenschaftlichen Vereins bei dem Kurfürsten anzuregen. Auf Befehl desselben stellte er einen Prospect auf, nach welchem die Anstalt zur Aufgabe hatte, Wahrheit und Glückseligkeit der Menschheit durch eine möglichst ausgebreitete Bildung des Geistes zu fördern, aber dabei auch ihre Beziehung auf praktische Lebenszwecke nicht aus den Augen zu verlieren. Die Gesellschaft sollte aus Männern bestehen, welche durch Verdienst und Eifer für ihre Zwecke befeuert, Mittel und Neigung besäßen, mit der ganzen gebildeten Welt im Verkehr zu stehen, und so die Ergebnisse aller Einzelforschungen zu nuhbarem Gemeingut zu machen. Hierauf ging der König, welchem ein solches für edlere Form der Bildung gewiß nicht abzusprechen ist, mit Freuden ein und um der neuen Stiftung ein ganz besonderes Ansehen von außen her zu geben, mußte sein höchster Beamter, der Graf von Wartenberg, das Protokoll übernehmen.

Freilich waren Anfangs die Fonds nur gering, doch hatte das Institut seinen Fortgang, namentlich seit 1710, wo der erste Band ihrer Schriften unter dem Titel: *Miscellanea societatis scientiarum ad incrementum scientiarum* damals noch in lateinischer Sprache, erschien. In demselben Jahre gelangte die Akademie zu einer festeren inneren Gestalt durch die Eintheilung in vier Klassen, 1) Physik, Medizin, Chemie, 2) Mathematik, Astronomie, Mechanik, 3) deutsche Sprache und vorzüglich deutsche Geschichte, 4) Literatur, besonders des Orients, zur Fortpflanzung des Evangelii unter den Ungläubigen. Das neue für die wissenschaftliche Gesellschaft gegründete Gebäude wurde 1711 eingeweiht, die Anstalt durch den Zutritt angesehener Männer der Wissenschaft gehoben. Des gelehrten Pasendorf, der sich durch seine gründlichen Arbeiten als kurfürstlicher Historiograph (bis 1694) auszeichnete, haben wir schon unter dem großen Kurfürsten erwähnt.

Große Aufmerksamkeit widmete Friedrich I. den religiösen Angelegenheiten, denn ihn erfüllte ein aufrichtig frommer Sinn. Eifrig hing er dem evangelischen Glauben an, doch im positiv-reformirten Ausdruck, denn wie lebhaft er auch immer Ausgleichung und Einigung der Kirchen wünschte, so konnte er sich doch nicht ganz von der Begünstigung seiner Confessionsgenossen losmachen. Wegen Bedrückungen von katholischer Seite schützte er beide evangelische Confessionen mit gleicher Treue, und nahm, wie dies dem Beispiele seines Vaters gemäß

und nach dem Uebertritt August des Starken unbedingte politische Forderung war, die Stellung eines Hauptes der evangelischen Reichsstände ein. Als in Kurpfalz, Schlesien und Ungarn die Bedrückung der Evangelischen offenkundig wurde, drohte Friedrich mit Repressalien, und erreichte hierdurch wenigstens zum Theil seinen Zweck.

Während er sich in dem Auslande für die Freiheit des Bekenntnisses in der Religionsübung verwendete, erschienen freilich in seinem eigenen Lande Edicte gegen die ärgerlichen mit dem reinen Gottesdienste unverträglichen Ceremonien, die in der Ausübung der Gottesverehrung bei den Lutheranern, besonders in der alten Kirche üblich waren. Offenbar zielte dies hauptsächlich auf den Puritanismus bei der Kindertaufe, worüber sich schon so mancher Streit unter den Protestanten erhoben hatte. Wenn wir auch gern anerkennen wollen, daß Friedrichs Bezug auf reine Auffassung der christlichen Lehre vollkommen Recht hatte, so ist andererseits die Gefährlichkeit solcher Verordnungen in Glaubens- und Sittens-Angelegenheiten nicht zu verkennen. Hierbei verdient noch der Form wegen ein kurfürstliches Edict vom Jahre 1698 über die Frage, ob die Privatbeichte oder nur eine allgemeine in der Kirche stattfinden sollte, der Erwähnung. Friedrich entschied aus „landesfürstlicher und oberbischöflicher Macht, daß die Privatbeichte für Alle die, welche sie gebrauchen wollten, bleiben, für Andere aber, die darin Scrupel fänden, ferner nicht mehr abgehalten werden sollte“. Es läßt sich denken, daß gegen eine Entscheidung in dieser Form gar Manches von Seiten der Geistlichen erhoben wurde. Die Lutheraner glaubten sich um so weniger Anordnungen der Art fügen zu müssen, da unter Friedrichs Regierung bei Anstellungen sehr oft Reformirte vorgezogen wurden, und somit der Beweis vorzuliegen schien, daß der Landesherr in religiösen Streitigkeiten nicht parteilos wäre.

Bei solchen Stimmungen und Verhältnissen konnte man von den Versuchen einer Einigung zwischen den beiden evangelischen Hauptkirchen nicht allzuviel erwarten. Die Gelegenheit dazu gab der Uebertritt des Kurfürsten August von Sachsen, und die daraus entstehende Frage, wer nun das Directorium des corpus evangelicum am Reichstage führen sollte. Die Angelegenheit wurde an den Höfen von Hannover und Berlin in Anregung gebracht und war also größtentheils politischer Natur. Die geistreiche Königin scheint hier die erste Veranlassung gegeben zu haben. Auf ihren Wunsch trat der Hofprediger Jablonsky mit Leibnitz darüber in Briefwechsel. Dieser entwarf hierauf das sogenannte *testamentum ironicum*, wogegen der fromme, aber ebenso friedlich gesinnte Probst Spener sein geistliches Gutachten in sehr verständlichem Sinne abgab. Die wackeren Männer meinten wirklich, daß sie die bisherigen Steine des Anstoßes aus dem Wege räumen würden. Nun wurde die Unterhandlung im großen Stile betrieben, denn man unterhandelte zu gleicher Zeit in Hannover, Braunschweig, Württemberg, mit den schwedischen Kirchenbehörden in Pommern, in der Schweiz und in England; natürlich umging man dabei auch die hauptsächlichsten

evangelischen Universitäten nicht. Leibniz scheint die Seele aller dieser Unterhandlungen gewesen zu sein, und welcher Mann der Zeit wäre auch zu einer Aufgabe, wie diese, geschickter gewesen, wenn es überhaupt damals möglich war sie zu lösen. Er selbst äußerte bei dieser Gelegenheit Folgendes: „Man muß daran arbeiten, immermehr jenes eitle Phantom der Trennung zwischen den beiden protestantischen Parteien zu zerstören. Die Union aber hat ihre Grade. Der erste Grad ist rein civil, er besteht in guter Harmonie und einem aufrichtigen Bistande; England und Holland werden bereit sein, diese Eintracht zu unterstützen. Der zweite Grad zielt auf das kirchliche Einverständnis, es ist die Toleranz, daß man sich nicht verdamme. Der dritte Grad besteht in der Einheit des Glaubens. Ich sehe nicht ein, daß diese Einheit in den Lehren oder Meinungen nothwendig sei, aber es ist gut, den Aufgeklärtesten wenigstens zu verstehen zu geben, daß der Unterschied im Wesen nicht so groß sei als er äußerlich in den Formen erscheint.“ Dies war der natürliche und einzige mögliche Gang. Von der Politik mußte der Anstoß ausgehen, weil das wirkliche Leben doch einmal die beiden Confessionen in staatliche und völkerrechtliche Beziehungen gebracht, und die unabweißliche Anforderung wenn nicht einer vollkommenen Einigung, doch wenigstens die eines billigen Vergleiches gestellt hat. Hat die Sache auf diese Art angebahnt, dann mußten die Theologen das Werk in die Hand nehmen und die Massen vorbereiten, Alles möglichst still, ohne große Bewegung, namentlich ohne colloquia, welche niemals den kirchlichen Angelegenheiten viel Segen geschafft hatten. „Der einzige Weg, um ohne Anstoß fortzukommen“, schrieb er im Jahre 1703, „sei der, daß man sich zuvörderst heimlich der vornehmsten Theologen bei einigen der angesehensten Mächte versichere, hernach werde man Knall und Fall eins sein, und ehe Uebelgefinnte entgegen zu machiniren und die Gemüther einzunehmen Zeit und Gelegenheit hätten, ein Concert machen können; dahingegen, wenn man viele Convente anstelle, wo, was geschähe, nothwendig bekannt werden müsse, alle Andern dadurch in Besorgniß gesetzt und vor den Kopf gestoßen würden, die hernach nicht wieder zurecht zu bringen seien.“

Gerade das aber, was Leibniz als Hauptsache bezeichnet, war damals nicht zu erreichen, denn eben die angesehenen Geistlichen suchten sich gegenseitig der verderblichsten Irrlehren zu zethen, und machten daher von vorn herein jeden Ausgleich unmöglich.

Von Seiten des Königs erfuhr das Friedenswerk keinen Widerstand. Ueberhaupt war seine Gesinnung durchaus reblich, sein Herz mild und voll von dem eifrigen Drange, die hohe Bestimmung, welche ihm geworden, so vollständig als möglich zu erfüllen. Freilich reichten hierzu seine Gaben nicht hin, und außerdem hatte ihm die Vorsehung die schwierige Aufgabe gestellt, nach einer der größten Hertschertalente zur Ausführung von Plänen berufen zu sein, welche ein ebenso umfassendes Genie verlangten als das ihres Schöpfers. Erwägt man dies, so wird man billig sein gegen das, was unter Friedrich I. geistig

ist, denn er beharrte in der eingeschlagenen Richtung, und erwies Emsicht sowie guten Willen, denen nur die erforderliche Kraft des Charakters, eine Gabe, die Niemand sich selbst ertheilen kann, mangelte.

Zum Schluß wollen wir noch einige Worte über die geistreiche und liebenswürdige Königin Sophie Charlotte, die zweite Gemahlin Friedrich I. hinzufügen. Sie war eine Tochter des Herzogs Ernst August von Hannover, welcher im Jahre 1692 die Kurwürde an sein Haus brachte. Die junge Fürstin genoss eine sorgfältige Erziehung; sie eignete sich nicht nur die Kenntnisse und Fertigkeiten an, welche herkömmlicher Weise die weibliche Jugend der höheren Stände als Mittel der gesellschaftlichen Bildung ansieht, sondern ihr regsamere und dabei tiefer Geist strebte weiter; und da sie glücklicher Weise einen Mann wie Leibniz an dem Hofe ihres Vaters fand, so erhielt auch dieser Drang seine volle Befriedigung. Ueber der Tiefe des Strebens ging die Anmuth bei ihr nicht verloren, denn sie glänzte nicht nur durch Witz und heitere Lebenslust, sondern bewies auch durch ebenso gründliche wie geschmackvolle Auffassung der Musik, daß die Bildung des Gemüthes der ihres Verstandes nicht nachstand. Als sie funfzehn Jahr alt, mit ihrem Vater nach Paris gereist war, soll sie trotz ihrer deutschen Unbefangenheit und mangelhaften Beobachtung der dort streng festgehaltenen Form dem König Ludwig XIV. den Wunsch eingefloßt haben, sie einem seiner Söhne zu vermählen. Bald darauf, im Jahre 1683, wurde Sophie Charlotte die Gemahlin des Kurprinzen Friedrich. Die beiden Gatten waren allerdings in der Auffassung dessen, was dem Leben wahren Inhalt und Reiz verleiht, sehr verschieden, denn Friedrich setzte unendlich großen Werth auf äußeren Prunk und Form, selbst wenn sie das Schöne nicht in sich schlossen, während Sophie Charlotte nur Letzteres hochschätzte. Hieraus ergab sich mancher Mißklang, und es darf wohl kaum auffällig erscheinen, wenn die geistreiche und wichtige Fürstin mitunter etwas zu spöttisch den Gegensatz zwischen ihnen beiden hervorhob. Doch werden diese kleine Härten, welche sich nicht selten in den edelsten Gemüthern finden, gerade da, wo Geistesgaben am glänzendsten hervorspringen, durch die schöne Weise, wie sie alle Pflichten der Gattin und Mutter erfüllte, reichlich wieder vergütet.

Am Hofe zu Berlin fand sie, was zur Befriedigung ihres Lebens diente; ja eine Natur wie die ihre, wäre reich genug gewesen, sich das Nöthige allein zu schaffen. Unter den Staatsmännern gab es geistreiche Persönlichkeiten, ihr Gemahl zog Gelehrte und Künstler an seinen Hof; selbst die Poesie war anerkennenswerth, wenn auch nicht durch den Oberceremonienmeister Besser, doch durch den Freiherrn von Ranig vertreten, welcher in der heitern Weise der Königin satirisch zu scherzen verstand. Das Schloß und der Garten zu Lügnenburg (heut Charlottenburg) waren ihr Lieblingsaufenthalt. Hier fühlte sie sich freier, hier konnte sie mit geringerer Unterbrechung durch äußere Form ihrem Gange nach geistigen Beschäftigungen leben; hier ungestörter über ihres hochgeachteten Lehrers Leibniz Worte nachsinnen, der ihr freilich durch seine Auseinandersetzungen



nicht immer genügte. Oft beklagte sie sich bei Andern darüber, daß er zwar ein höchst schätzenswerther und gelehrter Mann sei, aber mit ihr Alles zu oberflächlich behandelte. Leibniz selbst dagegen war ganz anderer Meinung, auch heißt es, daß er durch diese Gespräche zu den vorzüglichsten seiner Werke, z. B. zur Theodice, angeregt worden sei.

Von den nachtheiligen Seiten, welche sonst bei Frauen einer solchen Richtung hervortreten, zeigte sich in der Königin Sophie Charlotte nicht die geringste Spur, weder in Bezug auf die praktischen Lebensverhältnisse, noch wie so häufig in den religiösen Ansichten. Hier unterscheidet sie sich von den geistreichen Damen des damals beginnenden Zeitalters der Aufklärung, wie Leibniz von Voltaire. Aehnlich ihrem großen Lehrer hatte sie Verstand und Herz genug, sich in den gehörigen Schranken zu bewegen.

An der Bemühung um eine Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen nahm sie lebhaften Antheil, ja wahrscheinlich gebührt ihr dabei das Lob der Initiative. Ihre Wünsche erstreckten sich hierin noch weiter, indem sie sogar daran dachte, eine Annäherung an die katholische Kirche zu vermitteln. Wir wissen, daß sie über diesen Punkt mit dem Jesuiten Botta verhandelte, welcher auch mit liebenswürdiger Schmiegsamkeit, wenn auch wahrscheinlich nur zum Scheine, auf die Erörterungen der geistreichen Fürstin darüber einging, jedoch mit ihren Reichvätern, deren Beistand sie sich für das positiv Theologische bediente, sehr hart zusammenstieß.

Den besten Beweis dafür, daß Sophie Charlotte nur segensreiche Ergebnisse aus ihrer Beschäftigung mit philosophischen Gegenständen zog, giebt uns das sanfte Ende der edlen Fürstin. Als sie 37 Jahr alt, im Kreise ihrer Blutsverwandten, zu Hannover, der frühzeitigen Auflösung entgegen sah, und ihre Umgebung in Thränen zerfloß, entgegnete sie tröstend mit edler Heiterkeit: „Beklaget mich nicht, denn ich gehe jetzt meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, welche mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts.“ So starb sie, wie sie im Leben gewaltet, ein Bild der Würde und der Anmuth auf dem Thron, welchen wenige Frauen reicher als sie geschmückt haben.

## Friedrich Wilhelm I.

von 1713—1740.

Schon wer Friedrich Wilhelm I. als einfachen Privatmann betrachtet, dürfte schwerlich eine originellere Erscheinung finden; kaum begreiflich aber ist es, wie ein Fürst, im Prunke alles wahren und Flitterglanzes geboren und erzogen, so tiefgewurzelte Abneigung gegen den Schein und eine so gewissenhafte Hingebung an Alles, was sich ihm als praktisch und nützlich erwies, in sich tragen konnte. Eine Befinnung der Art setzt eine ungemein starke Persönlichkeit voraus

welche gleichsam mit instinktmäßigem Vertrauen auf die einmal eingeschlagene Richtung sich durch keine herkömmliche Form binden läßt, vor Allem das Gute will, und deshalb ohne irgend einen Umweg zur Ausführung schreitet, freilich auch ohne sich vor den schroffsten Verletzungen dessen, was ihm in den Weg tritt, im Geringsten zu scheuen. Man kann nicht sagen, daß Friedrich Wilhelm I. zum Herrscher geboren war, denn es fehlte ihm jede Vorstellung von der politischen Bedeutung des jungen Königsstaates, den er zu regieren berufen war, in dem Gewirre des internationalen Treibens der europäischen Mächte; dagegen erfaßte er mit wahrer Genialität Alles, was zur inneren Förderung desselben als nächstes Bedürfnis hervortrat. In dieser Beziehung zeigte er ebensoviel Scharfblick als Willenskraft. Daher ist es kein Wunder, wenn ein solcher Fürst die verschiedensten Beurtheilungen erfährt — wir unsererseits wollen das unvergänglich Gute, welches der preussische Staat ihm verdankt, hervorheben, ohne mit einer die geschichtliche Wahrheit verletzenden Parteilichkeit über die Mängel hinwegzugehen.

Seltfam verschieden erscheint Friedrich Wilhelm I. von seinen beiderseitigen Eltern, die wiederum an Gaben und Neigungen so wesentlich von einander abwichen. Wenig Annäherung fand zwischen ihm und dem Vater statt, was aus der Natur desselben hinlänglich zu erklären ist; etwas näher stand er der ungezwungneren Mutter, mit deren überwiegend wissenschaftlich-ästhetischem Sinne jedoch ebenfalls keine große Sympathie bei dem Prinzen hervortreten konnte, welcher, obgleich voll natürlichen Verstandes und mit gutem Gedächtniß begabt, weder lernen wollte, um das Herkömmliche zu leisten, noch um den Geist zu schmücken, sondern sich nur zu dem verstand, was ihm unmittelbar für seinen Beruf nützlich erschien. Allein dankbar war ihr gewiß der junge Prinz, wenn sie ihm gleichaltrige Spielkameraden zuwies, und dem Knaben dann ungebunden freie Bewegung erlaubte, wohl oft gegen den Willen des prinziplichen Erziehers, Alexander von Dohna, der sich in seiner Weise eher dem Kurfürsten näherte.

Früh schon stellte sich bei dem Prinzen die Neigung für das Soldatenwesen heraus, und sein größtes Vergnügen bestand darin, Knaben in der üblichen Weise einzuerexerciren, und sich so eine Art Leibcompagnie zu bilden. Zu diesem Zwecke verwandte er auch sein Taschengeld. Sonst zeigte er schon früh die Neigung zu einer solchen Sparsamkeit, daß die Mutter, welche, ohne die Prunksucht ihres Gemahls zu theilen, doch das Leben zu edel auffaßte, über dem Gedanken, ihr Sohn könnte ein Weizhals werden, in große Besorgniß gerieth. Begreiflich ist es, wie Sophie Charlotte, um ihren Sohn von solcher Richtung zu entfernen und ihm Sinn für edlere Form des Lebens einzufößen, ihn in die Gesellschaft von gebildeten Frauen zu bringen suchte; doch gelang ihr diese Absicht nicht, denn der junge Prinz trat dabei sehr abstoßend auf, und gefiel sich nur im Umgange mit seinen männlichen Altersgenossen.

Nun wünschte die Königin ihn wenigstens durch Reisen in das Ausland zu bilden, und wirkte hierzu, so schmerzlich ihr auch die Trennung von ihrem

einzigem Sohne war, die Erlaubniß bei dem Könige aus. Friedrich Wilhelm reifte, sechszehn Jahr alt, 1704 nach den Niederlanden, und schon war ein Schiff zu seiner Ueberfahrt nach England bestimmt, da starb die Königin, und so unterblieb der für seine Bildung so wichtige Ausflug. Im folgenden Jahre ging er, wie schon oben erwähnt, zu dem Heere nach den Niederlanden ab, wo er mehrere Feldzüge mitmachte, und den Krieg in seiner blutigsten Gestalt kennen lernte. Wenige Jahre darauf, 1706, vermählte er sich mit seiner Cousine Sophie Dorothea von Hannover, die ihm bald eine zahlreiche Nachkommenschaft brachte.

Friedrich Wilhelm war als Kronprinz wenig hervorgetreten, und hatte sich an den Regierungsangelegenheiten nicht betheiliget, doch muß er ihren Gang sorgfältig beobachtet und genaue Kenntniß von Allem genommen haben, denn kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, so betrat er ohne Zögern und Schwanken einen ganz entgegengesetzten Weg, und schritt mit einer Sicherheit vor, welche nur aus einem vollständigen Durchbringen aller Verhältnisse zu erklären ist. „Saget dem Fürsten von Anhalt, schrieb er kurz nach seinem Regierungsantritt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin, das wird den König von Preußen aufrecht erhalten“. Dies waren nicht bloß Worte, er bekundete sie unverzüglich durch die That, mitunter allerdings in der schneidendsten Schärfe.

Von dem Sterbezimmer aus, wo er die Pflichten der kindlichen Liebe aufrichtig erfüllt hatte, begab er sich durch die dichtgedrängte Schaar der zahlreichen Diener aller Gattung in sein Cabinet, um sich von dem Oberhofmarschall von Pringen den Etat des königlichen Hofstaates vorlegen zu lassen. Man war allerdings in großer Besorgniß vor den Beschlüssen eines Herrn gewesen, der von Jugend auf Widerwillen gegen alles leere Gepränge gezeigt, und sich nur in einfachen militärischen Formen gefallen hatte, doch was nun geschah, überstieg alle Erwartung; denn der König durchstrich die ganze Liste mit den Worten: „Hiermit lassre ich und hebe alle Hofämter meines Vaters auf“. Zugleich aber fügte er den Befehl hinzu, es dürfe sich keiner der Beamten vor dem Leichenbegängniß des verstorbenen Monarchen entfernen; denn es erschien ihm als unerläßliche Kindespflicht, den königlichen Vater bei diesem letzten Acte mit dem Glanz zu ehren, in welchem er die Hauptbefriedigung seines Herrschertums gesehen hatte.

In eben der Weise prüfte er alle Besoldungs- und Pensionslisten, erwoog persönlich jeden einzelnen Posten, verminderte, ja strich vollständig Alles, was überflüssig erschien, ohne Ansehen der Person, mochte es nun seinen königlichen Oheim Markgraf Philipp Wilhelm, seinen verehrten Freund den Fürsten Leopold von Dessau treffen, oder den geringsten Diener des Hofes. Freilich wurden auch Wittwen und Waisen dabei auf das Härteste betroffen. Als Beispiel, wie stark diese Beschränkungen ausfielen, wollen wir nur anführen, daß nach den vor-handenen Besoldungs- und Verpflegungslisten der Stabs- und Generalstabs-

Beamten und der dazu gehörigen Gnabengehalte eine Summe von 276,000 Thalern auf 55,000, also auf das Fünftel herabgesetzt wurde.

Wie mit einem Zauberschlage war das äußere Ansehen des Hofes umgewandelt. Statt des Heeres von Kammerherrn und Junkern bei den glänzenden täglichen Aufwartungen sah man nur Adjutanten in einfachen militärischen Röcken. Der Oberceremonienmeister von Besser befand sich unter den Verabschiedeten, und fand zu seinem Glück am sächsischen Hofe eine Anstellung; die prachtvolle Schweizergarbe erhielt ihren Abschied; von kostbaren Hoffesten und Einkleidungen der Ritter des schwarzen Adlerordens war keine Rede mehr. Aber auch Kunst und Wissenschaft mußte dabei leiden, denn Künstler und Gelehrte erschienen als lästige Luxusartikel und mußten dem nur auf das unbedingt praktisch Nützliche gerichteten Sinn des jungen Königs weichen.

Uebrigens war die Herabsetzung der Besoldungen der, wie wir oben gesehen haben, übertrieben hoch ausgestatteten Hofbeamten für Letztere nicht so brüderlich, als man in dem ersten Augenblick meinte, da mit diesen hohen Besoldungen auch eine höchst kostspielige Repräsentation zur Pflicht gemacht wurde. Dies bezeugt das Beispiel des Oberhofmarschalls von Pringen, dessen Gehalt von 40,000 Thaler auf 12,000 herabgesetzt war. Als der König später einmal bei ihm speiste und sich entschuldigen wollte, daß er bei der allgemeinen Verminderung des Stats ihn nicht habe verschonen können, äußerte Pringen ganz vergnügt: „es habe vielleicht Niemand so gute Ursache dazu, damit zufrieden zu sein, als er selbst, maßen er in vorigen Zeiten weder von Besoldungen noch von seinen einträglichen Gütern jemals baares Geld, sondern immer Aktiv- und Passivschulden gehabt; hingegen seit er von barem Gelde lebe, nichts mehr verbitte, und seine Wirthschaft wohl beobachte, fehle es ihm nie an Gelde, und er habe sich schuldenfrei gemacht.“

Wie dem mackern Oberhofmarschall mochte es wohl so Manchem, den Amt oder Reizung an den Hof gefesselt hatte, gehen; während früher in eitlen Vergnügungstaumel unberechenbare Summen verschwendet wurden, und derartiger Glanz als einziger Lebenszweck galt, verbrettete sich jetzt von oben herab ein ernster Sinn für nützliche Beschäftigung und wohlverstandene Sparsamkeit, welche stets die sichersten Grundlagen wahrer Wohlhabenheit bleiben werden.

Friedrich Wilhelm I. verstand es nicht allein Mißbräuche abzustellen, er bewies auch organisatorisches Talent durch wesentliche Veränderungen in der Verwaltung. In dieser Absicht ließ er wohl auch den alten Oberpräsidenten Dankelmann wieder nach Berlin kommen, wo ihn für den Augenblick wenigstens hohe Ehren erwarteten. Neben dem Könige ging er nach der Kirche; vor allen Ministern ward ihm der Platz angewiesen, und die Mitglieder der königlichen Familie bekamen die Befehung, ihn zu besuchen. Auch hielt der König lange Unterredungen mit ihm; doch sei es nun, daß Dankelmann zu alt für die Uebernahme von Staatsgeschäften war, sei es, daß er sich mit dem jungen ~~Wider~~ nicht vereinigen konnte, er trat weder in den Staatsdienst ein, noch

übte er irgend einen merklichen Einfluß auf den Gang desselben aus; nicht einmal seine eingezogenen Güter wurden ihm zurückgegeben. Dessenungeachtet schritt Friedrich Wilhelm I. in seinen Verwaltungsreformen unverdrossen, namentlich in Betreff der Finanzen vor.

Für diese bestanden zur Zeit seiner Thronbesteigung zwei Behörden, die Hofkammer und das Domänendirektorium, welchem die Amtskammern in den Provinzen untergeordnet waren. Beide Collegien vereinigte er in eine Centralbehörde, das Generalfinanzdirektorium genannt, und stellte es unter die Leitung von Männern, welche bisher nur in untergeordneteren Aemtern gewirkt, aber sich durch Dienstsähigkeit und Pflichttreue ausgezeichnet hatten, namentlich die Geheimen Räte Creuz und Kraut, welche ihm persönlich schon wohl bekannt waren. Alle Angelegenheiten, die sonst zur Landesregierung gehörten, wurden nach Departements unter die wirklichen Geheimen Räte vertheilt. Was nicht in einzelne Fächer schlug, mußte dem König vorgelegt werden, und ging an die sechs Minister, deren jeder eine Provinz unter seiner Aufsicht hatte, nämlich Graf Dohna die Neumark und Pommern, von Zigen Preußen, von Prinzen Gelbern, Meurs, Singen und Zecklenburg, von Bartholdi die Marken, von Blaspiel Minden, die Grafschaft Mark und Ravensberg und von Kamecke Magdeburg und Halberstadt. Ob Friedrich Wilhelm diese Anordnungen nach Dankelmanns Rath oder ganz aus eigenem Entschluß getroffen, läßt sich nicht ermitteln, gewiß aber ist es, daß die neue Ordnung der Dinge wohlthätige Folgen für den Staatsschatz herbeiführte, da der König schon einige Monate nach seiner Thronbesteigung eine halbe Million zur Ergänzung mehrerer Truppentheile anweisen, ja im Laufe des ersten Jahres sechs neue Regimenter errichten, und das Heer, welches in den letzten Zeiten seines Vaters bei der Rückkehr zu frieblichern Verhältnissen etwa noch 30,000 Mann betragen mochte, bis auf 45,000 Mann erhöhen konnte. Diese Maßregeln waren durch die Berücksichtigung der politischen Lage Preußens geboten; denn, obwohl der Krieg im Westen zu Ende ging, währte der nordische mit erneuerter Heftigkeit fort, und näherte sich, was das Bedenklichste war, immer mehr und mehr den preussischen Grenzen. Es lag das Beispiel des großen Kurfürsten in einer ähnlichen Lage vor, und wurde von seinem Enkel zur rechten Stunde beherzigt.

Der einzige Punkt, in welchem Friedrich Wilhelm I. Anfangs nicht selbstständig verfuhr, und auch seine ganze Regierung hindurch eine gewisse Unsicherheit zeigte, betraf die auswärtigen Angelegenheiten. Landesökonomie, praktische Abkürzung des Geschäftsganges, zweckmäßiger Betrieb der Militäreinrichtungen, dahin trieben ihn Neigung und Talent; jedoch in den vielverschlungenen Wegen, welche die Politik, und gerade in jenem Zeitalter, wo Länderewerb um jeden Preis, selbst auf Kosten der nächsten Bundesgenossen, das Ziel der diplomatischen Kunst war, konnte sich sein ehrlicher und aufrichtiger Sinn nicht zurecht finden. Deshalb überließ er diesen Theil der Staatsgeschäfte einem geprüften Diener, dem Minister von Zigen, welcher schon zu Wartenbergs Zeit alle

haben der politischen Unterhandlungen in seiner Hand gehabt hatte. Jgen besaß alle Gaben eines Diplomaten, wie sie die damalige Zeit und Preußens Stellung verlangte; voller Schlaueheit, vorsichtig, verschlossen, glatt in den Formen der Mittheilung, und was noch mehr als alles Uebrige anzuschlagen war, durch und durch dem preussischen Interesse treu, konnte er als eine der festesten Stützen der preussischen Staatsverwaltung gelten. Außerdem hatte er die seltene, einem Charakter wie Friedrich Wilhelm gegenüber äußerst wichtige Geschicklichkeit und Selbstbeherrschung, den Gang der Geschäfte zu leiten, ohne den Schein dieses überwiegenden Einflusses anzunehmen. Seinen klugen Unterhandlungen verdankt Preußen die Erwerbung von Gelbern, welches weder der Kaiser abtreten, noch Holland in den Händen des Königs von Preußen sehen mochte; Frankreich dagegen, und zum Glück für Preußen auch England, waren den Ansprüchen des Königs günstig gestimmt, und so wurde denn durchgesetzt, daß „der Theil von Obergelbern, welchen der König Friedrich Wilhelm I. inne habe, namentlich Stadt, Bogtel und Amt Gelbern mit den dazu gehörigen Städten und Aemtern, mit aller Hoheit, wie sie das Erzhaus Oestreich und der letzte König von Spanien besaßen“, Preußen überlassen wurde. Frankreich hatte einen besonders dringenden Beweggrund zur Unterstützung der preussischen Ansprüche, weil es sich das Fürstenthum Orange und die zu Neuschatel gehörigen Güter ausbedungen hatte. Nachdem durch diese Uebereinkunft alle weitem Schwierigkeiten beseitigt waren, schloß Preußen mit England, Holland, Portugal und Savoyen an einem Tage zu Utrecht einen besonderen Frieden mit Frankreich. Natürlich befand sich die feierliche Anerkennung der Königswürde für Preußen unter den Artikeln des Vertrages (den 11. April 1713).

Auf diese Weise schützte sich Friedrich Wilhelm I. nicht nur gegen die übeln Folgen fernerer Kriegsunsfälle, wie sie die kaiserlichen Waffen nach dem Rücktritt der Seemächte wirklich trafen, sondern befreite auch sein Land von schweren Kriegslasten, denn nur 6000 Preußen blieben als Reichscontingent bei dem rheinischen Heere zurück. Im folgenden Jahre wurde er durch den Frieden von Rastatt auch dieser Verpflichtungen enthoben. Der neue Vertrag bestätigte ihm unter andern auch noch den Besitz von Gelbern (d. 7. Sept. 1714).

Zu derselben Zeit, wo der Utrechter Friede seinen Abschluß erreichte, hatte der nordische Krieg eine Wendung genommen, welche Preußen nicht mehr die Möglichkeit ließ, in der von Friedrich I. treu bewahrten Neutralität auszuharren. Am 16. Mai 1713 war der schwedische General Steenbock nach einigen glücklichen Unternehmungen gegen die Sachsen und Dänen, als er von einem durch die Russen auf 50,000 Mann verstärkten Heere seiner Gegner gebrängt, in der schleswigschen Festung Tönningen Schutz und Zuflucht gesucht hatte, zur Kapitulation gezwungen worden. Bremen befand sich in den Händen der Dänen, Verden war von Hannoveranern besetzt. Nun blieb nur noch Pommern übrig, und schon hatten die Feinde Karls XII. einen Angriff auf Rügen, Stralsund und Stettin beschlossen. Ein Unternehmen der Art griff auf das Bedenklichste in die

Interessen des preussischen Staates ein, und stellte überdies den König Friedrich Wilhelm I. in den Augen Karl XII. bloß, da ihn, wie wir wissen, der Vertrag von 1707 zu einer Kriegshülfe von 7000 Mann verpflichtete. Eine solche wäre unter den damaligen Verhältnissen nicht nur unzulänglich gewesen, sondern hätte Preußen in einen aller Wahrscheinlichkeit nach höchst verderblichen Krieg mit den mächtigen Verbündeten verwickelt. Andererseits bemühten sich diese um die Theilnahme des Königs an den Unternehmungen in Pommern, weil ohne dieselbe die Belagerung der festen Stadt Stralsund keinen günstigen Erfolg versprach. Der Czar selbst erschien zu diesem Zweck in Berlin, und machte ihm Versprechungen in Bezug auf Stettin, welche Mentschikoff, dem das Commando der zur Occupation Pommerns bestimmten russischen Truppen übertragen war, weitläufiger ausführte. Zu einem solchen Schritt konnte sich Friedrich Wilhelm I. nicht entschließen, sondern zog es vor, mit dem Administrator von Holstein, Herzog Christian August, einen Vertrag einzugehen, daß Bismar und Stettin, jedes von zwei Bataillonen Preußen und zwei Bataillonen holstein-gottorpschen Truppen während der Dauer des Krieges besetzt, und auch dann nicht eher als nach Erstattung der daraus erwachsenen Kosten an Schweden zurückgegeben werden sollten. Stralsund und Rügen wollten beide Fürsten gegen jeden Angriff auf eben dieselbe Weise sichern.

Diese Erbietungen schienen um so annehmbarer, als Friedrich Wilhelm I. versprach, sich bei England zu verwenden, daß dem Hause Holstein-Gottorp von Seiten Dänemarks vollkommene Genugthuung geleistet und der Krone Schweden ein annehmbarer Frieden gewährt würde. Die Intervention war nicht ohne Erfolg, denn Dänemark räumte wenigstens einen Theil der besetzten Länder, König August hatte keine Veranlassung, die Eroberung der deutschen Länder Schwedens zu wünschen, und die Russen waren zu weit vom Kriegsschauplatz entfernt; kurz es schien dieser Vertrag wirklich als ein glückliches Auskunftsmitel, Preußen von seinen Verpflichtungen gegen Schweden, von der Gefahr eines verheerenden Krieges so wie einer unbequemen Territorial-Änderung in der Nachbarschaft zu befreien — da scheiterte der Plan an einem Zufall. Es weigerte sich nämlich General Meyerfeldt, der Statthalter Pommerns, anders als auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn fremde Truppen in Stettin aufzunehmen, ein Beschluß, der später auch die Billigung Karls XII. erhielt.

Die Hartnäckigkeit des seinem Herrn nur zu ähnlichen Stellvertreters erteilte den wohlentworfenen und für beide Theile nach Verhältniß vortheilhaften Plan. Dem holsteinischen Unterhändler wäre es gar nicht unlieb gewesen, wenn Friedrich Wilhelm I. selbst mit Gewalt sich in Besitz der Festung gesetzt hätte, allein dies Mittel erregte zu viel Bedenklichkeit, und so geschah denn wirklich, was man hatte vermeiden wollen. Mentschikoff und der sächsische General von Flemming belagerten Stettin, und drohten die Stadt in einen Steinhaufen zu ver- wandeln. Um sie vor gänzlicher Vernichtung zu schützen, erklärte sich der Diener, den- feldhaber zum Abzuge bereit, wenn ihm die Neutralität bewilligt

wurde. Darauf gingen die Belagerer ein, und die Bürger leisteten bedingenermaßen dem Herzoge von Holstein den Eid der Treue.

Für den König jedoch war die Eroberung der Festung ein äußerst unangenehmes Ergebnis. Nach den Fortschritten, welche die Russen schon gemacht hatten, mußte er fürchten, daß Peter der Große sich auch der Obermündungen bemächtigen würde, wie er schon Nawa und Düna beherrschte. Es lag ihm daher Alles daran, die drohende Gefahr zu beseitigen. Diesen Zweck erreichte er durch ein freilich nicht unbedeutendes Geldopfer von 400,000 Thalern, welche er den Russen und Sachsen als Erstattung der Belagerungskosten von Stettin versprach, wogegen diese ihm die Festung einräumten, mit der Versicherung, nichts Feindseliges gegen Pommern auszuführen, sobald keine schwedischen Truppen ferner ins Land gebracht würden (6. Oktober 1713). Pommern blieb also nach diesem Vertrage bis zum Frieden unter der Sequestration Preußens, und letzteres sollte darin von den Theilnehmern des Vertrages so lange in diesem Besitze geschützt werden, bis es die festgestellte Summe zurückerhalten hätte. Unverzüglich rückten nun zwei Bataillone Preußen in Stettin ein und bildeten mit zwei schwedischen, welche dem Herzog-Administrator geschworen hatten, die Besatzung der Stadt. Bald darauf wurden diese durch zwei holsteinische Bataillone abgelöst, ohne Zweifel zu größerer Sicherheitsstellung des abgeschlossenen Sequestrationsvertrages.

Allein dieser Vertrag entfernte noch keinesweges die Furcht vor dem Wiederansbruch des Krieges in Pommern, denn weder der Czar noch der König von Dänemark waren damit zufrieden, am wenigsten Karl XII., als er den wahren Zusammenhang der Sache erfuhr, da er allerdings die Entfernung der feindlichen Truppen billigte, aber in Bezug auf die Zahlung der 400,000 Thaler an Holstein verwies, und jede Verpflichtung Schwedens für diesen Punkt ableugnete.

Die unter den damaligen Umständen jedenfalls unpolitische Schroffheit des Königs von Schweden trieb Friedrich Wilhelm I. den Gegnern in die Arme, da, wenn er sein Geld nicht verlieren wollte, ihm jetzt nur diese das Unterthum sichern konnten. Dies geschah in einem Garantievertrag mit dem Czar (den 12. Juni 1714). Der Czar verbürgte in dem künftigen Frieden dem Könige Stettin mit dem dazu gehörigen Distrikt, letzterer dem Czaren die russischen Eroberungen am finnischen Meerbusen.

Friedrich Wilhelm I. verhehlte sich nicht, daß er von diesem Augenblicke an in völlig feindselige Stellung zu Karl XII. gerathen mußte; daher befahl er denn auch die schleunigsten Kriegsrüstungen an, und war bereit, sich selbst an die Spitze der Unternehmung zu stellen. Es bedurfte in der That der ganzen Kraftanstrengung Preußens, denn Karl XII. erschien, als jede Hoffnung auf die Erneuerung eines Krieges von Seiten der Pforte mit Rußland verschwunden war, ganz unerwartet nach seinem vierzehntägigen abentheuerlichen Ritt durch Ungarn, Oesterreich, Schwaben, die Pfalz, Westphalen und Niederachsen, mitten in der



Nacht des 22. Novembers vor den Thoren von Stralsund, dem einzigen von seinen Truppen noch besetzten Platz in Pommern. Unverzüglich nach dieser allseits unerwarteten Ankunft sendete er dem König von Preußen seinen freundlichen Gruß, mit dem Wunsch, in gutem nachbarschaftlichen Einverständnis zu leben; aber bald trübte sich dieses gute Vernehmen, da Friedrich Wilhelm I. die Zurückerstattung der für Stettin gezahlten 400,000 Thaler verlangte, und Karl XII. zu gleicher Zeit von dem mit den Verbündeten in Schwedt abgeschlossenen Verträge und der in demselben übernommenen Verpflichtung in Kenntniß setzte, in keinen Angriff von Pommern aus gegen Sachsen und Polen zu willigen. Dagegen bot er dem bedrängten Nachbar ansehnliche Summen zum Belaufe von mehreren Millionen an, wenn er bis zur Rückerstattung Stettin als Pfand behalten dürfte.

Auf einen Handel der Art wollte Karl jedoch nicht eingehen, obgleich er nicht sogleich jegliche Unterhandlung abwies. Der Landgraf von Hessen-Kassel, dessen Erbprinz sich damals mit der jüngern Schwester des Königs, Ulrike Eleonore, verlobt hatte, erbot sich als Vermittler und Bürge für die verlangten 400,000 Thaler an. Karl selbst ließ versichern, daß er an einen Einfall in Sachsen nicht dachte, doch in allen diesen Anerbietungen konnte Friedrich Wilhelm I. keine Befriedigung finden, da ihm der Besitz von Stettin ein zu kostbares Gut war, als daß er es nicht um jeden Preis zu bewahren gesucht hätte. Deshalb bestand er auch darauf, daß Karl XII. auch auf Polen von Pommern aus keinen Angriff machen sollte, ein Verlangen, dem, wie er wohl wußte, sich der König von Schweden nie fügen würde. So blieb denn nichts weiter, als die Entscheidung durch die Waffen übrig. Beide rüsteten. Friedrich Wilhelm I. legte ein Magazin für 15,000 Mann in Stettin an, und verstärkte die Besatzung durch ununterbrochene Zuzüge trotz aller Einrede des Herzogs Administrators, und seine Berufung auf die abgeschlossenen Verträge.

Karl XII., gemäßigter als je, da er wohl einsah, wie nachtheilig für Schweden eine Theilnahme der Preußen an dem Kampfe gegen ihn sein müßte, ließ für den Augenblick sogar die Bestimmungen des Schwedter Vertrages gelten, wies aber desto entschiedener Alles zurück, was über denselben hinausging. Demnach verlangte er, daß die preußische Besatzung Wolgast räumen sollte, weil dasselbe, jenseits der Peene, nicht zu dem in dem Sequester bezeichneten Gebiete gehöre. Die kleine preußische Besatzung mußte den Ort räumen, als überlegene Truppenmassen vor demselben erschienen, die jedoch den Befehl hatten, wo möglich alle Feindseligkeiten zu vermeiden. Mit Mühe gelang es dem französischen Gesandten, noch einmal zu vermitteln. Unterdessen vermehrte Friedrich Wilhelm I. die Besatzung der Insel Wollin durch sächsische und preußische Truppen bis auf 13,000 Mann und ließ starke Verschanzungen errichten.

Man durfte es Karl XII. nicht verdenken, daß er nicht die Hände in den Schooß legte, während ihn von allen Seiten Truppen und Verschanzungen einengten. Es konnte nur als nothwendige Selbstvertheidigung erscheinen, wenn



er die Insel Usedom zu besetzen suchte, zumal da der Sequestrationsvertrag darüber nichts auswies. Nach seiner Gewohnheit rasch zur That, ging er hinüber, bemächtigte sich der Schanzen, behandelte jedoch die preussischen Gefangenen glimpflich und ließ sie mit Waffen und Gepäck nach Anklam übersetzen. Dieser Angriff gab dem Könige endlich vollgültigen und deshalb wohl nicht unwillkommenen Grund, aus der bisherigen, wie er wohl selbst sah, unhaltbaren Stellung einer so bedingten Neutralität inmitten von großen und leidenschaftlich gegeneinander erhitzten Mächten herauszutreten. Unverzüglich erhielt der schwedische Gesandte die Befehung, Berlin binnen 24 Stunden zu verlassen, worauf dieser mit verlegendem Stolz erwiderte, sein Herr habe ihm nur 12 Stunden Zeit dazu gestattet.

Unter solchen Umständen war die gemeinschaftliche Besetzung Stettins eine Unmöglichkeit; deshalb erhielt auch General von Bork den Befehl, die holländischen Truppen zu entwaffnen und kriegsgefangen nach Berlin zu senden. Alle preussischen Unterthanen wurden bei Lebensstrafe aus den schwedischen Diensten abgerufen, und 32 Bataillone, 27 Schwadronen nebst 115 Feldgeschützen in das Lager von Stettin beordert. Dorthin begab sich der König in Person, nachdem er eine Instruction an den geheimen Rath hinterlassen hatte, welche, wie auch alle übrigen Maßregeln, die ernstlichsten kriegerischen Absichten bekundet, und außerdem ein treffendes Bild seines eigenthümlichen Charakters giebt. Unter Anderem heißt es darin: „Es soll an meine Frau von Allem gesagt und sie um Rath gefragt werden. Diemeil ich aber ein Mensch bin und kann todt geschossen werden, so befehle ich Allen, für Fritz zu sorgen, davor sie Gott belohnen wird, und ich gebe Allen, von meiner Frau an, meinen Fluch, daß Gott sie sowohl zeitlich als ewig strafen möge, sofern sie mich nach meinem Tode nicht im Gewölbe der Schloßkirche begraben. Sie sollen dabei kein Festin machen, bei Leib und Leben keine Ceremonien und Festin, als daß sie sollen die Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und schießen lassen. Ich bin versichert, daß Ihr Alles mit der größten Exactitübe von der Welt bestellen werdet, wofür ich allezeit eifrig, so lang ich lebe, Euer Freund sein werde“ (April 1715).

Man hatte wohl schwedischer Seits nicht auf eine solche Entschlossenheit des Königs gerechnet, und gemeint, ihn durch energische Mittel auch ohne Opfer in seiner neutralen Stellung zu erhalten; daher machte der französische außerordentliche Gesandte, Graf von Croissy, noch einen Versuch, wenigstens zwischen Preußen und Schweden den Frieden zu erhalten. Er versicherte dem Könige, Karl XII. wünsche aufrichtig den Frieden, was nach dem in Vergleich mit seiner sonstigen Schroffheit rücksichtsvollen Benehmen gegen die preussischen Truppen allerdings glaublich erscheint, und versprach unter der Gewährleistung Frankreichs, daß Schweden Alles erfüllen würde, was Friedrich Wilhelm I. gefordert hätte. Anerbietungen der Art hätten wenige Wochen früher den König auf dem bisherigen Wege erhalten; jetzt aber konnte er, ohne sich in den Augen der Verbündeten bloßzustellen und alles Ansehen zu verlieren, nicht einfacher Weise

zurücktreten. Außerdem hatte sich die Aussicht auf Erfolg kriegerischer Unternehmungen gegen Schweden bedeutend erhöht, da Kurfürst Georg von Hannover, der seit einem Jahre auf dem Throne von England saß, insgeheim mit Dänemark verbündet war, und für Bremen und Verden kriegerische Mitwirkung versprach. König Georg I. handelte hier in hannövrischem Interesse politisch ganz richtig, während er als König von England die Vernichtung Schwedens zu Gunsten der furchtbar emporstrebenden russischen Macht in der Ostsee hätte verhindern müssen.

An ein wirksames Vorschreiten der Seemächte, welche sich seit dem westphälischen Frieden stets um Aufrechterhaltung eines gewissen Gleichgewichtes unter den nordischen Mächten bemüht hatten, war also jetzt nicht ferner zu denken. Dies Alles sah der schlaue Jagen zu wohl ein, um seinem Könige nicht zu thätigem Eingriff in den Gang des Krieges zu rathen, damit bei der jetzt sicher erfolgenden Theilung der schwedischen Beute auch Preußen den längst schon sehnlich gehegten Wunsch in Betreff Pommerns befriedigen könnte, ein Wunsch, der, so lange Karl XII. in vertheidigungsfähigem Zustande blieb, seinen wohlbekannten Ansichten gemäß auch nicht zum geringsten Theile in Erfüllung gegangen wäre. Stettin und die Obermündungen waren Lebensbedürfniß des preussischen Staates, und die Erwerbunng derselben mußte in damaliger Zeit jegliche andere Rücksicht überwiegen.

So nahte endlich die wichtige Stunde, wo über die politische Gestaltung des nördlichen Europa's durch den Angriff auf Stralsund entschieden werden sollte. Schon einmal, im dreißigjährigen Kriege, war hier der Wendepunkt eines großen Kampfes gewesen. Karl XII., dem es an richtigem politischen Blick nicht fehlte, sobald ihn sein unglückseliger Starrsinn nicht verblendete, erkannte dies wohl und zog alle seine verfügbaren Streitkräfte zu Wasser und Lande für eine verzweifelte Gegenwehr zusammen. Wenn man mit Recht sein hartnäckiges Verweilen in der Türkei Thorheit schelten kann, so erwies er dagegen durch die unererschütterliche Ausdauer in der Vertheidigung Stralsunds einen tiefen politischen Blick. Allein der Hauptfehler dieses heldenmüthigen Charakters war, daß er auch das, was ihm seine Einsicht als richtig vorstellte, erst dann in Angriff nahm, wenn es mit äußerster Gefahr zur Ausführung gebracht werden konnte; er gehörte, wie Richard Löwenherz, in die abenteuerliche Zeit fahrender Ritter, und nicht in die, wo schlaue Berechnung und politische Combination allein zu einem sichern Endergebniß führen konnten.

Nach und nach sammelten sich 24,000 Dänen, 8000 Sachsen und 24,000 Preußen in dem schwedischen Pommern; über 50,000 Mann stark legte sich das Heer der Verbündeten, unter dem Oberbefehl Friedrich Wilhelm I., obgleich der König von Dänemark zugegen war, vor die Stadt Stralsund (17. Juli 1715); der in Feldschlachten so wie Belagerungen rühmlich bekannte Kriegsmann, Fürst Leopold von Dessau, leitete alle nöthigen Arbeiten; die dänische Flotte erschien von der Seeseite. Nicht allzuschnell, aber mit stetigem Erfolge begannen die

Unternehmungen. Die schwedische Flotte mußte der dänischen weichen, Wolgast wurde erobert; Usedom den Schweden wieder entzogen, und die Peenemünder Schanze nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe genommen (August). Den preussischen Truppen verdankte man hauptsächlich die bedeutenden Erfolge.

Alles dies waren nur Vorarbeiten, um das schwere Belagerungsgeschütz heranzubringen und wirksam aufstellen zu können. Zu derselben Zeit, gleichsam als ob das Glück überall seinem ehemaligen Günstling den Rücken kehren wollte, starb Ludwig XIV., der Einzige, auf dessen Hilfe Karl noch einigermaßen rechnen konnte, und Georg I., in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Hannover, erklärte unter ganz unhaltbaren Vorwänden an Schweden den Krieg. Hierdurch wurden die Dänen vor dem ebenfalls hartbebrängten Bismar um 10,000 Mann verstärkt.

Defensivegeachtet konnten die Laufgräben vor Stralsund erst in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober, also in einer schon sehr vorgerückten Jahreszeit eröffnet werden. Man durfte um so weniger auf raschen Erfolg hoffen, als die Außenwerke des Platzes noch von einer besonderen starken Befestigungslinie gedeckt waren. Zu der Stadt nämlich führt ein einziger langer schmaler Damm, geschützt durch diese Linien, welche gleichsam eine besondere Citabelle bildeten; ja man hielt diesen Posten für so stark, daß es nicht einmal nothwendig erschien, das dahin führende Stadthor zu schließen. Auch hier übte der Zufall ein für Karl XII. verhängnißvolles Spiel. Der preussische Oberst und General-Adjutant Röpken hatte als schwedischer Kadett in Stralsund gestanden, und während seines Aufenthaltes häufig in dem Meere, welches bis an die Schanzen dieses Vorwerkes heranspülte, gebadet. Hier war das Meer so seicht, daß man es durchwaten konnte. Auf diesen Umstand stützte Röpken den Plan zu einem erfolgreichen Angriff, der auch in der Nacht vom 4. zum 5. November glücklich ausgeführt wurde. Während die Dänen von der entgegengesetzten linken Flanke einen Scheinangriff machten, 6000 Mann Preußen von der Landseite auf die Schanze anführten, gelang es Röpken, obgleich er mit seiner letzten Schaar in der stürmischen Novembernacht in Brusthöhe das Meer durchwaten mußte, die Rückseite der Vertheidigungslinie zu ersteigen. Als er durch ein verabredetes Zeichen Kenntniß von seiner glücklichen Ankunft gegeben hatte, schritt General Seckendorff, welcher die Preußen und Sachsen zum Hauptangriff führte, im Sturmschritt heran. Es entspann sich ein heftiger Kampf, der aber bald eine ungünstige Wendung für die Schweden nahm, da Röpken mit seiner Schaar Freiwilliger sie in den Rücken faßte. Die Gegner leisteten einen verzweifelten Widerstand, denn von den drei Regimentern der Besatzung blieb nur eine kleine Anzahl übrig; das Lager, eine große Menge Kriegsbedarf nebst 25 Stück Geschütz wurde ein Beute des Siegers.

Biel war durch diese Annäherung an die Stadt gewonnen, doch überzeugte man sich bald, daß die Eroberung des Platzes nur durch den Besitz der Insel Rügen möglich sei. Sogleich schritt man zum Werk. Mit etwa 20,000

Mann schiffte sich der Fürst Leopold von Dessau unter dem Schutz der dänischen Flotte am 11. November ein, und täuschte mit so glücklichem Erfolge die schwedische Besatzung, daß er am vierten Tage, ohne bedeutenden Widerstand zu erfahren, auf der Insel festen Fuß faßte, denn schon reichten die Streitkräfte der Schweden zu einer vollständigen Vertheidigung nach allen Seiten nicht mehr hin. Diesen Mangel wollte Karl durch überraschende Keckheit ersetzen. In der Nacht desselben Tages machte er sich mit etwa 1500 Mann Fußvolf und Reiterei nebst acht Kanonen auf, in der Hoffnung, den Feind unvorbereitet zu finden, und ihn durch einen unerwarteten Angriff ins Meer zu stürzen. Allein diese Erwartung schlug vollkommen fehl. Der vorsichtige Gegner hatte sein Lager nicht nur mit einem tiefen Graben umzogen, sondern, hiermit noch nicht zufrieden, den Rand desselben mit dicht gepflanzten spanischen Reitern besetzt. Auch dieses ungeahnte Hinderniß schreckt den kühnen Angreifer nicht zurück. Seine tapferen Soldaten, gewohnt, unter ihres Königs Führung jeden Widerstand zu überwinden, stürzen sich in den Graben und erklimmen die Schanzen. Es gelingt, die Dänen daraus zu vertreiben; da eilt Leopold mit einigen preussischen Regimentern herbei. Rathlos sind hiergegen alle Anstrengungen, Karl erhält einen matten Schuß auf die Brust, sein Pferd, durch eine Kanonenkugel zerrissen, fällt auf den Reiter, bewußtlos ziehen ihn die Seinigen hervor. Der größere Theil der Stürmenden lag todt auf dem Wahplag, nur 500 Mann gelangten nach der sogenannten Fährschanze, welche die Ueberfahrt nach Stralsund deckte, zurück.

Von dem Augenblick an, wo sich Rügen in den Händen der Verbündeten befand, war Stralsund nicht mehr zu halten, zumal da die jetzt verbündete Flotte der Dänen und Russen kein schwedisches Schiff mehr diesen Gewässern nahen ließ. Noch einmal machte Croissy den Versuch, dem Könige von Preußen in Karls XII. Namen Wismar durch einen Sequestrationsvertrag zu übergeben, worauf Rügen jedoch erwiderte, daß Letzteres schon ohnedies sich ergeben müsse; Preußen könne überdies jetzt nur im Verein mit seinen Verbündeten den Frieden abschließen. Daher hatte denn die Belagerung trotz der harten Winterfälle, von welcher die Belagerer allerdings noch mehr litten als die Gegner, ihren eifrigen Fortgang. Zwar hielten die ununterbrochenen kühnen Ausfälle Karls die Eroberung einige Wochen hin; nichtsdestoweniger gelang es den Verbündeten, Bresche zu schießen, und Alles zum Hauptsturme fertig zu machen.

Karl XII., der sehr wohl wußte, daß Schweden nur so lange er selbst lebte und frei war, seinen zahlreichen Feinden Widerstand leisten konnte, entschloß sich nun zum Rückzuge, und zwar um so bereitwilliger, als hierbei fast nicht weniger zu wagen stand, als wenn er geblieben wäre. Ein einziges kleines Kriegsfahrzeug lag noch im Hafen. Auf diesem schiffte er sich ein, ließ das Eis, welches ihn vom offenen Meere trennte, durchbrechen, segelte glücklich mitten durch die feindlichen Kreuzer, traf bald darauf zwei schwedische Fregatten an, deren eine er besieg, und erreichte durch diesen kühnen Rückzug den Hafen von Carlstroma. Fünfzehn Jahre war es her, seitdem er von hier aus Seeland

und Kopenhagen bedroht hatte; welche Wechselfälle und Veränderungen boten sich dem prüfenden Blicke! Nur eins war unverändert geblieben, der unerlöschliche Entschluß des Selben, nicht anders als nach ruhmvollem Siege das Schwert aus der Hand zu legen.

Einen Tag nach dem Abgange Karls kapitulirte in Stralsund mit seiner Bewilligung (den 22. Dezbr. 1715) der Commandant Duxer ehrenvoll genug unter den obwaltenden Umständen, denn alle gebornen Schweden, 1000 Mann nebst drei Generalen und 117 Offizieren, durften in ihr Vaterland zurückkehren, die übrige Besatzung wurde Kriegsgefangen. Fast noch vier Monate hielt sich die feste Hafenstadt Wismar; auch sie kapitulirte endlich auf ähnliche Bedingungen wie Stralsund (den 16. April 1716) und nahm je zwei Bataillone Preußen, Dänen und Hannoveraner als Besatzung auf. Somit war also der seit geraumer Zeit entworfene Sequestrationsvertrag ausgeführt, allein zum großen Nachtheil der Schweden, denn es litt keinen Zweifel, daß die Theilnehmer desselben sich definitiv an den schwedisch-deutschen Besitzungen für ihren Kriegsaufwand schadlos halten wollten. Preußen hatte Pommern bis an die Peene, Dänemark das Uebrige mit Einschluß der Insel Rügen, Hannover Bremen und Verden in Besiz. So lange es der vereinten Waffenthaten zu diesem Zweck bedurfte, waren die Verbündeten einig gewesen; von dem Augenblick an, wo das verfolgte Ziel erreicht war, trat auch schon wieder die Trennung ein, und jeder hatte seinen besondern Vortheil im Auge.

Zu derselben Zeit, als der schwedische Krieg in Deutschland endete, war der Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg gestorben (den 8. Juni 1716); ihm folgte sein Bruder Karl Philipp, der Letzte dieses Zweiges. Da das Haus Brandenburg mit den Vorfahren dieses Fürsten die Jülich'sche Erbschaft, wie oben berichtet, hatte theilen müssen, so war es natürlich, daß Friedrich Wilhelm I. den Lieblingsgedanken seines Hauses von Neuem wieder aufnahm. Hoffnungen der Art standen jedoch dem Vortheile des Kaisers Karl VI., dessen Mutter eine pfalz-neuburg'sche Prinzessin war, durchaus entgegen; deshalb näherte sich Friedrich Wilhelm I. dem französischen Hofe, um hier bei eintretenden Fällen einen Rückhalt für seine Ansprüche zu haben. Hierauf ging auch der Regent, Herzog Philipp von Orleans, bereitwillig ein. Es kam ein Vertrag zwischen beiden Mächten zu Stande für gegenseitige Hülfe und Gewährleistung alles dessen, was ihnen nach dem Utrechter und Rastadter Frieden gebührte. Auch Stettin und Pommern bis zur Peene wurde in diese Gewährleistung eingeschlossen. Seine Pflichten als Reichsfürst jedoch behielt sich der König in diesem Vertrage vor.

Da aber das nordische Bündniß großentheils als aufgelöst betrachtet werden konnte, so erschien es nöthig, auch nach dieser Seite hin sich für die Zukunft zu sichern. Gerade zu der Zeit fing der Baron von Orz, auf welchen Karl XII. damals in diplomatischen Verhandlungen unbedingtes Vertrauen setzte, an, eine bedeutende politische Rolle in den europäischen Angelegenheiten zu spielen. Alle Feinde seines Herrn wandten sich an ihn, um durch besondere Verträge ohne

Berücksichtigung ihrer ehemaligen Bundesgenossen mit Schweden zum Abschluß zu kommen. Auch Preußen durfte nicht zurückbleiben. Görz, der wenige Jahre zuvor eine eben nicht allzu ehrenhafte Rolle am preussischen Hofe gespielt hatte, und fast aus Berlin weggewiesen worden war, erhielt jetzt dringende Einladung, mit Sigen über einen Frieden mit Schweden auf Grundlage der pommerischen Erwerbungen zu verhandeln (1717). Auch Peter der Große kam damals nach Berlin zu ähnlichen Zwecken. Ihm lag vor Allem daran, Livland, Esthland, Ingermanland und Karelien zu behalten, und da es Görz gelungen war, seinen Herrn zu diesen Opfern zu vermögen, im Falle der Czar in Verbindung mit ihm den König Stanislaus Leszinski wieder auf den Thron setzen, und zur Eroberung von Norwegen die Hand bieten wollte: so ging er bereitwillig in den Vorschlag eines Schutz- und Trugbündnisses mit Schweden zu den genannten Zwecken ein. Es war ihm gleichgültig, ob Stanislaus oder August in Polen herrschte, auf Dänemark so wie auf Georg I. aber sah er mit großem Widerwillen, weil Ersteres seinen Truppen den Aufenthalt in Mecklenburg hatte verwehren wollen, Letzterer der russischen Flotte in der Ostsee hinderlich entgeggetreten war. Deshalb zeigte er sich auch nicht abgeneigt, zur Erhebung des Prätendenten auf den englischen Thron seine Hand zu bieten, ein Plan, welcher Karls ehrgeizigem Herzen ganz besonders schmeichelte, weil er so auf die nachdrücklichste Weise für die von Hannover aus gegen ihn geübten Feindseligkeiten Rache nehmen konnte (Mai 1718).

Mit diesen Plänen war Friedrich Wilhelm I. einverstanden, wenn ihm nur seine pommerischen Erwerbungen blieben. Dazu freilich zeigte sich Karl XII. wenig geneigt, und wollte Entschädigung auf Kosten Hannovers geben. Letzteres war so chimärisch nicht, da der schlaue Cardinal Alberoni auch Spanien in dieses Bündniß verflochten hatte. Allein das ganze höchst keck errichtete politische Gebäude stürzte mit dem Tode Karl XII. (17. Decbr. 1718) vor Friedrichs Hall, als er eben im Begriff war, die erste Hand an seine Ausführung zu legen, plötzlich zusammen. Ulrike Eleonore, die jüngere Schwester Karls XII. und Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen, welche ihre successionswidrige Erhebung nur durch eine Aenderung der Verfassung und des politischen Systems erkaufen konnte, schlug einen entgegengesetzten Weg ein und näherte sich dem Könige von England. Indem sie auf Bremen und Verden zu Gunsten Hannovers für eine Million Thaler verzichtete, erlangte sie Frieden (Juli 1719), ja einen Monat darauf ein Bündniß, nach welchem ihr Georg I. bis zum Abschluß des Friedens jährlich 300,000 Thaler Subsidien zusicherte (29. August). Am demselben Tage schloß auch Preußen unter englischer Vermittelung die Präliminarien eines Friedens ab, durch welche sich Friedrich Wilhelm I. von der Verpflichtung losmachte, Peter dem Großen in seinen weitaussehenden und für den Norden Europa's höchst bedenklichen Plänen weiteren Vorschub zu leisten. Letzteres versprach er ausdrücklich in dem definitiven Frieden (den 1. Febr. 1720), und erhielt von Schweden Stettin nebst Vorpommern bis zur Peene mit

Einschluß der Inseln Usedom und Wollin für eine bis zum Ablaufe des Jahres zahlbare Geldentschädigung von zwei Millionen Thaler; den Einwohnern wurde Erhaltung der Privilegien so wie der freien Religionsübung nach dem Sinne der unveränderten Augsburger Confession zugestanden. Jedenfalls war die Erwerbung dieses Theiles von Pommern und namentlich der für den Ostseehandel so wichtigen Stadt Stettin ein bedeutender Schritt zur Entwicklung des preussischen Staates. Dazu kam noch der neue glänzende Beweis von der Tüchtigkeit des preussischen Heeres, und des Gewichtes, welches die junge Kriegsmacht in die politische Waagschaale der nordischen Verhältnisse zu legen vermochte.

Was der große Kurfürst trotz aller Heldenthaten nicht hatte erreichen können, war jetzt, freilich unter sehr günstigen Umständen, gelungen; doch ist ein nicht geringer Theil des Erfolges auch der umsichtigen Politik Jgens, und der Festigkeit, mit welcher Friedrich Wilhelm I. an derselben festhielt, zuzuschreiben. Ohne Zweifel muß der nordische Krieg als ein besonders glänzender Zeitpunkt der auswärtigen Politik Friedrich Wilhelms I. angesehen werden, da sie hierbei selbstständig auftrat, und nicht wie später fremden Einflüssen anheimfiel. Wie leicht übrigens von Außen her auf Friedrich Wilhelm I. selbst eingewirkt werden konnte, hatte sich schon im Laufe dieser Begebenheiten durch die Rolle erwiesen, welche der Abenteurer Element, ein ehemaliger Secretär Ragoczy's und angeblicher geheimer Agent mehrerer europäischen Höfe bei ihm spielte, auf dessen freche und grundlose Erzählungen er sich für den Gegenstand der abscheulichsten Complotte ansah, und mit dem unwürdigsten Verdachte gegen seine treuesten Diener erfüllt wurde. Der schamlose Lügner hatte den leichtgläubigen Fürsten so weit gebracht, daß er stets mit geladenen Pistolen unter seinem Kopfkissen schlief, und selbst da noch nicht beruhigt wurde, als Element in peinlichem Berhöre das volle Geständniß seiner Schuld ablegte.

#### Vom Schluß des nordischen Krieges bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. 1721 — 1740.

Der Friede von Nystedt hatte dem kriegerischen Zusammenstoß der großen Mächte ein Ende gemacht; man fühlte sich allerseits so erschöpft, daß Spanien und Oestreich, selbst ohne Frieden geschlossen zu haben, jede fernere Kriegsunternehmung einstellen. Es begann die Zeit der Conferenzen und Congresse, wo Jeder den Andern zu täuschen und zu überlisten suchte, ohne es bis zur letzten Entscheidung der Könige ankommen zu lassen. Der Congreß von Cambrai, welcher alle diplomatischen Schwierigkeiten beseitigen sollte, löste sich unverrichteter Sache selbst auf, und höchlich war die politische Welt erstaunt, als sie plötzlich nicht nur von einem Friedensschluß, sondern von einem engen Bündniß und Handelsvertrage zwischen den durch fünfundzwanzigjährige Feindschaft erbitterten Höfen von Wien und Madrid hörte (Mai 1725). Beide wurden durch Familieninteresse getrieben, sich einander zu nähern, namentlich Kaiser Karl VI., für dessen Politik jetzt die berühmte pragmatische Sanction in den Vorbergrund trat.



Nach diesem unauflösblichen Hausgesetze sollten die gesammten östreichischen Erblande ungetheilt auf seine männlichen, und in deren Ermangelung auf seine weiblichen Nachkommen fallen. Letzterer Fall stand bevor, denn sein Sohn war gestorben, und seine älteste Tochter Maria Theresia hatte demnach die Aussicht, das große Erbe in ihrer Person zu vereinigen. Für die Anerkennung dieser Erbfolge zeigte man gegen Spanien in den wichtigsten Punkten gefälliges Entgegenkommen.

Die Nachricht von diesem seltsamen Bündniß erregte natürlich in Paris und London die größte Besorgniß, denn wie war die Tragweite desselben für die europäischen Angelegenheiten zu berechnen? Sogleich eilten die Gesandten dieser Höfe durch ganz Europa, um sich der übrigen Höfe zu versichern; auch die Mächte zweiten Ranges schienen von großer Bedeutung. Vor Allem galt Preußen als wichtig, da Friedrich Wilhelm I. einen gefüllten Schatz besaß und über ein Heer von 60—70,000 Mann verfügen konnte. So schien Preußen, vorzüglich seitdem Peter der Große nicht mehr an der Spitze des aufstrebenden östlichen Staates sich befand, eine beachtenswerthe Kriegsmacht. Es schien deshalb die Zeit äußerst günstig, dem neuen Staate eine wichtige europäische Bedeutung zu geben, allein hierzu bedurfte es einer tiefen Einsicht in die Lage und Verhältnisse der ganzen politischen Welt, eines scharfen Blickes, um die Interessen der Einzelnen, mit welchen man in Berührung kam, jeden Augenblick richtig zu erkennen. Friedrich Wilhelm I. besaß weder diese Eigenschaften, noch die nöthige Selbstbeherrschung, um persönliche Neigung oder Widerwillen zu verstecken, und unabhängig davon den Entschluß zu fassen, welcher dem Vortheile seines Staates am besten entsprach. Unglücklicher Weise war zu dieser Zeit Jgen, der einzige seiner Minister, welcher Einsicht und Willen hatte, Preußens Vortheil zu schützen, vor Alter fast dienstunfähig geworden.

Dies war um so mehr zu bedauern, als gerade zu der Zeit der General Graf von Seckendorf als kaiserlicher Gesandter nach Berlin kam, ein äußerst verschlagener und gewandter Mann, welchen der König schon seit längerer Zeit kannte und schätzte. Die erste Annäherung fällt ins Jahr 1709, wo der Graf als sächsischer General unter den Reichstruppen gegen die Franzosen focht. Schon hier hatte Friedrich Wilhelm I. eine große Vorliebe für ihn gefaßt, welche sich durch ein späteres Zusammentreffen während der Belagerungsarbeiten gegen die Festung Stralsund noch erhöhte. Seckendorf verstand es meisterhaft, durch den Schein der größten Einfachheit und Biederkeit das volle Vertrauen des Königs zu gewinnen, denn sehr geschickt ging er in alle seine Eigenthümlichkeiten ein, nahm eifrig an seinen Vergnügungen auf der Wachtparade und der Jagd, bei Tafel, so wie in den ganz bürgerlich ausgestatteten Abendgesellschaften Theil und wurde hierdurch mit der Gefinnung sowohl des Königs, als auch der seiner einflußreichsten Umgebungen auf das Genaueste bekannt. Als er nun später in kaiserliche Dienste trat, so hielt man ihn mit Recht für höchst geeignet zu der Stelle eines geheimen Botschafters am Berliner Hofe. Ohne Zweifel

erschien er in dieser Eigenschaft hier selbst, und griff seiner scharfen Menschenkenntniß gemäß das Geschäft auf die rechte Weise an.

Unter den Vertrauten des Königs spielte der General von Grumbkow offenbar die wichtigste Rolle. Da sein Vater Obermarschall Friedrich I. gewesen war, so kannte er genau alle Verhältnisse des Hofes, hatte sich in den Kriegen gegen Frankreich militärisch ausgebildet, auf den holländischen Universitäten Utrecht und Leiden eine Zeit lang studirt, dann aber vorzüglich im Umgange mit Hof-, Kriegs- und Staatsmännern eine schätzbare Erfahrung aller wichtigen Lebenskreise gewonnen, und da er außerdem wegen seiner stets munteren Laune ein guter Gesellschafter war und den Schein ganz unbefangener Freimüthigkeit an sich trug: so hatte ihn der König unverzüglich nach seinem Regierungsantritt zum Generallieutenant und Minister ernannt, und ihm überhaupt noch anderweitig großen Einfluß in der Staatsverwaltung eingeräumt. Grumbkow hatte sich durch freundliches Benehmen gegen seine Untergebenen allgemeine Zuneigung erworben, allein es fehlte ihm durchaus der ernste Drang, seine Pflicht zu erfüllen, und von einem wahrhaft patriotischen Standpunkte aus, den Aufgaben seiner hohen Stellung zu genügen. Im Gegentheil beutete er die Günst des Königs zu ganz gemeinen und egoistischen Zwecken aus. Er gab sehr viel auf eine gut besetzte Tafel, die ihm bedeutende Summen kostete, denn sein Koch allein erhielt schon eine Besoldung von 400 Thalern. Ansehnlicher war noch sein Verbrauch an Wein; er galt als einer der stärksten Trinker, weshalb er auch den Namen Biberius von seinen Tafelgenossen erhielt. Um die starken Ausgaben seines Haushaltes zu decken, machte er sich kein Gewissen daraus, vor denen, die bei seinem Herrn etwas durchsetzen wollten, Geldgeschenke anzunehmen; bekannt ist es wenigstens, daß er in Verhältnissen dieser Art mit dem Wiener Hofe stand, und daß Seckendorf die Verhandlungen darüber mit großem Eifer leitete, da Grumbkow Anfangs sehr gegen den Wiener Hof eingenommen war. Ngen dagegen scheint bis zu dem letzten Augenblick einer unabhängig preussischen Politik treu geblieben zu sein, was schon daraus hervorgeht, daß Seckendorf ihn fortwährend mit Mißtrauen betrachtete.

Friedrich Wilhelm I. hatte übrigens die allergegründetsten Beschwerden gegen das kaiserliche Verfahren in Betreff Preußens zu führen, denn wiederholentlich wurden scharfe Befehle vom Reichshofrath gegen Friedrich Wilhelm I. erlassen. Er sollte die Stadt Omden von der preussischen Besatzung befreien, die Herrschaft Tecklenburg für die 1707 erlegte Pfandsumme an die Grafen von Bentheim zurückgeben, und die Beschwerden der Magdeburgischen Ritterschaft über die ihnen auferlegten Steuern berücksichtigen. Die bedrohte Lage des Königs suchte der Schwiegervater Georg I. für seine politischen Zwecke zu benutzen. Friedrich Wilhelm I. machte diesem einen Besuch in Hannover, und wurde hier von allen Seiten gegen den Kaiser und seine Verbündeten mit Bitten für die Sicherheit seiner Staaten und die Anwartschaft auf die Jülich'sche Herrschaft, deren Erledigung bevorstand, erfüllt. Dagegen sollten ihm 70,000

Engländer und Franzosen durch einen Angriff auf Brabant die Eroberung Schlesiens möglich machen. Die Königin, deren Lieblingswunsch eine möglichst enge Verbindung mit Hannover war, und ein großer Theil seiner Råthe, vor Allem Jgen, waren für diese politische Verbindung; daher zögerte Friedrich Wilhelm I. auch gar nicht lange, sondern unterzeichnete am 3. September 1725 zu Herrenhausen die sogenannte Hannoversche Tripleallianz. Frankreich, England und Preußen verbanden sich auf fünfzehn Jahre gegen Jedermann zu gemeinschaftlicher Gewährleistung und Vertheidigung aller ihrer Staaten und Rechte, und versprachen deshalb für den Fall, daß einer von ihnen angegriffen würde, eine gegenseitige Unterstützung; Frankreich und England je 12,000, Preußen 5000 Mann. Zur Erhaltung des gegenseitigen Vertrauens sollte keiner der Verbündeten irgend einen Vertrag mit einer fremden Macht eingehen, ja sogar die deshalb etwa gestellten Anträge der andern mittheilen. Auch andere Staaten, namentlich Holland, wollte man zur Theilnahme an dem Bündniß auffordern. Außer diesen Punkten, welche für Preußen von geringem Belang waren, leisteten Frankreich und England in einem geheimen Artikel das Versprechen, im Falle des Aussterbens der Pfalz-Neuburger Linie, es nie zuzugeben, daß die Jülich'schen Länder sequestrirt werden, oder dem Könige von Preußen irgend ein Unrecht geschehen sollte. Es wurde die Entscheidung unparteiischer Mächte darüber verbürgt, und im Falle der Gewalt ein Heistand von 40,000 Mann verheißen. Was den von Georg I. in Aussicht gestellten Angriff auf Brabant betrifft, um Friedrich Wilhelm I. durch Schlesien zu entschädigen, so wollte man sich französischer Seits auf eine solche Ausdehnung des Bündnisses nicht einlassen.

Es kamen viele Umstände zusammen, um beim König über den gethanen Schritt große Bedenklichkeiten zu erregen. Dabei mögen persönliche Abneigungen mitgewirkt haben, wie z. B. gegen die Franzosen, welche er bei seinem einfachen und durchaus biederem deutschen Sinn nicht leiden konnte, ebensowenig wie seinen Schwiegervater, dessen stolzes und abgemessenes Hofmeisterwesen ihn verletzete.

Außer diesem Umstand, und daß es ihn kränkte, wenn ihm nicht einmal die ausbedungenen großen Leute für sein Leibregiment geliefert wurden, lagen wesentlich politische Gründe für sein Bedenken vor. Mit dem Jahre 1686 hatte sein Haus in ununterbrochen enger Verbindung mit Oesterreich gestanden; überdies war der Kaiser das Reichshaupt, und nach seinem strengen Begriff von dem Gehorsam, welchen er von Unterthanen gegen die Obrigkeit forderte, konnte er sich von dem Gefühl einer unerlöschlichen Pflicht gegen denselben nicht losmachen. Im Falle eines ernstern Krieges schien die zugesicherte Hülfe zu gering, um einen wesentlichen Vortheil zu bedingen. Dann machte ihn auch die beabsichtigte Ausdehnung der Bündnisse auf Dänemark und Holland unruhig, weil er gar keinen Vortheil für sich sah, wenn Holland die ostindische Handelscompagnie vernichtete, noch im Falle Dänemark mit seiner Hülfe gegen die Ansprüche der Gottorp'schen Linie im Besitz von Schleswig blieb. Es kam ihm

vor, als wolle man ihn nur für fremde Zwecke gebrauchen, und diese Meinung war so unbegründet nicht. Selbst ein vielfach angeregtes Familienbündniß zwischen dem Kronprinzen und einer hannoverschen Prinzessin, so wie seiner ältesten Tochter in das hannoversche Haus fand Hindernisse aller Art. Friedrich Wilhelm I. fühlte sich beleidigt, daß man ihn nicht auf dem Fuße vollkommener Gleichheit behandelte. Seine beiden Verbündeten unterhandelten fortwährend mit einander, ihm aber theilte man den Inhalt der Unterhandlungen nicht mit, wodurch sein Argwohn begreiflicher Weise bis zur höchsten Höhe gesteigert wurde.

Bei dieser leidenschaftlichen Aufregung war er natürlich nicht geeignet, seinen von Natur offenen und ehrlichen Charakter zu beherrschen. Schon einige Monate nach dem Abschluß des Herrenhauser Bündnisses fuhr er bei Tafel gegen die Gesandten von England und Frankreich mit seinen Vorwürfen heraus: „Wenn er sich gegen den Kaiser erkläre, so werde ihm dieser die Polen und Rußen auf den Hals schicken, da seine Staaten ihren Angriffen offen dalügen. Ob England und Frankreich ihn in diesem Falle decken könnten? Er werde Krieg für die Herren Holländer haben, damit diese Thee, Kaffee, Käse, Porzellan theuer verkaufen könnten. Die Holländer wollten Nichts für ihn thun, während er Alles für sie thun sollte. Wenn die ostindische Compagnie vernichtet werde, bleibe der Kaiser doch Kaiser, wie jetzt. Er wolle nicht so blind in ein Angriffsbündniß treten, wohl aber alle Geheimnisse kennen, so gut wie die Könige von Frankreich und England, und zwar als ihres Gleichen. Die Hauptsache ist, dem Kaiser Provinzen zu nehmen, aber welche? und was wird dann auf meinen Antheil kommen? wo sind die Truppen? wo die Mittel zur Kriegführung? Will man den Tanz anfangen, so muß — man ihn anfangen“.

Wer fühlt nicht, daß eine solche Art der Aeußerung an einem solchen Orte keinesweges zum gewünschten Ziele führen konnte. Höchstens war sie zu entschuldigen, wenn er fest entschlossen war, sich dem Kaiser zuzuwenden, und dann auch nicht einmal wohl berechnet, da eine so offene Aeußerung den Preis, um den man ihn von dort nur zu gewinnen trachtete, herabsetzen mußte. Wie anders hatte sein großer Ahnherr den fremden Gesandten gegenüber sich benommen, der es als die erste Nothwendigkeit im diplomatischen Verkehr erachtete, niemals mit seinen Gedanken zu offen hervorzutreten.

Sobald man zu Wien erfuhr, wie günstig sich die Angelegenheiten in Berlin zu wenden begannen, dachte man sogleich auf geeignete Maßregeln zur Ausbeutung dieses Vortheils. Nun schien es an der Zeit, Sedendorf nach Berlin zu senden, um durch ihn für Oesterreichs Pläne bei dem Könige eine günstige Aufnahme zu finden. Nicht offiziell, sondern angeblich um Privatangelegenheiten zu betreiben, reiste er nach Berlin, und fern davon, durch Ansuchen um eine Audienz Absicht zu verrathen, wußte er diese wie zufällig betheiligzuführen. Wahrscheinlich auf Verabredung mit Grumblow ging er mit einigen seiner Berliner Bekannten gegen Abend eines schönen Frühlingstages an den Ufern der Spree spazieren, während der König an dem Fenster des

Schloßes sah. Mit scharfem Blick erkannte er sogleich den Grafen, und bald rief ihn sein Befehl in das Schloß. Es läßt sich denken, mit welcher Begier der König die ihm anscheinlich vom Zufall so günstig gebotene Gelegenheit ergriff, um ein Mittel zur Annäherung an den Kaiser zu finden, ohne durch offizielle Schritte sich selbst bloßzustellen und seinen Verbündeten Gelegenheit zu begründeten Klagen zu geben. Seckendorf spielte die Rolle eines unbefangenen, nur dem Könige in Person befreundeten Reisenden so gut, daß dieser auch nicht das Mindeste von der geheimen Mission gahnt zu haben scheint. Dies beweist schon der Umstand, daß Friedrich Wilhelm I. bald darauf den Minister von Katsch veranlaßte, auf seinem Gute bei Potsdam ein vertrauliches Mittagmahl zu veranstalten, welchem Seckendorf und Grumbkow beiwohnten, um sich mit diesen ungehindert über die politischen Verhältnisse, seine Neigungen und Wünsche auszusprechen. Als man nach und nach durch Gespräch und Wein etwas warm geworden war, mußte die Dienerschaft abtreten, und nachdem der König denjenigen, der etwas ausplaudern würde, für unehelich erklärt hatte, sagte er rund heraus, wie England und Frankreich ihn durch große Versprechungen auf ihre Seite gezogen und ihn sogar in ein Bündniß hätten verstricken wollen, um den Kaiser über den Haufen zu werfen, wobei er die Kastanien hätte aus dem Feuer holen sollen. Er jedoch declarirte hiermit, daß er mit England und Frankreich nichts mehr zu thun haben wolle. Wenn der Kaiser nichts Feindliches gegen die deutschen Lande des Königs von England unternehme, so wolle er nicht allein sein guter Freund sein, sondern seine Succession garantiren, denn ein römisches Kaiser müsse sein. Jülich und Berg aber ließe er sich nicht nehmen, und er wolle eher alle seine Länder und Armee daransetzen. Würde ihm der Kaiser ferner auch das jus de non appellando in seinen gesammten deutschen Besitzungen (für das zur Kur gehörige Gebiet stand es ihm der Reichsverfassung nach zu,) verleihen, so begehre er im Reich keine größere Autorität als die andern Kurfürsten, wolle sich auch sicherlich gehorsamer und freundlicher gegen den Kaiser aufführen als viele Andere, wenn man ihn nur einigermaßen besser menagiren wollte. Seine Blauröcke ständen dem Kaiser alle zu Dienst, und da er die russische Freundschaft allezeit für vortheilhaft gehalten, so wäre ihm lieb, daß sich der kaiserliche Hof mit dem russischen setzen wolle. Er offerirte sich auf billige Condition zum dritten Mann, und möchte doch sehen, wer ihnen dreien etwas thun wolle."

Sogleich erhielt Jgen den Befehl, auf diese Grundlage einen Traktat auszuarbeiten; als er jedoch mit größerer Ruhe die in der Aufregung hingeworfenen Worte in diplomatischer Form gefaßt, vor Augen bekam, scheuete er vor der Vollziehung zurück, und berief seine vertrauesten Staatsdiener zu einer Conferenz darüber zusammen. Diese konnten in dem Falle nicht dagegen sein, sobald man den billigen Forderungen des Königs in Wien Gehör wirklich schenkte. Unter diesen Voraussetzungen war der Rath unbedenklich dafür, doch gerade eine solche Berücksichtigung stand an dem Wiener Hofe nicht zu erwarten.

Man kennt ein zuſt Zeit des Jülichſchen Erbansfalls von den kaiſerlichen Räten ausgeſtelltes Gutachten, nach welchem nicht nur überhaupt ſchon das Kurhaus Brandenburg als eine ſich über Gebühr erhebende Schutzmacht für alles „lutheriſch-calviniſche Geſchmeiß“ bezeichnet, ſondern auch vor Allem gerathen wird, jedes Mittel zu ergreifen, um ihm die Jülichſchen Länder zu entziehen. Vornehmlich geht der Rath dahin, es möglich zu machen, „daß die Regier uneins würden, damit ſie, wie die Füchſe, in ihrem eigenen Bau ſich verderben möchten. Grundſätze der Art waren noch nicht vergeſſen, wenigſtens iſt gewiß, daß am 16. Auguſt 1726, alſo während die Unterhandlungen zwiſchen Wien und Berlin begonnen hatten, und dem König Hoffnung auf die Jülichſchen Lande gemacht worden war, der Kaiſer mit Kurpfalz ein Bündniß ſchloß, in welchem er ſich verpflichtete, daß er, im Falle „den Pfalz-Neuburgiſchen oder Pfalz-Sulzbachiſchen Stämmen oder Descendenten von weiland Philipp Ludwig bei Rhein und Anna, gebornen Herzogin von Cleve, Jülich und Berg männ- und weiblichen Geſchlechte die Succellion in denen Herzogthümern Jülich und Berg, auch Herrſchaften Ravenſtein und Bluthal, ſtreitig gemacht oder mit Kriegsgewalt angefallen, ſolglich bewährte rechtmäßige Erben deren Befiges beraubt und entſetzt werden, ſich dem oder denſelben, welche ſolches zu unternehmen ſich gelüſten laſſen würden, mit aller Macht entgegenſehen, mithin ſothane Succellion beſagter Linien und Descendenz beiderlei Geſchlechts kräftigſt garantiren und vertheidigen wolle u. ſ. w.“

Durch dieſen Traktat hatte ſich der Kaiſer jede Möglichkeit, das, was der König gerade von ihm hoffte, zu erlangen, abgeſchnitten, und eine verwerfliche Sophiſtik war es, wenn das Wiener Kabinet in Bezug auf die Verſprechungen damit ſein Verfahren zu rechtfertigen dachte, daß es ſich gültlicher Abfindung durch Traktate nicht entgegenſetzen wollte. Friedrich Wilhelm I. forderte aber das Erbe als ein Recht, welches der Kaiſer nie anzuerkennen gedachte, und dennoch drängte er zum Abſchluß des Bündniſſes unter zweifelhaften Verſprechungen und ſelbſt ohne die Ratification dafür zu ertheilen, weil es ihm vor Allem daran lag, den König erſt von ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen loszureißen und dadurch zu ſoliren. Man kannte in Wien den Charakter des Fürſten zu gut, um nicht zu wiſſen, daß man' auf dieſem Wege zuletzt dennoch ihn an ſich ziehen würde. Die Berechnung erwies ſich ſpäter als vollkommen richtig.

Seckendorf hatte eine äußerst eifrige Gegnerin für ſeine Pläne an der Königin Sophie, welche die politiſche Verbindung mit ihrem Vater und vor Allem die Doppelheirath zwiſchen dem preußiſchen und hannoveriſchen Hauſe dringend wünſchte. Mit ihr vereinigten ſich die betheiligten Kabinette. Noch ſechs Tage vor dem Abſchlusse des Vertrages verſicherte der franzöſiſche Geſandte in einer Audienz den König, daß Georg I. ſchriftlich eine günſtige Erklärung wegen der Doppelheirath zu geben geneigt ſei, und daß man zur Beſeitigung aller Kriegsbeſorgniß mit 80,000 Mann die preußiſchen Länder ſchützen wolle. Die Anerbietungen ſcheinen in der Umgebung des Königs großen Eindruck

gemacht zu haben, wenigstens ist bekannt, daß Jgen dem kaiserlichen Unterhändler noch am 10. Oktober geradezu erklärte, er möchte lieber auf dem Rückwege nach Berlin den Hals brechen, als durch Abschließung der kaiserlichen Traktate die königliche Familie in ihren wichtigsten Interessen kränken.

Hier galt es allerdings Versprechungen gegen Versprechungen, und es kam darauf an, wem man den meisten Glauben beimessen sollte. Auf der einen Seite stand der Kaiser, sein oberster Lehnherr, der seine Pflicht in Anspruch nehmen konnte, auf der andern auswärtige Mächte, die ihn von dieser Pflicht abwendig machen wollten; hier wie er meinte, redliche Deutsche, dort Fremde, namentlich Franzosen, denen man nicht trauen durfte; für sie führten das Wort in hübschen Formen sich bewegende Diplomaten, während auf der andern Seite ein, seiner Meinung nach, ehrlicher Kriegsmann in täglich gewohnter Weise mit ihm sprach. Dies ergibt sich auch aus den Aeußerungen des Königs. „Von den Wittren, sagte er, hat man nichts als Amusement zu erwarten, die Kasanien soll man ihnen aus dem Feuer holen, und wenn es glücklich geht, wollen sie profitieren, im Unglück aber den Kopf aus der Schlinge ziehen. Mit mir geht es nicht an, sondern ich will al pari traktirt sein. An des Kaisers guter Intention zweifle ich um so weniger, weil der Herr General sich nicht, wenn es dem kaiserlichen Hof kein rechter Ernst wäre, würde gebrauchen lassen, und ich bin von seiner Ehrlichkeit, als einem braven Offizier, vollkommen überzeugt“.

So ist denn der Abschluß des geheimen Vertrages von Wusterhausen vom 12. Oktober 1726 nicht schwer zu begreifen. Die Grundlage bildete der Kronvertrag von 1700; das ewige Bündniß (i. J. 1686) und die durch die pragmatische Sanction von 1713 vom Kaiser eingeführte Erbfolgeordnung in den österreichischen Erbländern. Beide Theile gewährleisteten gegenseitig alle ihre Länder, wobei der Kaiser im Fall eines Krieges 12,000, der König 10,000 Mann zu stellen versprach. Für Italien und Ungarn jedoch hatte Letzterer keine Verpflichtung. Russische und polnische Angelegenheiten wollten beide Mächte einander vertraulich mittheilen. In Bezug auf die Jülich'sche Erbschaft versprach der Kaiser die Anwendung seines ganzen Einflusses, daß nach dem Abgange der Pfalz-Neuburgischen Linie das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravensstein an Preußen abgetreten werde. Ausdrücklich war hinzugefügt: „Daßem diese Condition wegen der eventuellen Geburt des Herzogthums Berg an Seine Königliche Majestät von Preußen, abseiten Ihrer kaiserlichen und katholischen Majestät nicht erfüllt, und das Haus Pfalz-Sulzbacher Linie zu solcher Gession binnen oben dazu anberaumten sechs Monaten nicht disponirt werden könnte, so verfällt diese Allianz in totum bergestalt, daß dieselbe alsdann, als ob sie niemals geschlossen worden wäre, angesehen werden soll.“

Diese Klausel schien Friedrich Wilhelm I. in Bezug auf seine sonstigen diplomatischen Verbindungen vollkommen sicher zu stellen, und ihm für die Zukunft freie Hand zu lassen; allein wie schon oben bemerkt, hatte man in Wien richtiger

gerechnet, denn man vereitelte jede Wirkung der drohenden Verbindung Englands mit Frankreich auf Deutschland, sobald sie gerade in diesem verhängnißvollen Augenblicke durch Preußens Rücktritt einmal durchbrochen war; denn es stand fest, daß ohne diesen Stützpunkt von ihrer Seite nichts würde unternommen werden. Wenn auch nun die bedungenen sechs Monate hindurch der hannoverschen Bundesgenossen Unternehmungen durchkreuzt wurden, so war schon viel erreicht, denn überall, namentlich aber in der Politik, gewinnt man oft Alles, wenn man Zeit gewinnt.

Natürlich bestand Seckendorf äußerst dringend auf deutliche Beweise von Seiten des Wiener Kabinettes, daß es dem Kaiser Ernst mit dem Versprechen des Herzogthums Berg sei; denn ohne Zweifel hatte er in seinen geheimen Gesprächen dem Könige noch weit mehr zugesagt, als die offiziellen Dokumente erwiefen. Scheinbar machte man auch Anstalt dazu. Es begannen sofort Unterhandlungen zwischen den österreichischen Ministern und dem Hause Pfalz-Sulzbach, welchem sie für den Verzicht auf das Herzogthum jährliche Renten bis zum Belaufe von 100,000 Thalern boten. Ob es ernstlich gemeint war, ist jedoch eine andere Frage; genug, man konnte den ehrlichen Verbündeten durch derartige Schritte in seinem Vertrauen auf den guten Willen des Kaiserhauses erhalten. Dabei unterließ Seckendorf nicht, dem Könige durch Berücksichtigung seiner mannigfachen Liebhabereien zu schmeicheln. Vor Allem stellte er ihm große Rekruten für das Potsdamer Leibregiment, auch Delikatessen für seine Tafel, wie italienische Krüffeln, besonders schöne Krammetsvögel aus Dresden u. s. w., denn auch so etwas verschmähte Friedrich Wilhelm I. nicht, wenn es ohne großen Aufwand beschafft werden konnte. Dazu kam der tägliche, den König immer enger fesselnde Umgang und die treuherzige Art, mit welcher Seckendorf jedes Bedenken stets zu beschwichtigen wußte.

Dieser fortbauender Anstrengungen bedurfte es auch gar sehr, denn kaum hatte man in London und Paris sichere Kunde von dem Abschluß des Wusterhausenschen Vertrages, so verlangte der englische und französische Gesandte Erklärungen über den Inhalt desselben. Da keine bestimmte Antwort erfolgte, so vermutheten sie natürlich das Schlimmste, und suchten daher durch die glänzendsten Anerbieten den König zum Rücktritt zu bewegen. Nicht nur das Herzogthum Berg, sondern auch Jülich wollten sie ihm, und zwar auf ihre Kosten, verschaffen. Der Hof von Berlin wurde jetzt eine Zeit lang der Mittelpunkt europäischer Unterhandlungen.

Auch der Kaiser ließ es nicht an Anerbietungen mangeln. Nicht nur wurde dem Anschein nach die bergische Angelegenheit mit verdoppeltem Eifer betrieben, sondern, im Falle sie nicht zum erwünschten Ziele führen sollte, als Ersatz Bremen und Verden, was man freilich erst dem Könige Georg I. abnehmen mußte, oder Kurland für einen preussischen Prinzen in Aussicht gestellt. Jenes wies der König seinem Charakter und der damals ihm obliegenden Verpflichtungen nach unwillig zurück, und auch von einem Ersatz für Berg wollte



er nichts wissen, denn er verlangte nur sein Recht und hatte eine zu große Meinung von der Macht des Kaisers in Deutschland, als daß er nicht endlich auf Erfolg für seinen Lieblingswunsch hätte hoffen sollen.

Da sich jedoch in der That Alles von Tag zu Tag kriegerischer gestaltete, so dachte auch Friedrich Wilhelm I. auf die nöthigen Anstalten, und hielt 40 Bataillons und 150 Schwadronen für den Dienst des Kaisers bereit. Ja er äußerte in dieser kriegerischen und seiner Ansicht nach echt deutsch-patriotischen Stimmung: „Kein Engländer oder Franzose soll über uns Deutsche gebieten; meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen abhalten. Die österreichische Erbfolge müssen alle deutschen Fürsten gewährleisten. Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland angreifen, so müßte der deutsche Fürst ein Coujon sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daransetzte.“

Die Gesinnung des Königs in Bezug auf Deutschland war ohne Zweifel äußerst löblich, doch keinesweges durch die politische Lage der Dinge gerechtfertigt, weil das Habsburgische Haus schon damals nicht sowohl deutsche Zwecke verfolgte, sondern vielmehr nach Begründung einer aus mannigfaltigen Stücken zusammengesetzten österreichischen Monarchie strebte und diesem Zwecke die Interessen Deutschlands willig zum Opfer brachte. Gedanken solcher Art wurden vielleicht damals schon in Friedrich Wilhelm I. angeregt, als bei Eröffnung des Parlaments gegen Ende des Januar 1727 der König von England erklärte, Oesterreich und Spanien hätten sich verbunden, den Prätendenten einzusetzen, Gibraltar und Port Mahon an Spanien und den englisch-ostindischen Handel der ostindischen Compagnie zu überliefern. Rußland sei diesem Bündniß beigetreten. Zwar ließ der Kaiser in öffentlichen Schriften diese Vorwürfe widerlegen, doch machten sie den König sehr bedenklich, namentlich da Georg I. auch von einem Bunde mit Dänemark und Schweden zur Aufstellung einer großen Kriegsmacht in Norddeutschland gesprochen hatte.

Es läßt sich denken, daß bei dieser Lage der Dinge von Hannover aus keine Anstrengung gespart wurde, um Friedrich Wilhelm I. zu einer anderen Politik umzustimmen. Der Hof war in zwei große feindlich gegen einander gesinnte Parteien gespalten, welche sich mit dem in England üblichen Namen der Whigs und Tories bezeichneten, und von denen erstere das englische Bündniß, letztere den Anschluß an den Kaiser verlangten. Die Königin war die Seele der ersteren und verfolgte mit großer Leidenschaftlichkeit Alle, die sich den Tories anschlossen. Unter diesen war ihr besonders der General von Orumblow verhaßt, weil sie ganz mit Recht meinte, daß er vor Allem Seckendorfs Einfluß beim Könige begründet habe und noch unterhalte. Seckendorf hielt die Stellung seines Freundes am Berliner Hofe für so unsicher, daß er im Falle eines ungnädigen Ausgangs für ihn, bei dem Kaiser um ein Protectorium oder das Patent eines kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants einkam, um gegen das Schlimmste gesichert zu sein. Er selbst hatte sich keiner besseren Aufnahme zu

versehen. „Mein Gesicht, heißt es in einem Schreiben an den Prinzen Eugen, ist der Königin so verhaßt, daß ich mit vieler Mühe oft während der Tafel kaum Antwort erhalten kann.“ Hierauf ertheilte ihm der Prinz den Rath, in solchem Falle auf eine gewisse Art die Figur eines kaiserlichen Ministers zu machen und nichts zu dulden, was wider kaiserliche Majestät und seine eigene Ehre laufe. Diesem Rathe leistete Seckendorf auch willig Folge, ja es scheint sogar, daß er mitunter eine herausfordernde Stellung gegen die Königin angenommen hat. Wenigstens erlaubte er sich in ihrer Gegenwart über den König Georg I. spöttische und verächtliche Reden zu führen, worauf die Königin, vom Zorn übermannt, den für einen schlechten Menschen erklärte, der sich Schmähungen gegen ihren Vater erlaube. Seckendorf dagegen erwiderte, und dies mag einen Beweis davon geben, wie fest er sich in des Königs Gunst fühlte, daß ihn Niemand dafür hielte; sollte aber Jemand so von ihm denken, so wolle er schon machen, daß es ihn gereue.

Trotz aller augenblicklichen Aufregung und der ehrerbietigen Ergebenheit gegen den Kaiser blieb dem Könige doch ein Krieg gegen Hannover und seine Verbündeten ein sehr drückender Gedanke. Sein Sinn war vor Allem auf die Erhaltung des Friedens in Deutschland gerichtet, und unruhig mühte er sich deshalb ab, dies Ziel zu erreichen. Wegen seine Gewohnheit floh ihn der Schlaf. Plötzlich mitten in der Nacht springt er vom Lager auf und entwirft eigenhändig einen Plan zur Lösung aller dieser Wirren. Dieser ging dahin, den Frieden im Reiche zu erhalten, und beiden Theilen die Mittel zu nehmen, letzteres und ihn in Gefahr zu bringen. Der Kaiser sollte erklären, daß weder er noch Rußland die Feindseligkeiten gegen die hannövrischen Bundesgenossen anfangen, noch Hannover selbst angreifen, der König von England aber, daß er mit seinen Verbündeten nichts Feindseliges gegen das Reich und des Kaisers Erblande vornehmen wolle. Er verpflichtete sich gegen den Kaiser, den König Georg, und gegen diesen, den Kaiser zu einer solchen Erklärung zu bringen. Werde Georg darauf keine bestimmte, oder nach englischer hoffärtiger Manier gar keine Antwort geben, so versprach Friedrich Wilhelm dem Kaiser sein ganzes Heer in vier Wochen aufzustellen, die Friedensstörer mit Hülfe der übrigen Kreise zum Gehorsam zu bringen, und das Reich, doch mit Ausnahme Brabant's, von ausländischen Truppen zu bewahren.

Diese Vorschläge waren der Ausdruck eines äußerst ehrlichen und deshalb allseits wenig Anklang findenden Sinnes, da beide Theile mit schlauer Speculation die schwankenden Verhältnisse zu ihrem Vortheile ausbeuten wollten. Dennoch erklärte sich diesmal Georg I. genügender als der Kaiser, denn er gab wenigstens die Versicherung, daß er gegen Deutschland nichts zu unternehmen gedenke, sondern seine Absicht nur auf die Beseitigung der ostendischen Compagnie hinausginge. Der Kaiser konnte sich zu einem ähnlichen Versprechen kaum herbeilassen, da ihm im Falle eines wirklichen Bruches dadurch jeder Angriffspunkt entging, wenn Hannover aus dem Spiele bleiben sollte. Deshalb

war von seiner Seite die Antwort nur ausweichend, und verstärkte den schon von England aus angeregten Verdacht, daß es sich nicht allein um die Vernichtung angesehener protestantischer Reichsstände, sondern auch um das Bestehen der protestantischen Religion selbst handele. Alle Versicherungen der kaiserlichen Gesandten konnten Friedrich Wilhelm I. über diesen Punkt nicht ganz beruhigen, und da außerdem die Frist wegen der bergischen Angelegenheit erfolglos verstrichen war, so mußte man in Wien einen neuen Umschlag der preussischen Politik beschließen. Es bedurfte mehr als Versprechungen; weshalb Karl VI. dem Könige in den österreichischen Anträgen die Execution übertrug. Hierauf willigte Friedrich Wilhelm I. für die bergische Angelegenheit in eine neue Frist von drei Monaten.

So vielfache politische Wirren waren zu störend für den einfachen biederen Sinn des Königs; es fehlte ihm jeder feste Haltpunkt für eine selbstständige Bestimmung seiner Schritte. Ging er mit Hannover, so schien reicher Lohn seiner zu warten, allein er ward seinem Kaiser abtrünnig; und schloß er sich unbedingt an diesen, so stand die Vernichtung des Gleichgewichtes der protestantischen und katholischen Stämme Deutschlands ziemlich klar in Aussicht; an eine mittlere Stellung war nach den Schritten seiner wohlgemeinten Neutralitätspläne nicht mehr zu denken. Daher wird es kaum auffällig erscheinen, daß Friedrich Wilhelm, über alle seine nutzlosen Anstrengungen mißmuthig, für den Augenblick auf den Gedanken kam, die Regierung niederzulegen und sich auf ein Sandgut zurückzuziehen, ein Gedanke, den er jedoch bald wieder aufgab, als der krankhafte Anfall von Hypochondrie, welcher ihn hervorgerufen, vorübergegangen war, und er sich der durch die Vorsehung ihm auferlegten Pflicht erinnerte.

In Wien hatte man vollkommen Recht, wenn man vor Allem Zeit zu gewinnen trachtete, und auf den Eintritt günstiger Umstände hoffte. Ein solcher trat wirklich durch den unerwarteten Tod des Königs Georg I. von England am 22. Juni 1727 ein. Durch dieses Ereigniß wurde Friedrich Wilhelm I. wesentlich dem kaiserlichen Hofe genähert, da er schon von seinen Knabenjahren an mit seinem Vetter, dem nunmehrigen König Georg II., in sehr gespanntem Verhältniß lebte. Wenn er auch von seinem Schwiegervater jenes hoffährige englische Wesen, wie er sich auszudrücken pflegte, noch allenfalls ertrug, so war er doch nicht gewilligt, es sich von dem Sohne gefallen zu lassen. Georg II. glaubte ein gewisses geistiges Uebergewicht über seinen Schwager geltend machen zu können, und pflegte ihn seiner militärischen Liebhabereien wegen „seinen lieben Bruder den Corporal“ zu nennen, was Friedrich Wilhelm I. seinerseits durch die Bezeichnung „mein lieber Bruder der Comödiant“ erwiderte. Diese gereizte Stimmung wurde von österreichischer Seite sorgfältig gepflegt, denn man darf wohl annehmen, daß die Ertheilung der Execution in Ostfriesland und der Mitcommission in Mecklenburg aus dieser Absicht erfolgt war. Die gegenseitigen Mißverständnisse vergifteten sich bis zu dem Grade, daß ein gewaltsamer Zusammenstoß zu fürchten stand. Um so weniger hatte daher der Kaiser von einer freieren Annäherung Friedrich Wilhelm I. an die englische Politik zu fürchten.

Die leidenschaftliche Aufregung des Königs gegen seinen Schwager scheint allen bisher noch gerechter Weise herrschenden Argwohn über die Aufrichtigkeit des Wiener Hofes in den Hintergrund gedrängt zu haben. Im Januar 1728 heißt es in einem Briefe Friedrich Wilhelms I. an Seckendorf, „daß er gar nicht wisse, wo er genugsamen Dank hernehmen soll für all seine Bemühungen, durch die es ihm gelungen sei, den Kaiser selbst und dessen vornehmste Minister ganz zu gewinnen und zu favorablen Sentiments gegen ihn zu bringen!“ und an den Kaiser: „Wenn den Versicherungen, welche der Graf Seckendorf an Ew. R. Majestät von meiner unveränderlichen Ergebenheit gethan, noch etwas Mehreres hinzugefügt werden könnte, so wollten Ew. R. M. mit erlauben, daß ich solches mit treuem patriotischen Herzen hinzufüge und Ew. M. in vollkommener Treue und Aufrichtigkeit mein königliches Wort gebe, daß nichts jemalen vermögend genug sein soll, mich im Geringsten von demjenigen abzulenken, was ich Ew. R. M. aus so vielen und starken Considerationen schuldig bin, und bei dessen gewissenhafter Erfüllung ich bis an mein Grab verharren werde“.

Vergeblich forschet man nach einer wirklichen und wohlbegründeten Veranlassung dieser vertrauensvollen Zuversicht des Königs, denn dem Wesen nach hatten ihm weder der Kaiser noch seine Diener irgent etwas mehr als früher gewährleistet. Allerdings war ein neues Moment in die Verhandlungen eingetreten, indem der Kaiser zu Gunsten des Hauses Brandenburg auf das Herzogthum Berg und Ravensstein, für das Haus Pfalz-Sulzbach auf seine Rechte an Jülich verzichtete. Wie sehr aber auch der Kaiser seine Großmuth hierbei rühmte, so gab dieser Akt doch auf keine Weise für Preußen eine größere Sicherheit, da sich das Haus Pfalz-Sulzbach vor den Ansprüchen des Kaisers nach dem oben angeführten Vertrage vom Jahre 1726 keinesweges zu fürchten hatte. Ganz im Gegentheil konnte Preußen sich etwas von seinem guten Rechte vergeben, wenn es auf die kaiserlichen Ansprüche ein allzugroßes Gewicht legte. Jeder bestimmten Verpflichtung wich Oestreich mit schlauem Sinne aus; ja als der Graf Seckendorf, von den preussischen Unterhändlern gedrängt, in einem geheimen Artikel dem Könige, im Falle wider Verhoffen die Entscheidung gegen die Absichten des Kaisers und Königs ausfallen sollte, ein Aequivalent aus des Kaisers eigenen Besitzungen versprochen hatte, wußte er durch seinen persönlichen Einfluß auf den König dahin zu wirken, daß er diesem einzigen in der That gewährleistenden Punkte entsagte — ein neuer schlagender Beweis, wieviel der kaiserliche Minister über die Person des Königs und seine vertrautesten Diener vermochte.

So kam es denn am 23. December 1728 zur Unterzeichnung des sogenannten Berliner Traktates, der im Ganzen nur eine Bestätigung der Westphalischen Bestimmungen mit der oben erwähnten Hinzufügung enthält. Jagen war wenige Tage zuvor gestorben; auf ihm lastet also wenigstens nicht der Vorwurf, daß er ohne alle Sicherheit auf eine ganz unbestimmte Aussicht Preußens Macht zum Dienste Oestreichs verpflichtete.

In einem Punkte mußte man dem Könige zur Beruhigung für seine Ansichten von deutscher Selbstständigkeit nachgeben, nämlich „daß im Fall Ihre kaiserliche und katholische Majestät wider alles Vermuthen einen französischen oder spanischen obgleich aus deutschem Geblüt entsprossenen Prinzen zu dessen Successor in Ihren Erbkönigreichen und Landen zu bestimmen und zu ernennen gut finden möchten, Se. K. Majestät von Preußen alsdann an die Garantie einer solchen Succession nicht gebunden sein, sondern desfalls überall, jedoch unbeschadet Dero mit Ihro kaiserlichen Majestät habenden alten und jezigen neuen Allianzen nicht gebunden sein wollen“. Auf einen solchen Vorbehalt ging man östreichischer Seits, da in der weit wichtigeren Angelegenheit freie Hand gewonnen war, gern und willig ein.

Es ist begreiflich, wie der Abschluß des Berliner Traktates die Spannung zwischen Georg II. und König Friedrich Wilhelm I. auf die Spitze trieb, weil nun jede Hoffnung, Letzteren in den großen europäischen Angelegenheiten gegen das Haus Habsburg gebrauchen zu können, gänzlich dahinschwand. Ueberdies waren zu den andern Mißverständnissen noch Beschwerden ganz eigenthümlicher Art hinzugetreten, die mit Friedrich Wilhelms I. Lieblingsneigungen im innersten Zusammenhange standen. Es hatten preußische Werber auf hannövrischem Grund und Boden, namentlich wegen des Königs Neigung für langgewachsene Rekruten, zu wiederholten Malen so viel Ungeföhlichkeiten ausgeübt, daß Georg I. zu Repressalien griff. Dies trieb zu höchst gereizten persönlichen Aeußerungen, heftigen diplomatischen Erörterungen, ja zu Kriegsrüstungen. Hierbei war Seckendorff, von Grumbkow und dem Fürsten von Dessau unterstützt, außerordentlich thätig, denn Nichts konnte ja der östreichischen Politik lieber sein, als ein vollkommener Bruch zwischen den beiden Schwägern. Wie sehr dem Kaiser an einer solchen Wendung der Dinge gelegen war, beweist das Anerbieten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, als Friedrich Wilhelm 45,000 Mann in einem Lager bei Lenzen sammelte. Von der andern Seite sagten Frankreich, Dänemark und Schweden ihren Beistand zu (August 1729).

Eine Verbindung der Art machte den Ausgang des Streites nicht nur in den Augen Friedrich Wilhelms, sondern auch des Kaisers sehr bedenklich; allein selbst diese Aussicht würde ihn wohl bei seinem Widerwillen gegen England nicht von gefährlichen Schritten abgehalten haben, wenn sich nicht zu eben der Zeit Spanien von den in dem Wiener Vertrage von 1725 eingegangenen Verpflichtungen zu lösen angefangen hätte. Die Königin Elisabeth, der es nur darauf ankam, für ihre Kinder glänzende Ausstattung im Landbesitz zu erwerben, und die durch eine Verbindung mit Oestreich nicht ihr Ziel zu erreichen glaubte, schloß sich in dem Vertrage von Sevilla wieder an Frankreich an (November 1729), welchem auch Holland beitrug. Die drei Staaten kamen überein auf Grundlage der Londoner Verhandlungen von 1718, die dem Infanten Don Carlos nach Abgang der Häuser Medicis und Farnese Toscana, Parma und Piacenza zusicherten, der Krone Spanien das Recht zu ertheilen, die erwähnten Länder mit 6000

Man spanischen Truppen zu besetzen. Außerdem aber fanden sich in dem Vertrage mehrere den Handel der österreichischen Niederlande wesentlich beeinträchtigende Artikel.

Da der Kaiser in diesem Vertrage einen offenbaren Friedensbruch sehen mußte, so rief er nicht nur seinen Gesandten von Madrid ab, sondern machte auch einen Antrag an den Reichstag zu Regensburg zur Unterstützung seiner Gerechtfame. Hierbei fand er treue Unterstützung durch Friedrich Wilhelm I., dessen Gesandter sein Votum folgendermaßen stellte: „es sei nicht nur billig, daß man des Kaisers Ermessen die weitere Verfügung in dieser Sache lediglich anheimstellte, sondern es sei auch, im Falle der Kaiser deshalb im deutschen Reiche oder in den Niederlanden befehlet würde, das Reich schuldig und befugt, mit seinem Oberhaupte gemeinschaftliche Sache zu machen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben“ (März 1730). Kurz zuvor hatte er dem König August II. von Polen in seiner Residenz Dresden auf Seckendorfs Betrieb einen Besuch abgestattet, ohne daß er jedoch sein Ziel, ihn für des Kaisers Sache in Bewegung zu setzen, erreichen konnte.

Unter diesen Umständen konnte der Kaiser den Ausbruch eines Krieges in Deutschland nicht wünschen, und duldete es daher ganz gern, daß die Herzoge von Braunschweig und Gotha als Vermittler zwischen Preußen und Hannover auftraten und die ärgerlichen Streitigkeiten beilegten. Man gab sich für den Augenblick gegenseitig Genugthuung, allein der Widerwille beider Monarchen war durch diese Ausöhnung nicht gehoben.

An den damaligen diplomatischen Verwickelungen und gegenseitigen Täuschungen der großen Höfe nahm Friedrich Wilhelm nur einen beiläufigen und untergeordneten Antheil, denn er traute sich nur das zu übersehen, was Deutschland oder die Stellung der nordischen Mächte gegeneinander betraf. Daher ward der sogenannte erste Wiener Vertrag (16. März 1731) ohne seine Theilnahme abgeschlossen. Auch nahm er dies nicht übel auf, sondern war zufrieden, daß ihm das Ergebnis durch Seckendorf mitgetheilt wurde. Ebenfalls fand er nichts darin, daß der Kaiser in Bezug auf Toscana, Parma und Piacenza nachgab, und nicht nur die ostendische Handels-Compagnie gänzlich aufhob, sondern sogar versprach, daß Handel und Schifffahrt nach Ostindien in dem ganzen Umfange der österreichischen Niederlande und allen Besitzungen des Kaisers, welche zu den Zeiten Karls II. unter spanischer Herrschaft standen, sogleich und für immer aufhören, und daß weder die Ostender Gesellschaft noch irgend eine andere in den erwähnten Ländern direct oder indirect diesem Beschlusse zuwider handeln sollte, — während ihm selbst trotz alles treuen und wirksamen Zusammenhaltens mit dem Kaiser keine sichere Garantie, kein bestimmtes Aequivalent für seine rechtsbegründeten Ansprüche gewährt worden war. Der König erklärte sich mit der Bestimmung des Vertrages, daß alle diejenigen, welche binnen sechs Wochen nach dem Tage der Ratification von einem oder dem andern Theile genannt würden, auch in denselben aufgenommen sein sollten, vollkommen zufrieden. Er selbst dagegen

thellte seine Pläne zur Befestigung der Ruhe im Norden, und berichtete dieß dem Wiener Hofe gewissenhaft.

Um Friedrich Wilhelms I. politische Ansichten in jener Zeit, so wie die Beweggründe der von ihm gethanen Schritte zu begreifen, wird es dienlich sein ein Schreiben des Prinzen Eugen an Seckendorf über die preussischen Vorschläge hier anzuführen, da es ein deutliches Licht auf die politische Lage Preußens und seiner Nachbarstaaten wirft.

Ihro Kais. M., heißt es darin, habe ich die gute Neigung von J. K. M. von Preußen wegen Beziehung des Königs von Dänemark in die kaiserlich russische Allianz allerunterthänigst vorgetragen. Sie finden, wie dergleichen gemeinschaftliche Allianz zu beständiger Beibehaltung der Ruhe im Norden, Einschränkung der weitaussehenden englischen Absichten und vor Jhro K. M. in Preußen selbst eigene Sicherheit Dero Lande gegen Dero über Jhro ansehnliche Macht und vortreffliche Verfassung jaloux seiende Nachbarn auf alle Weise nützlich und nothwendig; sind auch der Meinung, es werden sich Mittel und Wege finden, rations des Herzogs von Holstein den dänischen Hof ruhig und sicher zu stellen. Wie dann hierüber nur zwei Projekte von ausländischen, wohlintentionirten Ministris zu meiner Privatnachricht zu gekommen, welche ich J. K. M. vorgetragen, dieselbe aber mir anbefohlen, solche an Erw. Excellenz zu senden, mit Befehl, den Inhalt davon J. K. M. in Preußen zu communiciren und Dero erleuchtete Gedanken hierüber im Vertrauen einzuholen, weil J. K. M. weder hierinnen noch in einigen andern Stücken vor jeko oder ins Zukünftige einen passum thun wollen, welchen sie nicht vorher mit J. K. M. in Preußen, als einem so vertrauten, werthen und aufrichtigen Freund und Bundesgenossen überlegte. Wenn ich offenerzig meine Meinung über beide beikommende Projekte zum Voraus sagen darf, so finde ich sehr viel Gutes und Nützlichs darinnen, denn durch eine solche zwischen J. Kais. M., Rußland, Preußen und Dänemark zusammensetzende Partei wird der Ruhestand im Norden beständig befestigt, und denen höchsten contrahirenden Puissancen ein sehr großes Ansehen in ganz Europa erworben. Ueberhaupt finden auch dieselben insgesamt ihren Nutzen und Sicherheit dabei, und zwar Dänemark den ruhigen Besitz auf beständig von Schleswig, ohne daß es von dem Herzoge als zukünftigen Könige von Schweden wegen der übrigen Contrahenten Garantie zu besorgen hätte; Rußland erhalte die Garantie der von Schweden eroberten Lande, entledigte sich der mit dem Herzog genommenen Verbindlichkeiten, und hätte einen Freund auf dem schwedischen Throne; Jhro Kais. M., die in gleicher Beschaffenheit mit dem Herzoge von Holstein stehen, hätten in Ansehen Seiner aber den Vortheil wie Rußland, überkommenen eine ansehnliche mehrere Garantie vor Dero Succession, und setzten ihre deutschen Erblande in vollkommene Sicherheit, und des Königs in Preußen M. versicherten sich eines mercklichen Theils des ihnen so wohl gelegenen Schwedisch-Pommern. Auch ist den gesammten pacificirenden Puissancen nicht wenig daran gelegen, daß nicht das Haus Cassel durch

französisch und englisch Geld auf dem schwedischen Thron besetzt und Schweden dadurch in Stand gesetzt werde, mit Zugiehung der hannoversch und englischen Völker neue Unruhen in Deutschland mit der Zeit zu wecken. Und würde die Execution des Projekts, nachdem mittelst des Bundes der Einlauf der fremden Flotten, wo nicht gänzlich gesperrt, doch höchst beschwerlich gemacht würde, so mühsam eben nicht auszuführen sein, zumalen Dänemark von der einen Seite und Rußland von der andern mit überlegener Macht das Königreich anfallen; dessen Seeküste vielfältig beunruhigen, andurch den Eingang denen von beiden Seiten anrückenden Armeen um ein Merkliches erleichtern, und bei Sperrung der liefländischen, polnischen und pommerischen Zufuhr das Königreich in kurzer Zeit in Hungerstoth verfallen machen könnte.

Auch kennen wir eins von den angeführten Projekten seiner Fassung nach. Es lautet: „Der Kaiser, Rußland und Preußen wollen den Herzog von Holstein disponiren, die fürstlichen schleswigschen Lande an den König von Dänemark und dessen königliche Leibeserben und Nachkommen beiderlei Geschlechtes zu cediren. Singsogen wollen die vier allerhöchsten Paciscenten, nach Absterben des Königs und der Königin von Schweden und Dero rechtmäßigen männlichen Erben, des Herzogs von Holstein incontestabile jus auf dieses Königreich bei den Ständen souvereniten, und wo die bona officia nicht zureichen, mit den Waffen zum Effect bringen, und wie dieses allenfalls geschehen könnte, durch einen nach Ratifikation dieses Vertrages in drei Monaten zu machenden Operationsplan ins Geheim abreden. — Da J. R. M. in Preußen ohne ein einzig Interesse in diese Allianz eintreten, so verspricht der Herzog von Holstein zur Dankbarkeit an S. M., sobald er zum schwedischen Thron gelang, Bolgast nebst allen dazu gehörigen Zöllen und soviel in allem abzutreten, daß Preußen davon jährlich 700,000 Thaler Einkünfte haben kann“.

Wir gewinnen hierdurch von Neuem die Ueberzeugung, daß Friedrich Wilhelm I. allerdings unablässig auf Erhöhung der preussischen Macht strebte, allein dabei von der entschiedenen Ueberzeugung ausging, daß diese nur im engen Bunde mit dem Kaiser zu erreichen sei; ja daß ihm dieser enge Bund mit dem Kaiser etwas Wesentliches, nämlich den ersten Rang nach demselben in deutschen Anlegenheiten sicherte. Dagegen schien ihm eine Demüthigung des Kaisers die Erhebung des Hauses Hannover zur Folge zu haben, für ihn der empfindlichste Schlag, den er sich nur denken konnte, weil er dadurch zu einer noch weit untergeordneteren Rolle herabgedrückt würde, und obenein den Einfluß Preußens in den nordischen Angelegenheiten wesentlich gefährdet sah. Freilich, war noch ein Drittes möglich, nämlich, sich mit kluger Benutzung der gegeneinander kämpfenden Interessen als unabhängige Macht auf gleichem Fuß mit Defreid in Deutschland hinzustellen; allein für einen solchen Plan gehört ein Geist erster Größe, und ein solcher war Friedrich Wilhelm I. nicht.

Da der König den ganzen Erfolg seiner auswärtigen Politik auf das Bündniß mit dem Kaiser gesetzt hatte, mußte es ihm natürlich lieb sein, die



Verbindung mit demselben auf das Engste zu knüpfen, und wo möglich auch in ein persönliches Verhältniß mit ihm zu treten, denn bei seiner einfachen und ehrlichen Auffassung der Verhältnisse versprach er sich von einem solchen Verkehre viel Vortheil für die gemeinsame deutsche Sache, welcher er nun einmal nicht besser dienen zu können meinte, als durch engsten Anschluß an den Kaiser.

Wie wenig man in Wien zu einer ähnlichen Auffassung bereit war, zeigen die Schwierigkeiten, welche man von dorthier erhob, und die theils in dem steifen Formenwesen des Hofes, theils aber auch in den politischen Verhältnissen ihren Grund hatten; denn man wollte dort die Hand nach allen Seiten hin frei haben, und sich ganz im Gegensatz gegen Friedrich Wilhelm I. den Anschluß an alle großen europäischen Mächte stets offen erhalten.

Deshalb reichten die kaiserlichen Minister eine weitläufige Denkschrift über das zu beobachtende Ceremoniel ein, in welcher unter andern als wesentlicher Punkt herausgehoben wurde, daß der Kaiser, wichtiger Consequenzen wegen, dem Könige nicht die rechte Hand geben dürfe; wahrscheinlich in der Hoffnung, ihn durch solche beschränkende Förmlichkeiten von der Zusammenkunft, welche sie lieber ganz vereitelt hätten, abzuschrecken. Doch Friedrich Wilhelm, der nie gern von einem einmal gefaßten Gedanken abging, und jede leere Förmlichkeit verachtete, ließ sich durch alle diese Zumuthungen nicht zurückhalten.

Der Kaiser befand sich im Sommer 1732 gerade zur Kur in Karlsbad; deshalb sollte die Zusammenkunft in Böhmen und zwar auf dem kaiserlichen Schlosse zu Kladrup, wo sich ein berühmtes Gestüt befand, stattfinden. Hier langte Friedrich Wilhelm I. vor seinem hohen Wirthe an, und hatte kaum dessen Ankunft erfahren, als er ohne weitere Beachtung des Ceremoniels demselben entgegen ging und ihn umarmte. Eben so herzlich, jedoch mit schicklicher Ehrerbietung benahm er sich gegen die Kaiserin. Nach den üblichen gegenseitigen Besuchen nahm der König Abschied, bat aber, sich einige Tage incognito in Prag aufhalten zu dürfen, was ihm natürlich von Karl VI. zuvorkommend gewährt wurde. Hier hatte besonders der Prinz Eugen den Auftrag, dem hohen Gaste die gebührenden Ehren zu erweisen, dem Könige höchst erwünscht, welchen der Umgang mit Kriegsmännern stets am meisten ansprach. Allein auch der Kaiser erschien hier noch einmal nebst der Kaiserin, um mit dem Könige, diesmal unter dem Schutze des Incognito desto unbehinderter zusammenzutreffen. Es fanden wirklich lange Unterredungen statt, ohne daß jedoch irgend eine sichtbare Folge diesem persönlichen politischen Verkehre hätte zugeschrieben werden können. Angeblich wurde eine Wechselheirath zwischen zwei Kindern des Königs in die Familie der Schwester der Kaiserin verabredet, vielleicht um die hannövrise Verbindung um so eher zu durchkreuzen.

Ob Friedrich Wilhelm I. aus Prag schied, ward er sehr angenehm überrascht, indem er auf seinem Nachttische eine goldene Tabatiere nebst goldenem Pfeifenräucher und Pfeifenstopfer, in ersterer aber die Ewentualbelehrung mit Ostfriesland vorfand. Dieser Umstand gab später zu einigen verbrießlichen

Störungen Anlaß; denn kaum war der König wieder in seiner Residenz angelangt, so nahm er Titel und Wappen Ostfrieslands an, und machte allen besessenen Höfen davon Anzeige. Dies wurde am Wiener Hofe so wie im kaiserlichen Conseil so übel aufgenommen, daß Seckendorf dem Könige Vorstellungen darüber machen mußte, mit dem Bemerkten, es habe überdies schon die Reise nach Prag manchen Ortes unangenehmen Eindruck hinterlassen. Der König klappte hiernach dem Grafen Seckendorf in der ihm eigenthümlich derben Art ein großes Bedauern darüber, des Kaisers Mißfallen erregt zu haben. „Auf den Brief vom 1. November, schreibt er, den ich heute habe bekommen, werde ich Sie antworten, so daß ich hoffe, S. Kais. M. werden zufrieden sein; indessen kann ich die Wahrheit sagen, daß von mir keine Malice ist, da ich in Wahrheit geglaubt, daß es ein Bagatell ist, als wenn man einen Baron nennt. Indessen assure ich Sie J. Kais. M., daß durch die Lumperei in nichts meine wahre Freundschaft soll alterirt werden, und mir nur leid sei, daß J. Kais. M. ungnädig sei. Mein lieber Freund, sein Sie so gut und mache Er Alles wieder als Gerechte, daß ich mit meinem lieben Kaiser gut bleibe, ich verlasse mich auf Sie.“ Dessenungeachtet gab er den angenommenen Titel nicht wieder auf.

Wie wir in der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms I. weiter vorschreiten, müssen wir einen Blick auf die Vorgänge in dem Innern seiner Familie werfen, weil sie mit den politischen Vorgängen und den Entschlüssen des Monarchen in ziemlich enger Verbindung stehen. Vor Allem war die gespannte Stellung zwischen dem Könige und dem Kronprinzen nicht ohne wesentlichen Einfluß.

Das Verhältniß Friedrich Wilhelm I. zu seiner Gemahlin Sophie Dorothea war im Ganzen ein glückliches, denn die Königin, eine verständige Frau, legte sich in manche Eigenthümlichkeit des Gemahls, der ihr auch wiederum mit herzlichster Liebe ergeben blieb, dessenungeachtet aber mit einer gewissen Eifersucht die Ansprüche einer unbedingten Herrschaft im Hause aufrecht erhielt, und deshalb auch später, als die Ansichten über Erziehung und Bestimmung der Kinder auseinander gingen, nicht selten die rauhere Seite herauskehrte.

In den ersten Jahren blieb die Sorge für die Kinder der Mutter überlassen. Frau von Kamecke, Ehrendame der Königin, wurde Gouvernante des Kronprinzen und seiner ältern Schwester; die eigentliche Aufsicht lag der Untergouvernante, Frau von Raucoules, ob, einer Französin, welche bei dem König, dessen Jugendpfliegerin sie ebenfalls gewesen war, in hoher Achtung stand. Auch ihrer jüngern Zöglinge Liebe gewann sie in vollem Maße; durch sie erhielten diese frühzeitig die an ihnen später gerühmte Fertigkeit im zierlichen französischen Ausdruck.

Mit dem Anfange des siebenten Jahres hörte die weibliche Erziehung auf; der Generallieutenant Graf von Finkenstein als Oberhofmeister und Oberst von Kallstein als Souverneur wurden mit der ferneren Leitung des Prinzen betraut, Beide durchaus verdienstvolle Männer. Mit den Söhnen seiner Erzieher,

namentlich dem jungen Grafen von Finkenstein, trat Friedrich für das ganze übrige Leben in freundschaftliche Beziehung. Die Instruktion für die beiden Gezieher lautet in den Hauptpunkten folgendermaßen: „Insonderheit muß meinem Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen über alle schädliche und zum ewigen Verderben abziehende Irrungen und Secten, als Atheist-, Arrian- und Socianistisch, und wie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, besetzen und einnehmen kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denenselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren, hingegen aber ihn zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin besteht, daß Christus von alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserm Leben leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informirt werden, daß Ihm alle Zeit eine heilige Furcht und Venerazion vor Gott bewohne, denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveräne Macht in den Schranken der Gehöhr zu halten.“

Latein sollte Friedrich gar nicht lernen; das Französische und Deutsche aber so, daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne; außerdem die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie aus dem Fundament; die alte Historie „nur überhin“, die Geschichte der letzten 150 Jahre auf das Genaueste; Natur- und Völkerrecht, so wie auch die Geographie, „absonderlich aber die Historie des Hauses Brandenburg, zu welchem Ende den Erziehern die Bibliothek und Archiv zu nutzen freigegeben wird, weil ein domesticum exemplum allezeit mehr Kraft hat, als ein auswärtiges. — Vornehmlich sollen beim Lesen kluger *historiarum* Betrachtungen gemacht werden über die Ursachen der Begebenheiten.“ Bei zunehmenden Jahren sollten dann ganz besonders auch die Fortification, die Formirung eines Lagers und andere Kriegswissenschaften vorgenommen werden, „damit der Prinz von Jugend auf angeführt werde, einen Offizier und General zu agiren, und seinen ganzen Ruhm im Soldatenstande zu suchen.“

Dieser etwas eng beschränkten Instruktion entsprach der Unterricht in der That. Der bekannte Calligraph Hilmar Curas leitete nicht nur den Unterricht im Schreiben, sondern auch in der Geschichte, im Französischen und in andern Anfangsgründen für Friedrich sowohl, als für die beiden ältesten Prinzessinnen, die späteren Markgräfinnen von Baireuth und Anspach. Der Hoforganist Heine hatte den Klavierunterricht zu ertheilen, und übte den Prinzen sowohl im Spiel als in der Sazkunst, doch zog Letzteren in der Folge nur das Flötenspiel an. Auch im Zeichnen und Malen erhielt der Kronprinz Unterricht, und zwar, da ihn Alles, was der Kunst angehörte, ansprach, nicht ohne Erfolg.

Vor Allem lag es Friedrich Wilhelm I. daran, aus seinem Kronprinzen einen tüchtigen Soldaten zu bilden; daher zog er schon im Jahre 1717 aus den in Berlin, Magdeburg und Kolberg vorhandenen Kadettenschulen eine Compagnie sogenannter „Kronprinzlicher Kadetten“ unter der Obhut des Obersten-  
 Leutenants Finc von Finkenstein, welchem der Kronprinz in dem Grade als zugehörig angesehen wurde, daß sich in den Compagnierechnungen ein Posten von 12 Gr. „vor Ihro K. H. ein Trommelfell und Linie auf Sr. Trommel auf dem Schlosse“ verzeichnet findet. Später erhielt der Kronprinz Unterricht in den militärischen Wissenschaften, namentlich durch den Obersten von Camas, der sich schon in seiner Jugend unter dem Fürsten von Dessau in den italienischen Feldzügen ausgezeichnet hatte, und dessen geistreiche Auffassungsweise auch nicht ohne bedeutende Wirkung auf den hohen Schüler blieb. Allein in eben dem Maße, wie Friedrich hierin fortschritt, scheint ihm der mechanische Theil des Militärwesens widerlich geworden zu sein, wahrscheinlich eben, weil der Vater mit zu großer Heftigkeit gerade darauf bestand, so daß sich nach und nach der junge aufstrebende Geist gegen den rein willkürlich erscheinenden Zwang aufzulehnen begann. Ohne Zweifel übten hierbei die sonstigen Familienverhältnisse einen nachtheiligen Einfluß, wie z. B. die Neigung der Mutter, einer verständigen und gebildeten Frau, für die Familienverbindung mit Hannover, und die scharfe, satirische Art, mit welcher die älteste Schwester Wilhelmine das allerdings wenig fürsüßliche und oft eigenwillige Wesen des Vaters zur Vergeltung mancher unwürdigen Behandlung verspottete. Dazu kam unglücklicher Weise ein ganz verfehlter Unterricht in der Religion durch den Hofprediger Andrea, für dessen Lehrweise das Glaubensbekenntniß der Prinzessin Wilhelmine vom Jahre 1724, achtzehn Bogen stark, lauter scholastische Theologie und unerquickliche Kontroverse, vor uns liegt. Zwar leitete später Koltenius, der andere Hofprediger, den wichtigen Unterricht bei dem Kronprinzen auf eine angemessenere Weise, und war nicht damit einverstanden, wenn sein Zögling zur Strafe Davids Psalmen und andere Abschnitte aus der heiligen Schrift auswendig lernen sollte, allein den Ansichten des Königs entsprach gerade eine so exekutorische Art des Unterrichts, was freilich nicht wohlthätig auf das Gemüth des jungen Prinzen in Betreff des wichtigen Gegenstandes einwirken konnte.

Wenn aber einmal gute Meinung und Neigung gestört sind, namentlich bei eigenwilligen oder leicht gereizten Charakteren, und als solche treten uns Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn entgegen, so bietet Alles Stoff zu hartem Widerstreit. So auch die Vergnügungen des Königs. Das Tabakskollegium, in welchem die königlichen Kinder mitunter erscheinen mußten, so wie der in demselben übliche Scherz erschien dem Kronprinzen gemein und abgeschmackt; auch tadelte er die Art und Weise, wie man mit den Soldaten umging, so wie die Jagdbelustigungen, weil sie in jeder Beziehung den Bauer auf das Härteste niederdrückten.

Einen wesentlichen Einfluß auf die geistige Entwicklung des Prinzen kann man wohl dem Unterricht seines Präceptors Dühan de Jaubün zuschreiben,

den Friedrich Wilhelm I. als tüchtigen Kriegsmann in den Laufgräben von Stralsund kennen gelernt hatte. Dühn war ein Mann von gelehrter Kenntniß und sehr gebildetem Geschmack, der das Alterthum schätzte und den Werth desselben für die Bildung des Geistes gar wohl erkannte. Seine Instruktionen ließen ihm zwar hierin sehr wenig Spielraum, denn wir wissen, daß selbst das Lateinische, obgleich es die goldene Bulle verfassungsmäßig von jedem Kurfürsten des heiligen Römischen Reiches verlangte, von dem Könige ausdrücklich verpönt war, viel weniger noch durfte man an das Griechische denken. Wenn man nun bedenkt, daß gerade Friedrich vor Andern berufen war, das, was Edles und Großes in den alten Klassikern liegt, zu begreifen, so muß man es um so mehr bedauern, wenn seltsame Vorurtheile ihn von dem reinen Quell zurückhielten. Er selbst fühlte dies und sprach es noch in spätern Jahren aus. So heißt es in einem während des siebenjährigen Krieges an den Marquis d'Argens geschriebenen Briefe: „Sie und Ihres Gleichen lesen Lateinisch, Griechisch, Hebräisch u. s. w.; ich hingegen verstehe nur ein wenig Französisch, wo mir nun das Nichts hilft, bleibe ich in der größten Unwissenheit.“

Alles demnach, was den Geist schmücken, die Lebensanschauung erweitern, dem ästhetischen Gefühl Befriedigung schaffen kann, war ihm wie mit eisernen Riegeln verschlossen, denn der strenge Vater verstand keinen Scherz, und drohte nicht nur den Kindern, sondern auch den Lehrern mit seinem nicht ohne Grund gefürchteten Stock, wenn sich irgend Jemand eine willkürliche Abweichung von seiner strengen Ordre erlaubt hätte. Dies unnatürliche und für die ganze königliche Familie bedenkliche Verfahren des Königs erkannte auch der Kluge Seckendorf von dem ersten Augenblick seines Aufenthaltes in Berlin an. Er schrieb im Jahre 1725 darüber an den Prinzen Eugen: „Obgleich der König den Kronprinzen herzlich liebt, so fatigürt er ihn mit früh Aufstehn und allen Strapazen den ganzen Tag dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und so steif ausfieht, und dahergeht, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte. Die Absicht des Königs geht dahin, daß er nach seiner ihm inwohnenden Inclination den Soldatenstand allen übrigen Wissenschaften vorziehe, die Sparsamkeit und Genügsamkeit bei Zeiten kennen lerne und in keine Commodité oder Plaisir, als was er, der König, selbst nur achtet, sich verlieben solle. Man merkt aber gar augenscheinlich, daß diese Art zu leben wider des Kronprinzen Inclination und folglich just einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird, maßen des Kronprinzen Humeur ohnedem mehr auf Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabei auch uninteressirt, liberal und barmherzig ist.“ Hierauf führt der Berichtstatter mehrere Beispiele an, wo der Kronprinz auf Reisen an Orten, wo ihm der üblichen Sitte nach, weil er sie zum ersten Male berührt, Ehrengeschenke zum Belaufe von mehreren Hunderten von Dukaten überreicht worden, nur auf bestimmten Befehl die Gabe angenommen, später aber unter der Hand zurückgesendet habe.

Es läßt sich denken, daß, als bei dieser Lage der Dinge noch obenein die Spannung wegen der langschwebenden Unterhandlungen über die hannoversche Doppelheirath und die Intriguen zwischen den englischen und Wiener Diplomaten hinzukamen, die Königin selbst lebhaft gegen ihren Gemahl Partei nahm, die Prinzessin Wilhelmine mit ihrer scharfen, gereizten Art die seltsamen Launen ihres königlichen Vaters geißelte, Friedrich, dem als Kronprinz jedenfalls eine selbständige Zukunft offen stand, nicht ruhig eine so drückende Stellung ertrug. Dies bittere Gefühl wurde noch geschärft, als durch das Erwachen von Arieben, welchen die Jugend am allerschwersten zu widerstehen vermag, neue Veranlassungen zu heftigen Ausritten zwischen Vater und Sohn sich darboten. Ein äußerer Umstand trug zum Ausbruch derselben bei. Nach dem glücklich beigelegten Streit über Werberwillkürlichkeiten mit König August von Sachsen überraschte Friedrich Wilhelm I. plötzlich den König im Januar 1728 mit seinem Besuche in Dresden. Man bot an dem galanten Hofe Alles auf, um den hohen Gast, den man letzten Endes doch nur zu übervorthellen trachtete, durch den Glanz und Reiz des üppigen Lebens zu fesseln. Es ist bekannt, welch ein sybaritisches Leben an dem sächsischen Hofe damals geführt wurde. Der Kronprinz hatte seinen Vater begleitet, und ward mit vieler Auszeichnung von August II. empfangen. Friedrich Wilhelm I. widerstand allen Lockungen der Sinnlichkeit, nicht jedoch so der Sohn. Durch den Strudel der Sinnenlust aufgereg, wurde sein Herz von einer heftigen Neigung für die Gräfin Anna von Orzelsta, der Lieblings Tochter König Augusts ergriffen. Vergebens suchte der Vater diese Leidenschaft durch andere reizende Gegenstände abzulenken, den Kronprinzen verfolgte das Bild der Geliebten in die freudlose Heimath. Tiefe Niedergeschlagenheit ergriff ihn; seine Lebenskräfte schienen sichtlich abzunehmen. Einige Monate darauf erschien der König von Polen in Begleitung seiner schönen Tochter zu Berlin. Der Kronprinz ward von Letzterer mit großer Auszeichnung empfangen, ja man sprach von einem engern Verhältnisse beider, welches nicht ohne ernstlichere Folgen geblieben sein soll. Die leidenschaftliche Neigung hatte übrigens den jungen Fürsten zum Dichter gemacht, ein Umstand, welcher ihn in den Augen seines Vaters ohne Zweifel nicht zu heben geeignet war.

Die lebhafteste Gluth für die schöne Gräfin scheint halb verfliegen zu sein, doch die Neigung zu einem regellosen Treiben, sehr natürlich um die Leere des unerfreulichen täglichen Lebens und die nur zu häufigen Schrofheiten der Behandlung von Seiten des Vaters zu übertäuben, blieb zurück. Außerdem war Friedrich dem Hausgefeß nach majoren; statt seiner bisherigen Erziehers hatte er den Oberstlieutenant von Kochow und den Lieutenant von Kayserling zu leitenden Gesellschaftern. Ersterer war ein Mann von strengen Sitten, und damals schon als guter Soldat allgemein geachtet, doch ohne geistiges Uebergewicht im Allgemeinen, Letzterer ein gewandter Mann, der wissenschaftliche Studien gemacht hatte, viel gereist war, sich in mehreren Sprachen mit Gewandtheit ausdrückte und die Kunst der Unterhaltung verstand. Auch später gehörte

er noch zu den bevorzugten Freunden des großen Königs, doch gewann auch er keinen überwiegenden Einfluß auf das verstornte Gemüth des Prinzen.

Friedrich dagegen hatte sich selbst Vertraute ausgesucht, die er wahrscheinlich geeigneter als jene Ehrenmänner erachtete, um seine nicht eben allzu löbliche Wege zu wandeln. Denn nach der Angabe seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, die man wohl nicht wegen Parteilichkeit gegen ihren Bruder zu jener Zeit beargwöhnen kann, gab er sich zügelloseren Ausschweifungen hin. Diese seine Vertrauten waren der Page des Königs, von Keith, und der Lieutenant von Katte. Keith, ein Jahr älter als der Kronprinz, ein junger Mann von sanftem, anschniegenderm Wesen, zeigte dem Prinzen Mitgefühl, wenn er durch die Härte des strengen Monarchen zu leiden hatte, und gewann dadurch sein Herz. Unter dem Drange dieses ganz löblichen Triebes verletzte er aber seine Dienstpflicht gegen den König, und ward von demselben im Januar 1730 nach Wesel in ein Regiment versetzt. Seine Stelle nahm nun der Lieutenant von Katte ein, dessen tragisches Geschick wohl einen weit lebhafteren Antheil erregt hat, als sonst seine Eigenschaften den Berichten der Zeitgenossen gemäß hervorgerufen haben würden. Sein Aeußeres machte einen unangenehmen, finstern Eindruck. Allerdings war er nicht ohne Geist, aber voll von Dünkel; von Ehrgeiz getrieben benutzte er die vereinsamte Lage des Kronprinzen, der bei der argwöhnischen Laune seines Vaters damals wohl Wenige fand, die sich ihm auf jede Gefahr hin dienstbar erweisen wollten, um sich ihm unentbehrlich zu machen und zu prahlen, während er laut den König tadelte, und selbst zügellos in seinen Sitten, vielleicht den Kronprinzen zu immer neuen Ausschweifungen verleitete.

Friedrichs Verirrungen erklären sich um so leichter, wenn wir erwägen, daß sein Vater auch gegen unschuldige Dinge wüthete, weil er in diesen einen genauen und nothwendigen Zusammenhang mit jenen verwerflichen Ausschweifungen sah. — „Fritz, pflegte er zu sagen, ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus den Soldaten und wird meine ganze Arbeit verderben.“ Jeder Unbefangene wird begreifen, welchen niederschmetternden Eindruck dieser Gedanke auf den König machen mußte, der sich mit so großer Hingebung und Redlichkeit einer Schöpfung widmete, von deren wahren Ziele er freilich selbst nur eine dunkle Ahnung hatte. Genug aber, es war die ernst gefasste und verfolgte Aufgabe seines Lebens. Welche Kränkung für ihn, seinen Schatz vergeudet, sein schönes Heer vielleicht in kurzer Zeit aufgelöst zu wissen! Es klingt allerdings lächerlich, wenn der König in die größte Wuth gerieth, als er den Kronprinzen, der nach dem ihm äußerst widerwärtigen Abmühen auf dem Exercierplatz im knappen Dienstkleide und steifen Zopf, Nachmittags mit zierlichem Haarbeutel und goldstoffnem Schlafrocke sich in seinen Lieblingsbeschäftigungen vertieft findet; allein er sah in solchen Dingen Verweichlichung und Entartung, den Weg zu allen Lastern und Ausschweifungen. Mußte er nicht eine noch weit zügellosere Finanzwirthschaft wie die seines Vaters fürchten, und doch war der

verstorbenen Monarch nur in dieser einen Richtung zu tabeln, in jeder andern Beziehung ein Mann von gewissenhaftem und sittlichem Charakter!

Von Tage zu Tage wurde das Verhältniß zwischen Weiden schroffer und für den Kronprinzen unlieblicher; nur nach der Aussicht auf die Heirath mit der hannoverschen Prinzessin und in Folge dessen die Hoffnung auf eine freiere Stellung hielt er mit der Ausführung des Entschlusses, sich auf irgend eine Art dem Druck zu entziehen, noch zurück. Besonders lebte diese Hoffnung in ihm auf, als zu Anfang des Jahres 1730 Ritter Carl Gotham unter dem Charakter eines außerordentlichen englischen Gesandten nach Berlin kam, um ernstlich an dem Abschluß der Wechselheirath zu arbeiten. Gotham war ein ausgezeichnete Soldat, tüchtiger Waidmann und äußerst munterer Tischgenoss, recht ein Mann nach des Königs Herzen; allein auch ihm gelang die Erledigung des Geschäftes nicht, denn Sedendorf setzte alle Hebel zur Vereitelung seines Bemühens an, und da man von englischer Seite auf die Entfernung Grumblows drang, so scheiterten auch diese letzten Anstrengungen. Gotham schied unverrichteter Sache von Berlin, und obgleich der ordentliche englische Gesandte du Bourgai noch fernerhin unterhandelte, so galt doch die Sache als vollkommen abgebrochen.

Friedrich aber blieb fest entschlossen, denn er schrieb an seine Tante, die Königin von England, daß er nie eine andere als ihre Tochter zur Frau nehmen würde. Da Aeußerungen der Art dem Könige wiederberichtet wurden, so läßt sich begreifen, wie sehr sein Zorn dadurch wuchs. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß der Kronprinz bei den Kaufleuten Splittgerber und Daum 7000 Thaler Schulden gemacht habe, trotz des geschärften Ediktes wider das Geldleihen an Minderjährige vom 22sten Januar 1730, welches verordnete, daß „selbst dem Kronprinzen noch andern königlichen Prinzen bei Leibes- und Lebensstrafen nichts geliehen werden sollte“.

So schien denn nichts mehr übrig zu bleiben als die Flucht. Im Mai des Jahres hatte der König von Polen sein ganzes Heer bei Mühlsberg zusammengezogen und den Berliner Hof zu diesem kriegerischen Feste eingeladen. Auch Friedrich war dabei, und sein Plan, von dort aus die Flucht zu ergreifen, mit Kette verabredet. Man zog den Cabinetsminister des Königs von Polen, Grafen von Horn, ins Geheimniß, doch wenn auch dieser den Plan der Flucht nicht verworf, so rieth er doch dringend, ihn nicht von dem Lager von Mühlsberg aus zu bewerkstelligen, weil er den Verdacht einer Mitwirkung auf seinen Fürsten werfen würde. Da es außerdem nach Unterredung mit dem englischen Gesandtschafts-Secretär Guy Dickens sehr wahrscheinlich war, daß Georg II. wegen des gehässigen Scheines die Flucht nach England keinesweges ganz billigte, so ging die Reise wieder nach Berlin zurück. Die Schwierigkeiten der beabsichtigten Flucht müssen wohl damals unübersteiglich erschienen sein, denn es fehlte auch während des Aufenthaltes in Mühlsberg nicht an neuen Veranlassungen für den Kronprinzen, sie zu beschleunigen. Vor den Augen so vieler



fremden Gäste wurde Friedrich von dem aufgebrachtten Vater wie ein kleiner Knabe auf die herabwürdigendste Weise gescholten, ja körperlich gemißhandelt. Ja Friedrich Wilhelm I., der sich in seinem Zorne nicht zu beherrschen vermochte, fuhr unbesonnen genug mit den Worten heraus: „wenn er von seinem Vater so behandelt worden wäre, hätte er sich todtgeschossen, aber Friedrich habe keine Ehre und lasse sich Alles gefallen“.

Daher ist wohl zu begreifen, wie der Kronprinz jede weitere Bedenklichkeit fahren ließ und nur noch eine geeignete Gelegenheit für seinen Plan abwartete. Eine Reise nach Oberdeutschland, welche der König, wie es verlautete, unternahm, um an mehreren fürstlichen Höfen für des Kaisers Absichten zu wirken, und zu gleicher Zeit seiner Tochter in Anspach einen Besuch abzustatten, wurde von Friedrich zur Ausführung außersehen. Verabredungen mit Katte, um die nöthigen Anordnungen wegen der Flucht zu treffen, mit Keith, von Wesel aus sich in die Niederlande zu begeben, waren getroffen. Den jüngeren Keith, welcher noch als Page in des Königs Diensten stand, hatte man ebenfalls in das Geheimniß gezogen. Am 16. Juli ging die Reise von Berlin ab. In Steinfurth, einem Dorfe zwei Stunden von Singheim, machte der Kronprinz den ersten Versuch zur Flucht. Schon wurden die gefattelten Pferde vorgeführt, denn man wollte die nicht allzufernte französische Grenze erreichen; aber Alles war mit jugendlichem Leichtsinne angelegt, und deshalb durch den geringsten Zwischenfall vereitelt. Der Page, dem gerechter Weise vor den schweren Folgen bangte, warf sich dem König zu Füßen und gestand ihm so viel als er mußte. Noch hielt dieser an sich, denn er wollte vollgültigere Beweise. Diese wurden dadurch gewonnen, daß man auch Briefe von Katte über den Gegenstand aufging. Als man von Darmstadt abgegangen war, brach endlich der Sturm los. Statt den Kronprinzen nach Frankfurt hineinzulassen, brachte man ihn auf eine Jacht des Königs, deren er sich zur Fahrt nach Wesel bedienen wollte. Drei Offiziere hatten den Auftrag, über Friedrich zu wachen. Am Morgen des 8. August fand eine Zusammentkunft des Königs mit dem Flüchtling statt. Es wird erzählt, der zur höchsten Wuth gereizte Vater habe den Sohn mit seinem Stod so heftig ins Gesicht gestoßen, daß Blut herabgeflossen sei, was sich nach den schon früher vorgefallenen Scenen wohl glauben läßt, und daß Letzterer, über diese unwürdige Behandlung empört, in die bekannten Worte ausgebrochen: „Nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten“. Der Oberstlieutenant von Rochow erhielt den strengen Auftrag, mit seinem Kopf dafür zu haften, daß der Prinz nach Wesel komme, und ihn, sei es „todt oder lebendig“ dort abzuliefern, worauf dieser erwiederte, man könne sich auf die Leute verlassen, denen der Prinz zur Obhut übergeben wäre.

Am 12. langte der Zug in Wesel an, und hier erfolgte das erste Verhör vor dem Könige. Auf die Frage, warum er habe entweichen wollen, erwiederte der Prinz: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen gemeinen Sklaven behandelt haben.“ — Ihr seid nichts als ein gemeiner Deserteur, der

keine Ehre hat", lautete die Antwort des zur äußersten Wuth gereizten Fürsten, und als der Prinz hierauf entgegnete: „Ich habe so viel Ehre als Sie, und ich habe nichts gethan, als was auch Sie nach Ihren eigenen Worten gethan hätten“, da zog, ganz außer sich gebracht, der König den Degen, um blutig diesen Widerspruch zu bestrafen. Der Kommandant von Wesel jedoch, General von Rosel, sprang dazwischen und rief mit entschlossenem Tone: „Majestät, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes“. Es fielen von jenem Augenblick an keine ferneren Gewaltthatigkeiten mehr vor.

Als der König nach Berlin kam, wurde ein strenges Strafgericht über alle diejenigen, welche in näherer Beziehung zu dem Kronprinzen gestanden und der Theilnahme an seinen Schritten für verdächtig schienen, abgehalten. Dönhofs Jaudlin wurde nach Memel verbannt, Oberlieutenant von Kochow und Lieutenant von Keyserling mußten in ihre Regimenter treten; Fedulein von Wilow, die erste Hofdame der Königin, und ihr Bruder, ehemals preussischer Gesandter in Schweden, geborne Hannoveraner, die dem Könige als Zwischenträger seiner Gemahlin und des Londoner Hofes galten, wurden nach Insterburg verwiesen; der Minister von Knyphausen wegen seiner Vorliebe für das hannoversche Bündniß erhielt seine Dienstentlassung, und mußte sich auf seine Komthurei Siegen zurückziehen. Noch mehrere Andere, welche um die Anleihen und andere Schritte des Kronprinzen wußten, oder mit ihm in sonstiger, dem Vater mißfälligen Verbindung gestanden hatten, mußten mehr oder minder hart büßen.

Furchtbar entlud sich der Zorn des Königs über den Hauptverbrecher, den Lieutenant von Katte, dem trotz zeitiger Meldung der Fluchtversuch nicht, wie dem früheren Vertrauten des Kronprinzen, von Keith, geglückt war. Mit eigener Hand riß ihm der König das Johanniterkreuz vom Halse, und fügte noch fernere schwere Mißhandlungen hinzu. Darauf folgten die strengen Verhöre und der Spruch des Kriegsgerichtes in Köpenick am 25. Oktober. Dieser lautete dem erzürnten Monarchen zu gelinde, denn er erkannte nur auf Verstößung aus dem Militair und lebenslängliche Gefangenschaft. Aus eigener souveräner Machtvollkommenheit verwandelte Friedrich Wilhelm dies in den Tod durch das Beil, welchen er noch eine der Familie erzeigte Gnade nannte, weil der Unglückliche durch seinen schändlichen Hochverrath mit glühenden Zangen gekniffen und aufgehängt zu werden verdient hätte.

Das Urtheil wurde in Küstrin, wohin man den Unglücklichen hingeführt hatte, und in der Nähe des Gefängnisses, in welches schon zuvor sein königlicher Freund gebracht worden war, vollstreckt, nach einem freilich nicht ganz verbürgten Gerücht vor den Augen des sonst schon hart niedergedrückten jungen Fürsten. Gewiß aber ist, daß er auf seinem letzten schweren Gange vor dem Fenster des Kronprinzen vorüberkam. Mit Schmerzens Thränen im Auge warf ihm dieser einen letzten Gruß zu unter dem Ausrufe: „Je Vous demande mille pardons au nom de Dieu, pardon, pardon!“ worauf der Verurtheilte die Hand zum Munde führte und mit heiterer Miene erwiderte: „Point de pardon, mon

prince, je mœurs avec mille plaisirs pour Vous!" Am 6. November früh Rougens um 7 Uhr fiel sein Haupt.

Friedrich Wilhelm I. hatte von dem Kriegsgericht verlangt, es solle auch über den Kronprinzen den scharfen Urtheilsspruch fällen, aber vergebens, hier fügte es sich nicht; denn obgleich der König seinen Sohn nur noch „den Delinquenten oder den entlaufenen Oberflieutenant Frig“ nannte, so sahen die wackern Männer in ihm keine andere Person, als den Kronprinzen, dessen Leben unter den obwaltenden Umständen und dem Maße seines Begehens ihnen eben so heilig und unantastbar galt, als das des Königs. Von allen Seiten übrigens drängten die einflussreichsten Männer, auch die, welche sonst der hannoverschen Partie entgegenstanden hatten, wie Fürst Leopold von Dessau, den König mit den allerkräftigsten Vorstellungen; vor Allem der Feldmarschall von Razmer und der Generalmajor von Bubbenbrock. Letzterer, einer seiner liebsten Freunde im geselligen Umgange, seit sechs Jahren sein täglicher Begleiter, entblühte, als der erbitterte Monarch auf der Todesstrafe beharrte, die Brust mit den Worten: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!“

Es läßt sich begreifen, daß Vorstellungen von solcher Seite nicht ohne Wirkung auf einen zwar äußerst leidenschaftlichen aber eben so redlichen Charakter bleiben konnten, der sich zwar die allergrößte Strenge, aber keine Ungerechtigkeit, nach seiner Auffassung wenigstens, verziehen hätte. Der Gedanke an Todesstrafe wurde aufgegeben, allein das strengste Gefängniß trat dafür ein. Bekannt ist es, daß von vielen europäischen Höfen die dringendsten Schreiben um Begnadigung des Prinzen eingingen, namentlich auch von Kaiser Carl VI. Wenn auch Friedrich Wilhelm I. auf die Mittheilungen davon zu erwidern pflegte, daß er in seine Familienangelegenheiten fremde Einmischung nicht gern sähe, so blieben Vorstellungen der Art doch wohl nicht ohne alle Wirkung, und erhöhten bei ihm das Bedenken über die Rechtmäßigkeit einer so schweren Ahndung. Wenigstens mußte der Prinz später eigenhändig an seine hohen Fürsprecher Dank schreiben aufsetzen und seine Erkenntlichkeit für die ihm erzeigte Güte aussprechen.

Der Feldprediger Müller, derselbe, welcher dem unglücklichen Ratten den letzten Trost zugesprochen hatte, war vom Könige ausersehen, auch den gefangenen Kronprinzen durch seinen geistlichen Beistand zur Erkenntniß seiner Begehens und möglicher Weise zur Besserung zu bringen. Er wurde um so ergebener von dem Prinzen empfangen, da er die letzten Mittheilungen seines unglücklichen Freundes zu überbringen hatte. Auch war der Prinz seinerseits im Anfang gar nicht sicher, ob nicht das Schwert noch über seinem Haupte schwebte. Der Prediger mußte seine Wohnung über dem Gefängnisse Friedrichs einnehmen, und wurde unablässig von demselben zu neuen geistlichen Unterhaltungen gerufen.

Die Nachrichten Müllers über eine solche Stimmung des Prinzen, die der Vater nach seinen schweren Vorurtheilen keinesweges vermuthet hatte, machten auf Letzteren einen sehr befriedigenden Eindruck. Dies bekundet ein Brief, den

er umgehends am 8. November auf die Meldung hiervon an Müller schrieb, und welcher außerdem beweist, daß das Vaterherz in ihm nicht gänzlich schwieg, und daß er nur seinen strengen Ansichten von königlicher und väterlicher Würde gemäß höher gehandelt hatte. Zur besseren Beurtheilung des eigenthümlichen Charakters möge hier der erwähnte Brief folgen: „Ehrwürdiger, lieber Getreuer. Ich habe Eure Berichte vom 6. und 7. wohl erhalten. Es ist Euch hierauf zur Antwort, daß Ihr noch bis auf weitere Ordre daselbst verbleiben und fleißig bei dem arrestirten Kronprinz hingehen und ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche Er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen Mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine Honneur begangen; denn Geld zu leihen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann, und desertiren wollen, kämen von keinem Honnethomme her, sondern gewiß aus der Hölle, von des Teufels Kindern, und also unmöglich von Gottes Kindern. Hiernächst habet Ihr mit auf Euer Gewissen, sowie Ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnet, gemeldet, daß der Prinz in Küstrin sich zu Gott bekehret, und seinen König und Herrn und Vater tausendmal um Vergebung bâte über Alles, was er gethan und verbrauchen hätte. Wosern Ihr nun den Kronprinz also findet, daß er dieses beste vor Gott verspricht, und Ihm seine Sünden von Herzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich ver sicherter Maßen und auf die Art, wie ich es hierher gesezet, zu bessern: so sollet Ihr in Meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihm zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte, aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem schawen Arrest lassen, und wiederum Leute bei ihm geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten. Es sollte ihm die ganze Stadt zum Arrest sein, so daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde ihm auch vom Morgen bis Abend Occupationes geben, bei der Kriegs- und Domänen-Kammer und Regierung, sowohl in ökonomischen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Acten nachzulesen und Extracten zu machen. Ehe und bevor aber solches geschehe, würde Ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, Meinen Willen und Ordres stricte und gehorsamlich nachzuleben, und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret. Wosern er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, solle er der Krone und Kur bei der Succession verlustig sein, auch nach denen Umständen wohl gar das Leben verlieren. Er möchte sich also patientiren, bis Alles, was zu der neuen Einrichtung gehöret, fertig sein wird, alsdann ich ihm die General-Lieutenants v. Grumbkow, v. Borke und v. Räder, den General-Major v. Buddenbrock, die Obersten v. Baldow und v. Verschau, und den Geh. Rath v. Thulemeier hinsenden würde, ihm den Eid abzunehmen. Ich erinnere Euch hierbei, dem Prinzen in meinem Namen vorzustellen, ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit gesaget, daß ich ihn wohl kennete, oder ob Er noch glaube, daß Ich Ihn nicht gekannt. Also würde er selbst überzeugt sein, daß

ich Sein böses Herz kenne. Wo demnach dasselbe nicht gebeuget und geändert, sondern in dem alten Zustande wäre, und er diesen vorgedachten Eid abschwören sollte, würde er denselbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachsprechen, Ihr solltet ihm dannhero wegen dieses Punktes in meinem Namen sagen: Ich ließe ihm als ein guter Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten; die *reservations mentales* verstanden wir hier nicht, sondern wir verstanden nichts, als wie es da geschrieben stände. Wofern er nun den Eid übertreten und brechen würde, so würde und könnte keine Excuse weiter statthaben, also möchte er dieses wohl bedenken, Sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern, weil dieses eine sehr wichtige und schwere Sache wäre. Gott der Allmächtige gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leistungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen entrisfen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen. Amen! —

Der Prinz fügte sich in alle Anordnungen und leistete den Eid auf verlangte Weise. Da er der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Küstrin als Assessor zugewiesen war, so unterzog er sich den ihm aufgetragenen Geschäften, so wie der Vorschrift, Civilkleidung zu tragen, indem er nur um Zulassung eines Porte d'Epée's an seinen Degen hat, ein Umstand, der ihn nicht wenig in den Augen des Königs hob, da dieser seinem Sohne keinen Begriff von militärischer Ehre zugebraut hatte.

Der Kronprinz fand in dem Kammerpräsidenten von Münchow nicht nur einen außerordentlich geschäftstüchtigen, sondern auch liebenswürdigen Vorgesetzten, welcher ihm den Aufenthalt, soweit es nur immer die freieste Auslegung seiner Instruktion erlaubte, erträglich zu machen suchte. In seinem Hause fehlte es nicht an geselligem Verkehr mit liebenswürdigen und geistreichen Menschen. Die streng angeordnete Arbeitszeit wurde festgehalten, und dem Könige das Ergebniß derselben mitgetheilt. Auch noch außerhalb der Sitzungen geschah Manches zur Ausbildung des jungen fürstlichen Hülfsarbeiters, denn der Kammerdirektor Hille unterrichtete ihn in Finanz- und Polizeisachen, der Kriegsrath Hünike in der Landwirtschaft und Domänenverwaltung. Beide waren ausgezeichnete Beamte, denen der König sein volles Vertrauen schenkte, jedoch verwarf er nichtsdestoweniger ihren Vorschlag, dem Kronprinzen wenigstens einige Bücher über Finanzen und Polizei in die Hände zu geben; so groß war seine Furcht vor allem Theoretisiren, auch meinte er, daß gerade durch die Lectüre der Prinz auf so schlimme Abwege geleitet worden sei.

Die Verhältnisse des Kronprinzen erfuhren eine wesentliche Besserung, als sich nach mehr als neunmonatlicher Buße der strenge Vater endlich zu einem

Besuche in Küstrin entschloß (den 15. August 1731). Auch sein Herz war etwas weicher geworden, und zeigte sich in dieser Weise dem Sohne, welcher vielleicht zum ersten Mal jetzt mit vollem Bewußtsein den Ausdruck wahrhaft väterlicher Gesinnung kennen lernte. Eine rührende Scene der Ausöhnung erfolgte, und der Prinz erhielt freieren Spielraum in seiner Bewegung. Es ward ihm erlaubt, zum Vergnügen und zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse die benachbarten Aemter zu bereisen. Hier lernte er auch unter Anderem seinen Vater von einer Seite kennen, die ihm bisher entgangen war, und die ihm Hochachtung vor demselben einflößte, nämlich seine ökonomischen Schöpfungen und ihren reichen für die Unterthanen segensvollen Ertrag. Diese Erfahrungen erhöhten natürlich in ihm den Drang, den bisher so vielfach verkannten Vater auch seiner Weise ganz zufriedenzustellen, indem er den Wunsch aussprach, eine Compagnie in Küstrin und eine in Frankfurt zu haben, um neben seinen Kammerarbeiten auch den militärischen Beschäftigungen leben zu können. Der König wollte Anfangs gar nicht an die Aufrichtigkeit solcher Wünsche glauben, weil sie zu sehr seine liebsten Hoffnungen überstiegen.

Was übrigens die Pläne mit der englischen Doppelheirath betrifft welche trotz der unverbindlichen Entlassung des Ritters Hotham, wie wir wissen, noch nicht aufgegeben worden waren, so hatten diese durch die Flucht des Kronprinzen plötzlich für immer ein Ende gefunden, da Friedrich Wilhelm dem englischen Geschäftsträger rund heraus erklärte, daß er ferner nichts mehr von Verbindungen der Art hören wollte. Aller Bemühungen der Königin ungeachtet blieb Friedrich Wilhelm I. fest, und schon im Frühjahr 1731 ward die Prinzessin Wilhelmine, welche man zuvor dem Prinzen von Wales bestimmt hatte, an den Erbprinzen von Baiereuth verlobt. Am 20. November wurde die Hochzeit feierlich begangen. Man hatte bei Hofe die Anwesenheit des Kronprinzen zu dieser hohen Feier erwartet, doch vergebens; allein am vierten Tage der äußerst glänzend ausgestatteten Festlichkeiten erschien Friedrich ganz unvermuthet Abends 7 Uhr im Schlosse, als schon der Tanz begonnen hatte. Unendlich groß war die Freude in der königlichen Familie. Von dem Augenblick an galt Friedrich als völlig in Gnaden aufgenommen; auch seine militärische Kleidung gab man ihm wieder. Zwar kehrte er schon in wenigen Tagen nach Küstrin zurück, doch nicht auf lange Zeit.

Um aber seines Sohnes Eintritt in ein selbstständiges Leben gegen neue Beirungen zu sichern, wollte Friedrich Wilhelm I. ihn vermählen. Zur Braut bestimmte er ihm die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, die Nichte der Gemahlin Kaiser Karls VI., dem König also auch politisch eine sehr angenehme Verbindung, da sie der englischen Partie recht sichtlich entgegentrat. Offenbar hatten Seckendorf und Grumbow mit geschickter Hand des Königs Schritte hierbei geleitet.

In dem Kronprinzen kämpfte die Pflicht des Gehorsams mit dem der Jugend und einem kräftigen Herzen so natürlichen Drange nach Selbstbestimmung,

namentlich in den innigsten Verhältnissen des menschlichen Lebens. Er durchschaute recht gut, daß die seinen Reigungen feindseligen Günstlinge des Vaters über sein Lebensgeschick bestimmten, Grund genug, sich solchen Bestimmungen zu widersetzen; allein er hatte zu schmerzlich erfahren, wohin unzeitiger Widerstand führte, und indem er mit kälterem Blut die große Aufgabe seines Lebens prüfte, fügte er sich in den Willen seines Vaters. Ein Versuch, durch Ormblow von der vorgeschlagenen Verbindung loszukommen, war gänzlich mißglückt, denn der Günstling hatte ihn, fern davon, in die vorgetragenen Wünsche einzugehen, vielmehr nur mit großer Kälte sein Uebergewicht in den Verhältnissen der königlichen Familie fühlen lassen.

Friedrich Wilhelm I. war von der Zustimmung des Prinzen im hohen Grade beglückt. Am 10. März 1732 wurden in Berlin die Verlobungsringe gewechselt. Schon am 29. Februar war Friedrich zum Obersten und Chef des vacanten von der Solzischen Infanterie-Regimentes ernannt; der Aufenthalt in Rüstzin hatte ein Ende. Nach Verlauf eines Jahres wurde die Vermählung unter Anwesenheit des ganzen Berliner Hofes in Salzdahlum gefeiert, am 12. Juli 1733.

So war die Lage der Dinge an Friedrich Wilhelms I. Hofe, als neue wichtige politische Fragen sich in den großen europäischen Kabinetten erhoben, bei welchen Preußen nicht unbetheiligt bleiben konnte; nämlich in Betreff Polens. König August II. nahte sich seinem Ende, und man mußte daher zu einem Beschluß in Betreff der Zukunft der Republik kommen. Weber Rußland, noch Oesterreich, noch auch der König von Preußen war mit einer Nachfolge des Königs Stanislaus Leszcynski zufrieden, zumal seitdem er Schwiegervater des Königs Ludwig XV. geworden war. Zu diesem Zwecke hatte schon eine Uebereinkunft zwischen Preußen und Rußland im Jahre 1726 stattgefunden. Friedrich Wilhelm wollte aber auch den Kurprinzen von Sachsen vom Throne ausgeschlossen wissen, und irgend einen Abkömmling der Piasten auf denselben setzen. Am österreichischen Hofe war man mit diesen Ansichten im Allgemeinen einverstanden, und nur in Verlegenheit über die Person, welche zu der hohen Stellung befördert werden sollte; auch hatte man hier kein Bedenken gegen den Kurprinzen, sobald dieser ebenfalls die pragmatische Sanction anerkannte. Am eifrigsten in dieser polnischen Angelegenheit war König August selbst, und trug sich hierbei, seinem intriguenvollen Charakter gemäß, mit den mannigfaltigsten ehrgeizigen Plänen, in welche er auch Friedrich Wilhelm I. zu verflechten trachtete. Bei den Zusammenkünften mit ihm im Mühlberger Lager und später in Berlin hatte er sich bemüht, den König von Preußen zu einem deutschen Fürstenbunde unter dem Beitritt Frankreichs zu bewegen, angeblich zur Unterstützung des Kaisers, der Wahrheit nach aber, um ihm in deutschen Angelegenheiten desto kräftiger entgegenzutreten, ja möglicher Weise einen Theil der österreichischen Länder an sein Haus bringen zu können. Auch von Plänen einer Theilung Polens war vielfach die Rede gewesen.

Sie haben gesehen, wie schon zu wiederholten Malen Pläne dieser Art in Anregung gebracht worden waren. Carl X. hatte während des schwedisch-polnischen Krieges auf das Ernstlichste daran gedacht; auch haben wir ferner gesehen, daß König August II. selbst im Laufe des großen nordischen Krieges Rußland mit den Ostseeprovinzen, König Friedrich I. mit dem polnischen Preußen, Oestreich mit der Zipser Gespannschaft abfinden, den Rest in ein erbliches Königreich verwandeln wollte. Auf ähnliche Vorschläge kam der alternde König jetzt zurück. Um Rußland, welches seit dem Nyfledter Frieden die obengenannten Provinzen schon erhalten hatte, zu beschwichtigen, sollte es Lithauen bekommen, doch ohne Wilna, in Westpreußen wollte er Danzig behalten.

Gegen das Ende des Jahres 1732 hatte August II. dem preussischen Gesandten Marschall von Biberstein ganz unumwunden Anträge darüber gemacht, und als dieser darauf entgegnete, ob er schon einige Magnaten des Reiches dafür gewonnen habe, erwiederte der König, dessen bedürfe es nicht, da er mit den Polen schon fertig werden würde, wenn er auf die Zustimmung der betheiligten Mächte rechnen könnte. Auch mit Grumblow verhandelte August noch im Anfang des Jahres 1733 in geheimer Conferenz, der ihm bei seiner Reise nach Polen auf besonderen Wunsch von dem Könige nach Krossen entgegengeschickt war. Die Unterredung fand auf eine vertrauliche Weise statt, bei vollen Champagnergläsern, wahrscheinlich um des Königs Vertrauten desto leichter auszuforschen; doch Grumblow, der, wie wir schon wissen, in dieser Beziehung ein ganz besonderes Talent besaß, hielt tapfer aus; vielleicht mochte der König selbst von seinen Plänen mehr verrathen haben, als er wohl wünschte.

Grumblow war zu eng an die östreichische Partei gekettet, um auf irgend einen Plan, welcher den Interessen der kaiserlichen Familie entgegenlief, eingehen zu wollen. Nichtsdestoweniger waren die Bemühungen des Königs von Polen an den großen östlichen Höfen nicht unbemerkt geblieben. Man fürchtete, daß sich Friedrich Wilhelm I. von seinem schlaunen Nachbar gewinnen und zu Frankreich hinüberziehen lassen würde. Deshalb kam schon gegen das Ende des Jahres 1731 der russische Oberstallmeister Graf Löwenwolde nach Berlin, um vor allen Dingen bei einer etwa eintretenden Thronveränderung die Wiederwahl Stanislaus Leszcynski's abzuwenden. Man einigte sich für die Person eines aus dem Geschlechte der Piasten stammenden Magnaten, nämlich den Fürsten Sangusko, einen durch seine Familienverbindungen und großen Güter sehr einflußreichen Herrn. Mit diesem Vorschlage war jedoch der Wiener Hof nicht ganz zufrieden, sondern rieth vielmehr zu dem Infanten Don Emanuel von Portugal, er war des Kaisers leiblicher Vetter, und durch seine kriegerischen Eigenschaften aus dem letzten glorreichen Türkenkriege in Europa wohl bekannt.

Am 13. December 1732 kam diese Uebereinkunft, gewöhnlich der Löwenwolde'sche Vertrag genannt, zu Stande. Der Prinz von Portugal sollte auf den Thron gesetzt werden. Ein jeder der drei Theilnehmer machte sich zur Stellung einer Anzahl Truppen und zu einem Gelbbeitrage von 80,000 Dukaten



anheischig. Der Vertrag enthielt manche Vortheile für Preußen; namentlich sollte nach Absterben des Kettlerschen Hauses in Kurland die Herzogswahl auf einen preussischen Prinzen gelenkt werden. Auch von einer neuen Versicherung in Betreff des Herzogthums Berg mit Einschluß von Düsseldorf und einem angrenzenden Strich Landes am Rhein soll wiederum die Rede gewesen sein, obschon im Hauptvertrage nichts davon vorkommt; allein es ist zu natürlich, daß Friedrich Wilhelm I. bei dieser in hohem Grade günstigen Gelegenheit, wo der Kaiser des preussischen Beistandes so sehr bedurfte, nicht darauf hätte zurückkommen sollen; und wenn man sich erinnert, wie wenig es dem Wiener Hofe darauf ankam, widerstreitende Versprechungen zu geben, sobald er sich nur diplomatisch eine Hintertür offen erhalten konnte, so darf man wohl Bestimmungen der Art unter diesen Umständen erwarten. Uebrigens bedurfte es damals starker Mittel, um den nützlichen Verbündeten zu fesseln, denn gerade in diesen Tagen unterhandelte, wie schon oben erwähnt, der preussische bevollmächtigte Minister Marschall von Biberstein in Dresden wegen einer Theilung Polens, in welcher dem Könige das polnische Preußen, ein Theil von Großpolen und Kurland gesichert werden sollte, auch wenn Rußland und Oestreich nicht auf solche Bedingungen eingehen würden. Diese lockenden Anerbietungen, von denen die beiden großen Ostmächte ohne Zweifel die genaueste Kenntniß hatten, da alle Verhandlungen durch Grumblows Hände gingen, und daher unverzüglich dem Grafen Seckendorf mitgetheilt wurden, verlangten von Seiten der Widersacher ein Gegengewicht, und deshalb ist das Versprechen in Bezug auf Berg, in welcher Form es auch immer geleistet sein mag, durchaus wahrscheinlich.

Der Löwenwoldesche Vertrag bot für Friedrich Wilhelm I. um so weniger sichere Gewährleistung, da ihn Seckendorf nicht förmlich unterzeichnete, und Löwenwolde sich die Ratifikation seiner Kaiserin ausdrücklich vorbehielt. Daher hielt sich auch der König seinerseits nicht vollständig durch den Vertrag verpflichtet, und fuhr, wie wir oben gesehen haben, fort, durch Grumblow, freilich ein sehr ungeeignetes Werkzeug für eine selbstständige preussische Politik, mit dem König August über Polen zu unterhandeln. Friedrich Wilhelm I. war endlich doch etwas argwöhnisch gegen das Wiener Kabinet geworden, namentlich seit der Verlobungsangelegenheit des Kronprinzen, denn Karl VI. hatte, da Georg II. sich endlich zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion verstand, seinerseits alle mögliche Anstrengungen gemacht, um die mit so vielen künstlichen Unterhandlungen abgeschlossene Verlobung Friedrichs mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern wieder rückgängig zu machen, und die Verbindung mit England von Neuem in Gang zu bringen, welche ihm unter diesen Umständen zur Befestigung der östreichischen Erbfolgeangelegenheiten höchst erwünscht gewesen wäre, um England und Preußen zu gleicher Zeit für die östreichischen Interessen zu gewinnen. Allein welche Mühe sich auch Seckendorf immer gab, den dornenvollen Auftrag seines Hofes, welchen er selbst für die schwierigste aller seiner bisherigen diplomatischen Aufgaben erklärte, auszurichten, so gelang

ihm dies nicht. Im Gegentheil setzte er fast seinen ganzen Einfluß am Berliner Hof fruchtlos auf das Spiel, da dem Könige in seiner schlichten Auffassung von Vertragsverhältnissen dieser offenbare Wortbruch ein ganz unerträglicher Gebanke war. Welche Vorstellung mußte er von da an von der Ehrlichkeit der kaiserlichen Politik nach so manchen anderweitigen üblen Erfahrungen hegen?

Friedrich Wilhelms I. Vorkehrungen nutzten um so weniger, da sich diesmal das Geschick gegen ihn erklärte, und ihn völlig den übrigen Theilnehmern des Vertrages in die Hände gab; denn wenige Tage nach dem Gespräch mit Grumbkow starb August II. unerwartet zu Warschau in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar.

Friedrich Wilhelm I. war nun aufrichtig zur Ausführung des Löwenwoldeschen Vertrages geneigt, und hielt Geld sowie die verabredeten Truppen bereit, befahl auch seinem Gesandten in Warschau, mit den der beiden verbündeten Mächte in voller Uebereinstimmung zu handeln. Allein bald mußte er zu seiner schmerzlichen Erfahrung, daß die Kaiserin Anna in den Punkt wegen des Herzogthums Kurland, welches sie ihrem Lieblinge Ernst von Böhren bestimmt hatte, nicht willigte, und daß auch Oestreich den Bedingungen des Vertrages nicht nachkäme. Der östreichische Kandidat nämlich, Prinz Emanuel von Portugal, fand in Polen wenig Anklang, dagegen bewarb sich nicht ohne Erfolg der junge Kurfürst von Sachsen um die polnische Krone, und war, um diesen Bewerbungen den nöthigen Erfolg durch Oestreichs Unterstützung zu verschaffen, trotz aller Ansprüche des eigenen Hauses zur unbedingten Anerkennung der pragmatischen Sanktion für die Länder der Habsburgischen Dynastie entschlossen. Auch Friedrich Wilhelm I. war dieser Bestimmung, obschon sie gegen die verabredeten Beschlüsse lief, durchaus nicht abgeneigt, wenn nur der Kurfürst in Bezug auf die zwischen Preußen und Sachsen schwebenden Fragen die nöthige Nachgiebigkeit zeigen würde. Man verlangte, er solle den wieder aufgenommenen Prozeß wegen der Ansprüche Sachsens auf Jülich und Berg ganz fallen lassen, Berg auf den Fall, daß Pfalz-Neuburg abginge, für Preußen gewährleisten, die Absichten des Königs auf Kurland begünstigen, und einem Sohne des Königs die Eventualbelehnung erteilen; ihn selbst als König in Preußen anerkennen, ihm den Titel von Ostfriesland geben, die Durchführung des Hallischen Salzes nach Elbing wieder eröffnen, in der Elbingschen und Draheimischen Ablösungssache nichts gegen des Königs Vortheil thun, die im Belauer Vertrage festgesetzte freie Werbung in Polen und Lithauen gestatten, und diesen Vertrag wie alle andern zwischen Brandenburg und Sachsen erneuern. Man schlug zwar diese Forderungen nicht gerade ab, suchte aber Ausflüchte, unter dem Vorwande, daß man gegen die Rechte Polens und der übrigen sächsischen Häuser nicht verstoßen dürfte. Hierüber war Friedrich Wilhelm sehr aufgebracht, und diese üble Stimmung schärfte sich noch, als man ihm nicht einmal die gewünschte Anzahl langgewachsener Rekruten stellen wollte, ein Punkt, der ihn auch gegen den Kaiser in eine neue Aufregung versetzte, indem ihm

nicht mehr in der früheren Weise die Anwerbung ausgesuchter Leute in den Erbstaaten gestattet werden sollte.

Nichtsdestoweniger forderte ihn Karl VI. auf, während er selbst bei Döbeln Truppen zusammenzog, ebenfalls den Bedingungen des Löwenwoldeschen Vertrages nachzukommen, und seinerseits die Ausschließung Stanislaus Leszczyński's vom polnischen Throne förmlich zu erklären. Zu einem solchen Schritt fand sich natürlicher Weise der König jetzt keinesweges willig, überhaupt nahm die ganze politische Stimmung am preussischen Hofe eine andere Farbe an; der Kronprinz rieth sogar zur Besetzung des polnischen Preußen, freilich nach dem, was bisher geschehen und geduldet, ein sehr kühner Schritt. Wenigstens jedoch wahrte man sich für die kommenden Ereignisse freiere Hand durch Berufung auf die vorliegenden und wirklich ratifizirten Verträge von 1728 und 1730 über die polnischen Angelegenheiten, welche von einer Ausschließung des ehemaligen Königs nichts enthielten, sondern den Polen nur die freie Wahl sicherten. Nichtsdestoweniger wollte der König auch jetzt noch den Löwenwoldeschen Vertrag erfüllen, sobald nur der Artikel wegen des Herzogthums Kurland ratifizirt würde.

Alein Seckendorf war nicht im Stande, hierbei auch nur einigermaßen zufriedenstellende Versicherungen zu geben; seine Erklärung lautete höchst dunkel, wenn die jülich-bergische Sache in Wichtigkeit gebracht sei, so werde sein Hof kein Bedenken tragen, Kurland einem preussischen Prinzen zu garantiren, was freilich fast wie ein Hohn klang.

Natürlich ließ man sich in Berlin durch eine so seltsam-unbestimmte Antwort nicht beschwichigen. Es kann übrigens auffallend erscheinen, wie der kaiserliche Hof, der eine Zeit lang so großen Werth auf den Bund mit Preußen gelegt hatte, jetzt dem Anschein nach so rücksichtslos diese Macht behandelte. Dieser Umstand ist aber leicht zu erklären, denn Oesterreich hatte fürs Erste sein Ziel erreicht, nämlich das Herrenhauser Bündniß, und das Zusammenwirken der dabei theilhaftigen Mächte war gänzlich gesprengt, Preußen in dem Grade politisch isolirt, daß ein wesentlicher Widerstand von demselben gar nicht zu erwarten stand, namentlich seitdem Georg II. ganz für die kaiserlichen Zwecke gewonnen war. Von dieser Seite schien die östreichische Erbfolge vollkommen gesichert. Von dem Augenblick an stieg ein Bündniß mit Sachsen am kaiserlichen Hofe im Preise, denn hier hatte man nicht vergessen, welche für das Haus Habsburg nachtheilige Pläne von dem verstorbenen Herrscher entworfen waren. So wurde denn zwischen dem Dresdner und Wiener Hofe ein förmliches Bündniß abgeschlossen (16. Juli), in welchem Kurfürst August die östreichische Erbfolgeordnung, der Kaiser dagegen diesem seine sächsischen Länder gewährleistete. Zugleich versprach Karl VI. dem Kurfürsten seine Mitwirkung in Bezug auf den polnischen Thron durch Zusicherung freier Wahl, mit dem Bemerken, daß Rußland, England und Preußen Geld und Truppen zur Unterdrückung der französischen Partei und ihres Schützlings Stanislaus anwenden würden, wobei allerdings auf billige Berücksichtigung der von Preußen und Rußland bekannt gewordenen Wünsche gerechnet war.

Welche Bedeutung dieses Versprechen aber, wenigstens für Preußen hatte, ergibt sich schon daraus, daß kurze Zeit darauf ein Vertheidigungsbündniß zwischen der Kaiserin Anna und dem Kurfürsten geschlossen wurde, in welchem Letzterer unter Anderem in Kurland nach dem Tode des Herzogs Ferdinand durchaus freie Wahl zusichern sollte, dem, was der preußische Hof verlangt hatte, durchaus entgegen; Alles war wiederum auf gegenseitige Täuschung berechnet, wobei natürlich der Ehrlichste, und das war der König Friedrich Wilhelm I., am schlechtesten fahren mußte.

Trotz aller dieser Verträge schien die französische Politik diesmal den Sieg davonzutragen, denn Stanislaus Leszcynski langte verkleidet nach einer höchst abenteuerlichen Reise in Warschau an, und ward am 12. September, da die sehr schwache sächsische Partei sich vom Wahlfelde entfernt hatte, einstimmig zum König von Polen erwählt. Französisches Geld hatte wesentlich dabei mitgewirkt; zu gleicher Zeit hatte der französische Gesandte, Marquis von Chéstar die, Alles aufgeboten, um Friedrich Wilhelm I. dem französischen Prätendenten in Polen geneigt zu machen. Der König war auch gar nicht gewilligt, Truppen gegen Stanislaus zu senden, selbst nicht einmal der Kaiser, da er einen Einbruch der Franzosen in das Reich und in seine Erbländer fürchten mußte; ja sogar die Sachsen hätte er lieber am Rhein verwendet. Dagegen rückten 40,000 Mann Russen gegen Warschau vor, denen von polnischer Seite fast gar kein Widerstand entgegengesetzt wurde. Stanislaus sah sich daher trotz des anfänglich glänzenden Erfolges zur Flucht gezwungen, und suchte Schutz in den Mauern der Stadt Danzig. Durch den Beistand der Russen wurde nun der Kurfürst von Sachsen unter dem Namen August III. zum König von Polen ausgerufen, ein neuer Grund zur Unzufriedenheit für Friedrich Wilhelm I., weil er meinte, August wolle sich unter russischem und östreichischem Beistande zum erblichen König von Polen erheben, und zwar, um Preußen dadurch noch besser im Schach zu halten.

Kaiser Karl VI. hatte übrigens in seinen Befürchtungen vor Frankreich vollkommen Recht; denn trotz der friedlichen Politik des Kardinals Fleury hatte doch die kriegerische Partei das Uebergewicht am Hofe gewonnen, und auch auf geeignete Maßregeln zum Schaden der Gegner gedacht. Die Könige von Spanien und Sardinien nahmen an der Kriegserklärung gegen den Kaiser Antheil (Oktober), und so wurde wirklich der Kampf in Deutschland und Italien eröffnet. Zu gleicher Zeit bemühte sich der französische Gesandte in Berlin, den König zur Befezung des polnischen Preußens zu bewegen. Dies freilich gelang ihm nicht, doch aller ehemaliger Eifer für die kaiserliche Sache war ganz geschwunden; ja Friedrich Wilhelm I. wollte nicht einmal die schriftlich dem Kaiser versprochenen 10,000 Mann Truppen zu dessen Heer abgehen lassen. Darüber kam es zwischen dem König und Seckendorf über Tafel zu heftigen Erörterungen, denen nur durch eine geschickte Wendung Grumblows, der mitunter den Buffo zu spielen mußte, noch zur rechten Zeit eine glücklichere Wendung gegeben wurde;

doch der König nahm durch viele beschränkende Bedingungen der gestellten Hülfe allen Werth. Die Truppen sollten vom December ab sechs Monate in den Winterquartieren verpflegt, und nicht in Festungen verlegt werden, nur bei dem Hauptheere bleiben, höchstens drei bis vier Meilen täglich marschiren und jeden vierten Tag rasten. Man sah sehr deutlich, daß nur noch der äußerlichen Verpflichtung genügt werden sollte.

Unter der Zeit war Danzig von 36,000 Mann Russen unter dem General Paschy belagert worden, während durch französische Hülfe die Besatzung auf 10,000 Mann gestiegen war. Auch die Bürger der Stadt nahmen an der Vertheidigung Theil, ohne sich durch die Drohungen der Belagerer schrecken zu lassen. Friedrich Wilhelm I. wurde über den Gang der Dinge von Tage zu Tage ungehaltener, denn die Nähe der russischen Truppen erregte seinen Argwohn. Er drohte mit 20,000 Mann der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen, widerrief die anfänglich gegebene Erlaubniß, daß russische Belagerungsgeschütz über Memel durch seine Staaten vor Danzig zu bringen, weil der französische Gesandte dieselbe Vergünstigung für Frankreich in Anspruch genommen hatte, und er durchaus streng parteilos in diesem Kampfe bleiben wollte. Auch der russische Feldmarschall Münnich konnte in der Unterhandlung mit dem König nicht zu bessern Ergebnissen gelangen. Gleichwohl blieb es bei diesen augenblicklichen Zornesausbrüchen, denn immer mußte Seidenborf nebst seinem Vertrauten ihn wiederum durch kleine Mittel, wie die Stellung von großen Rekruten und sonstigen Aufmerksamkeiten zu beschwichtigen. Preußen wurde den Verbündeten wenigstens nicht auf direktem Wege gefährlich.

Des Königs Eifer für die Sache des kaiserlichen Hofes war ganz erkaltet, und vielleicht würde er auch ohne Bedenken gegen die Wünsche Karl VI. thätig eingegriffen haben, da er nicht nur die versprochenen 10,000 Mann äußerst zögernd in Bewegung setzte, sondern auch zahlreiche Truppenabtheilungen für möglicher Weise eintretende Fälle bereit hielt, wenn nicht die Franzosen ihre Hülfe gegen alle Versprechungen äußerst lau betrieben hätten. An Versprechungen von Seiten der Verbündeten fehlte es außerdem nicht. Während Münnich die Stadt Danzig auf das Festigste bedrängte (im Mai), erschien Löwenwolde von Neuem in Berlin mit Versprechungen in Betreff der flevischen, elbingischen und kurländischen Fragen. Daher nahm denn auch die Sache des Königs Stanislaus eine immer trübere Wendung. Etwa 2300 Mann Franzosen, welche auf einer Flotte nach der preussischen Küste gekommen waren und sich in die Festung Weichselmünde geworfen hatten, konnten seinem Geschick keine bessere Wendung geben. Sie mußten sich nach fruchtlosen Anstrengungen ergeben; Stanislaus durfte sich glücklich schätzen, unter dem Schutze einer Verkleidung der persönlichen Gefangenschaft sich zu entziehen und auf königlich preussisches Gebiet zu entkommen (27. Juni).

Wohlbehalten langte Stanislaus in Königsberg an, wo er preussischer Seits eine gastfreie und seiner hohen Stellung gemäße Aufnahme fand, ohne

daß sich Friedrich Wilhelm I. durch die Drohungen der Kaiserin Anna, welche ihm Preis von 100,000 Rubel auf seinen Kopf gesetzt und gedroht hatte, daß sie den hohen Flüchtling mit gewaffneter Hand abholen lassen würde, schrecken ließ. Trotz aller seiner Bemühungen konnte Seckenbors den König zu keinem unwürdigen Beschluß veranlassen, obwohl er ihm wiederholentlich darlegte, wie wenig Unterstützung von Frankreich zu hoffen sei, wenn es wirklich zu einem Bruche mit Rußland kommen sollte. Sehr ehrenhaft erklärte er sich gegen den kaiserlichen Gesandten in folgender Weise: „Sobald die Stadt Danzig sich an die Russen und Sachsen zu übergeben in der Noth befunden, hätte der König von Frankreich und Stanislaus selbst an ihn geschrieben, und um Schutz und Aufenthalt in seinem Lande gebeten. Er hätte beide Briefe bis auf diese Stunde unbeantwortet gelassen, da indessen Stanislaus aus Danzig entkommen wäre und sich ohne sein Wissen Anfangs nach Marienwerder, hernach nach Insterburg, Marienburg und Johannisburg in seine preussischen Lande geflüchtet hätte. Ob ihm nun wohl die Drohung der Zarin, den Stanislaus aus seinen Landen mit Gewalt wegzunehmen, mit Fug und Recht Ursach gegeben hätte, sich des Stanislaus Person öffentlich anzunehmen und zu deklariren, daß er nach allgemeinem Völkerrecht einen unglücklichen Herrn, den ehedem Ihre kaiserliche Majestät und ganz Europa vor einen König erkannt, in seine Protection zu nehmen berechtigt wäre, um so mehr, da nach der für Schweden unglücklichen Schlacht bei Poltawa derselbe Stanislaus nach Kolberg in Pommern sich geflüchtet, und allda eine geraume Zeit aufgehalten, ohne daß der Zar solches übel genommen oder dessen Wegnehmung gedroht, so habe er doch nur die Freundschaft von Rußland möglichster Dinge beizubehalten, ein öffentliches Asylum an Stanislaus zu versprechen nicht rathsam gefunden, hingegen im Geheim die Ordre gestellt, sich des Stanislaus Person, wenn sich dieselbe in seinen Landen befinde, zu verschaffen, und an einen haltbaren Ort in Preußen, auch wider seinen Willen zu bringen, welches auch wirklich erfolgt, und würde vermuthlich nunmehr Stanislaus in Pillau angekommen sein, von da er selbigen zu Wasser bis Stettin transportiren lassen und so lange in sicherer Verwahrung halten wollte, bis ihm des Kaisers Willensmeinung, was zu Dero Vortheil durch des Stanislaus Person ausgerichtet werden könnte, zukäme.“

Obgleich diese Antwort eine hinlänglich verständliche Kritik der schon gemachten Anforderungen des kaiserlichen Hofes enthielt, so verlangte man nicht nur auch ferner noch die Auslieferung des unglücklichen Königs an Rußland oder Oestreich, sondern fügte auch noch ein Reizmittel hinzu, welchem Friedrich Wilhelm I. von allen Verführungen der Welt am allerschwersten Widerstand zu leisten vermochte. Lange schon hatte er, und zwar unter Aufopferung mancher politischen Vortheile, mit dem sächsischen Hofe unterhandelt, ihm das Kutowskische Regiment, welches eine Auswahl der schönsten und langgewachsensten Leute enthielt, abzulassen. Jetzt bot man ihm das erste Bataillon desselben an, sobald er seine Hand von dem unglücklichen Flüchtling abzulehen wollte. Man muß die

Ehrenhaftigkeit des Königs anerkennen, daß er auch dieser Lockung widerstand. Ja alle diese Umtriebe bestärkten in dem Grade seinen Beschluß, daß er den Baron von Seckendorf, einen Neffen seines bis dahin so hochgeschätzten Freundes und Vertreter desselben während einer Urlaubstreife, in dem Tabakscollegium aufforderte, in den Jurus: „Vivat Stanislaus et pereat Augustus“ einzustimmen und mit ihm anzustoßen. Auch begnügte er sich nicht mit diesen Aeußerungen im geselligen Verkehr, sondern ließ sogar am kaiserlichen Hofe den Antrag stellen, dem König Stanislaus die Krone, so lange er lebte, zu gestatten, und sie dann auf den Kurfürsten von Sachsen übergehen zu lassen, ein Antrag, der allerdings in Wien großen Unwillen erregte.

Wie übel man ein selbstständiges Auftreten am kaiserlichen Hofe aufnahm, und wie man überhaupt von dort aus das Verhältniß zu Preußen auffaßte, läßt sich aus einem Schreiben an Seckendorf ermessen: „Man begnügt sich nicht damit, heißt es darin, Unser Verlangen abzuschlagen, sondern man läßt untereinfielen viele unanständige Vorwürfe mit einfließen, und spricht mehr Unsern Feinden als Uns das Wort. Allem Ansehen nach hat die Nachricht von dem, was den 19. vorigen Monats unweit Guastalla (wo die Oestreicher geschlagen worden waren) vorgefallen, solche widrige Entschließung verursacht, und ist aus Allem klar abzunehmen, daß man nur in der Zeit, wo man des allianzmäßigen Bestandes nicht nöthig hat, angenehme Versicherungen von der preussischen Standhaftigkeit zu erwarten, hingegen in mißlichen Umständen auf die Freundschaft gar keinen Staat zu machen habe, dennoch aber solche in allen Begebenheiten theuer erkaufen solle“ — Vorwürfe, die auf die vollgültigste Weise, nach dem, was wir bisher gesehen haben, von Preußen gegen Oestreich erhoben werden konnten; allein schon hatte man sich in Wien daran gewöhnt, die deutschen Staaten und ihre Kräfte als Mittel zu dem großen politischen Zwecke der Erhaltung des habsburgischen Uebergewichtes anzusehen, ein Standpunkt, von dem aus natürlich an Gegenseitigkeit nicht zu denken war.

Friedrich Wilhelm I. begann um diese Zeit die wahre Bedeutung dieser seiner Stellung sich zum Bewußtsein zu bringen, und er hütete sich wenigstens vor rückichtsloser Aufopferung seiner Kräfte für rein-habsburgische Zwecke, verhartete jedoch, und dies war eine auf die Dauer unhaltbare Politik, ganz auf negativem Standpunkte, denn zu dem Gedanken eines Wechsels und Anschlusses an die Feinde des Kaisers, die Franzosen, konnte er sich nicht erheben, ein Schritt der Art wäre ihm als der verabscheuungswürdigste Verrath erschienen, und nie hat er wohl seit dem Wusterhausenener Bündniß ernsthaft an einen solchen Schritt gedacht. In Wien dagegen herrschte weniger Vertrauen auf das Versprechen eines reblichen Mannes; laut eiferte man dort über den vermeintlichen Verrath des Königs an der gemeinsam deutschen Sache, die doch ohne alles Bedenken jeden Augenblick dem Familieninteresse Preis gegeben wurde. Man wußte nämlich, daß Cardinal Fleury dem Könige höchstglänzende Versprechungen gemacht hatte, wenn er auf die französische Seite überträte.

Friedrich Wilhelm I. gerieth ganz außer Fassung über einen so kränkenden Argwohn, und erklärte in dem Tabakscollegium, wo er selbst mit den geheimsten Gedanken nicht zurückhielt, sich in den allerstärksten Ausdrücken gegen alle die, welche ihn für französisch hielten, selbst im Falle es ein gekröntes Haupt wäre. Es war ihm in Wien unter Anderm ein Verbrechen daraus gemacht worden, daß er nicht während des polnischen Erbfolgekrieges den französischen Gesandten von seinem Hofe fortgewiesen habe. Mit Recht erwiederte Friedrich Wilhelm I. dem Grafen Seckendorf hierüber: „daß ich den Chétardie nicht weggeschafft, das habe ich darum thun müssen, um nicht geringer als Andere und sonderheit England zu scheinen, welches den französischen Gesandten bei sich behalt, ohne daß man ihm etwas darüber gesagt. Darum, daß ich den Chétardie hier behalten, habe ich deswegen mit ihm chipotirt? Ich habe ihn ja oft die ganze Zeit nicht gesehen, noch weniger gesprochen, und soll doch vor ihnen Franzosen passiren. Ich, ein Franzose sein! das thut mir leid; ich kann sie kaum ansehen. Da stehen einige herum; ich mag nicht einmal fragen, wie sie heißen, und ich spucke immer aus, so oft ich einen Franzosen sehe“.

Den König leitete der richtige Instinkt, daß es sich hierbei um die unabhängige Stellung Preußens in den europäischen Staatenverhältnissen handelte, und daß Preußen vor Allem diese Selbstständigkeit zu wahren habe. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß man österreichischer Seits einen entgegengesetzten Standpunkt annehmen mußte, wenn man fernerhin das römische Reich als eine habsburgische Domäne zu Gunsten des Kaiserhauses ausbeuten wollte, da von rein deutschen Zwecken desselben wohl Niemand seit jener Zeit mehr sprechen darf. Wir können demnach die österreichischen Staatsmänner der Zeit, wie auch der folgenden, keinen Vorwurf machen, daß sie in diesem Sinne gehandelt, wenn auch die Mittel oft unseren Tadel verdienen; allein andererseits wird auch jeder Unbefangene einem König von Preußen das Recht, ja die Pflicht zuerkennen, für die Erhaltung und Förderung der Selbstständigkeit seines Staates wenigstens jedes sittlich erlaubte Mittel anwenden zu dürfen. Dies aber, der strengsten, nicht politischen oder diplomatischen Auffassung nach, that Friedrich Wilhelm I.

Von dem Standpunkt aus muß man auch sein Benehmen in den Feldzügen der Jahre 1734 und 1735 beurtheilen. Von den kaiserlichen Truppen wurde der Krieg, ob schon Eugen an der Spitze stand, äußerst lau betrieben, denn theils war der große Heerführer durch Alter gebeugt, theils legte die völlig zerrüttete Cüsterverwaltung ihm unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Das Reichsheer blieb müßig, während die Franzosen die wichtige Festung Philippsburg belagerten und wegnahmen. Wir haben schon gesehen, daß Friedrich Wilhelm I. seinen Befehlshabern die äußerste Schonung der Truppen zur Pflicht gemacht hatte, und es läßt sich begreifen, wie die erwähnte Art der Kriegführung ihn in seiner Ansicht bestärkte. Hauptsächlich lag es ihm daran, seinen Truppen gute Winterquartiere zu verschaffen, auch gaben ihm in diesem Streben die übrigen



Reichshände nichts nach. Der preussischen Kriegsmacht waren die Bisthüm Köln, Münster, Osnabrück und Baderborn zugewiesen, um den Kurfürsten Georg August wegen seines Einverständnisses mit Frankreich im Zaume zu halten und zu bestrafen. Hierbei fanden nicht nur Gelderpressungen, sondern auch manche Gewaltthaten durch gezwungene Anwerbung gutgewachsener Rekruten des Königs vorherrschende Liebhaberei, statt. Es kam sogar zu ernsthaften Unlichkeiten zwischen den preussischen Truppen und den Unterthanen des Kurfürsten.

Im Laufe des Sommers war der König in Person auf den Kriegsschauplatz gekommen, doch nur, um sich von den äußerst mangelhaften Anstalten der kaiserlichen Verwaltung zu überzeugen. Deshalb hielt er sich nicht lange daselbst auf, sondern ging nach Cleve, wo er heftig erkrankte und eine Zeit hindurch Lebensgefahr schwebte. Der nächste Feldzug war weder besser geordnet, noch Friedrich Wilhelm I. günstiger gestimmt, zumal da im Einverständniß mit Oesterreich die russischen Anmaßungen in den polnischen Angelegenheiten von Tage zu Tage beleidigender wurden. Der Feldmarschall Münnich hatte des Königs Stanislaus Anhänger sogar aus einem Theile des an Polen gränzenden preussischen Gebietes vertrieben, und drohte, den König selbst aus Königsberg gewaltsam holen zu lassen. Auf diese Anmaßung erklärte Friedrich Wilhelm I. den Gesandten der drei verbündeten Mächte in den allerkräftigsten Ausdrücken, daß er mit Treue und Rebllichkeit parteilos bleiben, aber auch die dem Stanislaus so wie den geflüchteten polnischen Magnaten angewiesene Freistadt geschützt wissen wollte, widrigenfalls seine Truppen vom Rhein zurückgerufen und Gewalt mit Gewalt vertrieben werden würde.“ Ersteres geschah auch wirklich schon im September des Jahres, da auch noch andere persönliche Mißverständnisse mitwirkten. Seckendorf nämlich, welcher um diese Zeit nicht mehr den Gesandtschaftsposten in Berlin bekleidete, sondern zum Heere abgegangen war, hatte den Oberbefehl über eine Abtheilung desselben erhalten, um gegen die Mosel vorzudringen. Da sich auch Fürst Leopold von Dessau um das Commando beworben hatte, so rieth dieser von jeder ferneren Mitwirkung ab. Der König gab den bestimmten Befehl, keinen Theil an der Bewegung zu nehmen und ordnete bald darauf trotz aller Gegenvorstellungen den Rückmarsch an. Am 3. Oktober wurden die Friedenspräliminarien zu Wien abgeschlossen. Stanislaus entsagte der Krone, behielt aber den Titel eines Königs von Polen, und bekam die Herzogthümer Bar und Lothringen auf Lebenszeit, mit der Bedingung des Anfalls an Frankreich. Herzog Franz von Lothringen wurde durch die Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana nach Aussterben des Hauses Medici entschädigt; Neapel und Sicilien fielen an Don Carlos, welcher dafür Parma und Piacenza zurückgab und auf Toskana zu Gunsten des Kaiserhauses verzichtete. Die Gewährleistung der pragmatischen Sanction war ein Hauptziel dieses sonst für das habsburgische Haus über alle Maßen theuer und wenig ehrenvoll erkaufenen Friedens. Nur der Friede von Belgrad, durch welchen die glänzenden Trophäen des Prinzen Eugen, die wichtige Festung selbst, nebst

in dem Passarowitzer Frieden errungenen Stücke von Serbien abgetreten habe, war noch schmachvoller für Karl VI. (1739).

Um die Zeit der Wiener Präliminarien löste sich das bisher freundliche Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem kaiserlichen Hofe fast ganz auf. Schon dieser Friedensschluß konnte dem Könige beweisen, welchen geringen Werth man auf seine Freundschaft legte, oder wenigstens, wie wenig geneigt war, irgend ein Opfer für dieselbe zu bringen, noch Anstrengung der wesentlichen Förderung des Ansehens und der Macht Preußens zu machen. Der Kaiser, welcher ohne langes Zaudern zwei Königreiche und die Eroberungen der Prinzen Eugen hingab, hatte unter keiner Bedingung eine Entschädigung des König von Preußen für das Herzogthum Berg gewähren, noch sein Ansehen als Kaiser und europäische Großmacht anwenden wollen, um das mitgetheilte Erbhaus zur Nachgiebigkeit gegen die preussischen Ansprüche zu bewegen, ja nicht einmal Sachsen gegenüber diese Rechte des hohenzollernschen Hauses wahren wollen. Für seine wesentlichsten Interessen konnte also Friedrich Wilhelm I., so viel hatte sich klar genug herausgestellt, nichts von Wien erwarten. Fast unbegreiflich aber ist es, wie der kaiserliche Hof, wenn es auch seiner Hauspolitik durchaus entsprach, der Entwicklung preussischer Macht jegliches Hinderniß entgegenzusetzen, seine widerwärtige Gesinnung so wenig verbergte, da Friedrich Wilhelm I. mehr als jeder andere größere deutsche Fürst an dem Gedanken des nothwendigen Bestehens eines einigen deutschen Reiches und der weltlichen Oberhauptes aus habsburgischem Geschlechte festhielt. Es war also der Kaisers Interesse, diese Gesinnung nach Kräften zu erhalten. Dessenungeachtet wurde die Rücksichtslosigkeit der Behandlung von Tage zu Tage sichtbar. Man hielt es in Wien nicht einmal der Mühe werth, dem Könige von Preußen irgend etwas über den Abschluß der Wiener Präliminarien mitzutheilen; aus den Zeitungen mußte er die erste Kunde davon erhalten. Weder von der Verlobung noch der Vermählung der kaiserlichen Erbtochter mit Franz, dem Herzoge von Lothringen (den 12. Febr. 1736), wurde ihm eine Anzeige gemacht, kurz es ließ sich an, als ob nie eine nähere Verbindung zwischen den Höfen von Berlin und Wien stattgefunden hätte, da man Umstände, welche sonst selbst seiner stehende Kabinette Höflichkeit halber einander mittheilen, jetzt mit scheinbar absichtlicher Rücksichtslosigkeit vermied.

Der Kaiser, welcher sonst manchen Willkürlichkeiten mächtiger Reichsstände ruhig zugesehen hatte, klagte sehr bitter über das „grausame, menschenräuberische und geldgierige Betragen“ der preussischen Offiziere und Soldaten, ordnete strenge Maßregeln an, und gab Befehl, daß alle preussischen Werber sofort die kaiserlichen Staaten verlassen sollten. Obgleich in dieser Beziehung der Kaiser keinesweges Unrecht hatte, so verletzte doch dies ungewöhnlich scharfe Auftreten den lange Zeit so treuen und nützlichen Bundesgenossen in bedenklichen politischen Sagen, und traf ihn außerdem an seiner allerempfindlichsten Stelle. Auch verlor Friedrich Wilhelm I. bei dieser Gelegenheit so sehr jeden Gedanken an fernere

Mäßigung, daß er bereits das Abrufungsschreiben an seinen Gesandten in Wien, den Baron von Gotter, ausfertigen ließ, und den Brief, in welchem Grumbkow sein allerunterthänigstes Bedenken über die Folgen eines solchen Schrittes mittheilte, ungelesen in das Feuer warf. Erst durch die dringendsten Vorstellungen des gesammten Ministeriums wurde der König von dem raschen Schritt zurückgehalten.

Mit großem Rechte fand sich Friedrich Wilhelm I. in Bezug auf die Winterquartierverhandlungen verlegt. Der Kaiser hatte sich zu einer Abfindungssumme von 100,000 Thalern anheischig gemacht, dagegen dem Könige 116,000 Thaler an rückständigen Römernonaten in Rechnung gestellt; überall dieselbe Rücksichtslosigkeit. Heftig fuhr der König mit den Worten heraus: „Ich frage nichts nach die 116,000 Thaler, wenn ich man wüßte, daß die Sache damit ausgerichtet, aber man wird das Geld nehmen und wird mich nach wie vor negligiren, denn der Kaiser tractirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks, welches ich gewiß nicht um den Kaiser verschuldet, da ich niemals mit Frankreich chipotirt, und examinire ich mich immer, ob ich auch nur einen einzigen Gedanken gehabt, womit ich des Kaisers Interesse zu nahe getreten; allein ich mag mich prüfen, wie ich will, so kann ich nichts finden. Um so eines S... von Mantelsack (König August III.) cujonirt man mich, und notificirt mir nicht einmal die Mariage des Herzogs von Lothringen“.

Man vermied von kaiserlicher Seite nicht einmal die kleinlichsten Händeleien. Da in dem letzten Kriege Friedrich Wilhelm I. über die festgesetzte Truppenzahl noch eine Schwadron Husaren gestellt hatte, so wurden ihm für dieselbe von dem kaiserlichen Kriegszahlmeister 10,284 Florin angerechnet, da der König die Verpflichtung habe, für diese überzählige Mannschaft die Kosten der Winterquartiere selbst zu tragen. Er zahlte die Summe ohne alle Weigerung, ließ aber dem Feldmarschall Seckendorf schreiben: „Es ist mir von Herzen erfreulich, daß ich Ihro kaiserlichen Majestät Verario mit diesen 6856 Thalern dienen kann. Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß solche sich hunderttausendfach vermehren mögen, weil es sonst dem obgedachten Verario keinen besondern Zuwachs machen möchte“. Von jetzt an enthielt der König sich nicht der erbsten Scherze über den Kaiser Karl VI., der sich in schlaffer Gutmüthigkeit von Leuten, wie Graf Singendorf, auf die größte Weise betrügen ließ, wodurch die ursprüngliche Hochachtung für Alles, was vom kaiserlichen Hofe herrührte, immer mehr und mehr in ihm verloren ging. Hierzu trug wesentlich der steigende Groll des Fürsten Leopold von Dessau gegen Seckendorf und seinen Freund Grumbkow bei, denn Friedrich Wilhelm I. gab mit Recht viel auf des Fürsten Urtheil, namentlich in militärischen Angelegenheiten, und gerade in dieser Beziehung äußerte sich der Fürst seit dem Feldzuge am Rhein sehr nachtheilig über Oestreich.

Dennoch handelte Friedrich Wilhelm I., sobald der kaiserliche Hof ihm freundlicher entgegentrat, wenn auch nur, um sich aus augenblicklicher Verlegenheit zu retten, stets seiner früheren Stellung gemäß. Als z. B. für denselben in Berlin bei den Banquiers Splittgerber und Daum eine Anleihe von einer

Million Gulden abgeschlossen werden sollte, diese aber in das Geschäft nicht eingehen mochten, und man deshalb an den König ging, um ihn zum Vorschuss zu bewegen, unter der vortheilhaften Bedingung von drei Prozenten Provision nebst sechs Prozenten Zinsen, erwiederte Friedrich Wilhelm I. sehr ehrenhaft dem Grafen von Seckendorf auf seine Mittheilung darüber: „Anlangend den Vorschlag, daß ich denen Banquiers Splittgerber und Daum mit einer Million Gulden zur Bestreitung des Vorschusses unter die Arme greifen möchte, so kann dieses auf solche Weise nicht geschehen, weil ich nicht als ein Kaufmann auf Zinsen und Profit zu handeln gewohnt bin. Wohl aber bin ich aus alter Freundschaft vor Ihro kaiserliche Majestät erbdtzig und bereit, Derselben zum Dienst à fonds perdu sogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen, wofern Sie mir die dem Feldmarschall bewußte billige conditions accordiren wollen. Auf diesen Fall soll die Sache halb zu Stande kommen“.

Diese Wünsche des Königs bezogen sich auf die bergische Angelegenheit, welche der König niemals aus den Augen verlor. Hierzu war man aber in Wien weniger als je geneigt, und entsagte deshalb lieber dem augenblicklich lockenden Vortheile. Nun dachte Friedrich Wilhelm I. auf ein unmittelbares Abkommen mit dem Kurfürsten von der Pfalz. Das Gebot war sehr bedeutend, es stieg auf 1,200,000 Thaler für den Kurfürsten und 50,000 Thaler als Brautkauf für jede Prinzessin, sobald Friedrich Wilhelm I. zum Besiz von Berg gelangte. Vielleicht hätte sich der Kurfürst zu diesem Opfer entschlossen, wenn nicht als religiöses Bedenken entgegengetreten wäre, daß die abgetretenen Länder in protestantische Hände gelangten.

So blieb ihm nichts Anderes übrig, als bei andern europäischen Mächten Unterstützung für seine Ansprüche zu suchen, doch weder England noch Frankreich oder Holland waren jetzt dazu bereit. Dessenungeachtet hielten sie die bergische Angelegenheit nicht für gleichgiltig, sondern fürchteten aus derselben eine allgemeine europäische Verwicklung und Störung des Friedens, wie etwa nach dem ersten Erbansfall im Jahre 1609, ohne zu ahnen, daß, wie damals, die allgemeine Feuersbrunst auf einem ganz anderen Punkte ausbrechen sollte. Deutschland, Frankreich, England und Holland vereinigten sich im Jahre 1737 zu Vorschlägen für die beiden streitenden Theile, welche dahin gingen, dem Hause Pfalz-Sulzbach im Falle der Erledigung den provisionellen Besiz der streitigen Landschaften zuzuweisen mit der Verpflichtung für Preußen, während der Unterhandlungen keinen Versuch zur Besiznahme zu machen.

Eine solche Bestimmung war offenbar für Preußen sehr nachtheilig, denn es hatte sich nur schon zu oft gezeigt, daß der occupirende Theil einen entschiedenen Vortheil habe, wie dies sich ja im Jahre 1609 hinreichend erwiesen hätte. Man war deshalb am preussischen Hofe in großer Verlegenheit, denn Zurückweisen und Annahme der Vorschläge schienen gleich gefährliche Folgen zu haben. Zuletzt galt als das Beste, gar nicht offiziell zu antworten und die Entwicklung der Ereignisse abzuwarten.

Es scheint wirklich, als ob Friedrich Wilhelm I. den ernstestn Entschluß gefaßt habe, seine Streitkräfte bereit zu halten, und wenn der geeignete Fall eintrete, die Civilpossession zu ergreifen, und falls ihm hierbei Hindernisse in den Weg gelegt würden, mit seiner ganzen Kriegsmacht aufzutreten. — Für die westlichen Regimenter war Duisburg, für die östlichen Halberstadt als Sammelplatz bestimmt. Der Plan schien insofern nicht ohne eine gewisse Aussicht auf Erfolg entworfen, da zwischen den vier Mächten keinesweges volle Uebereinstimmung waltete; namentlich erklärten die Seemächte, daß es ihnen um die ausschließliche provisorische Besetzung der Länder durch Pfalz-Sulzbach eben nicht Ernst wäre. Mit Oestreich dagegen steigerte sich die Spannung fortwährend. Hier wollte man nicht einmal die Besetzung der Festungen durch neutrale Truppen zugeben, weil die pfälzischen Truppen mit Gewalt herausgetrieben werden müßten, und darüber mit Frankreich Streit entstehen könne. Ja im Anfang des Jahres 1739 ging der Kaiser einen neuen Vertrag mit der letztgenannten Macht ein, nach welchem dem Prinzen von Sulzbach der provisorische Besitz auf zwei Jahre eingeräumt, und binnen dieser Zeit keine anderweite eigenmächtige Besitznahme gestattet werden sollte. Bei der Aufrechthaltung dieses Abkommens solle eine Macht die andere unterstützen. Dies stand in schreiendem Widerspruch gegen die Verhandlungen des Berliner Vertrages von 1728, und der König war vollkommen zu dem Ausruf ermächtigt, daß man in Wien, wenigstens in Bezug auf ihn, Treue und Glauben gänzlich bei Seite gesetzt habe, daß aber vielleicht eine Zeit kommen dürfte, wo der Kaiser bereuen würde, die besten Freunde so empfindlich beleidigt und Anderen aufgeopfert zu haben. Schon im Jahre 1736 hatte es bei ihm an Anwandlungen der Art nicht gefehlt, wo er in Folge der rücksichtslosen Behandlung von Seiten des kaiserlichen Hofes unter Thränen des Unwillens die Hand seines früher so verkannten Sohnes ergriff, mit den Worten: „Hier steht Ciner, der mich rächen wird!“ —

Die einzige Aussicht auf eine günstigere Wendung des Verhältnisses bot, wenn er sich ermöglichen ließ, ein näherer Anschluß an Frankreich, um wenigstens einen Theil des Erwünschten zu erlangen. Zuvorkommend ging Cardinal Fleury auf die preussischen Eröffnungen ein, freilich unter der Bedingung des tiefsten Geheimnisses, um einen Bruch mit den bisher befreundeten Mächten nicht eher, als sicherer Erfolg erwartet werden konnte, herbeizuführen. Auch gönnte der umsichtige Politiker dem Könige von Preußen, als Gebieter einer lebhaft aufstrebenden Kriegsmacht, den ganzen Umfang der streitigen Länder nicht; allein unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen rieth die Klugheit, schon mit einem Theile zufrieden zu sein. Daher kam wirklich, und zwar im Haag, weil man jeden beobachtenden Blick entfernen wollte, zwischen den Bevollmächtigten der unterhandelnden Regierungen in der größten Stille am 22. März 1739 ein Vertrag dieser Art zu Stande.

Dieser Schritt führte bald zu weiterer Annäherung, denn schon hatten schwere Irrungen zwischen England und Spanien begonnen, welche die Störung

des allgemeinen Friedens in Aussicht stellten, und demnach für Frankreich das vor funfzehn Jahren so lebhaft begehrte Bündniß mit Preußen von Neuem wünschenswerth machten. Am französischen Hofe hielt man viel von den Kräften des jungen Staates, und Cardinal Fleury äußerte: „Preußen verdiene wegen der guten Ordnung in seinen Finanzen und der großen Zahl vorzüglicher Truppen, die es halte, eine ausgezeichnete Rolle in Europa zu spielen; Frankreich werde gern dazu beitragen“. Friedrich Wilhelm I. wies diese Gelegenheit für eine nützliche diplomatische Verbindung nicht zurück, doch kam man zu keinem förmlichen Abschlusse. Ihm war es nicht von der Vorsehung bestimmt, die Früchte dieser neuen politischen Richtung zu ernten.

Seit der schweren Krankheit, welche den König im Jahre 1734, als er das Heer verließ und nach Cleve ging, befallen hatte, war kein fester Gesundheitszustand wieder bei ihm zurückgekehrt; seine bisherige Rüstigkeit verließ ihn und machte einer augenfällig zunehmenden Schwerfälligkeit Platz. Aufmerksame Beobachter fanden an ihm eine bedenkliche Aenderung, denn auch seine sonst gewöhnliche Festigkeit wich häufig einer milderen und versöhnlicheren Stimmung selbst gegen die, welche ihm bisher am meisten zuwider gewesen waren. Seit dem Sommer des Jahres 1739, wo er mit seinen beiden ältesten Prinzen und dem Fürsten von Dessau nach Königsberg in Preußen gegangen war, um eine Revue über die dortigen Truppen abzuhalten, hatte er sich bei dem zufällig eintretenden rauhen und unfreundlichen Wetter zu wenig geschont, und seinem schon kränkenden Zustande eine schlimmere Wendung gegeben. Es zeigten sich bedeutende Anschwellungen. Unter Schmerzen und heftigen Beschwerden langte er wieder in der Residenz an; Podagra und Wassersucht erhöhten seine Leiden. Zwar hielt er sich immer noch an seinen Lieblingsorten Potsdam und Wusterhausen auf, allein ohne an seinem gewohnten Vergnügen, der Jagd, ferner Theil nehmen zu können. Den harten Winter brachte er in Berlin zu, doch sah man keine Besserung in seinem Zustande eintreten, denn das Podagra wurde schmerzhafter, die Geschwulst größer. Er hoffte viel vom Eintritt des Frühlings, und schon am 27. April bezog er seinen Sommeraufenthalt, das Schloß in Potsdam; allein bei seinem Abgange muß er wohl eine Ahnung von seinem nahen Ende gehabt haben, denn er bestimmte für die Armen Berlins die bei seiner strengen Sparsamkeit ungewöhnlich große Summe von 100,000 Thalern.

Die Ahnung trog nicht, und wenige Tage darauf erhielt schon der Berlinische Probst Koloff den Befehl, nach Potsdam hinüberzukommen. Er sollte ihn zum Tode vorbereiten. Der würdige Geistliche that dies mit großer Festigkeit, und bewirkte noch soviel, daß der König zur Milde gegen seine Feinde gestimmt wurde, und sich sogar mit seinem Schwager ausöhnen wollte, der ihn doch, seinem Ausbruche nach, „alles gebrannte Herzeleid“ angethan hatte. Auch ging er in eine so vereinzelt Aufzählung seiner Sünden ein, daß ihm der Probst bemerzlich machte, es sei die Ohrenbeichte bei den Evangelischen nicht kirchlicher Gebrauch, worauf der Kranke erwiderte, daß die Könige doch wohl dieses

Vorrecht haben dürften, um ihre vor aller Augen liegende Thaten rechtfertigen zu können. Ueberhaupt war es ihm nicht einleuchtend, daß er einer Sinnesänderung bedürfe, weil er Alles zur Ehre Gottes gethan hätte, was jedoch Koloff nicht zugeben wollte, und ihn an mehrere harte Befehle und Verordnungen erinnerte, die wohl das Gegentheil bewiesen. Der König erkannte die strenge Festigkeit des Geislichen mit den Worten: „Er schont meiner nicht; er spricht als guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin.“

Es war sehr ergreifend, den sonst starren Charakter so zerknirscht zu sehen, und Alles um sein Lager herum betete für das Heil seiner Seele. Am 27. Mai hatte sich der Zustand des Königs so verschlechtert, daß Gilboten den Kronprinzen von Stuppin herüberriefen. Friedrich traf seinen Vater etwas besser; er hatte sich auf einem Stuhl in den Garten bringen und auf dem Parabeplatz herumfahren lassen. Das Wiedersehen war äußerst rührend; das nahe Ende und dann das Andenken an die frühere harte Behandlung mochte das sonst so starre Herz um desto stärker bewegt haben. Sehr freundlich und mit großer Ausführlichkeit sprach er mit ihm über die Angelegenheiten des Staates, und trotz aller Schmerzen stets mit stoischer Fassung. Doch selbst in diesen letzten Augenblicken verließ ihn die angeborne Ungebuld und Heftigkeit nicht ganz; denn als auf seinen Befehl die Pferde seines Marstalls vorgeführt worden waren, und er dem Fürsten von Dessau eins derselben von besonderer Schönheit und Tüchtigkeit zur Wahl bezeichnet hatte, gerieth er außer Fassung, weil die Stallknechte nicht die passende Decke aufgelegt hatten. „Wie wollte ich die Schurken abprügeln, fuhr er heraus, wenn ich nur gesund wäre,“ und wendete sich dann zu einem seiner Hausbeamten, um ihm die Stellvertretung für diesen Punkt anzuempfehlen.

Eine große Anzahl der vornehmsten Staatsdiener war auf den Ruf des Königs um sein Sterbelager erschienen. Friedrich Wilhelm I. dankte ihnen für die treu geleisteten Dienste, empfahl ihnen gleiche Treue gegen den Sohn, so wie diesem eine gleiche Sorge für sie und für das Heer, welches ihm als seine hauptsächlichste Schöpfung ganz besonders am Herzen lag. Er legte förmlich die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder. Dann aber kehrte der alte Stoicismus ganz in ihn zurück. Er befahl den schon seit längerer Zeit bestellten eichenen Sarg vor sich hinzustellen, und betrachtete ihn mit festem Blicke. Hierauf ließ er die von ihm selbst verfaßte Anordnung seines Leichenbegängnisses durch den Cabinetssecretär Sichel vorlesen. Alles darin athmete den Geist musterhafter Ordnung, soldatlicher Strenge und genauer Sparsamkeit. Die Hausdiener sollten keine Trauerkleider bekommen, sondern nur Klöre um die Hüfte tragen; jedem Grenadier seines Regimentes war, wie zur Exercierzeit, ein Trinkgeld von zwei Groschen, für die Generale und Offiziere Abends im großen Gartensaal ein reichliches Mahl mit einem Stücksaß Rheintwein und andern guten Weinen bestimmt. In den ersten vierzehn Tagen nach seinem Tode sollte kein Prediger etwas von seinen Thaten oder Gesinnungen erwähnen, ihn nicht verachten, aber

auch nicht loben, die Gemeine nur das von seiner Person hören, daß er als ein großer Sünder doch im Vertrauen auf Gottes Gnade gestorben sei.

Drei Tage, nachdem dies geschehen, kam die Stunde der Auflösung. Um 2 Uhr Nachmittags am 31. Mai 1740 hauchte Friedrich Wilhelm I. in Gegenwart seiner Gemahlin und Kinder mit eben der Festigkeit, wie er gelebt, den letzten Athem aus. Sein großer Sohn und Lobredner bezeichnet mit wenigen aber treffenden Worten sein würdiges Dahinscheiden. Die Schilderung lautet: „Il mourut enfin le 31. Mai 1740 avec la fermeté d'un philosophe et la résignation d'un chrétien. Il conserva une présence d'esprit admirable jusqu'au dernier moment de sa vie, ordonnant de ses affaires en politique, examinant le progrès de sa maladie en physicien, et triomphant de la mort en héros.“ —

Seine irdischen Ueberreste ruhen im schmucklosen Sarge neben denen seines großen Sohnes in der Garnisonkirche zu Potsdam.

Friedrich Wilhelms I. äußere Erscheinung war keinesweges unangenehm. Von mittlerer Größe und voller Ebenmaß neigte er sich erst später zu unersparniswürdiger Stärke des Unterleibes. Seine Haltung war militärisch sicher, sein Schritt fest. In seinem vollen, blühenden Gesicht glänzten die blauen Augen mit durchdringendem Blick; nur seine Stimme klang scharf und mit etwas Kasenton versetzt, so daß ihn schwer verstand, wer ihn zum ersten Male vernahm. In der Kleidung so wie in seinem ganzen Hauswesen war er sehr einfach; von ihm schreibt sich die Sitte unserer Fürsten her, stets in militärischer Tracht zu erscheinen. Die zu seines Vaters Zeiten übliche Sockenperrücke, welche er schon als Kronprinz mit so vielem Widerwillen, sobald er allein war, von sich warf, trug er nur einmal noch als König, aus Pietät, bei dem Begräbniß seines Vaters.

Dieselbe Einfachheit forderte er auch für seine Gemahlin und Töchter, in Tracht sowohl, wie in Bedienung; nur ein Kammermädchen durften sie auf Reisen mit sich nehmen, und wenn sein Befehl etwa überschritten wurde, so hatten die Dienertinnen im Fall der Entdeckung die Anhänglichkeit an ihre Herrschaft mit schweren körperlichen Strafen zu büßen. Ebenso wenig wurde bei Tafel Aufwand getrieben. Derbe Gerichte, gut gekocht, und in reichlicher Fülle mußten auf den Tisch geliefert werden; bei Gelegenheit verschmähte er es nicht, die Kost der ärmsten Leute zu theilen. Bis in seine späteren Jahre, wo er an Beklemmung und Bobagta litt, trank er gern ein gutes Glas Wein, ja bei süßlichen Mahlen ging es scharf her, namentlich wenn alter Rheinwein gereicht wurde; allein im Ganzen war er mäßig und jeder Ausschweifung feind. Namentlich hatte er strenge Ansichten von der ehelichen Treue, eine seltene Erscheinung unter den Fürsten der damaligen Zeit, doch schlug er diese Tugend so hoch an, daß er manche andere gerechte Vorwürfe darüber als unwesentlich erachtete. — Auch die Königin war eine Frau von stattlichem Aussehen, kräftig und blühend,



wie ihr Gemahl, eine treue Gattin und sorgsame Mutter ihrer zahlreichen Kinder; und obschon der Geschmack beider Gatten nicht immer übereinstimmte, auch, wie wir gesehen haben, in Bezug auf die politischen Verbindungen verschiedene Neigungen sich geltend machten: so war doch die Ehe im Ganzen glücklich, denn Friedrich Wilhelm I. liebte sein „Fieckchen“, wie er die Gattin seiner einfachen bürgerlichen Weise gemäß nannte, von ganzem Herzen, und lebte ihr gern zu Gefallen, soweit es seine strengen Ansichten von einem Hausherrn und selbstständigen Fürsten erlaubten.

Friedrich Wilhelm I. ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Throne. In Bezug auf alle Regierungsgeschäfte durchaus absoluter Monarch, waren seine Sitten und täglichen Gewohnheiten bürgerlich, ja er selbst pflegte zu sagen, daß er für seine Person Vorliebe für die Republik habe; auch galten ihm die Holländer in vieler Beziehung als Ideal. Ihr Wesen spiegelt sich in seinem Leben wieder. Die Einfachheit und Ehrbarkeit des königlichen Hauses aber übte einen segensreichen Einfluß auf die Umgebung, so wie auf die Sitten der Hauptstadt und des ganzen Landes. Der häusliche Sinn und die strenge Thätigkeit, durch welche er sich auszeichnete, verlangte er auch von seinen Unterthanen, und zwar so unbedingt und streng, daß er nicht selten auf der Straße diejenigen thätlich zurechtwies, welche seinen Ansichten nach durch übertriebenen Aufwand oder Müßiggang ein öffentliches Aergerniß gaben. Des Königs eigene Thätigkeit war so umfassend und unermüdblich, daß er Alles, was zur Verwaltung, besonders im Finanzwesen, gehörte, selbst durchsah, mit seinen Handglossen begleitete und eigenhändig unterschrieb. Kein Minister durfte es wagen, etwas allein zu beschließen oder auszufertigen. Da keiner der Diener irgend einen Augenblick vor strenger Prüfung sicher war, erwiesen auch alle Beamte gleichen Eifer und unverbroffene Thätigkeit. In seinen Finanzanordnungen fing Friedrich Wilhelm I. bei dem eigenen Haushalt an; denn kaum hatte er die Regierung angetreten, so ward, wie wir schon oben gesehen, der verschwenderische Etat seines Vaters durchstrichen und eine strenge Sparsamkeit überall angeordnet. Für Tafel, Kellerei, Besoldung und Bekleidung der Hofbedienten und für den Stall wurden nicht mehr als monatlich 4000 Thaler festgesetzt; der Königin waren 80,000 Thaler für ihren Hofstaat zugewiesen, doch mußte sie hiervon nicht nur ihre, sondern auch der königlichen Kinder Kleidung, Wäsche für sich und den König, ja auch seltsamer Weise Pulver und Blei für des Legtern Jagden anschaffen.

Des Königs finanzielle Bestimmungen beschränkten sich aber nicht auf Verringerung der Ausgaben, sondern er zeigte auch nach allen Seiten hin organisatorisches Talent. Unter seinem Vater wurde die Verwaltung der Kriegsgesälle in den Provinzen durch sogenannte Kriegskommissariate, unter dem General-Commissariat in Berlin, geführt, dagegen lag die Verwaltung der Domänengesälle in den Händen der Amtskammern. Ueber sie führte das General-Domänen-Direktorium die Aufsicht. Beide obersten Verwaltungsbehörden

wurden von Friedrich Wilhelm I. unter die Controle einer General-Rechenkammer gestellt, die aus einem Kriegs- und Domänen-Departement bestand. Der König ging von dem sehr richtigen Grundsatz aus, daß eine größere Einheit in die Finanzangelegenheiten gebracht werden mußte. Fortwährend nämlich entstanden Zwistigkeiten zwischen dem Kriegscommissariat und dem Domänendirectorium, welche ganz verschiedene Befugnisse hatten, da Ersteres für den Fürsten als allgemeinen Kriegsherrn seine Ansprüche überallhin gleichmäßig ausdehnte, während die Domänenkammern, denen der Landesherr als großer Grundbesitzer erschien, den Pächtern mancherlei Zugeständnisse machten. Diesem Uebelstande war durch die Errichtung einer General-Rechenkammer noch nicht abgeholfen, daher dachte der König, als ihn eine zehnjährige Erfahrung von den obwaltenden Uebelständen hinreichend belehrt hatte, auf eine gründliche Abhilfe. Im December des Jahres 1722 schrieb er eigenhändig den Entwurf zur Instruction für die Einsetzung einer Behörde, welche später unter dem Namen des General-Directoriums so wohlthätig auf die finanzielle Entwicklung des Staates gewirkt hat. Nach Potsdam zurückgekehrt, ließ er dieselbe durch seinen Cabinetssecretär Thulmeyer in die übliche Form bringen und zur Publikation fertig machen, welche am 19. Januar 1723 erfolgte. Die neue Behörde erhielt den offiziellen Titel: General-Ober-Finanz- und Domänen-Directorium.

Die Mittheilung der neuen Geschäftseinrichtung war für die meisten Mitglieder der alten Behörden sehr überraschend, für manche nicht eben angenehm, da auch hier und da persönliche Rügen nicht fehlten. Nach derselben forderte der Cabinetsminister Jagen, durch den dieser Akt vollzogen war, die Minister und Räte auf, sich in das Audienzzimmer zu begeben, um in die Hände des Königs den Eid abzulegen, „daß sie Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Conservation seiner Unterthanen nach allen Kräften befördern wollten“. Die Minister wurden dafür verantwortlich gemacht, daß Alles einkomme, was in den Stats angegeben ist; den Pächtern kann nach verfloßnem Vierteljahr allenfalls eine Zahlungsfrist von 10 Tagen gestellt werden, aber keine Stunde mehr; Contribution und Accise müssen auf das Prompteste eingehen, damit am Ende jedes Monats pünktlich die Regimenter ihre Assignation erhalten. Aber dabei soll keine Anlage gemacht werden, bei welchen der Unterthan nicht bestehen könne; in der Contribution soll man die genaueste Gleichheit beobachten, die Accise soll den königlichen Magen so gut untersuchen, wie jeden andern; das vornehmste Bestreben soll darauf gerichtet sein, dem Landmann aufzuhelfen und die Städte in blühenden Stand zu bringen.

Die Hauptabsicht des Königs ging auf die Herstellung der Einheit in der Finanzverwaltung, und diese trat ein, denn auch in den Provinzen wurden Kammer und Commissariat verbunden. Genaue und gründliche Kenntniß aller Einzelheiten wurde in den unteren, vollkommen genügende Uebersicht für die oberen gefordert. Der Rath z. B., dem die Städte obliegen, soll deren Zustand

in Bezug auf Handel und Wandel, Armuth und Nahrung, Bürger und Einwohner so genau kennen, wie ein Kapitän den Zustand seiner Kompagnie. Dagegen sollen die Mitglieder der höchsten Behörde mit beiden Zweigen vertraut sein, ebensowohl mit der Landwirthschaft wie mit dem Städtewesen. Es waren stets mehrere Provinzen unter einem Minister vereinigt; die östlichen hatten Grumbkow, die mittleren Kraut, die westlichen Kreuz und Görne unter sich; für jede Abtheilung war jedoch ein besonderer Tag zum Vortrage angelegt, weil auch die übrigen Minister demselben beiwohnen mußten, und insgesammt dafür verantwortlich waren. Der König selbst behielt sich das allgemeine Präsidium vor, denn wie der Gedanke in seinem Kopfe entstanden war, so wollte er auch die Leitung des Institutes stets in seinen Händen behalten.

In Folge der Einrichtung dieses gemeinschaftlichen Collegiums erfuhr auch die Rechnungskammer eine Aenderung, indem jetzt die beiden Zweige vereinigt und dem General-Direktorium beigegeben wurden; das Rechnungsjahr aber ging vom 1. Juni bis zum 31. Mai.

Streng waren die Verordnungen für die Pünktlichkeit der Sitzungen, welche im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr beginnen und so lange dauern sollten, bis alle Angelegenheiten abgethan wären. Zögen sie sich bis über 2 Uhr hinaus, so sollte der Ober-Marschall vier gute Gerichte nebst dem nöthigen Wein und Bier aus königlicher Küche und Keller hinaufbringen lassen; doch mußte die eine Hälfte des Collegiums arbeiten, während die andere aß. Eine Stunde muthwilliger Versäumniß wurde mit hundert Dukaten, die einer ganzen Sitzung mit Verlust des halbjährigen Traktamentes bestraft; und wer zweimal ohne Erlaubniß oder Entschuldigung fehlte, sollte cum infamia kassirt werden. „Denn, heißt es in der Instruktion, „Wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen.“

Wir haben schon gesehen, daß der König in Steuerangelegenheiten mit der größten Strenge verfuhr, und dies auch thun zu müssen glaubte, um das Wohl des Ganzen wirksam fördern zu können. Ueberhaupt galt ihm das gemeine Wohl als höchstes Gesetz, vor welchem jedes noch so alte Privilegium, wenn es sich als schädlich erwies, sich beugen mußte. Dies zeigte er bei verschiedenen Gelegenheiten. So hatte er zur Zeit der Huldigung in Königsberg zwar die Stände berufen, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, sich jeder Beschwerde zu enthalten, und die Bedürfnisse des Landes als Wünsche an ihn gelangen zu lassen. Es währte gar nicht lange, so fand sich Gelegenheit zu einem tiefen Eingriff in die alten Vorrechte des Adels. Da nämlich mit dem Beginn der neuern Staatenentwicklung der Lehnsdienst des Adels nicht mehr anwendbar erschien, dieser es auch seiner Würde nicht gemäß erachtete, mit gemeinen Söldnern zusammen den Dienst zu leisten, war es Sitte geworden, den Kopfdienst auf Geld zu setzen, und die bedungene Summe zu zahlen, sobald es die eintretende Gelegenheit verlangte. Dafür waren die Lehngüter bis auf gewisse Fälle von andern Steuern frei geblieben. Eine Einrichtung dieser Art

konnte jedoch von dem Augenblick an, wo den Staaten stehende Heere ein Bedürfnis wurden, nicht mehr genügen, und es mußte als eine Unbilligkeit erscheinen, wenn die Last der Erhaltung für die stehenden Truppen der übrigen steuerpflichtigen Bevölkerung des Landes allein aufgebürdet wurde. Wie scharf schon der große Kurfürst die Stände zu den gemeinsamen Lasten herangezogen hatte, haben wir oben erwähnt; Friedrich Wilhelm I. war nicht gewilligt, sich mehr als sein Großvater in Bezug auf das Staatsbedürfnis einengen zu lassen. Deshalb gab er, ohne erst weitläufige Unterhandlungen anzuspinnen, in der vollen Ueberzeugung seiner erterbten unumschränkten Gewalt ein Edikt, „daß er wegen der beschwerlichen Last, welcher die Ritterschaft, Vasallen und Lehnsleute bei der auf ihren Lehngütern haftenden Lehnsqualität und den davon abhängenden Lehnsmuthungen, Investituren, Verfolgung der gesammten Hand, Consensen und Concessionen unterworfen wären, deren Vernachlässigung oft den Verfall des Lehns oder schädliche Prozesse nach sich führe, die allergnädigste Anschließung gefaßt, alle und jede Abels-, Schulzen- und Bauerlehen im Königreiche Preußen und in seinen Kur- und andern Ländern auf ewig für Allodial- und Erbgüter zu erklären, und den Lehnverband mit Allem, was den Lehnrechten und Herkommen anlebe, oder wodurch die Vasallen ihre Lehen verdienen, aufzuheben und zu erlassen, auch alle von seinem Vater oder ihm erteilten Anwartschaften (mit wenigen Ausnahmen) zu kassiren, die Betheiligten aber anderweitig zu entschädigen. Für die den bisherigen Lehngütern abgenommenen Lasten und nun bewilligten Vortheile erwartete er von der Ritterschaft eine billige Geldsumme, weshalb er der kurmärkischen Befehle, nach vier Wochen Abgeordnete nach Berlin zu schicken mit einer Erklärung, wieviel sie jährlich zu geben gedächten“ (5. Januar 1717).

Die kurmärkische Ritterschaft erkannte mit billiger Berücksichtigung der ganz und gar veränderten Verhältnisse und der Nothwendigkeit, anstatt des ganz unbrauchbaren Rossdienstes eine billige Geldsumme als Ersatz eintreten zu lassen, die Zweckmäßigkeit der königlichen Forderung an, da aber dennoch manche Bedenken und Ausstellungen erhoben wurden, so gab der König, um, wie die Aeußerung lautete, ungleiche Deutungen zu beseitigen, und seine eigentliche Absicht bei der Lehnveränderung darzuthun, folgende Resolution: „Familienrechte und Erbfolgeordnung der Lehen sollen bleiben, und in dieser Beziehung die Güter nur unter gleichen Bedingungen wie früher mit Schulden beschwert werden können. Die Ritterschaft erhält die Rechte über ihre Güter dem letzten ihr darüber erteilten Lehnbriefe gemäß, auch das Jagdrecht, und, jedoch nur aus königlicher Gnade, die freie Verfügung über ihr zugehörige Eichen- und Fichtenwäldungen. Lehnverbrechen und demgemäß Verraubung der Güter hören auf.“

Friedrich Wilhelm I. verlangte für jedes Ritterpferd jährlich funfzig Thaler als geringe Anerkennung, da jeder Lehnsmann bei Erkaufung eines Lehngutes wegen des nicht mehr zu leistenden Ritterdienstes tausend Thaler gewinne, von

er dann fünf Prozent entrichtete. Die Ritterschaft müsse schon deshalb einables Quantum festsetzen, damit der jährliche Kanon nie erhöht werde, er, so lange er lebe, nicht zu thun versprach. Güter, welche nahe daran, an den König als Lehnsherrn zurückzufallen, nahen er von der Maaß aus. Binnen vier Wochen ward eine bestimmte Entscheidung erwartet.

Mit dieser Anordnung war die Ritterschaft nicht ganz zufrieden, sondern handelte noch eine Zeit lang, bis man sich auf die jährlich zu entrichtende Summe von vierzig Thalern einigte, wogegen der König versprach, daß diese einen Nachfolgern nie zu erhöhende jährlich zu zahlende Summe als Beitrag für jedes Ritterpferd nie mit zur Kontribution gezogen werden, und die Ritterschaft auch alle Rechte des Landtagsrecesses von 1653 verbleiben sollten.

Eine gleiche Affecuration erhielten die Stände der Neumark, die Lehnherren, Reichsfürsten und Standespersonen so wie die Lehensbäuer, die Würden unverändert bestehen. Dagegen mußten von den Lehnswaaren, von den Körperschaften, Collegien, Gemeinden, Innungen und Gewerben, selbst sie keine Dienste davor zu leisten oder Lehnwaare zu entrichten, also auch nichts abzulösen hatten, ein Lehnkanon an den König zu zahlen. Hierauf wurden alle Schulzen- und Bauerlehen der Provinz gegen jährlichen an den König zu entrichtenden Kanon für Erbgut erklärt.

In der Mark Brandenburg kam die neue Einrichtung ebenfalls in Weisung zu Stande, nicht so an andern Orten, namentlich im Westphälischen, wo die Ritterschaft sich niemals der angeordneten Steuer gefügt hatte, sondern lange nachher militärische Execution bei der Eintreibung machte, nahm allerdings keine gewalthätige Form an, da meistens die dortigen Officiere von den ihnen zugewiesenen Gutbesitzern persönlich aufgenommen wurden, dennoch aber trug die Sache keinesweges einen unschuldigen, und unbedenklichen Charakter. Die Ritterschaft nämlich wandte sich an den Kaiser, welcher in seiner damaligen Verfassung gegen den König eher zu strengen Schritten geneigt war, und deshalb versuchte, man sofort von Maßregeln der Art absehen, weil die Lehnswaare gegen Recht, Freiheit und Observanz im Reiche, auch gegen den Wohlthätigen sei. Der Proceß wurde förmlich von dem Reichshofrath behandelt, erbitterte den König im höchsten Maße und veranlaßte ihn, sogar zu dem Entschluß, alle übrigen Domänenproceße fallen zu lassen, nur diejenigen, welche sich weigerten, den Lehnkanon zu entrichten, und an den Reichshofrath nicht hätten, nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu behandeln, damit der Kizel verginge, weiter an dergleichen gottloses und frevelhaftes Verhalten gegen ihren Landesherrn zu denken. Da sich das Verhältniß zu dem Kaiser bald weit günstiger stellte, so hatten auch die Schritte der Widersetzlichen keinen wesentlichen Erfolg, was jedoch keinesweges an ihrem Willen lag. In Preußen fügte man sich nicht sogleich. Die Streitigkeiten währten bis

zum Jahre 1732, wo der Adel vom Könige die Affecuration rüchlich der Bermanelung ihrer Lehen in Erbgüter erhielt.

Vom Standpunkte des Gesetzes und des Herkommens betrachtet, befanden sich allerdings die widerstrebenden Edelleute vollkommen in ihrem Rechte, ebenso wie unter dem großen Kurfürsten: allein Friedrich Wilhelm I. war nicht minder als sein großer Vorfahr von der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung für die Erhaltung des ganzen Staates und der Förderung des Wohles aller Einzelnen überzeugt. Er wußte, daß in andern Ländern Vasallen große Summen gezahlt hatten, um freiere Verfügung über ihre Güter zu erhalten, und war niemals gewilligt, sich durch Eigenfynn oder Unverstand Einzelner in wohlthätigen Maßregeln für das Ganze abhalten zu lassen. Sein Verfahren kann als Willkühr erscheinen, aber Willkühr, die das Gemeinwohl förderte.

Wie wenig der König überhaupt Jedem, der ihm in Ausübung seiner unumschränkten Gewalt entgegentrat, nachzugeben Willens war, zeigte er auch bei andern Gelegenheiten. Als der Feldmarschall Graf Dohna in einem von ihm als Landmarschall der ostpreußischen Landstände erstatteten Berichte die vom Könige an die Stelle mehrerer anderer Steuern von schwankendem Ertrage beabsichtigte Einführung des festen Hufenschosses „landesverderblich, höchst bedenklich für des Königs Interesse und unnützer Weise kostspielig“ nannte, und dagegen protestirte, schrieb der König an den Rand: „Nihil credo, aber das credo, daß die Junkers ihre Autorität nie pozwalam (die bekannte Formel des polnischen Betes) wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveraineté wie einen rocher von Bronze.“

Mit welchem Vortheile für den Staat Friedrich Wilhelm I. diese seine unumschränkte Gewalt ausübte, erweist das Endergebniß seiner sorgsamen Verwaltung. Zwar hatte sich das Gebiet der Monarchie um Gelbern und einen Theil von Pommern vermehrt, so daß der Flächeninhalt desselben bei seinem Tode 2275 Geviertmeilen mit 2,240,000 Seelen betrug, doch stand diese Vergrößerung mit der Erhöhung seiner Einkünfte in gar keinem Verhältnisse, denn diese hatten sich von zwei und einer halben Million auf 7,400,000 Thaler gehoben. Bisher war es, selbst unter der umsichtigen und strengen Verwaltung des großen Kurfürsten nicht möglich gewesen, das Heer aus eigenen Mitteln ohne fremde Hülfsgelder zu erhalten; Friedrich Wilhelm I. bedurfte dieser nicht nur nicht, sondern legte alljährlich noch ziemlich bedeutenden Ueberschuß zurück, obgleich er das Heer um mehr als das Doppelte vergrößerte, und außerdem beträchtliche Summen zur Vermehrung und Besserung seiner Länder verwendete. Von den zwei Millionen, welche er für Vorpommern zahlte, ist schon oben geyprochen; auf die Förderung der Cultur seiner Länder hatte er sechs Millionen Thaler verwendet, fast ebensoviel auf die Wiederbevölkerung von Lithauen; fünf Millionen für neue Kronländer; für mehr als zwei Millionen auf Güter zur Ausstattung jüngerer Prinzen; und außerdem hatte er auch viele große Summen Privatleuten zu gemeinnütigen Zwecken zukommen lassen, nicht zu gedenken,

was er, freilich hier nicht zum allgemeinen Besten, für sein berühmtes Potsdamer Garderegiment verwendete. Trotz aller dieser Ausgaben hinterließ er noch einen Schatz von 8,700,000 Thaler. Aus der Schweiz, Schwaben, Franken, Sachsen und der Oberpfalz hat er mehr als 20,000 Familien nach Preußen und Lithauen gerufen, und durch seine Freigebigkeit zu wohlhabenden Besitzern gemacht, nicht minder den unglücklichen Salzburgern, welche religiöse Unbulsamkeit aus ihrem Vaterlande getrieben, Wohnsitz und Lebensunterhalt in seinen Staaten geboten.

Die bedeutendste Schöpfung des Königs war ohne Zweifel das Heer. Die preussischen Truppen beliefen sich, als sein Vater starb, etwa auf 38,000 Mann, welche er noch im ersten Jahre seiner Regierung bis auf fast 45,000 Mann vermehrte. Im Jahre 1719 zählte das Heer bereits 53,999, zehn Jahre darauf 69,892 und 1739 sogar 83,486 Mann. Wenn man auf Grund wahrscheinlicher Schätzung die Heere Frankreichs und Rußlands, ersteres auf 150,000, das zweite auf 130,000 Mann regelmäßiger Truppen berechnet, das österreichische aber der höchsten Angabe nach, trotz des Kaisers weitläufigen und bevölkerten Staaten, auf 100,000 Mann anschlagen kann, so ist die Größe dieser Leistung nicht genug zu bewundern, namentlich da, wie wir dies oben schon erwähnt haben, diese Truppen an Ausrüstung und Tüchtigkeit allen europäischen Heeren als Muster dienten, und mit allem Kriegsmaterial auf das Beste versehen waren. Das Verhältniß der Waffengattungen war unter ihm nach richtigen Grundsätzen geregelt; er hatte die Reiterei beträchtlich, die Artillerie auf das Doppelte des früheren Bestandes vermehrt. Da der Festungsdienst in jener Zeit nur geringe Kräfte in Anspruch nahm, so waren 72,000 Mann jeden Augenblick in marschfertigen Zustand zu bringen, und diese standen nicht nur auf dem Papiere, sondern waren vollzählig vorhanden, weil die strengste Controle über die Regelmäßigkeit der militärischen Einrichtungen waltete.

Es ergibt sich von selbst, daß ein so zahlreiches Heer nicht aus Landeskindern allein damals rekrutirt werden konnte, da dies die Verwendung von fast vier Prozent der Einwohnerzahl verlangt hätte, ein Verhältniß, bei welchem die Landescultur in zu großen Nachtheil gerathen wäre; es war schon genug, wenn man die Hälfte aus Eingebornen zusammenbringen konnte. Zur Regelung der inländischen Rekrutirung wurde die früher schon bestehende Anordnung, nach welcher jedem Regiment ein Bezirk für seine Ersatzmannschaft bestimmt war, vollständiger ausgebildet. Die Feuerstellen des Landes vertheilte man nach ihrer Zahl cantonweise unter die Regimenter und Compagnien, um daraus die erforderlichen Mannschaften zu ziehen, insofern diese nicht durch besondere Ausnahmen befreit oder für bürgerliche Gewerbe, so wie für den Landbau unentbehrlich waren. Gewöhnlich nahm man weder ansässige Leute noch älteste Söhne und Erben; auch waren Räthe der Provinzialcollegien bei den Aushebungen zugegen, um jegliche Ueberschreitung des Gesetzes zu verhüten. Den größeren Theil des Zuwachses bildeten die jüngeren Bauernsöhne. Freilich aber mußten diese

weisen und billigen Berücksichtigungen oft zurückstehen, wenn es sich um Leute von ganz besonders hohem Wuchse handelte, welche sich die Militärbehörden nicht gern entziehen ließen, und hierin auch bei dem Könige stets die nöthige Unterstützung fanden.

Die andere Hälfte des Heeres ward durch Werbung zusammengebracht. In den Reichsstädten und deren Bezirken hatte der König als Kurfürst des heiligen römischen Reiches das Recht, für sein Heer zu werben, allein in den übrigen Theilen Deutschlands mußte List und oft viel Geld aufgewendet werden, um zu dem erwünschten Ziele zu gelangen; wir haben schon oben gesehen, welche Zwistigkeiten mit fremden Regierungen darüber entstanden.

Ein großes Verdienst um die Ausbildung dieses Heeres erwarb sich der oft schon genannte Fürst Leopold von Dessau, nächst ihm der König selbst, welcher zwar nicht das Feldherrntalent seines Freundes, aber wohl den scharfen Blick für Alles, was der Soldatendienst erfordert, in nicht geringem Grade besaß. Jener machte Halle, dessen Garnison er befehligte, dieser Potsdam zur Schule gründlicher militärischer Bildung; und daß auch die geistige Seite derselben nicht ganz vernachlässigt wurde, haben wir durch die Einrichtung der Cadettenhäuser schon erfahren. Durch sie legte er den Grund zur Bildung eines guten Offiziercorps. In dem preussischen Heere war von der Unsitte, die Offizierstellen wie andere Handelsartikel zu kaufen und zu verkaufen, nie die Rede gewesen, allein auch hier hatte als altes Herkommen gegolten, daß den Obersten die Besetzung der Offizierstellen überlassen blieb, und nur die Stabsoffiziere vom Könige ernannt wurden. Selbst bei diesen hatten die Regimentsbefehlshaber noch den Vorschlag. Friedrich Wilhelm I. machte dieser alten Sitte ein Ende, indem er auch die ersten Ernennungen für sich zurückbehielt, um nichts dem Zufall oder persönlichem Vortheil anheimzustellen, und nur Leute, die seinen Ansichten entsprachen, an der Spitze seiner Truppen zu haben.

Zu diesem Zwecke ließ er die jungen Edelleute, welche schon die militärische Vorbildung erhalten hatten, als Freicorporals bei den Regimentern eintreten, um so den praktischen Dienst zu lernen. Hier wurden sie mit der ganzen damals üblichen Soldatenstrenge behandelt, welcher im Falle etwaiger stärkerer Versehen auch die körperliche Züchtigung nicht fehlte. Der König selbst erkundigte sich bei der Inspection der Regimenter persönlich sehr genau nach ihren Eigenschaften, ließ sie sich vorstellen und entschied danach über ihre Anstellung als Fähndriche. Er stellte jedoch nur solche an, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen sich zu Schulden kommen ließen, sich äußerlich gut ausnahmen, und vor Allem gute Wirthschaft führten, denn wir wissen, wie streng der König über Unregelmäßigkeiten der Art dachte. Auch in Bezug auf religiöse Gesinnung war er nicht gleichgültig.

Dieselbe Strenge, Zucht und Ordnung suchte Friedrich Wilhelm I. auch bei seinen übrigen Unterthanen zu erhalten. Gottesfurcht, reine Sitten und haushälterischen Sinn, vor Allem aber Ehrlichkeit verlangte er von Allen, wie



er sie selbst übte, mit unerbittlicher Strenge. Treulose Beamten und Richter, Advokaten, welche die armen Leute um das Ihrige brachten, Kassendienenr, die ihre Pflicht verlegt hatten, waren den härtesten Strafen ausgesetzt, ja der König vergaß bei solchen Gelegenheiten den sonst ihn leitenden Grundsatz, unbedingt das Recht walten zu lassen, indem er, sobald ihm die Strafen zu gelind erschienen, diese willkürlich schärfte, und über Ehre, Freiheit und Leben der Unterthanen nach seiner strengen individuellen Anschauung verfügte. Allein diese Strenge diente denen, welche das Geschick der Unterthanen in Händen hatten, zur Warnung, hielt sie auf dem Pfade ihrer Pflichten; man erkannte ihre wohlthätige Folgen, und war deshalb im Allgemeinen wohl damit zufrieden.

Friedrich Wilhelm I. hatte, sobald ihn nicht leidenschaftliche Aufregung oder Vorurtheil irre führten, einen scharfen, die praktischen Lebensverhältnisse durchbringenden Blick, der ihn selbst oft in den verwickeltesten und schwierigsten Fällen auf den rechten Weg lenkte. Großen Argwohn dagegen hegte er gegen das spekulative Betreiben der Wissenschaft, namentlich in der Philosophie, weil er Beschäftigungen der Art nicht nur für müßig und unnütz hielt, sondern wohl gar meinte, daß sie zu Thorheiten und Irrthümern führten.

Deshalb war denn auch der Tod Friedrich I. für die Akademie der Wissenschaften ein harter Schlag, da dieses Institut gerade zur Förderung rein wissenschaftlichen Sinnes errichtet war. Vielleicht wäre sie auch ohne Weiteres aufgehoben worden, wenn sie sich nicht erboten hätte, ein anatomisches Theater zu errichten, und überhaupt für die Ausbildung der medizinisch-chirurgischen Studien zu sorgen, ein Umstand, der nicht ohne Wirkung auf den König blieb, weil ihm einige Gönner des Instituts vorstellten, daß sie ihm geschickte Wundärzte für das Heer erziehen würden; jedoch verlor sie einen großen Theil ihrer früheren Einkünfte. Ein schwerer Verlust für die Akademie war es, daß Leibniz, welchem ebenfalls die für ihn ausgesetzte Pension nicht mehr ausgezahlt wurde, sich von den Arbeiten derselben ganz zurückzog. Noch größeren Schaden für das Ansehen der Anstalt brachte es, daß nach dem Tode des berühmten Mannes (14. Novbr. 1716) Paul Gundling zum Präsidenten ernannt wurde. Dieser seltsame Günstling des Königs, welcher allerdings ziemlich ausgebreitete Kenntnisse besaß, war unter Friedrich I. durch den Minister von Dankelmann nach Berlin gerufen und an der neu gestifteten Ritterakademie als Professor des bürgerlichen Rechtes so wie als Historiker des Oberheroldamtes angestellt worden. Beide Anstalten hatten das Schicksal der meisten Luxuserschöpfungen Friedrichs I.; sie wurden unverzüglich von seinem Sohne abgeschafft, und Gundling gerieth dadurch in große Noth, bis ihn ein glücklicher Zufall in die Nähe des Königs führte. Letzterer nämlich, obschon ein abgesagter Feind aller spekulativen Wissenschaft, besaß doch eine große Wißbegierde für Alles, was mit dem praktischen Leben zusammenhing. Selbst in seinen Abendgesellschaften, wo über politische Angelegenheiten verhandelt wurde, und die Berliner, Hamburger, Leipziger, Breslauer, Wiener nebst den französischen und holländischen Zeitungen

auslagen, warf der König oft historische und statistische Fragen auf, welche ihm seine Umgebung nicht beantworten konnte; daher wünschte er Jemand bei der Hand zu haben, der ohne Brunken mit gelehrter Form, und ohne daß man mit ihm viel Umstände machen durfte, den nöthigen Dienst leisten könnte. Grumbow sah in Paul Gundling den geeigneten Mann, da derselbe nicht nur ausgebreitete Kenntnisse besaß, sondern durch seine wunderliche Persönlichkeit Gelegenheit zu dicken Späßen, wie sie der König liebte, darbot, und ihn deshalb gegen jede Besorgniß vor einem etwa zu großen Einfluß auf den König sicher stellte. Deshalb war es wohl auch nur Scherz, wenn dem häufig verspotteten Gundling in schneller Folge die Titel als Kammer-, Kriegs-, Geheim- Oberappellations- und Kammergerichts-Rath nebst der Freiheit, allen Sitzungen dieser Collegien beizuwohnen, ertheilt wurden. Aus ähnlichem Grunde ernannte ihn der König 1717 zum Ober-Ceremonienmeister und schenkte ihm einen eben so glänzenden Anzug, wie Besser unter der Regierung seines Vaters getragen hatte, durch welchen die wunderliche Person ein um so lächerlicheres Aussehen erhalten mußte. Bald darauf wurde Gundling in das damalige General-Finanz-Direktorium eingeführt, wo man ihm als Departement die Aufsicht über alle Seidenwürmer und deren zweckmäßige Erhaltung im ganzen Lande ertheilte. Diese vielfachen Ernennungen dienten offenbar nur dazu, um desto ergößlicheren Spott zu treiben, denn man weiß, daß Gundling, der den Wein liebte, und hierbei nicht rechtes Maas hielt, oft in der Trunkenheit zu den erbsten und poffenhaftesten Scherzen Anlaß geben mußte.

Diese seltsame Persönlichkeit also bestimmte der König zum Nachfolger des berühmten Leibniz als Präsident der Akademie der Wissenschaften, offenbar eine Demonstration zu Gunsten der praktischen Lebensthätigkeiten, denen gegenüber die theoretische Wissenschaft als ein eitles und verlachenswerthes Ding erscheinen sollte. Ueberhaupt ging des Königs ganzes Streben auf das Reale unter Verachtung alles bloßen äußeren Scheines, mit einer, wie wir schon oben erwähnt, durchaus demokratisch-republikanischen Lebensrichtung. Deshalb hatte auch das Postulwesen und der nach Ausschließung anderer Elemente strebende Abelftolz durch manche Einfälle seiner spottenden Laune zu leiden. Wir wissen, daß er es höchst lächerlich fand, als ein Herr von altem Adel selbst in der Kirche ängstlich den Vortritt zu behaupten suchte, so wie, daß er die Ernennung zum Baron für eine Lumperei erklärte. Auch bei der Person Gundlings, der zuletzt vollständig den Standpunkt eines lustigen Rathes einnahm, erwies sich dieselbe Absicht, was die schon oben erwähnte Ernennung zum Oberceremonienmeister, die später in eben der Art erfolgte eines Kammerherrn, namentlich aber das förmlich den Adelstand verspottende Diplom, durch welches er Gundling „vornehmlich nur in den Freiherrnstand erhob, während seine großen Dienste längst wehtit, daß er mit dem Grafenstand beehrt würde“.

Nach Gundlings Tode wurde es etwas besser mit der Akademie der Wissenschaften, indem Jablonski, ein in der gelehrten Welt ehrenvoll anerkannter

und ernster Mann, die Stelle des wirklichen Präsidenten bekleidete (1733). Mein ganz mochte der König seiner spöttischen Laune nicht entsagen, denn ein Jahr vorher hatte er einen gewissen Graben zum Stein, der vollständig die Rolle eines Hofnarren in seinen Privatgesellschaften spielte, zum Vicepräsidenten ernannt, und ihm aus den Einkünften der Anstalt einen jährlichen Gehalt von 200 Thalern angewiesen. Auch fuhr man fort, die gelehrte Societät mit manchen lächerlichen Zumuthungen in Verlegenheit zu bringen und sie, wo es nur irgend möglich war, dem öffentlichen Spott auszusetzen, wie z. B. durch die Aufgabe, daß sie die Ursache des Drausens im Champagner erklären sollte, wobei sie sich aber sehr geschickt aus der Sache zog, indem an den König zuvor die Bitte erging, er möchte für die nöthigen Versuche zuvörderst funfzig Flaschen von diesem Wein bewilligen. Da stand er denn, um nicht zuletzt den Spott auf sich selbst zu ziehen, von seinem Vorhaben ab.

Wo Friedrich Wilhelm I. den praktischen Nutzen offen hervortreten sah, war er auch in der Unterstützung der Wissenschaften nicht karg, wie er dies im Jahre 1735 zeigte, wo 2000 Bände der königlichen Bibliothek aus den Fächern der Astronomie, Mathematik, Physik und Medizin nebst seltenen Naturalien der Gesellschaft der Wissenschaften überwiesen wurden. Als sich die Abgeordneten derselben für ein so ansehnliches Geschenk bedankten, ermahnte er sie „allen Fleiß anzuwenden, den Endzweck zu erreichen, um dessentwillen sie gestiftet, nämlich die Natur und deren Kräfte zu erkennen, und sich auf solche Gefindungen zu legen, welche capabel, die Künste und Wissenschaften immer höher emporzubringen, und zwar solche, die der Welt zum wahren Nutzen gereichten, keinesweges sich aber in bloßer Windmacherei und in falschen Träumereien aufzuhalten pfliegen“.

Nicht viel besser als der Akademie der Wissenschaften ging es der königlichen Bibliothek. Im Jahre 1714 erhielt sie zwar zu den bis dahin etwa 1000 Thaler betragenden Einkünften noch einen jährlichen Zuschuß von 100 Thalern, doch wurde dieser fünf Jahre später schon wieder zurückgenommen; ja 1722 strich der König alle Besoldungen ihrer Beamten, und wies sogar dem General-Major von Glasenapp jährlich 1000 Thaler auf die Bibliotheksgelder an. Alle Anstrengungen des Ministers von Bringen, der als Chef der geistlichen Angelegenheiten die Oberaufsicht über die Bibliothek führte, die harte Bestimmung wieder rückgängig zu machen, waren vergeblich, und wenn auch einzelne Geschenke, wie der vom Hauptmann Michal gezeichnete Atlas, ein kostbares Werk, für welches der König 400 Dukaten gezahlt hatte, der Anstalt überwiesen wurden, so waren dies doch nur einzelne Fälle; denn 1734 wurden nur für vier, 1735 für fünf Thaler, in vielen Jahren gar keine neuen Bücher angeschafft. Aus dem Verlaufe der Doubletten mußten die unbedeutenden Ankäufe bestritten werden. Dessenungeachtet war es nicht Gleichgültigkeit, sondern übertrieben sparsamer Sinn, weshalb der König der Mehrung des Büchervorraths entgegenhandelte; mit großer Strenge wurde auf die schon seit Friedrich I. eingeführte

Ablieferung zweier Exemplare von allen bei inländischen Buchhändlern erscheinenden Büchern gehalten, welche jedoch meistens von sehr geringer wissenschaftlicher Bedeutung waren.

Ähnlich stand es mit den Universitäten; ja in gewissen Beziehungen hatten sie am meisten von des Königs Widerwillen gegen die verhasste theoretische Schulweisheit zu leiden. Vor Allem traf dies die Universität Frankfurt. Noch gegen das Ende seiner Regierung, im Jahre 1737, ließ er den ehemaligen magister legens und von ihm zum Hofrath ernannten Morgenstern, welcher, da sich der Professor Faßmann durch die Flucht einer ähnlichen Stellung entzogen hatte, ihm als Vorleser in seinem Tabakscollegium dienen mußte, in seiner eigenen Gegenwart eine Disputation über das Thema: „Barnünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren“ vor einem großen Auditorium halten. Die Professoren hatte man durch Offiziere herbeiholen lassen, da viele auf die Mittheilung des Rebells nicht gekommen waren. Als sich mehrere der gelehrten Herren schlechterdings in die Disputation nicht einlassen wollten, fuhr der König mit höchst drolligem Humor heraus: „Was ist es denn weiter? Jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren!“ Zuletzt fanden sich wirklich einige der Professoren geneigt, den Gegenstand anzufassen und mit Witz und Laune durchzuführen, was den König sehr erheiterte; allein die Verhandlungen führten doch zu einem etwas stürmischen und für das Ansehen der Wissenschaften keinesweges vortheilhaften Ausgang.

Die vor nicht langer Zeit unter so glänzenden Ausichten eröffnete Universität Halle gerieth ebenfalls in eine üble Lage, weil Vieles von den Entwürfen Friedrich I. noch nicht zur Ausführung gekommen war. Das Einzige, was Friedrich Wilhelm I. für sie that, war, daß er das Gebäude des ehemaligen fürstlichen Schauspielhauses zu einem anatomischen Theater hergab, da man ihm, wie wir schon wissen, begreiflich gemacht hatte, welchen Vortheil dies für den praktischen Betrieb der Arzneikunde haben würde. Allein auch Halle hatte von manchen Ausbrüchen der seltsamen Laune des Königs mitunter zu leiden, indem er durch sein Nachtgebot höchst unwürdige Leute dem Lehrerscollegium aufdrängte, und dadurch nicht nur die Mittel schmälerte, sondern auch dem Ansehen der berühmten Fridericiana großen Abbruch that. Glücklicherweise hatte die Universität durch ihre aus der vorigen Regierung stammenden berühmten Lehrer Ansehen genug in der gelehrten Welt erlangt, um auch diese bösen Zeiten auszuhalten. Merkwürdig genug war es, daß der König, trotz dieser spöttischen Verunglimpfung wissenschaftlicher Beschäftigungen, dennoch oft strenge Maßregeln ergriff, um die Studenten zum fleißigen Besuche der Vorlesungen anzuhalten, und es auch sehr ungern sah, wenn angesehenere Universitätslehrer auf fremden Ruf die preussischen Anstalten verließen. Es erschienen sogar förmliche Verbote gegen das Weggehen, für deren Ausführung man die ganze Universität verantwortlich machte. Auch waren die Professoren verpflichtet, unentgeltliche Vorträge zu halten, und unter gewissen Verhältnissen das Honorar

zu erlassen; freilich gewaltsame Mittel, besonders da der König besserungsgeacht keinen Zuschuß geben wollte. Selbst die von ihm mit so großem Mißtrauen angesehene Philosophie erschien ihm später für eine vollständige Ausbildung so nothwendig, daß er äußerte, alle Studenten sollten, ehe sie zu den Fachwissenschaften übergingen, fleißig Philosophie studiren. Am besten kam die Universität Königsberg fort, weil sie wegen ihrer Entfernung am wenigsten der unmittelbaren Einwirkung des Königs ausgesetzt war.

Einen merkwürdigen Beitrag über die Lage der Wissenschaft dem absoluten Herrscher gegenüber giebt die Ausweisung des Professor Wolf. Christian Wolf war seit 1706 Professor der Mathematik in Halle, und hatte seit 1709 Vorlesungen über philosophische Wissenschaften gehalten, welche ebensoviel Beifall von Seiten des hörbegierigen Publikums als Mißbilligung von einigen Theologen erfuhren. Auch Franke, sonst sanft und duldsam, war mit den Ansichten Wolfs nicht einverstanden. Zwölf Jahre hatte der Streit schon gewährt, als endlich der Sturm ausbrach (1721). Bei Gelegenheit der Uebergabe des Rectorats, welches Wolf geführt, an den Professor der Theologie Lange, einen großen theologischen Eiferer, erregte Ersterer durch seine Rede über die Philosophie und Moral der Chinesen bei der ganzen theologischen Fakultät so großen Unwillen, daß Breithaupt, als Decan, sich das Concept der Rede ausbat, welches ihm Wolf verweigerte, doch zu jeder mündlichen Auskunft bereit war. Von beiden Seiten wurde manche Schrift über den Streit veröffentlicht, und endlich die Sache bei dem geheimen Rathscollegium anhängig gemacht. Der Minister von Brinzen, ein Freund der Wissenschaft und Curator der Universität, zeigte sich dem Professor Wolf günstig, doch dadurch ließen sich seine Gegner nicht abschrecken, sondern gingen mit ihrer Beschwerde unmittelbar an den König, indem sie sich des Einflusses der in Halle stehenden Generale von Ragmer und von Eßen bedienten, Männer von strengen kirchlichen Ansichten, denen man die wunderbarsten Vorstellungen von dem Inhalt der Wolfischen Philosophie beigebracht hatte. Man deutete nämlich seine Lehre von der sogenannten prästabilirten Harmonie und von dem freien Willen des Menschen dahin aus, daß nach derselben ein entlaufener Soldat rechtmäßig nicht gestraft werden dürfte, weil er vermöge der Prädestination nicht anders habe handeln können. Hier traf man bei dem König, und darauf war es berechnet, den empfindlichsten Fleck; daher erschien denn auch am 8. November 1723 das bekannte strenge Rescript an die Universität, daß, „da ihm hinterbracht worden, der Professor Wolf solle in öffentlichen Schriften und Vorlesungen solche Lehren vortragen, welche der im göttlichen Worte geoffenbarten Religion entgegenständen, er resolvirt habe, ihn seiner Professur zu entsetzen und ihm das Lehren zu verbieten; das mache er der Universität mit dem allergnädigsten Befehl bekannt, dem Wolf anzudeuten, daß er binnen 48 Stunden nach Empfang der Ordre Halle und alle preussischen Lande bei Strafe des Stranges räumen sollte“. Wolf mußte dem scharfen Befehl Folge leisten, fand aber sogleich Aufnahme und Anstellung in

Karburg. Dies war nicht die einzige strenge Maßregel zur Aufrechthaltung einer im Sinne des Königs rechtgläubigen Lehre. Der Pastor Fischer, welcher Bedenken über die Lehre der Dreieinigkeit bekannt gemacht hatte, wurde aus Königsberg verbannt, und den Oberhofpredigern Koltenius und Jablonski nicht gestattet, ihre Söhne nach England gehen zu lassen, „weil dort keine Orthodorie der Religion statuiert werde und es ein Sündenland sei“, eine seltsame, mit unsern heutigen Vorstellungen keinesweges übereinstimmende Ansicht.

Wie abschreckend auch immer die Willkühr in dem Verfahren gegen Wolf erscheinen muß, bleibt doch zu berücksichtigen, daß ein durchaus achtungswerther Beweggrund dabei waltete. Es handelt sich für ihn um Religion und Sittlichkeit, die Grundlagen jedes geordneten Staatslebens, und Friedrich Wilhelm I. glaubte, kraft seiner souveränen Gewalt, sich nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, als Hort dafür selbst mit den strengsten Mitteln aufzutreten, und da selbstständig eingreifen zu müssen, wo der gewöhnliche Weg des Gesetzes nicht zum Ziele zu führen schien; allerdings ein gefährlicher Grundsatz, auf den sich die furchtbarste Tyrannei stützen kann, und durch welchen selbst durchaus sittliche Naturen zu schweren Thaten verleitet werden können. Wir haben an verschiedenen Orten gesehen, wozu den König der gefährliche Grundsatz: *salus publica est summa lex*, bestimmt hat. Später kam ruhige Ueberlegung und auch die Reue zurück; und es ist gewiß einer so eigenwilligen Natur hoch anzurechnen, daß er eine unparteiische Commission zur Untersuchung der Sache niederlegte, und als diese das verdamnende Urtheil aufhob, dem tiefgefränkten Mann seiner Ansicht nach die glänzendsten Anerbietungen machte, um ihn zur Rückkehr in seine Dienste zu bewegen. Jedoch nahm erst unter Friedrich II. Wolf seine Stelle wieder ein.

Wie wenig sich die Wissenschaft im Allgemeinen der sorgsamten Pflege unter Friedrich Wilhelm I. zu erfreuen hatte, so ist doch anzuerkennen, daß er großen Eifer für die Errichtung von Elementarschulen zeigte, und dadurch der niederdrückenden Unwissenheit im Volke entgegenarbeitete. Wiederholentlich wurde durch allgemeine Gebitte unter Androhung strenger Strafen den Eltern befohlen, ihre Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre in die Schule zu schicken, welche im Winter täglich, im Sommer ein- bis zweimal wöchentlich gehalten werden sollte. Das wöchentliche Schulgeld war für jedes Kind auf zwei Dreier festgesetzt, und für Unvermögende die Almosenkasse verpflichtet. In jedem Orte ward das Gebitt ange schlagen; Patrone, Geistliche und Inspektoren waren gehalten, auf die Vollziehung desselben zu sehen. Alle Rekruten sollten bei ihren Regimentern schreiben und lesen lernen, so wie im Christenthum unterrichtet werden. Vorzüglich erwartete er sich um Preußen und Lithauen, wo ihm wiederholentliche Reisen von dem gänzlichen Mangel an ersten Bildungsmitteln überzeugt hatten, in dieser Beziehung ein dauerndes Verdienst. Da hier Gebitte nicht ausreichten, so griff er mit bedeutenden Zuschüssen aus eigener Kasse ein. Seine Bemühungen waren so erfolgreich, daß 1738 im Königsberger Kammer-

Departement außer den früher vorhandenen 320 Reichsschulen schon 885, in Sittauen 275 Dorfschulen, also die bedeutende Zahl von 1160 Dorfschulen eingerichtet waren. Zu den Schulgebäuden gab theils der König das nöthige Baumaterial, theils wurden die Patrone hierzu verpflichtet, die Gemeinden mußten den Spanndienst dabei verrichten.

In Bezug auf Religion dachte Friedrich Wilhelm I., wie wir schon wissen, streng, auch die äußere Form war ihm heilig. Genau beobachtete er den Gottesdienst, und hielt darauf, daß dies auch von seiner Familie und den Beamten geschah. Theologie war die einzige Wissenschaft, vor welcher er die tiefste Hochachtung hegte, doch zog er auch hierbei die praktische Seite der spekulativen vor. Für religiöse Zwecke war er freigebig; auf seine Kosten wurden viele Gebauungsbücher gedruckt und unentgeltlich unter Arme und Soldaten vertheilt. Damit in Lehre und Kirchenregiment die bestehenden Vorschriften zur Ausführung kämen, mußte das Kirchen-Direktorium „untadelhafte Inspektoren“ wählen, die vom Könige ihre Bestätigung erhielten. Das Kirchenregiment im Einzelnen, insofern es Aufsicht über Kirchen- und Schulgebäude, Verwaltung der Stiftungen, des Vermögens und der Kirchenbücher, ja auch die Anzeige derer, welche durch Verbrechen oder durch Verachtung von Gottes Wort Aergerniß gegeben hätten, betraf, blieb einem Presbyterium, d. h. den aus der Gemeinde ohne Beachtung des Rangunterschiedes gewählten Kirchenvorstehern übertragen. Die Pastoren waren gehalten, die Sünder zu ermahnen und zu strafen, erst privatim, und im Fall dies nicht half, mit öffentlicher Kirchenbuße, welche seit 1716 durch königliche Verordnung festgestellt wurde; seine absolute Stellung behauptete Friedrich Wilhelm I. hier sowohl wie in allen übrigen Verhältnissen.

Nach richtiger gesunder Anschauung wünschte er die beiden Confessionen, wie dies schon unter seinem Vater versucht worden, zu vereinigen, denn er selbst war in diesem Punkte ohne Vorurtheil, weil die praktische Erfahrung ihn doch gelehrt hatte, daß die Lutheraner nicht minder fromme Christen wären als die Reformirten; doch enthielt er sich verständiger Weise hierbei jedes Nachwort, dessen er sich nur da in religiösen Dingen bediente, wo es ihm nöthig schien, offenem Verderben entgegenzutreten. Da sich die Vereinigung auf die gewünschte Weise nicht bewerkstelligen ließ, ergriff er den für das praktische Leben einzig heilsamen Ausweg, nämlich den, daß er selbst nicht nach dem besonderen eвангелиschen Bekenntnisse fragte, und in keiner Beziehung einen Unterschied zwischen beiden Confessionen machte.

Aus eben denselben praktischen Gründen war er auch, trotz aller persönlichen Abneigung, duldsam gegen die Katholiken, denen er in ihren hergebrachten Rechten nicht entgegentrat. Doch als im Jahre 1728 sein Gesandter in Regensburg, Graf Netternich, heimlich katholisch geworden war, und ihm kurz vor seinem Tode den Uebertritt mit dem Bemerkten anzeigte, daß es jedem rechtschaffenen Katholiken freistehet, sich in Religionsfachen von einem evangelischen Herrn zum Scheine brauchen zu lassen: so erklärte er die

Ansicht mit vollem Rechte für gotteslästerlich. Von nun an schwand bei ihm alles Vertrauen auf die Katholiken, und er zeigte sich deshalb um desto eher bereit, wenn anderen Ortes katholische Fürsten protestantische Untertanen bedrückten, mit Repressalien in seinem Lande zu drohen.

Dem Sektenswesen war er durchaus abgeneigt, theils schon wegen seiner entschiedenen Vorliebe für jede Uniformirung, theils aber auch aus manchem fest eingewurzelten Vorurtheile. Als daher über einen Prediger der Bericht einlief, er sei ein Socinianer, erfolgte der harte Bescheid, daß, wenn dies sich wirklich so verhielte, der Schulbige „eingemauert“ werden müßte. Zum großen Glück ließ sich die Beschuldigung nicht erweisen.

Friedrich Wilhelm war ein streng gläubiger Mann, aber kein Frömmeler, deshalb auch allen auf Aberglauben deutenden Ceremonien feind, und weil er in solchen Dingen, wie häufiges Kreuzschlagen, Ohrenbeichte u. a. m. ein Verderben der evangelischen Kirche zu sehen meinte, so hielt er sich für vollkommen berechtigt, durch ein königliches Edikt alle dergleichen Ceremonien zu verbieten (1786). Dies erregte natürlich, wie alle solche Verordnungen, die größte Aufregung und offenen Widerspruch. Hausenweise eilten die Prediger nach Berlin, weshalb man diesen Vorfall die Priesterrevue zu nennen pflegte; doch Friedrich Wilhelm I. beharrte auf seinem Entschlusse und zwang die Widerstrebenden zur Nachgiebigkeit. Der Prediger Braun, welcher geantwortet hatte: „Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päpstlichen oder abergläubischen, sondern nur apostolischen Ceremonien“, wurde sofort abgesetzt.

Die Künste, für welche der große Kurfürst mit Liebe, Friedrich I. mit vielem Aufwand gesorgt hatte, fanden unter Friedrich Wilhelm I. seiner ganzen Richtung gemäß nur geringe Pflege. Schon im Jahre 1714 wurden die Einkünfte der durch den Vater gestifteten Akademie der Künste von 1000 Thalern auf 300 herabgesetzt; eben so wenig war von zweckmäßiger Beschäftigung der Künstler durch Bestellungen von Seiten des Hofes die Rede. Bemerkenswerth ist es, daß der König eine gewisse Reizung zur Malerei hatte, ja selbst seine Liebhaberei für diese Kunst dadurch bezeugte, daß er, namentlich seitdem ihn hiebei die Sicht von seinen Jagdvergnügungen zurückhielt, sich von einigen eigens dazu gehaltenen Malergehülfen Umrisse zu Oelgemälden entwerfen ließ, und diese dann selbst kolorirte. Arbeiten dieser Art pflegte er zu verschenken, doch dienten sie ihm auch mitunter zur Befriedigung seiner neckischen Laune, indem er, wenn Schmeichler sein Talent erhoben, die Abschätzung des Bildes von ihnen verlangte, und es ihnen dann für den angegebenen Preis ausdrang. Auch seine langen Grenadiere ließ er malen und die Silber in den Gängen der Schloßher aufstellen. Ein einziger von den durch seinen Vater berufenen Künstlern, der Hofmaler Pesne, behielt nicht nur seinen verhältnißmäßig hohen jährlichen Gehalt von 1500 Thalern, sondern wurde auch außerdem vielfach beschäftigt, doch meistens nur für Bildnisse; für historische Malerei hingegen hatte der König keinen Sinn.



Ähnlich war es mit der Musik. Italienische Oper und Kapelle wurden sogleich nach der Thronbesteigung von Friedrich Wilhelm I. abgeschafft. Nur einen der Musiker, Gottfried Papusch, behielt er bei, und ernannte ihn zum Kapellmeister seines Garderegiments in Potsdam. Von dieser militärischen Kapelle ließ er sich, besonders im Herbst und Winter, wöchentlich einige Male nach Tisch Musik machen, vorzüglich Händelsche Opern, für Blasinstrumente gesetzt. Er allein bildete hier das Publikum, schloß auch oft während der Musik ein, dessenungeachtet durfte nichts übersprungen werden, denn, wenn er aufwachte und die Täuschung merkte, mußte das ausgelassene Stück, mitunter auch das ganze Tonwerk wiederholt werden. Gegen das Ende seines Lebens nahm er den Kapellmeister Sydow in seine Dienste und ließ von ihm in Potsdam eine Musikschule, namentlich zur Ausbildung von Hautboisten für seine Regimenter errichten. Ein großer Freund war er von Glockenspielen; Berlin und Potsdam ließ er damit versehen.

Uebereinstimmend mit seinem ganzen Charakter hatte der König eine Abneigung gegen alles Schauspielwesen. Unter seinem Vater war nicht nur nach dem Wunsche der feingebildeten und kunstliebenden Königin Sophie Charlotte eine italienische Oper, sondern auch ein französisches Theater eingerichtet worden. Man schloß mit Kocher, dem Direktor der Truppe von Tournay, der auch den Titel eines intendant des plaisirs de sa Majesté erhielt, einen Contract ab, nach welchem er für 2000 Thaler Reisegeld und 6000 Thaler Zuschuß, freies Lokal und Beleuchtung, unentgeltlich zwei Tage in der Woche vor dem Hofe in der Stadt sowohl als auf den Lustschloßern, und zweimal vor dem Publikum in der Stadt spielen mußte. Schon vor diesen französischen Hofkomödianten war der Beltheimischen Truppe trotz alles Widerspruches der Geistlichen die Erlaubniß zu öffentlichen Vorstellungen gegeben worden. Schon vor dem Tode Friedrich I. wurde Kocher mit seiner Gesellschaft entlassen (1711). Später theilte man sogar die Garderobe unter die Armen, was zu seltsamen Auftritten Anlaß gab, indem man Bettler in glänzendem Fliederstaate von Königen und Selben des Alterthums demüthig um Almosen sehen sah.

Unverzüglich nach seiner Thronbesteigung erließ Friedrich Wilhelm I. mehrere Verbote gegen die Schauspieler, Marktschreier, Komödianten, Gaukler, Seltändler u. a. m.; allein für die Hauptstadt war er doch etwas nachsichtiger, denn hier durfte im Jahre 1714 eine Truppe gegen Entrichtung von dreißig Thalem monatlich an die Kammerei ihre Vorstellungen geben, mit der Verpflichtung, daß sie am Tage vor der Aufführung einen Zettel von dem, was gespielt werden sollte, dem Oberchenk und Kammerherren vorlegen mußte, damit ja nichts Scandalöses und Uergerliches auf dem Theater erscheine. Für die Provinzialstädte war der König minder duldsam.

Ein gewisser Eggenberg, gewöhnlich der starke Mann genannt, hatte das Glück, des Königs ganz besonderen Beifall zu erwerben. Er bekam im Jahre 1717 die Vergünstigung, überall im ganzen Lande Vorstellungen zu geben

und Proben von seiner unglaublichen Stärke abzulegen. Als Eggenberg, der auf diesem Wege ein wohlhabender Mann geworden war, ein Haus in der Friedrichsstadt baute, und dadurch dem König einen Beweis gab, daß er sein Geld nicht im Auslande verzehren wollte, ernannte er ihn zu seinem maître des plaisirs und räumte ihm das Fürstenhaus zur Anordnung von Assembles ein, an welchen er selbst mit seiner Familie Theil nahm. Hier wurde getanzt, gespielt und auch Tabak geraucht, denn Alles mußte bürgerlich und einfach eingerichtet sein, damit es keine großen Kosten erforderte. Später gab er ihm den Titel eines königlichen Hofkomödianten, und gestattete ihm in Berlin oder wo er sonst wollte, mit seiner Gesellschaft unter dem Titel „wirkliche Hofkomödianten“ Vorstellungen zu geben, „doch keine gottlose und ärgerliche oder dem Christenthum nachtheilige Dinge, sondern lauter innocente Sachen zum honneten Amusement“. Poffen, Lustspiele, meistens aus dem Italienischen übersezt, ja auch Opern kamen hier zur Aufführung, und der König selbst wohnte häufig den Vorstellungen bei. Doch, wie er Alles eigenthümlich und eifrig angriff, so auch hier; denn um der Anstalt Aufhülfe zu verschaffen, erhielten im Jahre 1732 alle Beamte Befehl, Billets zu kaufen; den Collegien wurde bei namhafter Strafe zur Pflicht gemacht, daß täglich einige ihrer Mitglieder der Reihe nach dem Schauspiele beiwohnen sollten, eine Anordnung, die jedoch bald als unhaltbar wieder aufgegeben wurde.

Natürlich ward auch jetzt fremden Schauspielergesellschaften ein wenigstens vorübergehender Aufenthalt in Berlin zu Gastspielen erlaubt. So traten Opernsänger aus Hamburg im Jahre 1729 mit großem Beifall auf, und zwei Jahre darauf erhielt Titus Maas, marktgräflich Baden-Durlach'scher Hofkomödiant, die Erlaubniß zu Vorstellungen mit großen englischen Marionetten. Sein besuchtestes Stück war ein tragikomisches Drama, dessen Gegenstand in die Geschichte der Zeit fiel, und welches der damaligen Mode nach unter folgendem sehr ausführlichen Titel angekündigt wurde: „Mit königlicher Erlaubniß werden die anwesenden Hochfürstlich Baden-Durlach'schen Hofkomödianten auf einem ganz neuen Theater bei angenehmer Instrumentalmusik vorstellen, eine sehenswerthe ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowiz, Fürsten Menzikopf, eines großen favoritten Cabinets-Ministers und Generalen Petri I. Czaren von Moskau, gloriwürdigsten Andenkens, nunmehr aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritabeln Belisarz, mit Hanswurst, einem lustigen Pastetenjungen, auch Schnitifax und kurzweiligen Wildschützen in Sibirien u. s. w. Die Person giebt auf dem ersten Platz 4 Groschen, auf dem andern 3 Gr.; auf der Treppe zu stehen 2 Gr. Bald darauf aber wurde das Stück aus politischen Rücksichten verboten. Auf dieser Stufe stand die Schauspielkunst in unserm Vaterlande zur Zeit König Friedrich Wilhelm I.

Die wunderlichste Seite des Königs war ohne Zweifel seine Begierde nach langgewachsenen Leuten für sein Potsdamer Leibregiment. Dies sollte eine Muster-

— 222 —

Truppe für das gesammte preussische Fußvolk sein, und da es wohl nicht zu bezweifeln ist, daß wohlgewachsene Leute für den Kriegsdienst der Regel nach geeigneter sind als kleine und schwächliche Gestalten, so war damals die Vorliebe für Soldaten des Schlages ziemlich allgemein geworden; bei Friedrich Wilhelm I. jedoch stieg sie bis zu einer solchen Leidenschaft, daß er, der sonst so sparsame Herr, sich nicht scheute, nach und nach Millionen für diesen chimärischen Zweck aufzuwenden. In Bezug auf dies Regiment ward er selbst seinen sonst so strengen Grundsätzen von Pflicht, Recht und gegebenem Worte untreu, denn sonst unerbittlich gegen Alle, die seinem Befehle nicht auf das Pünktlichste nachkamen oder gegen die Redlichkeit sich vergingen, zeigte er sich hier voll Nachsicht, und nahm keine Rücksicht auf feierlich gegebene Zusagen. Dies Regiment, dessen Oberst er selbst war, bestand aus drei Bataillonen von je 800 Mann und 5—800 sogenannten „Unrangirten,“ welche wegen ihrer blauen Röcke die Blaukittel hießen und zum Tode des Abgangs bestimmt waren. Die Gardesoldaten erhielten nach ihrer Größe oder den mit ihnen abgeschlossenen Capitulationen Zulagen von fünf, zehn bis zwanzig Thalern. Außerdem baute der König Einzelnen von ihnen Häuser, gestattete ihnen Gewerbe zu treiben, öffentliche Bier- und Weinhäuser, Material- und Italienerläden zu halten, schenkte ihnen Güter, Pfrunden und Kanonikate, sorgte für sie durch einträgliche Heirathen und außerordentliche Geschenke, und vertrat Vathenstelle bei ihren Kindern. Wenn schon die Erhaltung dieses Regiments im höchsten Grade kostspielig und für die sonstige wohl geordnete Verwaltung des Staates unerhört war, so übersteigen die Ausgaben für die Rekrutirung so wie die sonstigen Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke bediente, alle unsere Vorstellungen. Hier einige Beispiele zum Beweis dafür. Der Geheime-Rath von Bork schrieb 1734 von Gravelsand an den König, er habe einen Irländer von ganz besonders großem Wuchse, Namens James Kirkland, für 60 Pfund jährlich zum Bedienten angenommen, sich selbst aber einen andern Namen gegeben, um nicht ahnen zu lassen, in welche Dienste der Angeworbene getreten sei. Darauf habe er ihn in Folge eines erbichteten Auftrages auf ein Hamburger Schiff bringen lassen, doch nicht ohne große Kosten, Mühen und Gefahren; einer seiner Agenten habe Leib und Leben daran gesetzt, und fordere dafür 1000 Pfund zur Belohnung; die übrigen Kosten betrügen 160 Pfund, denn man hätte mehrere Bekannte des Mannes, einen Friedensrichter, englische Gardesoldaten und noch andere Leute zu diesem Zwecke gewinnen müssen — also mehr als 8000 Thaler für einen einzigen Rekruten. Ein Anderer, der freiwillig in preussische Dienste trat, erhielt 5000 Gulden Handgeld, da er aber Unterthan eines Stiftes war, so mußte dasselbe mit 1500 Thalern abgefunden werden, so daß dieser Rekrut mit Einrechnung des Transports mehr als 5000 Thaler kostete; ja nach andern freilich nicht so verbürgten Angaben wurden für einzelne Rekruten noch weit stärkere Summen gezahlt. Außerdem fanden, wie schon aus dem Gefagten hervorgeht, dabei die schreiendsten Gewaltthaten statt;

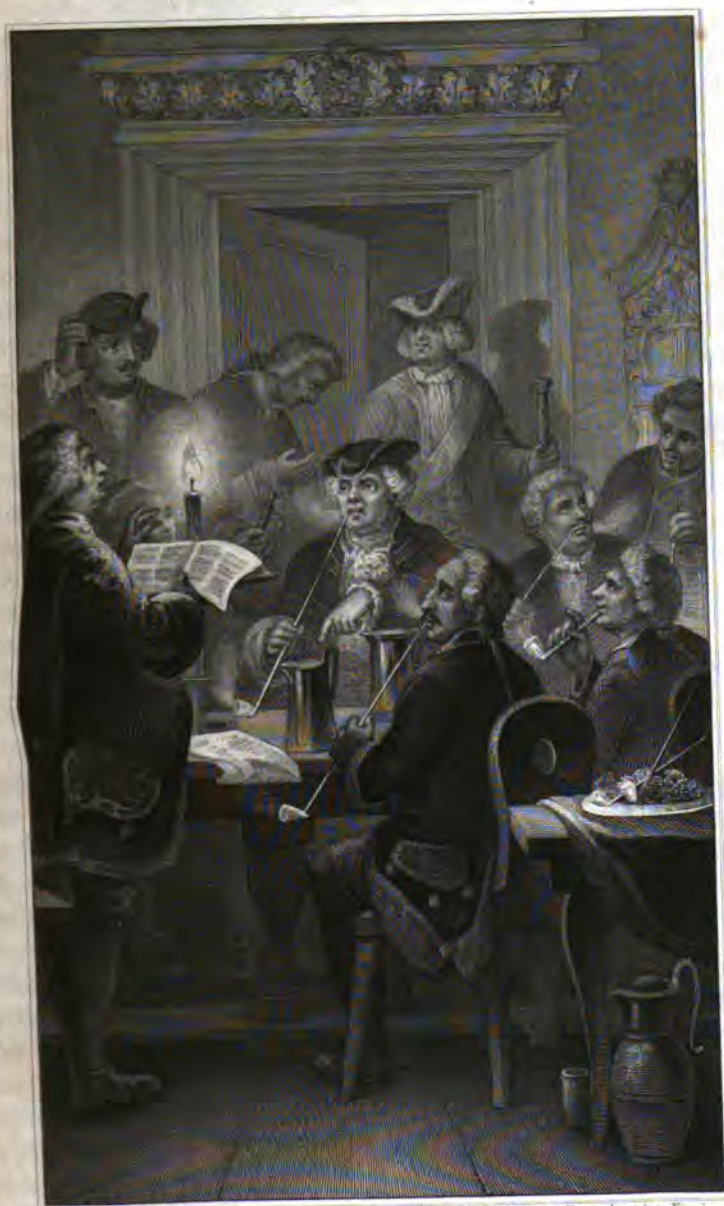
dem angefeffene Bürger, wohlhabende Familienväter, Leute von höherer Lebensbildung wurden aus dem Schooße der Ihrigen und dem gewählten Lebensberufe geriffen, um dem feltfamen Gelüfte des Königs Genüge zu leisten, der mitunter ganz im Ernste behauptet haben foll, daß Gott nur darum Menschen von ungewöhnlicher Größe geschaffen haben foll, um fein Leibregiment zu verfchönern; deshalb habe er ein vorwiegendes Anrecht, weil er fie mehr als jeder Andere zu fchätzen wiffe. War mancher preußifcher Unterthan verließ aus Furcht vor diefer Auszeichnung, denn fo sah es der König an, fein Vaterland, wie dies von dem berühmten Gottfched gefagt wird; und daß durch diefen Werbeunfug mitunter ganz ernftliche Mißhelligkeiten mit auswärtigen Staaten angeregt wurden, ift oben schon mehrfach berührt worden, denn auch für die übrigen Regimenter wurden ausgefuchte Leute mit großen Koften und ähnlicher Lift herbeigeschafft, wodurch natürlich jeden Augenblick unangenehme Berührungen entstanden. Mitunter ward eine förmliche Art von Menschenhandel mit fremden Souveränen abgefchloffen, namentlich mit Peter dem Großen und der Czarin Anna, welche fich für langgewachsene Leute aus ihren Staaten gefchickte Handwerker zur Anlegung von Fabriken fenden ließen. Auch hierbei mag es nicht immer ohne Zwang zugegangen fein. Peter der Große benutzte die Liebhaberei des Königs, um in feinem Heere preußifche Zucht und Uebung einzuführen, denn er machte bei feinen Lieferungen die Bedingung, daß ihm nach fechsjährigem Dienst ausgebildete ruffifche Unteroffiziere zurückgefendet wurden, was natürlich für ihn nicht unwichtig fein konnte.

Da aber mit dem Dienste in dem Potsdamer Leibregiment nicht geringe Vortheile verbunden waren, fo fanden fich auch häufig Freiwillige dazu, fogar Abtge, die unter solchen Umständen den Dienst als gemeine Grenadiere und Musketiere nicht fcheuten. Unter andern eigenthümlichen Vorrechten diefer königlichen Gardemänner war wohl das sonderbarfte, daß fie Bittfchriften im Namen Anderer dem Könige übergeben durften, auf welche diefer ganz besondere Rücksicht zu nehmen pflegte. Als er aber die nachtheiligen Folgen diefer Unfittlichkeit bemerkte, verbot er Jedem bei Karrenstrafe, einem Soldaten vom Leibregimente eine Bittfchrift zu übergeben; den Soldaten selbst wurde kein Gebot der Art eingefchärft.

Größer als aller Geldaufwand, den man gar nicht genau berechnen kann, da der König alle Beläge für diese Ausgaben gegen das Ende seiner Regierung verbrannte, weil er selbst über die verwendeten Summen in Verlegenheit gerieth, war der Nachtheil, welchen Preußen in seiner diplomatischen Stellung gegen das Ausland dadurch erlitt, denn wir lernen aus Seckendorfs Briefen, wie dieser schlaue Unterhändler zu wiederholten Malen den König durch Stellung langgewachsener Rekruten zur Nachgiebigkeit in seinen wohlbegründetsten Forderungen bewegte; und da auch andererseits ähnliche Mittel angewendet wurden, so gab dies mitunter zu Ergebnissen Anlaß, wie sie sonst nur unter leichtsinnigen Günstlings-Regierungen vorkommen, durchaus nicht gemäß der sonst so verständigen und ernsten Auffassung eines sittlich starken Charakters.

Ein nicht minder sonderbares, doch weit gemüthlicheres und humores-  
 Bild giebt uns der König in seinem Leben als Privatmann, mit seinen  
 einfachen, bürgerlichen Erholungen von den Mühen und Lasten des erst-  
 meinigen Tagewerkes in seinem Tabakskollegium. Schon unter Friedrich L.  
 ist eine solche Tabaksgesellschaft gegeben; aber mit lästiger Begleitung des  
 Hofceremoniells; unter Friedrich Wilhelm I. dagegen fiel jeder Zwang  
 weg. In Potsdam versammelte sich das Tabakskollegium, welches be-  
 nach aus sechs bis acht Personen bestand, meistens Generale und Stabs-  
 ce; doch mitunter auch Subalternoffiziere; wenn sie sich durch besonde-  
 re auszeichneten, gewöhnlich in einem Zimmer des königlichen Schlosses,  
 en jedoch in einem abgelegenen Gartensalon. In Wasserhausen wurde  
 dem Wetter: die gemüthliche Abendgesellschaft im Freien unter einem tür-  
 helte abgehalten, bei schlechtem Wetter dagegen im Schloßgebäude. —  
 Vere. Einladungen ergingen dazu, nur der Baron von Bülling hatte  
 vorzug, uneingeladen: als Stammgast in die Gesellschaft kommen zu dürfen.  
 reisende Fremde, die sich wegen ihrer Uebertheuer, Gelehrte, die durch  
 en einen Namen erworben hatten, wurden zu dem Tabakskollegium gezogen,  
 der König war trotz seiner schroffen Auffassung wissenschaftlicher Beschäf-  
 ten lernbegierig, und benutzte auch diese Ruhestunden, um seine Erfah-  
 u zu erweitern. Rauchen galt als Gesetz; Nichtraucher, wie z. B. Fürst Leo-  
 von Dessau und Seckendorf, durften zwar demnach an dem Vereine Antheil  
 n, mußten aber wenigstens zum Schein eine Pfeife in den Mund nehmen.  
 Kommenzien freilich waren dem Könige starke Raucher, wie Stanislaus  
 nski, der mit dem König in einer Sitzung dreißig bis zweiunddreißig  
 rauchte.

Der König war hier Privatmann und wollte auch nur als solcher von  
 Gästen behandelt werden. Nach acht bürgerlicher Weise wurden die könig-  
 Kinder in das Kollegium gebracht, um dem Vater gute Nacht zu sagen.  
 st waren sie mit Mühe wieder nach den Gemächern der Königin zu brin-  
 weil man ihnen dort nicht so viel Freiheit ließ. Jede ceremonielle Begrüßung  
 erpönt, selbst nicht einmal aufstehen durfte man; wenn der König eintrat  
 bewirthung war äußerst einfach: Thönerne Pfeifen, holländischer Tabak,  
 Pfannen mit glimmender Torfasche, vor jedem Gast ein weißer Krug voll  
 nd ein Glas standen auf dem Tische, denn man wollte von der Dienerschaft  
 eßert sein. Um sieben Uhr wurde Butter, Brot und Käse aufgetragen, auch  
 ein Schinken oder Kalbsbraten auf einen Nebentisch zum beliebigen Ab-  
 en hingestellt. Zuweilen gab es ein Gericht Fische nebst Salat, wobei der  
 seine eigene Geschicklichkeit in der Zurichtung erwies. Bei solchen Gelegen-  
 pflegte er dann auch wohl Ungarwein von bestem Gewächs oder Rhein-  
 von hohem Alter, denn er war selbst Kenner und hatte Vorrath davon in  
 Keller, den Gästen vorzusetzen; gewöhnlich aber wurde nur Duckstein, Riß-  
 Roll, oder sogenanntes schwedisches, von einem aus Schweden verschte



F. C. Oesler sculp.

Stabstich v. Carl Meyer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

# Das Tabakkollegium Friedr. Wilhelm I.

benen Brauer gebrautes Bier getrunken, und für eine jede Sitzung eine halbe Lonne aufgelegt und angezapft.

Obgleich es dem Könige bei seiner Tabaksgesellschaft hauptsächlich um angenehme Erholung von seinen Tagesmühen zu thun war, so sollte sie doch nicht ohne Ausbeute für praktische Kenntnisse und sonstige brauchbare Lebenserfahrungen sein. Vorzüglich machten die Welthandel einen Hauptgegenstand des Gespräches aus. Daher wünschte er auch stets Leute in derselben zu sehen, welche durch ihre Kunde der Geschichte, Geographie und Rechtswissenschaften über etwaige Zweifel Auskunft geben konnten, während die übrigen Anwesenden durch Fragen und Einwendungen an der Erörterung Theil nahmen. Französische, holländische und deutsche Zeitungen, von letzteren namentlich die Hamburger, Frankfurter, Breslauer, Leipziger und Wiener lagen auf dem Tisch, und gaben durch ihre Berichte oder kritischen Artikel Gelegenheit zu gründlichen Erörterungen politischer Fragen. Besonders wünschte Friedrich Wilhelm I. auf Artikel ausländischer Zeitungen, in welchen er selbst angegriffen wurde, aufmerksam gemacht zu werden, denn er haßte die Schmeichelei, und war, sobald ihn nicht Leidenschaft blendete, geneigt, wohlbegründete Rügen zu berücksichtigen, weil es ihm stets mehr auf die Sache, als auf seine Person ankam. Der Berliner Zeitung jedoch gestattete er keine freiere Bewegung. Anfangs war sie ganz verboten, weil es ihm nicht angemessen erschien, daß sich die Bürger der Stadt um Welthandel bekümmerten; als aber im Jahre 1715 die preussischen Truppen rühmlich auf dem Kriegsschauplatz erschienen, hielt er es doch für gut, wenn der Glanz ihrer Thaten auch in einem heimischen Blatte hervorgehoben würde. Allein schon wenige Monate darauf traten große Beschränkungen ein, denn der Censor, dem die Ueberwachung des Blattes zugewiesen worden war, strich so viel, daß sich alle Theilnahme für diese Zeitung verlor.

Ein wesentliches Moment des Tabakskollegiums bildeten die Hofgelehrten, welche Anfangs ohne Zweifel wegen des obengedachten Zweckes historischer und staatsrechtlicher Belehrungen zugezogen wurden, mit der Zeit aber das Amt eines Hofnarren verrichten mußten. Von Jakob Gundling ist oben schon die Rede gewesen; ihm folgte David Fasmann, der sich jedoch bald vom Hofe entfernte und in Sachsen seinen Aufenthalt nahm. Zwei seiner Nachfolger, Bartholdi und Kornemann, endeten traurig genug, im Irrenhause, eine nicht unnatürliche Folge der Rolle, zu welcher sie sich in dem Tabakskollegio hergeben mußten. Nach ihnen kam Graben zum Stein, dessen wir schon als Vicepräsidenten der Gesellschaft der Wissenschaften gedacht haben, während neben ihm ein gewisser Kossig unter dem Titel eines „Jagdraths“ den Narren während der Jagdbelustigungen spielen mußte. Der Letzte in dieser Reihe war Morgenstern, den der König, wie oben erzählt, wegen seiner seltsamen äußeren Erscheinung in Potsdam anhalten und in seine Dienste treten ließ. Von seiner Disputation mit den Frankfurter Professoren haben wir schon berichtet.

Er scheint durch bescheidene Zurückhaltung sich noch am besten aus seiner schwierigen Stellung gezogen zu haben.

Blicken wir noch einmal auf Friedrich Wilhelm I. zurück, so finden wir in ihm eine der seltsamsten Erscheinungen, von denen uns die Geschichte berichtet; ja es giebt unseres Erachtens auf einem Throne keine originellere. Die schroffsten Widersprüche, in überraschendem Humor mit einander vermittelt, treten uns in dieser durch und durch kernhaften und ursprünglichen Menschennatur entgegen. Er, der geborne Herrscher, im Schooße des lächerlichsten Ceremonienwesens und zu einer in gewissen Beziehungen bis zur Unnatur verbildeten Zeit geboren und erzogen, wirft diesen eillen Tand von sich, verlacht die ängstliche Sorgfalt, mit welcher die Herrscher seiner Zeit jede Berechtigung ihrer Macht durch äußere Symbole zu schützen und zu erhöhen suchen, ohne auch nur den geringsten Punkt dieser Machtvollkommenheit aufzugeben, in dem richtigen Gefühl, daß sie in der Nothwendigkeit der Dinge, in der göttlichen Weltordnung ihre feste und unerschütterliche Begründung habe, mit dem sittlichen Drange und dem kräftigen Willen, ihrem Gebote gemäß den schweren Herrscherstab zu führen, mit der festen Ueberzeugung, deren es natürlich in solcher Lage bedarf, den Willen des Höchsten richtig erfaßt zu haben, und deshalb auch bis zum Despotismus eigenwillig. Allein den Blick stets auf die praktischen Erfolge gerichtet, hat er großentheils Schranke und Maß in seinen Ausschreitungen; es gelingt ihm überwiegend, das Gute und Zweckmäßige zu fördern. Ohne ein genialer Regent zu sein, denn ihm fehlt der Begriff von dem, was durch das von ihm bearbeitete Material errichtet werden kann, weiß er dieses mit einer wahrhaft bewundernswerthen Kraft und Geschicklichkeit zu beschaffen und vorzubereiten; er ist ein treuer Arbeiter und Hausvater, der in dem richtigen Gefühl von dem Maße seiner Kraft dem Erben die Mittel zu umfassenderen Plänen liefert, deren Entwurf und Ausführung die Fähigkeit des eigenen Geistes übersteigen.



## Friedrich der Große,

von 1740 — 1786.

### Friedrich's letzte Jahre als Kronprinz.

Der Genius, in dessen Hand das mühsam vorbereitete und zum Theil ohne Bewußtsein des Zweckes herbeigeschaffte Material zum Werkzeug wunderbarer Thaten werden sollte, war erschienen. Ungeahnt ruhte die Größe in dem jungen Fürsten, der, eine Zeit lang auf Abwege dahingerissen, dem Vater als ein entarteter Sproß seines Stammes, von Niemandem wenigstens für den überlegenen Geist, von dem ein neues Zeitalter in der Geschichte beginnen sollte, gehalten wurde. Und doch war ein solcher in ihm geboren; seine glänzenden Kriegsthaten gaben dem politischen System Europa's eine neue Gestalt; der auf die ewigen Gesetze vernünftiger Anschauung gegründete Gang seiner Herrschaft wurde der Trieb zu einem neuen regsamem Staatsleben. Schöpfer auf allen Gebieten, Vorbild den kommenden Geschlechtern, darf er mit Recht der Große, darf er ohne niedere Schmeichelei der Einzige genannt werden.

Wir haben Friedrich als Kronprinzen bis zu seiner Vermählung begleitet. Damals residirte er in Ruppin, dem Garnisonsorte seines Regimentes; war er in Berlin, so bewohnte er das sogenannte Gouvernementshaus, jetzt das königliche Palais. Einige Jahre später schenkte ihm sein Vater Rheinsberg (1736), wo er sich seinen Ansichten von Geschmack und Lebensgenuß entsprechend einrichtete, und hierbei in dem Grade die Billigung seines bisher gegen ihn so mißtrauischen und strengen Vaters erlangte, daß sogar ein Schulposten von 40,000 Thalern für die neue Ausstattung ohne Weiteres bezahlt wurde.

Schon in Ruppin hatte ein sinniges aber zugleich arbeitsvolles Leben begonnen. Mit Eifer widmete er sich seiner von Hindernissen mancher Art durchkreuzten Bildung. Damals stand Voltaire auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes, ein Geist, an Schärfe und Kühnheit dem Geiste Friedrichs gleich, voll sprühenden Wises und natürlicher Eleganz. Allein Friedrich begnügte sich nicht damit, seinen ästhetischen Sinn zu reizen und zu befriedigen oder sich der launigen Kritik thörichter Irrthümer ohne eigene Anstrengung zu erfreuen; er unterwarf sich ernsteren Studien, namentlich suchte er mit unablässigem Eifer den Geist der Alten zu erfassen, natürlich so weit es, da alle Vorbereitung fehlte, durch französische Uebersetzungen zu erreichen war. Auch die besseren Geschichtswerke, welche damals die französische Literatur bot, unstreitig eine genießbarere Quelle, als das Theatrum Europaeum, wenigstens für einen Geist von Friedrichs Auffassungskraft, benutzte er unermüßlich zu seiner Belehrung. Vor Allen war es der Krieg mit seinen glänzenden Erscheinungen, der ihn lockte, und ihn zu einem tiefen geheimen Studium veranlaßte. Die strategischen und taktischen Künste eines

Condé, Lürenne und Luxembourg lernte er gründlich aus den Kriegsdenkwürdigkeiten des Marquis von Feuquieres kennen. Auch was von Deutschen Brauchbares hierin geleistet wurde, verschmähte er nicht, und gern erkannte er es an, wenn sich der Fürst von Dessau bemühte, ihm durch Schriften und Pläne die Kunst der Belagerung zu erläutern. Außerdem befanden sich geschickte Offiziere in seiner Umgebung, von denen er praktische Erläuterungen in solchen Fächern erhalten konnte. Einer von diesen, die sich schon in Ruppin und Rheinsberg ihm angeschlossen und für das Leben vereint blieben, war der tüchtige Heinrich August von Fouquet. Mit ihm stiftete Friedrich einen Orden auf den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel, dessen zugleich sittliche und kriegerische Größe Vorbild der Mitglieder des Vereines sein sollte.

Des Kronprinzen neuer Aufenthaltsort, von ihm selbst Tusculum-Rheinsberg genannt, füllte sich bald mit liebenswürdigen und geistreichen Gästen, die theils durch Besuche, theils dauernd seine Zurückgezogenheit erheiterten und ihm Gelegenheit zu höherer Entwicklung boten. Das Gefühl inniger Befriedigung athmet aus allen seinen damaligen Briefen. An den stets hochverehrten Erzieher Dühan schreibt Friedrich am 13. März 1737: „Wir sind unserer eine Mandel Freunde, welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeiten der Ruhe genießen. Es scheint mir, daß ich vollkommen glücklich sein würde, wenn Sie sich uns in unserer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine Leidenschaften und besleißigen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen.“ Bald darauf an denselben: „Ich bin mehr als je unter den Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtam verloren habe, und sammle mir, so viel ich vermag, Vorrath von Kenntnissen und Wahrheiten.“

Selbst auf den beschwerlichen Inspektionsreisen verlor er seinen Hauptzweck, die gründliche Bildung des Geistes, keinen Augenblick aus dem Gesicht. Bei der Rückkehr von einer solchen schreibt er an Suhm, der in den traurigsten Jahren seines Lebens so regen Antheil an seinem Wohle gezeigt hatte, und wie er ein Freund edler Geistesbildung war: „Ich flüchte jetzt wieder in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolf wird, wie Sie leicht glauben werden, seinen Platz behaupten, Rollin seine Stunden haben, und die übrige Zeit soll den Göttern der Ruhe und Stille gewidmet sein. Ein gewisser Dichter Gresset, von dem Sie gehört oder etwas gelesen haben werden, kommt zu mir und mit ihm Jordan, Keyserlingk, Fouquet und der Major von Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen, warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen.“ Wie ernstlich er es mit seiner Bildung meinte, bezeugt eine Stelle aus einem spätern Briefe an denselben: „Ich studire aus allen Kräften und thue alles Mögliche, um mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können kurz ich arbeite, um mich besser zu machen, und um mir den Geist zu erfüllen

mit Allem dem, was das Alterthum und die neuere Zeit uns an glänzenden Kupferbildern darreicht.“

Außer den obengenannten Freunden fanden sich in dem heitern und traulichen Kreise zu Rheinsberg der ehemalige sächsische Minister Graf Manteuffel, der Baumeister Baron von Knobelsdorf, dem die Verschönerung des Schlosses aufgetragen war, Oberst Senning, Franz Isaac von Chazot aus der Normandie, die Maler Antoine Besne und Dübuiffon, der Kapellmeister so wie sein Bruder der Concertmeister Graun, der Violinspieler Franz Benda, der Baron Bielefeld, dessen Denkwürdigkeiten uns manchen näheren Aufschluß über das Leben in Rheinsberg bieten, daselbst ein, — alles Männer von strebsamen Geiste, gebildetem Geschmack und Sinn für edlere Lebensweise.

Auch die heiteren Genüsse des Umgangs fehlten, wie schon die Angabe der oben erwähnten Gesellschafter bekundet, in Rheinsberg keinesweges. Fröhliche Gastmähler, gesellige Unterhaltung, Musik, Maskeraden, ja theatralische Darstellungen, in welchen die Gesellschaft selbst mitwirkte, boten eine angenehme Unterbrechung für die ernsteren Beschäftigungen, obschon diese stets, nach Friedrichs Angabe, die Hauptsache blieben. Uebrigens verschmähte er es nicht, persönlich bei den dramatischen Darstellungen mitzuwirken, und auch eine Rolle im *Deip* von Voltaire und dem *Mithridat* von Racine zu übernehmen. Nur wenig tritt dagegen in allen diesen Berichten die Kronprinzessin hervor. Wiewohl nicht unangenehm in der Erscheinung, fehlte ihr, wahrscheinlich aus Mangel an Selbstvertrauen, der Trieb, frei und offen der Umgebung entgegenzutreten; sie genoss die Achtung ihres Gemahls, allein jede zärtlichere Neigung schien zu fehlen. Dessenungeachtet gestaltete sich das Verhältniß zwischen beiden Gatten in der Art befriedigend, daß das gesellige Leben keine Störung dadurch erfuhr.

Zu dem erheiternenden Umgange hochgebildeter und gemüthvoller Menschen kam noch ein äußerst reger Verkehr mit abwesenden Freunden und Geistesverwandten, namentlich mit Voltaire und Algarotti, in welchem sein Geist den Flug in die höchsten Sphären wagte, während in den Briefen an Mutter und Schwester, an den Obersten Camas und dessen Gattin sich Herz und Gemüth ungehindert entfalten konnten. Nach allen Seiten hin fand des jungen Fürsten Leben in jener Zeit Befriedigung; es waren vielleicht seine glücklichsten Tage, und die Worte „*Friderico tranquillitatem colenti*“ sprachen damals in vollem Maße die Wahrheit aus.

Eine Art von Epoche in Friedrichs geistigem Leben machte die Eröffnung des schon erwähnten brieflichen Verkehrs mit Voltaire. Am 8. August brachte er diesem seine erste unmittelbare Huldbildung. „Obgleich ich nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen, schreibt er an ihn, sind Sie mir doch hinlänglich durch Ihre Werke bekannt. Das sind Geisteswerke von so vieler Feinheit, Kunst und Geschmack, daß ihre Schönheiten immer neu erscheinen. Sie sind Abdrücke von dem eigenthümlichen Charakter ihres Verfassers, der unserm Jahrhundert und dem menschlichen Verstande überhaupt Ehre bringt. Die großen Männer

der neueren Zeit werden es Ihnen, nur allein Ihnen zu danken haben, wenn sie, im Fall der Streit über den Vorzug des Alten vor dem Neuen wieder in Anregung gebracht werden sollte, den Triumph davon tragen. — Mit dem Talent eines vortrefflichen Dichters verbinden Sie eine Menge anderer Kenntnisse, die zwar der Poesie verwandt sind, aber doch erst durch Ihren Griffel mit derselben so genau vereinigt worden sind. Noch nie trug ein Dichter Metaphysik in Versen vor; der Ruhm, dies zuerst unternommen zu haben, war Ihnen aufbewahrt. — Eben dieser Geschmack an Philosophie, der sich in allen Ihren Schriften kundgiebt, hat mich bestimmt, Ihnen eine Uebersetzung von der Anklage und Bertheidigung Wolfs zu übersenden, des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, den man, weil er die finsternen Gegenden der Metaphysik erhellte, und die schwersten Punkte derselben in einer edlen, deutlichen und bündigen Sprache behandelte, grausamer Weise der Irreligion und des Atheismus beschuldigt hat.“ Nachdem er von allen Seiten Voltaires Verdienste um die Literatur, den poetischen Werth der großen dramatischen Werke desselben anerkannt hat, schließt er endlich mit folgenden ihn und die Wissenschaft über Alles erhebenden Worten: „Wie viel Dank ist man denen schuldig, die Wissenschaften und Künste mit Glück aufzubauen! Den Fürsten gebührt es, ihre Nachtwachen zu belohnen. O, warum wählt der Ruhm nicht mich, um Ihre glückliche Thätigkeit zu krönen? Ich würde weiter nichts befürchten, als daß unser Land, das wenig Vorbeeren baut, deren nicht so viel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen. Versagt mir auch das Schicksal das Glück, Sie ganz zu besitzen, so darf ich doch wenigstens hoffen, den Mann einmal zu sehen, den ich aus der Ferne bewundere, und Ihnen mündlich zu versichern, daß ich mit der ganzen Hochachtung, die Ihnen gebührt, der nur dem Licht der Wahrheit folgt und seine Kräfte dem allgemeinen Wohle aufopfert, verharre u. s. w.“

Auf diese in so hohem Grade ehrende Anerkennung seines Verdienstes entgegnete Voltaire mit einer Feinheit, welche die Verehrung seines fürstlichen Bewunderers nur noch erhöhen mußte: „Meine Eigenliebe, lautet seine Antwort, fühlt sich unendlich durch Ihr Schreiben geschmeichelt, allein die Liebe für das menschliche Geschlecht, die ich immer im Herzen trage und die mein Wesen ausmacht, hat mir ein tausendfach reineres Vergnügen verschafft, indem ich einen Prinzen in der Welt sehe, der wie ein Mensch denkt, einen philosophischen Prinzen, der die Welt glücklich machen wird. Glauben Sie mir, daß es keine wahrhaft guten Könige gegeben hat, als die, welche, wie Sie, damit angefangen haben, sich zu unterrichten, Menschenkenntniß zu erwerben, die Wahrheit zu lieben, Verfolgung und Aberglauben zu hassen. Damit allein kann ein Fürst das goldene Zeitalter in seinen Staaten zurückbringen. Warum streben so wenig Könige darnach? Sie fühlen es, weil sie Alle mehr an ihr Königthum als an die Menschheit denken. Sie thun das Gegentheil. Sein Sie versichert, wenn dereinst die Last der Geschäfte und die Schlechtigkeit der Menschen einen so göttlichen Charakter nicht verderben, so werden Sie von Ihren Willen

angebetet, von der ganzen Welt geliebt werden. Die Philosophen, welche dieses Namens würdig sind, werden in Ihre Staaten fliehen; und so wie die berühmten Künstler in Menge demjenigen Lande zufließen, in welchem ihre Kunst begünstigt ist, so werden die Männer, welche denken, sich um Ihren Thron versammeln. Die berühmte Königin Christine verließ ihr Reich, um die Künste aufzusuchen; regieren Sie, gnädiger Herr, und lassen Sie sich von den Künften suchen! . . . . "

Nag nun der scharfe Denker es im Ernst so gemeint oder der geschmeichelten Eitelkeit ein Gegenopfer in diesen Worten gebracht haben — so viel ist gewiß, daß er, bewußt oder unbewußt, die Wahrheit ausgesprochen hat, denn hier traf er wirklich auf einen Geist, dem es weniger galt als König geboren zu sein, als in sich den Menschen zur Vollendung zu bringen; auch hat die unparteiische Geschichte als eine unleugbare Wahrheit anerkannt, was der in Bezug auf Adel und Größe des menschlichen Geistes so ungläubige Schöngestirne als zweifelhafte Erwartung hingestellt hat.

Um diese Zeit hatte Friedrich sich mit großem Eifer auf das Studium der Philosophie gelegt, und zwar angeregt durch den oben gedachten Grafen Manteuffel, und seinen hochverehrten Suhm, von denen Letzterer ein eifriger Anhänger der Wolf'schen Lehre war, und den Kronprinzen daher auf das Studium der Werke dieses Märtyrers rein wissenschaftlichen Strebens verwies. Es handelte sich namentlich um die Lehre über die Unsterblichkeit der Seele, über welche Friedrich mit seinen Freunden in Streit gerathen war. Seltsamer Weise mochte er sich nicht entschließen, Wolf's Schriften in deutscher Sprache zu lesen, daher übersetzte ihm Suhm die Metaphysik, Jordan die Moral, de Champs die Logik und zwei lateinisch geschriebene Abhandlungen über Plato's Ausspruch, daß die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen sein müßten, wenn die Herrschaft vollkommen sein sollte, ins Französische. Lebhaft nahm er an dem Schicksal des Verbannten Theil und suchte die rasche Entscheidung seines Vaters rückgängig zu machen. In dankbarer Anerkennung dieses Bemühens widmete ihm Wolf den ersten Band seines Naturrechtes, worauf ihm der Prinz unter Anderem schrieb: „Den Philosophen ziemt es Lehrer der Welt und Führer der Fürsten zu sein. Sie müssen würdig denken und wir handeln, sie die Welt durch Gründe unterrichten, wir durch Beispiele, sie entdecken, wir ausüben“ — und welcher Monarch hat diese schönen Worte würdiger erfüllt, als Friedrich! —

Wie große Verehrung Friedrich aber auch vor bedeutenden Geistern hegte, so war er doch selbst zu sehr ursprünglicher Geist, um sich durch den Gang Anderer unbedingt führen zu lassen. Er fand sich gerade in den Hauptsachen, die er suchte, durch die Wolf'sche Philosophie nicht befriedigt, und so schrieb er 1738 an Suhm: „Ich bin am Ende mit meiner Metaphysik. Jeder strengt sich an, die geheime Triebfeder der Natur zu entdecken; und können nicht Weirren? Ich kenne so viele Systeme als Philosophen, jedes hat Grade von

Wahrscheinlichkeit, und doch widersprechen sie einander. Nun rühme man noch die wundervolle Anstrengung der menschlichen Vernunft und die Tiefe unserer ausgebreiteten Kenntnisse. Wir wissen wirklich nur wenig, aber unser Geist ist stolz genug, Alles umfassen zu wollen. Die Metaphysik schien mir ehemals die Wissenschaft, wo große Entdeckungen zu machen wären, jetzt erblicke ich in ihr nur ein unermessliches durch Schiffbrüche berückichtigtes Meer. Sie gleicht einem Charlatan, verspricht viel und hält nichts, wie die Erfahrung zeigt. Wenn man die Wissenschaften tüchtig studirt und den Geist der Menschen betrachtet hat, neigt man sich ganz natürlich zum Zweifel! Und als er einige Monate später demselben Freunde seine Abhandlung über die „Schullosigkeit der Irthümer des Geistes“ übersendete, äußerte er unter Anderem die wohlzubeherzigenden Worte: „Mein Zweck hierbei ist, zu zeigen, daß die verschiedenen Meinungen der Menschen in der Philosophie und in der Religion nie die Bande der Freundschaft und Menschlichkeit unter ihnen lösen sollen. Ich habe beweisen müssen, daß man unschuldigerweise irre, ja daß ein Irthum, in den man unvermerkt beim Suchen einer Wahrheit fällt, sogar lobenswerth sei“. Obgleich er für seine Person den Weg der spekulativen Philosophie verließ, achtete er doch den Nutzen, den jedenfalls das aufrichtige Ringen nach Wahrheit dem Menschen gewährt, zu hoch, als daß er nicht stets den Führern auf diesen Pfaden seine Gunst erhalten hätte. Lebhaft, und hier ganz ungestört, erfreute sich sein Geist an den Künsten. Wir haben oben gesehen, daß Vesne und Dübuisson zu seinen Rheinsberger Freunden gehörten und sein Schloß mit schönen Gemälden schmückten. Auch Bilder anderer Künstler kaufte er; in Rheinsberg ward der Grund zur Gallerie von Sanssouci gelegt.

Vor Allem aber zog Friedrich immer noch die Musik an; ihr widmete er eigene Anstrengungen, denn nicht zufrieden mit seinem Flötenspiele, suchte er auch in das Wesen der Musik einzubringen, und studirte sie, wie er zu Jäsch sagte, um zu wissen, wie sie gemacht würde. Bei dem Kapellmeister Graun, den ihm im Jahre 1735 der Herzog von Braunschweig überließ, hat er musikalische Schularbeiten angefertigt. Unter diesem großen Musiker bildete sich die Rheinsberger Kapelle, welche eine große Berühmtheit erlangte, und nach Quanz Urtheil jeden Componisten und Concertisten zur Anstrengung aller seiner Kräfte reizen, durch ihre geschickte Ausführung Jeden vollkommen befriedigen konnte. Hier finden wir unter den hervorragenden Musikern nur Deutsche, wie Graun, Quanz und die beiden Brüder Bach; und auch deutsche Compositionen wurden von ihnen vorzugsweise aufgeführt, wogegen Friedrich in den andern Künsten dem italienischen und französischen Geschmacke huldigte.

Durch diese edlen Neigungen des Kronprinzen und den Zusammenfluß so vieler geistig gebildeter und talentvoller Männer nahm natürlich das Leben in Rheinsberg einen idealeren Charakter an, als man sonst wohl in jener Zeit finden möchte. Wie gegen das Ende des Jahrhunderts Weimar, so wurde

in jenen Tagen Rheinsberg, und zwar unter weit minder günstigen Verhältnissen, als der Liebingsitz der Musen angesehen.

Ueber den theoretischen Studien zur Entwicklung des Geistes, der Befriedigung des ästhetischen Gefühles und einer jugendlich warmen Lebensauffassung verlor Friedrich doch keinen Augenblick die Vorbereitung für seinen Hauptberuf, Herrscher eines Staates von nicht unbedeutender Macht zu sein, aus dem Auge. Demnach beschäftigte er sich gründlich mit dem Studium der politischen Zustände seiner Zeit, und wie überall produktiv, drängte ihn auch hier die Lebendigkeit der Auffassung zur Darlegung seiner Anschauungen in schriftstellerischem Versuche. Früher hatte er sich in philosophischen Abhandlungen und poetischen Episteln versucht; im Jahre 1737 schrieb er seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Europa's. — Der polnische Erbfolgekrieg war die Veranlassung zu dieser Betrachtung gewesen. Er selbst hatte einem Theile der Operationen dieses von Seiten der Kaiserlichen, obgleich Eugen noch an der Spitze der Truppen stand, unverantwortlich nachlässig geführten Krieges beigewohnt. Das Rathwürdigste in kriegerischer Beziehung für den Kronprinzen war wohl die persönliche Bekanntschaft mit dem berühmten Sieger von Turin und Belgrad, der aber, einundfiebzig Jahr alt, nur einen Schatten des ehemals so gefürchteten Helben bot; auch erfahren wir nicht, daß sich, außer einigen verbindlichen Reden, irgend ein Verhältniß zwischen dem Prinzen und dem berühmten Kriegsmanne, angesponnen hat. Als Friedrich Wilhelm I. nach seinem Abgange vom Feere in Gleve schwer erkrankte, übernahm Friedrich einen Theil der Regierungsgeschäfte; der einzige bleibende Vortheil für ihn aus diesem Feldzuge war die Bekanntschaft mit dem Ritter von Chazot, einem der liebenswürdigsten Gesellschafter in seinem Rheinsberger Tusculum. In diesem Feldzug fällt das letzte militärische Avancement Friedrichs als Kronprinz, denn er ward in Folge desselben zum Generalmajor ernannt.

Der Eingang der oben erwähnten politischen Schrift trägt noch einen etwas idealistisch-philosophischen Charakter: „Wenn meine Betrachtungen, sagt er darin, das Glück haben, einigen Fürsten zu Ohren zu kommen, so werden sie in denselben Wahrheiten finden, welche sie niemals durch den Mund ihrer Höflinge und Schmeichler erfahren hätten; sie würden vielleicht erstaunt sein, diese Wahrheiten neben ihrem Throne sich niederlassen zu sehen. Mögen sie also erfahren, daß ihre falschen Grundsätze die giftigste Quelle des Unglücks von Europa ist. Da liegt der Irrthum der meisten Fürsten. Sie meinen, daß Gott ausdrücklich, und aus einer ganz besondern Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz jene Menge geschaffen hat, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt sind. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, können die Folgen nicht anders als bis ins Unendliche fehlerhaft sein. Hieraus entspringt die unregelte Liebe für falschen Ruhm, die brennende Begier, Alles zu erobern, hieraus der Druck der Abgaben, mit welchen

das Volk belastet wird; hieraus die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigten. Sollten die Fürsten sich lossagen von diesen Strahlmännern, wollten sie auf das Ziel ihrer Einsetzung zurückgehen, so würden sie sehen, daß der Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk ihrer Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, die sich ihnen anvertraut, sich nicht zu Sklaven eines einzigen Menschen erklärt, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen, daß sie sich nicht einem Mitbürger unterworfen, um Märtyrer seiner Launen und das Spielwerk seiner augenblicklichen Einfälle zu sein: sondern daß sie den unter sich gewählt haben, welcher ihnen der Klügste schien, um sie zu leiten, der Beste, um ihnen als Vater zu dienen, der Menschlichste, um ihr Unglück mit ihnen zu empfinden und es zu lindern; der Tapferste, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, der Weiseste, um sie nicht zur Unzeit in verderbliche Kriege zu stürzen, endlich der Fähigste, um den Gemeinwillen der ganzen Gesellschaft nach Außen zur Geltung zu bringen, damit die souveräne Macht den Gesezen und der Gerechtigkeit zur Stütze, nicht aber zum Mittel diene, ungestraft Verbrechen zu begehen und tyrannische Herrschaft zu üben."

Allerdings klingen diese Worte etwas idealisch, allein nichtsdestoweniger wird jeder anerkennen müssen, daß wir die Hauptgrundsätze derselben in Friedrichs durchaus praktisch-ruhmvoller Regierung wiederfinden, wenn wir von manchen Schwächen der Form absehen und das Wesen der Dinge ins Auge fassen.

Nicht minder spiegelt sich auch diese Art der Auffassung in Bezug auf die Verhältnisse unter den verschiedenen Staaten, welche sich später durch genauere Bekanntschaft mit dem praktisch obwaltenden Zustande berichtigte, als es darauf ankam, sie für die besonderen Interessen des eigenen Staates zu benutzen. Ganz richtig schildert er die hauptsächlichsten Ereignisse, die Fehler des Kaisers in der polnischen Thronfolge, so wie die kluge und umsichtige Politik des Cardinals Fleury, welcher die zerrütteten Finanzen Frankreichs geordnet, das Heer wieder in besseren Zustand versetzt, und, ohne den geringsten Anschein von Sucht nach Vergrößerung für Frankreich, durch den Erwerb Lothringens die größten Vortheile seinem Herrscher gesichert habe. Nicht minder gegründet sind seine Bemerkungen über die Folgen. Er schildert, wie Kaiser Karl VI. durch sein augenscheinliches Streben, die kaiserliche Würde in seinem Hause erblich zu machen, denn das sei der Hauptzweck der pragmatischen Sanction, und dabei durch sein stolzes hoffärtiges Wesen sich alle Herzen entfremdet, Fleury dagegen bei seinem sanftmüthigen Auftreten gewonnen habe. Seiner Ansicht nach verfolgte Frankreich noch unablässig das Ziel Ludwig XIV., nämlich das der Rheingrenze und einer Art von Universalmonarchie. Die Seemächte seien beschwächtigt, Schweden und Dänemark in Frankreichs Solde, die meisten mächtigeren Fürsten in Sicherheit gewiegt, kein gewandter und kühner Geist stehe an der Spitze irgend eines bedeutenderen Staates; Frankreich würde daher weniger durch seine Kraft als durch die Schwäche der andern zu seinem Ziele gelangen. Die pragmatische Sanction



gibt ihm als eine schwache Stütze für die Hoffnungen des Kaiserhauses. Er vergleicht Frankreichs Politik mit Erscheinungen der alten Geschichte, mit Rom, dem macedonischen Philipp, und empfiehlt den Fürsten, dagegen auf der Hut zu sein.

Einen fast noch idealistischeren Charakter, als diese Betrachtungen, trägt Friedrichs Antimacchiavell, eine Polemik gegen des berühmten Florentiners Buch vom Fürsten. Friedrich faßte dies wichtige Buch nicht von dem Standpunkte im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, sondern sieht darin eine allgemeine Vorschrift für Fürsten aller Zeiten, und ist in seiner philosophischen Auffassung empört über ein Vorbild, dem einst zu gleichen ein Gedanke ist, welcher sein Innerstes mit Abscheu erfüllt. Wie mußte es nicht den jugendlichen Königssohn, von dem Voltaire kurz zuvor so schöne Hoffnungen ausgesprochen hatte, drängen, seine ganz entgegengesetzte Anschauung von dem künftigen Beruf dem geistreichen Freunde vor Augen zu legen. Sein Antimacchiavell ist gleichsam Friedrichs Probestück in der Behandlung politischer Gegenstände in Voltairischer Manier, auch wurde das Buch unter des großen Meisters Augen 1739 in Holland gedruckt. Der Ton der berühmten Abhandlung läßt sich deutlich aus dem Eingange erkennen, wo es heißt: „Ich wage die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, welche dasselbe austrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen und der Bosheit entgegenzustellen. Ich habe den Fürsten des Macchiavell immer für eines der gefährlichsten Bücher angesehen, die der Welt bekannt worden sind. Es ist ein Werk, welches natürlicher Weise in die Hände der Fürsten und Staatskundigen fallen muß, und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Festigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig zu unterscheiden, durch Maximen verderbt wird, die seinen Grundsätzen und Leidenschaften schmeicheln. — Wenn es Unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat: so ist es um so schändlicher, Fürsten zu verderben, welche Völker beherrschen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, Beispiele davon ihren Unterthanen aufstellen, und durch ihre Güte, Seelengröße und Milthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit sein sollen.“ Es folge hier noch aus dem Anfange der Abhandlung die bekannte wichtige Stelle über den Ursprung der Fürstengewalt: „Die Völker haben zu ihrer Ruhe und Sicherheit nöthig gefunden, Richter zu haben, die ihre Streitigkeiten schlichteten, Beschützer, um sie im Besitze ihres Eigenthums gegen ihre Feinde zu vertheidigen; Fürsten, um ihre zerstreuten Vortheile in ein gemeinschaftliches Interesse zu verbinden. Sie wählten Anfangs diejenigen aus dem Volke, welche sie für die Weisesten, Billigsten, Uneigennützigsten, Menschlichsten, Tapfersten hielten, um sie zu regieren. Die Gerechtigkeit ist also das Hauptstudium eines Fürsten; das Glück der Völker, die er regiert, ist das, was er jedem andern Vortheile vorziehen muß. Wo bleiben nun jene Ideen von Interesse, von Größe, von Ehrgeiz, von Despotismus? Es ist klar, daß der Fürst, weit entfernt der uneingeschränkte Herr der Völker zu sein, die

unter seiner Herrschaft stehen, nichts als der erste Diener (le premier domestique) derselben ist."

Wie idealistisch auch diese jugendliche Ansicht von dem Berufe des Fürsten sich herausstellt, so wird doch wiederum ein Jeder anerkennen müssen, daß Friedrich in der Praxis seine hohe Aufgabe niemals anders aufgefaßt hat, daß er, nach seinem auch später noch wiederholten Ausdruck, in der That nichts anderes war, als „le premier serviteur de l'état“, und daß er in seinem angeborenen Rechte einzig und allein nur die Verpflichtung sah, eben der treueste und hingebendste von allen Dienern zu sein; um das Gefühl der innigsten und untrennbaren Einheit mit demselben stets im Bewußtsein zu behalten. Er kannte weniger für sich ein göttliches Recht, als eine von Gott auferlegte Pflicht.

Friedrich hatte Einsicht genug, die staatswirtschaftlichen Studien, welche er während seines Aufenthaltes in Rüstrik gemacht hatte, nicht ganz fallen zu lassen; namentlich scheint er von der Zeit an, wo der Geheime-Rath v. Boden als Grumblows Nachfolger die Finanzverwaltung erhielt, nähere Kenntniß von diesem Regierungszweige genommen zu haben. Auch um Gewerbe- und Handels-Angelegenheiten bekümmerte er sich, wie uns der bekannte Gotskowskii erzählt, mit großer Theilnahme. Dieser angesehenere Kaufmann reiste gewöhnlich von der Leipziger Messe über Rheinsberg, und mußte dann bei dem Kronprinzen erscheinen, um ihm über Handels- und Gewerbeverhältnisse Mittheilungen zu machen. Schon damals äußerte Friedrich auf des Erzählers Bericht, daß er nichts sehnlicher wünsche, als den Gewerbfleiß in den preussischen Landen zu heben und den Grund zu nützlicher Fabrication zu legen.

Schwerer wurde ihm das Eingehen in die praktisch-militärischen Verhältnisse, die er doch um keinen Preis vernachlässigen durfte, um nicht die wiederkehrende Günstigkeit seines strengen Vaters gänzlich aufs Spiel zu setzen, weil sie ihn oft in seinen Lieblingsbeschäftigungen unangenehm unterbrachen. So schreibt er im Jahre 1736 an Suhm, als ihm dieser wissenschaftlich strebsame Freund seine Uebersetzung der Wolffschen Metaphysik zugesendet hatte: „Die widerlichsten Zwischenfälle haben sich, glaube ich, das Wort gegeben, mich am Studiren zu verhindern; eine Reise nach Potsdam, tägliches Exerciren, und die Ankunft meiner Brüder in Gesellschaft der Herren Facke und Wittberg. Denken Sie sich, ich sehe diese Karabane kommen, ohne irgend etwas zu denken, und diese Herren liegen mit auf dem Halse, verlassen mich keinen Augenblick und bringen mich in Verzweiflung, als sollte mich der Teufel holen. Ein Gespräch von Buchs, Maß und Fußen langer Soldaten ist leicht erschöpft, und ich bin bald auf das Trockene gesetzt. Was thun? Ich habe sie in den Garten geführt, diesen erleuchtet, ein kleines Feuerwerk abbrennen lassen, und sie so gut als möglich bewirthet. Als Personen, denen zusammengesetzte Dinge weit anziehender sind als einfache, oder um verständlicher zu sein, die ihren Magen besser als ihren Geist kennen, habe ich sie auf die Philosophie Düvals (des Rochs) gebracht, der Wunder gethan und ihnen den Bauch bis oben voll gefüllt hat.“



Friedrich der Große empfängt den Leichnam seines sterbenden Vaters.

Auf ähnliche Art gewann er seinen Vater, der es sehr wohlgefällig aufnahm, wenn aus des Kronprinzen Landsitze Geschenke mancher Art, wie Rüblik, Pasteten, fette Kälber, Kruthähne, Tauben, früher Spargel, Blumenkohl, Weintrauben und Melonen für die königliche Speisekammer einliefen, Dinge, deren praktischer Nutzen nicht zu verkennen war.

Allein auch den militärischen Liebhabereien wußte Friedrich vollkommen zu genügen, denn es erfüllte den König mit Stolz, wenn das Ruppiner Regiment sich vor andern rühmlich auszeichnete. Schon bei einer großen Revue im Jahre 1736 umarmte er den Sohn vor der Linie zum ehrenhaften Zeugniß seiner vollkommenen Zufriedenheit. Ueberdies sparte Friedrich auch kein Geld, um hochgewachsene Rekruten für das Potsdamer Garderegiment herbeizuschaffen, wodurch freilich seine Ausgaben bedeutend erhöht wurden und seinen Einnahme-Stat überstiegen. Dies führte denn wohl mitunter sorgenvolle Augenblicke herbei, da er des Königs strenge Ansicht über Mehrausgaben kannte, und üble Begegnung deshalb erfahren hatte. Jedoch lehrten solche unangenehme Momente nicht wieder, denn als Friedrich Wilhelm bemerkte, welche schöne praktischen Seiten sein Sohn entwickelte, sah er mit Geduld über diesen Umstand und manche Liebhaberei hinweg, die ihm freilich nur nichtig, aber erträglich erschien, da sie dem, was er als hauptsächliches Erforderniß für einen künftigen Herrscher verlangte, kein entschlehenes Hinderniß in den Weg legten. Friedrich durfte sich sogar des Königs ganz besonderer Freigebigkeit rühmen; im Sommer des Jahres 1739 schenkte Friedrich Wilhelm seinem Sohne die Stuterei Trakehnen, welche jährlich einen reinen Ertrag von 12,000 Thalern abwarf.

So hatte sich denn nach und nach das Verhältniß zwischen Beiden durchaus freundschaftlich gestaltet, und jede Spur des ehemaligen Mißtrauens war geschwunden, für beide Theile ein großes Lob; wenn wir Friedrichs sittliche Kraft, mit welcher er seinen Neigungen und Trieben Gewalt anthat, indem er nicht nur unterließ, was dem Vater mißfiel, sondern auch seine Thätigkeit den väterlichen Wünschen gemäß auf ihm selbst nur nebensächlich erscheinende Dinge verwendete, rühmen müssen; so ist die Art und Weise, wie der rauhe Mann seine frühere Härte durch ungewohnte Schonung und Milde zu vergüten strebte, nicht weniger hoch anzuerkennen, und tief ergreifend in den letzten Stunden seines Lebens der theilnehmende Blick, mit welchem er seinem Lieben Fritz zurief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“

### Thronbesteigung.

Friedrich war tief ergriffen über den Tod des Vaters, dessen Liebe und Hochachtung in den letzten Zeiten so unzweideutig hervorgetreten war. Noch floßen reichlich die Thränen über sein Antlitz herab, als sich der Fürst von Dessau bei ihm melden ließ, um sich vom Könige bei seiner Abreise von Potsdam zu beurlauben. Schluchzend trat der graue Krieger in das Audienzgemach,

während Friedrich seine innere Bewegung zu beherrschen suchte, sprach jedoch weniger von dem beiderseitigen Verluste, als von seiner und der Seinigen Zukunft, indem er die Hoffnung aussprach, daß seine Söhne in ihren Stellen behalten und er in der Autorität, die er unter dem vorigen Könige besessen, verbleiben würde. Friedrich hatte niemals eine große Vorliebe für den Fürsten von Dessau gehabt; um so unangenehmer mußte ihn daher ein Wort berühren, welches wahrscheinlich mehr als wirklich damit gemeint war, auf eine Stellung Anspruch zu machen schien, die über die eines gewöhnlichen Dieners hinausging. Friedrich hatte schon lange bei sich beschlossen, selbst Herr zu sein, nicht den Diener über sich Herr sein zu lassen, daher erwiderte er dem Fürsten mit ernstem Tone, er werde ohne Zweifel ihm und seinen Söhnen ihre Stellen belassen, doch was die Autorität, von welcher der Fürst rede, betreffe, so sei ihm diese unbekannt. Der Fürst stand verwirrt und beurlaubte sich ohne eine fernere Erwiderung; er war nicht der Einzige, der sich in seinen Wünschen und Erwartungen getäuscht fand.

Noch an demselben Tage begab sich der König nach Berlin, wo er mit Jubel empfangen wurde, denn der Vater war gefürchtet, auch wohl geachtet, aber nicht geliebt; Friedrich dagegen, dessen Leiden so manches Herz gerührt hatten, dessen jugendliche Erscheinung und klarer Blick die Menge fesselte, wurde mit Empfindungen froher Hoffnung begrüßt, wie dies überhaupt bei allem Wechsel so leicht der Fall ist, denn von dem, was sich in der neuen Regierung vor ihren Augen entwickeln sollte, hatte wohl auch nicht Einer die entfernteste Ahnung.

Hier in Berlin leisteten die Generale mit den Truppen den Eid der Huldigung. Er rühmte das schöne Heer, die Schöpfung seines Vaters, und versprach dieselbe zu erhalten, doch erinnerte er sie, „daß es ihr Beruf sei, das Land zu beschützen, nicht zu Grunde zu richten; denn gegen Einige von Ihnen, fügte er hinzu, liegen Klagen vor wegen Härte, Habsucht und Uebermuth. Diese stellen Sie ab. Ein guter Soldat muß ebensowohl menschlich und vernünftig, als herzhast und brav sein.“ In ähnlichem Tone sprach er später mit dem Fürsten von Dessau, namentlich in Betreff der von ihm schon in früheren Zeiten getadelten Härte in der Behandlung der Soldaten.

Von Berlin begab er sich nach Charlottenburg, wo er nun Hof hielt. Hier erschienen die Minister, um in die Hände des jungen Königs ihren Eid zu erneuern, eine Höflichkeit, die er eigentlich für entbehrlich erklärte, da einem ehrlichen Manne der einmalige Eid genüge, den Schurken nicht zehn Eide binden, doch wies er die Form, eben weil, sie eingeführter Gebrauch sei, nicht gerade zurück. Bei dieser Gelegenheit machte er sie aber, wie zuvor die Generale, auf einen Mangel, den er abgestellt wissen wollte, aufmerksam. Bisher habe man nämlich zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht, und sein Vater Gründe gehabt, dies zuzugeben; es ist nicht zu leugnen, daß seine Diener so verfahren und er selbst Maßregeln der Art ergrieff. — Dies sollte anders werden. „Ich denke, hob er heraus, daß das

Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beiderseits vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben."

Friedrich II. war in der glücklichen Lage, seine Regierung mit einem Akt der Gnade und Wohlthat für die Bewohner der Hauptstadt seines Landes zu beginnen. Schon längere Zeit herrschte drückender Mangel an Lebensmitteln, und immer noch hatte sich der verstorbene König geweigert, die wohlgefüllten Magazine zu öffnen, weil er in seinem gegen das Lebensende immer steigenden Mißtrauen betrogen zu werden fürchtete. In seinen letzten Augenblicken, und wahrscheinlich wohl auf dringende Anforderung des Sohnes, hatte er nachgegeben, und die Kabinettsordre war schon ausgefertigt, als sich sein Auge für immer schloß. Die Frucht dieses wohlthätigen Beschlusses erntete jetzt der junge Herrscher; man dankte ihm die Rettung aus schwerer Bedrängniß.

Trotz der merklichen Veränderung, welche mit dem jungen Fürsten vorgegangen war, drängten sich mehrere von denen, welche in Rheinsberg zu seinem näheren Umgange gehört hatten, an ihn heran, um ihren Diensten einen gewissen Werth zu geben, namentlich aber wohl, um ihren eigenen Vortheil dabei zu fördern. Unter Letzteren vor Allen der Kammerherr von Böllnig, welcher mit dem noch von den Zeiten Küstrins her dem Könige vertrauten Kammerdiener Frederksdorf einen Ausgabenanschlag für den neuzugestaltenden Hofhalt entworfen hatte. Um desto besser sein Ziel zu erreichen, hatte Böllnig, mehr als irgend einer in Hofrängen erfahren, seinem jungen Herrn den auf sparsame Verwaltung bedachten Finanzmann von Boden bis zu dem Grade verächtigt, daß dem treuen Diener sogar Anfangs die nachgesuchte Audienz verweigert wurde. Diese erhielt er zwar, wurde jedoch mit großer Kälte aufgenommen. Nichtsdestoweniger ließ sich Boden nicht einschüchtern, und als der König auf den erwähnten Hof-Stat hinwies mit der Erklärung, er wolle sich kein Gesetz vorschreiben lassen, noch seinen Hofstaat auf die knappe Weise seines Vaters einrichten: so erklärte von Boden nach kurzer Prüfung des Planes, daß entweder die Auflagen erhöht oder die Truppen vermindert werden müßten. „Keins von beiden, erwiederte der König mit Festigkeit. Meine Unterthanen müssen keinen Heller mehr geben; ich weiß zu gut, wie schwer sie schon gedrückt sind; das Heer aber soll noch verstärkt werden. Alles, was ich thun kann, ist, die großen Ketts abzuschaffen, die meinem Vater so viel Geld gekostet haben; ich werde mir eine andere Garde errichten, das Ding muß anders werden“.

Damit war der kundige Finanzmann durchaus einverstanden, überzeugte aber seinen Herrn, daß dann auch mit großer Vorsicht in Bezug auf neue Hof-Stats verfahren werden müßte, was der junge König vollkommen einsah. So fiel denn der Plan Böllnizens und seiner verschwenderischen Freunde; der Finanzminister von Boden behielt das volle Vertrauen seines Königs, und schaffte ihm die nöthigen Mittel, um einen verständig geregelten Stat zu bestreiten. Der Hofstaat erhielt unter dem Beifall aller vernünftigen Leute ein königlicheres

Ansehen, während das nutzlose und kostspielige Infanterieregiment verschwand. Aus diesem trat eine nicht unbedeutende Zahl von ausgefuchsten Leuten als Bediente, Jäger, Käufer und Heibuden in den persönlichen Dienst des Königs, wo sie dann diesem Dienste entsprechende geschmackvolle Bekleidung erhielten.

Mit seinen Vertrauten von Rheinsberg blieb er in freundlichem Verhältnis, doch duldete er keinen zu vertraulichen Ton. Dies erfuhr der Markgraf Heinrich von Schwedt, als er bei der ersten Begegnung den König, wie es diesem schien, in nicht ganz angemessener Weise anredete, worauf dieser einen Schritt zurücktrat und in ernstem Tone erwiderte: „Mein Herr, jetzt bin ich König!“ Er hatte trotz aller philosophischen Vorurtheilslosigkeit das ganz richtige praktische Gefühl, daß keine Autorität ohne Beobachtung bestimmter Form im menschlichen Leben aufrecht erhalten werden kann. Auch die Hoffnung auf schnelle Beförderung, welche in Mehreren emporleimte, fand sich nicht bestätigt, wie es sich bei dem Baron von Bielefeld, einem der vertrauten Genossen von Rheinsberg, zeigte, welcher ganz bescheiden als Attaché in der preussischen Gesandtschaft zu Hannover seine Laufbahn beginnen mußte. Fast noch wunderlicher ging es dem treuen Jordan, da er trotz seines früheren Predigeramtes jetzt als Direktor der Armenpolizei verwendet wurde, was ihm Anfangs schwer genug ankam; doch fand er sich in die neue Lage und blieb der Freund seines Königs. So behielten auch Knobelsdorf, Algarotti, Dühn, der sogleich herbeigerufen wurde, ohne irgend eine Störung das ihnen bisher erwiesene Vertrauen. Seine militärischen Freunde Keyserlingk und Fouquet wurden Flügel- und Generaladjutanten, die Generale Rette (des unglücklichen Freundes Vater) und Schwerin zur Feldmarschallwürde befördert und in den Grafenstand erhoben. Samas ward Inhaber eines Regiments und erhielt die Gesandtenstelle in Paris. Eine große Anzahl seiner Freunde schmückte er mit dem neugestifteten Orden pour le mérite, welcher Anfangs verdienten Männern jedes Standes, später nur Kriegsmännern verliehen wurde.

Wenn er nun aber auch auf Beachtung der Form in seiner königlichen Stellung festhielt, so wies er andererseits jeden unnötigen Etiquettenzwang zurück. Dies zeigte er seiner Mutter gegenüber, als diese ihn an dem Leichenbette ihres Gemahls „Königliche Majestät“ nannte. „Kennen Sie mich Ihren Sohn, rief er ihr mit weichem Tone zu, dieser Titel ist für mich köstlicher als die Königswürde. Ohne der Mutter einen größeren Einfluß auf seine Regierungshandlungen zu gestatten, als irgend einer anderen Persönlichkeit, bewies er ihr ununterbrochen eine ungeheuchelte Ehrfurcht, erhöhte ihre Einkünfte ansehnlich, baute ihr einen Palast, und stattete ihn mit prachtvollem Hausgeräth aus. Seine Gemahlin erhielt das von ihm ausgebaute und reich mit allem Nöthigen versehenes Schloß Schönhausen, nebst einem königlichen Hofstaat. Die Prinzen, seine Brüder, blieben zwar in ziemlich strenger Abhängigkeit, doch für ihre Erziehung wurde mit Aufmerksamkeit gesorgt.

Vorzüglich bewies Friedrich II. seinen edlen Sinn gegen solche Diener seines Vaters, welche ihm in früheren Zeiten entgegen gewesen waren, wie der Oberst von Derschau und der General Sacke; Ersterer wurde zum Generalmajor ernannt, Letzterer erhielt andere Beweise der königlichen Guld. Des jungen Königs Ungnade traf nur einen einzigen Diener der vorigen Regierung, nämlich den Geheimen Kriegsrath Eckhard, welcher seinem Herrn zu drückenden Aufträgen und zu manchen harten Maßregeln der Erhebung gerathen hatte. Er wurde, was allerdings zu bedauern ist, ohne Untersuchung entlassen. Als er vergebens durch schriftliche Eingaben seine Rechtfertigung versucht hatte, wendete er sich persönlich an Friedrich II., worauf er die Andeutung erhielt, sich jederzeit zwanzig Meilen vom Hoflager entfernt zu halten. Uebrigens fand diese Strenge fast allgemeinen Beifall, denn Eckhard war im Volke verhaßt.

Den Beifall aller Menschenfreunde hatte Friedrich II. durch die Abschaffung der Tortur erworben. Man fing an, seine Festigkeit zu achten; soviel stand nach wenigen Wochen der neuen Regierung fest, daß der junge König ein durchaus selbstständiger Herrscher sei, der nach einem wohlüberlegten Plane die Kräfte des von ihm beherrschten Staates zusammenhielt, um sie zu ernstern Zwecken, sobald sich die Gelegenheit darbot, anzuwenden. Kein auch noch so erfahrener Diener durfte sich rühmen, irgend eine Autorität auszuüben, sondern jeder wußte, daß diese einzig und allein in den Händen des Herrschers ruhte, zur sichern Anwendung, wenn der Augenblick es erheischte.

Friedrich II. zeigte keinesweges die Absicht, durch Gegensatz gegen seinen Vater neue Grundsätze und Bestrebungen an den Tag zu legen. Im Gegentheil verhartete er größtentheils in den bisherigen Formen, weil er als praktischer Geist wohl erkannte, daß man mit solcher Aenderung vorsichtig sein müsse. Nur mit der Abstellung von Uebelständen zauberte er, wie wir schon gesehen, keinen Augenblick.

Ein wesentliches Erforderniß erschien es für den jungen Regenten, jeglichen Druck, welcher die freie Entwicklung des Geistes hinderte, möglichst zu beseitigen, jedes Mittel der öffentlichen Belehrung zu fördern; deshalb kam man auch wieder auf die Herausgabe der Berliner Zeitung zurück, welche Friedrich Wilhelm I. als die Quelle des Müßigganges und des nutzlosen „Raisonnirens“ unterdrückt hatte. Sein Sohn war der entgegengesetzten Meinung, daß geistiger Verkehr zu den nothwendigsten Bedingungen eines gebildeten Lebens gehört. Sogleich wurde die Verlags-handlung Haude und Spener zur Herausgabe „Berlinerischer Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ bevorrechtigt; ja der König hielt Mittheilungen der Art für so wichtig und der Intelligenz förderlich, daß er sich selbst dem Berliner Journal für politische und literarische Neuigkeiten als Mitarbeiter anbot.

Eine heilige Pflicht für ihn war es, das Unrecht seines Vaters gegen den berühmten Lehrer der Philosophie in Halle wieder zu vergüten, welcher sich trotz der bringenden Aufforderung Friedrich Wilhelms bisher nicht zur Rückkehr in



die preußischen Staaten hatte entschließen können. Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung schrieb Friedrich an den Probst Reinbeck: „Würdiger, besonders lieber Betreuer. Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolf zu schreiben, ob er sich nunmehr nicht entschließen könne, in meine Dienste zu gehen, und wüßte ich ihm alle raisonnablen conditions accordiren“; und mit eigener Hand fügte er die Worte hinzu: „Ich bitte Ihn, sich um Wolfen Mühe zu geben, ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube, daß Er eine conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt“. Natürlich kehrte Wolf auf diese Einladung nach Halle zurück, wo er im Triumph empfangen wurde. Er ward Vicelängler der Universität und Geheimrath mit einem Gehalt von 3000 Thalern. Denselben Grundsatz gemäß rief er auch den Professor Fische, welcher der Wolfischen Philosophie wegen, und weil er Bedenlichkeiten über Dreieinigkeit, Teufel und Erbsünde bekannt gemacht hatte, auf Betrieb seiner frommelnenden Amtsgenossen verbannt worden war, wieder in seine Staaten zurück. Wir kennen die Ansichten des edlen Fürsten von religiöser Duldung aus einer Schrift über die Religion im Brandenburgischen, wo er die durch die Geschichte hinlänglich bewährten Worte ausspricht: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldung eine zarte Mutter, welche sie hegt und zur Blüthe bringt“ — gewiß der einzig richtige Grundsatz für einen Herrscher, der wahres geistiges Leben in seinem Volke fördern will. In Uebereinstimmung mit dieser Ansicht entschied er über confessionelle Verhältnisse, was sich am glänzendsten erwies, als der Minister des geistlichen Departements und Präsident des Consistoriums, von Brandt, sammt dem Consistorial-Präsidenten von Reichenbach am 22sten Juni berichtet: „Die römisch-katholischen Schulen für die Soldatenkinder jenes Glaubens; besonders in Berlin, gäben Anlaß, daß gegen den landesherrlichen Befehl vom 16. November 1632 Protestanten zum Katholizismus verleitet würden; solches habe der Generalfiscal am 13. dieses Monats berichtet; sie fragten also an, ob die katholischen Schulen bleiben sollten? Da ertheilte Friedrich II. den oft angeführten Befehl: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden“.

Dieser berühmte Ausspruch, dessen etwas scharfer Ausdruck dem verwerflichen Drängen einer wahrhaft christlichem Sinne nicht entsprechenden, unduldsamen Partei gegenüber wohl verziehen werden kann, ist im Ganzen und Großen die praktische Richtschnur für die Behandlung religiöser Differenzen in dem preußischen Staate geworden, und muß sie auch für jeden Staat sein, der sich nicht auf ein einseitiges religiöses Bekenntniß abschließt. Aus demselben Grundsatz wurde natürlich den lutherischen Geistlichen, welche um Wiederherstellung der Chorknaben, Casuln, Messgewänder, des Abfingens der Einsegnungsworte beim Abendmahl, des Kreuztragens bei Begräbnissen, der Räucher bei der

Communion und ähnlicher Mitteldinge gebeten hatten, alles dies ohne Weiteres frei gegeben.

Wir haben oben gesehen, wie lästig Friedrich als Kronprinz der steifgelegte Militärdienst erschien, der auch in der That seinen sonstigen Neigungen und Beschäftigungen nicht entsprach. Dessenungeachtet wurden die kriegerischen Übungen keinesweges vernachlässigt, ja er selbst nahm unermüdblich an denselben Theil, und ließ etwa nur darin eine Aenderung eintreten, daß er die Aufmerksamkeit der Offiziere mehr auf das im Felde Nöthige, als für die Formirungen des Paradeplatzes aufmerksam machte. Ueberall zeigte sich der denkende Geist, welcher jeden Augenblick sich seines Zweckes bewußt bleibt. Auch mit der Vermehrung des stehenden Heeres war es ihm Ernst, denn es reisten, wie wir bald sehen werden, große Pläne in seinem Kopfe; besonders lag es ihm daran, geschickte Offiziere für seinen Dienst zu gewinnen, und da ihn keinerlei Vorurtheile hier beherrschten, nur auf Tüchtigkeit gesehen wurde, so erhielt er nicht, seine Zwecke fördernde Ausbeute. Bald ordneten sich die Dinge nach seinem Sinne; denn überall hin drang sein Auge, und seine kurzen, schlagenden Resolutionen, welche hinlänglich erwiesen, daß er die Sache verstehe, erfüllten Jeden mit einer ungewöhnlichen Thätigkeit.

Wie dringend auch diese militärischen Einrichtungen erscheinen mochten, so zog sie doch Friedrichs Blick von andern nothwendigen Dingen nicht ab. Was er schon als Kronprinz in Bezug auf Verwaltung und materielle Entwicklung für die preussischen Staaten gewünscht, war nicht in Vergessenheit gerathen, und schon am 27. Juni gründete er ein neues fünftes Departement im General-Directorium unter dem Vorsitz des einsichtsvollen und thätigen Ministers von Marschall, mit der Instruktion: „die jezigen Manufacturen im Lande zu verbessern — die Manufacturen, so darin noch fehlen, einzuführen — so viel Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich immer thun lassen will“. Die umständliche Auseinandersetzung dieser drei Punkte in der erwähnten Instruktion beweist deutlich, wie gründlich sich Friedrich schon als Kronprinz auf diesen Gegenstand vorbereitet haben muß. Auch wissen wir, daß er in den ersten Tagen seiner Regierung den mehrfach erwähnten Kaufmann Gotskowsky nach Charlottenburg entbot, um seine Ansichten oder Maßregeln, welche die Regierung zur Förderung der Gewerbs- und Handelsangelegenheiten nehmen könnte, zu erfahren, und daß er ihn zu gleicher Zeit aufforderte, er solle recht viel nützliche und geschickte Künstler und ouvriers in das Land ziehen, wobei er ihn nicht nur kräftig unterstützen, sondern auch selbst ein fleißiger Abnehmer der gefertigten Waaren sein wollte.

Man kann wohl sagen, kein Zweig des gesammten Staatslebens entging Friedrichs Herrscherblick; er sah Alles und wußte Alles, weil er Jedem in schriftlicher und mündlicher Weise die Mittheilung offen hielt, und das feste Zutrauen bei einem Jeden erweckte, daß es ihm um die unbedingte Wahrheit zu thun sei. Dadurch sah er sich in den Stand gesetzt, ein Selbstherrscher zu sein in dem

vollsten Sinne des Wortes, weit unbedingter als sein Vater, denn während dieser durch Vorurtheile und Günstlinge hier- und dorthin gelenkt wurde, blieb Friedrich von solcher Herrschaft frei, und nur der Natur der Dinge selbst unterworfen.

Wenn man diese alle Seiten des öffentlichen Lebens umfassende Thätigkeit des Monarchen überblickt, so läßt sich kaum begreifen, wie, wenn nicht durch den Sinn, doch wenigstens die Zeit für alles dies gemangelt hat, und wie er noch für das Studium und poetische Ergüsse Raum gewinnen konnte. Noch nicht vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters, am 12. Juni schreibt Friedrich an Voltaire eine Epistel, die uns einen schlagenden Beweis davon giebt, so wie eine Uebersicht über das Leben und die Thätigkeit des jungen Herrschers. Die Epistel, aus Charlottenburg datirt, lautet:

„Mein nicht im stillen Aufenthalt  
Der Wissenschaft, in Rheinsberg mehr,  
Von wo Du Verse sonst bekamst,  
Sing' ich dies Liedchen ohne Kunst.  
Denn wisse, jetzt verweben sich  
Der Dichter und der Fürst in mir.  
Von nun an dien' ich keinem Gott,  
Als meinem theuren Volk allein!  
Lebt wohl, ihr Verse, du Musik  
Und alle Freuden, Voltaire selbst.  
Mein höchster Gott ist meine Pflicht,  
Wie manche Sorgen bringt sie mit!  
Wie lastend ist ein Diadem!

Wenn dieser Gott befriedigt ist,  
Dann, theurer Voltaire, flieg' ich schnell  
So wie ein Pfeil in Deinen Arm,  
Und lerne dann im Unterrichts,  
Den mir mein lauterer Freund ertheilt,  
Wie heilig Königspflichten sind.“

Am 27. Juni schreibt er demselben: „Seit dem Tode meines Vaters glaube ich meinem ganzen Lande zu gehören, und bei dieser Gesinnung habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Fürs Erste habe ich die Macht des Staates mit funfzehn Bataillonen, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu einer neuen Akademie gelegt Wolf, Raupertuis, Baucanson (ein berühmter Mechaniker) und Algarotti habe ich schon; von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Fabrik-Departement etablirt, und engagire jetzt Maler und Bildhauer, und reise nach Preußen, um mir da ohne das heilige Delphisches und ohne die nichtigen, unnützen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat, und die nur von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Meine Art zu leben ist jetzt noch nicht recht im Gange, denn die Facultät hat es für gut befunden, mir ex officio Pyramontes Wasser zu verordnen. Id

stehe um vier Uhr auf, trinke bis um acht Uhr den Brunnen, schreibe bis zehn, lasse bis Mittag Regimenter exerciren, schreibe bis fünf Uhr, und erhole mich Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden; für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen und fortlaufenden Geschäfte und überdies noch neue Einrichtungen; bei dem Allen muß ich auch viele unnütze Komplimente machen und Circulare ergehen lassen. Die meiste Mühe habe ich mit der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich sein sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getreide für das ganze Volk enthalten“.

Zur Bervollständigung und festeren Beglaubigung dessen, was über die unverzüglich eintretende allumfassende Thätigkeit des jungen Königs gesagt ist, folge noch die Schilderung eines diplomatischen Augenzeugen vom 2. Oktober: „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, außer dem Finanzminister von Boden, der die Sparsamkeit predigt, und damit auch ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet, als unter der vorigen Regierung, E. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden, so daß Herr von Bodewills, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm direkt aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt würde; und ebenso werden die andern Minister behandelt. Man hielt bis jetzt den Verlust des Herrn von Thulemeier für unerseßlich, weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indessen scheint seine Stelle mit seinem Tode eingegangen zu sein; sein Gehalt ist vertheilt unter den Herrn von Bodewills, den Kriegsrath von Ilgen und den Rendanten der Legationskasse, Hofrath von Sellentin. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck mit bewundernswürdigem Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht einer um den König, der E. Majestät ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen. Hieraus entspringt, da gewisse Dinge sich nur mit Vorsicht und Umschweif behandeln lassen, daß ein Gesandter hier mehr desorientirt ist, als an jedem anderen Hofe, und nicht weiß, welchen Weg er nach dem Ziele hin einzuschlagen hat, zu dem er gelangen soll und will.“

Der König nahm jetzt in den verschiedenen Theilen seines Landes die Huldbildung ein. Von einiger Bedeutung war sie in Preußen, weil sich die Frage über die Existenz ständischer Verfassung daran knüpfte. Friedrich II. ertheilte eine Affecuration in Berufung auf seinen Vater; es wurde überdies auch wirklich im Laufe des Juli ein Landtag eröffnet, doch geschah dies zum ersten so wie auch zum letzten Male im Laufe seiner Regierung. An den meisten andern Orten wurde die Erbhuldbildung durch Bevollmächtigte angenommen. In Berlin verband Friedrich II. den Akt mit einer feierlichen Einführung seiner Gemahlin,

Ordnung bei den europäischen Mächten Anerkennung zu verschaffen; allein trotz aller dieser Opfer, trotz seiner Bemühungen war es ihm nicht gelungen, die Gefahren gänzlich zu bannen; in den Augen der Kundigen galten alle jene Traktaten und Versicherungen nur als eine schwache Stütze für die bereinstigte Herrschaft der jungen Maria Theresia, und wohl hatte der große Eugen Recht, als er seinem Herrn kopfschüttelnd bemerkte, 200,000 Mann gut ausgerüstete Truppen seien besser als alle pragmatischen Sanktionen.

Ähnliches mochte Friedrich II. denken, als er in den ersten Monaten seiner Regierung die Truppenmacht seines Vaters um fast 20,000 Mann erhöhte. Er beherzigte den Spruch, nämlich er war zur That bereit. Zwar konnte er noch nicht ahnen, daß die Zeit der Entscheidung so nahe stand, denn Karls Tod kam plötzlich, unvermuthet; allein der Kluge macht sich auf jeden möglichen Eintritt eines Falles gefaßt, um jeder Ueberraschung vorzubeugen. Wir wissen, welche Klagepunkte den hohenzollerschen Fürsten gegen das Kaiserhaus vorlagen, und daß, wenn auch in Bezug auf den Buchstaben der Verträge das Letztere seine Handlungsweise im Allgemeinen vertheidigen konnte, dennoch die Absicht, das Haus Hohenzollern nicht weiter emporkommen zu lassen, als nun schon leider durch unabwendbare Fügungen geschehen war, offen zu Tage lag. „Ich muß und will, hatte Friedrich I. zu seinen Ministern gesagt, als er den Schwiebuffer Kreis an den Kaiser abtrat, mein Wort halten, das Recht aber, in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder binden kann noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls darauf zu thun und zu lassen haben mögen.“

Mit welcher Rücksichtslosigkeit Friedrich Wilhelm I. von Wien aus behandelt worden war, wie man ihm auch die mäßigsten Forderungen alter Rechte oder eine hinlängliche Entschädigung dafür trotz der zahllosen Opfer an Andern, die entweder entschiedene Feinde oder laue Freunde Oestreichs gewesen waren, verweigert hatte, ist hinlänglich oben gezeigt worden. Auch war Friedrich Wilhelm I. in seinen letzten Lebenstagen einem politischen Wechsel nahe genug; lob er ihn gewagt hätte, bleibt bei seinen Vorurtheilen zweifelhaft, wenigstens aber schien er an einem Rechte dazu nicht zu zweifeln.

Friedrich II. war von allen persönlichen Verpflichtungen frei, und die Verträge von Wusterhausen und Berlin ließen ihn streng genommen freie Hand, selbst in Bezug auf die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, denn sie war nicht ohne das Verlangen einer Gegenleistung geschehen, sondern die Erwerbung von Berg dafür in Aussicht gestellt, und diese Aussicht vollständig dem politischen Gesichtskreis des preussischen Hauses entrückt. Es lag also für ihn, was man freilich von Seiten Oestreichs mit diplomatischen Gründen bestreiten konnte, die Sache ganz wie zu Zeiten des Herrenhauser Bündnisses, weshalb der Ansicht Friedrich I. gemäß ein glücklicherer Nachkomme die nicht erloschenen

Rechte an die schlesischen Fürstenthümer wieder erwecken durfte. Friedrich war sofort dazu entschlossen. Schon am 28. October schreibt er von Rheinsberg an Algarotti: „Ich werde nicht nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, die ich seit langer Zeit in meinem Kopf bewegt habe.“ Und ebenfalls noch im October an Voltaire: „Der Tod des Kaisers zerflößt alle meine friedlichen Ideen. Ich glaube, im Monat Januar wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Tranchées ankommen, als auf Actricen, Ballette und Schauspiele; die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebucadnezars Bild von viererlei Metallen rollen und sie zermalmen wird.“ Wie deutlich geht aus alledem hervor, daß Friedrich vollkommen auf Fälle der Art vorbereitet und vollständig mit dem dazu Nöthigen versehen war. Diese Pläne hat er gefaßt und ihre Ausführung vorbereitet; jedenfalls sind sie sein ihm allein gebührendes unbestrittenes Verdienst. An einen Angriff auf das Haus Habsburg dachte Niemand als er selbst.

Anderer, Diener und Freunde seines Hauses, trugen sich ebenfalls mit Plänen der Erhöhung des preussischen Ansehens, aber nicht von so kühnem Schwunge. Man dachte an die Kaiserkrone, welche nach dem Abgange des habsburgischen Hauses wohl an einen Hohenzoller kommen durfte. Ansichten der Art hegte Fürst Leopold von Dessau, welcher auf die Nachricht von dem Tode des Kaisers dem jungen König, wohl um seine gute Meinung wieder zu gewinnen, Vorschläge der Art machte, mit dem Bemerkten, es lebe Niemand in Europa, der diese Erhöhung mehr verdiene und im Stande sei, sie besser aufrecht zu erhalten als Friedrich II. Auch in Berlin muß davon mehrfach die Rede gewesen sein; denn es wird ausdrücklich erwähnt, daß, als eine der königlichen Prinzeßinnen den Einwand machte, es ließe das protestantische Bekenntniß gar nicht daran denken, ein anwesender hoher Staatsbeamter vom diplomatischen Standpunkte aus ganz richtig darauf entgegnete, dies sei kein Hinderniß, denn es gebe kein Gesetz, durch welches ein Protestant vom kaiserlichen Thron ausgeschlossen sei. Friedrich erwiderte dem Fürsten dankend und verbindlich, doch ohne irgendwie näher auf das Anerbieten einzugehen, weil sein Entschluß schon fest stand. Mit durchdringendem Blick erkannte er, daß ihm die Kaiserwürde nur leeren Glanz, keine wirkliche Stärke verleihen würde, zumal so lange die Erben des habsburger Hauses durch überwiegenden Landbesitz jeder Machttausübung den nachhaltigsten Widerstand entgegensetzen durften. Nichts aber in der Welt war einem so klaren und praktischen Geiste widerwärtiger, als eitel Schimmer mit Ohnmacht gepaart.

Nachdem er seine Entscheidung getroffen, entbot er zwei Männer von Fach nach Rheinsberg, um die nöthigen Maßregeln zur Erreichung seines Zieles mit ihnen zu besprechen, nämlich den Feldmarschall Schwerin und den Cabinets-

Minister von Kobewils. Escherer war nächst dem Fürsten von Dessau das bedeutendste militärische Talent in dem preussischen Heere. Ihre Meinung ging dahin, da sich der Wiener Hof von dem äußersten Verderben bedroht sehe, so werde er vielleicht eine Abkunft mit Preußen als das einzige Mittel der Rettung ergreifen. Man müsse ihm vier Dinge antragen: 1) Vertheidigung der Gebirge, namentlich der deutschen und niederländischen, gegen Alle und Jeden; 2) Unterstützung des Herzogs von Lothringen zur Erlangung der kaiserlichen Krone; 3) Abtretung der immer noch ansehnlichen Rechte auf Füllich und Berg; 4) ein Paar Millionen Subsidien — und für alles dies Schlessien fordern als sicheres Pfand der Erkennlichkeit, als Preis für den Beistand in der Gefahr, welcher man sich unterziehe. In dem Falle aber, daß Maria Theresia auf Vorschläge der Art nicht einginge, bliebe nichts Anderes übrig, als sich mit Baiern und Sachsen zu verbinden, von welchen das Eine die ganze, das Andere einen Theil des Erbes in Anspruch nähme; dann müsse man auf den Gedanken des französischen Kabinetts eingehen, welches die Kaiserkrone dem Kurfürsten Rudolph Albert aufsetzen wolle, ein keinesweges schwierig zu erreichendes Ziel, da dieser Fürst die meisten Stimmen für sich habe. Im Falle jedoch Rußland für die pragmatische Sanction auftreten sollte, stand ein Bündniß mit Schweden und Dänemark unter französischer Vermittelung offen, ja auch wohl in derselben Weise mit den Osmanen, wodurch jede Gefahr von jener Seite her verschwand.

Alles dies bestärkte Friedrich nur noch in seinem Beschluß, denn er sah so vielfache Interessen gegen das Kaiserhaus verschlungen, daß es ihm aller Wahrscheinlichkeit nach niemals an kräftigem Beistand gegen dasselbe im Falle eines ernstern Kampfes fehlen konnte. Als daher ihm Kobewils, der Schwiegersohn Grumblows, und ohne Zweifel auch einigermaßen Erbe seiner Oestreich zugewandten Politik, später Bedenken über Bedenken äußerte, erwiederte Friedrich mit vollem Rechte: „Ich gebe Euch ein Problem zu lösen. Wenn man einen Vortheil besitzt, soll man sich dessen bedienen oder nicht? Ich habe meine Truppen und alles Nöthige in Bereitschaft. Wenn ich versäume, sie anzuwenden, so habe ich ein Gut in meinen Händen, was ich nicht zu brauchen weiß. Wenn ich mich dagegen meines Vortheils bediene, so wird man sagen müssen, daß ich die Geschicklichkeit habe, mich meiner Ueberlegenheit über meine Nachbarn auch zu bedienen.“ Die Anwendung ist schlagend, und bezeugt, daß Friedrich II. nicht wie sein Vater zum Schaden des preussischen Staats, trotz der Fülle hinreichender Mittel, sich die Vortheile einer günstigen Stellung entreißen lassen wollte.

Zugleich stand auch sein Vorsatz fest, nicht abzuwarten, bis Sachsen und Baiern die Feindseligkeiten begannen, weil des Ersteren Interessen den letztern entgegenliefen, und unter diesen Umständen der, welcher am geschwindesten mit seinen Truppen bei der Hand sei, den größten Vortheil habe. Mit vieler Einsicht in die damalige Weltlage, wo man entweder Frankreich oder England, die beide mit einander entzweit wären, für sich haben müsse, Rußland aber vielfach

bedröht werden dünnte, forderte Friedrich die Darlegung aller Gründe, die noch gegen die Unternehmung zu erheben wären. Bodewills, treu der bisherigen vor Oestreich mit Scheu erfüllten Politik, erhob Zweifel auf Zweifel, doch, wie er selbst gesteht, ohne den König zu erschüttern, denn dieser vertraute seinem klarem Blick und der in ihm ruhenden Selbstenkraft.

Schon am 8. November wurde der Befehl an die zur Unternehmung bestimmten Regimenter gegeben, sich marschfertig zu machen, und wurde jetzt so ungestört betrieben, da die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Anna jede Besorgniß eines sofortigen thatkräftigen Eingriffes von Rußland aus beseitigte. Gar leicht konnte sogar die neue Regierung für Preußen gewonnen werden; Friedrich wenigstens glaubte es, und freudig soll er bei den Nachrichten von Osten her ausgerufen haben: „Gott ist für uns!“

Freilich war auch das Wiener Cabinet nicht unthätig geblieben, denn der preussische Major von Winterfeld, den Friedrich mit den üblichen Glückwünschen nach Petersburg gesendet hatte, traf dort schon den östreichischen Botschafter Marquis von Botta; dennoch siegte, wie sich Friedrich in der „Geschichte seiner Zeit“ ausdrückt, diesmal „der gesunde pommerische Menschenverstand“ über die italienische Schlaubeit, und so kam schon am 27. December ein gegenseitiges Vertheidigungsbündniß zu Stande.

Ueberhaupt wurden alle diplomatischen Maßregeln mit großer Feinheit berechnet, und was noch mehr galt, rasch und in tiefster Verschwiegenheit ausgeführt; denn obgleich Friedrich Gutachten und Vorschläge über die Ausführung gewisser Pläne von seinen Dienern verlangte: so wissen wir doch schon, daß alle schließlichen Bestimmungen unmittelbar aus dem Cabinet, d. h. aus seinem eignen Kopfe hervorgingen, und schnell wie ein Militärbefehl ausgeführt werden mußten. Valori, sowie der französische außerordentliche Botschafter, Marquis von Beauvau, bemühten sich nach Kräften, den Zweck der Rüstungen zu erfahren, allein hier fehlte jeder Anhaltspunkt, etwas zu ergründen. Ihre Besorgniß schweifte auf einer ganz andern Fährte, denn sie meinten, Friedrich warte nur auf den Lob des Kurfürsten von der Pfalz, um sich des Herzogthums Berg zu bemächtigen, eine Erwerbung, die, wie wir wissen, der Cardinal Fleury dem aufstrebenden Staate am Rhein in dieser Ausdehnung wenigstens nicht gönnte. Man glaubte in der Politik des jungen Königs nichts Anderes als eine Fortsetzung des Hergebrachten erwarten zu dürfen, ein Zeugniß, wie wenig man in seinen Charakter und seine hochfliegenden Bestrebungen einzudringen vermochte. Mit nicht geringerer Feinheit behandelte Friedrich II. das englische Cabinet, indem er dem König Georg II. den Argwohn einflößte, als wollten Oestreich und Frankreich gemeinschaftlich auf Kosten des römischen Reiches sich vergrößern.

Welch ein Umschwung in den politischen Verhandlungen der europäischen Mächte! Während unter dem Vater das preussische Cabinet, stets übervoorthetz, meistens erst nach Beendigung der bedeutendsten Verhandlungen die trocken-



Notiz von den Abschlüssen erhalten hatte, erscheint der junge König schon von den ersten Monaten seiner Regierung ab als die Seele der politischen Bewegungen; er ist das ungelöste Räthsel der gewandtesten Diplomaten, er ist im Klaren über Alles, was geschieht, während er nicht nur die eigenen Schritte mit vollkommener Sicherheit thut, sondern die seiner Gegner stets erräth, sein Spiel jedoch auch mit bewunderwürdiger Kunst zu verdecken weiß.

Allein bisher hatte er nur den Diplomaten gezeigt, dies genügte nicht, jetzt mußte der Feldherr auftreten. Es war keine leichte Aufgabe, da ihm auf diesem Gebiete noch jede Erfahrung fehlte; und außerdem fühlte er sich für den Augenblick noch körperlich verhindert, denn er litt an den Folgen des viertägigen Fiebers. Dem bedeutendsten seiner Feldherren, dem Fürsten Leopold von Dessau, mußte er vorübergehen, weil er sein politisches Urtheil gegen einen Krieg mit Oestreich kannte, und deshalb bei ihm freien Widerspruch gegen alle kühneren Maßregeln zu finden besorgte. Ueberdies lag es dem jungen König daran, wie im Cabinet so im Felde durchaus selbstständig zu handeln, damit die moralische Wirkung seines Auftretens desto tieferen Eindruck mache. Deshalb erwiderte er auf des Fürsten dringende Anfragen und Anerbietungen: „Sie werden mit Geduld erwarten, wozu ich Sie bestimme, ohne sich darum weiter zu beunruhigen, indem nichts vergessen noch versäumt wird.“ Diese Worte waren ein praktisches Zeugniß, daß es mit der alleinigen königlichen Autorität durchaus wirklich ernst gemeint war; jedoch suchte Friedrich den Fürsten wenigstens durch schmeichelhafte Anerkennung seiner früheren Verdienste zu begütigen, indem er ihm am 2. December schrieb: „Ich werde Sie bei keiner Gelegenheit vorbeigehen, wo Sie mir mit gutem Rath an die Hand gehen können; allein die Unternehmung, welche ich jetzt vorhabe, ist eine Bagatelle und eigentlich nur eine Besitzergreifung zu nennen. Im künftigen Frühjahr aber möchte es zum Ernst kommen, und da ich überdies an Sachsen einen Nachbar habe, dessen Absichten ich nicht kenne, so kann ich in meiner Abwesenheit die Aufsicht über dasselbe und im Nothfalle eine ernstere Unternehmung Niemanden besser als Ihnen anvertrauen. Die jetzige Unternehmung behalte ich mir allein vor, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins Feld.“ Auf diese Art behielt er sich auf eine feine Weise die unter Umständen sehr schätzbaren Dienste eines erfahrenen Mannes nach einer Seite hin vor, wo keine Vorurtheile den freien Gebrauch der Kräfte verhinderten.

Erst am 15. November, als alle militärischen Anordnungen schon getroffen waren, sandte Friedrich II. seinen Oberhofmarschall, Grafen von Götter, der schon früher am kaiserlichen Hofe Gesandter gewesen war, nach Wien mit sehr gemessenen, eigenhändig niedergeschriebenen Befehlen. Er forderte ganz Schlessen, verließ aber dafür seine Freundschaft, seine Kurstimme für den Großherzog von Toskana, freigebige Gelbhülfe zum Belaufe von zwei Millionen und tüchtigen Waffenbestand gegen alle Mächte, welche Maria Theresia ansahen würden.

Die Vorstellung des Gesandten machte nur geringen Eindruck, denn man war seit zu langer Zeit von Seiten des preussischen Hofes nur an Nachgiebigkeit und Gehorsam gewöhnt, und deshalb konnte man weder noch wollte man die ganz neue Sprache als ernstlichen und wahrhaften Ausdruck der Willensmeinung des jungen Königs ansehen; ja der kaiserliche Minister behandelte die Sache leicht und spöttisch, indem er dem Gesandten bestrebend äußerte, daß sein Herr, dessen Amt es ehemals gewesen wäre, als Erzkämmerer des Reichs dem verstorbenen Kaiser das Waschbecken zu reichen, nun der Tochter desselben Gesetze vorschreiben wollte. Auch ist nicht zu leugnen, der Gegensatz war ungemein schroff.

Nach solchen Rückäußerungen mußte Friedrich II. unverzüglich zum Handeln schreiten. Am 1. December erschien von Berlin aus eine Proclamation an die Schlesier, in welcher der König versicherte, daß sein Heer nicht in feindlicher Absicht komme, sondern „alle Einwohner vielmehr bei allen und jeden ihren wohlhergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien in publicis et privatis, in ecclesiasticis et politicis, welcher Religion, Standes oder Würden dieselben sein könnten oder mögen, Seiner königlichen Protection und mächtigen Schutzes sich, wo sie es nur immer wünschen und verlangen können, zu erfreuen haben sollen, wie er denn auch bei seinen Truppen solche gute Disciplin und Mannszucht halten zu lassen gesonnen, daß Niemand durch dieselbigen molestirt und beunruhiget, noch weniger aber in dem Besitze des Seinigen gestört werden solle.“

Vergebens hatte der englische Gesandte Robinson wiederholentlich dem kaiserlichen Kabinette vorgestellt, Oestreich könne keine schnellere und nachdrücklichere Hilfe als die preussische finden, vergebens der König versichert, daß Preußen das Kaiserhaus vor dem völligen Ruin bewahren wolle; man ging in Wien auf die gemachten Vorschläge nicht ein, und war vom östreichischen Standpunkte aus, so wie nach Berechnung der bisherigen Verhältnisse nicht nur dazu vollkommen berechtigt, sondern sogar verpflichtet. Ließ sich Oestreich, wie die Minister richtig bemerkten, durch einen vorgelegten Traktat von einem Fürsten, welcher hieher nur als Diener des Kaiserhauses erschienen war, das Gesetz vorschreiben, so war es um seine Autorität in Europa, mindestens aber in Deutschland geschehen. Wie man einem bis dahin so unscheinbaren Gegner, was konnte man den mächtigen entgegensetzen? Dem Ansinnen Preußens ohne weiteren Widerstand weichen, hieß gleichsam einen Jeglichen aufbieten, mit Forderungen an den Wiener Hof hervorzutreten. Maria Theresia aber war eine kühne Frau, voll Vertrauen auf ihr Recht und stolz auf die Macht ihrer Ahnen, ohne Kampf zu weichen jedenfalls für sie ein unerträglich, schimpflicher Gedanke. Ihr Entschluß daher, nicht furchtsam nachzugeben, war durchaus wohlbegründet.

Deshalb hatte auch Friedrich II. auf keinen andern gerechnet, und sich zum Schlage fertig gemacht. Um dem übeln Eindruck, den vielleicht der Mißmuth des Fürsten von Dessau auf die Armee hervorbringen konnte, vorzubeugen, versammelte er die Offiziere der Berliner Garnison um sich und hielt ihnen

folgende Ansprache: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Gedenken Sie sich des Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, Fechtbühl und auf dem Feldzuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand; Auszeichnungen und Belohnungen erwarten durch Ihre tapferen Thaten verdient zu werden. Doch brauche ich Sie nicht zum Ruhme zu reizen, den allein Sie im Auge haben. Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Obgleich der Prinz nicht mehr ist, wird doch der Ruhm, tapfere Soldaten zu besiegen, um so größer sein. Leben Sie wohl. Ziehen Sie hin, ich werde Ihnen sogleich auf dem Schauplatz des Ruhmes folgen, der uns erwartet.“

Am 13. December früh, nachdem er die Nacht zuvor in frohester Stimmung einem Hofballe beigewohnt hatte, ging Friedrich II. über Frankfurt nach Crossen zum Heere ab, welches dort, 30,000 Mann stark, in den Grenzdistricten cantonnirte, und betrat am 16. in zwei Kolonnen das schlesische Gebiet; die eine, unter seiner eigenen Anführung, stieg die Oder hinauf, die andere unter Schwerin wendete sich rechts nach dem Gebirge. Schlesien befand sich in schlechtem Vertheidigungszustande; nur Glogau, Brieg und Keiße waren halbsichere Plätze, die Truppenmacht unbedeutend. Friedrich II. hielt die strengste Disziplin; bei Spießruthenstrafe für den Soldaten, bei Cassation für den Officier, war jede gewaltsame Requisition verboten, die regelmäßige Verpflegung durch Berufung der Landesältesten geregelt. Zwar hatte die Regierung unterfangt, die Hand zur Versorgung und Förderung des feindlichen Heeres zu reichen, doch blieb dieses Verbot schon darum ohne Erfolg, weil der Feind Alles bezahlte und der Landmann noch nie einen so schnellen und lohnenden Absatz gefunden hatte, als bei dieser Gelegenheit. Nicht minder wurde das Unternehmen des Königs durch religiöse Befürchtungen der Protestanten in der Provinz gefördert, denn es hatte sich, wahrscheinlich durch fanatische Katholiken, bei der Thronbesteigung Maria Theresias das Gerücht verbreitet, daß man die Freiheiten der Protestanten, die sich auf Conventionen mit fremden Mächten, wie etwa die von Karl XII. bei seinem Einbruch in Sachsen erzwungene, stüßten, abschaffen, und überhaupt in antireformatorischem Sinne verfahren würde. Ja man hatte schon gefürchtet, als östreichische Truppen zur Verstärkung von Glogau durch Siegnitz zogen, daß diese zu den erwähnten Zwecken verwendet werden sollten. Es läßt sich also denken, daß den evangelischen Bewohnern der Provinz, die wohl nie eine große Sympathie für das östreichische Herrscherhaus gefühlt hatten, der Einbruch des Königs von Preußen so unerwünscht nicht kam, der seinerseits gegen alle Einwohner mit der größten Schonung verfuhr, und sogar die Jesuiten, welche ihn auf ihren Gütern bewillkommneten, zur Tafel lud, und sich mit ihnen freundlich und heiter unterhielt.

Ohne langen Aufenthalt drang der König vor; Glogau wurde eingeschlossen. Bis Breslau gab es keinen gewaffneten Widerstand. Hier, im Sitz der Regierung,

war man zum Widerstand entschlossen; die Wälle wurden mit Kanonen besetzt, die Bürgerchaft in den Waffen geübt, um der schwachen Truppenbesatzung den nöthigen Beistand zu leisten; doch ehe man sich dessen versah, rückten schon die preussischen Vorposten den 31. December 1740 in die Vorkübste ein. Am 2. Januar 1741 ward ein Neutralitätsvertrag abgeschlossen, nach welchem die Stadt weder kaiserliche noch preussische Truppen aufnehmen, den letzteren aber unter gewissen Bedingungen der Durchmarsch gestattet sein sollte. Ebenso war auch Schweden auf der Gebirgsseite vorgebrungen, hatte seinen Gegner Brown über Jägerhorf nach Röhren gedrängt, und sich des oberen Schlesiens, so wie des bekannten Jablunkapasses bemächtigt. Gegen das Ende des Januars war Schlesien, außer den Besatzungen der drei festen Plätze von östreichischen Truppen gereinigt.

Während dieser kriegerischen Ereignisse war der diplomatische Verkehr nicht abgebrochen worden. Der Großherzog Franz, eher zur Ausgleichung geneigt, als die stolzere Gemahlin, unterhandelte mit den preussischen Ministern, welche auf der Forderung von ganz Schlesien nicht unbedingt bestanden, jedoch Maria Theresia, nicht minder fest als ihr Gegner, erklärte sich gegen alle Opfer dieser Art, und ließ dem preussischen Gesandten am 5. Januar schriftlich mittheilen: „Der König, dessen Freundschaft sie auf alle mögliche Weise zu erhalten gesucht, habe ihre Staaten mitten im Frieden unter dem Vorwande überfallen, das sei das einzige Mittel, die Ruhe derselben zu erhalten. Jeder Reichsstand sei vermöge der goldenen Bulle und der vom Reiche angenommenen pragmatischen Sanction zu ihrem Beistand verpflichtet. Dazu beständen Bündnisse mit den Gemächten und Rußland, ihre Staaten zu erhalten, nicht aber ihr einen Theil zu nehmen. Die Wahl des Kaisers müsse frei sein, und werde durch Unruhen im Reiche nur gestört. Man habe niemals Krieg angefangen, um einen Fürsten zu zwingen, dargebotenes Geld anzunehmen, auch beliefe sich der Betrag dessen, was der König in Schlesien bereits schon erhoben, auf weit mehr als die zwei Millionen, welche er biete. Sie wolle ihre Regierung nicht mit Zerstückelung ihrer Staaten anfangen. Ehre und Gewissen verpflichteten sie, an der pragmatischen Sanction unverbrüchlich zu halten, also könne sie auch Schlesien weder ganz noch zum Theil abtreten. Sie sei noch jetzt bereit — doch ohne Verletzung der pragmatischen Sanction oder eines andern — aufrichtige Freundschaft mit dem Könige zu erneuern, doch nur unter der Bedingung, daß er sogleich ihre Staaten räume, dazu fordere sie ihn auf, und erkläre das schriftlich zum stärksten Beweise guter Treue und Glaubens, mit der sie handle, obgleich man gegen sie anders gehandelt.“ Hierauf nahmen die preussischen Gesandten ihre Pässe, und auch der östreichische verließ Berlin.

Schon acht Tage vorher hatte Maria Theresia ein Rundschreiben an alle auswärtigen Mächte und an den Reichstag zu Regensburg erlassen, in welchem sie sich über das Benehmen des durch üble Rathgeber verleiteten Königs von Preußen bitter beklagte. Sie stellte sein Verfahren als einen Reichsfriedensbruch dar, und forderte von allen Gewährleistern der pragmatischen Sanction den

vertragsmäßigen Bestand. Auf Anklagen der Art fehlte natürlich die diplomatische Erwiderung nicht. Der Kanzler Johann Peter von Ludewig in Hall mußte auf Friedrichs Befehl eine Schrift unter dem Titel: Rechtsbegründetes Eigenthum des königlichen und Kurhauses Preußen und Brandenburg auf die Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau u. s. w. verfassen und bekannt machen, worauf natürlich eine attemmäßige Widerlegung von Seiten Oesterreichs folgte, und von beiden Seiten eine Menge Schriften und Gegenschriften. Was aber den Vorwurf des Reichsfriedensbruchs betraf, so suchte ihn Friedrich II. mit der Entgegnung abzumenden, daß sich eine Menge Präcedenten eingefunden hätten, und daß man Andern in der Bestiznahme des Landes hätte zuvorkommen müssen.

Maria Theresia setzte auf ihr Recht und die bestehenden Verträge ein festes Vertrauen. Von Georg II. war sie sicher, daß er nicht feindlich gegen sie vorgehen würde, nicht mit Unrecht; allein weniger begründet war ihre Hoffnung auf Frankreich. Cardinal Fleury dachte über die Verpflichtung, welche Frankreich durch die pragmatische Sanction auf sich genommen hatte, sehr leicht, wie seine Aeußerung gegen den preussischen Gesandten bezeugt, daß der Vorbehalt „unbeschadet der Rechte eines Dritten“ dabei wesentlich in Betracht käme. An den Traditionen des Hauses Bourbon, der habsburgischen Macht so kräftig als möglich entgegenzutreten und durch seine Demüthigung Frankreichs überwiegenden Einfluß zu sichern, hielt er fest, und wäre Frankreich gerüstet gewesen, wie Friedrich, so hätte er vielleicht Letzteren nicht die Initiative in den Unternehmungen gegen Maria Theresia nehmen lassen.

Wenn aber auch selbst der hochbetagte Fleury unmittelbaren kriegerischen Eingriffen abgeneigt war, so fehlte es doch nicht an jüngeren ehrgeizigen Staatsmännern, welche Frankreichs Waffenmacht, da die Lage des Augenblicks eine weit günstigere Aussicht zu eröffnen schien als der polnische Successionsstreit, zur Erweiterung seines Einflusses und Landbesitzes zu benutzen trachteten. Vor Allen trat der Marschall Graf von Belleisle unter diesen hervor. Sein Plan ging dahin, durch Begünstigung der bayerischen Ansprüche die habsburgische Macht zu zerstückeln, und so jedes Gegengewicht für Frankreich auf dem Continente zu beseitigen.

Der Plan war um so weniger chimärisch, da der Kurfürst Karl Albert seine Ansprüche auf das bekannte Testament des Kaisers Ferdinand I. gründete, welches den Nachkommen dieser Tochter — und von ihr stammte der Kurfürst ab — im Falle des Erlöschens seiner männlichen Nachkommenschaft, die Succession in den österreichischen Ländern zusagte. Allerdings fand sich in dem Duplikate dieses Testaments zu Wien die Variante „im Falle des Erlöschens seiner ehelichen Nachkommenschaft“, was allerdings auch weit natürlicher erscheint; doch wer konnte dem Kurfürsten verdenken, wenn er dem geschriebenen Wortlaut seines Dokumentes den Vorzug gab, und wie alle Welt anerkannte, auf offene und eheliche Weise den rechtlichen Ansprüchen Maria Theresia's entgegentrat.

Der Marschall galt für ein großes diplomatisches und militärisches Talent; er war eine glänzende Erscheinung bei Hofe; seine Vorstellungen erhielten höchsten Beifall, und schienen so wohlbegründet. Daher ist es wohl nicht zu wundern, daß Fleury's Friedensliebe dem starken Drange der kriegerisch gesinnten Partei nachgab.

Maria Theresia jedoch hatte keine Ahnung von dieser Stimmung, und Friedrich konnte nicht sicher darauf rechnen, deshalb machte er durch Vermittelung des englischen Gesandten noch einen Versuch friedlicher Ausgleichung in Wien, indem er sich mit dem an das Brandenburgische grenzende Fürstenthum Slogau statt des früher Geforderten begnügen wollte; doch die Königin ließ ihm ziemlich höhnisch erklären, höchstens würde man ihm verzeihen und nicht auf Schadenersatz bestehen. Der Königin stolzes Selbstvertrauen ermangelte nicht ganz aller Stützpunkte, denn sie wußte durch ihren Gesandten am Petersburger Hofe, den Marquis von Botta, daß die Regentin, im Zerwürfniß mit dem Premierminister Grafen Münnich, der österreichischen Partei günstig sei, ja, daß auch der Graf Lynar, als Gesandter des Königs von Polen, nach eben der Seite hin wirkte, und mit 30 — 40,000 Mann der Königin von Ungarn Hilfe leisten zu wollen erklärt habe. Dies geschah im März; zwei Monate darauf trat Münnich zurück, wodurch die Aussicht auf eine Verwirklichung dieser Hilfe bedeutend wuchs.

Es war dies ein Moment der verwirrtesten Intriguen in der europäischen Politik. Sachsen, wo damals schon der Günstling des Königs August III. fast unbeschränkt gebot, hatte allerdings im ersten Augenblick die Miene angenommen, als ob es mit Preußen gemeinschaftliche Sache machen wolle, und hätte es auch wohl gethan, wenn nur von dieser Seite her ein größerer Vortheil zu erwarten stand. Allein Maria Theresia, unerschütterlich gegen Friedrich II., der ihr mit gewaffneter Hand einen Theil ihres Erbes nehmen wollte, entschloß sich zu einem keinen Opfer, um den kecken Angreifer zu bestrafen; daher machte man dem Dresdner Kabinette Hoffnung auf das Herzogthum Crossen, welches als Verbindungsglied zwischen Sachsen und Polen für August II. von ganz besonderer Wichtigkeit sein mußte. Dadurch war die politische Unterhandlung wieder in ein neues Stadium getreten, und der Wechsel Sachsens vollkommen erklärlich.

So blieb denn für Friedrich, welcher allerdings auf die Gunst der politischen Lage, wie sie sich gegen das Ende des Jahres 1740 herausgestellt hatte, vorgegangen, aber zugleich auf das Schlimmste gefaßt war, nichts weiter übrig, als die Entscheidung durch die Waffen, und zu dieser wurde jetzt geschritten. Unverzüglich griff der Erbprinz Leopold von Dessau, welcher das Belagerungsheer vor Slogau führte, auf des Königs Befehl mit seiner ganzen Macht an und erklürte den wichtigen Platz am 8. März. Sofort ließ er sich nun hier huldigen, so wie in allen eroberten Orten; ja schon einige Tage vorher war in Breslau an die Stelle des Doppeladlers der preussische als Sinnbild der weltlichen Besitznahme getreten.

Da es nun wirklich Ernst zu werden schien, und man nicht wußte, wo von Sachsen, ja selbst von Hannover zu erwarten stand, erhielt der alte Fürst Leopold von Dessau den Befehl, sich mit 23,000 Mann in der Mark bereit zu halten, um Sachsen zu überfallen und zu entwaffnen, während Friedrich die der Festung Keiße bemächtigen wollte.

Unterdessen hatte man aber von östreichischer Seite ernsthafte Anstalten zur Gegenwehr getroffen. Etwa 15,000 Mann, an deren Spitze man den Feldmarschall Reipperg gestellt hatte, welcher allerdings in dem letzten Kriege gegen die Türken nicht glücklich gewesen war, jedoch unter Eugen gebildet und geeignet galt, den jungen unerfahrenen König und seine nur an den Exercierplätzen gewöhnten Truppen nach Berlin zu „den Musen und Apoll“ zurückzuführen, drangen von Mähren aus auf schwierigen Wegen gegen die Operationslinie Friedrichs auf Keiße los, während dieser mit seinen Truppen vor Troppau in Jägerndorf stand. Letzterer wurde noch zur rechten Zeit durch Ueberläufer von der gefährlichen Bewegung des Feindes benachrichtigt, welche ihn nicht nur von Keiße, sondern sogar von Ohlau, wo sein Artilleriedepot, Haupt-Munition und Bourgeois-Magazin war, abschneiden konnte. Der König ging schnell über den Keißefluß zurück, zog Schwerin und den Prinzen Leopold an sich, konnte jedoch nicht alle vereinzeltten Corps um sich versammeln, während Reipperg mit Verstärkung aus dem Glazischen gegen Brieg vorrückte, die vor dem Orte stehenden 2500 Preußen nach Ohlau zurückdrängte, und eine Meile von Brieg nach jener Stadt zu bei Mollwitz ein Lager bezog. Es war ein Glück für den König, daß Reipperg nicht seinen siegreichen Marsch bis nach Ohlau setzte, und ihn durch Einnahme dieser Stadt aller seiner Hülfsmittel beraubte.

Friedrich II. sah das Gefährliche seiner Lage vollkommen ein, und entschloß sich, unter allen Umständen zu schlagen, damit er seine Kriegsvorräte rettete oder wenigstens sich einen Weg nach Niederschlesien und der Mark öffnete. Am 9. April hielten beide Heere Rasttag, der 10. war zum Angriff bestimmt. Friedrich II. hatte 16,000 Mann Fußvolk und sechzig Geschütze, was gegen die Östreicher nur 11,000 Mann Fußvolk und achtzehn Kanonen aufstellen konnten; dagegen waren sie an Reiterei den Preußen weit überlegen, hier kämpften 8000 gegen 3200 Mann.

Reipperg war sehr überrascht, als er am 10. April um 11 Uhr den Anmarsch der Preußen erfuhr, und eilte seine Stellung einzunehmen. Auch bei den Preußen ging es nicht allzu rasch von statten, denn Friedrich, der den Krieg bisher nur aus dem Bücherstudium kannte, verlor viel Zeit bei der regelrechten Aufstellung seines Heeres, während ein rascher Angriff auf den noch ungewohnten Feind ihm vielleicht einen schnellen Sieg verliehen hätte. Ja man hatte sich bei dieser Aufstellung im Blaz so sehr verrechnet, daß fünf Bataillone in der Schlachtlinie keinen Raum fanden, und hinter derselben zwischen dem ersten und zweiten Treffen untergebracht werden mußten. Um den Rangei an Reiterei

sehen, mischte Friedrich unter die seinige mehrere Bataillone Grenadiere, es schon bei den Schweden unter Gustav Adolph geschehen war.

Um zwei Uhr endlich war das preussische Heer so weit gediehen, daß es klingendem Spiele auf den Feind losdrang; Anfangs mit Erfolg, denn das preussische Geschütz richtete große Verheerungen auf dem linken Flügel der Feinde, bis der Befehlshaber der dort stehenden Reiterei, der General von Römer, des Prinzen Leopold von Dessau Ausdruck „mit solcher Furie“ an der Spitze seiner zwanzig Schwadronen auf die neun Schwadronen Preußen unter dem General Schulenburg einsprengte, daß die preussischen Reiter Kehrt machten und das Fußvolk im Stiche ließen. Dieses jedoch stand unerschüttert und hielt sein unablässiges Feuern die feindlichen Reiter in gemessener Entfernung. Der König führte ein frisches Reiterregiment vor, Schulenburg sammelte die übrigen Schwadronen zum neuen Angriff, doch vergebens; es wollte der Kampf gegen den übermächtigen und außerdem besser geübten Feind nicht gelingen. Fast besser ging es der preussischen Reiterei auf dem linken Flügel, und die Wirkung ward bald so bedenklich, daß Schwerin dem Könige rieth, sich vom Schlachtfelde zu entfernen, was dieser auch that und nach Böden ritt, angeblich, um die Heeresabtheilung des Herzogs von Holstein herbeizuführen.

Während die Reiter dem alten Rufe Brandenburgs nicht entsprachen, besaß das Fußvolk Muth, Standhaftigkeit und Ruhe über alle Erwartung. Vergebens sprengten die österreichischen Reiter zwischen die beiden Treffen, ja bis unter den Rücken des zweiten, denn das dritte Glied desselben machte unerschütterlich „Kehrt“, und feuerte mit einer Regelmäßigkeit, wie es nur auf dem Paradeplatze geschehen konnte; wenn aber die Feinde gar zu nahe kamen, steckten die tapferen Grenadiere die Bajonnette auf und jagten sie wieder in die Flucht. Alle Anstrengungen der feindlichen Führer vermochten diesen unerschütterlichen Widerstand nicht zu brechen; der tapfere General Römer fiel, und seine Schwadronen flohen in völliger Unordnung.

Als Schwerin diese günstige Wendung des Kampfes bemerkte, rückte er mit dem gesammten Fußvolke unter klingendem Spiele von Neuem vor. Der langwierige Kampf hatte nicht im mindesten die Kraft der festgegliederten Bataillone gelockert. Mit einem furchtbaren ununterbrochenen Rollenfeuer, welches, wie behauptet wird, durch die vom Fürsten von Dessau eingeführten eisernen Kesselpötte um so schneller ausgeführt wurde, erschütterten sie die bis dahin festen Reihen ihrer Gegner. Die Führer konnten sie nicht mehr zum Vorrücken, bald nicht mehr zum Stehen bringen; es lösten sich ihre Glieder zu völliger Flucht. Bierzehn preussische Schwadronen, die gerade von Ohlau her kamen, stießen erst nach der Schlacht zum fliegenden Heere; deshalb konnte Schwerin den Feind nur eine Stunde weit vom Schlachtfelde verfolgen.

Nach des Königs Angabe hatten die Preußen 2500 Tode und 3000 Verwundete, der österreichische Verlust dagegen soll sich auf 7000 Mann Tode und



Verwundete, sieben Kanonen, drei Fahnen und 1200 Gefangene bekaufen haben. An Generalen hatten die Preußen Schulenburg, die Oesterreicher Römser verloren.

Dies war die erste Schlacht des großen Kriegsfürsten, an deren glorreichem Siege er freilich keinen Antheil hatte. Mit einer Schwadron Reiter war er nach Eiden und von da diesen voraus in Begleitung eines kleinen Gefolges während der Nacht nach Oppeln geritten; vielleicht war im Falle eines gänzlichen Mißglückens des Angriffes der Rückzug dorthin bestimmt; allein Oppeln war um dessen von den Oestreichern besetzt worden, und als Friedrich dort Einlaß verlangte, ward er von diesen, welche natürlich eine starke Heeresabtheilung zu haben glaubten, mit Musketenfeuer abgewiesen. So war er gezwungen und eilte noch in derselben Nacht nach einem höchst ermüdendenritte — hatte auf dem sogenannten langen Schimmel, der von nun an der Wittische hieß, zusammen zwölf Meilen zurückgelegt — wieder nach Eiden, wo er am nächsten Morgen durch einen Adjutanten des Prinzen Leopold von Dessau die Siegesbotschaft erhielt. Friedrich II. war nicht ohne Besorgniß in diese Schlacht gezogen. „Mein lieber Jordan, heißt es in einem Schreiben an den Freund, morgen werden wir uns schlagen, Du kennst das Schicksal der Kaiser, das Leben der Könige wird eben so wenig geachtet als das Schicksal der Soldaten. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Laufbahn geendet, so erinnere Dich eines Freundes, der Dich immer zärtlich liebte; verleihe dem Himmel meine Lage, so schreibe ich Dir morgen sogleich, und Du erfährst unsern Sieg. Leb' wohl, theurer Freund, ich liebe Dich bis in den Tod.“

Nun war es doch anders gekommen. Friedrich II. hatte gesiegt, aber nicht durch seine Bestimmungen und Anstrengungen, ein Unstund, der ihn außer unangenehm berührte. Von diesem Gefühle beherrscht, fühlte er auch wohl keinen Drang, den Sieg Schwerins zur gänzlichen Vernichtung der Oestreicher, welche in Unordnung nach Keisse hin flohen, zu benutzen, was um so leichter hätte geschehen können, da der Herzog von Holstein-Beck wenige Meilen vom Schlachtfelde bei Strehlen stand. Er hatte das Schießen während der Schlacht hören können. Der König vereinigte sich mit ihm und hatte nun 43 Bataillone und 69 Schwadronen zusammen.

Wie wenig persönlichen Ruhm auch die Schlacht von Mollwitz dem Könige brachte, war sie doch von entscheidender Wichtigkeit, und änderte vollkommen zu seinen Gunsten die Gestalt der politischen Verhältnisse. Die unererschütterliche Muthigkeit des preussischen Fußvolkes hatte sich selbst unter mittelmäßiger Führung so glänzend bewährt, daß man in ganz Europa mit Achtung auf diese Sieger gegen Truppen blickte, welche unter Eugens Führung unsterbliche Thaten verrichtet hatten. Hannover und Sachsen, von denen Letzteres schon bei Güterburg und Torgau Truppen sammelte, stellten jede fernere Maßregel der Feindseligkeit ein, obgleich König Georg II. im Parlament von Verpflichtungen gegen die Königin von Ungarn gesprochen hatte. Die Seemächte nämlich waren unzufrieden mit dem Kriegsgetümmel in Deutschland, denn der Handel wurde

war dadurch betroffen; außerdem hörte man mit Besorgniß von einem Deutschen Karl Alberts, daß er die Orte, welche in den Niederlanden erobert worden, von ihm als Kaiser nie zurückfordern dürfte. Auch mit Spanien war ein Subsidienvertrag vermittelt worden, der dem Infanten Don Philipp Alas, was er in Italien würde erobern können, zusicherte; ähnliche Aussichten eröffnete man dem Könige von Sardinien.

Soeben hatte sich auch die Festung Brieg ergeben (den 4. Mai 1741), als der unermüdlche Marschall in dem Hauptquartier eintraf mit dem Vorschlage, den Kurfürsten von Baiern in seinen Erbansprüchen zu unterstützen und auf den kaiserlichen Thron zu heben. Als Lohn dafür bot er Niederschlesien. Friedrich II. fand es bedenklich, den Franzosen in den Angelegenheiten Deutschlands großen Spielraum zu lassen, und in der Hoffnung, daß er durch englische Vermittelung dasselbe Ziel gefahrloser erreichen würde, schlug er dem Vermittler vor, den sächsischen Hof durch das Anerbieten von Mähren für die Sache des gemeinsamen Schüßlings zu gewinnen, wohl nur um Zeit zu erhalten, nicht mit ernstlicher Absicht. Währenddessen unterhandelte Friedrich mit dem englischen Gesandten Lord Hyndford, der freilich, da ihm der Königin unerschütterliche Gewanung bekannt war, auf eine Gewährleistung Niederschlesiens nicht eingehen wollte. Friedrich II. hob hervor, wie glücklich sich Maria Theresia schätzen könnte, mit einem so gemäßigten Sieger zu thun zu haben. Obgleich er sich auch Mährens bemächtigen könne, so wolle er sich dessenungeachtet mit den Herzogthümern Sagan, Glogau, Wohlau und Liegnitz begnügen, ja um diesem Vertrage die beste Form zu geben, das Gebiet als Pfand für eine Summe von drei Millionen zu bezeichnen, doch mit der Verpflichtung für die Unterzeichner derselben, daß niemals die Einlösung des Pfandes gefordert werden dürfte. Unter diesen Bedingungen wollte Friedrich II. den übrigen Theil der pragmatischen Sanction gewährleisten.

Maria Theresia wollte von allen solchen Ausgleichungsvorschlägen nichts hören; allein ihre Freunde geriethen doch über den Ausgang des Streites in Besorgniß; die schlesischen Obligationen waren zum großen Mißvergnügen der Holländer um funfzehn Prozent gefallen. Deshalb wurde die Sprache der Bertheidiger östreichischer Interessen etwas milder, selbst von Seiten Georgs II., trotz der von seinem Parlament für Maria Theresia bewilligten 300,000 Pfund Sterling Subsidien. Man zog sich auf das Gebiet diplomatischer Einwirkung zurück. Der Kurfürst von Sachsen hatte zwar an dem Tage nach der Schlacht von Mollwitz ein Bertheidigungsbündniß mit der Königin von Ungarn geschlossen, vollzog es jedoch nicht, als er die Nachricht von dem Siege der Preußen erhielt. Schon fing man in Dresden an, sich den Gegnern der Königin zu nähern. Der Kurfürst von Köln, Bruder Karl Alberts, trotz der im März erfolgten Anerkennung der Ansprüche Maria Theresias, sagte sich nach diesem Ereigniß wieder los. Sogar auf den Papst durfte das Wiener Kabinet nicht rechnen, da er, ob schon der Kampf um Schloßten von ihm als eine katholische Kirchenangelegenheit

bekannt wurde, nichtsdestoweniger Ansprüche auf Parma und Piacenza erhob. Die Regentin von Rußland allein schien noch zu erweiteren Maßregeln geneigt.

Dagegen zeigten die entschiedenen Feinde der Königin von Ungarn große Regsamkeit. In Spanien entwarf man weitgreifende Pläne auf Norditalien oder wohl gar darüber hinaus, denn die Königin kam immer wieder auf ihre Eroberungsgedanken zurück; in Frankreich hatte Belle-Isle gewonnenes Spiel. Jetzt wurde auf seinen Betrieb, denn Kurfürst Karl Albert ließ ihn für sich gewähren, das bekannte Bündniß zu Rymphenburg abgeschlossen (den 22. Mai 1741), nach welchem Frankreich versprach, des Kurfürsten Ansprüche auf die östreichische Erbschaft mit ganzer Macht, wenigstens mit 60,000 Mann, durch Subsidien zum Belaufe bis vier Millionen Livres zu unterstützen und seine Erhöhung als Kaiser zu befördern. Dagegen sollten alle Provinzen und Städte, welche die Franzosen am Rheine besetzen, und ebenso, was sie in den Niederlanden erwerben könnten, an Frankreich fallen.

Hätte Maria Theresia den ganzen Umfang der Gefahr gekannt, und gewußt, daß mehrere der Höfe, auf deren Beistand sie zählte, selbst Sachsen, für ihre Gegner gewonnen waren, so würde sie wohl auf Friedrichs Forderungen eingegangen sein. Dies geschah aber nicht; nur Schwiebus, Grüneberg und Glogau bot man als Pfand. Darauf wollte man preussischer Seits nicht eingehen, die Unterhandlungen geriethen ins Stocken; die Engländer mußten auf Maria Theresias Verlangen unter Drohungen den Abgang der Preußen aus Schlessien fordern, und so war ein Anschluß an Frankreich nothwendig. Der Vertrag darüber ward am 5. Juni 1741 abgeschlossen, schnell und leicht, dem Balori, der französische Gesandte, fürchtete unter Englands Vermittelung einen Vergleich mit der Königin von Ungarn. Man gewährleistete, was Friedrich gefordert, dafür verzichtete er auf Berg zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach, jedoch mit dem Vorbehalt, daß dieser Verzicht erst nach der von Oestreich selbst erfolgten Gewährleistung für den Inhalt des Vertrages seine Gültigkeit haben sollte. Das Kabinet von Versailles legte dem Einflusse des jungen Königs in den Kriegsangelegenheiten eine solche Wichtigkeit bei, daß Balori die Vollmacht hatte, mit ihm abzuschließen, auch wenn er nur parteilos bleiben wollte.

Dieser Vertrag ward unter dem größten Geheimniß abgeschlossen; denn schon die Verhandlungen hatte der Minister Bodewils stets an einem dritten Orte führen müssen. Dennoch ahnte Lord Hyndford eine Annäherung der Art und erschien mit neuen Vorschlägen in des Königs Lager. Friedrich II. lebte hier wie im tiefen Frieden, lag seinen Lieblingsbeschäftigungen ob, wie ehemals in Rheinsberg, und zeigte Allen die größte Zuversicht so wie die beste Laune. Diese Zuversicht erschien auch von Tag zu Tag berechtigter, denn die Baiern überfielen Passau, die Franzosen ließen ein Hülfsheer über den Rhein gehen, und Rußland wurde durch den Ausbruch eines Krieges mit Schweden beschäftigt. Daher blieben Hyndfords Anerbietungen, dem sich auch Robinson, der englische

standte in Wien, zugesellt hatte, ohne Wirkung, weil sie hinter den ihm von Preussisch gewöhnlichsten Vortheile weit zurückstanden.

Unterdessen machte Keipperg, der immer noch mit seinen Truppen um Hilfe stand, den Plan, durch Einverständnisse in Breslau, wo die katholische Partei und einige der einflussreichsten Familien es mit den Oestreichern hielten, dieser wichtigen Stadt im Rücken des Königs wieder zu bemächtigen. Er setzte aus seinen bisherigen Quartieren die Reise hinab vor, und überschritt den Fluß, um so sein Ziel zu erreichen. Friedrich II. war von Allem, was geschah, reichend unterrichtet. Er schrieb an Schwerin: „Es ist außer Zweifel, daß die Occupation von Breslau noch beständig das Ziel der Oestreicher ist. Ich bin also dieses beständigen Cabalirens müde, und daher determinirt, solchem Ende zu machen, meinen Feinden das Präventive zu spielen, und durch eine Surprise und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen.“ Unter dem Vorwande, dem bestehenden Vertrage gemäß preussische Truppenabtheilungen nach die Stadt zu führen, drang Prinz Leopold von Dessau mit 2000 Mann an und bemächtigte sich des Zeughauses, der Hauptwache und des Rathhauses. Der Marschall Schwerin, welcher ebenfalls in Breslau erschien, beruhigte die Bürger über den Vorfall, und ließ sogar neben der preussischen die Stadtwache den gewöhnlichen Dienst verrichten, um dadurch jeden Gedanken, als würden schädliche Gewaltthaten erfolgen, desto eher zu beseitigen. Den folgenden Tag, am 11. August, ließ er den Magistrat und die Bürgerschaft den Eid der Treue schwören, was auch unverzüglich geschah. Laut erscholl der Ruf: „Es lebe Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien!“ und Freudenschüsse aus Kanonen, welche in Zwischenräumen bis nach Strehlen hin aufgestellt waren, meldeten dem Könige den Erfolg der blutlosen Unternehmung.

Die Bedrängniß Maria Theresias stieg von Tag zu Tage. Friedrich hatte seine Truppen nach und nach bis auf 63,000 Mann verstärkt, und Keipperg war deshalb nicht im Stande, ihm erfolgreich die Spitze zu bieten. Zwei wohlgeübte französische Heere von 40,000 Mann unter Belle-Isle und 30,000 unter Maillebois nebst 15,000 Kurpfälzern und Römern.

Da nun Georg II. durch so überlegene Streitkräfte der Feinde Maria Theresias sein Stammland Hannover und Deutschland überhaupt in der größten Gefahr sah, entschloß er sich zur Neutralität, und erklärte der Königin, es sei ihm jeder kriegerische Beistand unmöglich. Da beschloß Letztere, sich nicht unter die Macht der Verhältnisse zu beugen, und gab ihre Zustimmung zur Unterhandlung auf Grundlagen, wie sie Friedrich bisher als unerläßlich angegeben hatte. Auch ihm lag es daran, die Franzosen nicht zu unbedingten Herren über das Geschick Deutschlands zu machen; auch er durfte fürchten, daß jene sich durch Maria Theresia absanden, da ja Unterhandlungen der Art schon stattgefunden hatten. So kam es denn zum Abschluß des Vertrages oder vielmehr der Verabredung von Klein-Schnellendorf unter Anwesenheit des Königs, Lord Hyndfords und des Feldmarschalls Keipperg. Dem

Inhalt desselben gemäß erhält der König „durch einen vor Ablauf des Jahres zu schließenden Vertrag Niederschlesien bis an die Meisse mit voller Souveränität einschließlich der Festung Meisse, welche der Kommandant nach vierzehntägiger Scheinbelagerung übergiebt. Von da an verfährt der König nicht mehr angriffsweise gegen die österreichischen Truppen; die preussischen nehmen ihre Winterquartiere in Oberschlesien. Unerläßliche Bedingung ist vollkommenes Gehehalten der Verabredung von beiden Seiten“. Meisse wurde wirklich geräumt (den 25. Oktober), und den preussischen Truppen Winterquartiere in Oberschlesien eingeräumt; nichtsdestoweniger war es wohl Maria Theresia nur darum zu thun die nöthige Zeit für kräftigere Kriegsmaßregeln zu gewinnen.

Wie auch immer Friedrich II. von der Verbindlichkeit dieser Uebereinkunft gebacht hat, gewiß ist es, daß er die ihm gebotene Ruhe nur zu seinem Vortheil mit Geschick und Schnellkraft benutzte. Die Stände wurden entboten, ihm den Eid der Treue als Herzog von Niederschlesien zu leisten. Der König es war am 7. November, saß im Fürstensaale des Rathhauses, von seiner Universalität umgeben, auf dem noch aus den Zeiten des Kaisers Matthias vorhandenem Thron; der Minister Bodewils eröffnete in seinem Namen den Ständen wie die rechtsbegründeten Ansprüche seines Hauses unter göttlicher Gnade durch seine siegreichen Waffen besetzt wären, und versprach eine milde, landesväterliche Regierung. Um einen Beweis davon zu geben, wies Friedrich II. die übliche Geschenk von 100,000 Thalern zurück, und spendete ohne Unterschied der Religion reichliche Gnadenbezeugungen. Es konnte nicht ohne Eindruck im Lande, ja in der ganzen politischen Welt bleiben, daß der siegreiche Herrscher bei dieser Gelegenheit an zwei schlesische Standesherrn, die Grafen von Sagan und Schönau, die preussische Fürstenwürde verlieh. Wie der große Kurfürst zum ersten Male auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin das Vorrecht der Adelsvertheilung übte, so hier der Eroberer von Schlesien in Bezug auf den Fürstenstand; ein Zeugniß seiner ebenbürtigen Stellung zu den übrigen Königen Europa's.

Wenn Friedrich II. durch seine rasche Entschlossenheit sich als ein fähiger Kriegsherr und Eroberer gezeigt hatte, so bewies er in den neuerworbenen Ländern nicht weniger Scharfblick und richtigen Takt in den Verwaltungsangelegenheiten. Am Tage nach der Fuldbigung versammelte er um sich die angesehensten Männer der Provinz, um ihnen seine Gedanken über die zukünftige Landeseinrichtung mündlich mitzutheilen. Zuoberst sprach er seinen ernstlichen Willen aus, daß „in Zukunft die verschiedenen Religionen friedlich bei einander bestehen sollten, denn er sei ein Freund der Toleranz, deshalb müsse vor Allem bei der Justiz die Gerechtigkeit der Sache ins Auge gefaßt werden. Für Breslau und Glogau wollte er zwei Hauptjustizcollegia, und zwar aus Schlesiern besetzt, weil sie mit den Statuten der Provinz bekannt wären; nur ein Brandenburger solle bei jedem derselben sein; dagegen könne er für's Erste bei dem Finanzwesen keine Schlesier anstellen, doch ins Künftige, wenn sie sich mit den in seinen

Monaten herrschenden Einrückungen vertraut gemacht hätten, solle ihnen auch dazu der Weg offen stehen.\* Nachdem noch andere Einrückungen getroffen, um den Anschluß der neuen Erwerbung an die alten Besitzungen zu befestigen, zog er nach Berlin ab, wo er, wie billig, nach so glänzendem Erfolge jubelnd von den Einwohnern empfangen wurde, von denen Viele noch wenige Monate vorher bedenklich den Kopf über den festen Abentheurerzug ihres jungen Fürsten geschüttelt hatten.

Friedrich II. überließ sich keinen Augenblick dem trügen Gefühle unbedingter Sicherheit; er kannte die in Wien herrschende Stimmung zu gut, um nicht wachsam nach allen Seiten umzublicken. Der Bedingung des Geheimhaltens war man von Seiten des Wiener Kabinettes nicht nachgekommen; im Gegentheil, Letzteres fand in der Verbreitung des Vertrages ein gutes Mittel, Friedrich bei seinen Bundesgenossen um allen Glauben zu bringen. Dieser aber hatte sich schon im Voraus dagegen gesichert, und am 4. November ein geheimes Schutz- und Trugbündniß mit Baiern geschlossen, dem auch Pfalz und Sachsen beitraten. Hierin leistete er dem Kurfürsten Karl Albert für Ober- und Nieder-Oesterreich nebst Tyrol Gewähr, dieser dagegen für die Grafschaft Glaz, deren Eroberung jetzt in Friedrichs Pläne lag.

Unterdessen waren die Kriegereignisse für Maria Theresia immer drohender geworden, denn die Truppen ihres Gegners befanden sich im Besitz von ganz Ober- und eines Theiles von Nieder-Oesterreich. Ueberall ließ er sich huldigen und Kriegssteuern ausschreiben; schon war Linz in seinen Händen, Wien bedroht — da wendete er sich plötzlich nach Böhmen, um sich in Besitz von Prag zu setzen, wahrscheinlich aus Besorgniß, es möchten ihm die Sachsen oder vielleicht sogar Friedrich darin zuvorkommen. Keiner der Verbündeten traute dem andern; dies hauptsächlich bot der Königin von Ungarn Gelegenheit zur Rettung. Schon durfte sie hoffen, durch Reiperg, welcher aus Mähren mit 40,000 Mann herbeizog, nicht nur die bedrängte Hauptstadt von Böhmen zu sichern, sondern auch den Gegner in große Gefahr zu bringen, da eilte Friedrich II. von Neuem herbei und vereitelte diese Erwartung. Vergeblich genehmigte nun Maria Theresia ohne Weiteres den Klein-Schnellendorfer Vertrag, denn schon stand der Prinz von Dessau mit 12,000 Mann in Böhmen, um sich der Stadt Glaz zu bemächtigen. Außerdem erschienen 22,000 Mann Sachsen ebendasselbst zur Verstärkung der Baiern und Franzosen gegen Prag. Schwerin nahm Troppau, rückte in Mähren ein und legte sich vor Olmütz, welches sich sogleich ergab. Die Preußen bezogen in Mähren die Winterquartiere.

Desseungeachtet sollte sich bald das Geschick der kriegführenden Mächte in diesem seltsam wechselvollen Kampfe wieder zu Gunsten der hart bedrängten Königin von Ungarn gestalten. Im September 1741 hatte sie in Preßburg die Stände des Königreichs Ungarn zusammenberufen. Die jugendlich schöne Fürstin, deren Reiz durch ihre Nationaltracht in den Augen der magyarischen Magnaten noch gehoben wurde, flehte mit Thränen im Auge für sich und ihre

Kinder um Bestand, den nur sie allein noch gewähren könnten. Da wurden Alle von Begeisterung ergriffen. Mit Jubel stimmten sie in den Ruf des alten Palatin Balfy ein: Laßt uns sterben für unsere Königin Maria Theresia! Bei diesen Worten blieb es nicht. „Alle Edelleute sollten persönlich zu Hof dienen, außerdem 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Kruten gestellt werden“. Ihren sechs Monat alten Sohn auf dem Arme dankte die Königin für so viel Hingebung. Der Eifer für die kriegerische Rüstung überstieg alle Erwartung. Dennoch bedurfte es einiger Zeit, um die Vorbereitungen zu treffen; doch haben wir schon gesehen, daß die Verbündeten durch Mangel an Uebereinstimmung in ihren Unternehmungen diese Frist gewährten.

Kurfürst Carl Albert war nach der Eroberung von Böhmen nach Frankfurt gegangen, um sich dort auch die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen (24. Januar 1742). Dies war zwar gelungen, aber zu gleicher Zeit wendete sich das Kriegsglück für ihn auf eine höchst bedenkliche Weise. Während er in Frankfurt unter glänzenden Festlichkeiten verweilte, mußten Baiern und Franzosen aus den erzhertzoglichen Ländern weichen, und bald verbreiteten sich die wilden Scharen des ungarischen Aufgebotes sogar in den eigenen Erbländern des Kaisers; München fiel in ihre Hände an demselben Tage, wo die feierliche Krönung in Frankfurt stattfand (den 12. Februar).

Bald mußte der Rückschlag dieser Begebenheiten auch Friedrich II. treffen. Zwar hatte er sich der Stadt Olmütz ohne Schwierigkeit bemächtigt, doch widerstand Brunn allen Versuchen, und seine Stellung in Mähren blieb bedroht, so lange diese Festung noch in den Händen einer feindlichen Besatzung war. Ein neues französisches Heer hatte zwar die Oestreicher aus Baiern herausgedrängt, letztere lagen jedoch an der Isar und Donau, und die in Böhmen stehenden Truppen der Verbündeten weigerten sich, ihn zu unterstützen; auch die Sachsen boten ihm zu seiner Unternehmung nicht, wie er es bedurfte, die Hand. Gegen das Ende des Monats März hatten sich die Oestreicher so weit verstärkt, daß sie mit 40,000 Mann, zu denen noch die 7000 Mann starke Besatzung von Brunn stieß, nebst einem Theile des ungarischen Aufgebotes, gegen Friedrich und die Sachsen zum Angriff vordringen konnten. Da blieb denn dem Könige nichts Anderes übrig, als ein schleuniger Rückgang nach Schlesien, ein sehr verlustvoller Zug, denn sechszig Geschütze und 600 Wagen mußten auf dem Wege nach Troppau zurückgelassen werden (April). Indessen hatte Maria Theresia auch kräftigere Unterstützung durch Bundesgenossen erhalten. Im Februar 1742 war Walpole aus dem Ministerium und Lord Carteret an die Spitze der englischen Verwaltung getreten. Er, eifriger Freund des östreichischen Bündnisses, hatte im Parlament eine halbe Million Pfund Sterling Subsidiengebel für Maria Theresia durchgesetzt, und ihr dadurch die nöthigen Mittel für die Zusammenziehung eines Heeres gegen Frankreich in den Niederlanden verschafft. Nicht minder gestalteten sich die Angelegenheiten in Italien besser, denn hier erklärte sich der König von Sardinien aus Eifersucht gegen die Spanier, welche

ihren Hoffnungen auf Bergüberung entschleudert entgegengetreten als die Defreier, für die Königin von Ungarn, und das Mailändische wurde auf diese Weise gebedt.

Durch den Rückzug aus Mähren war dem Könige, außer der allerdings wichtigen Eroberung von Olag durch den Prinzen Leopold von Dessenau (S. Jansar), fast aller Vortheil wieder entzogen, ja der Herzog Karl von Lothringen war nahe daran, ihn von seiner Verbindung mit Prag, d. h. mit den böhmischen und sächsischen Truppen abzuschneiden, wenn er nicht durch angelegte Märsche seinen Gegner bei Gaslau aufgehalten hätte. Zu ihm stieß der Prinz Leopold von Dessenau; in und um Chotusitz stellten sich die preussischen Truppen auf. Beide Heere waren an Zahl ziemlich gleich, das preussische 28,000 Mann mit 88 aber leichten Feldgeschützen, die Defreier etwas über 28,000 Mann, von vierzig Geschützen unterstützt. Am 17. Mai ging es zum Angriff. Diesmal erwarb sich die preussische Reiterei rühmende Anerkennung, denn sie zersprengte die feindliche und jagte einen Theil in völliger Auflösung vom Schlachtfelde. Wieder erfolgreich kämpfte das Fußvöll. Letzteres konnte vor dem unerschrockenen Andränge der Defreier das Dorf Chotusitz, den Mittelpunkt der preussischen Stellung, nur mit äußerster Mühe behaupten, bis der König, welcher im zweiten Treffen stand, mit richtigem Blick sich einer Höhe bemächtigte, von wo aus er ihren rechten Flügel mit seinen Geschützen bestrich. Dies gab den Ausschlag; der Herzog mußte das Schlachtfeld räumen und zog sich, wiewohl in guter Ordnung, hinter Gaslau zurück. Eine lebhaftere Verfolgung, die dem Feinde hätte verderblich werden müssen, unterblieb, wahrscheinlich weil der König schon den Abschluß eines Friedens mit seiner Gegnerin in Aussicht hatte.

Dieser Kampf bei Gaslau oder Chotusitz war die zweite Feldschlacht, welche der König in dieser seiner Lehrlingszeit in dem Waffenhandwerk lieferte. Hier hatte er schon mit Umsicht die Fehler der Feinde benutzt und mit Ruhe die Bewegungen seiner Truppen geleitet, doch dankte er auch diesmal der äußerst umsichtigen und beharrlichen Tapferkeit eines seiner Generale, nämlich dem Prinzen von Dessenau, den glücklichen Erfolg des Tages. Als eine Besonderheit darf hier angeführt werden, daß in dem Augenblick einer ungünstigen Wendung des Gefechtes der Feldprediger Seegebart eine Schaar preussische Reiter zum neuen Angriff gegen den Feind führte. Der Sieg war erzwungen, aber nicht ohne schwere Opfer, denn die Preußen hatten nicht viel weniger Tode und Verwundete als die Gegner; doch 1000 Gefangene und 18 eroberte Geschütze besaigten den Gewinn der Schlacht.

Auf diesen Sieg gestützt durfte Friedrich nun mit Recht von seinen Bundesgenossen eine größere Thätigkeit verlangen, doch weder Franzosen noch Sachsen waren zu heftigeren Anstrengungen geneigt; man mißtraute sich gegenseitig, und Jeder suchte auf des Andern Kosten seinen Vortheil. Von allen Seiten her wurde Friedrich vor den Franzosen gemarrt; auch war er keinesweges vor einer



Uebereinkunft der Kabinette von Wien und Versailles sicher. Er hatte nur ges schlagen, um Frieden, nicht um neue Eroberungen zu machen, und gab deshalb auch sofort seine Zustimmung zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen. Unter Vermittelung Lord Hyndfords wurden die Präliminarien gegen die Mitte des Monats Juni in Breslau abgeschlossen. Da König Georg II. diese sämmtlich gewöhnlichste, so kam nach wenigen Tagen der definitive Frieden in Berlin zu Stande, in welchem Maria Theresia dem Könige Ober- und Niederschlesien mit Ausschluß dessen, was noch heutzutage Oestreich verblieben ist, nebst der Grafschaft Glatz mit voller Souveränität überließ, wogegen Preußen auf alle weiteren Ansprüche verzichtete. Großbritannien, Rußland, Dänemark waren in diesen Frieden eingeschlossen, auch Sachsen, insofern es sechszehn Tage nach förmlicher Mittheilung des Abschlusses seine Truppen aus Böhmen zurückziehen würde. Der König versprach die Erhaltung der katholischen Religion in ihrem bisherigen Zustande, doch mit Vorbehalt voller Gewissensfreiheit für die Protestanten, und übernahm die vor dem Kriege auf Schlesien hypothekarisch eingegangene Schuld an England und Holland, in Bezug auf letzteres jedoch mit Vorbehalt eines Abzuges dessen, was ihm die Republik schuldig sei. Durch einen spätern Rezeß wurden die Grenzen zwischen Oestreich und Preußen geregelt (den 6. December 1742).

Der König hatte sich in diesem höchst verwickelten Kriege als Feldherr und Diplomat bewährt. Obschon in demselben noch nicht die rasche Kühnheit und unwiderstehliche Siegeskraft, durch welche er später die Welt in Erstaunen setzte, hervortrat, denn hierzu bedurfte es für Heer und Feldherrn erst sicherstellender Proben, so waren doch seine Bewegungen wohl berechnet, die Ausführung schnell und kräftig gewesen; nur fehlte noch das feste Selbstvertrauen. Dagegen erwies er sich schon als vollkommener Meister in dem vielfach verschärzten Gewebe der Diplomatie, und behielt, was am höchsten in dieser Sphäre anzuschlagen ist, stets Herrschaft über sich selbst und den klaren Blick, was zu hoffen, was zu fürchten sei, um in ruhiger Abwägung aller Wechselfälle des Glückes das Mögliche zu erreichen. Sein Ausspruch: „man muß wissen zu rechten Zeit einzuhalten, das Glück erzwingen wollen, heiße es verlieren“, war ein weises Wort, ganz würdig eines Fürsten, dem es nicht um den Glanz persönlicher Thaten, sondern um das Wohl des Volkes zu thun ist.

Uebrigens bot der Berliner Frieden für die preussische Monarchie einen großen und wichtigen Gewinn, denn durch den eroberten Theil von Schlesien, welches gegen 700 Quadratmeilen mit einer damals auf 1,200,000 zu schätzenden Einwohnerzahl enthielt, vergrößerte sie sich um ein Drittel mit einer Erhöhung ihrer Einkünfte von fast zwei Millionen Thaler, verhältnißmäßig ein unermeßlicher Zuwachs, der unter der schöpferischen Hand Friedrichs der Quell einer ungemeynen Erhöhung seiner Macht werden konnte. Deshalb durfte er mit großer Befriedigung auf das Ergebnis seines so kühn gewagten Unternehmens sehen; und war er auch noch nicht des ungestörten Besitzes für alle Zeiten sicher.

er hatte er doch vor den Augen Europas und unter der Garantie einflussreicher Besandte eine unwiderlegliche positive Berücksichtigung für sein Haus gewonnen. Der neue Besitz bot ihm Mittel zur Vermehrung seiner Kräfte, sein Genie die Handhabe zur glücklichen Benutzung derselben.

Ganz entgegengesetzt, und eben so richtig von ihrem Standpunkte aus, sah Maria Theresia. Allerdings war das Opfer der vorgeschobenen Grenzprovinz verhältnißmäßig ein nur kleiner Theil ihrer weltausgedehnten Besitzungen, welche sie durch den Friedensschluß fast als gesichert ansehen durfte, aber dennoch wies sie den Glückwunsch der befreundeten Gesandten unwillig mit den Worten: „Nicht gratuliren, condoliren sollten Sie mir“ zurück; denn sie fühlte sehr wohl, welche Wunde ihr durch den Triumph eines vor Kurzem noch so unbedeutenden Gegners geschlagen, welcher Nebenbuhler in dem europäischen Staatensystem, besonders aber in Deutschland, durch diesen Ausgang des Krieges für sie erwachsen war. Das neue Königreich der Vandalen, welches man gar nicht hatte entstehen lassen, nun aber, da es einmal entstanden, in engsten Schranken erhalten wollen, begann dennoch sich jetzt zu entfalten, mit einer größern Zukunft, als je vormals ein anderer protestantischer Staat des Continentes für sich in Anspruch nehmen durfte. Ja Deutschland hatte, und nur auf den letzten Vorgang des jungen Emporkömmlings gestützt, gewagt, dem Erben des Hauses Habsburg ihr altes Vorrecht in Deutschland streitig zu machen, wie durfte also Maria Theresia anders als mit dem tiefsten Groll auf einen Vertrag sehen, welcher diesen glücklichen Gegner mit gewinnbrohendem Erfolge krönte? — An den befreundeten Höfen jedoch lautete ihre Sprache natürlich minder verletzend, denn sie machte den Abschluß der Präliminarien bekannt, mit dem Bemerken, daß sie allerdings große Opfer gebracht habe, doch nur, um die arglistigen Absichten der Franzosen zu vernichten, welche darauf ausgingen, Deutsche durch Deutsche zu Grunde zu richten.

Außer der höchst unsichern politischen Lage, in welcher sich Friedrich vor dem Abschluß des Breslauer Vertrages befand, hatte ihn noch ein anderer, wichtiger Grund zum Frieden gestimmt, nämlich die Erschöpfung seiner Geldmittel, denn er hatte zu jener Zeit nur noch 150,000 Thaler in seiner Kasse. Gleichwohl arbeitete er auch nach dem Eintritte der friedlichen Verhältnisse für die Vertheidigung des Landes mit eben der Sorgfalt, als ob der Kampf für ihn noch fortbauerte; das Heer wurde wieder um 18,000 Mann verstärkt, so wie für die Befestigung passender Plätze in den alten und neuen Besitzungen gesorgt.

Eine wichtige Aufgabe für Friedrich war die Regelung der Verwaltungsangelegenheiten in seiner neuen Provinz. Sie wurde nicht der Leitung des General-Direktoriums unterworfen, sondern erhielt in Ludwig Wilhelm von Münchow, dem Sohne des Kammerpräsidenten von Küstrin, unter welchem Friedrich seine ersten Studien im Verwaltungswesen gemacht hatte, einen besondern Vorstand. Er war Präsident zugleich für die Glogauer und Breslauer

Sommern unter dem Titel eines Staatsministers, und hatte nur von dem Könige selbst Befehle zu empfangen. Sofort ging man an die Arbeit, zunächst für Niederschlesien.

Nachdem eine Durchschnittssumme von den bisherigen Leistungen festgesetzt und was sich von den Domänengütern erwarten ließ, davon abgezogen war, vertheilte man die übrigen bisher aus Steuerleistungen erhaltenen Summen der Art, daß den Städten nur die Accise, dem Lande die Contribution oblag, wodurch allerdings eine Vereinfachung in der Verwaltung eintrat. Allein die größte Mühe bestand in der Vertheilung der Contribution, da man sich allgemein über die Ungleichheit beklagte, mit welcher die Lasten vertheilt waren. Es handelte sich also um die Anlegung eines neuen Catasters, eine Arbeit, an welche auch schon die bisherige Regierung gedacht, sie jedoch nicht zur Ausführung gebracht hatte. Vorsichtig wie überall begann Friedrich mit Mähren die Pflanze dieselbe in einzelnen Kreisen, und da sich ein glücklicher Erfolg darthun ließ, ging man rasch auf der begonnenen Bahn weiter. Im December 1742 war man mit siebenthalbhundert, Ende Februar 1743 schon mit mehr als 2000 Dörfern und überhaupt 22 Kreisen fertig; für den Mai des Jahres kündete Mähren die vollständige Beendigung des segensreichen Werkes für Niederschlesien an. Nun ging es an Oberschlesien und die Grafschaft Glog. Es fehlte natürlich, wie bei allen Aenderungen der Art, nicht an Klagen von dieser und jener Seite her, doch stellte sich nach und nach heraus, daß man überall mit Umsicht und Gerechtigkeit verfahren war. Auch den Adel und die Geistlichkeit hatte man hier zu den Steuern herangezogen, wobei man namentlich von Seiten des Clerus auf bedeutende Einwendungen stieß. Da, wo sie gemacht waren, trat Abhülfe ein, denn weislich hütete man sich, den Saamen der Unzufriedenheit in dem neuerworbenen Lande auszustreuen.

Die gesammte Einnahme aus Schlesien stieg dem Etat des Jahres 1744 gemäß auf 3,265,000 Thaler, und vermehrte die Einkünfte des preussischen Staates nach der damaligen Berechnung etwa um ein Drittel. Hiervon nahm natürlich die Verwaltung, vor Allem aber der, wie wir wissen, bedeutend erhöhte Militär-Stat, den größten Theil hinweg. Außerdem lastete auch die englisch-holländische Schuld auf dem Lande, an deren Tilgung sofort gearbeitet wurde. So kam denn in den ersten Jahren nur etwa eine Summe von 16—17,000 Thalern in Friedrichs Hände, während das Uebrige zur Verbesserung der Zustände in dem neuen Lande verwendet wurde.

Sehr umsichtig benahm sich der König in den religiösen Angelegenheiten. Obgleich ihn die Präliminarien in Bezug auf den status quo der katholischen Kirche beschränkten, so hatte er sich dadurch die Hände nicht vollständig gebunden, indem er sich, wie auch in Bezug auf politische Gerechtigkeiten der Provinz, die Rechte der Souveränität vorbehalten hatte; und als daher die Königin in dem definitiven Frieden diese Rechte bestimmen wollte, und eine Clausele zu dem Zwecke vorschlug, so verwarf sie der König und hielt nur den katholischen Bestand

ist. Von einer protestantischen Reaktion war deshalb keine Rede, aber sowenig von einer Beschränkung in der Religionsübung.

Friedrich II. verlor den Gang der großen politischen Ereignisse keinen Augenblick aus dem Gesicht. Es war ihm keinesweges angenehm, Frankreich höherem Einfluß und Besitz auf Grund und Boden des römischen Reiches zu sehen, auch hätte er es gern vermieden, wenn auf andern Wege das Ziel erreicht werden konnte. Dies Ziel war aber ein doppeltes gewesen; einmal wollte er Erhöhung seiner materiellen Macht erzielen, und zweitens den Beweis geben, daß Preußen den europäischen Mächten und vor allen Oestreich gegenüber eine selbstständige Politik verfolgen könnte. Beides war vollkommen gelungen, und die moralische sowohl als physische Macht der jungen Monarchie im dem Grade angewachsen, daß sie nach gewöhnlicher menschlicher Berechnung und bei verständigem Benehmen der Regierung auch wohl einem Stoß von außen her gewachsen war. So faßte Friedrich II. seine Lage auf, und bot ganz seine Hand zu Entfernung der Franzosen. Um diesen Zweck zu erreichen und namentlich Oestreich zu gewinnen, blieb aber, wie einmal jetzt die Verhältnisse lagen, nichts Anderes übrig, als den Kaiser, den man an die Spitze des Reiches gestellt und mit großer Hoffnung auf Landbesitz erfüllt hatte, anderweitig zu entschädigen. Daher brachte der König den Gedanken einer Sekularisierung der großen deutschen Bisthümer in Anregung, der, keinesweges neu, ja schon im westphälischen Frieden einen Ausweg hatte bieten müssen. Man suchte und fand am englischen Hofe dafür Anhang, auf Baiern konnte man natürlich bei solchen Vorschlägen rechnen, ebenso wie auf Sachsen, wo damals schon an die Königswürde gedacht wurde; es galt daher hauptsächlich, sich der Zustimmung Oestreichs zu versichern; doch hier scheiterten diese Pläne, denn für Oestreich hatten unterdessen die Verhältnisse eine günstige Wendung genommen.

Saum war der Frieden von Breslau-Berlin abgeschlossen, so wendete sich Karl von Lothringen, nachdem er den General Riebenhiller aus Baiern herangezogen hatte, mit großem Nachdruck gegen die Franzosen in Böhmen. Zwar entkam der Marschall Belle-Isle mit 15,000 Mann aus Prag, und gelangte, freilich nicht ohne große Anstrengungen, nach Eger; allein die Hauptstadt kapitulirte und Böhmen war wieder in den Händen Maria Theresas. Karl VII. sah seine Staaten von Neuem bedroht, und die bayerischen Truppen konnten nur erst, als Broglie mit Verstärkung nahte, ihre Winterquartiere in Baiern und Salzburg behaupten.

Auf den andern Kriegsschauplätzen hatte es sich nicht minder glücklich für Maria Theresia gestaltet, denn vor den Truppen des Königs von Sardinien waren die spanischen zurückgewichen, und auch der König von Neapel sah sich zur Neutralität genöthigt (Oktober). Schon zwei Monate früher war ein Heer von 40,000 Mann, aus Engländern, Hannoveranern und Hessen gebildet, zu einem Angestrichelzuge gegen Frankreich übergegangen. Georg II. wünschte eifrig im Beistand Friedrichs II., auch setzte Lord Spaulford, den wir schon seit dem

Beginn des österreichischen Erbfolgestreits für Maria Theresia thätig gesehen haben, alle diplomatischen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes in Bewegung; doch ob schon er bei den preussischen Staatsmännern Anklang für seine Vorschläge fand, scheiterten diese an der richtigen Einsicht und dem festen Willen Friedrichs II. der in solchem Schritte für seine preussischen Zwecke, die ihm natürlich am nächsten lagen, das Werk der Penelope erblickte. Nur zu einem Schutzbündniß verstand er sich, unter ausdrücklich wiederholter Bestätigung seiner schlesischen Besizungen.

Hatte schon das Jahr 1742 günstig für Maria Theresia abgeschlossen, so gestaltete sich das folgende noch weit günstiger. Kardinal Fleury starb, fast neunzig Jahr alt, aus Kummer über die bedenkliche Wendung des Krieges, in welchen er sich seiner Friedensliebe zum Trost und durch die äußerst glänzenden Aussichten für Frankreich hatte hineinziehen lassen. Allein die menschlichen Dinge sind auch für den kältesten Politiker nicht immer genau zu berechnen; während der polnische Thronfolgestreit bei anfänglich weit weniger günstigen Aussichten ein so glückliches Ergebniß geboten hatte, drohte der Kampf mit dem kurz zuvor allerseits verlassenem Oestreich mit den nachtheiligsten Folgen, zumal da der Seekrieg zwischen Spanien und England, an welchem Frankreich Antheil nahm, die Kräfte des Staates nach dieser Seite hin sehr lebhaft in Anspruch nahm. Wenn auch Fleury kein überwiegend kräftiger Charakter gewesen war, so hatte er doch Einheit in den politischen Maßregeln erhalten. Jetzt nahm König Ludwig XV. dem Namen nach die Regierung in die Hand, d. h. er überließ sie stets dem Günstlinge, welchen gerade in dem entscheidenden Augenblick seine flüchtige Reigung an sich fesselte. Deshalb ließ sich von Frankreich aus keine kräftige Einwirkung mehr erwarten, selbst wenn es im Felde überall die Oberhand behauptet hätte. Dies war aber nicht der Fall. Das sogenannte pragmatische Heer, für dessen Aufstellung Georg II. besonders eifrig gewirkt hatte, war, durch die Holländer verstärkt, auf Ansuchen der Königin von Ungarn über die Maas und den Rhein gegangen, während sich der Reichstag von Regensburg vergebens mit Friedensvermittelungen abmühte. Frankreich, um nicht alle Vortheile zu verlieren, machte neue Anstrengungen, und sandte den Marschall Roailles zum Angriff auf das pragmatische Heer über den Rhein. Es kam hierdurch zur Schlacht bei Dettingen am Main am 27. Juni, wo die Gegner unter der Oberanführung des Königs Georg II. das französische Heer schlugen und zum Rückzug über den Rhein zwangen.

Dieser Umstand entschied vollends über das Geschick Karl VII., denn nun ging auch die österreichische Armee vor und drang in Baiern ein. Braglio vermochte keinen Widerstand zu leisten, sondern zog über den Rhein zurück, und der bairische Oberfeldherr, es war eben jener Seckendorf, den wir unter Friedrich Wilhelm I. als einen so eifrigen Förderer der österreichischen Interessen haben wirken sehen, schloß eine Kapitulation, nach welcher das ganze Land nebst Festungen den Oestreichern überlassen, den Baiern, 12,000 Mann stark, unter dem Titel als Reichstruppen eine neutrale Stellung bewilligt wurde (den

7. Juli. Merkwürdig genug hatte sich das Schicksal gewendet. Maria Theresia, zuvorderst noch in Gefahr, den sämmtlichen angefallenen östreichischen Besitz zu verlieren, empfängt nicht nur in Oestreich und in Böhmen die Huldigung, sondern selbst in Baiern, dem Stammlande ihres anfangs so glücklichen begneters, dessen Erbe sie jetzt als ihre Eroberung betrachtete. Der unglückliche kauft, ein Spielball fremden Ehrgeizes, sand mit Mühe einen neutralen Wohnsitz in Frankfurt, dem einzigen Orte in seinem Reiche, wo ihn die Gegner noch dulden wollten.

Auch in Italien wurde das Verhältniß des Wiener Hofes mit Sardinien allfändig geregelt. Durch den Vertrag zu Worms (13. September 1748) erzwangte Karl Emanuel III. auf Mailand für einige Landschaften des Herzogthums, welche ihm Maria Theresia überließ, versprach jedoch dafür 45,000 Mann gegen Spanien und Frankreich.

Alle diese glücklichen Erfolge konnten Maria Theresia nicht über den Verlust Schlesiens trösten, und es ist zu begreifen, warum sie denselben mit einem schmerzlichen Gefühl auffaßte, da nicht nur in dem glücklich an ihr vollführten Raube, denn von dieser Seite sah sie, wie viele andere, Friedrichs Unternehmung an, eine große moralische Niederlage des habsburgischen Hauses begründet lag, sondern auch die Verstärkung Preußens den östreichischen Einfluß in Deutschland bedeutend herabdrücken mußte. Thränen des Schmerzes sah man ihre Wangen benezen, so oft sich das Gespräch auf diesen Verlust wendete. Eine ähnliche Ansicht machte sich nachher bei Georg II. geltend. Auch ihm, namentlich von seinem Standpunkt als Kurfürst von Hannover aus, war die Vergrößerung Preußens keinesweges angenehm, denn Hannover sollte ebenfalls eine Rolle in Deutschland spielen. Auch die wiederholentlichen Gefährungen unseres Jahrhunderts geben uns dazu ein belehrendes Seitenstück. Dies Alles entging dem scharfen Blicke Friedrich II. nicht, und er war nicht der Mann, unthätig abzuwarten, welche Lage ihm seine Gegner bereiten würden. Was im Frieden und durch die Verträge unbeschadet geschehen konnte, wurde versucht. Während Maria Theresia Schwierigkeiten zu erregen sich mühte, suchte er seinerseits noch Stützpunkte gegen die östreichische Uebermacht. Einen solchen gaben ihm die Evangelischen in den östreichischen Staaten, namentlich in Ungarn, auch arbeitete er nach Kräften daran, die Generalstaaten von einer thätlichen Unterstützung gegen Frankreich abzuhalten; kurz, wo dem östreichischen Einfluß Abbruch gethan werden konnte, war er unermülich. Die politische Stellung der beiden Staaten stand fest vorgezeichnet da; keiner von beiden konnte unter den Umständen anders handeln, als geschah. Die politischen Zustände Deutschlands gingen einem neuen Stadium der Entwicklung entgegen, und solche Entwicklungsgänge lassen sich nie ohne mehr oder minder hartnäckigen Widerstreit denken.

Friedrich glaubte, und gewiß nicht mit Unrecht, daß er Schlesiens wegen einen neuen Angriff erfahren würde, sobald die Franzosen ganz aus Deutschland

vertrieben sein würden; daher sah er es mit der äußersten Beforgnis, daß das pragmatische Heer nach dem Siege von Dettingen Niene machte, über den Rhein zu gehen. Er unterstützte das Gesuch des Kaisers wegen einer Friedensvermittlung zwischen Frankreich und den Seemächten, im Falle die Franzosen das Reichsgebiet verlassen würden; doch der allerseits mit mißliebigem Auge angesehene Monarch erhielt nicht einmal eine Antwort auf den für das Gemeinwohl Deutschlands unbedingt zweckmäßigsten Antrag.

England und Oestreich ergingen sich damals in großartigen Plänen; ihnen fehlte die Mäßigung Friedrichs, welcher sich nähere und deshalb erreichbare Ziele steckte. Man dachte sich schon in die Zeiten Eugens und Marlboroughs zurück, träumte von Theilung französischer Provinzen, ohne zu bedenken, daß weder jene großen Feldherren an der Spitze der Heere standen, noch daß selbst ihnen der kühne Plan mißglückt war. Man erreichte hierdurch nur, daß Frankreich, jetzt in den wesentlichsten Interessen bedroht, seine ganze Kraft zusammennahm, und die Familienbände mit Spanien enger schloß. Der Krieg wurde erst förmlich erklärt und mit allem Nachdruck geführt. Auch von Seiten dieser Verbündeten fehlte es nicht an weitgreifenden, kriegerischen und politischen Unternehmungen. Man dachte auf Wiedereroberung von Gibraltar und Port Mahon, an Vernichtung der lebhaft aufblühenden Colonien der Engländer in den südlichen Theilen Nordamerikas — ja an Wiederherstellung der Stuarts auf dem englischen Throne.

Wenn man diese mehr oder minder abenteuerlichen Pläne der Hofe bei der fast gänzlichen Unfähigkeit zu moralischen Kräftanstrengungen in jener Zeit betrachtet, so steigt unsere Hochachtung für Friedrich, der, fern davon, sich in ähnliche Phantasien hinweisen zu lassen, stets die wirkliche Lage der Dinge fest im Auge behielt, und obgleich er der einzige Charakter der Zeit war, der das Ungewöhnliche wagen durfte, sich mit dem Mäßigen begnügte; freilich ein leicht erklärlicher Umstand, denn während andere Herrscher auf eigensüchtige Gesüßterungen politischer Projektensmacher hörten, welche auf gutes Glück hin mit der Kraft der Staaten ihr Spiel trieben, war Friedrich allein Schöpfer seiner Entwürfe, und maß sie nach der Tragweite seiner Mittel ab. Selbst wenn Friedrich II. nicht in seinem eigenen Besiz bedroht war, schien es ihm bedenklich, bei dem mit verdoppelter Kraft erneuten Kampfe theilnahmlos zu bleiben. Er handelte sich bei diesem wesentlich immer noch um deutsche Angelegenheiten, denn die Franzosen vertheidigten, wenn auch nur jetzt gezwungen, die Sache des Kaisers, zu dessen Erhebung er selbst so kräftig mitgewirkt hatte, und dessen Erhaltung er Frankreich nicht allein überlassen durfte, wollte er nicht denselben die Entscheidung deutscher Angelegenheiten rücksichtslos überlassen. Deshalb dachte Friedrich darauf, einen allgemeinen Fürstentbund zur Aufrechterhaltung der alten Reichsordnung gegen das wieder übermüthige Haus Oestreich zu gründen, ein Gedanke, wie er in den letzten Regierungsjahren des großen Königs in der Wirklichkeit eintrat.

Man so sehr aber wußte er sich nach thätigen Eingriff in die Angelegenheiten zurückzuziehen, da längere Ruhe die entscheidendste Gefahr drohte. Auch dasjen war für den Wormser Traktat gewonnen, und Lord Hunsford, der fröhe Förderer östreichischer Interessen, hatte in Wien seinen Rath dahin abgegeben: es wäre sehr vortheilhaft, mit Baiern Frieden zu schließen, weil man auf diese Art am besten Preußen niederdrücken könnte. Auch ist es ja bekannt, daß König Georg II. auf Maria Theresias wiederholte Klagen und Vorwürfe, daß sie trotz des englischen Bündnisses Schlessien habe abtreten müssen, ob im Ernst oder nur um zu beschwichtigen, die bedenklichen Worte schrieb: „Madame, qui est bon à prendre, est bon à reprendre.“ Der Brief fiel dem König in die Hände, gerade zu der Zeit, als Seckendorf, wie wir wissen, damals kaiserlicher Feldmarschall in Berlin, mit Friedrich über zweckmäßige Hülfe für seinen Monarchen unterhandelte.

Dem Könige war es übrigens um diese Zeit gelungen, sich den Rücken nach Osten hin zu sichern. Eine Zeit lang hatte sein Oheim Georg II. jeden Versuch, die Gewährleistung des Breslauer Vertrages in Petersburg zu vermitteln, vergeblich, allein hier war ihm ein günstiger Umstand zu Hülfe gekommen. Es hatte sich nämlich eine Verbindung vornehmer Stufen, man nannte sie sogar Verschwörung, gegen Elisabeth angesponnen, bei welcher der östreichische Gesandte, Marquis Botta, nicht unbetheiligt geblieben war. Die durch diesen Umstand zwischen Wien und Petersburg eingetretene Spannung benutzte Friedrich mit bestem Erfolg; nicht nur wurde der zwischen Katharina I. und Friedrich Wilhelm I. geschlossene Vertrag erneuert, sondern Elisabeth trat auch dem Breslauer Vertrage förmlich bei (November 1743). Auch verknüpfte überdies noch Familienbände die beiden Höfe. Das Vertrauen der Kaiserin auf Friedrich II. war zu dieser Zeit so groß, daß sie bei der Vermählung des von ihr bestimmten kaiserlichen Peter um seinen Vorschlag bat, und diesen auch beachtete, als er die Tochter des in seinen Diensten als General befindlichen Fürsten von Zerst, die später so hochberühmte Katharina II., zu diesem Zwecke empfahl. Seine eigene Schwester vermählte er mit dem Prinzen Adolph Friedrich, beim die Thronfolge in Schweden bestimmt war, und sicherte dadurch fürs Erste auch hier ein freundschaftliches Verhältnis. Um in Petersburg festen Fuß zu behalten, hatte er keine Ausgaben; der allmächtige Minister Bestuchef stand damals in seinem Golde.

Während Friedrich II. sich so in dem Norden durch neue Verträge und die Befestigung der alten früheren dachte, war jedoch andererseits Sachsen seinen Augen immer näher getreten. Das im Jahre 1733 mit Preußen geschlossene Bündnis und dazu die Gewährleistung der pragmatischen Sanction ohne weitere Beschränkung war erneuert worden (den 20. December 1743). Welche Forderungen durfte Friedrich II. hieraus für Schlessien ziehen? Ueberdies verstand ein geheimer Artikel den Bestand von 6000 Mann, und wem anders konnte



dies gelten, als dem Könige von Preußen? Für etwaige stärkere Hülfleistung waren verhältnißmäßige Vortheile dem Kurfürsten von Sachsen zugesichert — ja im Anfang des folgenden Jahres wurde der gegenseitige Beistand auf 20 — 30,000 Mann festgestellt.

Wir haben schon oben gesehen, daß Friedrich II. keinen Augenblick die Sorge für die Vervollkommnung seines Heerwesens aussetzte. Die Feldzüge von 1741 und 1742 hatten ihn mit den guten, aber auch mit den schwachen Seiten der preussischen Truppen bekannt gemacht; die Tüchtigkeit des Fußvolkes war erprobt, doch die Reiterei erforderte seine ganze Anstrengung. Schon nach der Schlacht bei Mollwitz hatte er seine Thätigkeit diesem Punkte zugewandt und die Früchte davon in der Schlacht bei Gzaslau geerntet, doch nichtsdessenweniger nachher unablässig daran fortgearbeitet. Aus dieser Zeit schreibt sich die strenge Instruction, welche „bei insamer Cassation allen Offizieren der Reiterei verbot, sich ihre Tage in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern immer den Feind zu attaquiren.“ Es bildete sich in ihm schnellen Schrittes der große Feldherr; seine Fehler wurden ihm der Quell einer rascheren Entwicklung.

Fast noch mangelhafter als die Reiterei war bisher die Artillerie gewesen, auch hierin machte er treffliche Anordnungen. Ueberall, namentlich aber in Schlessien, erstanden Gießereien, und in dieser neu erworbenen Provinz wurden die fünf Festungen Błogau, Brieg, Reiffe, Oläß, Kosel mit starken Befestigungswerken sowie mit Geschützen versorgt. Die Truppen waren unablässigen Musternngen und Feldübungen unterworfen; in Zeit von noch nicht vier Wochen hielt Friedrich selbst Heerschau über 88 Bataillone und 153 Schwadronen von Küstrin ab bis Ratibor, und häufig fanden Uebungen ganzer Heeresabtheilungen statt, um nach den Erfahrungen des letzten Feldzuges neue Bewegungen zu erproben. Alle Mittel, welche den Eifer des Kriegers beleben können, Belohnungen wie Strafen, wurden zur Förderung der wichtigen Sache angewendet, und jeder spannte die volle Kraft zu diesem Zwecke an; denn es war bekannt, daß nichts dem durchdringenden Auge des königlichen Führers entging. Hier standen Geist und strenge Form des mechanischen Dienstes in unablässiger Wechselwirkung.

So vorbereitet durfte Friedrich vor keiner neuen Waffenprobe hangen, und er war nicht geneigt, wie sein Vater, an der Spitze eines ehrfurchtgebietenden Heeres sein Wort in politischen Verwickelungen unberücksichtigt ertönen zu lassen. Er wollte den Kaiser erhalten, weil dies seine Ehre erforderte, ein Verlangen, welches natürlich die Königin in hohem Grade aufbrachte und den Ton der Verhandlungen zwischen Berlin und Wien von Tag zu Tage bitterer werden ließ. Schon gegen das Ende des Jahres 1743 schien ein Bruch unvermeidlich.

## Der zweite schlesische Krieg, 1744—1745.

Maria Theresia hatte sich indessen nicht mit bloßen diplomatischen Schritten begnügt; die Festungen in Mähren wurden in Vertheidigungsstand gesetzt, Magazine angelegt, Truppen aus Ungarn und Böhmen herangezogen, kurz alle Vorkehrungen zur Abwehr eines Einfalles der Preußen getroffen. Auch auf die öffentliche Meinung suchte man von Wien aus, und zwar mit allen möglichen Mitteln zu wirken. Man verschmähte nicht untergeschobene Staatschriften und Manifeste des preussischen Kabinetes durch öffentliche Blätter zu verbreiten. Der preussische Gesandte in Wien, Graf Dohna, setzte tausend Gulden auf die Entdeckung des Urhebers, der König selbst erklärte alle solche Gerüchte für Lügen, und erließ deshalb Rundschreiben an alle Regierungen; von österreichischer Seite lägte man sich nichtsdestoweniger darauf, um den Bundesgenossen gegen den kühnsten Widersacher aufzubringen.

In dieser Lage blieb Friedrich II. nichts Anderes übrig, als sich wieder Frankreich zuzuwenden, obgleich er auf die Anfragen jener Macht in Bezug auf Erneuerung kriegerischer Bewegungen mit Recht eingewendet hatte, daß man sich nicht auf das Kabinet von Versailles verlassen könnte, denn man wollte selbst nichts thun, verlange dagegen Alles von den Bundesgenossen. Freilich waren in diesem Augenblick die Umstände günstiger, da Frankreich sich in der That bedroht sah und handeln mußte, deshalb wuchs auch des Königs Vertrauen auf kräftigen Beistand.

Friedrich sendete einen Botschafter an den französischen Hof. Hierzu hatte er einen vertrauten Freund gewählt, ihm von Rheinsberg aus eng verbunden, später als Soldat, namentlich in der Schlacht bei Czaslau glänzend bewährt (Februar 1744). Rothenburg schien ganz zu dem schwierigen Geschäft, an dem räuberischen Hofe Ludwig XV. Unterhandlungen günstigem Ziele zuzuführen, geeignet, denn er war ein Mann von Geschmac, Feinheit im Umgange, und dabei gewandt in diplomatischen Geschäften. Er versäumte es nicht, sich mit der Herzogin von Chateaurour, welche damals überwiegenden Einfluß auf den König ausübte und Nationalgefühl besaß, in Verbindung zu setzen, da man ohne diesen Weg schwerlich in Versailles zum Ziele gelangen konnte. Auch den König sah er auf diese Art häufiger als sonst, und wußte ihn persönlich für seinen Herrn zu gewinnen. So gelang es ihm durch seine persönliche Einwirkung den Minister Amelot, einen Gegner der preussischen Forderungen, zu besettigen, und in enger Verbindung mit Belle-Isle, Noailles und Richelieu die Sache dem Ziele näher zu bringen. Nach manchen Abgerungen, welche durch Friedrichs Forderung, nicht eher ins Feld rücken zu wollen, bis eine Tripleallianz mit Rußland und Schweden unterzeichnet worden wäre, kam man endlich zum Abschluß. Frankreich sollte die Barriereplätze Operm, Courtrai, Furnes mit einigen niederländischen Landschaften erhalten, der Kaiser König von Böhmen werden, dem König von Preußen aber der Besitz

vom östreichischen Schlessen und einigen böhmischen Kreisen zufallen. Am 5. Juni 1744 wurde der Vertrag in Paris unterzeichnet.

Indessen hatte Ludwig XV. nach Friedrichs Verlangen nicht nur den Krieg an England, sondern auch an die Generalstaaten und bald darauf an Oestreich erklärt. Dies schien ihm eine hinlängliche Gewährleistung für das gemeinschaftliche Trug- und Schutzbündniß gegen die Feinde des Kaisers Karl VII. In diesem Punkte nämlich fand er seine Hauptberechtigung zur Wiederaufnahme des Krieges, denn es lag ihm natürlich daran, nicht als Angreifer erscheinen zu dürfen. Um demnach das Wiedererscheinen seiner Truppen auf dem Kriegsschauplatz zu rechtfertigen, oder vielmehr dasselbe als pflichtmäßige Unterstützung des Kaisers und Reichsoberhauptes durch einen Reichsfürsten erscheinen zu lassen, schloß Friedrich mit Karl VII., dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen ein Bündniß, unter dem Namen der Union zu Frankfurt am Main ab, der öffentlichen Erklärung gemäß zur Erhaltung des Reiches und seiner Verfassung. Hierin lag natürlich das Verlangen, daß der Wiener Hof Karl VII. anerkennen, ihm seine Erblande zurückgeben, den Streit über die Erbfolge schlichten und den Frieden in Deutschland wieder herstellen sollte. Für die andern Fürsten war der Beitritt offen gehalten, und Frankreich, welches natürlich Folge leistete, zur Gewähr des Vertrages aufgefordert. Auch der König von Neapel stand für die Verbündeten unter den Waffen.

Inzwischen hatte der Krieg in den Niederlanden mit großer Lebhaftigkeit begonnen. Ludwig XV., von seiner ehrbegierigen Freundin, der Herzogin von Chateauroux, angefeuert, war in Person hier erschienen, und erfuhr die Genugthuung, im Laufe eines Monats vier Festungen von seinen tapfern Truppen erobern zu sehen (Mai 1744). Natürlich lenkte der Versailler Hof hierher den Hauptstrom seiner Kräfte, weil hier die reichste und sicherste Belohnung für den Sieg zu finden war. Friedrich dagegen hätte es viel lieber gesehen, wenn das französische Hauptheer in Oberdeutschland eingebrochen wäre, um Georg II. zum Frieden zu nöthigen. Allein jeder der Verbündeten folgte, und das war wohl keinem zu verdenken, seinem besonderen Vortheile; auch Friedrich handelte nach diesem Grundsatz.

Was der König wünschte, wurde übrigens durch den Angriffsplan der Gegner herbeigeführt, denn der Herzog Karl von Lothringen drang mit 70,000 Mann über den Rhein, warf die verhältnißmäßig nur schwachen französischen Heeresabtheilungen, welche zur Beobachtung des Feindes aufgestellt waren, zurück, und bedrohte so mit vielem Erfolge das Stammland seiner Ahnen, worauf König Stanislaus Luneville flüchtend verließ. Hierdurch wurde Ludwig XV. gezwungen, auch auf diesen Punkt seine volle Kraft zu verwenden, und hierdurch versprach Friedrichs Seitenangriff desto erfolgreicher zu wirken (August 1744). So war denn der Augenblick für den König gekommen. Am 7. August erklärte der preussische Gesandte in Wien, Graf von Dohna die Absicht seines Herrn, zur Rettung des Kaisers und Herstellung des Friedens in Deutschland wieder

es Feld rücken zu wollen. In einem Manifest begründete er die Gerechtigkeit dieses Unternehmens durch den unbegrenzten Ehrgeiz, mit welchem Maria Theresia die deutsche Freiheit in Fesseln schlagen, und um diesen Zweck zu erreichen, England durch wichtige Reichslehen und sekularisirte Bisthümer an sich ketten wollte. „Er glaube, hieß es, die ihm durch Gott anvertraute Macht am würdigen zur Unterstützung der Vaterlandes anzuwenden, zur Rettung der Ehre und Rechte aller Kurfürsten, welche die Königin von Ungarn unterdrücken, zur Unterstützung des Kaisers, den sie vom Throne stoßen wolle. Für sich verlange er gar nichts, habe kein persönliches Interesse, sondern ergreife die Waffen für die Freiheit des Reiches, die Würde des Kaisers und die Ruhe Europas.“ Natürlich rechnete er darauf, daß die geheimen Artikel des zwei Monate zuvor geschlossenen Bündnisses den Gegnern nicht bekannt werden würden.

Um aber England keinen besonderen Grund zur Klage zu geben, erklärte er ausdrücklich, daß er die Bedingungen des Breslauer Friedens sonst genau beobachtet und streng den darin übernommenen Pflichten nachkommen würde. Dies übte jedoch so wenig Einfluß auf das Londoner Cabinet aus, daß Georg II. unverzüglich in einer Gegenerklärung aussprach, es könne bei einem solchen Verfahren Preußens die Gewährleistung des Breslauer Friedens nicht bestehen. Allenfalls, meinte der englische Gesandte Robinson, dürfte der allgemeine Frieden durch Rückgabe Baierns an den Kaiser, sowie Schlesiens an Maria Theresia herbeigeführt werden; daß aber Friedrich II. auf solche Bedingungen eingehen sollte, war nicht zu erwarten.

Nun rückten 80,000 Mann Preußen in drei Abtheilungen gegen Böhmen vor, die eine unter Schwerin ging durch Schlesien, die andere, an deren Spitze der Erbprinz von Dessau stand, durch die Lausitz, mit der dritten nahm Friedrich selbst den Weg über Sachsen. Freilich hatte er in Dresden anfragen lassen; allein, noch ehe Antwort anlangte, befand er sich im Lande, und beseitigte so jede abschlägige Antwort, zumal da er seine Truppen als kaiserliche Hülfsvölker anmeldete und hierdurch der sächsischen Regierung eine gewisse Verpflichtung auferlegte. Uebrigens wurde strenge Mannszucht und Ersatz jedes Schadens feierlich zugesichert. In den ersten Tagen des September versammelten sich diese Truppen, ohne Widerstand gefunden zu haben, vor Prag. Ober-Schlesien dagegen wurde von 20,000 Mann unter dem General Marwitz bedeckt; ihm war der Auftrag gegeben, wenn es die Umstände vorthellhaft erscheinen ließen, in Mähren einzubringen und Olmütz zu nehmen.

Maria Theresia war keinesweges gegen einen Angriff des Königs von Preußen unvorbereitet geblieben; sie hatte einen Theil ihrer Truppen zur Deckung im Norden in der Oberpfalz zurückbehalten und eine Landmiliz in Böhmen und Mähren errichtet; aber alle diese Vorkehrungen reichten gegen einen so gewaltigen Angriff nicht hin. Deshalb erhielt der Herzog Karl von Lothringen sofort Befehl, aus dem Elsaß zum Schutz der Heimath herbeizueilen, während er selbst nach Pressburg ging und zum zweiten Male die ungarischen Großen

für ein allgemeines Aufgebot der Kräfte ihres kriegerischen Volkes entflammte. Es half dem Könige nichts, daß er in seiner Proclamation den Ungarn versicherte, er wolle nichts für sich, sondern nur den tyrannisch bedrohten Kaiser schützen, er konnte ihren Drang, die geliebte Monarchin durch einen Einfall in Schlessien zu rächen, nicht dadurch beseitigen.

Während dieser Zeit war Friedrich II. in Böhmen eingebrungen und hatte Prag belagert. Anfangs leistete man tapfern Widerstand, doch als von dem Feuer des preussischen Geschüzes ganze Straßen in Schutt sanken, zwangen die Bewohner den Befehlshaber, die Stadt den Preußen zu übergeben. Nach sechstägiger Beschießung war Friedrich Herr derselben, die Besatzung kriegsgefangen; für ihn ein erfreuliches Ereigniß, weil er nun auf eine friedlichen Stimmung von Seiten der Sachsen hoffte. Diese Hoffnung jedoch täuschte eben so wie die Erwartungen, welche man in Betreff des so glücklich in den Niederlanden begonnenen Feldzuges der Franzosen hegte, denn eine lebensgefährliche Krankheit Ludwig XV. hemmte wegen der ungewissen politischen Zukunft alle Kräfte der Bewegungen im französischen Heere. So wurde es dem Herzog von Lothringen möglich, ohne wesentlichen Verlust über den Rhein zurück zu gehen, um den bedrohten österreichischen Erbstaaten zu Hülfe zu kommen. Hiermit war Friedrich II. sehr unzufrieden, weil sich jetzt die Hauptmacht der Feinde wieder gegen ihn wendete. Vergebens forderte er von den Franzosen, sie sollten den Herzog verfolgen, weil die bisherigen schlimmen Erfolge in Deutschland ihnen das Vertrauen auf solche Unternehmungen geraubt hatten.

Friedrich II. sah sich jetzt von einem überlegenen Feinde in offenem Felde bedrängt, während unregelmäßige Truppen des ungarischen Aufgebotes ihn von allen Seiten umschwärmten. Gern hätte er sich durch eine Schlacht aus dieser unangenehmen Lage befreit, doch gerade diese vermieden die österreichischen Feldherren, durch die Erfahrungen der früheren Feldzüge gewarnt, und zogen es vor, den gefährlichen Gegner durch unablässige Reckereien zu schwächen. Prag mußte geräumt werden, und kaum rettete sich die Besatzung, allein mit Verlust von vielem Gepäck und Kriegsmaterial, während das Hauptheer, zwar stets tapfer fechtend, nichtsdestoweniger mit bedeutendem Verlust, namentlich wegen der täglich zunehmenden Desertion, nach Schlessien zurückging. Oberschlessien konnte man gegen die räuberischen Züge der ungarischen Insurrektion nur unvollkommen schützen, das flache Land und die unbefestigten Plätze waren ihnen Preis gegeben; die wilden Schaaren streiften bis an die Festungen Brieg und Reiffe (December 1744). Die Oesterreicher, deren Bewegungen der Feldzugmeister Traun leitete, hatten so geschickt manövriert, daß sie, ohne sich dem zweifelhaften Ausfall einer Schlacht auszusetzen, den Feind bis in sein Land verfolgten und ihm die empfindlichsten Verluste beibrachten. Friedrich II. erkannte dies an; stets nannte er Traun seinen Lehrer in der Kriegskunst.

Wiederum hatte sich die Lage der Dinge vollkommen geändert, besonders für Friedrich II., der noch kurz zuvor, voll Hoffnung wegen der eigenen, sowie

seiner Verbündeten Erfolge, auf neue Eroberungen hatte denken müssen und jetzt kaum das eigene Land vertheidigen konnte. Der ganze Nachtheil fiel diesmal auf ihn, denn selbst den kaiserlichen Truppen unter Seckendorf gelang es, die Oestreicher aus Baiern zu drängen und ihren bisher so hart gebeugten Fürsten wieder in seine Hofburg zurückzuführen. Seltsam war sein Verhältniß mit Sachsen, denn schon sich die sächsischen Truppen mit den Oestreichern verbunden hatten, erklärte der Dresdner Hof, er habe gegen Preußen keine feindlichen Absichten; man stellte sich hier auf den Standpunkt Friedrichs, welcher ebenfalls nur dem Kaiser Hülfsstruppen, nicht feindlich gegen die Königin von Ungarn aufgetreten sein wollte. Maria Theresia hielt sich für stark genug, um jeder Schonung zu entsagen. Sie erklärte den Breslau-Berliner Vertrag für aufgehoben, weil ihn der König von Preußen selbst vielfältig gebrochen habe, das Land sei ihr verloren und sie nähme es deshalb wiederum in Besitz. Hierauf erwiederte Friedrich II., er würde, da ihn die Königin durch ihre Erklärung von jeder Verbindlichkeit gelöst hätte, sich des östreichischen Schlesiens bemächtigen. Dies geschah auch noch während des Winters, und zum Beginn des Jahres 1745 waren die Oestreicher nicht nur aus Oberschlesien, sondern auch aus den ihnen bisher zugehörigen Landschaften dieser Provinz getrieben.

Defsenungeachtet war des Königs Stellung sehr bedenklich, denn die Seemächte nebst Oestreich und Sachsen schlossen um diese Zeit eine Quadrupel-Allianz in Warschau zu gemeinschaftlicher Vertheidigung; die Seemächte gaben Geld, Sachsen und Oestreich übernahmen die Stellung von Truppen; in geheimen Artikeln sicherte man dem Großherzog von Toskana die Kaisermürbe; hauptsächlich aber war es auf Friedrich II. abgesehen, den man vollständig demüthigen wollte. Der Bund war um so gefährlicher, da man Elisabeth von Rußland gewonnen und zur Erklärung vermocht hatte, sie würde wegen des von preussischer Seite erfolgten Friedensbruches Sachsen gegen jeden Angriff des Nachbars beistehen.

Zu diesen Schwierigkeiten kam auch ganz unerwartet der Tod des Kaisers Karl VII. am 20. Januar 1745. Durch dieses Ereigniß gerieth Friedrich II. in die allerdringendste Verlegenheit, da ihm nun jeder Rechtsvortrag zum Kriege genommen war. Der junge Kurfürst von Baiern, nach Seckendorfs Ausdruck „ein frommes Kind,“ war allen Ansprüchen, die ihn in ähnliche Gefahren, wie seinen Vater stürzen konnten, abgeneigt, und sehnte sich nach Frieden, um dem Schicksal einer neuen Flucht aus seinen Erbstaaten entgehen zu können. Die glänzendsten Versprechungen von Seiten Frankreichs, welches durch den Tod Karls ebenfalls alle Ansprüche auf Vermehrung seines Besitzes verloren hatte, konnten ihn nicht abhalten, mit der Königin von Ungarn den Frieden zu suchen. Am 22. April ward er zu Füßen abgeschlossen. Maximilian Joseph gewährte die pragmatische Sanction, und erhielt dafür seine Erbstaaten zurück.

Frankreich wendete im Verein mit Friedrich II. jetzt alles an, um wenigstens Sachsen vom Bündnisse mit Oestreich loszureißen; man bot dem König

August III. die Kaiserkrone an, Hülfstruppen und Subsidien für 60,000 Mann; allein der allmächtige Minister am Dresdener Hofe, Graf Brühl, war ein Gegner Friedrichs, deshalb scheiterten alle diese Versuche. Desto Kühner und weitgreifender wurden die Pläne der Verbündeten gegen Friedrich II. Man sprach schon von einer Vertheilung seiner ersten Besitzungen. Dem König blieb die Gefahr nicht verborgen, doch entschlossen, wie er den Angriff begonnen, verharrete er auch in der Vertheidigung. Um Magdeburg sollte eine Heeres-Abtheilung unter dem Oberbefehl des Fürsten Leopold von Dessau zusammengezogen werden; er selbst ging zur Beschleunigung aller Vertheidigungsmaßregeln nach Schlessen ab. Bei seiner Abreise äußerte er in einem Briefe: „Wir befinden uns in einer großen Krisis; wenn wir durch die Vermittelung von England den Frieden nicht erlangen, so werden unsere Feinde von verschiedenen Seiten gegen mich hereinkommen. Den Frieden werde ich nicht erzwingen; was den Krieg betrifft, so werde ich siegen, oder von uns allen wird niemand wieder nach Berlin kommen.“ Sein großer Charakter fing an, sich in diesen Tagen der Sorge herrlich zu entwickeln. „Ich arbeite Tag und Nacht, schreibt er an Podewils, unsere Lage zu verbessern. Die Soldaten werden ihre Pflicht thun, es ist keiner von uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Land aufzugeben. Mein Entschluß ist gefaßt, wenn wir uns schlagen müssen, wollen wir es thun wie Verzweifelte. Das Spiel, welches ich spiele, ist so hoch, daß man den Ausgang nicht mit kaltem Blute ansehen kann.“

Nichts konnte den König bewegen, den einmal betretenen Pfad des Ruhmes schimpflich zu verlassen. Als er die niederschlagende Nachricht von dem Frieden von Füssen erhielt, schrieb er: „Es ist geschehen, was geschehen mußte. Wenn alle meine Hülfquellen und Unterhandlungen versiegen, alle Conjecturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns alle niedermeßeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Welcher Schiffscapitän, nachdem alle Versuche sich zu retten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Muth, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um den Feind so wenigstens noch in seiner Erwartung zu täuschen. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben. Noch haben wir keine Schlacht verloren, doch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen noch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernet von einem Manne, der nie in die Predigten von Ulmer ging, daß man dem Unglücke, was da kommt, eine Stütze von Erz entgegensetze, und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab

hinaus folgen werden.“ Wer erkennt nicht in diesen Worten, denen die Thaten nicht fehlten, jenen edlen Schwung des Geistes, der Alles mit sich fortreißt und das Geschick beherrscht, jenes edle Feuer, welches in der Brust eines Alexander und Cäsar flammte und die Wunder ihrer Thaten hervorrief. Friedrich trat ein in die Reihe dieser glorreichen Helden, und das Bewußtsein von seiner Größe durchdrang mit siegender Gewalt auch das Herz des geringsten Soldaten.

Von dem preussischen Heere, welches sich zu jener Zeit auf 114,000 Mann belief, standen höchstens 70,000 in Schlesien, so daß der König, nach Abrechnung der Besatzungen etwa über 50,000 Mann für den Felddienst verfügen durfte. Die Feinde griffen ihn mit überlegenen Kräften an, denn zu den 85,000 Oestreichern waren noch 30,000 Mann Sachsen gestoßen; von Böhmen und Mähren sah sich Friedrich zu gleicher Zeit bedroht. Um desto sicherer sein Verderben herbeizuführen, wollte man ihn durch einen Scheinangriff von Süden her von der eigentlich bedrohten Stelle weglocken, und dann mit der Hauptmacht über Trautenau in Niederschlesien eindringen, das preussische Heer von der Mark abschneiden und vernichten. Im Mai wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Friedrich II., in kluger Erwägung seiner Lage, zog, nicht ohne hitzige Gefechte, seine Truppen aus Jägerndorf zurück, um sie an einem Punkte zu sammeln, von wo aus er dem Feinde nach beiden Seiten hin die Spitze bieten konnte. Die kleinen Vorpostengefechte waren meist glücklich, doch fiel die Festung Rosel durch Ueberfall den Oestreichern in die Hände (den 27. Mai 1745).

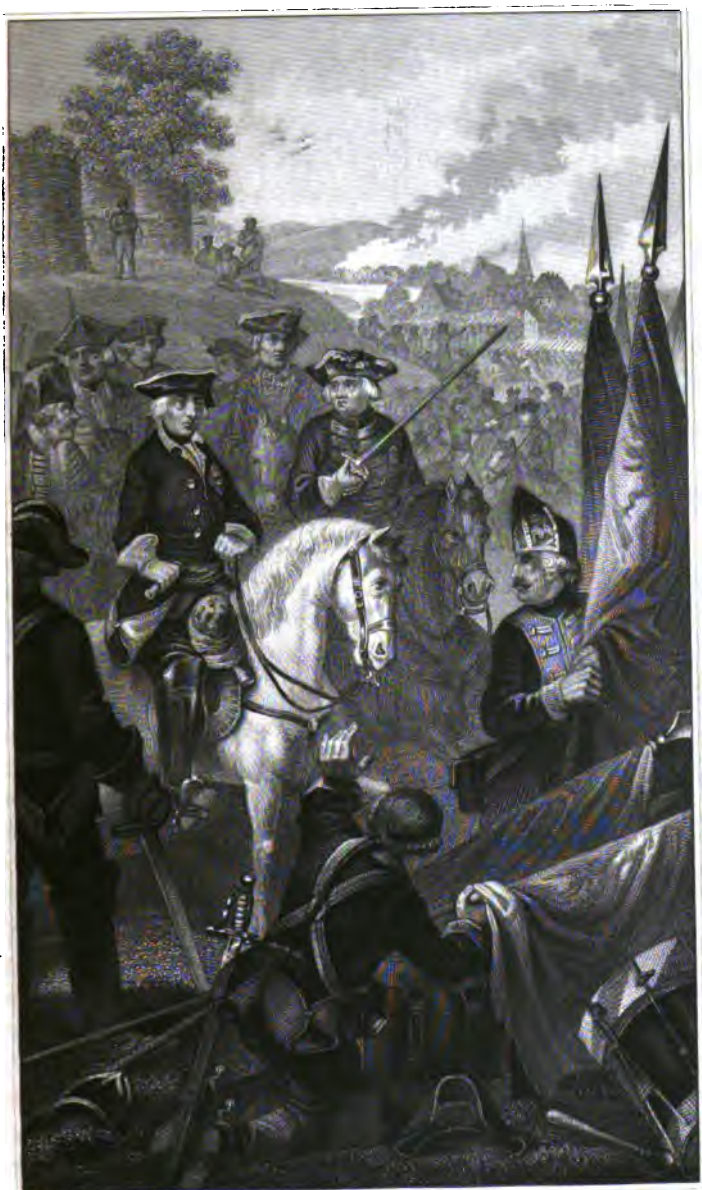
Der König ging von Reisse, wo er bisher gestanden, nach Schweidnitz, und bezog dort ein Lager bei Jauernick; sein Vortrab lag bis gegen Striegau, zur Beobachtung der Gebirgsöffnungen, von denen aus die Gegner erwartet wurden. Sie ihrerseits meinten, bei der großen Ueberlegenheit, denn ihre Streitmacht belief sich auf 75,000 Mann, dem Könige auf seinem Rückzuge nach Breslau folgen zu dürfen, und dachten deshalb an keine Vorkehrung zur Schlacht. In diesem Sinne bezogen sie auch ihr Lager ohne nöthige Vorsicht und Deckung. Friedrich hatte seine Absicht vollständig erreicht und war zum Kampf entschlossen.

Mit der ersten Morgenämmerung des 4. Juni ging es zum Angriff gegen die Sachsen auf dem linken Flügel des feindlichen Heeres. Ueberrascht konnten sie auch durch tapfere Gegenwehr die Anstürmenden nicht lange Zeit aufhalten; ihre Reiterei war zersprengt, das Feldgeschütz meistens verloren, um 7 Uhr ihre Niederlage vollendet. Während dieser Zeit hatte der Herzog Karl, so gut es gehen wollte, sein Heer geordnet, auch war er in einer besseren Lage als die Sachsen, da die Preußen, durch den sehr unterbrochenen Boden aufgehalten, erst um 6½ Uhr zum Angriff kommen konnten; dennoch war ein großer Theil der östreichischen Reiterei noch mit Satteln beschäftigt. Nichtsdestoweniger kam es zu einem heftigen, auch für die Preußen nicht unblutigen Kampfe; ein preussisches Regiment hatte 200 Tode, 500 Verwundete, und unter diesen 15 Offiziere verloren. Im Ganzen war jedoch der Vortheil auf Seiten der Angreifer. Da wurde eine glänzende Waffenthat verrichtet. Der kühne General-



Lieutenant von Gessler stellte sich an die Spitze des von dem Obersten Schwerin geführten Dragoner-Regimentes Bayreuth, drängte durch das preussische Fußvorkind hindurch, und machte einen so wüthenden Angriff auf das zwar erschütterte, doch immer noch muthig fechtende östreichische Fußvorkind, daß er binnen einer Stunde zwanzig Bataillone sprengte, das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten bedeckte, mehrere Tausend gefangen nahm, eine Menge Geschütze und 67 Fahnen eroberte. Der glorreiche Sieg war in wenigen Stunden erkochten worden; um 8 Uhr sah man den Feind in eiligem Rückzuge gegen die Gebirgspässe. Die Preußen verfolgten die Flüchtigen nur einige Stunden, da der nächtliche Marsch und der heiße Kampf auch ihre Kräfte erschöpft hatten; sie bedurften der Ruhe. Groß aber war der Lohn dieses herrlichen Sieges, denn die Verbündeten verloren über 9000 Mann an Todten und Verwundeten und 7000 Gefangene; 66 eroberte Kanonen, 76 Fahnen und andere Ehrenzeichen schmückten den seltenen Triumph. Auch die Flucht kostete den Gegnern noch viel; eine große Zahl von Ueberläufern verstärkte die preussischen Schaaren und ersetzten den nicht unbedeutenden Verlust von 5000 Mann Todten und Verwundeten, mit denen man den Sieg hatte erkaufen müssen.

Die Freude Friedrichs II. über diesen Sieg war um so größer, da er ihn vorzüglich seiner neuen Schöpfung, der durch seine Anstrengungen eingeführten Reiterei verdankte. Ganz besondere Ehrenbezeugungen verlieh er dem tapferen Dragonerregiment Bayreuth; dieses erhielt ein neues Siegel mit bedeutungsvollen Sinnbildern und andere Ehrenabzeichen, unter andern auch das Recht, den Grenadiermarsch durch Lambours zu schlagen und den Kürassiermarsch zu blasen. Außerdem sollte ein besonderes Ehrendiplom die, wie es heißt, „höchst würdevolle und in dem Angesicht der ganzen feindlichen Armee recht heldenmüthig ausgeführte That des braven Dragonerregimentes von Bayreuth auf der Schlacht öffentlich versiegeln und dadurch aus besonderer Königlichem Gnade und thätlichem Erkennen gegen die hohen und niederen Offiziere des tapferen bayreuthischen Regimentes dieses so herrliche und unglaubliche Reiterstück der unermessenen Kriegserfahrung ansezt und bei der Nachwelt in beständigem Andenken erhalten und außerordentlich verewigen.“ Der Befehlshaber des Regimentes, Oberst von Schwerin, ward zum Generalmajor befördert, der General Gessler in den Grafenstand erhoben. In Friedrichs Instruction für die preussischen Generale heißt es: „Nur erst seit der Schlacht bei Hohenfriedberg kann man den Zeitpunkt festsetzen, wo meine Reiterei geworden ist, was sie sein sollte und jetzt ist; und an einem andern Ort derselben: „eine That so selten, so ruhmwürdig, verdient mit goldenen Buchstaben in den preussischen Annalen verzeichnet zu werden — die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee.“ Ueberhaupt hob sich der Ruf des preussischen Heeres ungemein um diese Zeit, denn schon vor der Schlacht waren glänzende Thaten geschehen. So hatte der Oberstlieutenant von Wedell beim Rückzug aus Böhmen mit einem einzigen Grenadierbataillon den Uebergang über die Elbe



Schlacht bei Hohenfriedberg  
d. 4. Juli 1745.

inem ganzen feindlichen Heere, welches ihn aus fünfzig Stücken beschloß, fünf Stunden lang streitig gemacht, und auch Zieten seine glorreiche Laufbahn schon erognen. Da dem Könige außerordentlich viel daran lag, eine wichtige Botchaft an den Markgrafen Karl nach Jägerndorf auszurichten, hatte der kecke Infanterieführer es gewagt, im Vertrauen auf die Unbekanntheit der Feinde mit en neuen Uniformen seiner Leute mitten durch das Lager des Herzogs Karl in hellen Mittage hindurchzureiten. Erst zu spät entdeckten die Oestreicher eine grobe Täuschung, und Zieten erreichte wohlbehalten den Ort seiner Bestimmung.

Der Sieg bei Striegau oder Hohenfriedberg hatte Friedrich von er Besorgniß des Augenblickes befreit, doch immer noch nicht ganz für die Zukunft gesichert. Seine westlichen Bundesgenossen betrieben den Krieg nicht nach seinem Wunsche, da sie nicht in Oberdeutschland vordrangen, sondern sich auf die Niederlande beschränkten. Dieses ließ auch Friedrich am Hofe zu Versailles merken; seine Meldung der Schlacht an Ludwig XV. mit den Worten: „Ich habe den Wechsel bezahlt, den Sie auf mich bei Fontenai gezogen haben,“ war durchaus treffend, und eben so begründet die Behauptung, daß er durch seine Kriegesbewegungen den Bundesgenossen weit mehr Erleichterung geschafft, als von ihnen erhalten hätte.

Friedrich II. suchte sich deshalb den Weg zum Frieden offen zu erhalten, und dies konnte er nur durch große Mäßigung. Einerseits hoffte er durch seinen glücklichen Erfolg Sachsen von Maria Theresia trennen zu können, und dann bot sich ihm auch eine friedliche Aussicht von England her, wo jetzt nicht mehr der ihm so feindlich gesinnte Lord Carteret an der Spitze der Verwaltung stand. Allein weder Sachsen ließ sich von dem Bündniß losreißen, noch fand Englands jetzt verständliche Stimmung bei Maria Theresia Gehör, an deren hartnäckigem Widerstande alle gütlichen Versuche scheiterten. So sah sich Friedrich zur Fortsetzung seiner Anstrengungen genöthigt; auch betrieb er diese ganz ernstlich. Der preussische Gesandte verließ ohne Abschied Dresden, während auf Befehl des Königs der Fürst von Dessau im August ein Lager bei Halle bezog.

Maria Theresia zeigte in den Kriegsunternehmungen nicht minderen Eifer. Sie hatte ihrem Gemahl die Kaiserkrone erkämpft (den 25. September 1745), und wollte diese Erhebung nicht durch feige Nachgiebigkeit beslecken. Alle Vorstellungen Georg II., welcher gern Friedrich ganz von Frankreich losgerissen hätte, auf Grundlage des Breslauer Vertrages Frieden zu schließen, waren vergeblich. „Sie könne, lautete ihre Erwiederung, in diesem Falle höchstens 4 Regimenter aus Friedrichs Nachbarschaft wegziehen, alle übrige Mannschaft sei im Frieden wie im Kriege zur unmittelbaren Vertheidigung ihrer Person nöthig. Schlesien müsse sie durchaus wiederhaben, sonst sei das Kaiserthum ihres Gemahls eine leere Würde. Selbst wenn die Sachsen nicht Theil nähmen, würde sich der Herzog Karl von Lothringen noch einmal mit dem Könige von Preußen schlagen können. Sie wollte lieber suchen Frankreich zu gewinnen, lieber Italien als Schlesien aufopfern. Müßte sie auch morgen mit Friedrich abschließen, so würde sie ihm

noch diesen Abend eine Schlacht liefern.“ Es half nichts, daß man ihr stellte, Spanier, Franzosen, Neapolitaner und Genueser, 70,000 Mann stark, wären den Oestreichern und Sardiniern weit überlegen, und die Lombardei bedroht; dennoch schickte sie keine Verstärkung nach Italien, sondern nur nach Böhmen, im richtigen Vorgefühl, daß der östreichischen Macht in Deutschland nur von Preußen aus die größte Gefahr drohe.

Friedrich II. hatte demnach schon etwas dadurch gewonnen, daß der König von England sich entschieden zum Frieden neigte; mit Hannover war es sogar schon zum Abschluß eines geheimen Vertrages gekommen, auf Grundlage des Breslauer Friedens und der Verpflichtung Friedrichs für die Wahl des Großherzogs von Toskana zum Kaiser (25. August). Im Vertrauen auf diese Annäherung und deshalb in der Hoffnung, doch endlich durch englische Vermittelung den hartnäckigen Widerstand Maria Theresias zu überwinden, hatte Friedrich, obschon durch manche nothwendige Zersplitterungen seiner Streitkräfte geschwächt, bei Trautenau an der Grenze Schlesiens ein keinesweges ~~ist~~ gegen einen feindlichen Angriff geschütztes Lager bezogen. Auch hielt er seinen Gegner nicht für stark genug zu einem neuen Angriff. Diese Ansicht jedoch täuschte ihn vollkommen, denn der Herzog Karl von Lothringen rückte mit einem Heer von 35,000 Mann so schnell und unerwartet vor, daß Friedrich, höchstens 22,000 Mann stark, sich schon überflügelt und auf seiner Rückzugslinie nach Schlesien bedroht sah. Nun blieb nichts übrig als eine Schlacht, zu welcher sich Friedrich II. auch sogleich und mit gewohnter Umsicht entschloß.

Am 30. September rückte er dem Feinde entgegen. Vom Morgenebel gedeckt war der General Buddenbrock glücklich genug, mit 26 Schwadronen und einem starken Haufen Fußvöll sich der großen Batterie der Oestreicher auf der sogenannten Batailleberge zu nähern, und trotz des starken Feuers einen Angriff auf die 44 Schwadronen des linken östreichischen Flügels zu machen. Die preussische Reiterei bewährte hier den bei Hohenfriedberg erlangten Ruhm, indem sie die fast doppelt stärkere Reitermasse zersprengte und dadurch einen regelmäßigen Angriff auf die Batterien möglich machte. Sogleich stürmte das preussische Fußvöll heran, wurde aber von einem so mörderischen Feuer empfangen, daß die gebrochenen Reihen den Rückzug antreten mußten. Da brach in über-eilter Siegesfreude das östreichische Fußvöll zur Verfolgung vor, wurde nun aber seinerseits von den Preußen geworfen, welche ihre Gegner nicht nur in Unordnung zurücktrieben, sondern sich auch des Batailleberges bemächtigten. Der linke Flügel der Oestreicher war geschlagen. Auch den noch stehenden rechten traf bald ein gleiches Schicksal, da die siegreiche Reiterei des preussischen rechten Flügels zur Unterstützung der Ihrigen herbeieilte. Ein großer Vortheil für Friedrich II. war es, daß ein Theil der östreichischen Reiterei, anstatt den Preußen in den Rücken zu fallen, sich auf sein Lager warf, und mit der Plünderung desselben den wichtigen Augenblick, wo den Gegnern der Sieg hätte entrisfen werden können, versäumte. Zwar fielen Friedrichs Verdächtigsten, ein

Theil seiner Dienerschaft, unter ihnen auch der geheime Kabinetssrath Sichel, den Wünderern in die Hände, doch reichlich entschädigte ihn dafür der herrliche Sieg von Sorr oder Trautenau, wie ihn die Geschichte nennt; denn die Oestreicher flohen mit Verlust von 7000 Mann an Todten und Verwundeten, einer großen Menge Gefangenen und 22 Kanonen, um hinter der Elbe Schutz zu suchen.

Friedrich II. verfolgte den geschlagenen Feind nicht, theils um ihm keine neue Gelegenheit zu einem Angriff mit überlegenen Kräften zu geben, theils um die mit Hannover angesponnenen Unterhandlungen nicht zu durchkreuzen und den Frieden mit den übrigen Gegnern zu erleichtern. Allein er täuschte sich auch jetzt noch, denn nicht nur war Maria Theresia zur Fortsetzung des Kampfes bereit, sondern auch die Sachsen meinten ihre Truppen zum Angriff auf die Mark eher zusammenziehen zu können, als der Fürst von Dessau die Deckung bewerkstelligen würde. Ueberdies hatte die Kaiserin Elisabeth den Befehl zur Aufstellung von Truppen in Kurland gegeben, damit Sachsen gegen jeden Anfall von Preußen sicher gestellt würde. Trotz der späten Jahreszeit und der Erschöpfung seiner Geldmittel sah sich der König also genöthigt, für das Erste auf die Winterquartiere zu verzichten, zumal als ihm die Nachricht zukam, daß der östreichische General Grünne vom Rhein her gegen die Kauffmannschire, ohne Zweifel, um die Unternehmung der Sachsen zu unterstützen. Seine Vermuthung wurde durch eine Nachricht, die ihm in die Hände fiel, auf das Vollständigste bestätigt. Es sollten nämlich nach dem Plane des Befehlshabers des sächsischen Heeres, des Grafen Kutowski, die 10,000 Mann des Grafen Grünne mit 12,000 Sachsen von Guben, während die Preußen ruhig in ihren Winterquartieren lägen, plötzlich gegen Berlin aufbrechen, wobei der Herzog Karl von Lothringen den Auftrag hatte, ihnen den Rücken zu decken. Mit großer Anstrengung förderte man außerdem den östreichischen Einfluß in Schlessen, namentlich unter der katholischen Bevölkerung. Der Cardinal Singendorf, als Bischof von Breslau, forderte zwar in einem Rundschreiben die katholische Geisteslichkeit auf, dem Könige den geleisteten Eid zu halten, doch blieben die Bestrebungen seiner Feinde nicht ganz ohne Erfolg. Es bedurfte kräftiger und rascher Maßregeln.

Bei dieser Gelegenheit hatte Friedrich II. mit dem Eigensinn des Fürsten von Dessau zu kämpfen, der Anfangs gar nicht glauben wollte, daß die Sachsen mitten im Winter einen Angriff auf die Mark Brandenburg machen würden, und dann den Oberbefehl der schlessischen Armee verlangte, bis ihn der König mit entschiedenen Worten zurechtwies. Dies wirkte. An der Spitze von 26 Bataillonen und 70 Schwadronen rückte der Fürst endlich von Halle vor, um über Leipzig nach Dresden zu gehen.

Zur selben Zeit, gegen Ende des Novembers, brach Friedrich von Schlessen nach der Oberlausitz auf. Die Ueberraschung gelang vollkommen. Bei Katholisch Hennerdorf zersprengte er am 24. November die Vorhut des sächsischen

Heeres, wobei sich der General Bieten rühmlich auszeichnete. Durch dieses glückliche Gefecht sah sich der Herzog Karl von Lothringen gefährlich bedroht; statt weiter vorzugehen, eilte er von Görlitz aus nach Böhmen zurück, indem er, um Friedrich zu schaden, zum großen Mißvergnügen seiner Bundesgenossen die sächsischen Grenzdörfer ausplünderte, damit die Preußen keinen Mundvorrath dort finden sollten. Friedrich II. drang, trotz aller Mahnungen der Russen, über Baugen gegen Dresden vor, indem er ganz mit Recht erwiderte: „er werde wenn einer seiner Nachbarn, mit denen allen er in vollem Frieden leben wollte gefährliche Entwürfe gegen Preußen mache, sich von keiner Macht in der Welt abhalten lassen, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen.“ Die Abreise des Kurfürsten von Dresden nach Prag sah er, wie natürlich, nur als ein Mittel an, den Krieg noch weiter hinaus zu ziehen, und ging deshalb weiter vor, in der Erwartung, daß der Fürst von Dessau spätestens bis zum 12. December die Sachsen nach Böhmen jagen würde. Doch mit gewohnter Vorsicht, und deshalb langsamer als der König wünschte, erreichte der Fürst erst am 15. December in der Nähe von Dresden den Feind.

General Kutowski hatte eine sehr feste Stellung bei Kesselsdorf, wo er aus Dresden gedeckt werden konnte, bezogen; rechts von ihm stand der Graf Grünne mit etwas über 8000 Mann, doch ohne Verbindung mit den Sachsen, während der Herzog Karl von Lothringen trotz aller Aufforderungen vom sächsischen Hauptquartier aus nicht zur Unterstützung herandrückte, weil er nicht an die Ankunft der Preußen glaubte. Mit den Sachsen waren nur einige Regimenter Oestreicher verbunden, zusammen 26,000 Mann stark; 28 Geschütze vertheidigten die wichtige Höhe, welche den Ort Kesselsdorf beherrschte, das übrige Heer war durch die tiefe und schroffe Felschlucht eines Baches geschützt und diese mit 69 Kanonen besetzt.

Gegen diese feste Stellung rückte der Fürst mit 33,000 Mann unerschrocken vor. Sein Hauptangriff ging auf Kesselsdorf, den einzigen Punkt, wo seine Ansicht nach ein glückliches Ergebnis erreicht werden konnte. Mit gewohnter Kaltblütigkeit ließ er den Kampf gegen den Feind durch seine Grenadiere eröffnen, deren Reihen jedoch von dem furchtbarsten Feuer der Geschütze und des feindlichen Fußvolkes niedergeschmettert und zur Flucht gezwungen wurden; sogar fünf preussische Geschütze geriethen den Feinden in die Hände. In der Meinung, der Sieg sei entschieden, brach ein östreichisches Bataillon zur Verfolgung hervor, die sächsischen Regimenter folgten dem Beispiele. Diesen Augenblick ergriff der alte Dessauer, um der Sache eine andere Wendung zu geben; denn obgleich noch mehrere preussische Geschütze verloren gingen, hörte doch die schwerste Gefahr für die große Schlachtlinie auf, da die feindlichen Batterien ihr Feuer einstellen mußten, um nicht die eigenen Streitmassen zu zerschmettern. Mit dem gesammten noch kampffähigen Fußvolf drang der Fürst in den theils zum Plündern zerstreuten Feind, drängte ihn nach Kesselsdorf hinein und setzte sich hier fest, während die preussische Reiterei die Sachsen in der Flanke und im

Rücken faßte und ihre Auflösung vollendete. So endete der Kampf auf dem rechten Flügel der Preußen. Der linke schritt erst zum Handgemenge, als dort die Entscheidung erfolgt war, und obgleich die deckenden Felschluchten große Schwierigkeiten entgegensetzten, drangen die Preußen über Felsen, Eis und Schnee gegen den Feind vor, der, als die Preußen diese Hindernisse überwunden hatten, nur noch schwachen Widerstand entgegensetzte. Vergebens versuchte die sächsische Reiterei einen Angriff, sie wurde durch das sichere und entschlossene Feuern des preussischen Fußvolkes in die Flucht gejagt; nur durch die einbrechende Nacht wurde das geschlagene Heer vor gänzlicher Vernichtung bewahrt.

Der Sieg war allerdings mit vielem Blute erkaufte, denn 4800 Mann hatten die Preußen an Todten und Verwundeten eingebüßt, die Sachsen nur etwa 3000; doch 6000 Gefangene und ein großer Verlust von Geschützen machte sie zur Fortsetzung des Kampfes unfähig.

Diese Schlacht vom 15. December war die letzte in dem Kriege, denn sie bedrohte den Bundesgenossen Oestreichs mit Vernichtung. Freilich stand noch das oestreichische Heer, vor der Schlacht 65,000 Mann, und mit den Flüchtigen nebst dem General Grünne bis auf 83,000 Mann verstärkt, in dem Plauenschen Grunde, aber auch Friedrich in Meissen. Drei Tage nach der Schlacht ergab sich Dresden auf Gnade und Ungnade. Der König selbst schlug hier sein Hauptquartier eine Zeit lang auf, und versicherte bei dieser Gelegenheit die Einwohner, daß sie nichts von den preussischen Truppen zu befürchten hätten. Die strengste Mannszucht wurde gehalten, doch allerdings nicht unbedeutende Contributionen sowohl in der Hauptstadt als in Leipzig ausgeschrieben. Es waren die natürlichen Folgen der Kriegsbereignisse, und da Friedrich stets aussprach, er kämpfe nur, um den Frieden zu erlangen, so erklärte sich die öffentliche Stimme in Sachsen bald unbedingt für ihn. Vergebens suchten die Franzosen ihn zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, damit auch sie den Frieden erlangten, doch hatte Friedrich keine Lust, sich für Bundesgenossen zu opfern, die ihn ohne Unterstützung gelassen hatten, und von denen er fürchten mußte, daß sie bei günstiger Gelegenheit, ohne Rücksicht auf ihn, eine Ausöhnung mit Oestreich suchen würden. Der jetzige Augenblick war für ihn günstig, da die Engländer nur unter der Bedingung eines Abschlusses mit Friedrich der Kaiserin ferner Subsidien zahlen wollten. Ueberdies waren die Spanier in Mailand eingezogen und hier mit Jubel empfangen worden; selbst mit dem Papste fanden Zwistigkeiten statt. Vor Allem drang August III. auf schleunige Beendigung des Krieges, um sein Land nicht rücksichtslos dem Verderben Preis zu geben.

Dem Könige selbst fehlte jeder Zweck einer ferneren Fortsetzung des Kampfes, nachdem Karl VII. gestorben und die bairischen Ansprüche aufgegeben worden waren; an neue Eroberungen hätte unter diesen Umständen nur ein abenteuerlicher Kopf denken können, es galt also nur, das Erworbene zu behaupten. Dann drohte Rußland mit Theilnahme an dem Kriege zu Gunsten

Sachsens. Deshalb war Friedrich II. sehr erfreut, als er nach der Schlacht von Kesselsdorf ein Schreiben von dem englischen Gesandten Billiers in Dresden mit einer Versicherung von Seiten Maria Theresias erhielt, daß Frieden schließen wollte, nur war er mit der Forderung nicht einverstanden, daß er einen Theil von dem nun preussischen Schlesiens zurückgeben sollte, was außerdem ganz den Bestimmungen des mit Hannover abgeschlossenen Vertrags entgegen war. Mit Entschiedenheit erklärte sich Friedrich gegen alle Zumuthung der Art, lieber wolle er, lautete seine Antwort, mit dem ganzen Heere zu Grunde gehen, als den kleinsten Punkt des durch den hannoverschen Vertrag bestätigten Breslauer Friedens aufgeben. Als man in Wien einsah, daß Friedrich nicht nachgeben würde, fügte man sich ins Unvermeidliche. In einem und demselben Tage wurden die Verträge mit Sachsen und Oestreich abgeschlossen (den 25. Dec.). Der Kurfürst erhielt seine Länder vollständig zurück, zahlte aber außer den schon erhobenen Contributionen noch eine Million Thaler. Auch wurde ausbedungen, daß die Gemahlin August III., eine Tochter des Kaisers Joseph I., allen Ansprüchen entsagte, welche etwa aus der pragmatischen Sanction in Bezug auf Schlesiens entnommen werden könnten. Ein besonderer Punkt in diesem Friedensschlusse bestimmte, daß die protestantische Religion in beider Fürsten Staaten unverändert auf dem Fuße des westphälischen Friedensschlusses erhalten werden sollte, eine Bestimmung, durch welche der König gewissermaßen Beschützer der protestantischen Religion in den sächsischen Ländern wurde.

Maria Theresia verzichtete von Neuem auf Schlesiens und Blagowestschina; es fand eine gegenseitige Gewährleistung der Besitzungen statt. Friedrich erkannte den Gemahl Maria Theresias als Kaiser an, wogegen ihm dieser alle durch Karl VII. den deutschen Besitzungen Friedrichs ertheilten Vorrechte unbedingt bestätigte.

In Berlin erregte der Dresdener Friede um so größere Freude, seit dem Anfange des Decembers die Besorgniß vor den bedeutenden, Oestreich und Sachsen zusammengezogenen Streitkräften die Mark mit einem neuen und wirksamern Einfall bedroht hatte. Groß war deshalb der Jubel, als die Kunde von dem Abschluß des Friedens erscholl. Erst jetzt gab sich Friedrich ohne störende Beimischung dem stolzen Gefühl hin, einen so glorreichen Sieger an der Spitze des Staates zu sehen. Alle Herzen füllten sich mit Hoffnung auf eine sicher begründete ehrenvolle Zukunft, denn Preußen hatte dem gefährlichen Zusammenstoß der größten Mächte Europas sich als ebenbürtig erwiesen und einen ehrenvollen Platz unter ihnen errungen. Und alle diese glorreichen Thaten hatten keinesweges brüderlich auf den Schultern der Hethen gelastet, oder ihre Zukunft verpfändet; mit den gesammelten oder durch klugen Haushalt gewonnenen Mitteln hatte er den Kampf geführt, und bis zum letzten Augenblick seine Quellen flüssig erhalten, wieweil die Kriegskasse auf die geringe Summe von 15,000 Thalern geschwunden war. Auch im Umstand hatte Friedrichs Drang nach Frieden vergrößert.



An dem ferneren Verlaufe des östreichischen Erbfolgekrieges nahm Friedrich II. keinen unmittelbaren Antheil, veräumte jedoch nicht, den allgemeinen Nutzen für die Sicherung seines neuen Erwerbes auszubenten. Es wurden wirklich in dem Vertrage zu Aachen, wie Georg II. seine deutschen Besitztungen, so dem Könige von Preußen das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz, wie er sie zu der Zeit besaß, gewährleistet.

Friedrich II. hatte im Verlaufe dieser thatenvollen Kriegsjahre ohne alle andere Aufwendung von materieller Kraft durch geschickte Benutzung der Hände eine zweite nicht unwichtige Erwerbung gemacht, nämlich von Ostpreußen. Wir haben schon oben gesehen, wie der Kaiser, als Holland sich ergab, in dem Streite des regierenden Hauses mit den Ständen ein oberherrliches Recht in Anspruch zu nehmen, dem großen Kurfürsten hier die Reichsregimentation übertrug (1683), worauf dieser Gretsyl und Embden mit seinen Truppen besetzte; auch ist ferner erwähnt, daß diese Verhältnisse später zu einer dem Kaiser vollständig besätigten Anwartschaft führten. Als nun am 25. 1744 Karl Edgard, der letzte Sproß des ostfriesischen Herrscherhauses starb, Friedrich, der sich damals gerade im Bade zu Pyrmont befand, seine Erlaubnisse so gut genommen, daß überall ohne Widerstand, ja mit großer Willigkeit des Landes die preussischen Adler angeheftet wurden. Es genügten Mann preussischer Truppen, um die Gerechtigkeit des Königs aufrecht zu stellen. Bald hörte der Streit zwischen den Ständen und der Landesobrigkeit in der umsichtigen Regierung des Königs auf, obgleich er außer den Einkünften aus den Domänen sich aus den Landesmitteln statt der bisherigen 12,000 Reichsthaler das Doppelte bewilligen ließ. Bei seinem ersten Erscheinen in Ostfriesland wurde Friedrich II. mit lautem Jubel empfangen, denn er hatte ihnen ihre politischen Einrichtungen gelassen, und dessenungeachtet verstanden, seine fürstliche Macht zum Nutzen des allgemeinen Besten kräftig auszuüben.

### Friedrich's Landesverwaltung bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Bis jetzt haben wir Friedrich II. fast nur im Kriegsgetümmel oder mit Vorbereitungen zu demselben beschäftigt gesehen; er hatte glänzende Erfolge dem Felde der Ehre davongetragen, seinen Namen den größten Kriegshelden des Jahrhunderts an die Seite gesetzt, und er scheiterte nicht an dieser gefährlichen Klippe. Der Kriegsrühm war nicht sein Ziel, nur das Mittel gewesen, die politische Selbstständigkeit des von ihm beherrschten Staates zu gründen. In dieser kriegerische Ruhm, wie herrlich er auch immer glänzen mag, doch geringste seiner Verdienste; ein weit schöneres Zeugniß für seine Herrschertugend bietet das tägliche unermüdlige Schaffen und Wirken, sein Bemühen, in selbst die engsten Kreise des menschlichen Lebens einzubringen, den Handel und Wandel, die gewerblichen Bestrebungen seiner Unterthanen zu leiten und zu heben. Nichts entging seiner überall hin verbreiteten Fürsorge.

Eine der wichtigsten Bemühungen erstreckte sich auf die Reform des Justizwesens, der Gründung eines deutlichen und allgemein verständlichen Landrechtes und eines zweckmäßigen und wohlgeordneten Rechtsverfahrens. Nach beiden Seiten hin hat sich unter den preussischen Rechtsgelehrten Cocceji einen berühmten Namen erworben. Schon von Friedrich Wilhelm I. war er zum Ringe ernannt mit der besonderen Bestimmung, die Aufsicht über die Justiz zu führen, gleichsam ihr General-Controleur zu sein; alle Beschwerden über verzögerte und vernachlässigte Justiz sollten an ihn gehen, damit durch ihn der Vortrag daran an den Staatsrath erfolgte. Auch der Gedanke eines allgemeinen Landrechtes wurde angeregt, die Ausführung jedoch unterblieb wegen damit verbundener Rücksichten.

Dieselben Rücksichten fanden auch unter Friedrich II. in den ersten Jahren seiner Regierung statt, bis der Dresdener Frieden freiere Hand zu neuen Einrichtungen bot. Einen ferneren Anstoß erhielt die wichtige Frage durch die Beseitigung des unbeschränkten Privilegiums de non appellando, wie es bisher bei den zum Kurfürstenthum gehörenden Landen bestand, über die sämmtlichen Verfügungen in Deutschland, welche am 31. Mai 1746 erfolgte. Friedrich II. bewilligte das ertheilte Privilegium zur gänzlichen Befreiung seines Gerichtswesens von aller fremden Autorität, indem er das Verbot aussprach, fernerhin Akten auswärtige Juristenfacultäten, wie dies bisher üblich gewesen war, zu versenden.

Dieser Befreiung von äußeren Fesseln wollte man die Umbildung der Richtercollegien, die Aenderung des Gerichtsverfahrens und den Entwurf eines allgemeinen in deutscher Sprache abgefaßten Landrechtes folgen lassen. Ein Bericht über den Zustand des Stettiner Hofgerichtes beschleunigte den Versuch der Umgestaltung vorläufig für die Provinz Pommern. Bei dieser Reform ging man von dem Gesichtspunkt aus, daß kein Prozeß angefangen werden sollte, ohne vorhergegangenen Versuch gütlicher Ausgleichung, und daß überhaupt jede Streitfache der Regel nach binnen einem Jahr zu beendigen sei. Die schon unter Friedrich Wilhelm I. von Cocceji begonnene Kammergerichtsprozeßordnung wurde nun unter dem Namen des Codex Fridericianus im Januar 1747 den pommerschen Gerichtshöfen vorgelegt, um ihre Bemerkungen darüber zu hören, und dann zur Umformung der Collegien geschritten. Diese sollten aus gelehrten, erfahrenen, zuverlässigen und dafür auch hinreichend besoldeten Räten bestehen; die Zahl der letzteren wurde vermindert, da es nicht auf die Menge, sondern auf die Tüchtigkeit der Mitglieder ankam. Der Versuch gelang über alle Erwartung gut, denn die Justizcollegien von Stettin und Cöslin hatten innerhalb eines Jahres 2400 alte Prozesse vollkommen, und von 994 neuen 742 erledigt; unter jenen befanden sich Streitigkeiten, die in frühere Jahrhunderte zurückgingen. Nur 352 der neu erhobenen Prozesse waren zurückgeblieben.

Ueber dieses glänzende Ergebnis war Friedrich II., wie sich denken läßt, in hohem Grade erfreut, und versagte deshalb auch den treuen Dienern seine gerechte Anerkennung nicht. „Es kann nicht anders als glorieux für Euer Collegium sein, lautet seine Zuschrift, daß Ihr die Bahn gebrochen, die Thronen

an der Justiz zu verbanen, und daß Ihr nunmehr unseren übrigen Provinzen zum Vorbild dient, das, was Ihr so glücklich zu Werke gerichtet, nicht allein möglich anzusehen, sondern auch Euren Fußstapfen nachzufolgen. Auch in andern Provinzen zeigte sich derselbe Eifer, denn das Oberamt in Blogau erhielt kurz darauf eine ähnliche Anerkennung. Natürlich wurde der Schöpfer der neuen Ordnung hierbei nicht vergessen: Cocceji erhielt außer den Belobigungen den schwarzen Adlerorden nebst dem Titel eines Großkanzlers. Er hatte manchen harten Widerstand selbst unter seinen Collegien gefunden, welche der Meinung waren, daß so durchgreifende Aenderungen nicht ohne große Mißstände durchgeführt werden könnten. Unter diesen befand sich auch der Justizminister Arnim, ein sonst wackerer und ehrenhafter Mann. Friedrich aber ließ sich dadurch nicht betrennen, und wies die Gegner seiner Reform, welche dieselbe für eine unvorsichtige Neuerung erklärten, ab. Arnim nahm darüber seinen Abschied. Man trat man auch mit dem Projekt eines *codicis Fridericiani Marchici* hervor (1748), und ging an die Verbesserung des Kammergerichtes. Dies wurde in vier Senate getheilt, und weil besonders viel Klagen in Sachen der Unmündigen erhoben worden waren, das Pupillencollegium gegründet. Wie an den übrigen Orten wurde auch beim Kammergericht die Zahl der Räte vermindert, nämlich von 45 Mitgliedern auf 28, nichtsdestoweniger die Gesamtbefolgung um 8000 Thaler erhöht, wozu die Landschaft einen Zuschuß von 5000 Thalern übernahm. In die Provinzen sendete Cocceji Commissionen zur Einführung ähnlicher Reformen, doch unterwarf er dieselben seiner persönlichen Aufsicht. Ueberall mußte man der Nachlässigkeit oder Willkühr in der Rechtspflege zu steuern. Jährlich mußte Bericht über alle schwebenden Prozesse erstattet und alle zu Gebote stehenden Mittel zu ihrer Beschleunigung angewendet werden. Nicht minder wurden strenge Maßregeln gegen den Druck durch zu hohe Sporteln genommen.

Den Cocceji'schen von Friedrich II. mit so vieler Kraft unterstützten Reformen verdankt Preußen die Gründung seines mit Recht so hoch geachteten Richterstandes, indem er ihn unabhängig von den Verwaltungsbehörden hinstellte, welche bisher einen großen Theil der Rechtspflege in Händen gehabt hatten, und höhere wissenschaftliche Befähigung von den Beamten verlangte. Zur besseren und regelmäßigeren Ausbildung der Richter wurde das Institut der Referendarien und Auskultatoren gegründet, deren Annahme und Beförderung man von ihren Prüfungszeugnissen abhängig machte.

Dies unabhängig hingestellte Justizwesen kam natürlich zu manchem Widerstreit mit dem General-Direktorium und den von demselben abhängigen Verwaltungsbehörden, welche durch die Anordnung Friedrich Wilhelm I., da dieser fürst vor Allem die Erhöhung seiner Einkünfte im Auge hatte, mit großer Vollmacht in Bezug auf die Rechtspflege versehen worden waren. Friedrich ging von dem entgegengesetzten höchst humanen Standpunkte aus, daß dem Vortheil des Fürsten das Recht der Unterthanen vorangehen mußte. Er warf den Fürsten vor, daß sie ungerechte Prozesse anfangen und die Unterthanen bei dem

geringsten Fehler mit weit hergehollen Ansprüchen und Untersuchungen ~~hienieden~~. In Fällen solcher Art ging sein Wille dahin, daß die FISCALe den in rechtsmäßiger Weise verursachten Schaden aus ihren eigenen Mitteln ersetzen sollten.

Wie groß immer der materielle Vortheil dieser Einrichtungen erscheinen mag, so ist ihr moralischer Einfluß doch noch weit höher anzuschlagen. Man gewohnte sich in Preußen daran, das Oberhaupt des Staates als Schützer und Vollstrecker des Rechtes, dem er sich selbst willig unterordnete, anzusehen. Es stieg das Selbstgefühl des Unterthanen in eben dem Maße, wie das Vertrauen und die Liebe zum Herrscher, welcher der Aufrechthaltung segensreichen Institutionen seine ganze Kraft widmete. Man war sich bewußt, gegen jeglichen, auch den einflußreichsten Beamten den Schuß der Geseze wirksam in Anspruch nehmen zu können, und daß es Keiner wagen durfte, diesem von dem Herrscher selbst mit so viel Ehrfurcht angesehenen Schuß zu trogen. Nach der Einführung dieser neuen Prozeßordnung sollte auch ein allgemeines deutsches Landrecht für die sämmtlichen preussischen Staaten folgen, wozu der Entwurf unter dem Titel des *corpus juris Fridericiani* wirklich erschien.

Wie menschenfreundliche Rücksicht auch immer Friedrich II. auf das Wohl seiner Unterthanen nahm, und wie gern er das Recht zu ihren Gunsten walten ließ, so wenig war er geneigt, den Zustand seiner Finanzen herabdrücken zu lassen, obschon er auch hier, trotz alles Ernstes, stets menschlichen Rücksichten Gehör schenkte. Von den Beamten forderte er unbefleckliche Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Wirksamkeit. Wie sein Vater verlangte er, daß sie zur bestimmten Zeit zusammenkamen, und nicht eher auseinander gingen, als bis die Geschäfte abgethan waren. Wenn sie sich nicht vergleichen konnten, sollte die Sache an ihn zur Entscheidung gehen; die Kassen-Verwandten wurden streng beaufsichtigt. Um bei den Beamten überhaupt jede Nebenrücksicht zu entfernen, hielt Friedrich II. streng darauf, daß in den Kammern und Commissariaten keine Eingebornen der Provinzen saßen. In diesen aber sollte Jeder nach seiner besondern Gabe und Einsicht angewendet werden, der Delonom beim Verpachten, der zuverlässige und ordnungsliebende Mann bei der Kassenverwaltung, der Kenner der Gewerbe und der Handelsverhältnisse in diesen Fächern. Er verlangte geschickte und gehorsame Diener.

Vor Allem war den Verwaltungsbeamten Schonung der Unterthanen zur Pflicht gemacht. Friedrichs Befehl ging dahin, daß bei neuen Verpachtungen stets darauf gesehen würde, ob der Amtmann bisher mit den Bauern gut umgegangen sei; unter keinen Umständen aber sollte man die Prästationen der Bauern erhöhen. „Ich weiß, äußert er darüber, daß eins von den zu harten Dingen im Lande die Dienste sind, welche die Bauern thun müssen, wobei nichts als ihr Verderben herauskommt; unerträglich ist es, daß sie fünf oder gar sechs Tage in der Woche dienen sollen. So viel Geschrei es geben wird, so soll man doch darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Kämtern als bei den Obelleuten, daß den Bauern ein Paar Tage in der Woche abge-

kommen werden.“ Zur lebhafteren Förderung der Kultur war er, wo die Mäler zu groß erschienen, für Theilung derselben; die wüsten Höfe sollten überall besetzt werden. Seltene Dienste, wie z. B. zu den Wolfsjagden, wurden auf das geringste Maaß beschränkt.

Die Städte blieben noch bevormundet, sie standen unter den Kammern und waren von den Ortscommissariaten abhängig; doch wurde ihnen von dem Könige die Sorge für ihre Angelegenheiten bringend empfohlen, jede Bereicherung des Fiscus auf ihre Kosten streng verboten. „Das Blut ist verflucht, lauten seine Worte hierüber, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird; auf alte Privilegien muß allerdings reflectirt werden, der wahre Mehretrag kommt aber durch die Industrie.“ Die Präsidanten hatten den ganz besonderen Auftrag, die für sie geeigneten Manufakturen in den Städten zu fördern, für tüchtige und brave Bürgermeister zu sorgen und auf die Verwaltung der Einkünfte sowie die Verwendung derselben sorgfältig Acht zu haben.

Voll rein menschlichen Gefühls erkannte er wenigstens die Härte an, wo er sie nicht sofort mildern konnte. „Das Herz blutet mir, äußert er geradezu, wenn ich an zwei Auslagen denke, das Servis in den Städten und die Cavalerie-Gelder auf dem platten Lande; wollte Gott, daß ich sie aufheben könnte, aber der Zustand der Rassen gestattet mir es noch nicht.“

Dabei war Friedrich jedoch von allen bloß theoretischen, mit den wirklichen Verhältnissen nicht zusammenstimmenden Beglückungsplänen weit entfernt. Er hielt nichts davon, daß der Unterschied der Stände in Bezug auf Beschäftigung und Lebensweise sich vermische, wie philosophisch er auch immer dachte.

Überall dagegen, wo Schaden abgeholfen, wirkliche Vortheile erzielt werden konnten, war er rasch bei der Hand, stets mit umsichtiger Prüfung der besonderen Verhältnisse. Was gerade in jeder Provinz fehlte und wozu sie sich eignete, förderte er mit unablässigem Eifer. In Cleve, wo das Holz mangelte, wurden Waldungen angelegt, in Schlessien die Einnensfabrikation in Gang gebracht, im Magdeburgischen das Bergwerk- und Salinenwesen; in Pommern und in der Kurmark, welche noch immer nicht hinlänglich bevölkert waren, wurde für Colonisation gesorgt; in dem preussischen Pommern stieg die Bevölkerung in den Jahren von 1748 bis 1755 von 228,549 auf 280,342, in der Kurmark zu eben der Zeit von 476,000 bis auf 580,000 Einwohner. Diese Colonisation wurde nicht dem Zufall allein überlassen, sondern nach einem bestimmten Plane geregelt. Jede Familie sollte ein Haus, einen kleinen Garten und hinreichende Grasung für zwei Kühe haben, und er berechnete, daß alljährlich an tausend solcher Familien angesiedelt werden könnten.

Natürlich griff diese Regelung von oben her in die Rechte des Einzelnen mitunter ziemlich scharf ein, namentlich in dem Manufakturwesen, wo die ganze Strenge der Regierung Friedrich Wilhelm I. waltete. Noch immer wurde eine strenge Aufsicht über die im Lande befindlichen Handwerker und Künstler, ihre Vermehrung und Verminderung, ihre Versetzung aus einer Provinz oder Stadt

in die andere geführt; Ausfuhrverbote, z. B. von Wolle, nicht nur ins Ausland, sondern von einer Provinz in die andere waren in Kraft wie ehemals, die Regierung bestimmte den Preis, machte den Aufkäufer zum Vortheil des kleinen Fabrikanten, und verschaffte diesem Arbeit durch die Bekleidung des Heeres. Das Gewerbe aber wirkte wiederum auf Erhöhung der Accise, wodurch denn auch die Einkünfte des Staates wieder betroffen wurden.

Friedrich II. hielt es für einen großen Nachtheil, wenn Geld für fremde Fabrikate aus dem Lande ging, wie z. B. für Zucker, Wein und Seidenwaaren; deshalb war nichts natürlicher, als daß er auf Surrogate oder Förderung inländischer Fabrikate dachte. Aus dieser Neigung entsprang die Sorge für den Anbau des Maulbeerbaums, für welchen manches Stück Land an Privatleuten und Gemeinden, sehr häufig an Schullehrer geschenkt wurde; Antileute verpflichtete man bei ihren Pachtabschlüssen zu ähnlicher Fürsorge. Auch Seidenfabriken von fremden Stoffen wurden, bis die inländische Pflanzung Erfolg böte, eifrig unterstützt. Natürlich geschah vieles hiervon auf Kosten des Verzehrer's, da man nur durch hohe Zölle auf fremde Fabrikate den Inländern die Concurrenz möglich machen konnte; allein wie vermag sich die Industrie anders zu bilden, als auf diesem Wege; erst mit der Zeit kann sie dieses Beistandes entbehren.

Die treue Sorgfalt des Königs, mit welcher er seinem großen Beruf lebte, lernt man am besten aus den Bemerkungen kennen, die er sich von den eigenen Anschauungen auf Reisen machte. „In Schweidnitz und Reisse, zeichnet er sich auf, fehlt es noch an Ziegeldächern, es muß dafür gesorgt werden; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Ueberlegung; eine neue protestantische Kirche sei in Pleß nöthig; an andern Stellen seien Kirchen und Schulen zu weit entfernt, um von den Einwohnern besucht zu werden.“ Er denkt daran, wie das schlechte Land hier und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkt sich an, wo es in Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufactur; er wisse nichts Anderes, als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen; aber besonders gebrach es in Oberschlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halblinnen anlegen; in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können; für Waaren, wie die Nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Cracau und Teschen einen guten Markt darbieten. Welch ein umsichtiger Blick und welcher ein thätiger Geist spricht aus diesen Bemerkungen, vorzüglich wenn man erwägt, daß zu derselben Zeit sein Auge unverrückt auf die Geschichte der großen politischen Bühne Europas gerichtet war, auf welcher er selbst eine so wichtige Rolle zu spielen übernommen hatte.

Eifrig war seine Sorge für die Förderung des Verkehrs durch Wasserstraßen. Durch den Nauischen Canal ward die Schifffahrt von der Elbe her um acht Tage abgekürzt, durch den Finowcanal die Hälfte der Zeit beim

trieb gewonnen; es ist daher leicht zu ersehen, welcher Vortheil dem Handel durch solche Bauten erwachsen mußte.

Nachdem durch den Frieden alle inneren Verhältnisse geregelt waren, läßt die Gesamteinnahme des preussischen Staates auf etwas mehr als zwölf Millionen anschlagen. Nicht Alles hiervon ward durch die laufende Verwaltung Anspruch genommen; was aber an Ueberschuß da war, nahm Friedrich unter seine persönliche Aufsicht und hielt sorgfältig darüber Buch. Er hatte die große Freibiegung, diese Ueberschüsse bei dem wachsenden Verkehr alljährlich steigen zu lassen. Aus ihnen wurde eine große Anzahl außerordentlicher Bedürfnisse deckt, sowie die Kosten des königlichen Haushaltes, der Alimentaite, wie es nannte, zuweilen auch etwas davon in den Schatz gelegt, um eine Summe mit abzurunden, die zur Bestreitung etwaiger Kriegskosten bestimmt war. Wie rasch es mit dem Ansammeln desselben vorwärts ging, beweist uns eine Rechnung Friedrichs II. vom Jahre 1744, wo er trotz des ersten schlesischen Krieges schon auf 6,200,000 Thaler gestiegen war. Seiner Rechnung nach sollten beim Ausbruch des bevorstehenden Feldzuges zwei Millionen daraus entnommen werden, nämlich eine halbe Million zur Ausrüstung der neugeworbenen Reiteret, die zweite zu ihrem Unterhalt, die dritte für die Kosten des Marsches und den Rest für unvorhergesehene Fälle. Die Winterquartiere in Böhmen wurden zur Deckung der übrigen Ausgaben bestimmt.

Als aber der Krieg eine üble Wendung nahm und dem eignen Lande Gefahr drohte, Frankreich keine Subsidien zahlen wollte, schritt Friedrich, gegen seine sonstigen Grundsätze, zu einer Anleihe bei den Ständen, wofür sie nach alter Art auf gewisse Gefälle angewiesen wurden. Sie belief sich auf 1,356,000 Thaler, und wurde, da der Frieden bald nachher eintrat, in kurzer Zeit wiedererstattet.

Auch der Schatz wurde wiederum gefüllt. Im Jahre 1752 stieg er schon auf sieben Millionen, mit der Aussicht auf eine jährliche Vermehrung von zwei Millionen Thalern; für das Jahr 1758 berechnete man ihn auf neunzehn Millionen. Mit dieser Summe meinte der König vier bis fünf Feldzüge bestreiten zu können. Dies war der große Schatz, neben welchem noch ein sogenannter kleiner angelegt wurde, der zur Mobilmachung dienen sollte.

Die unsichere Stellung, in welcher sich Friedrich II. befand, machte ihm diese Maßregel zur Pflicht, welche natürlich vom finanziellen Standpunkte aus nicht gebilligt werden kann. Wie richtig jedoch seine Ansicht war, erwies der siebenjährige Krieg zur Genüge. Mitten unter starken und gefährlichen Feinden, ohne irgend einen zuverlässigen Bundesgenossen, konnte ihn nur die feste Kriegsfertigkeit einigermaßen gegen die große materielle Uebermacht sicher stellen.

Deshalb war er auch unablässig bemüht, sein Heer für neu bevorstehende Kämpfe zu üben, und die strengste Disciplin, die Grundlage aller kriegerischen Erfolge, in demselben aufrecht zu erhalten. Schon bei der Einstellung der Trupe

forderte er die größte Sorgfalt, denn auf Kraft und Tüchtigkeit der Soldaten im Ertragen der Beschwerden komme es vor Allem an; diese müsse man aber menschlich behandeln.

Von den Offizieren überhaupt forderte Friedrich Kenntnisse und Geist, aber auch untadeliges Benehmen, Hingebung in den Beruf mit Leib und Seele; von den höher gestellten auch Entschlossenheit und Selbstständigkeit, damit sie in dringenden Fällen für sich selbst einen Entschluß fassen könnten.

Von dem Feldherrn verlangte er, daß er sein Regiment selbst einzuerkennen verstehe, denn er müsse den kleinen Dienst kennen und bemerken, wo dagegen gefehlt werde, weil die Gleichförmigkeit in allen Aeußerlichkeiten viel Einfluß auf den mechanischen Theil der Taktik ausübe und die Truppen im Felde zu unbedingten Folge anhalte.

Wir haben schon oben gesehen, welche Sorgfalt Friedrich II. auf die Bildung seiner Reiterei verwendete, wobei er mit der äußersten Strenge verfuhr und Anfangs dadurch manche Mißstimmung erregte. Allein es gelang ihm auch dadurch alle Schwierigkeiten zu überwinden. Fremde sahen voll Erstaunen, mit welcher Sicherheit und Genauigkeit alle Bewegungen ausgeführt wurden, die Reihen bei jeder Bewegungsart geschlossen blieben und jedem Winke der Führer folgten. Bald stand die preussische Reiterei dem Fußvolk gleich, allein auch dieses wurde mit eben der Sorgfalt fortgebildet; vor Allem erregte immer noch die ungemaine Geschwindigkeit im Schießen die Bewunderung der Sachkennner. Mehr jedoch, als auf diese Fertigkeit, gab Friedrich auf die feste Haltung. „Eine Schlacht gewinnen, sagt er, heißt, den Feind nöthigen das Feld zu räumen. Ich übe die Truppen, so rasch anzurücken als möglich; sie haben nicht zu schießen, sondern bedienen sich des Bajonnets, oder bringen, die Hinf über die Schulter, an, so setzen sie den Feind außer Fassung. Nicht das Feuer gewinnt Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Auch von der Cavallerie verlange ich geschlossene, lebhaftere Attaquen. Da die feindlichen Schwadronen weniger geschlossen sind, so können sie diesem Anlauf fast nicht widerstehen; selten kommt es zum Gebrauch der blanken Waffe. Die Infanterie muß den Feind von dem Schlachtfeld so zu sagen hinuntertreiben, die Cavallerie krönt das Werk durch die Anzahl der Gefangenen, welche sie einbringt.

Um so viel als möglich dem wirklichen Kriege in den Uebungen gleich zu kommen, führte der König die Manöver mit größeren Truppenmassen bei dem preussischen Heere ein, namentlich um die Offiziere dadurch auszubilden. Hierbei wurde auf alle Fälle gedacht, der verschiedenste Boden ausgewählt, damit kein Umstand, sobald der Ernst es erforderte, die Truppen in Verlegenheit setzen könnte. Scharfsichtig und praktisch in seinen Maßregeln wie überall, berechnete Friedrich II. die Uebungen seiner Truppen hauptsächlich für den Kampf gegen die Feinde, mit welchen er es bei neuem Ausbruch des Krieges wahrscheinlicher Weise zu thun haben würde; und da es ihm nicht entging, daß ein wesentlicher Theil seiner Truppen keinen Antheil an der Wohlfahrt des Landes, für welches



er kämpfen sollten, empfanden, so arbeitete er nun um so entschiedener darauf hin, als Ersatz dafür den auch um Sold gedungenen Heeren eigenthümlichen kriegerischen Stolz, der oft die Stelle der Vaterlandsliebe ersetzt, einzulösen und festzuhalten. Natürlich blieb das festeste Bindemittel sein genialer Geist selbst.

Auch an Zahl waren die Truppen vermehrt worden. Um das Jahr 1750 bestand das Fußvolk aus 48 Infanterieregimentern und 13 Garnisonregimentern, zusammen 122 Bataillonen, jedes zu 880 Köpfen; die Cavallerie aus 8 Regimentern Husaren, jedes zu 1200 Mann, und 130 Schwadronen Cuirassiren und Dragoner, jede zu 158 Mann; die Gesammtsumme belief sich auf 133 bis 136,000 Mann, eine auch im Verhältniß zu den Vergrößerungen des preussischen Staates durch die neuen Erwerbungen immer noch unverhältnißmäßig große Zahl. An eine Verminderung derselben, wie drückend auch die Last für den Staat erschien, war nicht zu denken, im Gegentheil sann Friedrich stets darauf, sobald seine Einkünfte stiegen, die Streitkraft zu vermehren, denn auf ihr lastete nun einmal das Geschick, das Gleichgewicht unter den großen Staaten, und sich in dem Kreise ihrer Gebieter als ebenbürtiger Vermittler zu erhalten. Im Jahre 1755 belief sich die preussische Streitmacht auf mehr als 152,000 Mann.

Wenn der König mit ungemeiner Selbstständigkeit und Schärfe in alle Zweige der Verwaltung eingriff, so machte er es sich andererseits zum Gesetz, in Bezug auf religiöse und confessionelle Angelegenheiten so wenig als möglich den Selbstherrscher zu zeigen. „Ich bin neutral, pflegte er zu sagen, zwischen Rom und Genf, wer den Andern beeinträchtigt, wird verurtheilt.“ Allen Glaubensgenossen sollte gleiches Recht, auch bei Vertheilung von Unterstützungen keine Rücksicht auf das öffentliche Bekenntniß genommen werden. Er gestattete nicht nur, sondern wünschte, daß Katholiken in seine Dienste träten, und bemühte sich oft, ihnen ehrenvolle Stellen zu verschaffen, sobald das Staatsinteresse nicht unmittelbar dagegen sprach. Anfangs hatte er die Magistratsstellen in Schlesien mit Protestanten besetzt, weil er den Katholiken nicht traute, doch sollte dies für die Zukunft aufhören, und hart verwies er die Protestanten, wenn sie auf irgend eine Beeinträchtigung der Katholiken dachten. Auch die Klöster, obschon er in ihnen viel Widersacher fand, wurden von ihm mit Schonung behandelt.

Bedenklich erschienen dem König die Jesuiten, gegen die er sich zu schützen suchte, indem er, wie sein Ausdruck lautet, den Altar dem Altare entgegenzusetzen wollte. Er berief mündlich Jesuiten aus Frankreich, von denen er hoffte, daß sie dem preussischen Interesse ergebener seien und bei ihrer größeren Bildung bald einen überwiegenden Einfluß auf die gebildeten Klassen ausüben würden. Sein Streben ging dahin, die schlimmen Einwirkungen der religiösen Gegensätze in Bezug auf die Politik unschädlich zu machen. Freilich war dies kein leichtes Werk und durfte manche Streitpunkte hervorrufen, welche Friedrich allerdings praktisch mit Erfolg löste. In einer Kabinettsordre heißt es: „In allen Dingen, die keine Glaubensartikel angehen, bin ich der erste Bischof und habe keine

andere Autorität anzuerkennen," und an einem andern Orte: „Wenn die römische Kirche im Preussischen die Rücksicht genießt, die man ihr in katholischen Ländern widmet, so geschieht das unter der Bedingung, daß der römische Stuhl auch dem König von Preußen alle die Rücksicht gewähre, welche er gegen katholische Fürsten hat, und daß der Clerus ihm ebenso gehorsam sei. Die Religion, die er bekennet, darf ihm nicht die Rechte schmälern, deren sich anderewärts die Fürsten erfreuen.“

Friedrich II. hatte den richtigen Takt, sich mit dem römischen Stuhle nicht auf den Kampf um Grundsätze einzulassen, sondern begnügte sich, wenn er praktisch seinen Hauptzweck erreichte, wobei ihm zu Hülfe kam, daß er in dem Cardinal Erzbischof von Singendorf ein williges Werkzeug zur Ausgleichung der gegenseitigen Interessen fand.

In Bezug auf Schlessien stellte Friedrich II. nur die Verpflichtungen der Ultrantstädter Uebereinkunft her, nach welcher die evangelischen Einwohner den Parochialabgaben an die katholische Geistlichkeit unterworfen blieben, wogegen aber in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Wohlau und Oels auf obenerwähnten Verträge gemäß ein gleiches Recht gegen die katholischen Untthanen eingeräumt wurde, ein Recht, welches ihnen gegen den Bortlaut desselben genommen war.

Dieses Mittel half, denn der Cardinal war verständig genug, den katholischen Geistlichen die Ausübung ihres Rechtes zu untersagen, worauf Friedrich ungehäumt ein ähnliches Verbot für die evangelischen Pfarrer erließ. Singendorf verbot seinen Geistlichen ernstlich, sich jedes beschimpfenden Ausdrucks, wie Kezer u. s. w. zu enthalten, um jedem schroffen Gegensatz vorzubeugen. Ueberhaupt ist anzuerkennen, daß er von den katholischen Oberbehörden in seinen friedlichen Vermittlungsversuchen unterstützt wurde. Selbst der Papst Benedict XIV. drückte seine Freude, als er den Katholiken den Bau einer Kirche in Weismes erlaubte, so groß als sie nur immer wollten und könnten, mit einem oder mehreren Thürmen, mit großen und kleinen Glocken, in dem Cardinals-Collegium aus. Er schenkte sogar einen Bauplatz und Baumaterialien zu diesem Zwecke.

Wenn auch die Gesinnung des Papstes nicht ganz so freundschaftlich war als die lobende Rede, so machte sie doch Eindruck auf die katholische Welt und förderte das gute Vernehmen. Bei Besetzung der Stellen hielt Friedrich II. seine kaiserlichen Vorrechte unerschütterlich fest, was er namentlich in Bezug auf die Wahl des Grafen von Schaffgotsch zum Nachfolger des Cardinals Singendorf bekundete, gegen den das Capitel, und zwar nicht mit Unrecht, seinen Widerspruch erhoben hatte. Ueberhaupt konnte Friedrich trotz der von ihm bewilligten Gleichberechtigung niemals ganz seinen Argwohn gegen die Katholiken überwinden, und vermied es daher in späteren Zeiten, ihnen einflußreiche Aemter im Staate zu verleihen.

Von Seiten der evangelischen Kirche hatte er für seine oberherrlichen Rechte nichts zu besorgen, daher griff er in ihre Angelegenheiten selten unmittelbar ein;

war zufrieden, daß man ihn grundsätzlich als das Haupt der Kirche in Bezug auf weltliche Ordnung ansah. Obwohl persönlich nicht mit den kirchlichen Ansichten einverstanden und zur Duldung verschiedener religiöser Richtungen geneigt, habe er doch nicht das Sektenwesen, weil er in demselben meistens Abweichungen von vernünftiger Anschauung sah. Er begnügte sich hierbei damit, Neuerungen der Art lächerlich zu machen.

Mit größerer Schärfe verfuhr er gegen zügellose Angriffe auf den protestantischen Kirchenglauben, denn, wie fern er selbst ihm stehen mochte, sah er doch die Nothwendigkeit ein, als Haupt der evangelischen Kirche ihr auch hier den erforderlichen Schutz zu verleihen. Dies zeigte er namentlich, als ein damals durch seine Angriffe auf die herrschenden kirchlichen Ansichten vielgenannter Theologe Gbelmann durch seine Schriften einen heftigen und ärgerlichen Streit angeregt hatte. Friedrich II. verbot diese Bücher, doch machte er seiner stets protestantischen Anschauung gemäß einen Unterschied zwischen Person und Sache, denn als die Gegner den tecken Freidenter aus Berlin und den preussischen Staaten vertreiben wollten, schlug er ihnen ihr Gesuch mit den Worten ab: „er müsse manchen Narren in seinen Staaten dulden.“

Die Leitung der kirchlichen Verhältnisse verblieb der herkömmlichen Verfassung nach den Consistorien. Im Jahre 1750 wurde ein Oberconsistorium geschaffen, oder vielmehr das bisherige kurmärkische Consistorium mit der obersten Leitung der kirchlichen Angelegenheiten im ganzen Lande beauftragt. Ihm lag die Prüfung der wissenschaftlichen und sittlichen Befähigung der Kandidaten, die Aufsicht über die Thätigkeit der Geistlichen sowie über die Verwaltung der milden Stiftungen ob. Auch bei der Besetzung theologischer Professuren sollte es befragt, bei Regelung des Schulwesens zu Rathe gezogen werden; im Falle Strafen verhängt wurden, stand ihm die Hülfe der weltlichen Gerechtigkeit zu Gebote. Natürlich blieb andererseits auch die Berufung auf die Landesjustizbehörden vor den Bestimmungen der Consistorien offen.

Bei aller Neigung für eine freie Entwicklung des menschlichen Geistes war Friedrich nicht geneigt, wie wir dies schon in theologischen Dingen gesehen haben, der Presse einen allzuweiten Spielraum zu lassen, besonders nicht in politischen Dingen. Die zu Anfang seiner Regierung den Zeitungen eingeräumte Freiheit wurde schon nach wenigen Monaten wieder aufgehoben, und die Spener'sche Zeitung trug statt des früheren Motto's: Wahrheit und Freiheit, im Jahre 1743 die Umschrift: „Mit königlicher Freiheit“ um den königlichen Adler. Sie stand unter der Censur des Cabinetsministers, welcher darauf zu sehen hatte, daß jede unstatthafte Erörterung über öffentliche Angelegenheiten unterließ; ja auch mißfällige Schriften, z. B. eine schlecht gerathene Deduction der Rechte auf Schlesien, und ein Buch, in welchem die Dreieinigkeit abgelehnet wurde, fielen als Opfer dieser Censur. Im Jahre 1742 wurde den Berliner Buchdruckern verboten, uncensurte Bücher zu drucken, 1743 gottlose und ärgerliche Bücher zu verkaufen.

Seltfam kann es erscheinen, daß der König, selbst ein so treuer Freund wissenschaftlicher Forschung, für die Universitäten, welche wir doch als die Quell dieser Forschungen ansehen, so wenig Liebe bezeugte. Zu ihrer Unterstützung geschah außer dem, was früher schon für sie verwendet wurde, nichts, und dennoch erschien in den ersten Jahren seiner Regierung ein mehrfach wiederholtes Verbot, daß Landeskinder nur auf einheimischen Universitäten, Gymnasien und Schulen studiren sollten. Strafen bis zur Confiscation des Vermögens waren unter Umständen auf den Uebertretungsfall gesetzt. Ein ökonomischer Zweck, das Geld der Unterthanen nicht aus dem Lande gehen zu lassen, war die Ursache dieser strengen Verordnung. Dessenungeachtet geschah für die heimischen Bildungsanstalten fast nichts, wahrscheinlich, weil ihm die Förderung der noch in völliger Kindheit liegenden materiellen Kultur als die noch bringendere Aufgabe erschien und sein praktischer Sinn ihm sagte, daß nicht Alles mit einem Male anzugreifen sei.

Dagegen nahm er selbst den regesten Antheil an dem wissenschaftlichen Treiben seiner Zeit, und umgab sich mit Freunden, welche derselben Richtung lebten, denn nur Bildung und Geist berechtigte zu dem näheren Umgange mit dem Könige. Auch erfreute sich ein Institut in seinem Staate, nämlich die von dem Vater so wenig geschätzte Gesellschaft der Wissenschaften seiner besondern Theilnahme und Fürsorge; denn kaum hatte er den Thron bestiegen, so dachte er auf Maßregeln zu ihrer neuen Belebung. Außerdem hatte sich, durch das Königs Beispiel angeregt, ein Theil der höheren Staats- und Hofbeamten dem Studium der Wissenschaften gewidmet. Bei ihnen war die Neigung zu einem Verein für wissenschaftliche Zwecke erwacht. Bodewils, Borcke, Stille, Schmettau, Holz, Jordan, denen sich Gelehrte von Fach, wie Euler, Pott, Martini, Lieberkühn, Jarriges, Formey anschlossen, versammelten sich, anfangs im Hause einiger Mitglieder, dann auf dem Schlosse, wo ihnen der König einen Saal zu diesem Zwecke anwies. Man kam auf den Gedanken, diesen Verein mit den Trümmern der alten Gesellschaft der Wissenschaften zu verbinden, um ihr einen neuen Lebenstrieb zu verschaffen. Dies geschah, und im Januar 1744 wurde diese erneute Akademie feierlich eröffnet.

Zum Präsidenten ernannte Friedrich II. den schon seit einigen Jahren ihm näher stehenden Maupertuis, einen Mann von rein wissenschaftlichem Sinn, dem auch das Recht verliehen wurde, ausschließlich den Vorschlag bei Erledigung von Stellen zu übernehmen, was bei der Theilnahme so vieler Dilettanten an dem Institute sehr dienlich erscheinen mußte, um alle fremdartigen Interessen zu entfernen.

Leider hatte der König beschlossen, daß die Akademie wesentlich französisch sein und ihre Abhandlungen auch nur französisch herausgeben sollte; die deutsch geschriebenen wurden ins Französische überfetzt, was ihnen freilich in jener Zeit allgemeinere Anerkennung verschaffte. Der König selbst nahm thätigen Antheil, und war in der Klasse der Philosophie und der schönen Wissenschaften einige

sehr lang einer der fleißigsten und thätigsten Mitarbeiter. Für sie schrieb er die Geschichte seines Hauses und Landes, und bald darauf die Darstellung der sieben schlesischen Kriege.

Die Einwirkung der auf diese Weise neubelebten Akademie beschränkte sich eben auf die gelehrte Welt und die nähere Umgebung des Königs, das große Publikum blieb völlig davon unberührt; hier sah es mit der Geistesbildung noch sehr dürftig aus. Etwas allgemeineren Einfluß gewann die Kunst, für welche Friedrich auch in reicherm Maße aus eigenen Mitteln spendete. Hier nahm wenigstens der ganze Hof und auch wohl sonst mancher Auserwählte Theil. Italienische Oper und französisches Schauspiel traten wieder ins Leben; die erstere wurde 1742 das schöne Opernhaus in Berlin gebaut und mit der Oper Grauns eröffnet. Ueberhaupt wendete Friedrich bedeutende Summen auf Errichtung von Prachtbauwerken; das Akademiegebäude, die Domkirche, das Invalidenhaus, der Palast des Prinzen Heinrich (das jetzige Universitätsgebäude), der neue Flügel am Charlottenburger Schlosse, der Bau zahlreicher Privathäuser sind Denkmale seiner Freigebigkeit zur Verschönerung seiner Residenz und Förderung des guten Geschmacks.

Unter diesen Bauten sind die Anlagen in Potsdam, seinem Lieblingsaufenthalte als König, nicht zu vergessen. Hier entstand das königliche Lustschloß am Weinberge, das berühmte „Sans Souci,“ von Knobelsdorf nach den Gedanken und Zeichnungen Friedrichs entworfen, mit reichen Gartenanlagen und einem prachtvollen Terrassenaufgange geschmückt. Im Jahre 1745 begonnen, wurde es vom König im Sommer des Jahres 1747 bezogen.

Der frohe Kreis von Freunden, die ihn in Rheinsberg umgaben, war zu jener Zeit schon sehr gelichtet; Ruher, Cannas, Keyserlingk, Jordan starben vor dem Schluß des Jahres 1745; und während er an seinen hochverehrten Dähan schrieb: „Welch ein Unglück, fast zugleich meinen armen Jordan und meinen theuren Keyserlingk verloren zu haben. Sie machten meine Familie aus, und jetzt bin ich wie verwittwet, verwaist und in tiefer Trauer. Erhalten Sie mir Ihre Gesundheit und bedenken Sie, daß Sie fast allein noch von meinen alten Freunden übrig sind“ — nahte sich auch dieser Freund dem Grabe. Dies waren für das Herz des Königs, der ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft edler Naturen hegte, schwere Schläge. Winterfeld und Fouqué blieben dem König, doch scheinen sie, wie hoch der König auch immer ihren Werth anschlug, seinem Herzen minder nahe gestanden zu haben.

Natürlich fehlte es dem geistreichen Könige nicht an angenehmen und geliebten Gesellschaftern aus dem Kreise seiner Generale, Staatsmänner, fremder Gesandten und Gelehrten, die sich nach der Ehre seines Umgangs drängten, doch konnten sie ihm seine Jugendfreunde nicht ersetzen. Maupertuis und Algarotti, der sich längere Zeit in seinen Staaten aufhielt, waren ihm angenehme Gäste, dem aber, den er gern um sich gehabt hätte, und dem ursprünglich die

Präsidentenstelle an seiner Akademie der Wissenschaften zugebacht war, konnte er nicht dafür gewinnen.

Am nächsten trat ihm der Marquis d'Argens, ein Provençale, der nach einer leichtsinnig verlebten Jugend, von seinem Vater enterbt, seinen Aufenthalt in Holland genommen, und von dort aus durch seine geistreichen Schriften Friedrichs Aufmerksamkeit schon in Rheinsberg auf sich gezogen hatte. Nachdem dem Tode Friedrich Wilhelm I. trat er in des Königs Dienste unter dem Titel eines Kammerherrn, dem Wesen nach aber als Gesellschafter an Friedrichs Hof. Letzterer nannte ihn einen neuen Democrit. Seine geistreiche, heitere, satirische Unterhaltung zog den König stets zu ihm hin, auch bezeugt die große Anzahl von Briefen, welche Friedrich an den Marquis schreibt, und in denen er sich oft bei den wichtigsten Gelegenheiten sein Herz vor ihm ausschüttet, daß unter der scharfen und spottenden Maske des Marquis sich ein theilnehmendes Gemüth verbarg, in welchem sein königlicher Freund neben geistiger Erhebung auch Trost finden konnte.

Wenn wir von den Freunden und dem Umgange des Königs sprechen, dürfen wir natürlich Voltaire nicht übergehen. Es ist schon erwähnt, wie eifrig Friedrich II. kurz nach seiner Thronbesteigung die Gelegenheit ergriff, den hochgeschätzten, genialen Schriftsteller persönlich kennen zu lernen. Im Herbst 1748 war Voltaire in Berlin, zwar ohne Beglaubigungsschreiben, doch im geheimen Auftrage von seinem Hofe, um mit dem Könige über eine neue Erhebung gegen Oestreich zu unterhandeln. Der König nahm die Bemühung seines berühmten Meisters, den Diplomaten zu spielen, halb und halb als Scherz auf, denn er mochte es nicht leiden, wenn seine Freunde sich in Staatsangelegenheiten mischten. Von da an war Friedrichs Stimmung für Voltaire keinesweges mehr so günstig wie vor der näheren persönlichen Bekanntschaft. Ja schon im Jahre 1749 schrieb er an Algarotti: „Es ist recht schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann; allein ich werde mir nichts merken lassen, denn ich bedarf seiner zum Studium der französischen Sprache; man kann Schönes von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch, was geht mich seine Moral an.“

Aus diesem Grunde ergingen noch immer an ihn die ehrenvollsten Einladungen, denen er auch im Jahre 1750 Folge leistete. Eine Pension von 20,000 Francs, der Kammerherrnschlüssel, der Verdienstorden, freie Tafel, Dienerschaft, Equipage wurden ihm gewährt, kurz man ließ nichts mangeln, um ihn zufrieden zu stellen. Der König fand unendlich viel Genuß in seinem geistreichen Umgange, und benutzte ganz ernstlich den scharfen kritischen Geist zur Verbesserung seiner eigenen poetischen Schöpfungen. Allein mit der Zeit traten die schlimmen Seiten des Charakters immer fühlbarer hervor. Niemanden wollte er neben sich etwas gelten lassen, jeden, der ihm nicht sofort wich, verfolgte er mit hämischem Spotte und machte sich durch schmutzige Habsucht allen Seiten von Ehre verächtlich. Außerdem förderte er die Eintracht der Umgebung

des Königs in der Weise, daß ihm dieser nach einem zweijährigen Aufenthalt in seinen Staaten schrieb: „Ich habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und sage Ihnen, daß Sie mit Ihren Intriguen und Rabalen Ihr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften, und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein, und Sie können in Berlin bleiben.“

Den vollkommenen Bruch führten Voltaire's Angriffe auf Maupeouais, den Friedrich in so ehrenvoller Weise zum Präsidenten der Akademie ernannt hatte, herbei. Freilich hatte sich dieser durch sehr wunderliche Aeußerungen in seinen öffentlich mitgetheilten Abhandlungen dem Spotte bloßgestellt, Voltaire aber, der eine so gute Gelegenheit, seine glänzenden Sarkasmen darzulegen, nicht vorübergehen lassen konnte, that dies auf eine für den König selbst höchst verzeihende Weise in der bekannten, von ihm „Alatia“ genannten Spottschrift. Daher ließ ihn Friedrich ersuchen, die Schrift nicht zu veröffentlichen, was auch Voltaire versprach, aber nicht hielt; denn bald erschien auf seinen Antrieb eine neue Ausgabe davon in Dresden, obschon er an ihrer Veröffentlichung keinen Theil zu haben versicherte. Friedrich II. jedoch scheint sichere Beweise von dem Gegentheil gehabt zu haben, denn er schrieb im November 1752 folgende harte Worte an Voltaire: „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach Allem, was Sie gethan haben, und was so klar ist wie die Sonne, leugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht sehen will; aber wenn Sie die Sache auf das Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienen, für Ihr Betragen Ketten werth wären.“

Nach solchen Vorfällen konnte eine dauernde Ausöhnung wohl schwerlich stattfinden; man war von beiden Seiten zu sehr gereizt. Zwar verpflichtete sich Voltaire auf des Königs Ansuchen schriftlich, Niemand in des Königs Umgebung ferner so unglimpflich zu behandeln, nichtsdestoweniger wurde seine Stellung am Hofe von Tag zu Tag unhaltbarer, und er schied deshalb im Frühjahr 1753, ohne daß irgend ein Versuch, ihn durch Entgegenkommen zurückzuhalten, gemacht worden wäre. Ja die Stellung wurde entschieden feindlich, denn Voltaire erlebte die Kränkung, daß man ihn auf Ersuchen des preussischen Residenten in Frankfurt am Main anhielt, weil er einen Band der Gedichte Friedrichs wider Willen des hohen Verfassers mit sich genommen hatte. Da aber das Gedicht erst später ankam, mußte der erzürnte Dichter vierzehn Tage eine Art von Fast dieses Umstandes wegen erdulden. Höchst aufgebracht war jetzt die Stimmung von beiden Seiten und machte sich auch auf sehr heftige Weise Luft.

Deffnunggeachtet fühlte nicht lange Zeit darauf der König das Bedürfnis, mit dem geistreichen Manne seine Gedanken auszutauschen. Schon im Jahre 1768 entspann sich von Neuem zwischen ihnen ein Briefwechsel, der fast noch drei Jahre hindurch mit wenigen Unterbrechungen fortbauerte.

Um zu begreifen, wie Friedrich II. nach so vielen Richtungen hin leben und wirken konnte, wird es belehrend sein, die Art und Weise, wie er seine Zeit eintheilte und anwendete, zu betrachten, denn nur durch die strenge Ordnung und Eintheilung war eine so vielseitige Thätigkeit möglich. Freilich war ihm die Arbeit selbst Genuß, denn in ihr fand er seine Lebensaufgabe. „Du hast Recht, schreibt er 1742 an Jordan, wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite, ich thue es um zu leben, denn nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“ In dem Kalender, der auf seinem Tische lag, waren die feststehenden Geschäfte aufgezeichnet, und jedes Jahr nicht nur mit den eingetretenen Aenderungen in den neuen Kalender eingetragen, sondern auch mit einer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt, wie sie nur von den pflichtgetreuesten Beamten gefordert werden konnte. Allein der König sah auch diese Pünktlichkeit als seine Pflicht an. „Die Völker, sagt er in dieser Beziehung, sind nicht um der Regenten, sondern diese um jener Willen vorhanden. Um ihre höheren Pflichten zu erfüllen, müssen die Regenten unablässig thätig sein und beständige Aufmerksamkeit anwenden, welcher nichts entgehen darf, was auf das Wohl der Unterthanen nähern oder entfernten Einfluß haben kann.“

Diesen seinen Vorschriften kam Friedrich auf das Treueste nach. Im Sommer stand er um drei, selten nach vier, im Winter etwa eine Stunde spätauf; fünf bis sechs Stunden genügten ihm zum Schlafe. In jeder Jahreszeit wurde in dem Schlafzimmer eine Viertelstunde vor dem Becken Feuer im Kamin angezündet, was schon deshalb nothwendig wurde, weil Friedrich den Tag über drei bis vier Quart Wasser mit schwerem französischen Wein gemischt trank und deshalb meistens in starken Schweiß gerieth. Kaum hatte er die Morgenkleider angelegt, so rief er nach den täglich von Berlin am Abend durch einen Jagdjäger abgeordneten Brieffchaften, öffnete die, welche nach dem Betttschaft von abligen Personen kamen, las sie, während ihm der Haarzopf gemacht wurde, und ließ sich die sonst eingesandten Sachen durch die Rabinetsräthe vorlegen mit ihren Auszügen und Bemerkungen. Dann vollendete der König seine Toilette, setzte den Hut auf, den er, außer wenn er zu Tische saß oder mit vornehmen Personen sprach, nie ablegte, und ließ sich von dem General-Adjutanten alle Rapporte sowie alle von dem Heere eingelaufenen Berichte abstaten. Die Stelle eines General-Adjutanten war eine der wichtigsten im Staate, und nur Leute, welche Friedrichs ganzes Vertrauen durch ihre Sinesung und ihre Fähigkeiten verdienten, gelangten zu diesem Ehrenposten.

Nach der Abfertigung des General-Adjutanten begab er sich zum Frühstück, welches nach dem Gemusse von einigen Gläsern Wasser aus zwei bis drei Tassen Kaffee mit und ohne Milch bestand, wobei er sich ebenfalls noch mit zurück-



ehaltenen Briefen und Berichten beschäftigt. Hierauf pflegte er die Hölle vorzunehmen; doch spielte er nicht nach Noten, sondern phantastirte im Auf- und Abgehen, denn während des Spiels fesselte er seine Gedanken auf diesen oder jenen Gegenstand, und behauptete, auch dabei oft auf die glücklichsten Gedanken zu stoßen. Das Spiel blieb mehr eine mechanische Beschäftigung der beim Denken nicht in Anspruch genommenen Kräfte.

Alles dies war bis neun Uhr etwa abgethan; dann ließ er die Kabinettsrätthe kommen, ertheilte ihnen die Antworten auf die eingelaufenen Briefe, welche diese mit Bleistift wörtlich auf die Eingabe setzten. Sie waren demnach eigentlich nur Schreiber Friedrich II., dessen großer Geist sich vor jeglicher Beherrschung sicher stellte, und doch ist selbst unter ihm ihr Einfluß nicht allzuring anzuschlagen. Die Gewohnheit, durch Kabinettsrätthe die Entscheidung in Behörden und Privatleuten zukommen zu lassen, war schon bei Friedrichs Vater aufgekommen. Bei des Königs raschem und scharfem Blick erscheint die Art der Entscheidung ohne Zweifel als die wirksamste; in keiner andern Form hätte Friedrich II. so umfassend seine große Aufgabe, nach allen Seiten zu wirken, in solcher Ausdehnung genügen können.

War dies Geschäft abgethan, so pflegte Friedrich einiges Obst zu speisen, welches stets auf seinem Tische sich befinden mußte, im Winter sowohl wie im Sommer. Zu diesem Zwecke namentlich wurden die kostbaren Treibhäuser in Sans-Souci errichtet. Hierauf zog er seine Uniform an, gab dem Kommandanten die Parole, und schrieb dann Familienbriefe, ertheilte einem oder dem andern, den er bestellt hatte, Audienz, las mit lauter Stimme, übte nicht selten, wenn es die Zeit erlaubte, ein Concertstück für seine musikalischen Abendunterhaltungen, ritt oder ging spazieren und besuchte auch wohl die Parade.

Schlag zwölf Uhr, manchmal sogar noch früher, wenn Friedrich ein besonderes Lieblingsgericht bestellt hatte, ging es zu Tische, wenigstens im Anfang seiner Regierung, wo es noch allgemein so Sitte war; später dagegen trat eine Aenderung ein und die Mittagstafel begann gegen zwei Uhr. Gewöhnlich gab es sechs Schüsseln in zwei Gängen, und außerdem Obst, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, keinen Nachtsch. Man speiste von Porzellan, jeder fast konnte nach Belieben essen und trinken. Rosel und Pontak wurden gewöhnlich vorgesetzt, feinere Weine, wie Champagner und Tokayer, nur auf besondere Anordnung des Königs. Rheinwein aber war verpönt, weil ihn der König haßte; er gab ihm Schuld, daß sein Vater so stark am Podagra gelitten und ihm dasselbe vererbt habe.

Der König war keinesweges unmäßig bei Tafel, aß aber gern feine und besonders scharf gewürzte Speisen, nach französischer und italienischer Art zugeichtet. Besonders liebte er Polenta, Pasteten, Mehl- und Käsespeisen, und zog sich dadurch, zumal in späterem Alter, nicht selten Unverdaulichkeiten und Magenstämpfe zu. Er dehnte gern die Tafelzeit auf mehrere Stunden aus, denn er liebte heiteres Gespräch mit geistreichen Tischgenossen, die er stets um sich zu-

versammeln pflegte, und die auch bei ihm nicht fühlten, daß sie Gäste eines gekrönten Hauptes waren. Er selbst sprach viel und lebhaft, fast immer französisch, und alle Gegenstände, denen eine anziehende Seite abzugewinnen war, wurden in das Gespräch gezogen. Friedrich trank nur Wein mit Wasser gemischt, gewöhnlich Bergerac, aber so lange als die Tafel dauerte; auch dies vermehrte dann die Lebhaftigkeit und Ungebundenheit seines Ausdrucks.

Die Zeugen dieser Scenen rühmen den großen Reiz seiner Unterhaltungsgabe. So sagt unter andern der geistreiche Prinz von Signe: „In Potsdam entzückte mich alle Tage fünf Stunden lang die encyclopädische Conversation des unvergleichlichen Friedrich und gewann ihm vollends mein Herz. Alles, was an Witz und Wendungen Unterhaltendes gesagt werden kann, floß aus seinem Munde. Dabei war der Ton seiner Stimme sanft und etwas leise, seine Lippen bewegten sich mit einer unaussprechlichen Anmuth; seine Augen, die in allen Bildnissen, welche wir von ihm haben, hart vorgestellt sind, und die von den anstrengenden Arbeiten des Kabinetts und von den Mühseligkeiten des Krieges überspannt waren, wurden sanft und milde, so oft er einen Zug von Edelmut erzählte oder erzählen hörte.“ Tischgenossen aus allen Ständen waren ihm angenehm, sobald sie durch Geist oder Kenntnisse anzogen, das Gespräch jedoch leitete er gern selbst, sah es aber immer gern, wenn er witzige, ja auch wohl scharfe Antworten erhielt, denn er suchte Anregung für seinen Geist und schätzte sich nach ebenbürtigen Ringern auf diesem Gebiete. Auch für fein und geistreich gespendetes Lob war er nicht unempfindlich, doch widerlich und verhaßt blieb ihm jede plumpe Schmeichelei.

Obgleich der König es liebte, wenn Leckerbissen auf seine Tafel kamen, denn er selbst entwarf mitunter oder verbesserte den Küchenzettel, so kann man doch seine Tafel nicht kostspielig nennen; der Küchen-Stat überstieg während seiner ganzen Regierung nicht die mäßige Summe von 12,000 Thalern. Freilich hielt er, wie überall, auch hier eine strenge Controлле, denn seinem scharfen Auge entging selbst das gering Erscheinende nicht, und es finden sich manche seiner strengen Revisionen vor, wo er in den allerschärfsten Ausdrücken Rechnungen, die ihm zu hoch angesetzt waren, rügte.

Nach der Mittagstafel blieb der König wieder eine halbe Stunde die Plän und empfing dann von den Kabinettsrathen die von ihm anbefohlenen Antworten auf die eingegangenen Schreiben, denen er außer seinem Namen wohl noch mitunter einige kräftige, mitunter den Empfänger nicht eben sanft berührende Worte beifegte, namentlich wenn sie Punkte betrafen, welche ihn Veruntreuungen oder Vernachlässigungen vermuthen ließen. Gar häufig erhielten die Behörden derartige derbe Zurechtweisungen; selbst die höchsten Beamten waren dagegen nicht sicher. Vor Allen giebt hiervon das General-Direktorium Zeugniß, wo man in einem besonderen Behältnisse diese Rügen aufbewahrte, welches, weil man dieselben mit dem Namen „Rasen“ bezeichnete, gewöhnlich das „Rasen-Spindel“ nannte.

Nach diesem Geschäft nahm der König seinen Kaffee und sprach dann mit Leuten, die er zur Audienz bestellt hatte, besonders Künstler, um ihnen Bestellungen zu machen, oder sonst Männer, von denen er über diesen oder jenen Gegenstand Auskunft begehren wollte. Dies geschah oft im Freien. Hierauf kam der sogenannte lectour, der aber selten vorlas, sondern dem König über neue Werke Bericht abstattete, um ihn stets in Bekanntschaft mit der Literatur zu erhalten. Nicht selten las Friedrich selbst, und zwar laut, wie er es von Jugend auf gern gethan hatte, vor Allem Verse. Zu Zeiten widmete er diese Stunde auch der Schriftstellerei; die meisten seiner zahlreichen Werke sind in ihnen entstanden.

Die Tagesordnung des Königs schloß mit dem Concerte und dem Abendessen. Bis zu der Zeit, wo ihm der Verlust der Vorderzähne beim Hütenspiel zu hinderlich wurde, fand das Concert alle Tage statt, ja selbst im Felde suchte er sich diesen Genuß zu verschaffen. Er selbst war dabei sehr thätig und blies mehrere Concerte, ließ sich auch wohl eins von Quanz, seinem alten Lehrer, über Solos auf anderen Instrumenten vortragen. Der Bratschist Wenda folgte ihm überall hin, Braun nebst den übrigen Concertisten kamen wenigstens in das Winterlager, wo der König sich von seinen gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen nicht abhalten ließ. In den Abendconcerten ließ er dann und wann auch von seinen längern Musikstücken vortragen; mitunter nahmen fremde fürstliche Personen, wenn sie musikalisch waren, an diesen Leistungen Theil.

Hier waltete ein rein künstlerisches Interesse, denn nur Künstlern und wenigen andern Ausgewählten ward der Zutritt zu diesen Unterhaltungen gestattet. Der König selbst erschien darin lediglich als Musiker. Mit den Noten unter dem Arme trat er in den Concertsaal, vertheilte die Stimmen für zwei Violinen, die Bratsche, ein Violoncel, ein Fagott, ein Fortepiano, und legte sie nicht selten mit eigener Hand auf die Pulte. Er selbst blies nur Concerte und Solos, die Quanz für ihn gemacht hatte, oder wohl auch Stücke von eigener Arbeit. Sein Vortrag des Adagios war schön, doch für das Allegro fehlte ihm Athem und Fertigkeit, weshalb sein Spiel in demselben nicht selten etwas matt wurde. Sobald er auf schwere Passagen stieß, überließ er sich manchen Willkürlichkeiten, auf welche Fasch, der in der Begleitung mit Emanuel Bach abwechselte, gefällig einging. Sein College war nicht so nachsichtig, und wohl deshalb nicht so beliebt; er verließ wahrscheinlich aus diesem Grunde, oder weil ihn die stete Wiederholung derselben Stücke langweilte, den Dienst des Königs, um sich nach Hamburg zu begeben.

In spätern Jahren, als Friedrich nicht selbst mehr thätig dabei sein konnte, hörte sein Antheil an den Concerten größtentheils auf, und nur selten wohnte er ihnen noch bei; den Gesag dafür mußte ihm das heitere oder belehrende Gespräch mit Freunden und gelehrten Gesellschaftern ersetzen.

Dem Concerte folgte die Abendtafel, bei welcher auch Gesellschafter, die nicht der Musik beigewohnt hatten, erschienen, und wo es sehr heiter vorging;

denn hier wich jeder Zwang, und bei dem Austausch wichtiger Gedanken wurde der Ausdruck nicht ängstlich abgewogen. Um halb neun Uhr begann die Tafel, in späteren Jahren nur für die Freunde des Königs, da er selbst nicht mehr daran Theil nahm. Deshalb währte sie nicht lange, doch den Unterhaltungen that dies keinen Eintrag, denn auch noch in den spätern Jahren war Friedrich im Kreise guter Freunde voll froher Laune, und nahm den thätigsten Antheil an den muntern Gesprächen.

Stets ununterbrochen thätig steigerte sich Friedrichs Beschäftigung noch zur Zeit der Musterungen. Nicht selten sah man ihn dann schon um halb drei Uhr aufstehen, um vier Uhr zu Pferde sitzen. Zu Anfang des April verließ er Potsdam und zog nach Sans-Souci, doch wohnte er wöchentlich dreimal dem Exerciren bei und kommandirte in Person. Täglich ritt er spazieren, überhaupt war er gern zu Pferde, und ritt nicht selten von Potsdam nach Charlottenburg und Berlin; auch auf Märschen ritt er beständig, nur wenn die Hitze sehr groß war, ging er zu Fuß.

Die Musterungen, welche mit großer Sorgfalt abgehalten wurden, begannen mit dem Anfang des Monats Mai. Von der Mark ging es ins Magdeburgische, nach Pommern, in spätern Zeiten auch Westpreußen und von dort über Küstren zurück, gewöhnlich gegen die Mitte des Juni. Dann erfolgte die sogenannte Ministerrevue, der Regel nach am 16. Juni, denn den 1. Juni fing für die Verwaltung in Preußen das Statsjahr an. Die sämtlichen Minister des General-Direktoriums mußten dann in Potsdam vor dem Könige erscheinen, welcher sich nicht nur alle Stats vorlegen ließ und seiner Prüfung unterwarf, sondern ihnen auch eröffnete, was er für des Landes Beste zu thun willens sei und über welche Mittel er zu verfügen habe. Zugleich theilte er ihnen mit, wie er den Zustand des Landes bei seinen Musterungstreifen, die ihm hierzu die nöthigen Notizen gaben, gefunden hatte. Nirgends entging ihm ein Mangel, und der betreffende Minister erhielt die Weisung, ihm abzuhelpen. Wo er irgend eine nützliche Einrichtung gesehen, da empfahl er sofort eine genaue Prüfung, damit dieselbe über das ganze Land, so weit es die Umstände erlaubten, verbreitet würde. Der König selbst hatte sich zu dieser Conferenz auf das Genaueste vorbereitet, damit er nicht nur das, was bisher geschehen, scharf prüfen, sondern auch die Bahn zu künftigen Verbesserungen brechen könnte. Hier stellte er gleichsam seinen höchsten Dienern ihre Aufgabe für das nächste Jahr, und zeigte ihnen die Bahn vor, welche sie zum Dienst des Staates zu beschreiten hatten. Auf das Volk machte diese Ministerrevue einen wohlthätigen Eindruck, denn Jeder war überzeugt, daß die höchsten Beamten so gut wie jeder andere Diener des Staates einer strengen Controлле unterworfen waren, und daß ein scharf prüfendes Auge sie in dem Wege ihrer Pflichten erhielt. Ein großes Diner folgte dieser wichtigen Regierungshandlung.

Mit ihr schloß Friedrich den Kreis seiner Prüfungen, und gönnte sich dann eine Zeit lang etwas mehr Ruhe; er selbst nannte diese Frist seine Geniem

Dann trank er Egerbrunnen, was sich alljährlich wiederholte, auch fanden sich seine Geschwister sowie andere fürstliche Personen bei ihm ein, überhaupt folgte ein Zeitraum minder angestrenzter Beschäftigungen. Bei dieser Gelegenheit bezog er auch in späteren Jahren das von ihm neuerbaute neue Palais, um Raum für seine Gäste zu haben, welcher in Sans-Souci fehlte.

Ende Juli oder Anfangs August ging Friedrich II. nach Berlin zur Artillerierevue, und von dort trat er die schlesische Reise an. In dieser Provinz, auf deren Sicherheit es ihm begreiflicher Weise am meisten ankam, hielt er sich länger als einen Monat auf, theils um die Militäreinrichtungen auf das Genaueste zu prüfen, theils aber auch zur genauen Regelung der finanziellen Zustände. Civil- und Militärbeamte, sowie die angesehensten Leute der Provinz wurden von ihm zur Tafel gezogen, damit sich das Band der Provinz mit dem preussischen Staate immer fester zeige. Besonders verweilte er in Breslau längere Zeit, oft währte sein Aufenthalt acht Tage, wo dann immer Abendtafel und großer Ball die Festlichkeiten schloß. In den ersten Tagen des Septembers war der König wieder in Potsdam.

Auf seinen jährlichen Reisen machte es sich Friedrich zum Gesetz, überall nach den Zuständen zu fragen. Beamte jeden Ranges, von den Präsidanten an bis zu den geringsten Subalternen wurden von ihm zu den genauesten Berichten über alle Einzelheiten aufgefordert; Landräthe, Amtleute und Schulzen mußten auf Verlangen neben seinem Wagen herreiten und ihm über Ortsverhältnisse Auskunft geben. Doch beschränkte er sich nicht auf Beamte, sondern forschte bei Kaufleuten, Gewerbemännern und Landleuten nach den Verhältnissen der Provinz, und war stets bemüht, ihre Wünsche, sofern sie auf das allgemeine Beste Bezug hatten, zu befriedigen. So waren diese Reisen ein wesentlicher Theil seiner segensreichen Regierungsthätigkeit. In dieser Weise sah er dieselben auch an. „Ich suche, schreibt er darüber an Voltaire, in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu streng erscheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise. Jedermann hat Zutritt zu mir, alle Klagen werden von mir selbst untersucht oder von Andern, und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Dasein ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht den Richter aufmerksam und verhütet harte und strenge Prozeduren.“

Friedrichs äußere Erscheinung war sehr einfach; ja ganz im Widerspruch gegen die Neigung, welche er als Kronprinz für Luxus gezeigt hatte, kannte er kaum die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten. In späteren Jahren trug er oft gestickte und nicht eben durch Reinlichkeit ausgezeichnete Röcke, da er bei zunehmendem Alter immer stärker Spaniol schnupfte. Nur der berühmte Krückstock hatte bedeutenderen Werth, denn die Krücke des spanischen Hofes war von Gold und reich mit Diamanten besetzt. An der Hand trug der König einige Ringe mit kostbaren Brillanten, sonst aber fehlte jeder Schmuck, denn die

Uniform des Leibbattalions, sein beständiger Anzug, entbehrte in späteren Zeiten sogar der Silberstickerei, nur ein einfaches Achselband war darauf zu sehen, so wie auf seinem Hute nur eine einfache weiße Straußenfeder.

Friedrichs Dienerschaft dagegen erschien reich und seiner königlichen Würde gemäß gekleidet. Außer den Wagen, Kammerlakaien, Hofsägern, Kammerhusaren in ziemlich bedeutender Zahl gab es auch Heibucken und Läufer zur Begleitung der reichen Hof-Equipagen. Gegen seine Bedienung war er sehr streng; er strafte nicht nur mit Worten, sondern auch öfters mit Stockschlägen. Nicht selten wurden sie verabschiedet und unter die Soldaten gesteckt.

In ganz besondern Jorn pflegte Friedrich zu gerathen, wenn er an seinen Dienern Umgang mit dem andern Geschlecht bemerkte; er sah es nicht einmal gern, wenn sie verheirathet waren. Diese eigenthümliche Laune traf auch seine Freunde, Gesellschafter und die Offiziere der Armee, für die manche beschwerliche Verordnungen in Bezug auf Verheirathung gegeben wurden. Als einige von seinen Freunden sich vermählten, sprach der König gar nicht günstig über diesen Schritt, und großentheils bestand auch die tägliche Gesellschaft des Königs zur Mittags- und Abendtisch aus Hagestolzen.

### Der siebenjährige Krieg, 1756—1763.

Friedrich II. hatte durch die beiden schlesischen Kriege Ruhm, Ehre, eine politische Stellung unter den Großmächten, aber auch viele Gegner erworben; leider hatte er nur zu sehr Recht, wenn er sagte: das Wort Nachbar und Feind sei für ihn gleichbedeutend. Die größeren deutschen Fürsten waren eifersüchtig auf die ungeahnte Erhöhung ihres Mitstandes, die großen europäischen Staaten sahen mit Mißvergnügen auf den Emporkömmling, der sich in ihre Mitte gedrängt hatte und das bisherige politische System wesentlich zu ändern drohte; ja Manchem mochte es wohl gar gefährlich erscheinen, daß ein Kriegsfürst sich in seiner Nähe erhob, der im Besitz großer finanzieller Talente von Jahr zu Jahr seine Einkünfte mehrte, während andere Staaten sich mit Schulden überhäuften, zumal da dieser Fürst jene Geldmittel hauptsächlich zur Vermehrung seiner Streitkräfte verwendete. Eine so unablässige wirksame Thätigkeit schreckte die Schwachen und Trägen, die sich für das nächste Opfer des kriegerischen Ehrgeizes hielten; fiel den Starken lästig, weil sie in ihm ein schwer zu übersteigendes Hinderniß für eigene ehrgeizige Pläne finden mußten. Wie konnten es die Bourbons, die von Anfang an ihre ganze Kraft daran gesetzt hatten, dem Hause Habsburg längs dem Laufe des Rheins bis an den Ausfluß der Elbe, ja sogar auf dem rechten Ufer des Stromes die Herrschaft streitig zu machen, gern sehen, wenn eine Macht in Deutschland entstand, die zwar den österreichischen Herrschern entgegentrat, allein ebensowenig Frankreichs überwiegenden Einfluß dulden wollte?

Auch in Rußland hatte man ähnliche Ansichten. Dort trat von Jahr zu Jahr sichtbar die Neigung hervor, den Einfluß auf die westlichen Grenzländer auszubehnen; wie störend mußte es daher erscheinen, wenn in eben dieser Zeit sich hier der Kern zu einem mächtigen Staate bildete, welcher den bedrohten Gebieten zum Anhaltepunkt gegen gewaltsame Uebergriffe dienen konnte.

Wenn nun schon in Frankreich und Rußland solche Ansichten sich geltend machen und die politische Richtung bestimmen konnten, wo Ludwig XV. und Elisabeth über üppigem Sinnengenuß nicht zum Bewußtsein ihres Herrscherberufes kamen, wie mußte erst Maria Theresia das Verhältniß auffassen, die, von edlem Streben für die Macht und Größe ihres Hauses erfüllt, mit tiefem Bewußtsein auf die Opfer blickte, welche sie dem verhassten Gegner hatte bringen müssen, und es recht wohl erkannte, daß von allen Großmächten Oestreich durch das Auftreten Preußens den schmerzlichsten Verlust erleiden mußte, weil der Grund und Boden, auf dem sie feindlich mit ihm zusammentraf, Deutschland war, dessen Gebiet ihre Vorgänger schon längst als eine Domäne des habsburgischen Herrscherhauses angesehen hatten, und Friedrich nicht undeutlich die Absicht zeigte, eben auf diesem Grund und Boden seinen Einfluß auszubehnen, und so ihren Absichten auf die empfindlichste Weise entgegenzutreten. Ueberdies konnte sie den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, um so mehr, da sie erfuhr, daß Friedrich II. aus den Domänen des Landes zehnmal mehr als ihr Vater, aus der ganzen Provinz zwei Millionen mehr an Einkünften erhob, und statt der 3—4000 Mann, welche in Schlesien gestanden hatten, sein Heer durch dasselbe um 40,000 Mann vermehren konnte. Welchen Stachel mußte sie da in ihrem Herzen fühlen, zumal wenn man ihr vorstellte, daß Friedrich mit seinem stets gerüsteten Heere wohl noch außerdem bei der ersten günstigen Gelegenheit an eine neue Beraubung denken konnte. Es fehlte nicht an gehässigen Vorstellungen dieser Art, und die stolze Gebieterin schenkte denselben sehr gern Glauben, weil sie dadurch am ersten Berechtigung zum Wiedererwerb des Verlorenen erhalten konnte; denn ging der Bruch des Dresdener Friedens von Friedrich aus, so war Maria Theresia von jedem lästigen Bande des sie beraubenden Vertrages befreit.

Jedoch hatte die Erfahrung gelehrt, daß der Gegner so leicht nicht zu überwältigen war; es bedurfte großer Mittel, und deshalb mußte man sich Bundesgenossen erwerben. Rußland stand schon seit längerer Zeit dem Wiener Hofe nahe, ebenso dem König von Polen, selbst an Frankreich durfte man, wie nach und nach die Stimmung sich in Versailles gestaltete, nicht ganz verzweifeln.

Unglücklicher Weise hatte Friedrich II. selbst nicht unwesentlich zur Verstärkung seiner Gegnerin beigetragen, indem er außer den politischen Gründen zu einer Verbindung gegen ihn auch noch persönliche Veranlassung mancher Art hinzufügte. Es stand nämlich in seiner Macht, den französischen Hof für sich zu gewinnen, wenn er der damals fast allmächtig dort waltenden Gebieterin, der Marquise von Pompadour, auf ihre entgegenkommenden Schritte auch

nur eine geringe Aufmerksamkeit bewiesen hätte. Hatte doch Voltaire bei seiner Reise nach Berlin im Jahre 1750 die verbindlichsten Grüße von der jedenfalls höchst merkwürdigen Frau an den König zu bestellen, jedoch eine sehr unerblickliche Antwort darauf erhalten, die ihr zwar von Voltaire nicht mitgetheilt, jedoch ohne Zweifel durch die Feinde Friedrichs zu ihrer Kenntniß gebracht wurde. Während die ganze diplomatische Welt ihrer Eitelkeit die schmeichelehaftesten Opfer brachte, und Souveräne mit ihr in nahen Verkehr traten, hatte der preussische Gesandte, Baron von Knyphausen, allein den Befehl, die allmächtige Dame nicht zu besuchen. Balori, der französische Gesandte, tabelt in seinen Denkschriften den König wegen dieser Starrheit, da sich keine andere Macht dem Verkehr mit der Marquise versagt habe, und ihm eine Annäherung äußerst vorthellhaft gewesen wäre. Man weiß aus den Denkwürdigkeiten der Gräfin du Barri, daß der König spöttischer Weise die französische Regierung seiner Zeit nach den regierenden Unterröcken eintheilte, und von Cotillon 1, 2 und 3 in dieser Beziehung zu reden pflegte; ist es da ein Wunder, wenn sich die Vereiztheit gegen ihn bis zum äußersten Grade steigerte?

Die Marquise war aber nicht die einzige Feindin, welche sich Friedrich durch seine im Kreise der Freunde keine Schranken kennende spöttische Raune erwarb, auch die Kaiserin Elisabeth war sehr oft Gegenstand derselben, und die witzigen Worte des Königs fanden natürlicher Weise, ohne daß es eines Verräthers bedurfte, durch den Reiz des Treffenden, welcher in ihnen lag, den Weg in das Publikum, und schürten das Rachegefühl derer, gegen welche sie fast geschleudert waren. Den Dresdener Hof, wo er nicht weniger manches Lächerliche zu rügen fand, und den verschwenderischen Premier-Minister Grafen Brühl schonte er nicht, und machte sich Letzteren zum unverföhnlichsten Feinde.

Ganz im Gegensatz zu diesem Benehmen verfuhr man von Wien aus. Graf Kaunitz, nach dem Frieden von Aachen Gesandter in Versailles, war einer der gewandtesten und feinsten Hofmänner seiner Zeit, und benutzte sein Ansehen in den Salons der Marquise, um immer festeren Grund und Boden an dem französischen Hofe und in der Meinung des Königs zu gewinnen. Es gelang ihm vollkommen, indem er selbst seine Kaiserin zu Aufmerksamkeiten gegen die Geliebte des Königs bewegte. Kaunitz aber that noch mehr. Seit dem Jahre 1753 von seiner Herrscherin zum geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler erhoben, erwarb er sich ein großes Verdienst um die Verwaltung, ja man kann wohl sagen Bildung der östreichischen Monarchie, denn dem energischen Willen der Kaiserin und den klugen Maßregeln des Ministers gelang es, Einheit und Kraft in die Gesamtverwaltung zu bringen, und die weitläufigen Besitzungen wenigstens annähernd in einen einheitlichen Staat zusammen zu fassen.

Die ersten Schritte zu einem Bündniß gegen Friedrich II. hatte man der Kaiserin Elisabeth entgegen gethan. Einen Anhaltspunkt bot der Kanzler Bestuchef, welcher die Staatsangelegenheiten in Rußland bei der Unthätigkeit seiner Monarchin ganz in seinen Händen hatte, ein habfüchtiger und der Bestechung



jugendlicher Mann. Anfangs hatte er eine freundschaftliche Stellung zu Friedrich genommen, doch bald nach dem Dresdner Frieden trat er als ein gehässiger Gegner des Königs auf, angeblich, weil er von Friedrich II. bei dem Abschluß desselben kein Geschenk erhalten habe. Diese günstige Gelegenheit ergriff Maria Theresia, um den Abschluß eines Vertheidigungsbündnisses mit der Kaiserin Elisabeth herbeizuführen (1746 den 6. Juni). England und Polen sollten, und im Fall sie sich weigerten, wenigstens Sachsen zum Beitritt aufgefordert werden. In einem geheimen Artikel erklärte Maria Theresia sich zwar verbindlich in Bezug auf den Dresdener Frieden, doch sollten ihre Rechte auf Glog und Schlessien und die Gewährleistung Rußlands dafür wieder in Kraft treten, sobald der König von Preußen sie, Rußland oder Polen angreifen würde. Daher trat England diesem Bunde nicht in Betreff seiner geheimen Artikel bei. Dem Könige selbst blieben letztere bis nach dem Aachener Friedensschluß unbekannt; doch da Rußland beständig rüstete und mit der Bestätigung des Dresdener Friedens zauberte, so arbeitete Friedrich fortwährend an der Vergrößerung seiner Truppenmacht, um jeglichem Angriff gewachsen zu sein. Der Friede hinderte zwar einen Ausbruch offener Feindseligkeiten, doch die feindselige Stimmung endete nicht, sondern erbitterte von Tag zu Tag die Stimmung zwischen beiden Parteien. Besonders wurden die Verhältnisse zwischen Rußland und Preußen von Tage zu Tage bedenklicher, wozu die heißen Ausfälle Friedrichs auf das Privatleben Elisabeths vor Allem nachtheilig einwirkten, und Graf Bestuchef, welchen Friedrich in seinen Schriften als den abscheulichsten Bösewicht darstellt, benutzte allen Einfluß, den ihm der Haß seiner Fürstin gegen den geistreichen Spötter von Sanssouci gewährte, um den Bruch zwischen beiden Höfen unheilbar zu machen. Schon im Jahre 1750 befahl Elisabeth ihrem Gesandten, aus Berlin zu gehen, angeblich, weil ihm nicht mit der nöthigen Ehrerbietung begegnet worden sei, und da in Folge dieses Umstandes auch der preussische Gesandte Petersburg verließ, so waren alle diplomatischen Verbindungen zwischen beiden Höfen abgebrochen. Außerdem war Friedrich mit Georg II. gespannt, wegen der Erwerbung Ostfrieslands, auf welches letzterer als Kurfürst von Hannover Ansprüche zu haben glaubte.

So viel ist gewiß, daß seit dem Aachener Frieden sich das politische System in Europa wesentlich änderte, hauptsächlich durch das Emporkommen Friedrichs und durch die wirkliche oder angebliche Besorgniß der Kabinette vor seiner stets drohenden Kriegsmacht. Maria Theresia hatte jede Hoffnung verloren, durch ein Bündniß mit England die ehemalige überwiegende Stellung des Hauses Habsburg in Europa wieder zu gewinnen, seitdem sie sich überzeugt hatte, daß Georg II. auf keine Weise gegen den Laut des Dresdener Friedens wider Preußen angeregt werden konnte. Selbst ihre unablässigen Vorstellungen, daß Friedrich auf neue Angriffe gegen sie dachte, bewirkten nichts, die englische Regierung wollte sich in diesem Falle nur zu Subsidien an Rußland verstehen.

In eben dem Maße, wie das Verhältniß zwischen dem Wiener und Londoner Cabinet erkaltete, schloß sich Maria Theresia enger an Rußland an, und bereitete eine Annäherung an Frankreich vor. Elisabeth ergriff die Anerbietungen der Kaiserin mit großer Lebhaftigkeit. Im Jahre 1753 ließ sie den Senat zu Moskau versammeln und den förmlichen Beschluß fassen, „daß, da zu fürchten sei, der durch die stete Erhöhung seiner Macht gefährliche König von Preußen werde Rußland und die Verbündeten desselben angreifen, man suchen müsse, ihn wieder auf den früheren Standpunkt seines politischen Einflusses zu beschränken.“ Es sollten in Siebland 60,000 Mann zu einem Angriff auf Preußen, sobald es die Umstände erforderten, zusammengezogen werden (1753).

Wie drohend aber auch diese Bestimmungen lauteten, so würden sie doch keine ernstlichen Folgen nach sich gezogen haben, wenn die Bemühungen Maria Theresias nicht auch zu gleicher Zeit an dem Hofe zu Versailles mit Glück gekrönt worden wären. Maria Theresia hatte, wie oben erwähnt ist, schon vor dem Aachener Frieden den französischen Hof selbst durch Aufopferung der Provinzen Brabant und Flandern für sich zu gewinnen gesucht, sofern Frankreich ihr zur Wiedererwerbung von Schlessien behülflich sein wollte. Mit richtigem Blicke sah sie ein, daß ihr jene fernen Länder eher eine Last als ein nützlicher Besitz wären, wogegen Frankreich seit Ludwig XIV. unablässig die Augen auf diesen Theil der Niederlande gerichtet hatte; daher verzweifelte sie auch nicht, eine günstige Gelegenheit zur Annäherung zu finden.

Zu diesem günstigen Umstande kam noch Ludwig XV. persönliche Abneigung gegen Friedrich und der heftig gereizte Unwille der Frau von Pompadour. Es galt nur noch hier, den fruchtbaren Boden zweckmäßig zu bearbeiten, und man war seiner Sache vollkommen gewiß. Wie geringen sittlichen Gehalt Ludwig XV. auch immer hatte, so gelang es dennoch, seinen Widerwillen gegen Friedrich dadurch zu steigern, daß man einen Krieg mit ihm als ein löbliches Werk für die Sache der katholischen Kirche ausgab, und seinen Widersacher als einen Freigeist bezeichnete, während Graf Stahrenberg, Kaunitzens Nachfolger, die Marquise in ihrer Stimmung für Oestreich zu erhalten wußte. Er wurde hierin von seiner Gebieterin auf das Kräftigste unterstützt, denn französische Historiker und Memoirenschreiber versichern, daß die sittlich sonst so strenge Kaiserin an die Marquise „ma cousine, princesse et cousine, sogar madame, ma très chère soeur“ geschrieben und auf diese Art ihren eifrigsten Beistand veranlaßt habe. Dies geschah meistens hinter dem Rücken der Minister, welche trotz alles Leichtsinnes, der damals in der Staatsverwaltung herrschte, nicht so schnell den alten Traditionen entfremdet werden konnten; allein was vermochten Staatsrücksichten damals auf die Dauer gegen den allmächtigen Einfluß der persönlich einwirkenden Umgebung! —

Ein neuer heftiger Zusammenstoß schien unter den obwaltenden Umständen in naher Aussicht, und bei der geringsten äußeren Veranlassung war der Aus-

und eines allgemeinen Krieges unvermeidlich. Dieser kam merkwürdiger Weise an den fernsten Grenzen der nordamerikanischen Colonien.

Noch immer war die Herrschaft dort zwischen Frankreich und England getheilt, denn trotz der großen Verluste im Utrechter Frieden gehörte den Franzosen Canada nördlich, Neu-Orleans nebst Louisiana im Süden, und wichtige Punkte an den Stromgebieten des Ohio und Mississippi. Letztere waren für die Ausdehnung der englischen Macht in hohem Grade hinderlich, daher arbeiteten sie hier mit aller Kraft den Franzosen entgegen, ebenso wie in dem Versuche derselben, ihren Einfluß auf die Indianerstämme auszudehnen und den Handel mit Pelzwerk an sich zu bringen.

Uebrigens gab eine Bestimmung des Utrechter Friedens geradezu Gelegenheit zu offenem Streite. Durch ihn waren nämlich die Engländer in Besitz Labadiens oder Neuschottlands gekommen, und zwar, wie der Ausdruck lautete, „nach seinen alten Grenzen,“ ohne daß letztere genau ermittelt worden waren, in Umstand, der im Jahre 1713 von geringem Belange sein mochte, jedoch im Laufe der Zeit wesentliche Bedeutung erlangt hatte. Es entstanden Grenzstreitigkeiten zwischen englischen Ansiedlern und den Bewohnern Canadas, an denen die Behörden Theil nahmen, ja welche schon im Jahre 1754 entschiedene Feindseligkeiten zwischen den beiden Regierungen selbst hervorriefen, und die sich bald nicht mehr auf diese fernen Erdstriche beschränken sollten. Wenigstens irrtete Georg II., welcher, obgleich ihm die englische Nationalität nicht so fern geliebt war, als seinem Vater, immer noch eine entschiedene Vorliebe für ein deutsches Stammland behielt, einen Angriff auf Hannover, und suchte daher nach Mitteln zum kräftigen Schutze, im Falle Frankreich dem Kriege eine solche Wendung geben sollte. Deshalb verstärkte er daselbst die eigenen Truppen und suchte sich durch Subsidien den Beistand von 12,000 Mann Hessen. Allein dies genügte ihm nicht, sondern auch mit Rußland begann eine Unterhandlung, der zufolge Elisabeth für englische Hülfsgelder zur Vertheidigung Hannovers 55,000 Mann stellen sollte (September 1753). Dazu war man russischer Seits nicht erbötig, aber nur, wenn der Angriff von Friedrich II. ausginge, was aus der natürlichen Lage der Staaten hervorging und durchaus glaublich erschien, weil damals noch ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen bestand. Aus diesem Grunde, und weil man überdies die Unzuverlässigkeit und Schwerfälligkeit der russischen Kriegshülfe kannte, wendete sich Georg II. an Maria Theresia zum Schutze des Kurfürstenthums. Von hier aus hoffte er auf um so erfolgreichern Beistand, als die Kaiserin seit dem Frieden, entweder um Preußen zu unterstützen oder sich gegen dasselbe zu schützen, ihre Streitmacht wesentlich erhöht und entwickelt hatte.

Seitdem Maria Theresia durch den Frieden freie Hand zur Entwicklung der Kräfte ihres Staates erlangt hatte, war in alle Zweige der Verwaltung ein neues reges Leben gekommen. Unter der Leitung des Minister Haugwitz hoben sich die Finanzen, und Maria Theresia, die jeden äußeren Glanz dem öffentlichen Nutzen unterordnete, wendete die ihr dadurch gebotenen Mittel zur

Förderung der öffentlichen Angelegenheiten nach allen Seiten hin an. Vorzüglich aber dachte sie auf Verstärkung des Heeres, und eingedenk des Wortes, welches Eugen ihrem Vater gegenüber ausgesprochen hatte, als er durch die pragmatische Sanction der Tochter das Erbe Habsburgs sichern sollte, brachte sie ihr Heer auf 200,000 Mann; doch blieb ihre Thätigkeit nicht auf die Erhöhung der Zahl beschränkt, sondern auch die vielfachen Mängel, welche eine freiere Entwicklung des Kriegswesens hemmte, wurden abgestellt. Bunt zusammengesetzt, wie das ganze Heer an Nationalitäten war, hatte es bisher sich auch in seinen Einrichtungen erwiesen; jedes Regiment besaß sein besonderes Exercier-Reglement. Diesem Uebelstande ward allgemein abgeholfen. Graf Leopold von Daun erwarb sich das Verdienst, Einheit in die vielfach verschiedenen Massen zu bringen; ein anderer ausgezeichnete Kriegsmann, Fürst Joseph Wenzel von Sickingen, bildete das Geschüßwesen aus, wobei er mit echt patriotischem Sinn ansehnliche Summen aus seinem eigenen Vermögen zu diesem Zwecke unter Maria Theresias dankbarer Anerkennung verwendete.

Obgleich Letztere in Folge dieser Verbesserungen dem Ansuchen Englands vollkommen genügen konnte, so war sie doch keinesweges zu einem Versprechen geneigt, welches sie von ihrem Hauptziele, der Demüthigung Friedrichs unter Frankreichs Beihülfe, abgezogen hätte. Deshalb ging sie nicht nur nicht auf Englands Vorschläge ein, sondern vernachlässigte sogar alle zu Gunsten Englands abgeschlossenen Verträge. Sie stellte nämlich die durch den Barrière-Tractat der österreichischen Regierung aufgebürdete Befolgung der holländischen Truppen in den flandrischen Festungen ein, und beschränkte die Handelsvortheile, welche die Engländer in den Niederlanden bisher genossen hatten. Es war also geradezu auf einen Bruch mit England abgesehen, ohne Zweifel, um desto eher in nächst Verhältniß mit Frankreich zu treten. Man nahm in London einen drohenden Ton an, worauf Maria Theresia mit Lebhaftigkeit erwiderte, sie sei Souveränin der Niederlande und werde sich von keinem Andern Gesetze vorschreiben lassen.

Dessenungeachtet ließ sich Georg II. auch diese Willkür gefallen, denn ihn drängte die Sorge für das Kurfürstenthum Hannover. Als daher im Frühjahr 1755 der Krieg zwischen Frankreich und England, freilich ohne Erklärung, durch Wegnahme französischer Schiffe begonnen hatte, fragte der König in Wien an, was sie zur Vertheidigung Hannovers und Flanderns thun wolle. Maria Theresia stellte hohe Forderungen. Zur Sicherung gegen Preußen sollten 60,000 Russen, und mit ihnen verbunden auch Sachsen, Baiern, Hessen, alle durch englische Subsidien unterhalten, sich dem Könige von Preußen entgegenstellen. Georg II. fügte sich in diese ungemein hohen Forderungen, verlangte jedoch seinerseits, daß Maria Theresia ihre Truppen in Flandern auf 25 — 30,000 Mann verstärken sollte. Hierzu wollte man sich natürlich in Wien nicht verstehen, weil ein solcher Schritt jede Annäherung an Frankreich verhindert hätte; deshalb wurde der Ton zwischen den Kabinetten von Wien und London von Tage zu Tage immer bitterer, bis endlich Georg II., der nutzlos verschwendeten Mühe

Wachthaffig, die Unterhandlungen abbrach und sich an den König von Preußen wandte (Juni 1755).

Jeder Unbefangene wird bei einem Blick auf die politische Lage der Zeit und einer unparteiischen Beurtheilung der Lage Friedrichs in Folge der bisherigen politischen Entwicklung überzeugt sein, daß die Befürchtungen, die man von ihm hegte oder zu hegen vorgab, vollkommen unbegründet waren. Nach den Erfahrungen, die er bisher gemacht, konnte er von keiner Seite Unterstützung für neue Eroberungen, von vielen aber feindselige Angriffe zu seiner Demüthigung erwarten; im allerglücklichsten Falle war bei einem neuen Kriege nur eine Gewährleistung des schon Erworbenen zu erlangen, im unglücklichen Alles zu verlieren; darf uns seine bisherige so umsichtige und besonnene Politik deshalb auf eine Neigung bei ihm zum Kriege schließen lassen?

Daß geheime Verhandlungen über einen Bund gegen ihn an den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden gepflogen wurden, konnte Friedrich II. wohl nicht entgehen, und leicht begreiflich ist es daher, daß ihm Alles darauf ankommen mußte, die Tragweite dieser gegenseitigen Verpflichtungen kennen zu lernen, damit er wußte, wie weit er seine Schutzmaßregeln auszubehnen habe. Der diplomatische Verkehr in jenen Zeiten war aber auf Mißtrauen und Täuschung gegründet; man scheute kein Mittel der List und Verstellung. Auf Befehl des Grafen Brühl wurden schon im Jahre 1747 die Depeschen des preussischen Gesandten in Dresden heimlich geöffnet und sein Kammerdiener bestochen, damit er dem Herrn die Chiffre entwendete. So konnte es nur als Vergeltung angesehen werden, wenn seinerseits der preussische Gesandte den Kanzleisten bei dem Departement des Innern, Friedrich Wilhelm Kenzel, veranlaßte, ihm vermittelst eines nachgemachten Schlüssels die wichtigsten Korrespondenzen aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mitzutheilen. Auch von der östreichischen Gesandtschaft in Berlin wußte man durch geschickte Benutzung der Verhältnisse wichtige Nachrichten einzuziehen, und über Alles, was in Petersburg geschah, empfing Friedrich II. fast direkte Nachrichten von hoher Hand, denn seit dem Jahre 1755 stand der als Nachfolger Elisabeths bezeichnete Großfürst Peter in geheimem Briefwechsel mit dem Könige von Preußen, den er als den größten Mann seiner Zeit verehrte.

Thörichte Fahrlässigkeit wäre es von Seiten Friedrichs gewesen, mitten unter so viel Unehrllichkeit der einzige Ehrliche sein zu wollen, und wenn er unter solchen Umständen nicht auf die allerkräftigsten Sicherheitsmaßregeln gedacht hätte. Olag, Reisse, Rosel, Brieg und Glogau wurden stärker befestigt und in Vertheidigungszustand gesetzt, die Truppen vervollständigt und eifrig eingeübt, freilich für die Feinde ein Grund mehr zu neuen Verdächtigungen. Von Seiten Frankreichs schien es darauf abgesehen, durch ein beleidigendes Benehmen das schon sehr gelockerte Band vollständig zu zerreißen; man äußerte sich in Staatschriften auf die anmaßendste Weise, obschon es bekannt war, wie empfindlich der König in Betreff des Ehrenpunktes war, und wie es ihn verletzete,

sobald man gegen ihn die Miene eines für Sold gebungenen Miethlings annahm. Der preussische Gesandte berichtete, es sei ihm geradezu von dem Minister des Auswärtigen gesagt worden: „Schreiben Sie Ihrem Könige, er möge uns in der Unternehmung gegen Hannover beistehen; es giebt da Gelegenheit zum Blündern; der Schatz des Königs von England ist gut versehen. Ihr König braucht ihn nur zu nehmen. Das ist ein guter Fang.“ Einen solchen Lohn mochte Friedrich II. nicht ertragen, auch sah er wohl darin, wie sehr sich die politischen Ansichten am Hofe zu Versailles geändert hatten, und daß auf die Fortsetzung eines aufrichtigen Bündnisses mit Frankreich nicht mehr zu rechnen war. Dieses lief im Juni des Jahres 1756 ab, und Friedrich durfte daher diese Zeit als einen Wendepunkt seiner politischen Stellung ansehen.

Da man in England die Lage des Königs ebenfalls kannte, so hielt man es für die gelegene Zeit, jetzt, wo jedes andere Hülfsmittel abgeschnitten war, mit ihm in nähere Verbindung zu treten. Zu diesem Zwecke erschien ein englischer Bevollmächtigter in Berlin. Durch den Herzog von Braunschweig, des Königs Schwager, ließ er die ersten Vorschläge in Betreff der Art, wie Deutschland vor aller Gefahr eines bevorstehenden Krieges zu schützen wäre, mittheilen. Friedrich wies die Anträge nicht zurück, ging aber ebensowenig sogleich auf sie ein, sondern verlangte zuerst von seinen Gesandten Nachricht über die Stimmung des Petersburger Kabinettes, weil er gern wissen wollte, ob daselbst das englische oder das österreichische Interesse vorkam, da er durch England sich gegen einen russischen Angriff sicher stellen zu können hoffte. Die Antwort lautete günstig, denn die Ansicht seiner Botschafter war, die Russen seien ein habfüchtiges und feiles Volk, und dem stets zu Gebot, welcher das meiste Geld geben könnte; deshalb dürfe man auf Englands Einfluß rechnen.

Wir sehen, immer noch galt ihm die Erhaltung des Friedens als das höchste Ziel; deshalb ging er in die Unterhandlung mit England ein. Am 16. Januar 1756 wurde das Bündniß abgeschlossen unter dem Namen eines Neutralitätsvertrages. Beide Mächte nämlich verpflichteten sich, ihre früheren Bündnisse und Gewährleistungen vom Jahre 1742, 1745 und 1746 zu erneuern, und nicht nur jede Macht vom Angriff auf die Staaten beider Theilnehmer abzuhalten, sondern auch, wenn irgend eine fremde Macht Truppen in Deutschland einrücken lassen würde, ihre Streitkräfte gegen dieselben zu vereinigen, damit in Deutschland die Ruhe aufrecht erhalten würde.

Dies war der einzige selbstständige Schritt, welcher Friedrich II. noch übrig blieb, und wie er hoffte der sicherste; dessenungeachtet beschleunigte er dadurch den Ausbruch der Katastrophe.

Zwar hatte er nie nachdrücklichen Schutz von Frankreich erwartet, und deshalb auch nicht die Erneuerung des Vertrages, in Folge dessen man ihm so erniedrigende Anträge machte, nachgesucht, doch hielt er es andererseits nicht für möglich, daß die französische Regierung in vollem Ernste die Hand zur Unterstützung Preußens bieten würde, weil dies doch nichts Anderes hieße, als

Österreichs Macht in Deutschland zum vollendetsten Uebergewicht bringen, ein Anstand, den Frankreich seit Karl V. Zeiten mit Anstrengung aller seiner Macht zu verhüten gesucht hatte. Allein Friedrich II. vergaß, was er selbst so herbe und zu seinem Schaden gerügt hatte, daß in Versailles nicht mehr die Staatsraison, sondern Laune und persönliche Vereiztheit von Personen, denen jede höhere Idee von Regentenpflicht fremd war, den Ausschlag gab.

In dem Cabinet Ludwиг XV. war nämlich immer noch ein Theil der Minister für eine Verbindung mit Friedrich gegen König Georg II. Als Organ dieser Stimmung erschien der Herzog von Nivernois in Berlin, fand aber natürlich für seinen Antrag beim Könige nicht die gewünschte Aufnahme, sondern dieser zeigte ihm einfacher Weise den mit England abgeschlossenen Neutralitätsvertrag, in der Hoffnung, ihm dadurch zu beweisen, daß in der Uebereinkunft mit England keine feindliche Absicht gegen Frankreich läge. Allein, was Friedrich als einen berechtigten Akt fürstlicher Selbstständigkeit ansah, nannte man in Frankreich Abtrünnigkeit und Verrath; Oestreich sah sich seinem Ziele einen Schritt näher.

Unverzüglich legte Kauniz nun die letzte Hand an sein Werk. Schon früher hatte er bestimmte Anträge machen lassen; Friedrichs Macht sollte völlig gebrochen, sein Besitz zum großen Theil an Oestreich, Schweden und Sachsen vertheilt, letzterem die erbliche Königskrone in Polen ertheilt werden. Dafür wollte sich Oestreich von England trennen, dem Infanten Don Philipp für Parma und Placenza den größten Theil der spanischen Niederlande, an Frankreich die Seeplätze Neuport und Ostende abtreten.

So lockend diese Anerbietungen waren, konnten sich die französischen Staatsmänner noch immer nicht mit Gedanken ausöhnen, zu Gunsten Oestreichs ihr ehemaliges Bündniß mit Preußen und andern kleineren deutschen Staaten aufzugeben, und dadurch ersteres zum unbedingten Gebieter im Reiche zu machen; allein als die Nachricht von dem Neutralitätsvertrag ruckbar wurde, überwog die augenblickliche Vereiztheit alle fernere Erwägung; die östreichische Partei hatte gewonnenes Spiel, und Ludwig XV. erklärte seine Zustimmung zu dem Abschluß eines Schutz- und Truppbündnisses mit Oestreich. Es wurden am 1. Mai 1756 zwei Verträge abgeschlossen, ein Neutralitätsvertrag und ein Schutzbündniß. In ersterem versprach Oestreich für den gegenwärtigen Krieg zwischen Frankreich und England neutral zu bleiben, Frankreich dagegen die östreichischen Staaten nicht anzugreifen; der zweite verpflichtete jeden der beiden Staaten in dem Falle eines feindlichen Angriffes dem Bundesgenossen mit 24,000 Mann beizustehen; in einem geheimen Artikel erhielt diese Verpflichtung noch weitere Ausdehnung.

Nachdem Kauniz die Verbindung Frankreichs und Preußens gelöst und ein Bündniß mit Frankreich zu Stande gebracht hatte, war er überzeugt, sein Ziel vollständig erreichen und Preußen mit Hilfe Frankreichs vernichten zu können. Er bot glänzenden Lohn dafür; Don Philipp sollte statt der Herzog-

thümer Parma, Biacenza und Guastalla die gesammten östreichischen Niederlande mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg erhalten, welches nebst Chimay und Beaumont für Frankreich bestimmt war. Natürlich wollte Oestreich so bedeutende Opfer nicht eher bringen, als bis es in vollständigen Besiz von Schlesien und der Grafschaft Glatz gekommen wäre. Ludwig XV. war mit diesen Vorschlägen ganz zufrieden, nur wollte er sich Ehren halber zu einem Angriff auf den ehemaligen Bundesgenossen nicht einlassen.

Rauniz zweifelte jedoch nicht, daß er, was in Folge ausdrücklicher Bestimmung nicht festgestellt werden konnte, durch einen Umweg erreichen würde. Hierzu sollte ihm die Kaiserin Elisabeth dienen. Diese Monarchin war zu einem Angriff auf den König von Preußen entschlossen. Im Senate war ein förmlicher Beschluß gefaßt, sich jeder Vergrößerung des Hauses Brandenburg auf das Kräftigste zu widersetzen, man dachte deshalb ernstlich auf die Herstellung der nöthigen Kriegsmittel. Einem neuen Entwürfe zufolge sollte das Königreich Preußen an Polen, Kurland und Semgallen an Rußland, Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden kommen, und Rußland war hierbei so eifrig, daß es schon im August des Jahres 1756 mit den Kriegsoperationen beginnen wollte. Diese kriegerische Stimmung des Bundesgenossen war allerdings dem Grafen Rauniz sehr erwünscht, doch gedachte er nicht eher mit entschiedenen Maßregeln vorzugehen, als bis Frankreich sich noch enger an die Coalition angeschlossen hätte. Hiermit sowie mit den nöthigen Kriegsrüstungen meinte er bis zum Frühjahr 1757 zu Stande zu kommen.

Die Fäden der diplomatischen Intriquen waren künstlich genug gesponnen; Oestreich wollte den Verträgen mit Frankreich gemäß keinen Angriff machen, sondern denselben Rußland überlassen, dann aber sich in das Spiel mischen, damit es als angegriffenen Theil von Frankreich die vertragsmäßige Hülfe verlangen dürfte.

Noch vorsichtiger zeigte sich Sachsen, welches erst, wie der Ausbruch lautete, wenn der Reiter im Sattel wankte, auf dem Kampfplatz erscheinen und den Ausschlag geben wollte. Wenn auch Sachsen nicht förmlich in das Bündniß der großen Mächte aufgenommen war, so zeigte es doch gegen Preußen die feindseligste Gesinnung, und hätte, dem erwähnten Worte gemäß, ohne Zweifel die hülflose Lage desselben zu seinem Vortheile benugt.

Friedrich II. kannte, wie wir wissen, das ganze hinterlistige Gewebe seiner Gegner, und sah den Sturm unabwendbar nahen. Er konnte nicht anders handeln, als er bisher gethan, denn die Erneuerung eines Bündnisses mit Frankreich war unmöglich geworden, da dieses nur durch feindselige Stellung gegen Hannover zu erreichen war, ein Akt, den ihm jede gesunde Politik verbieten mußte.

Friedrichs II. Lage war äußerst bedenklich, denn nach Allem, was er bisher erfahren hatte, mußte er im Frühling des folgenden Jahres den Angriff von 200,000 Mann erwarten; es stand nicht mehr in seiner Macht, denselben auf



diplomatischem Wege abzuwenden. Da faßte er den kühnen Entschluß, seinen Feinden zuvorzukommen. Er hoffte die Gegner, ehe sie ihre Streitkräfte gesammelt hätten, zu überfallen, zu entwaffnen oder durch einen unvermutheten Hauptschlag zu erschrecken, und hierdurch die ganze Coalition zu zersprengen. Allerdings setzte er sich hierdurch der Gefahr aus, als Angreifer zu erscheinen, und dadurch Oestreich Gelegenheit zum Anspruch an die vertragsmäßige Hülfe Frankreichs zu geben; allein Friedrich überlegte ganz richtig, daß er diesem übeln Umstande nie entgehen konnte, wenn dem Plane gemäß Rußland ihn angreifen und demnach zur Vertheidigung gegen Elisabeth und ihre Bundesgenossen zwingen würde.

Friedrich meinte daher mit vollem Recht, daß ein thatenloses Abwarten, fern davon, Vortheil zu bringen, ihn der noch schwerern Gefahr eines gleichzeitigen Angriffes von allen Seiten aussetzen dürfte. Mit gerechtem Stolz erwiderte er deshalb dem englischen Gesandten Mitchell, als er ihm vom Angriff abrieth: „Glauben Sie, daß ich mir werde Nasenstübe geben lassen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!“ Mit Unwillen wies er ähnliche Mahnungen des französischen Gesandten Valori zurück, keinen Angriff auf Oestreich zu machen, da er andererseits die Erhaltung des Friedens nicht verbürgen wollte. Daß aber, wenn es wirklich zum Kriege kommen mußte, ihn nur schnelles Ergreifen des Augenblickes retten konnte, da jeder Tag die Streitkräfte des Feindes stärkte, die seinigen aber schwächte, das lag auf der Hand.

Am deutlichsten erwies sich dies in Sachsen. Für den Augenblick belief sich das in diesem Lande gesammelte Heer auf 18,000 Mann; Friedrich berechnete, daß es während des Winters auf 40,000 Mann gebracht werden könnte. Deshalb dachte er nur noch an eine kriegerische Entscheidung. Dreien seiner vertrautesten Generale, Schwerin, Winterfeld und Reßow, legte er seine Absicht vor. Anfangs war nur Winterfeld für den Krieg; als ihnen aber die aus Dresden übersendeten geheimen Staatschriften vorgelegt wurden, rief der alte Schwerin aus: „Da denn Krieg geführt werden muß, so laßt uns heut aufbrechen, das Kornreiche Sachsen einnehmen und von da nach Böhmen vorbringen!“

Um jedoch wo möglich jeden Vorwurf einseitigen Friedensbruches zu vermeiden, ließ Friedrich in Wien eine Denkschrift über die von ihm gefürchteten Angriffsbündnisse abgeben, da er auf mündliche Anfrage von Maria Theresia nur eine ausweichende Antwort erhalten hatte. Die Kaiserin drückte durch ihren Gesandten ihr großes Befremden über die Beschuldigungen des Königs aus. Sie habe nur auf die Nachricht von starken Rüstungen in Preußen die nöthigen Sicherheitsmaßregeln getroffen; die Beschuldigungen wegen des Angriffsbündnisses wären falsch und erdichtet, und könnte nur von Nebelwollenden zum Anlaß von Feindseligkeiten genommen werden.

Am 21. August hatte Friedrich die Antwort der Kaiserin erhalten; am 29sten rückte er mit 60,000 Mann in Sachsen ein. Hier war man ganz unvorbereitet, und deshalb fiel auch das Land ohne Gegenwehr in die Hände der

Preußen. Zu gleicher Zeit erschien ein Manifest zur Rechtfertigung des allerdings gewaltsamen Schrittes, in welchem die Verhandlungen der betreffenden Höfe über Angriffsbündnisse und Theilungsverträge zur Mittheilung an alle europäischen Höfe zusammengestellt waren. Der vollständige Beweis, daß dies Alles zur Ausführung kommen sollte, war allerdings nicht zu geben, denn der Verfasser des Manifestes selbst sagt noch dreißig Jahre später: „Es ist ausgemacht, daß diese Pläne, den König zu bekriegen und seine Länder zu theilen, wirklich existirten, aber da sie nur eventuell waren und die Bedingung voraussetzten, wosfern der König in Preußen Gelegenheit zum Kriege geben würde, so wird es immer unentschieden bleiben, ob diese Pläne jemals würden zur Ausführung gekommen sein, und ob es gefährlicher gewesen sein würde, sie zu erwarten als ihnen zuvorzukommen.“ Es lag aber nicht im Charakter des großen Königs, sich von den Begebenheiten leiten zu lassen, sondern sein feuriger und ebler Geist sträubte sich gegen den Gedanken, wehrlos zum Spielwerk seiner eifersüchtigen Gegner herabzusinken; die glorreichen Thaten, durch die er sich seinen Helldenruhm erworben, machten es ihm zur unerläßlichen Bedingung, nicht die Gefahr erst zu erwarten, sondern mit Kühnheit ihr entgegen zu treten.

Am 9. September zog Friedrich II. in Dresden ein; am folgenden Tage wurde das sächsische Heer, welches bei Pirna unter dem Königsstein eine feste Stellung eingenommen hatte, um die Ankunft der Oestreicher zu erwarten, eingeschlossen. Der sächsische General Rutowski hatte alle Vorsichtsmaßregeln zur Vertheidigung getroffen, um mit seinen 17,000 Mann der überlegenen preussischen Macht die Spitze bieten zu können, allein in der Eile hatte man nicht an den nöthigen Mundvorrath gedacht, sondern nur für funfzehn Tage sich damit versorgt. August III. selbst befand sich auf dem Königsstein, und unterhandelte von hier aus mit Friedrich, indem er ihm die Neutralität Sachsens anbot.

Der König von Preußen seinerseits wendete jeden Vorwurf, als wolle er das Land seines Nachbarn erobern, von sich ab, und erklärte, er nähme es nur in Verwahrung, um es vor anderweitiger feindlicher Besignahme zu schützen. Nichtsdestoweniger wurden zur Verpflegung der preussischen Truppen große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fütterung ausgeschrieben; die Stadt Torgau befestigt und mit Kanonen besetzt, welche man in den eroberten sächsischen Städten gefunden hatte. Es wurde in dieser Stadt ein förmliches preussisches General-Kriegs-Commissariat eingerichtet, unter dessen Verwaltung die Kriegskasse so wie die aus dem Lande erhobenen Kriegssteuern standen. Das persönliche Benehmen des Königs war freundlich und gewinnend gegen Jedermann; ja Friedrich II. ließ durch den Feldmarschall von Keith die Königin und die übrigen in Dresden zurückgebliebenen Mitglieder der königlichen Familie verbindlichst begrüßen.

Nichtsdestoweniger kam es an dem Schlosse zu einem ärgerlichen Auftritte. Der König hatte, wie wir wissen, nur Abschriften von den gegen ihn gepflogenen

Verhandlungen, mit denen er keinen schlagenden Beweis für die Begründung des Schrittes geben konnte. Hierzu bedurfte er der Originalien, und diese fanden sich in dem kurfürstlichen Archive, zu welchem die Königin, da dasselbe unter ihren Zimmern lag, selbst die Schlüssel bewahrte. General Wylisch, Commandant von Dresden, erhielt den Auftrag, sich in Besitz der gewünschten Schriften zu setzen, stieß aber auf den entschiedenen Widerstand der Königin, welche trotz aller inständiger Bitten des beauftragten Generals die Schlüssel nicht ausliefern wollte, bis letzterer ihr eröffnete, daß ihm im schlimmsten Falle nichts Anderes übrig bliebe, als Gewalt anzuwenden. Nun wurden die Schlüssel gebracht, und alle Papiere, welche die Verhandlungen der Gegner Friedrichs enthielten, zusammen an vierzig Bände stark, nach Berlin geschafft, wo der damalige Geheime Legationsrath von Herzberg aus diesen Quellen eine Rechtserklärungsschrift unter dem Titel: „Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe“ verfaßte, und dadurch die feindseligen Absichten der beiden Höfe auf das Klarste nachwies.

Indessen hatte der Kaiser ein Dehortatorium erlassen, in welchem er den König ermahnte, von seiner „unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Unternehmung abzulassen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen.“ Zu gleicher Zeit erschienen Avocatorien mit dem Befehl an alle preussischen Generale, ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht der Abwendung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollten.

Friedrich II. ließ sich natürlich durch solche Mahnungen nicht beirren, sondern bedrängte die eingeschlossenen Truppen seines Gegners, und nahm die nöthigen Maßregeln, um jeden Entsatz von Böhmen aus zu verhindern. Hier hatte sich nämlich ein österreichisches Heer unter dem Befehl des Feldmarschalls Grafen Brown in dem Lager von Collin gesammelt, doch fehlte es hier noch an vielen nothwendigen Dingen, namentlich an Pferden zur Fortschaffung des Geschützes und der Kriegsvorräthe. Doch ging die Kaiserin mit gutem Beispiel voran; sie öffnete ihre Marställe und erregte hierdurch die Racheiferung des böhmischen und österreichischen Adels.

Der König sendete den Truppen Browns den Feldmarschall Keith entgegen, während Schwerin von Schlessen aus mit 35,000 Mann gegen Königsgrätz vorrückte.

Friedrich selbst befand sich bei dem Heere, welches den General Kutowski einschloß. Als er aber hörte, daß Brown gegen Sachsen vorbrang, setzte er sich an die Spitze der ihn beobachtenden Truppen und machte sich zum Kampfe bereit. Am 30sten September stießen beide Heere bei Lowositz aufeinander und am Tage darauf kam es zur Schlacht. Browns linker Flügel stand durch Sümpfe und tiefe Gräben gedeckt, der rechte lehnte sich an das Städtchen Lowositz, in welchem sein bestes Fußvolk und eine große Menge Geschütz aufgestellt war. Bis gegen Mittag deckte ein starker Nebel das Feld,

welcher Friedrich die Aussicht nahm und Anfangs zu dem Irrthum verleitet, daß er nur die Nachhut des feindlichen Heeres vor sich habe, dieses sich aber vor ihm zurückziehe. Erst um elf Uhr, als das Gefecht schon vier Stunden gewährt hatte, hob sich der Nebel, und ließ den König sehen, welches Lagerwerk ihn erwartete.

Unverzüglich machte die preußische Reiterei einen heftigen Angriff auf den rechten Flügel, warf denselben und jagte in muthigem Siegesgefühl bis gegen das Städtchen vor, wo sie von starkem Geschütz- und Musketenfeuer empfangen und mit Verlust zurückgetrieben wurden. Da das Feuer der Kroaten aus den Weinbergen der Stadt dem Vordringen so hinderlich gewesen war, so wendete man alle Kraft zu diesem Zwecke an, und es gelang, obschon mit großer Mühe. Nun aber ließ Brown sein bestes Fußvolk auf das preußische Lostrücken. Dies führte zu einem heftigen Handgemenge, denn die Preußen, welche sich in dem langen Kampfe verschossen hatten, griffen mit Bajonnet und Flintenkolben den Feind an, bis es ihnen endlich gelang, denselben nach Lomositz hineinzutreiben und die Stadt in Brand zu stecken. Dieser Umstand zwang den feindlichen Feldherrn zum Rückzug, obschon sein linker Flügel, durch tiefe Gräben, wie oben bemerkt, geschützt, noch ungebrochen und kampffähig dastand. Er benutzte jedoch diese Truppen nur zur Deckung seines Rückzuges, den er auch mit Umsicht und ohne ferneren Verlust bewerkstelligte.

Friedrich II. hatte gesiegt, aber nicht ohne bedeutende Opfer, denn von 24,000 Mann hatte er 3300, besonders eine verhältnißmäßig große Zahl Reiter bei seinem kühnen Angriffe verloren, die Oestreicher nur 3000, und beide Theile zählten Gefangene; doch wiesen die Preußen eroberte Kanonen und Standarten auf; die beste Kundgebung für den Sieg war aber, daß Brown, der 35,000 Mann in die Schlacht geführt hatte, und sich deshalb immer noch in großer Ueberlegenheit befand, keinen ernstlichen Versuch zum Entsätze seiner schwer bedrängten Bundesgenossen machte. Friedrich und die Seinen mußten sich gestehen, daß dies die alten Oestreicher nicht mehr wären. Er schrieb an Schwerin: „Ich habe aus dem gestrigen Vorgange gesehen, daß diese Leute nur darauf ausgehen, uns in Postengefechte zu verwickeln, und daß man sich hüten muß, sie auf übereilte Art anzugreifen. Sie sind jetzt listiger als sie sonst waren und glauben Sie mir auf mein Wort, daß, wenn man ihnen nicht viel großes Geschütz entgegenstellen kann, es unzählig vielen Menschen das Leben kosten würde, sie zu schlagen.“

Dessenungeachtet hatte der König vollkommen Veranlassung, mit den Leistungen seiner Soldaten zufrieden zu sein, was er auch auf die schmeichelhafteste Weise für sie in dem erwähnten Briefe an Schwerin ausdrückt, indem er sagt: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe sie zu kommandiren, sowohl Reiterei als Fußvolk.“

Der Sieg von Lomositz entschied das Schicksal der Sachsen. Zwar wurde noch ein Versuch zum Entkommen gemacht, indem das feindliche Heer auf das ent-

angefetzte Ufer der Elbe gehen und in Verbindung mit 6000 Oestreichern, welche bis nach Schandau vorgeückt waren, den Ausgang erzwingen sollten, doch gelang der Versuch nicht, da die Sachsen statt in der Nacht vom 11ten zum 12ten, erst in der folgenden den Uebergang bewerkstelligen konnten, und nur die preussischen Posten hinlänglich verstärkt fanden. Vergebens bemühten sich die standhaften Krieger, sich durch unwegsame Klüfte in dem entseßlichsten Sturm und Regenwetter ohne allen Mundvorrath hindurchzubringen; das Unmögliche war nicht zu leisten. Am 16. Oktober streckte Alles, was noch an Truppen übrig war, 16,000 Mann, das Gewehr; Friedrich II. hielt es für zweckmäßig, die gefangenen Sachsen zum Eid der Treue zu zwingen und seinem Heere einzuverleiben. Zum Theil blieben sogar ganze Regimenter zusammen, ob gefährlicher Versuch, welcher auch der übeln Folgen nicht entbehrte, denn sobald sich nur irgend Gelegenheit bot, verließen sie einzeln oder in geschlossenen Gliedern die preussischen Reihen, oft mit den Munitionswagen und den Regimentsklassen, nachdem sie die ihnen aufgedrungenen Offiziere verjagt oder niedergeschossen hatten. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Besatzung mit Gewalt die Thore und ging am hellen Tage davon; in andern Städten des Kurfürstenthums zwangen die sächsischen Soldaten die preussischen Befehlshaber zur Capitulation, und manche Gefechte nahmen, da während des Kampfes ganze Schaaren zum Feinde übergingen, eine unglückliche Wendung.

Der in Bezug auf sein Heer und sein Land so hart gedemüthigte König von Polen erfuhr persönlich eine ehrfurchtsvolle Behandlung. Auf seinen Wunsch wurde die Festung Königstein während des Krieges für neutral erklärt, und seiner Abreise nach Warschau stellte man kein Hinderniß entgegen. Anfangs gestattete man ihm sogar die Aufstellung einer Reihe von Uhlanenposten zur Sicherung des Verkehrs über Schlessien nach Sachsen, doch wurde diese Vergünstigung halb zurückgezogen, da man entdeckte, daß es nicht an Versuchen fehlte, sich derselben zum Nachtheil der Preußen zu bedienen. Im Allgemeinen fand die harte Behandlung des gedemüthigten Monarchen, obgleich sie theils durch Friedrichs Lage nothwendig bedingt war, strenge Mißbilligung. Selbst sein Bundesgenosse, der König von England, erklärte an mehreren Höfen, daß er mit dem Verfahren des Königs von Preußen nicht einverstanden sei; es läßt sich ermessen, mit welcher Bitterkeit Maria Theresia und die andern Feinde Friedrichs diesen Umstand zu seinem Schaden ausbeuteten.

Die Kriegsunternehmungen für dieses Jahr waren beendet, und beide Theile bezogen die Winterquartiere; die Preußen in Sachsen und Schlessien, denn auch Schwerin verließ den böhmischen Grund und Boden. Friedrich brachte einen großen Theil des Winters in Dresden zu, besuchte in Gegenwart des Hofes, denn die Königin war trotz aller Aufforderungen, nach Warschau ihrem Gemahl zu folgen, in Dresden zurückgeblieben, die katholische Kirche, und erfreute sich an den Passischen Kirchenmusiken. Ohne Zweifel hoffte die abthronete Fürstin, ihre Gegenwart in der Hauptstadt könnte die Befreiung der

selben erleichtern, jedoch hatte ihr die Vorsehung nicht diese Genugthuung beschieden; sie starb schon im November des folgenden Jahres. Das Land selbst wurde zu starken Leistungen für das preußische Heer verpflichtet; der Etat für die Verwaltung nach des Königs eigener Bestimmung, eben nicht zum Vortheile der Beamten, geregelt. Den Ministern ertheilte Friedrich II. fleißig Audienz, kurz er behandelte Sachsen, abgesehen von den bedeutenden Kriegslasten, wie eine seiner eigenen Provinzen. Die kostbaren Kunstschätze der sächsischen Hauptstadt blieben unangetastet, ja er trieb in dieser Beziehung seine Aufmerksamkeit so weit, daß, als er das berühmte Bild der Magdalena kopiren lassen wollte, die besondere Erlaubniß dazu vom Hofe eingeholt wurde.

Außer Sachsen wurde noch ein anderes deutsches Land hart von Friedrich II. mitgenommen, nämlich Mecklenburg, wo die Regierung ebenfalls eine durchaus feindselige Stellung gegen Preußen angenommen hatte. Bodenerzeugnisse, Schlachtvieh, Pferde mußte das Land neben der starken Kriegscontribution hergeben, später sogar auch sich zahlreichen Aushebungen für das preußische Heer unterwerfen.

Der Feldzug von 1756 konnte nur als ein geringes Vorspiel des furchtbaren Kampfes gelten, welcher jetzt auf allen Seiten sich verheerend erheben sollte, denn nun war endlich geschehen, was Kauniz durch seine arglistige Politik bezweckt hatte, Friedrich II. war gezwungen worden, den Kampf zu eröffnen, und nicht nur Rußland, welches wir schon zu selbstständiger Führung des Krieges entschlossen gesehen haben, sondern auch Frankreich war dem bestehenden Vertrage mit Maria Theresia gemäß zur kräftigen Theilnahme an dem Kriege gegen den König verpflichtet. Dieser Verpflichtung kam man auch an dem Versailler Hofe mit so großem Eifer nach, daß trotz aller Erbitterung gegen England dem Könige Georg II. die Neutralität für Hannover angeboten wurde, um nur den König von Preußen desto sicherer vernichten zu können. Man verlangte Zurückziehung seiner Truppen und Uebergabe der Festungen des Landes bis zur Herstellung des Friedens. Obschon Georgs II. Hauptzweck in seiner Continentalpolitik auf den Schutz seiner hannoverschen Länder hinausging, so verwarf er doch dieses Anerbieten und verharrte im Bunde mit Preußen; desto eifriger aber rüstete Frankreich, um sich durch die hannoverschen Besitzungen eine Bahn gegen den verhassten Feind zu öffnen.

Bei diesen Rüstungen ließ es der französische Hof nicht bewenden, sondern er gebrauchte auch seinen ganzen Einfluß, damit Schweden thätig an dem Bündnisse gegen Preußen Theil nähme. Schon vor dem Ausbruche des Krieges hatte man, wie oben erwähnt, hier gegen Preußen gearbeitet, jedoch bestand seit dem Jahre 1743 ein Bündniß zwischen beiden Ländern; außerdem konnte Schweden auch nur durch sichern Erfolg zu einer ernstern Theilnahme an der Kriegsgeschichte bestimmt werden. Das Bündniß ging gerade um diese Zeit zu Ende, und die glänzenden Vorspiegelungen des französischen Gesandten, welcher das preussische Pommern als sichere Beute anbot, nebst der Bestechung einflußreicher Mitglieder

des Senates erhöhte die kriegerische Stimmung. Bekannter war auf das Heftigste gegen Preußen empört, weil man Friedrich beschuldigte, er habe mit der Königin, seiner Schwester, im Bunde, seine Macht stürzen, und der schmachvoll durch die Adels Herrschaft beschränkten königlichen Würde zu einer selbstständigeren Stellung im Reiche verhelfen wollen. Vergebens ließ Friedrich dem Senate vorstellen, wie durch die Unternehmungen seiner Feinde der westphälische Friede und mit ihm die protestantische Kirche, für die Schweden doch so ruhmvoll in Deutschland aufgetreten sei, gefährdet würde; er konnte, so wenig wie König und Königin, den Lauf der Dinge dort hemmen. Für den Augenblick gab man freilich noch, da eine Erklärung vor dem Angriff der mächtigen Bundesgenossen gefährlich erschien, beruhigende Versicherungen, ja bei der Abstimmung über Friedrichs Sache in Regensburg enthielt sich der schwedische Gesandte, weil ihm die Instruktionen fehlten, seines Votums, dennoch aber war der Krieg schon beschlossen, und man wartete nur eine gelegener Zeit zum vollständigen Bruche ab.

Von allen Seiten jetzt feindlich umringt, schien Friedrich jetzt unfehlbar seinem Untergange entgegen gehen zu müssen, auch schritten seine Feinde in den vorläufig entworfenen Theilungsplänen nun weiter vor als bisher, denn außer der schon früher für Oestreich und Sachsen bestimmten Beute erhielt Rußland die Aussicht auf das Herzogthum Preußen, und Frankreich auf die rheinisch-westphälischen Besitzungen; nur das Kurfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten Herrscher, wie sich die Feinde in ihrem Uebermuth äußerten, aus Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zur rechten Zeit dieser Gnade durch Unterwerfung würdig erwiefe.

Ein etwas in das Komische schlagendes Seitenbild gegen diese drohenden Entwürfe geben uns die Verhandlungen des Reichstages in Regensburg. Nach dem Antrage des Wiener Hofes sollte der königlich preussische kurbrandenburgische Einfall in die königlich polnischen kursächsischen Lande, vermöge der Reichsgesetze, die Acht und den Verlust aller Reichslehen, Würden und Titel nach sich ziehen. Freilich machten sich dagegen mildere Ansichten geltend; Kurbraunschweig trug auf Vermittelung an, auch verweigerte der *corpus evangelicorum* die Achteklärung, wodurch die Verhandlungen vier Monate hingezogen wurden; doch als sich Friedrich II. in Sachsen vollkommen festgesetzt hatte, mußte es natürlich zur Abfassung eines Reichsgutachtens kommen. Immer noch war ein Theil von den Reichsständen der Meinung, daß der König von Preußen nach seiner hohen Erleuchtung und Großmuth von weiteren Gewaltschritten von selbst absehen, oder daß es dem Kaiser gelingen möchte, Kraft seines oberstrichterlichen Amtes mit Ausschließung heftiger Mittel die Ruhe wiederherzustellen; aber nachdem Oestreich erklärt hatte, daß diese Angelegenheit keine Privat-, sondern eine allgemeine Reichssache sei, und daß es zur Aufrechthaltung der mehr als jemals auf dem Umsturz stehenden Reichsverfassung mit allen seinen Kräften seinen deutsch-patriotischen Vorgang machen werde; nachdem ferner der kaiserliche Hof seine Versicherung gegeben: „diesen Krieg nicht anders als mit gänzlicher

Schadloshaltung des Reiches und der zur Reichsarmee beigetretenen Stände, und mit völliger Vergütung aller aufgewandten Kosten zu beschließen, so stimmte die Mehrheit am 17. Januar 1757 dahin, „das dankenswerthe oberherrliche Bemühen des Kaisers zur Aufrechthaltung der Grundveste des Vaterlandes von den gesammten Reichsständen und Kreisen mit der *armatura ad triplum* ungesäumt unterstützen zu wollen.“ — Mit Genehmigung des Kaisers wurde eine sogenannte „eilende Reichsrekulationsarmee“ aufzustellen beschlossen. Durch einen sonderbaren Zufall, welcher den Spöttern über das allerdings bis zur Carrikatur herabgekommene deutsche Reichswesen eine willkommene Gelegenheit zum Lachen gab, war das Wort eilende durch einen Druckfehler in elende verwandelt worden, ein Witz, der durch den Tag von Rossbach seine volle Bestätigung fand.

Dessenungeachtet hatte der Beschluß des Reichstages eine ernste Seite, denn es schwoß das Heer der Feinde Friedrichs zu unverhältnißmäßiger Zahl im Vergleich mit den eigenen Kräften. Auch begnügte man sich nicht mit der einfachen Reichshülfe, sondern es wurden auch noch besondere Verträge mit den einzelnen Fürsten geschlossen und für Subsidien Truppen von ihnen ausbedungen. Dreizehn Fürsten, unter ihnen drei Kurfürsten, erhoben sich gegen Preußen, während nur Hessen-Cassel, Sachsen-Gotha, der Herzog Carl von Braunschweig und der Graf Friedrich Wilhelm von Lippe-Bückeburg auf seiner Seite standen.

Im März ging Friedrich II. von Dresden in das Lager von Lodwig ab, wo er von einer schweren Gefahr bedroht wurde. Sein Kammerdiener Glasow soll einen Versuch, den König zu vergiften, gemacht haben. Sicher ist es, daß Glasow schwerer Verbrechen beschuldigt und nach der Festung Spandau abgeführt wurde; ob der Vergiftungsversuch gegründet ist, läßt sich nicht erweisen.

Friedrichs II. eifriges Bemühen war nun, den Feldzug so früh als möglich zu eröffnen, um seinen Feinden zuvorzukommen. Als die gefährlichsten Gegner erschienen die Oestreicher, deshalb richtete er seine ganze Macht gegen dieselben. Sie ihrerseits sahen ein, welche Gefahr es ihnen brächte, wenn es dem Könige gelänge, einen Hauptschlag gegen sie auszuführen; daher beschränkten sie sich auf die Vertheidigung, damit ihre Bundesgenossen Zeit für kräftige Unterstützung gewönnen. Zu diesem Zwecke theilte der Feldmarschall Brown die östreichischen Truppen in vier Heerhaufen, zum Schutze der verschiedenen Theile Böhmens.

Friedrich II. hatte seine Armee ansehnlich verstärkt; sie belief sich etatmäßig auf 210,000 Mann, und war mit allem Nothwendigen reichlich versehen. Ueberdies waren die Depots und Magazine auf das Beste eingerichtet, die Kriegskasse noch wohlgefüllt, während Friedrichs Gegner ihre Mittel sehr bald erschöpften und sich mit Schulden überhäuften. Mit großer Aufmerksamkeit sorgte er dafür, daß die Befehlshaber in seine Ideen der Kriegsführung eingingen; den Generalen wurde seine „Taktik“ zum fleißigen Studium übersendet, damit sie die zugefertigten Befehle besser verstünden.



Friedrich II. hatte die feste Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg des bevorstehenden Feldzuges, was sich namentlich erwies, als der Herzog Ferdinand von Braunschweig aufmerksam machte, daß in der Festung Magdeburg manches noch fehle, was bei einer Belagerung nothwendig sein dürfte; denn er entgegnete hierauf am 18. März: „So angenehm es mir auch gewesen, daß Ew. Liebden Mir in Dero Schreiben vom 16ten d. eine Marque von Dero beständiger Affection für Alles, so meinen Dienst und Interesse concerniren kann, geben wollen; so kann ich doch Derselben darauf nicht in Antwort verhalten, wie ich nicht hoffen will, daß dieselben in einiger Apprehension wegen einer Belagerung von Magdeburg sein werden; allermäßen es dazu kommen sollte, wir zuvörderst Alle nicht mehr sein müssen.“

Allein auch die Oestreicher hatten stark gerüstet, und obshon weniger Einheit als bei den Preußen herrschte, so hatten sie doch in Brown einen erfahrenen und geschickten Führer. Freilich wurde dem Heer ein Theil dieses Vortheils dadurch geraubt, daß sich der Herzog Karl von Lothringen trotz seiner frühern militärischen Unfälle mit höchster Vollmacht im Hauptquartiere befand, und manchen wohlentworfenen Plan der erfahrenen Veteranen durch seine Unfähigkeit vereitelte.

Gegen das Ende des April drang das preussische Heer in fünf Abtheilungen nach Böhmen hinein, Schwerin über Trautenau, der Herzog von Bevern über Jittau, der Prinz Moriz von Dessau über Commotau, der Prinz Heinrich von Preußen über Neustädtel, und Friedrich selbst auf der großen Straße über Peterswalde dem hohen Paszkopol zu, den er auch glücklich überschritt. Zuerst begegnete der Herzog von Bevern dem Feinde; mit 16,000 Mann traf er auf 20,000 Oestreicher unter dem Befehl des Grafen Königsegg, der fest verschanzt bei Reichenberg stand. Trotz aller Vortheile ihrer Stellung und der Uebermacht wurden die Oestreicher mit dem bedeutenden Verlust von 1800 Mann aus ihren Schanzen vertrieben. Nach diesem glorreichen Gefechte verband sich der Herzog mit dem Feldmarschall Schwerin, welcher seinerseits die kaiserlichen Truppen vor sich hertrieb.

Während dessen war Friedrich II. selbst ohne allen bedeutenden Widerstand über den Paszkopol gelangt; auch die Moldau überschritt er ohne Hinderniß, ja die Oestreicher versäumten den Angriff auf den König, während er noch von den übrigen Heerhaufen getrennt war, und auf diese Weise keinen hinreichenden Widerstand leisten konnte. Brown wollte in der That diesen Umstand benutzen, doch Karl von Lothringen hielt unüberlegter Weise an seiner Vorschrift, sich in der Vertheidigung zu halten, fest, und versäumte so den günstigen Augenblick des Erfolges.

Friedrich II. hatte jetzt sein ganzes Heer in der Nähe von Prag versammelt, und konnte den Angriff wagen, allein das Unternehmen war immer noch gewagt, denn die Oestreicher, 70,000 Mann stark, standen in einer sehr festen Stellung, und Friedrich hatte für den bevorstehenden Kampf nur 64,000 Mann

zu seiner Verfügung, da ein Theil der Truppen die Zugänge zu seiner Stellung decken mußten. Ein zweites österreichisches Heer, an dessen Spitze Daun stehen sollte, welcher damals noch krank in Wien lag, für den Augenblick unter dem Befehl des General Serbelloni, eilte aus den südlichen Theilen Böhmens herbei, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, erreichte aber nicht vor der Entscheidung das Ziel. Diese fand am 6. Mai statt.

Sobald das Tageslicht es erlaubte, besichtigte der König das Feld. Sein wohlbewährter treuer Diener, der Feldmarschall Schwerin, eilte zu ihm heran, und rieth trotz aller Vortheile, welche das Terrain dem Feinde bot, zur Schlacht. Scherzend gab der König seine Zustimmung durch die Worte: „Frische Eier, gute Eier“, und ritt davon, um die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Die Stellung der Oesterreicher galt nach den gewöhnlichen Regeln der Kunst für unangreifbar. Ihr Heer stand auf den Höhen, welche Prag umgeben, diese waren stark verschanzt. Doch weder Schanzen noch Höhen boten den Stürmenden die größte Schwierigkeit; was die Stellung als unangreifbar erscheinen ließ, das waren die vor den Hügeln sich weithin dehnenen Sümpfe; der Boden war theils mit Schlamm bedeckt, theils mit einer Rasendecke überzogen, welche unter dem leisesten Tritte zusammenbrach. Nur hier und da fand man schmale Dämme oder auch nur Stege, schwer herauszufinden und jedenfalls ungenügend, um Colonnen gegen die feindlichen Truppen heranzuführen. Auch dieses Hinderniß hielt den König von seinem Vorhaben nicht zurück, den Feinden jedoch erschien der Angriff so unmöglich, daß ein großer Theil der Reiterei, als die Preußen schon heranrückten, zum Fouragiren ausgesendet worden war, und nun schleunig zurückbeordert werden mußte. Früh um sechs Uhr waren die Preußen aufgebrochen; erst um 1 Uhr langten sie am Fuße der verschanzten Höhen an. Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Standhaftigkeit hatte das Fußvolk seine schwierige Aufgabe gelöst. Bei jedem Schritte brachen die Vorrückenden durch die trügerische Decke ein und watenen bis zum Knie in dem zähen Schlamm. An manchen Stellen konnten sie nur durch gegenseitige Unterstützung vorwärts kommen. Auch die Geschütze schleppten sie mit sich, doch gelang ihnen dies nicht überall; viele mußten sie zurücklassen, wie sehr sie auch ihrer Hülfe zum schweren Angriff bedurften. Endlich lag das gefährliche Terrain hinter ihnen und der Weg zu den Höhen hinan war offen. Nun traten die Bataillone zum Sturm an, und stürzten, ohne sich Raft zur Erholung von den schweren Mühseligkeiten zu gönnen, mit Ungeflüm auf die feindlichen Schanzen los. Hier wurden sie von einem entsetzlichen Kartätschenfeuer empfangen. Stotterweise stürzten die Stürmenden zu Boden; das Blut floß in Strömen. Der furchtbare Empfang schreckte die Tapferen nicht zurück. Immer neue Schaarren rückten heran. Ein Regiment, das des General Winterfeldt, obwohl ein großer Theil schon todt oder verwundet den Boden bedeckte, wollte vom Kampfe nicht ablassen, da rückte ein anderes heran, und mit dem Rufe: „Kameraden, laßt uns heran, Ihr habt Ehre genug gehabt!“ eilten die unerschrockenen Grenadiere

mit gefülltem Bajonnet bei ihren ermüdeten, aber nicht entmuthigten Kampfesgepöffen vorüber gegen den wohlgeschügten Feind hinauf. Doch vergebens war hier alle Tapferkeit; es schien unmöglich, hier das Ziel zu erreichen; denn im Fall es wirklich einzelnen Abtheilungen gelang, den todspeienden Schanzen näher zu kommen, so brangen die feindlichen Grenadiere vor, deren frischen Kräften die zerrissenen und gelichteten Schaaren keinen genügenden Widerstand entgegenzusetzen konnten.

Feldmarschall Schwerin hatte mit seiner Heeresabtheilung das mörderische Gefecht begonnen; für ihn war es ein Gebot der Ehre, von diesem Kampfe nicht abzulassen. An diesem Orte mußte es sich entscheiden, ob Friedrich ferner noch dem Gegner in seinem eigenen Lande trogen, oder im Widerspruch mit dem letzten Beginn des Zuges zur Deckung seines eigenen Gebietes zurückzuziehen sollte.

Die Grenadiere hatten mit einem Muth und einer Ausdauer gefochten, wie sie je die tapfersten Truppen erwiesen hatten. Es schien unmöglich, den verderblichen Angriff fortzusetzen; zum ersten Male wich das kühne Selbstvertrauen, welches allein den Erfolg sicherte, aus den Herzen der abgehärteten Kriegsschaaren. Bestürzt wendeten sie den Schritt rückwärts, und vergebens waren die Anstrengungen der Offiziere, sie zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen. Es war der verhängnißvolle Augenblick eingetreten, wo nur die heldenmüthige Aufopferung des Feldherrn selbst den gesunkenen Muth wieder erfrischen kann. Der tapfere Feldmarschall erkannte diese erhabene Pflicht. Er sprengte vor die Front seines Regimentes, stieg ab, ergriff die Fahne, und mit dem Rufe: „Heran, meine Kinder!“ ging er ihnen den Weg des Sieges voran. Für ihn war es der Weg des Lobes, denn schon nach wenigen Schritten sank er, von fünf Kartätschenkugeln getroffen, leblos zu Boden. Allein das Todesopfer war nicht vergebens gebracht. Von diesem Augenblick an war jeder Gedanke an Flucht verschwunden. Vor dem Drange der Rache, des Ehrgefühls, der Begeisterung verschwand jeder Trieb furchtsamer Selbsterhaltung. Hinter dem edlen Märtyrer wollte Niemand zurückbleiben. Viele Generale folgten Schwerins Beispiel. Zu Fuß, an der Spitze ihrer Regimenter, sah man sie die tobbringenden Höhen hinaufsteigen; selbst der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, stand nicht an, diese Ehrenpflicht zu erfüllen. Durch so kühnen Muth wurde endlich der hartnäckige Widerstand der Feinde an diesem Punkte gebrochen, sie wichen, obgleich nur Schritt vor Schritt, bis zu ihren Zelten zurück.

Unter der Zeit war auch die preussische Reiterei nicht müßig gewesen. Unter der Leitung des Prinzen von Schönauß war sie mit großer Kühnheit über einen schmalen Damm gegangen, hatte dann überraschend schnell und geschickt ihre Schaaren entfaltet und die feindliche Reiterei mit bedeutendem Verlust zurückgetrieben. Dieser Erfolg war jedoch nicht dauernd. Da die preussischen Reiter zu ungestüm vorgebracht waren, gelang es den Feinden, sie zu überhügeln und ihrerseits in die Flucht zu treiben. Die braven Reiter wurden aber

ebensowenig durch diesen Unfall abgeschreckt, als die Grenadiere Schwerin durch die entsetzlichen Wirkungen des feindlichen Geschüzes. Rasch ordneten sie sich, und durch einige frische Schwadronen verstärkt, stürzten sie von Neuem auf ihre Gegner los, und dieses Mal mit dem glänzendsten Erfolge. Nicht nur wurde die feindliche Reiterei ganz zersprengt, sondern auch in so wilder Hast auf das eigne Fußvolk geworfen, daß es in vollkommene Unordnung gerieth. Diese günstige Wendung benutzte Zieten mit Umsicht und Schnelligkeit. Im gestreckten Laufe warfen sich seine Husaren auf die schon ungeordneten Reihen, trieben sie völlig auseinander, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an.

So hatte der Kampf gegen den rechten Flügel des Feindes eine günstige Wendung für Friedrich genommen, aber das Mitteltreffen und der linke Flügel, deren Stellung Anfangs ganz unangreifbar erschienen war, standen noch fest, und alles Blut wäre vergebens vergossen gewesen, sobald man den Feind nicht auch hier zurücktreiben konnte. Endlich erspähte der König eine Lücke, durch welche es möglich erschien, ohne allzugroßen Verlust in die Schlachtreihe des Feindes einzudringen. Allein ein Unterfeldherr Friedrichs, Herzog Ferdinand von Braunschweig, erwarb sich in diesem Theil des Kampfes das größte Verdienst. Er hat den König, da der Augenblick dazu günstig erschien, um Erlaubniß mit seinem Truppentheil den Feind auf der äußersten Flanke anzugreifen. Da Herzog solle thun, was ihm gut schiene, lautete der Befehl, welchen der Prinz mit dem glänzendsten Erfolge ausführte. Sieben Schanzen lagen hier hinter einander, stark mit Geschüzen versehen und durch den Kern der österreichischen Grenadiere gedeckt. Schnell war die erste erstiegen, die Besatzung theils nieder gestossen, theils in die Flucht getrieben. Ohne einen Augenblick sich Raß zu gönnen, stürzten sich die Sieger auf die zweite, mit demselben Muthe, demselben Glück. Bald waren alle sieben in ihren Händen, und hierdurch die Hauptmacht des Feindes, von jeder Seitenbedeckung entblößt, entweder zur schnellsten Flucht gezwungen oder dem sichern Verderben Preis gegeben. Da in demselben Augenblick auch Friedrich durch die von ihm erspähte Lücke bis ins Herz des österreichischen Heeres gedrungen war, ward die Flucht allgemein. Wild drängten sich die zersprengten Schaaren in die Thore der Stadt, in welcher sie Schutz vor den siegreichen Verfolgern suchten. Vielen brachte das wüste Gedränge den Tod. Ein anderer Theil des geschlagenen Heeres eilte in das Innere des Landes; ihn verfolgte weithin die preussische leichte Reiterei.

Groß war der Verlust der Oestreicher in dieser furchtbaren Schlacht; er belief sich auf 24,000 Mann; doch theuer war er auch von preussischer Seite erkauft. 18,000 tapfere Preußen deckten theils todt, theils schwer verwundet das blutgetränkte Schlachtfeld, und unter ihnen der Feldmarschall Schwerin, von dem Friedrich erklärte, sein Tod allein gelte dem Verluste von 10,000 der tapfersten Krieger gleich. Freilich erschienen auch die Vortheile des Sieges unermesslich. Der erfahrenste Feldherr der Feinde, Brown, lag zum Tode verwundet in Prag; das große Heer, auf welches Maria Theresia ihr ganzes

Vertrauen gesetzt hatte, war geschlagen und zersprengt; ein Theil irrte, verfolgt von den leichten Truppen, unter großen Gefahren im Lande umher. Preussische Streifzüge beunruhigten nicht nur ganz Böhmen und die Oberpfalz, sondern verbreiteten den Schrecken vor den Waffen des königlichen Landfriedensbrechers selbst bis in die Reichstagsitzungen in Regensburg. Schlimmer noch war die Lage der größeren Heereshälfte, die in Prag Schutz und Zuflucht gesucht hatte. Da für den traurigen Fall, in welchem sie sich befanden, nichts vorgesehen war, so konnte die Lage der in der starkbevölkerten Stadt eingeschlossenen Truppen im höchsten Grade bedenklich erscheinen. Durch Hunger und feindliche Bomben zu gleicher Zeit bedroht, mußten sie ihre Vernichtung für unvermeidlich halten. Diesen Ausgang hoffte auch Friedrich. „Der Feldzug ist für die Oestreicher verloren“, schrieb er nach der Schlacht an seine Mutter, „und ich habe mit 150,000 Mann freie Hand. Wir sind Meister von einem Königreich, welches uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen senden, um den Franzosen ein Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oestreicher verfolgen.“ Dies waren Friedrichs Hoffnungen nach dieser ruhmreichen Schlacht, Hoffnungen, welche seine Freunde und Bewunderer in Europa theilten. Sie verwirklichten sich zwar nicht; im Gegentheil, es sollte für Friedrich und sein Volk eine schwere Schule der Prüfung beginnen.

Für den ersten Augenblick erschienen die Folgen der Schlacht von Prag ganz so vernichtend für Maria Theresia, als Friedrich gemeint hatte, denn der größere Theil des geschlagenen Heeres war nach Prag hineingesprengt und aller Wahrscheinlichkeit nach verloren. So wenigstens sah der schwer verwundete Brown die Sache an, und rieth noch in den letzten Augenblicken seines Lebens dem Herzoge von Lothringen, unverzüglich die ganze Streitmacht herauszuführen und sich wenigstens mit der Reiterei durchzuschlagen. Es geschah nicht, und Brown starb mit dem schmerzlichen Gefühl, daß die ganze Streitmacht seiner Herrscherin dem Feinde in die Hand fallen würde. Mehr als 50,000 Mann befanden sich, die Besatzung eingerechnet, in der Stadt, nebst den angesehensten Befehlshabern, und nur sehr unvollkommen hatte für Mundvorrath gesorgt werden können. Bald wüthete der Hunger in ihren Mauern, und Pferdefleisch diente zur Hauptnahrung der Truppen sowohl als der unglücklichen Einwohner, deren die Stadt damals schon 80,000 zählte.

Nachdem schweres Geschütz aus Dresden herbeigeschafft war, begann eine förmliche Belagerung. Mehrere Stadtheile sanken in Schutt und Staub, bei Nachts konnte man das Wehklagen der unglücklichen Bewohner deutlich vernehmen; vergebens trug der Herzog auf Capitulation unter der Bedingung freien Abzuges an; man verlangte unbedingte Uebergabe. Allein auch die Preußen hatten während der Belagerung schwere Drangsale zu überstehen. Beständig durch Ausfälle beunruhigt, waren sie lange Zeit hindurch heftigen Stürmen und Regengüssen ausgesetzt, die ihre Zelte hinwegschwemmten und die Schiffbrücke über die Moldau zertrümmerten; jedoch die Hoffnung auf einen baldigen glän-

zenden Erfolg hielt bei ihnen den Muth aufrecht, in eben dem Grade, wie dieser den Belagerten schwand, als ein allgemeiner und mit großer Tapferkeit unternommener Ausfall mit bedeutendem Verlust von den Gegnern zurückgeschlagen worden war. In Wien selbst war man in Muthlosigkeit versunken, und suchte auf Mittel, selbst unter großen Aufopferungen den Frieden zu erlangen.

Nichtsdestoweniger hatte Maria Theresia es nicht an Anstrengungen zum Entsatz des bedrängten Heeres fehlen lassen. Sogleich nach der unglücklichen Schlacht war Daun mit 14,000 Mann aus Mähren nach Böhmen aufgebrochen; 16,000 Flüchtlinge waren zu ihm gestoßen, und in den nächsten Wochen zog er von allen Seiten so viel Verstärkung an sich, daß er Anfangs Juni gegen 60,000 Mann zählte. Ihm gegenüber stand der Herzog von Savoyen mit einer Beobachtungsheere von etwa 20,000 Mann, zu schwach, den mächtigen Feind zurückzuhalten, doch ging er nur langsam vor demselben zurück, wenig bedrängt, denn die Furcht vor den seit Jahren stets siegreichen preussischen Truppen war so groß, daß die österreichischen Feldherren, selbst bei entschiedenem Uebergewicht nur zögernd zum Angriff schritten. Auch fehlte es von Seiten der Preußen nicht an Heldenthaten im Einzelnen; so wurden 4000 Croaten, welche einen großen, nur von 200 Mann preussischen Fußvolks geleiteten Provianttransport angegriffen, nach mehrstündigem Kampfe zurückgewiesen, so daß die nöthige Zufuhr ohne allen Verlust ins preussische Lager gelangte.

Doch die Stellung des feindlichen Feldherrn bei Collin, wenige Tagemärsche von Prag, wurde zu bedenklich, als daß Friedrich längere Zeit ohne entschiedene Maßregeln verharren konnte. Mit allen Truppen, die er bei der Belagerung entbehren konnte, eilte er dem Beobachtungsheere zu Hülfe, und rückte, nach der Vereinigung etwa 34,000 Mann stark, gegen Planian vor; am 18. Juni wurde zur Entscheidung geschritten; denn trotz der großen Uebermacht und der vortheilhaften Stellung der Gegner war Friedrich zum Kampf entschlossen.

Mit großer Aufmerksamkeit hatte er die Schlachtordnung des Feindes geprüft, mit kunstgeübtem Blicke sich überzeugt, daß ein kühner und wohlgeleiteter Angriff auf den schwach geschützten rechten Flügel Daun's den Weg zu einem Angriff auf die Flanke und in den Rücken des Feindes führen, und so den Sieg ihm in die Hand geben könnte. Im Vertrauen auf seine bisherigen Erfolge unternahm er das kühne Wagniß. Auf diesen Umstand war der ganze Plan berechnet; nur der Vortrab und der linke Flügel sollte zum Angriff vorgehen, der rechte sich dem feindlichen Feuer entziehen und ununterbrochen dem linken zur Verstärkung nachrücken, um so durch künstliche Bewegung auf dem eigentlichen Platz der Entscheidung die Uebermacht zu entwickeln. Zwar hatte Daun den bedrohten Flügel noch zur rechten Zeit verstärkt, dennoch drangen die preussischen Grenadiere unter dem General von Hülsen unerforschten vor; sechsmal blutig zurückgewiesen, griffen sie zum siebenten Male den tapferen Feind an, während der General Zieten mit seiner Reiterei die des General Kadaxbi über das Feld hin zerstreute. Es schien, als ob der kühne Plan des Königs

gingen sollte, denn schon gingen aus dem Hauptquartiere Daun's Befehle auf demselben Wege geschrieben mit den Worten: „Die Retraite geht nach Suchtal“ an den österreichischen Befehlshaber ab, da wendete sich das Geschick des Tages durch diesen unerwarteten Umstand.

Gegen Friedrich's Willen, ob aus Ungehorsam oder unvorhergesehenem Ereigniß veranlaßt, bleibt ungewiß, entspann sich ein Kampf auf dem rechten Flügel der Preußen, Anfangs mit Vortheil, bald jedoch mit entschiedenem Verlust. Die Verbindung des preussischen Heeres ward hierdurch zerrissen, und dieser Fehler mit Geistesgegenwart und Geschick, wie Friedrich selbst anerkannte, vom feindlichen Feldherrn benutzt. Nun konnte er aus seiner Uebermacht den wirksamsten Vortheil ziehen. Bald war die Linie des preussischen Fußvolks zersprengt; die Bedrängten sahen sich genöthigt, in einzelnen Haufen gegen die mächtig heranstürmenden Reiter anzukämpfen. Zwar fehlte es auch nicht von preussischer Seite an kühnen und erfolgreichen Thaten der Tapferkeit, ja mehrere preussische Reiterregimenter drangen verheerend in die feindliche Schlachtreihe ein, doch waren dies nur vereinzelte Thaten des Glanzes, ohne nachhaltige Wirkung auf den allgemeinen Stand der Schlacht; immer größer wurde die feindliche Uebermacht, immer schwächer der Widerstand auf der andern Seite. Vorzüglich richteten die sächsischen Reiterregimenter, welche in Daun's Heere fochten, ein großes Blutbad unter den getrennten Heerhaufen der Preußen an. Mit dem Rufe: „Dies für Striegau,“ wo zwölf Jahre vorher besonders die sächsischen Truppen schweren Verlust erlitten hatten, stürzten sie auf die Gegner los und hieben eine große Menge der unerschrockenen Grenadiere nieder.

So stand die Schlacht um neun Uhr Abends; der rechte Flügel war in völliger Auflösung, während man auf dem linken gesiegt zu haben vermeinte. Da langte die verhängnißvolle Kunde auch hier an, nebst dem niederschlagenden Befehl zum Rückzuge. Furchtbar war der Verlust des preussischen Heeres an diesem Unglückstage, denn es verlor an Todten und Verwundeten 326 Offiziere und 13,773 Mann, 22 Fahnen und 45 Geschütze; das erste Bataillon Garde allein vermißte 24 Offiziere und 475 Gemeine.

Trotz seines glänzenden Sieges und seiner großen Uebermacht verfolgte Daun den errungenen Vortheil nicht, sondern ließ Friedrich mit den geschlagenen Truppen ruhig und in vollkommener Ordnung abziehen. Dessenungeachtet hatte das Unglück von Collin für Friedrich II. die schmerzlichsten Folgen. Im ersten Augenblick wirkte es betäubend auf ihn, denn es war der erste Schlag des Unglücks, den er empfing und deshalb mit um so weniger Fassung ertrug. Noch lähmender wirkte die Nachricht von der unerwarteten Niederlage auf die übrigen Theile des Heeres; alles Siegesvertrauen schien mit einem Schläge gewichen.

Friedrich war doppelt gebeugt, weil er sich bei ruhiger Ueberlegung die Schuld selbst zuschreiben mußte. In der ersten Aufregung freilich suchte er sie allein in denen, welche seine Befehle, wie er meinte, nicht vorschriftsmäßig

vollstreckt hatten, und beschuldigte mehrere seiner Generale, wie den Prinzen Moriz von Dessau und den General von Manstein, doch ohne daß diese Beschuldigung wirklich erwiesen werden konnte. Bei ruhigerer Stimmung war er gerecht und hochherzig genug, seinen eigenen Fehler anzuerkennen. „Das Glück“ äußerte er in einem Briefe an den Lord Marischal nach dieser Schlacht, „stößt oft schädliches Selbstvertrauen ein. Dreiundzwanzig Bataillone waren nicht hinreichend, 60,000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben; ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen. Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuthen sollen, es ist ein Frauenstimmer und ich bin nicht galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was sagen Sie zu diesem Bündniß wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, den Oestreichern, mit fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sehen sollte? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, zu unterliegen, aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden.“ Auch der Weise von Sans-Souci bedurfte der Erfahrung, um das Maaß seiner Kräfte richtiger würdigen zu lernen.

Nach Winterfeldts Ansicht hätte Friedrich II. den Tag von Collin vermeiden können, wenn er, ohne sich mit den Sachsen in Unterhandlung einzulassen, ihre Truppen, bevor sie das Lager von Pirna beziehen konnten, vernichtet, und dann mit seinem siegreichen Heere auf dem damals noch offenen Wege nach Wien gezogen wäre, um dort den Frieden zu diktiren. Es ist mögklich, daß dieser Zug gelang, doch so viel gewiß, daß Friedrich II. die schönste Seite seines Helbengeistes nicht erwiesen haben würde, wenn uns das Bild seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit im Drange des Unglücks fehlte. Uebrigens wäre er auch durch die Besetzung Wiens wohl noch nicht zu seinem Ziele gelangt; hatte doch Maria in den Tagen der Bedrängniß den fremden Gesandten geäußert, sie würde sich im Falle fernerer Unglücksfälle bis in das letzte Dorf Angarns sechtend zurückziehen und den Krieg nur mit ihrem Leben enden. Sie hatte schon ohne die mächtigen Bundesgenossen, welche ihr diesmal zur Seite standen, den Beweis solchen Helbdenmuthes geliefert.

Die Schlacht von Collin rettete Prag und das eingeschlossene Heer, denn schon am zweiten Tage nach derselben zogen die Preußen, zwar geordnet, doch nicht ohne Verlust, weil nicht alles Belagerungsmaterial sogleich fortgeschafft werden konnte, nach einer vierzigtägigen Einschließung ab; mehr als 8500 Bomben, 75,000 Faubiz-Granaten und an 100,000 Kanonentugeln waren in die Stadt geworfen, gegen 20,000 Einwohner, das Heer nicht gerechnet, verwundet oder getödtet, ein Beweis, wie hartnäckig sowohl der Angriff als die Vertheidigung gewesen war. Der König befahl den Rückmarsch in mehreren Abtheilungen, um den Feind zu täuschen und einem neuen schweren Schlage vorzubeugen; auch galt es ja jetzt, seine eigenen Staaten zu decken, da die Nachricht erscholl, auch Franzosen, Russen und Schweden seien jetzt in voller Bewegung.



Herzog Karl von Lothringen und Daun vereinigten sich acht Tage nach der Schlacht eine Meile von Prag, und folgten nun dem Theile des preussischen Heeres, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, nach Jittau ziehen, und diese sowohl wegen ihres Gewerbfleißes als der dort aufgehäuften Mundvorräthe wichtige Stadt gegen feindlichen Angriff schützen sollte. Der Prinz scheint hierbei von den Befehlen seines Bruders abgewichen zu sein, wenigstens wird von schweren mündlichen und schriftlichen Beschuldigungen des Königs gegen ihn in dem Lager von Dauken gesprochen. Der Prinz verließ sofort das Heer, und starb ein Jahr nachher fern von demselben, ohne daß eine Annäherung wieder stattgefunden hätte. Des Königs gereizte Stimmung läßt sich erklären, wenn man erwägt, daß dieser unglückliche Rückzug ohne erheblicher Kampf dem preussischen Heere 10,000 Streiter gekostet hatte.

Ueberhaupt schien das Unglück sich von allen Seiten in diesen Tagen über Friedrich II. zu entladen, denn ihn überraschte auch die traurige Nachricht von dem Tode seiner geliebten Mutter, welche zehn Tage nach dem zerschmetternden Schlage von Collin gestorben war. Der König bezeugt in vielen Briefen, wie tief er diesen Verlust empfand, und noch in den spätesten Zeiten seines Lebens klingt dieser Ton wiederholentlich wieder.

Wierzehn Tage hatte Friedrich II. nöthig, um sich mit dem Nöthigen zur Fortsetzung des Kampfes zu versehen, dann ging er auf Daun los, in der Hoffnung, die Scharte von Collin durch einen glücklichen Schlag auszuwegen; doch Daun stand unbeweglich in einem festen Lager an der Reisse, und hielt den König hin, denn er wußte, daß die Franzosen in Erfurt waren und die Altmark so wie die Festung Magdeburg bedrohten. Auch ohne, daß er sich dem Wagniß einer Schlacht aussetzte, mußte der König, so viel war gewiß, den Kampfplatz verlassen, um seine bedrohte Flanke gegen die Angriffe der Franzosen und der Reichsarmee zu schützen. Dies geschah in der That; ein Heer von 56,000 Mann blieb unter dem Befehle des Herzogs von Bevern und des Generals Winterfeldt zurück, er selbst zog mit achtzehn Bataillonen und dreißig Schwadronen den Reichsvölkern und Franzosen entgegen (25. August).

Von dieser Seite her schien fürs Erste die schwerste Gefahr zu drohen, denn obgleich auch die Russen zu derselben Zeit siegreich in Preußen vordrangen, so war doch, wie wir später sehen werden, nicht sofort ein unmittelbarer Einfall in die nähern Provinzen des Königreichs zu fürchten.

Die Franzosen unter dem Marschall d'Étrées, einem Onkel Louvois, mehr als 100,000 Mann stark, waren im April aufgebrochen, hatten Cleve und Wesel genommen, den Rhein überschritten, und drangen gegen die Weser vor. Vor ihnen stand nur ein Beobachtungsheer, denn die Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückeburger beliefen sich höchstens auf 40,000 Mann, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland, der weder ein guter General noch dem Könige von Preußen günstig war. Ununterbrochen

wich der englische Prinz vor dem feindlichen Heere zurück, bis es endlich bei dem Dorfe Hastenbeck unweit Hameln zum Treffen kam. Die verbündeten Truppen fochten mit vieler Entschlossenheit, endlich gelang es den Franzosen, sich einer mit Batterien besetzten Anhöhe zu bemächtigen. Obgleich dieser Vortheil noch keinesweges über das Glück des Tages entschied, so entfiel doch dem Herzoge gänzlich der Muth; trotzdem, daß in diesem Augenblicke der Erbprinz von Braunschweig eine eroberte Hauptbatterie wiedergewonnen und der hannoversche Oberst Breitenbach anderweitige große Vortheile errungen hatte, so gab doch der Oberfeldherr den Befehl zum Rückzuge und überließ dem Feinde den noch ganz zweifelhaften Sieg (26. Juli).

Das voreilige Aufgeben der Schlacht war nicht der einzige Fehler des Herzogs; auf seinem Rückzuge zeigte er eben so wenig Umsicht und Festigkeit. Bald sah er sich von dem französischen Heere, welches jetzt unter dem Herzoge von Richelieu stand, umringt und von der Elbe abgeschnitten.

In dieser rathlosen Lage ergriff der Herzog sehr gern das Vermittelungs-Angebot des dänischen Hofes. Der Graf Lynar vermittelte den Vertrag von Kloster-Zeven, nach welchem die Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückerburger nach Hause gingen, die Hannoveraner dagegen ruhig bei Stade am rechten Elbufer, ohne an dem Kampfe ferner Antheil zu nehmen, verbleiben sollten (den 8. September). Der Marschall Richelieu benutzte die leicht erzwungenen Vortheile, um Hannover, welches seine Truppen besetzt hielten, auf eine so schamlose Weise auszuplündern, daß seine eigenen Truppen ihren Spott nicht zurückhielten, und ihn nur *le petit père la Maraude* nannten. Der Herzog von Cumberland dagegen eilte ohne Erlaubniß nach London, um seinem Vater den traurigen Bericht von seinem Feldzuge abzustatten. Georg II., voll Schmerz über den Verlust seines Stammlandes, tiefgetränkt über den Schimpf, welchen seine Truppen erlitten hatten, empfing den Prinzen mit den Worten: „Hier ist mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und mich beschimpft hat.“ —

Friedrich II. befand sich auf dem Marsche von Dresden aus nach der Saale, als er die niederschlagende Nachricht von dem Vertrage zu Kloster-Zeven erhielt; es war nicht die einzige Trauerbotschaft in diesen Zeiten. Einen Tag vor dem Abschlusse des Vertrages war dem Hauptheere ein neuer Unfall begegnet. Der Herzog von Wevern lag mit dem größern Theile desselben bei Görlitz, während General Winterfeldt an dem andern Reisseufer bei dem Dorfe Moys seine Stellung genommen hatte. Am 7. September war Letzterer zu einer Conferenz mit dem Herzog nach Görlitz geritten, da benutzte der österreichische General Nadasdi diese günstige Gelegenheit zu einem unvermutheten Angriff auf seine Truppen. Winterfeldt eilte schleunigst auf den Kampfplatz, um die Gefahr von den Seinigen abzuwenden, doch er selbst ward von einer feindlichen Kugel dahingerafft, 1200 Preußen verloren in dem Kampfe das Leben. Doch dieses Unglück war noch gering gegen die verderblichen Folgen der Begebenheit. Der Herzog von Wevern nämlich, jetzt sich selbst überlassend, zersplitterte

sein Heer, und zog mit einem Theile desselben durch Schlessen zur Deckung von Breslau, wo die Preußen neue schwere Unfälle erleiden sollten.

Friedrich II. verlor unter diesen drohenden Umständen keinen Augenblick die ruhige Fassung noch den Muth zur tapferen Gegenwehr. Dies spricht sich in seinen Briefen und Gedichten, denn auch in bösen Zeiten entsagte er dem Dienste der Musen nicht, auf das Bestimmteste aus. In einer Epistel an Voltaire vom 9. Oktober heißt es: „Ich aber vom Orkan bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben, als König denken, leben, sterben;“ und in einer nach der Schlacht von Collin gedichteten Elegie an sein Vaterland: „O du mein theures Volk, dem jeder meiner Wünsche lebt; o du, das zu beglücken mir die Pflicht gebeut, ich sehe von Gefahren dich umringt. Dein thränenwerthes Loos durchdringt mich tief, dein Schicksal beugt mich nieder. Wie gern vergäß' ich meines Ranges Glanz; doch dir zu helfen, fließe jeder Tropfen, der meiner Atern Bau durchrinnt. Ja dir gehört dies Blut, und mein gerührtes Herz bringt freudig seine Tage zum Opfer meinem Vaterlande dar.“

Sein klarer, nach allen Seiten hin scharf blickender Geist ließ auch keinen Umstand unbenutzt, der eine günstigere Wendung seiner Verhältnisse hervorrufen durfte. So wandte er sich an den Herzog von Richelieu, von dem er wohl mußte, daß er, der Tradition seiner Vorfahren gemäß, ein Feind des östreichischen Bündnisses war, und suchte ihn mit schmeichelhaften Worten zu einer Vermittelung zu bewegen (den 7. September), der feindliche General ging auch darauf ein, und theilte die Friedensvorschläge des Königs seinem Hofe, obgleich vergebens, mit.

Friedrich war am 12. September von Dresden nach Erfurt aufgebrochen, da man ihm die Nachricht gebracht hatte, ein Streifcorps Oestreicher wolle seiner Hauptstadt einen Besuch abstatten. Während seiner Abwesenheit führte General Seydlitz einen kühnen Streich glücklich aus, denn, als der Prinz von Soubise, den Richelieu, welcher ein Liebling der Marquise von Pompadour war, an der Spitze einer abgesonderten Heeresabtheilung gegen die Saale abgeschickt hatte, sich Gotha's mit 8000 Mann bemächtigte und besetzt hielt, scheuchte er nicht nur mit funfzehn Schwadronen die feindliche Macht aus der Stadt, sondern ihre Befehlshaber sogar vom Tische, um mit seinen Offizieren das für jene bestimmte Mahl einzunehmen.

Unterdessen war der General Sadiß mit 4000 Kroaten von dem Armeecorps des Generalfeldzeugmeisters Marschall von Bieberstein, der damals in der Oberlausitz stand, am 16. Oktober bis nach Berlin gestreift. Der König hatte nur fünf schwache Bataillone Landmiliz als Besatzung der Hauptstadt zurückgelassen, von denen zwei vergeblich die Feinde zurückzuhalten versuchten. Nachdem der größte Theil derselben aufgerieben war, geleitete der Commandant, Generallieutenant von Rochow, der Weisung seines Herrn, vor Allem die Königin zu schützen, gemäß, den Hof nach Spannow. Uebrigens hatte während der vierundzwanzigstündigen Bestiznahme, denn schon am folgenden Morgen

zog das Streifcorps in größter Eile ab, der General Sabit gute Mannszucht gehalten. Der Ruf von Friedrichs Annäherung scheuchte ihn so eilig fort. Eingetrieden nicht verbürgten Sage nach hat der feindliche General unter Anderem 24 Paar Damen-Handschuhe in Berlin erhoben, um seiner Kaiserin damit ein besonderes Siegeszeichen zu übergeben, eine Absicht, die dadurch vereitelt worden sei, daß der patriotische Handschuhmacher nur Handschuhe für die linke Hand eingepackt habe.

Nachdem Friedrich II. eine Zeit lang noch zu Herzberg seine Stellung genommen, theils um ähnliche Besuche zu verhüten, theils aber auch, um die ferneren Pläne seiner Gegner zu entziffern, wendete er wieder seine Schritte zurück nach Thüringen. Dies war unumgänglich nothwendig, da der Prinz von Soubise, welcher den mit den Reichstruppen verbündeten Theil des französischen Heeres befehligte, sich die Befreiung Sachsens zur Hauptaufgabe gestellt hatte. Es waren auch schon französische Truppen über die Saale gegangen und in der Nähe von Leipzig gesehen worden. Da nahm Friedrich und nahm seine Stellung bei Lützen, während Keith mit einer andern Heeresabtheilung sich bei Merseburg festsetzte, der Vortrab der Franzosen dagegen über die Saale zurückging.

Im feindlichen Lager herrschte die größte Sorglosigkeit, denn Soubise sah den Feldzug als beendet an, und glaubte ohne Schwertstreich die Frucht desselben, nämlich die Befreiung Sachsens, genießen zu können; es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß der König ernsthaft daran dächte, mit seiner Handvoll Leuten, die nur spottweise von den Gegnern „die Berliner Wachtparade“ genannt wurden, für ihn dieses Ergebnis zweifelhaft zu machen. Auf die bisherigen Erfolge, welche man nur dem ungeschickten und kraftlosen Benehmen der bisherigen Gegner zu danken hatte, vergaß man ganz, welcher ein gefährlicher Kriegsheld jetzt zu bekämpfen war, wiewohl manche einzelne Umstände nur zu deutlich auf den Unterschied aufmerksam machten; denn preussische Husaren drangen in keckem Muthwillen bis in die feindlichen Quartiere, holten Beute, Pferde und sogar Soldaten aus ihren Zelten und brachten ungestraft diese Siegeszeichen von ihren Streifzügen in das preussische Lager zurück.

Ungewacht schien das Selbstvertrauen der Gegner Friedrichs wohl kommen begründet; ihr Heer zählte mehr als 60,000 Streiter, das seine kaum 22,000; auch erfüllte sie trotz aller gefährlichen Anzeichen, daß sich die Preußen eben nicht fürchteten, nur die eine Besorgniß, letztere möchten sich durch schleunige Flucht vor der Vernichtung retten und dadurch den Krieg in die Länge ziehen. Ihr ganzer Schlachtplan ging deshalb dahin, diesem gefährlichen Umstand vorzubeugen. Mit Tagesanbruch des 5. Novembers erschien das feindliche Heer im Felde, jedoch nicht, um sofort zum Angriff zu schreiten, sondern nur eine Abtheilung unter dem Grafen St. Germain rückte auf einen Hügel von welchem er mit seinem Geschütz die preussischen Vorposten erreichen konnte, während die Masse des verbündeten Heeres rechts, abmarschirte, ohne Zweifel

Der Absicht, des Königs linken Flügel zu umgehen, um ihm so jede Aussicht zur Flucht abzuschneiden. Des Grafen von St. Germain Aufgabe dagegen sollte nur sein, von vorn her die Preußen festzuhalten. Während so die feindlichen Feldherrn alle ihre Anstrengungen dahin richteten, ein Netz um ihn zu ziehen, damit er ihnen nicht entginge, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht darauf vorbereitet waren, an demselben Tage selbst noch angegriffen zu werden, hatte Friedrich den festen Entschluß, einen ernsten, entscheidenden Kampf zu liefern, gefaßt. Jedoch trotz aller Bewegungen des Feindes was noch nicht das geringste Zeichen davon zu spüren. Auf Friedrichs ausdrücklichen Befehl waren sämtliche Truppen ruhig in ihrem Lager geblieben, und hatten wie gewöhnlich ihre Mahlzeit abgehalten. Noch standen die Zelte, und Alles schien die sorgloseste Ruhe zu verkünden. Schon war es 2½ Uhr. Da plötzlich sanken die Zelte und die preussische Armee erschien, als ob es sich hier nur um Veränderung einer Operndecoration handelte, in vollständiger Schlachtordnung. Ein doppelter Grund mochte ihn zu dieser außerordentlichen Maßregel veranlassen, nämlich, durch die anscheinende Gleichgültigkeit bei der nahen Gefahr das Selbstvertrauen seiner Truppen zu erhöhen, und andrerseits die Feinde durch das ganz Unerwartete zu überraschen und zu verwirren. Von diesem Augenblick an war im preussischen Lager alles Bewegung und Thätigkeit. Treifenweise marschirte die preussische Infanterie links ab, vor ihr die Reiterei im vollen Trabe, denn es galt hier, dem Feinde zuvorzukommen, und anstatt überflügelt zu werden, ihn selbst zu überflügeln. Eine niedrige Hügelkette verdeckte dem Feinde diese Bewegung und machte dadurch die Ueberraschung noch größer. Um seinem Angriff einen noch nachdrücklicheren Erfolg zu verschaffen, ließ Friedrich auf dem Rücken des Höhenzuges, auf dem sogenannten Janushügel, eine Batterie von 18 schweren Geschützen auffahren, damit er den auf jenen Punkt berechneten Angriff um so wirksamer ausrichten könnte.

Von diesen raschen und kühnen Bewegungen waren die feindlichen Feldherrn in voller Unkenntniß geblieben. Wie konnten sie auch in ihrer stolzen Einbildung vermuthen, daß der König den letzten Entschluß zum Angriff fassen würde, da sie sein Heer für umgangen und vernichtet hielten, ihn selbst als Gefangenen in Versailles angemeldet hatten. In dieser völligen Unkenntniß der Sachlage schwenkte die feindliche Reiterei, neben welcher, ohne daß sie die geringste Ahnung davon hatte, die preussische auf der anderen Seite des Höhenzuges dahergestellt war, jetzt voll der sichern Hoffnung, den Feind überflügelt zu haben, mit der größten Sorglosigkeit ein; das Fußvolk war noch mehrere tausend Schritte zurück. In diesem Augenblick erschien Genblig an der Spitze von 38 Schwadronen; ihm hatte der König, obwohl er der jüngste Cavallerie-General der Armee war, an dem wichtigen Tage den Oberbefehl über seine ganze Reiterei übertragen. Er verdiente diesen Vorzug, denn durch praktischen Dienst mit allen Gattungen seiner Waffe wohl vertraut, besaß er eben so viel Umsicht und Geschick, als Kühnheit in der Leitung großer Reitermassen, sowie

ein unbedingtes Vertrauen aller seiner Untergebenen. Ehe sich noch die Feinde von dem Erstaunen, sich ihrerseits überflügelt zu sehen, erholen, geschweige denn ihre 52 Schwadronen in die rechte Ordnung stellen konnten, war die preussische Reiterei wie ein Gewittersturm in sie eingebrochen, und sprengte sie nach allen Seiten hin auseinander; ja so vollständig war die Niederlage dieser Reiter-schaaren, daß sie nicht wieder in dem Gefecht zu erscheinen vermochten. Nur vier Regimenter, zwei österreichische und zwei französische, leisteten einigen Widerstand, allein für sich zu schwach, wurden auch sie nach kurzem Kampfe und starkem Verluste vom Schlachtfelde verjagt.

Durch dieses glänzende Reitergefecht war die Hälfte der Arbeit des Tages schon gethan. Seydlitz mit seinen siegreichen Schwadronen stand jetzt dem feindlichen Fußvolf in dem Rücken, während der König an der Spitze des seinigen einen ähnlichen Plan, wie bei Collin, nur mit richtigerer Ausführung und besserem Glück verfolgte, indem er ununterbrochen den linken Flügel vorschob, während der rechte den Kampf vermied und nur zur Unterstützung des linken diente. So wurde denn der rechte Flügel der Gegner von hinten und von der Flanke zu gleicher Zeit mit aller Heftigkeit angegriffen. Schon vorher hatten diese Truppen nicht wenig durch die auf dem Janushügel errichtete schwere Batterie der Preußen gelitten, denn das Unternehmen, ihr gegenüber wirksame Geschützmassen aufzustellen, war ohne Erfolg geblieben. Während vom Thalwege aus die Kugeln machtlos blieben, schmetterten die preussischen in die dichten Reihen des vorüberziehenden Fußvolks und erleichterten dem Könige den Sieg. Etwa um 4 Uhr stieß das preussische Fußvolf auf das feindliche. Nur eine Viertelstunde währte der Kampf, da wendeten sich schon die vordersten Reihen zur Flucht; Alles wirrte sich in einen Knäuel zusammen, und die Ordnung war nicht mehr herzustellen. In demselben Augenblick hieb vom Rücken her Seydlitz mit seiner Reiterei ein und vollendete Flucht und Verderben. Zwar hatten alle diese Unfälle bisher nur den rechten Flügel des verbündeten Heeres getroffen, denn der linke war noch gar nicht zur Schlacht gekommen, allein so groß war der moralische Einfluß der erlittenen Niederlage, daß auch der noch unbefiegte Heerestheil sich allmählig zur Flucht auflöste. Anfangs suchte die Reiterei dieses Flügels den Rückzug zu decken, indem sie sich in Schwadronen mit großen Intervallen vor ihr Fußvolf setzte, jedoch bald zwang sie die wohlbediente Artillerie des preussischen Heeres, diese deckende Stellung zu verlassen. Nun eilte sie mit großer Schnelligkeit dem Fußvolf voraus, und mit diesem Rückzuge wurde die Flucht des verbündeten Heeres allgemein. Nur die kleine Abtheilung des Grafen St. Germain, welche, wie wir oben gesehen haben, auf einem Hügel vor dem preussischen Lager aufgestellt war, um den Abzug des Königs zu verhindern, war nicht mit hineingerissen worden in diese allgemeine Auflösung. Was noch an Truppen zusammenblieb, zog sich über Freiburg an der Unstrut zurück. Ein Glück war es für das geschlagene Heer, daß die Nacht den Siegern in der Verfolgung ein Ziel setzte; nichtsdestoweniger stieg der Verlust des Feindes

auf eine sehr beträchtliche Summe, denn wenn auch nur 6—700 Tode und etwa 2000 Verwundete gezählt wurden, so betrug doch die Zahl der Gefangenen über 8000, unter denen sich 5 Generale und 300 Offiziere befanden. 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten wurden in dem glorreichen Kampfe erbeutet. Die Sieger verloren nur wenig Mannschaft, ihr Muth war durch den glänzenden Erfolg auf das Höchste gespannt. Seydlitz, dessen Muth und Geschick Friedrich in dieser Schlacht so viel verdankte, wurde, obgleich noch jüngster Generalmajor, zum Generallieutenant erhoben, ein schönes Beispiel zur Aufmunterung für jüngere aufstrebende Geister. Der größte Gewinn, der dem Könige aus diesem glorreichen Kampfe erwuchs, war der Zustand der Auflösung, in welchen das feindliche Heer durch den raschen Sieg der Preußen gerathen war, denn ganze Haufen wurden bis tief in das Reich hinein versprengt, und eine schwere Aufgabe für die Offiziere war es, die Entmuthigten überhaupt noch bei den Fahnen zusammenzuhalten. Ueberall, wohin sie kamen, verfolgte sie der Spott und Hohn des Volkes, welches in seinem Herzen dem großen König günstig war, wie sehr auch die Regierungen sich bemühen mochten, ihn von seiner ruhmvoll erstiegenen Höhe herabzustürzen. Ueberall sang man in Deutschland, namentlich da, wo die Reichsarmee und die Franzosen längere Zeit gehaust und sich durch Frechheit und Räuberei verhaßt gemacht hatten, die noch heut im Munde des Volkes lebenden Verse:

Und wenn der große Friedrich kommt,  
 Und klopfst nur auf die Hosen;  
 So läuft die ganze Reichsarmee,  
 Panduren und Franzosen.

Ja selbst in Paris verspottete man ganz öffentlich den Prinzen Soubise und die, welche ihn gesendet hatten; Friedrich erschien als der Held des Jahrhunderts. Für deutsche Herzen aber war er ein Trost, er brachte den deutschen Namen wieder zu Ehren, denn er war seit undenklicher Zeit der erste deutsche Fürst, welcher dem Auslande gegenüber eine ruhmwürdige Stellung behauptete.

Die öffentliche Meinung erklärte sich um so unbedingter gegen Friedrichs Feinde, als diese vor und nach der schändlichen Niederlage ihre kriegerische Ehre durch jede Art von Zuchtlosigkeit schändeten, was die edleren unter ihren eigenen Führern anerkannten. Ueber diese Lösung aller Bande giebt der Graf von St. Germain selbst ein unverdächtiges Zeugniß. „Das Land,“ berichtet er an einen Freund, „ist auf dreißig Meilen in die Runde geplündert und verheert, wie wenn das Feuer vom Himmel darauf gefallen; kaum haben unsere Nachzügler und Marodeurs die Häuser stehen lassen. Ich habe viele Leiden erfahren durch die Zügellosigkeit und Frechheit unserer Truppen, man muß hoffen, daß der Hof Ordnung machen werde. Es bedarf großer Heilmittel, und wenn man das Messer nicht an die Wurzel legt, so muß man auf den Krieg verzichten. Unser Verlust in der Schlacht ist nicht so beträchtlich gewesen, als man Anfangs nach den Regimentsberichten zu versichern gesucht hat. Einer wollte achtzig

Offiziere verloren haben, und hat nur vier bis fünf verloren; sie haben sich allmählig, nach fünf bis acht Tagen, wieder eingefunden; so die Soldaten im Verhältniß. Sollten Sie es wohl glauben, daß ein Fähnrich mit seiner Fahne und nebst fünf oder sechs Soldaten in Göttingen angekommen ist, und daß Bauer ebenda ganz allein eingetroffen? Kurz man würde nicht enden, wenn man alle Unordnungen erzählen wollte. Das Feld ist mit unsern Soldaten auf vierzig Meilen in die Stunde bedeckt gewesen; sie haben geplündert, gemordet, Frauen entehrt, geraubt und alle mögliche Gräueltathen begangen. Hätte der Feind uns lebhaft verfolgt, nachdem er mich geworfen, so würde er unser ganzes Heer vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt, und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben, unsere Leute zu schonen und die Deutschen zu zermalmen; seine Husaren haben mehrere von unsern Soldaten zurückgeschickt, nachdem sie dieselben anständig behandelt. Man kann nichts hinzufügen zu dem Ebelmuth und der Feinheit, mit welcher er unsern Gefangenen begegnet ist. Als sie ihre Briefe unversteigelt schickten, mit der Bitte, sie durchzulassen, sagte der König: Ich kann mich nicht gewöhnen, sie als meine Feinde zu betrachten, und ich habe kein Mißtrauen gegen sie, also verriegeln sie ihre Briefe und sie sollen die Antworten ungeöffnet empfangen. Er äußerte auch, daß er keine Freudenfeste über den Sieg anstellen wolle, daß derselbe sein Herz betrübe, daß übrigens die Franzosen schlecht geführt worden, und daß, da sie nicht in Schlachtordnung gewesen, ihre Tapferkeit nicht hätte zur Anwendung kommen können. Wir gehen nach dem Hanauischen in die Winterquartiere; ich denke, es ist keine gute Politik, das hessische Land zu verheeren. Das Reich ist sehr empört gegen uns, und es sieht mit Schmerzen und mit großer Unzufriedenheit, daß man einige seiner Glieder erdrückt. Ich denke immer, wir haben einen schlechten Krieg, und es würde sehr gut sein, daß man ihn endigte; er wird keinen guten Ausgang haben, wenn er sich in die Länge zieht." Auch Friedrichs Aeußerungen in den Briefen an seine Freunde bezeugen denselben Unwillen über das Benehmen der Franzosen, deren Zeitung er jedoch allein diese Zügellosigkeit zuschreibt.

Nach diesem glücklichen Schlage kehrte, obschon die Gefahren noch drohend genug über seinem Haupte hingen, dennoch eine ruhigere Stimmung in Friedrichs hartgeprüftes Herz zurück. Er fand wieder Geschmack an der Dichtung; wir kennen eine große Zahl von Versen, die in jener Zeit geschrieben sind, und wo er seinen unerschütterlichen Muth und standhafte Beharrlichkeit in seiner Pflicht bekundet. Es war der erste Lichtblick des Glückes, welcher seinen dunkeln Pfad in jenen Tagen der Trübsal erhellte. Vor der dringendsten Gefahr sah er sich wenigstens gerettet. Richelieu, dessen Lager bei Halberstadt aufgeschlagen war, zog ins Hannoversche zurück, die Verbündeten faßten wieder Muth und ergriffen von Neuem die Waffen; bald trat auch England wieder in die Schranken; kurz es begann ein mächtiger Umschwung der Dinge seit dieser glorreichen Schlacht von Rossbach.



Nicht weit, wie wir schon wissen, konnte Friedrich II. den flüchtigen Feind verfolgen, da seine eigenen Staaten zu dringend Schutz gegen die furchtbaren Verheerungen seiner übrigen Feinde fordbeten; denn Schlesien war hart bedrängt; Schweidnitz mußte vor dem Feinde gerettet werden. Zwar hatte Keith durch einen kühnen Zug mit 4000 Mann, während ihn der Feind weit stärker ansetzte, des Königs Abzug nicht nur gedeckt, sondern sogar einen glücklichen Einfall in Böhmen gemacht, weit und breit das Land, zur Vergeltung für die Habdilsche Unternehmung auf Berlin, verheert, Kriegs- und Mundvorräthe sowie Kriegssteuern angetrieben, einen großen Theil der feindlichen Streitmacht dadurch, was eigentlich der Hauptzweck war, in das Herz des bedrohten Königreiches zurückgelockt; doch die Hauptaufgabe, die schweren in Preußen und Schlesien erlittenen Verluste wieder zu vergüten, blieb dem Könige selbst vorbehalten.

Schon im Juni war ein russisches Heer, dessen Stärke die niedrigste Angabe auf 83,000 Mann, nämlich 70,000 Mann Linientruppen und 13,000 Kosaken aus den asiatischen Provinzen, berechnet, in drei Colonnen unter dem Feldmarschall Apraxin, welcher den Oberbefehl führte, und den Generalen Sibilsky und Fermor in das Königreich Preußen eingerückt; furchtbare Haufen für das flache Land, welches grausam verheert wurde, doch schwerfällig in ihren Bewegungen, und ungeeignet zur Ausführung regelmäßiger Kriegspläne. Verhältnißmäßig lange Zeit vertheidigte sich das unbefestigte und nur schwach besetzte Memel; die kleine Besatzung errang eine ehrenvolle Capitulation, die freilich von den Russen gebrochen wurde.

Nun ergossen sich die leichten Schaaren über das Land, plünderten, raubten, ja schleppten eine große Anzahl Einwohner gefangen mit sich fort; kurz, Gewaltthaten, wie sie seit dem dreißigjährigen Kriege nicht erhört waren, wurden in dem schwer heimgesuchten Lande ausgeübt.

Die Noth der bedrängten Landsleute veranlaßte den zweiundsiebenzigjährigen Feldmarschal von Lehwald, der sich vor der Uebermacht aus seinem Lager von Insterburg auf Wehlau zurückgezogen hatte, gegen den fast vierfach überlegenen Feind wieder vorzugehen. In der Nähe seiner früheren Stellung bei Großjägerdorf, zwischen Alle und Bregel griff er ihn am 30. August an. Trotz der großen Uebermacht des Feindes waren die Preußen Anfangs im Vortheil; alle Truppen, Fußvöll und Reiter, wetteiferten mit einander an Tapferkeit, ja zwei Kavallerieregimenter hatten schon mehrere Batterien glücklich weggenommen, da gab ein unglücklicher Zufall der schon gewonnenen Schlacht plötzlich eine ungünstige Wendung. Mehrere Dörfer in der Nähe des Schlachtfeldes waren von den Russen angezündet, die dichten Rauchwolken raubten jede sichere Uebersicht über den Stand des Kampfes. In dieser gegenseitigen Unkenntniß der Stellungen feuert das zweite preussische Treffen auf das erste. Hierdurch gerieth die ganze Linie in Unordnung, und Lehwald hielt es für gethathen, lieber den Rückzug anzutreten, als sich in dieser Unordnung einem so weit überlegenen Feinde gegenüber noch schwerern Unfällen auszusetzen. Sein

Verlust, etwa 1400 Mann, war verhältnißmäßig gering, da die Russen vier- bis fünfmal so viel verloren, und außerdem nicht den geringsten Nutzen von ihrem Siege zogen. Ja, anstatt auf das bedrohte Königsberg Loszugehen, trat Apraxin seinen Rückzug an, und zwar so übereilt, daß er mit bedeutendem Verluste an Mannschaft und Geschütz ausgeführt wurde. Von Allem, was er erobert, blieb die Stadt Memel allein in seinen Händen.

Dieser für Friedrich verhältnißmäßig noch so glückliche Ausgang des russischen Feldzuges hatte übrigens noch andere Gründe, als die bloße Besorgniß des Oberfeldherrn für den Schutz und die Unterhaltung seiner Truppen. Friedrich II. besaß an dem Petersburger Hofe einen eifrigen Freund und Verehrer in der Person des schon seit 1741 von Elisabeth ernannten Thronfolgers Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp. Dieser Prinz, von dem englischen Gesandten, welcher hierbei das Geld nicht sparte, unterstützt, veranlaßte den allmächtigen Kanzler Bestuschef, der, wie wir wissen, sonst Friedrichs Freund nicht war, Apraxin obiges Verhalten vorzuschreiben, was ihm freilich Absetzung und Verbannung nach Sibirien zuzog; auch Apraxin verlor seine Stelle als Befehlshaber und wurde als Gefangener nach Narva gebracht. Ein Theil der russischen Truppen, nämlich die Kalmücken, verließen ganz das Heer, weil eine ihnen bisher ganz unbekannt, ansteckende Krankheit, die Pocken, eine große Verheerung unter ihnen angerichtet hatte.

Dieser durch triftige militärische Gründe keinesweges veranlaßte Rückzug war für Friedrich II. von außerordentlichem Vortheil, weil er nun seine Truppen in Preußen zum Kampfe gegen die Schweden verwenden konnte, welche gegen die Mitte des Monats September über die Peene gegangen waren und sich in Besitz der Städte Anklam, Demmin und Pasewalk gesetzt hatten. Bis nach Stettin war das ganze preußische Vorpommern von Truppen entblößt, und selbst diese wichtige Stadt hatte nur eine sehr geringe Besatzung; deshalb war sie das Hauptaugenmerk der Schweden.

Im ersten Augenblick schien dieser neue Feind drohend genug, denn das Heer zählte 22,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, kriegsgeübte Leute, denen es auch nicht einmal an guten Offizieren mangelte. Dagegen fehlte es an allem Andern, was zum Kriege nöthig ist, denn es gab weder tüchtige Feldbeamten, noch Magazine, noch Feldbäckereien, noch Flugbrücken, noch überhaupt etwas von den für die Fortschaffung eines Heeres nothwendigen Erfordernissen. Wo soll da der Soldat Muth und Selbstvertrauen behalten? Deshalb waren denn auch die schwedischen Truppen nur bis in die Uckermark vorgebracht, wo sie beträchtliche Kriegssteuern ausschrieben und überhaupt manchen Schaden anrichteten, bis endlich der Feldmarschall Lehwald mit dem preußischen Heere anlangte, und die schwedische Macht in wilder Flucht bis unter die Kanonen von Stralsund und von dort sogar bis auf die Insel Rügen jagte. Selbst hier würden sie noch nicht sicher gewesen sein, wenn nicht der greise Lehwald,

frieden mit dem überelkten Rückzug seiner Gegner und der bedeutenden Zahl von 3500 Gefangenen, sich entschieden gegen alle gewagteren Unternehmungen klärt hätte.

Wie günstig oder wenigstens doch gefahrlos sich auch die Dinge im Norden, Böhmen und Osten gegen das Ende des Jahres gestaltet hatten, so blieb doch immer noch die Lage Friedrichs II. vollkommen rathlos, sobald es ihm nicht gelang, Schlesien den Oestreichern wieder zu entreißen und Sachsen vor ihrem drohenden Anmarsch sicher zu stellen.

Während Friedrichs Abwesenheit war nämlich auf dieser Seite ein Unglück dem anderen gefolgt. Von dem Trefsen bei Morys und Winterfeldts Tode ist schon die Rede gewesen. Der Verlust dieses trefflichen Generals war für den König ein großes Unglück, denn an ihm scheint der Herzog seinen zuverlässigsten Rathgeber eingebüßt zu haben; wenigstens zeugten von dem Augenblick an alle seine Schritte von unsicherer und unentschlossener Haltung. Zwar suchte er Schlesien zu decken, doch waren seine Maßregeln dazu keinesweges geeignet. Anstatt so viel als möglich seine Streitmacht zum kräftigen Widerstande zusammen zu halten, schwächte er sie durch Besetzung verschiedener Plätze um 15,000 Mann, und anstatt durch ein festes Lager in der Nähe von Schweidnitz die Belagerung dieses wichtigen Platzes, von dem die Deckung Niederschlesiens abhing, zu verhindern, blieb er in der Nähe von Breslau, und überließ den entscheidenden Punkt den launenhaften Wechselfällen des Kriegsglückes.

Schweidnitz hatte sich mit Tapferkeit und Geschick von den Preußen gegen Radassby während einer vierzehntägigen Belagerung gehalten, obgleich ein Theil der Stadt durch ein furchtbares Bombardement zerstört war; die Besatzung hatte sogar mehrere glückliche Ausfälle gemacht. Schon beginnt man an dem Erfolg der Unternehmung zu zweifeln, da beschließt der feindliche Feldherr eine Ueberrumpelung zu versuchen. Sie gelingt. In der Nacht des 11. November wird ein allgemeiner Sturm unternommen und glücklich ausgeführt; die preussischen Befehlshaber, welche bis dahin so pflichtgetreu und erfolgreich ihres Königs Sache geführt hatten, verlieren in diesem entscheidenden Augenblick die Besinnung und ergeben sich mit 10 Bataillonen und 10 Schwadronen dem kaiserlichen Feldherrn als Kriegsgefangene, zum großen Schmerze Friedrichs, da dieser Unfall, wie er sich ausdrückt, sich unter den Augen des Herzogs von Bayern zutrug, welcher doch, sobald nur das allerdings nöthige muthvolle Vertrauen nicht gefehlt hätte, über die erforderlichen Mittel zur Hülfe gebot.

Nun war die ganze Streitmacht der Oestreicher vereinigt bis zu der furchtbaren Stärke von 80,000 Mann, gegen den Herzog von Bayern, dessen Heer in den Schanzen der Lohr sich auf 25,000 Mann belaufen mochte. Von drei Seiten schritt die überlegene feindliche Truppenmacht zum Sturm, Anfangs mit großem Verluste, denn die Gegner leisteten mannhafte Widerstand. Auf die Länge jedoch siegte die Uebermacht, hauptsächlich, weil es dem Anführer an der nöthigen Entschlossenheit mangelte. Nachdem ein Theil seiner Verschanzungen

genommen worden war, gab er den Kampf, seine Stellung, und damit die Hauptstadt der Provinz, deren Vertheidigung ihm übertragen war, auf.

So war denn der 22ste November ein neuer schwerer Unglückstag für den König. Der Herzog, wahrscheinlich im Gefühl, das Unglück zum Theil verschuldet zu haben, und im Andenken an den traurigen Empfang, durch welchen der Prinz von Preußen im Lager vor Baugen so schwer gedemüthigt worden war, zog die Gefangenschaft bei den Oestreichern einer ähnlichen Begegnung vor. Nur von einem Reitknecht begleitet traf er zwei Tage nach der Schlacht auf Oestreichische Vorposten und gab sich ihnen gefangen. Das verwaiste Heer, welches in der Schlacht an der Höhe über 6000 Mann Todte, 3000 Gefangene und 80 Geschütze eingebüßt hatte, zog jetzt in Eile nach Ologau und überließ so den größten Theil von Niederschlesien dem Feinde zur Beute, denn auch Breslau ward in übereiltem Vertrage mit 98 Geschützen den Oestreichern übergeben (den 24. November).

Friedrichs Stern schien vollkommen gesunken; ein deutlicher Beweis dafür war, daß von den 5000 Mann Besatzung nur 182 von der Bedingung des freien Abzuges Gebrauch machten, die übrigen dagegen in Maria Theresias Dienste übertraten. Auch der Fürstbischof von Breslau, Schafgotsch, der seine Erhebung nur dem Könige zu verdanken hatte, sagte sich in den beleidigendsten Formen von seinem Beschützer los. Er riß sich den schwarzen Adler-Orden von der Brust, trat ihn mit Füßen und äußerte sich in den niedrigsten Ausdrücken über den König, ein Benehmen, welches selbst bei den Feinden Friedrichs den entschiedensten Tadel fand.

Trotz dieser Fluth von Unglücksfällen blieb Friedrich II. nicht nur ungebeugt, sondern auch sogar heitern Sinnes, wie nicht nur seine Gedichte, sondern auch alle seine Handlungen in jener Zeit erweisen. Einundvierzig Meilen hatte er von Leipzig her in funfzehn Tagen ohne Magazine mit 14,000 Mann bis nach Barchwitz, wo er die Reste der Bevernschen Armee wieder fand, zurückgelegt. Zieten führte ihm die ersten Regimenter zu, aber nicht freudig wie sonst, denn die fortwährenden Niederlagen hatten selbst seinen rüstigen Geist niedergedrückt. Friedrich fühlte, daß er hier nicht sowohl strafen, als vielmehr ermutigen und heben mußte. Er selbst sagt darüber: „Die Truppen, welche über die Oder bei Ologau zurückkamen, konnten sich vor dem 2. December nicht mit denen des Königs vereinigen. Sie waren entmuthigt und von der erlittenen Niederlage besangen. Man sagte die Offiziere bei der Ehre, man erinnerte sie, ihrer früheren Thaten zu gedenken; man versuchte die traurigen Vorstellungen zu zerstreuen, deren Eindruck noch frisch war; selbst der Wein wurde eine Hülfquelle, die niedergedrückten Gemüther anzufrischen. Der König redete die Soldaten an und ließ ihnen Lebensmittel unentgeltlich reichen.

So war die Lage Friedrichs, als er in Schlesien anlangte. Nur über 33,000 Mann gebot er nach seiner Vereinigung mit Zieten, gegenüber einem Heere über 80,000 Mann. Sein Heer war zum Theil durch unerhörte An-

Strennungen erschöpft, theils durch fortwährende Verluste gebeugt, während die Feinde fünf Monate hindurch Böhmen und Schlesien siegreich durchzogen hatten und mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehen waren. Außerdem fehlte es dem preussischen Heere sogar an dem nöthigen schweren Geschütz, ohne welches ein Angriff auf die überlegene Macht der Oestreicher ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit lag. Diesem dringenden Mangel wurde durch den glücklichen Einfall eines seiner Generale abgeholfen, welcher den Rath erteilte, eine Anzahl Batteriestücke aus Glogau bespannen und der Armee zuführen zu lassen. Dies geschah. Die so gewonnenen schweren Geschütze leisteten vortreffliche Dienste, und erhielten sich unter dem Namen „Brummer“ noch lange in dem Andenken der preussischen Soldaten.

Wie wenig Herzog Karl, wie wenig selbst der vorsichtige Daun die Möglichkeit einer Gefahr von Seiten des Königs besorgte, bezeugt der Umstand, daß sie die Feldbatterie ganz gegen den sonstigen Kriegsgebrauch nach Neumarkt, vor ihrer Front, verlegten, ein sicheres Zeichen, daß sie diesmal den Kampf anbieten, und nicht, wie sonst, einen Angriff in fester Stellung erwarten wollten.

Friedrich hielt am 2. December Revue über das vereinigte Heer. Da er sich dem verhängnißvollen Augenblick nahte, welcher über sein und Preußens Geschick entscheiden sollte, versammelte er die Generale, um ihnen seinen Entschluß mitzutheilen. „Ihnen, meine Herren“ — so lauteten seine Worte, „ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bayern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen auf Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oestreicher im Besiz von Schlesien. Lassen Sie es Sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinah dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie

diesem meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Aufstritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens denken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß Sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“

Kein Herz blieb unbewegt bei diesen Worten, welche so kühnen Entschluß mit so einfacher und bescheidener Weise ankündigten. Befriedigt und gehoben durch die aus allen Blicken strahlende Stimmung fügte Friedrich mit freundlichem Lächeln hinzu: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben.“

Jetzt in der vollen Ueberzeugung, daß die Generale ganz von seinem Geiste durchdrungen waren, glaubte er kein Mittel unangewendet lassen zu dürfen, um den Sieg zu erzwingen. Auch die militairische Strafe stellte er in Aussicht. „Das Regiment Cavallerie,“ lautete sein Befehl, „welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absetzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.“

So verstand es der König, alle Hebel anzuwenden, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Furcht vor Schande, Ehrtrieb, Heldenbegeisterung, Vaterlandsliebe, — alle diese Empfindungen wußte er in dem Herzen seiner Krieger zu entzünden, und sie dadurch zu geeigneten Werkzeugen für seine kühnen Pläne zu machen.

Schon auf dem Marsche wurde der Muth seiner Truppen durch den günstigen Umstand angefeuert, daß die unvorsichtig vorgeschobene Feldbäckerei der Oestreicher nebst einem Theil der Deckung ohne großen Kampf in seine Hände fiel. Nicht minder wirkte dieser Umstand auf die Stimmung und die Entschlüsse des Feindes. Der Herzog Karl gab seinen Angriffsplan auf, ohne jedoch eine feste Stellung einzunehmen, die ihm der Entschluß einer bloßen Vertheidigung gerathen haben würde, was den Angriff des Königs wesentlich erleichterte, welcher noch kurz zuvor zu seiner Umgebung geäußert hatte, er würde die Oestreicher angreifen, wo er sie finden würde, und sollte es auf dem Zobtenberge sein. Auch erzählt man, daß der König bei der Nachricht, die Oestreicher hätten ihre



F. C. Gaukler fecit

Stahlstich v. Carl Meyer u. Kunst-Anstalt in Nürnberg

Friedrich der Grosse vor der Schlacht bei  
Muthen. d. 5. Dec. 1757.

Stellung bei Leuthen genommen, freudig in die Worte ausgebrochen sei: „Der Fuchs ist aus seinem Loch herausgetrohen; nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen.“

Die östreichische Schlachtordnung dehnte sich eine volle deutsche Meile aus; ihr äußerster rechter Flügel hielt das Dorf Nypern besetzt, der linke ging über das Dorf Leuthen hinaus bis nach dem Dorfe Sagschütz, allerdings über Gebühre ausgestreckt, doch waren sonst alle Vortheile des Bodens wohl benutzt, und namentlich das zahlreiche Geschütz zweckmäßig zur Vertheidigung derselben verwendet. Wahrscheinlich dieser großen Ausdehnung der feindlichen Schlachtlinie verdankte Friedrich, noch ehe der eigentliche Kampf begann, einen Vortheil, der die Siegeshoffnung der Seinigen im hohen Grade steigerte. Als nämlich sein Vortrab sich dem Dorfe Borna näherte, stieß er auf eine feindliche Reiterabtheilung von drei sächsischen und zwei östreichischen Cavallerieregimentern unter dem General Kostiz. Obgleich dem tapferen Offizier von dem Hauptquartier aus jede Unterstützung abgeschlagen wurde, bot er doch dem Angriff der Preußen Trost, jedoch sein Heerhaus ward zersprengt, der Führer auf den Tod verwundet, ein großer Theil seiner Leute zu Gefangenen gemacht. Als diese bei Neumarkt vor der Fronte des Heeres vorbeigeführt wurden, hob sich das Herz der preussischen Krieger, denn der unerwartete Erfolg schien ein Glück für die große Entscheidung anzudeuten.

Nun erst bekamen sich die beiden Heere gegenseitig zu Gesicht. Es schien, als ob Friedrich gegen den rechten Flügel vorgehen wollte. Hier kommandirte der Graf Zucchesi; obgleich gerade dieser General im Kriegsrathe mit großer Verachtung von dem Könige und seiner Wachtparade gesprochen, ja gegen den Rath des vorsichtigen Daun zum Vorrücken und zur Schlacht gerathen hatte, weil jeder Zweifel an dem guten Erfolg eine Beleidigung für die kriegerische Ehre des Prinzen sei, und sich überdies nicht so leicht eine zweite Gelegenheit zur sofortigen Beendigung des Krieges bieten würde, so erwies sich doch bei dieser Gelegenheit sein Muth sehr zweifelhaft, denn er schickte Boten über Boten an den Oberfeldherrn, um sich Verstärkung von ihm auszubitten. Zucchesi vermochte mehr über den Prinzen als der unglückliche Kostiz, denn sogleich erhielten mehrere Regimenter Infanterie und ein Theil der Cavallerie des linken Flügels den dringenden Befehl, dem Grafen zu Hülfe zu eilen; letztere mußten in vollem Trabe über das ganze Schlachtfeld wegreiten.

Unterdessen hatte Friedrich volle Zeit gehabt, die ganze Schlachtlinie der Feinde zu überschauen, und sich zu überzeugen, daß es am gerathensten sei, von ihrem linken Flügel her den Angriff zu beginnen, weil von Sagschütz aus der Boden sich beständig über Leuthen nach Nypern hin senkt. Ganz richtig schloß er, daß, wenn es ihm durch Ueberraschung gelingen würde, diesen verhältnißmäßig stärksten Punkt der Feinde zu erzwingen, der schwerste Theil der Arbeit geschehen sei. Gelänge dies, so würde es leicht sein, von dort aus die



Massen der Oesterreicher, ohne sie zum Kampfe kommen zu lassen, in ungeordnete Haufen zusammenzudrängen, und so durch ihre eigene Masse zu erdrücken. Mit Blitzeßschnelle war der Plan entworfen und ebenso ausgeführt. Während noch Lucchesi für sich in der größten Angst schwebte, begann schon das preussische Heer seinen Abmarsch nach rechts hin, allein mit so künstlichen Wendungen und Schwankungen, daß selbst die erfahrensten östreichischen Generale über den eigentlichen Zweck des Königs in völliger Unkenntniß blieben. Ja sogar der sonst so argwöhnische Daun soll dem Prinzen Karl versichert haben: „Es ist nichts zu befürchten, die Leute gehen, man störe sie nur nicht.“ Radasbky allein, welcher den linken Flügel kommandirte, und von allen Unbefangenen als der geschickteste Taktiker angesehen wurde, durch die Hofpartei jedoch oft Vernachlässigungen aller Art erfuhr, fing an zu begreifen, daß er das eigentliche Ziel der feindlichen Bewegungen wäre. Seine Lage schien ihm um so bedenklicher, da die stärkste Position, ein Hügel bei Sagshütz, nicht mit Nationaltruppen, sondern mit württembergischen Regimentern besetzt war. Deshalb verlangte er seinerseits Verstärkung, fand aber im Hauptquartier nicht so leichtes Glauben, als der Liebling des Oberbefehlshabers Lucchesi. Indessen war das preussische Heer unter dem Anschein einer verwirrten und ziellos forttreibenden Masse in der Nähe seines eigentlichen Bestimmungsortes angelangt, wobei vor Allen der Prinz Moriz von Dessau und General Zieten eine große Geschicklichkeit im Manöviriren entwickelten. Nun begann endlich, es war schon 1 Uhr Mittags geworden, ein ernsthafter Angriff auf den äußersten Theil des linken Flügels. Nach einem ziemlich heftigen Geschützfeuer verließen die Würtemberger, ohne ihre Geschütze retten zu können, ihre Stellung; die Bayern folgten ihnen in wilder Hast; auch selbst einige ungarische Regimenter folgten ihnen nach. Der linke Flügel der Feinde war hierdurch schon geschlagen, und doch waren erst zehn preussische Bataillone im Feuer gewesen. Noch standen jedoch Radasbky's Dragonerregimenter und deckten ihre Waffengefährten vor Verfolgung, denn die 43 preussischen Schwadronen, welche auf dem Plage angelangt waren, wurden durch Gräben, die vielfach den Boden durchschnitten, von jedem Angriffe abgemahnt. Doch die tapfern Reiter ließen sich durch kein noch so bedrohliches Hinderniß abhalten. Schwadronsweise setzten sie über die Gräben, formirten sich mit Blitzeßschnelle von Neuem, obschon alle Bewegungen unter dem heftigsten Kanonenfeuer ausgeführt werden mußten, und stürzten dann mit der größten Unerfrodenheit auf den durch seine Stellung so sehr begünstigten Feind. Doch alle Vortheile wurden durch die Kühnheit der braven Reiter ausgeglichen. Als die Gardes du Corps und die Kürassiere zum Einhauen kamen, schien es, als ob sie mit frischen, ganz unversuchten Kräften auf dem Kampfplatz erschienen. Bald waren die feindlichen Haufen zersprengt, und nun, da auch die Zieten'schen Husaren von dem dritten Treffen her in die gelösten Reihen einbrachen, wurde der Feind nach allen Seiten hin in die Flucht getrieben, niedergemetelt oder gefangen genommen.

Nun endlich, als das Radosky'sche Corps in völlige Flucht aufgelöst war, merkten die österreichischen Generale, daß Friedrichs scheinbar ungeordneter Rückzug ein außerordentlich wohlberechneter, für den Ausgang des ganzen Treffens höchst bedenklicher Angriff gewesen war. Eilig suchten sie Gegenmaßregeln zu treffen, allein es war schon zu spät, dem drohenden Uebel abzuhelfen. Wie ein schlaue berechnender Schachspieler hatte Friedrich seinen Gegner getäuscht, und durch geschickte Stellung verhindert, überlegene Kräfte gegen ihn anzuwenden. Was er bei Collin vergebens versucht, war hier in aller Vollständigkeit gelungen. Es war ihm geglückt, ehe die feindlichen Generale die geringste Ahnung davon hatten, seine ganze Armee auf einen Flügel der Oesterreicher zu werfen. Während er so mit seinem rechten Flügel den linken der Feinde durch die künstlich an dem auserwählten Orte zusammengebrachte Uebermacht zerschmetterte, vermied sein eigener linker Flügel jeden Kampf und diente dem rechten nur zur Unterstützung.

Nach der Niederlage des linken feindlichen Flügels drängte sich der Hauptkampf in und um das Dorf Leuthen zusammen. Das Dorf selbst war nur schwach von den Oesterreichern besetzt, und bald wurden die Preußen Meister desselben; allein unterdessen war es den jetzt immer zahlreicher auf den Kampfplatz strömenden Bataillonen der ersteren gelungen, sich hinter dem Dorfe in Schlachtordnung aufzustellen, während eine starkbesetzte Batterie von einer benachbarten Höhe aus allen ihren Bewegungen einen festen Stützpunkt bot. Hier trat für das Geschick des Tages der gefährlichste Augenblick des ganzen Kampfes ein. Als nämlich die preussischen Bataillone aus dem Dorfe hervorbrachen, um den Sieg zu vervollständigen, geriethen sie, ehe noch eine richtige Aufstellung möglich war, in ein so heftiges Kartätschenfeuer, daß sie stuzten und wichen. Weder Zureden noch Drohungen wirkten; schon schien sich Alles in Unordnung aufzulösen, da eilten zur rechten Zeit einige Bataillone zur Verstärkung vom linken Flügel herbei, die ihre bedrängten Kameraden mit neuem Muthe erfüllten, und es möglich machten, an einem günstigen Orte einige schwere Batteriestücke aufzupflanzen, welche dem Kampfe hier eine für die Oesterreicher sehr verderbliche Wendung gaben. Diese standen nämlich in dichtgedrängten Massen, wohl hundert Mann in der Tiefe. Reiche Ernte fanden hier die schweren preussischen Zwölfpfünder, und furchtbar war der Verlust des Feindes. Dessenungeachtet leistete er, seiner Uebersahl sich bewußt, immer noch tapfern Widerstand. Schon war es vier Uhr, der Tag neigte sich zu Ende, und noch sah man keine unbedingte Entscheidung, da vollendete die preussische Reiterei durch ein eben so umsichtig als tapfer ausgeführtes Manöver den glänzendsten aller Siege des großen Friederich. Sie war hinter dem linken Flügel der Infanterie bei Leuthen aufmarschirt, ihm zur Unterstützung, allein durch Hügel vor den Blicken des Feindes gedeckt. Dieser Umstand verlockte die feindliche Reiterei zu einer unvorsichtigen Bewegung. General Lucchesi nämlich war um diese Zeit mit der ganzen Reiterei des rechten Flügels bei Leuthen angelangt, und ließ, in der Meinung,

daß das preußische Fußvolf ohne Deckung sei, unverzüglich vom Marsche auf seine Schwadronen gegen sie einschwenkten. Diesen Augenblick erfaß der General Driesen, welcher die preußische Reiterei befehligte, zum Angriff. Mit dreißig Schwadronen stürzte er auf seine Front, mit zehn in Flanke und Rücken; diesen durch die Ueberraschung um so furchtbareren Stoß vermochte die feindliche Reiterei nicht auszuhalten. Zersprengt floh sie vom Schlachtfelde, um nicht wieder zu erscheinen; General Lucchese selbst war gefallen. Die Flucht der Reiterei endigte auch den Widerstand des Fußvolks. Raum hatte dies den glänzenden Erfolg des General Driesen gesehen, so löste es sich in voller Unordnung auf, ein großer Theil warf die Gewehre fort, das Geschütz wurde verlassen; bald sah man fast nichts als Flüchtlinge auf dem ganzen Felde. Die moralische Kraft des Heeres war dahin, denn selbst das Fußvolf des rechten Flügels, welches eben herbeigekommen war und fast noch keine Patrone verschossen hatte, ward von einem gleichen panischen Schrecken ergriffen; ein großer Theil desselben wurde von den preußischen Fusaren gefangen. Nur vier österreichische Bataillone hielten noch auf dem Windmühlenberge bei Leuthen tapfern Widerstand; doch als auch diese durch zehn Schwadronen Karabiniere und Dragoner theils niedergebauen, theils gefangen waren, konnte nicht mehr von Kampf, sondern nur noch von Verfolgung die Rede sein.

Unterdessen war die Nacht vollends hereingebrochen, und schützte durch ihre Dunkelheit das österreichische Heer vor gänzlicher Vernichtung, denn die Banden der Kriegszucht waren gelöst, alle Regimenter unter einander gemischt. Der Uebergang über das Schweidnitzer Wasser geschah in furchtbarer Hast und ohne alle Ordnung; nur dem General Nadabdy war es gelungen, die Truppen des linken Flügels wieder einigermaßen zu sammeln und auf seiner Seite den Rückzug mit Erfolg einigermaßen zu decken.

Als aber die preußischen Grenadiere nach der blutigen Arbeit des schweren Tages endlich Rast machten, da hob einer unter ihnen das fromme Lied an: „Nun danket alle Gott,“ und Alle stimmten ein. Auch am Morgen waren sie mit einem frommen Liede in den Kampf gezogen. Der König, obschon sonst kein Freund von lauten religiösen Demonstrationen, wehrte ihnen in diesem feierlichen Augenblick nicht, denn er fühlte wohl in der Tiefe seines Herzens, daß sich Gottes Gnade mächtig an ihm erwiesen und den Muth seiner kleinen Schaar zum glorreichen Siege gestärkt hatte. Allein auch den Dank gegen seine getreuen Kampfgenossen vergaß er nicht. Vor Allen zeigte er dies dem Fürsten Moriz von Dessau, dem er ungerechter Weise die Schuld des Unglücks bei Collin beigemessen hatte. Als er nach Beendigung der Schlacht den Fürsten auf dem Kampfplatze, beschäftigt noch fernere Befehle zu geben, fand, rief er ihm mit heiterer Laune zu: „Ich gratulire Ihnen, Herr Feldmarschall.“ Und als der so ehrenvoll Belohnte im Drange der Geschäfte den König nicht verstand, rief dieser noch einmal: „Hören Sie denn nicht, Herr Feldmarschall, daß ich Ihnen gratulire,“ wobei er das ehrenvolle Anerkenntniß hinzufügte, daß

Ihm in allen seinen Schlachten noch Keiner jemals so wacker geholfen habe, als der Fürst an diesem schönen Siegestage. Wie mächtig aber wirkte das Lob aus dem Munde eines solchen Helden!

Unendlich wichtig waren die Folgen dieses ruhmvollen Sieges. Die Oesterreicher verloren 6500 Mann an Todten und Verwundeten, mehr als 22,000 Mann wurden auf dem Schlachtfelde gefangen, auf der Flucht und in den zur Uebergabe gezwungenen schlesischen Städten an 24,000 Mann, so daß von dem fürchtbaren Heere, welches der preussischen Monarchie den Untergang drohte, nicht mehr als 37,000 hinter den böhmischen Gebirgen Schutz fanden. Breslau capitulirte wenige Tage nach der Schlacht, Schweidnitz noch vor Ablauf des Decembers; der König erschien mächtiger als je, denn er hatte bewiesen, daß seine Größe nicht das Ergebnis des launenhaften und vergänglichen Glücksaufschwunges war, sondern daß selbst die schwersten Unfälle die Schöpfung des großen Genius nicht vernichten, den Muth des durch ihn zum Bewußtsein seiner Kraft erhobenen Volkes nicht brechen konnten.

So hatte denn Friedrich durch die unerschöpfliche Kraft seines Muthes und seines im Unglück nur um so reicher sich entfaltenden Genius nicht nur die eigenen Fehlgriffe, sondern auch die härtesten Schläge einer unerhörten Unglücksfette vergütet; stärker als je an Kriegsmitteln, und unendlich höher an moralischem Uebergewicht stand er seinen Feinden gegenüber, zu neuen zerschmetternden Schlägen bereit.

Auch die Günst der Fortuna, auf die er, wie wir oben gesehen haben, so wenig Vertrauen setzte, hatte sich ihm unterdessen freundlich zugewendet. In England war ein bedeutender Umschwung der Dinge eingetreten. Wir haben schon erwähnt, mit welchem Schmerz König Georg II. den Vertrag von Kloster Zeven aufgenommen hatte. Glücklicher Weise für ihn und für seinen Bundesgenossen gab das Cabinet von Versailles selbst Gelegenheit zum Bruche desselben, indem man dort der abgeschlossenen Convention, als noch zu günstig für den besiegten Theil, die Bestätigung versagte. Hierdurch erhielt der König das volle Recht zur Verwerfung des ganzen Vertrages (den 27. November).

Ueberhaupt hatte eine nicht unwesentliche Aenderung in dem Regierungssystem des britischen Reiches stattgefunden, indem William Pitt im Herbst des Jahres in das Ministerium getreten war, einer von jenen großen Staatsmännern, welche auf gleiche Art im Innern eine freie Entwicklung der Kräfte des Volkes, nach Außen den Ruhm und die Größe desselben zu fördern verstanden. Frei von jeder unmännlichen Sorglichkeit, wenn es sich um Aufrechterhaltung der Nationallehre handelte, rieth er, nach allen Seiten hin den Krieg mit dem möglichst stärksten Nachdruck zu führen. Sein richtiger politischer Sinn ließ ihn erkennen, daß Englands Seeherrschaft und Sieg jenseits des Meeres in eben dem Grade fester begründet wäre, als Frankreichs Kräfte durch den Continentalkrieg ernstlich in Anspruch genommen würden. Bekannt ist sein fühner aber wohlberechneter Ausspruch, „daß Amerika in Deutschland

erobert werden mußte.“ Mit scharfem Blick erkannte er, welch ein mächtiges Werkzeug zur Erreichung dieses Zweckes der königliche Kriegsheil sei, und daß, ihn kräftig auf dem Festlande unterstützen, freie Hand gewinnen heiße zur Vernichtung der Macht des Nebenbuhlers in Amerika.

Hand in Hand mit dem Minister gingen die beiden Häuser, in welchen dem Könige von Preußen die schmeichelhaftesten Ehrentitel gespendet wurden. Das Volk stimmte jubelnd in dieses Lob ein; man nannte ihn nur den „Großen und Unverwundlichen“; seine Siege feierten die Engländer mit Erleuchtungen, und sein Geburtstag wurde mit nicht geringerem Glanz als der des Königs von England gefeiert. Man machte den Vorschlag, zur kräftigeren Unterstützung seiner Unternehmung eine Subscription zu eröffnen, ja eine junge, vornehmer Dame, Lady Salisbury, übersandte ihm wirklich durch ihren Banquier eine ansehnliche Summe Geldes zum Geschenke.

Bei einer so allgemeinen Begeisterung für den königlichen Helden konnte es Pitt nicht schwer fallen, das Parlament zu kräftigen Unterstützungsmaßregeln zu bestimmen. Am 11. April 1758 wurde in London ein Vertrag abgeschlossen, der dem Könige jährlich 670,000 Pfund Sterling zusicherte, wofür drei preussische Regimenter Fußvolk und funfzehn Schwadronen zu dem verbündeten Heere stoßen sollten. Nützlich für Friedrich wäre es gewesen, wenn England eine Flotte in die Ostsee abgesendet hätte, um Rußland in Schranken zu halten, doch hierzu wollte man sich in Großbritannien nicht willig finden, einestheils, um keine entschieden feindliche Stellung gegen Rußland einzunehmen, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil man als den Hauptzweck des Krieges die Herrschaft zur See und in Amerika ansah. Da aber die Ost- und Westprovinzen von feindlichen Heeren ausgezogen wurden, so mußte dem Könige auch schon diese Behülfe sehr erwünscht kommen.

Vor Allem aber war es für Friedrich II. wichtig, daß nach der Verwerfung des Vertrages von Kloster-Zeven (den 22. November 1757) das Heer der Verbündeten wieder in kampffähigen Zustand versetzt wurde. Sehr gern gab er seine Einwilligung, als das englische Cabinet den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, welcher bisher als preussischer General an den Siegen des großen Königs ehrenvollen Antheil erworben hatte, zum Feldherrn dieses Heeres sich erbat, denn nun konnte er auf größere Thätigkeit und Uebereinstimmung der Kriegsunternehmungen rechnen. Besonders lieb war es ihm, daß auf Pitt's eifrigen Betrieb noch im Laufe des Jahres 1758 englisches Kriegsvolk nach Deutschland herüber kam.

Außer den englischen Subsidien suchte der König aus Sachsen zu ziehen, was ihm durch die feindliche Besignahme von Westphalen und Preußen aus seinem eigenen Gebiete vorenthalten wurde; das hartbedrückte Land mußte nicht nur alle Kriegsbedürfnisse liefern und Kriegssteuern zahlen, sondern auch Ersatzmannschaft für die preussischen Regimenter stellen. Man trieb sehr hohe Summen ein. Von Dresden wurden 300,000 Thaler gefordert, und nur durch die

Absonderung des General-Major von Finl auf 120,000 Thaler herabgesetzt. Weibers theuer mußte der Graf Brühl seine Feindschaft gegen den König bezahlen, in seinen Palast nebst den darin befindlichen Sammlungen wurde er mit 18,000 Thalern besteuert. Ueberdies hatte der Adel noch eine Summe von 50,000 Thalern aufzubringen.

Durch diese Mittel war es Friedrich II. gelungen, sein Heer, welches durch die Unfälle des Jahres 1757 bis auf ein Drittheil des ursprünglichen Bestandes geschmolzen war, wieder zu vervollständigen. Natürlich konnte dies nur zum Theil durch Landeskinde geschehen; eine große Menge von Fremden wurden durch die glänzenden Thaten Friedrichs angelockt. Außer den regelmäßigen Truppen bildeten sich eine Anzahl Freicorps, von denen einige, namentlich unter dem Befehle Salenmon's, Wunsch's und des Grafen Haerd, dem Könige ausgezeichnete Dienste leisteten. Friedrich war der Mann des Volkes geworden, denn obwohl die deutschen Fürsten sich seinen Feinden angeschlossen, so fühlten sich doch alle edlern Geister zu ihm hingezogen, weil er durch den Ruhm seiner Thaten gegen die fremden Mächte dem Volksgefühle einige Genugthuung verschaffte. Daher ertönten überall Lieder zu seiner Ehre; die Künstler wählten ihn zum Gegenstande oder wurden durch ihn zu neuen Schöpfungen angeregt, kurz, er gab dem deutschen Volksgenossen den Anstoß zu einer selbstständigen und kräftigen Entwicklung. Selbst die großen Massen wurden mit fortgerissen und erleichterten dem Kriegshelden die Vervollständigung seiner militärischen Mittel. Friedrich verstand es, die bunten Massen zur Einheit zu bringen und sie mit seinem Geiste zu beleben.

Trotz aller kriegerischen Haltung dachte der König auf Frieden, und auch Maria Theresia schien nach der unglücklichen Schlacht bei Leuthen dazu geneigt. Frankreich dagegen wollte von keiner friedlichen Ausgleichung wissen, und da es an Elisabeth eine Gefinnungsgenossin fand, so gelang es auch, die Kaiserin wieder umzustimmen. Friedrich II. hatte sich in einem eigenhändigen Schreiben an diese Fürstin gewendet, um durch Gründe der Vernunft sowie durch schmeichelhafte Wendungen die persönliche Annäherung zu erleichtern. Unter Anderem sagt er darin: „Ohne die Schlacht vom 18. Juni, wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Es kann sein, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Großmuth den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. W. Majestät hatten zwar einigen Vortheil in Schlessien, er war aber nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des dabei vergossenen vielen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau genommen; ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im Stande sein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine Cousine; lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an so schmerzlichem Blutvergießen schuld sind, und daß Sie den nicht

überwinden können, welcher, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa in Furcht und Schrecken hätte setzen können. Ich schreibe dieß aus dem Innersten meines Herzens, und wünsche, daß es Eindruck machen möchte; wollen Sie aber die Sache auf's Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte gestatten. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich im Voraus, daß es um mich wird gethan sein; allein es wird mich rechtfertigen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zu der Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen und daß ich zwei Kaiserinnen und drei Königen habe widerstehen müssen.'

Dieser Brief half bei der Hartnäckigkeit der Hülftsmächte so wenig als alle übrigen Vermittelungsversuche; ja im Gegentheil wurde auch noch ein Subsidenttraktat zwischen Frankreich und Dänemark abgeschlossen, jedoch ohne weiteren Erfolg für den gegenwärtigen Kampf, da der Hof von Kopenhagen jeder kriegerischen Bewegung abgeneigt war.

Das erste Zusammentreffen in diesem Jahre fand zwischen den Franzosen und dem neuorganisirten Heere der Verbündeten unter Ferdinand von Braunschweig statt. Auch an die Spitze der Franzosen, welche, 80,000 Mann stark, die Schmach von Koblach rächen sollten, war ein neuer Feldherr, Graf von Clermont, Abt von St. Germain, getreten, ein Prinz von Gebüt, und keinesweges geeignet, den erfahrenen Richelieu zu ersetzen. Bald wurden in ganz Frankreich wohlverdiente Spottlieder auf ihn gesungen, denn kaum hatte er am 14. Februar den Oberbefehl in Hannover übernommen, so setzte sich der Prinz Ferdinand, obschon er nur 30,000 Mann den 80,000 Franzosen entgegenstellen konnte, in Bewegung, und zwang die Feinde auf allen Seiten zu einer so wilden und regellosen Flucht, daß sie das rechte Rheinufer vollständig räumten und den Gegnern nicht einmal hier eine Grenze stecken konnten. Mehr als 11,000 Mann hatten sie auf diesem schmachvollen Rückzuge an Gefangenen verloren.

Prinz Ferdinand überschritt den Rhein unterhalb Emmerich, und griff trotz der verhältnißmäßig geringen Zahl seiner von unaufhörlichen Anstrengungen und Kriegsmühen erschöpften Truppen kühn den jetzt zum Widerstand entschlossenen Feind bei Krefeld am 23. Juni an. Hier gewann er einen vollständigen Sieg und krönte damit seinen ruhmvollen Feldzug. Freilich war trotz aller dieser Erfolge des Prinzen Lage noch immer bedenklich, denn Wesel und Geldern waren in den Händen der Franzosen, der Prinz Soubise stand in Frankfurt und Hanau, der Herzog von Broglio in der Nähe von Kassel. Letzterer hatte das schwache, vom Prinzen Ferdinand zur Deckung seines Rückens aufgestellte Observationscorps geschlagen, und ihm dadurch die Möglichkeit, seinen Sieg weiter zu verfolgen, genommen. Daher mußte er über den Rhein zurückgehen, allein auch unter diesen schwierigen Verhältnissen zeigte er sich seines großen Meisters würdig. Durch einen eben so kühnen als geschickt ausgeführten

**Feldzug** deckte er einen großen Theil des Gebietes der Verbündeten, und ver-  
**hinderte**, trotz der großen feindlichen Uebermacht, jeden weiteren Fortschritt.

In dem französischen Heere diente ein großer Theil der sächsischen Truppen,  
**welche** nach der Capitulation von Pirna unter preussische Fahnen gestellt, aber  
**theils** einzeln, theils in geschlossenen Massen dem aufgezwungenen Dienste ent-  
**gangen** waren. Sie standen jetzt unter dem Befehl des sächsischen Prinzen  
**Franz Xaver** in französischem Solde, denn ihre neue kriegerische Ausrüstung  
**war** von Frankreich übernommen worden. Mit ihrer Hülfe hatte der Liebling  
**der Marquise von Pompadour**, Prinz Soubise, einen Sieg über eine Abthei-  
**lung** der verbündeten Truppen erfochten, und deshalb, trotz der Erinnerung an  
**Kopfbach**, den französischen Marschallstab zur Belohnung erhalten.

Ungemein erfreut über den Sieg von Krefeld waren die Engländer, und  
**ihm** war es wohl ganz besonders zuzuschreiben, daß auf einen Beschluß des  
**Parlamentes** die Absendung englischer Truppen nach dem Festlande beschleunigt  
**wurde**. Zwar langten statt der ursprünglich beschlossenen 18,000 Mann nur  
**zwei** Drittheile auf deutschem Grund und Boden an, doch waren sie vortreff-  
**lich** ausgerüstet und von schöner, kriegerischer Haltung; das Siegesvertrauen  
**des** verbündeten Heeres wuchs durch diese wichtige Verstärkung.

Auch in Schlessen war der Feldzug mit Anbruch des Frühlings wieder  
**eröffnet** worden, da sich die Grafschaft Glatz und die Festung Schweidnitz noch  
**in** den Händen der Oestreicher befanden. Aus ersterem verjagte schon am  
**15. März** der General Fouqué seine Gegner, während der König zwischen  
**Landshut** und Friedland ein Beobachtungsheer zur Deckung der Belagerung  
**von Schweidnitz** zusammenzog. Am 15. April wurde der Platz mit Sturm  
**genommen**; die Oestreicher hatten ihn mit großer Ausdauer vertheidigt, denn  
**von** der 9000 Mann starken Besatzung waren nur noch 1500 übrig.

Anstatt auf Daun loszugehen, der durch die Folgen der Schlacht von  
**Leuthen** so geschwächt war, daß er nicht einmal eine Bewegung zum Entsatz  
**von Schweidnitz** hatte machen können, drang Friedrich II. mit etwa 40,000  
**Mann** in Mähren ein und belagerte Olmütz, einen Platz, den freilich Schwerin  
**im** ersten schlesischen Kriege ohne Mühe genommen hatte, der aber seit dieser  
**Zeit** stark befestigt worden war, und überdies von einem geschickten und sehr  
**entschlossenen** General, dem Feldzeugmeister Marschall, vertheidigt wurde. Frie-  
**drichs** Absicht war ohne Zweifel, entweder durch einen ähnlichen Glücksfall  
**Herr** eines wichtigen Platzes im Rücken des feindlichen Heeres zu werden, oder  
**den** Feldmarschall Daun zu einem übereilten Anmarsch aus Böhmen und demnach  
**zu** einem nachtheiligen Treffen zu verlocken. Jedoch seine Berechnungen täuschten.

Am 19. Mai hatte die Belagerung angefangen, und schon nahte der  
**Juni** seinem Ende, ohne daß irgend eine Hoffnung auf Uebergabe sich zeigte.  
**Der** Ingenieur-Oberst Walby, unter welchem die Belagerung von Schweidnitz  
**betrieben** worden war, hatte schon bei dieser Gelegenheit darüber geklagt, daß  
**der** König zu sparsam in Bezug auf seine Belagerungsmittel wäre, und dadurch



das wichtigste von allen Dingen, nämlich die Zeit, verlor. Ähnliches geschah auch jetzt, und der umsichtige Commandant erhielt dadurch Gelegenheit, die Schäden, welche das feindliche Geschütz angerichtet hatte, auszubessern, und so jeden beträchtlichen Erfolg zu vereiteln. Außerdem war die Zufuhr für das preussische Heer aus Schlesien über Troppau schwierig; Daun dagegen, diesmal wider des Königs Rechnung, weniger Zauberer als sonst, hatte eifrig die Zeit benutzt, um von allen Seiten her Verstärkung an sich zu ziehen, und war jetzt zu einem Angriff auf den König, der die Belagerung decken wollte, stark genug.

Nichtsdestoweniger zog er es vor, seinen Zweck, die Festung zu retten, durch Wegnahme der Zufuhr zu erreichen. Starke Truppenabtheilungen wurden auf die Verbindungslinie des preussischen Heeres mit Schlesien abgesendet, und zwar mit dem besten Erfolge. Ein Munitionstransport von 3000 Wagen von Troppau wurde in dem Lager des Königs erwartet; von ihm hing das Geschick der belagerten Festung ab. Dem Könige entging die Wichtigkeit dieses Unternehmens nicht, deshalb sandte er 9000 Mann unter dem Befehl eines tapfern und erfahrenen Offiziers, des Obersten Rosel, zur Deckung des Zuges aus, und als die Nachricht kam, daß der Feldmarschall Daun 25,000 Mann unter Laudons Anführung gegen denselben abgeschickt hatte, erhielt noch General Zieten den Auftrag, die deckenden Truppen zu verstärken. Allein trotz dieser Maßregel gelang Daun's Plan nur zu gut. Da die meilenlange Wagenreihe auf den ohnehin schlechten, und durch heftiges Regenwetter fast ganz unbrauchbar gemachten Wegen sich schon ohne alle weiteren Hindernisse nur sehr langsam fortbewegte, so wurde durch den Angriff eines so starken Heeres die Bewirrung bald allgemein. Die Bauern mit ihren Vorspannpferden entflohen, die zu schwache Deckung ward durchbrochen, Zieten, ungeachtet aller ruhmwürdigen Anstrengung, bis nach Troppau zurückgebrängt (den 30. Juni). Von dem ganzen Zuge gelangten nur 250 Wagen unter der Deckung des Generals Krolow in des Königs Lager.

Obgleich die Geldwagen, 37 an der Zahl, gerettet waren, so fehlte es doch an allem Nothwendigen zur Fortsetzung eines nachdrücklichen Angriffs auf Olmütz. Die Belagerung mußte am 2. Juli aufgehoben werden. Daun glaubte das preussische Heer auf seinem Rückzuge ähnlicher Weise wie den Transportzug vernichten zu können, da der Weg von Mähren nach Troppau in seinen Händen war, doch der König erwies bei diesem Unfall wieder die ganze Größe seines Feldherrngenieß, und wenn die Belagerung von Olmütz als ein militärischer Fehler gelten konnte, so war dagegen sein Rückzug nach Böhmen bis in das feste Lager von Königgrätz, und von dort über Politz nach Schlesien, ein Meisterstück des strategischen Talentes. Trotz der fast grundlosen Wege, auf welchen er mit seinem ganzen Belagerungsgeschütz und 4000 Packwagen daherkam, litt er auch nicht die geringste Einbuße. Daun dagegen, zufrieden mit der Rettung Mährens und Böhmens, eilte nicht mit der Verfolgung der Gegner, sondern beabsichtigte vielmehr einen Seitenzug gegen den Prinzen Heinrich in

Sachsen, während Laudon in die Niederlausitz eindringen sollte; denn da zu derselben Zeit die Russen gegen die Ober vorbrangen, so hoffte man, durch diese combinirten Bewegungen den König um so gefahrloser für jeden Einzelnen unterdrücken zu können.

Wir haben oben gesehen, daß Feldmarschall Graf Apraxin nach seinem Siege bei Großjägersdorf Preußen bis auf Memel verlassen und mit dem größten Theile seiner Truppen in Kurland, Livland und Polen Winterquartiere bezogen hatte. Friedrich seinerseits schien ganz auf die Bertheidigung der weitentfernten Ostprovinz zu verzichten, denn er hatte sämmtliche Truppen unter Lehwald nach Pommern geschickt und nur einige Bataillone in Preußen zurückgelassen. Nach der Beurtheilung Apraxins und des Kanzlers Bestuschef war Graf Woronzof an die Spitze der Regierung getreten, und hatte dem Feldmarschall Fermor den Oberbefehl über das Heer gegeben. Da Elisabeth den verbündeten Höfen die Versicherung ertheilt hatte, daß sie den Krieg mit allem Nachdruck führen wolle, so brach der neue Feldherr schon am 16. Januar von Memel auf, und zog ohne allen Widerstand in Königsberg ein. Am Geburtstage des großen Königs mußte die Stadt der Kaiserin hulbigen, das Land wurde in ihrem Namen und unter der Oberaufsicht russischer Generale verwaltet. Die Einwohner des Landes, durch die vorjährigen grausamen Streifzüge erschreckt, und ganz ohne Hoffnung auf Beistand von Seiten des Königs, fügten sich in das unvermeidliche Schicksal. Nun ging das russische Heer weiter vor, besetzte ohne Verzug die polnisch-preussischen Städte Elbing und Thorn, ohne auf die Vorstellungen der Warschauer Regierung irgend Rücksicht zu nehmen. Doch das ganze Heerwesen war damals bei den Russen noch in seiner Kindheit; es fehlte an Allem, was zur Verpflegung und Ergänzung der Truppen nothwendig war; daher langte Fermor erst in der Mitte des Monats Juli an der brandenburgischen Grenze an. Am 13. August stand er vor Küstrin, während der General Romanzof gegen Pommern zog.

Generallieutenant Graf von Dohna, welcher an Lehwalds Stelle das Commando der pommerschen Truppen übernommen und den Russen einigen Widerstand entgegengesetzt hatte, war trotz der aus Sachsen und Schlessien angelangten Zuzüge nicht stark genug zu einer erfolgreichen Bertheidigung des hartbedrängten Landes. Am 15. August begann die Belagerung Küstrins, und zwar mit einem Bombardement der Stadt, welche nach zwei Tagen in einen Haufen Schutt verwandelt wurde, ohne daß auf die Festungswerke auch nur ein Schuß fiel. Es schien, als gälte es einem vollständigen Vernichtungskriege.

Auf das dringende Ersuchen von Küstrin und Berlin aus, den Feind vom Herzen seiner hart bedrohten Länder abzuhalten, eilte Friedrich II. von den Grenzen Schlessiens zum Schutze herbei. Dem Prinzen Heinrich, welcher den früheren Bestimmungen gemäß das Kurfürstenthum Sachsen schützen sollte, hatte er in einem Schreiben vom 10. August aus Grüssau seinen letzten Willen mitgetheilt. „Der Marsch,“ lautet es in diesem Schreiben, „den ich morgen gegen

die Russen antrete, sowie die Ereignisse des Krieges können alle Arten von Zufällen herbeiführen, und es kann mir leicht begegnen, getödtet zu werden; ich habe es also als meine Pflicht erachtet, Sie um so mehr über meine Absichten in Kenntniß zu setzen, als Sie der Vormund unseres Neffen mit unbeschränkter Vollmacht sind.

- 1) Sollte ich getödtet werden, so müssen meine Armeen auf der Stelle meinem Neffen den Eid der Treue schwören.
- 2) Man muß mit so vielem Nachdruck fortgiren, daß der Feind keine Veränderung im Befehl merken kann.
- 3) Was die Finanzen betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß alle die Belegenheiten, welche sich zuletzt ereignet haben, besonders die, welche ich noch voraussehe, mich genöthigt haben, die englischen Subsidien anzunehmen, welche erst wieder im Monat Oktober zahlbar sind.
- 4) Was die Politik betrifft, so ist gewiß, daß, wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind matt werden, und durch den Krieg erschöpft zuerst den Frieden wünschen wird, daß aber, wenn gleich nach meinem Tode unsererseits Ungebuld und ein zu heftiges Verlangen nach dem Frieden bewiesen wird, dies uns schlechte Bedingungen und die Verbindlichkeit bringen dürfte, von den Besiegten uns die Bedingungen vorschreiben zu lassen. —

Mit nicht mehr als 14,000 Mann war Friedrich II. in Gilmärschen über Siegnitz und Crossen in die Nähe der bedrohten Festung geeilt. Kaum erscholl die Kunde von seinem Anmarsche, so eilten von allen Seiten die unglücklichen Bewohner der verwüsteten Gegenden herbei, um ihren Retter zu begrüßen. Dem Könige zerriß das Glend seiner Unterthanen das Herz. „Kinder, ich habe nicht eher kommen können!“ rief er den Unglücklichen zu; beschränkte sich jedoch nicht mit fruchtlosen Klagen, sondern ließ Lebensmittel unter die Darbenden austheilen und sicherte ihnen bedeutende Summen zum Aufbau ihrer Häuser zu.

Friedrich II. war seinen Leuten vorangeeilt, um sich von dem Zustande der Truppen, die ihm Graf Dohna zuführte, durch Augenschein zu überzeugen. Als diese in wohlgehaltenem Paradeaufzug vor ihm vorbeimarschirten, schien es ihm unstatthaft, daß Truppen, die seiner Ansicht nach so wenig gethan hatten, in glänzendem Aeußeren vor ihm prunkten. „Seine Leute,“ fuhr er deshalb zu Dohna heraus, „haben sich sehr gepuht; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen.“

Die Verheerungen, welche von den Russen überall ausgeübt waren, hatten Friedrich in dem Grade empört, daß er seinen Truppen „Barbon“ zu geben verbot, was natürlich von Seiten der Russen eine ähnliche Maßregel hervorrief. In dieser Stimmung ging er zur Schlacht von Zorndorf am Morgen des 25. August. Die Russen zählten 50,000, die Preußen wenig mehr als 30,000 Mann. Nach altgewohnter Weise standen die Russen in einem großen länglichen Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, das Gepäc und die Reservetruppen

Infanten, eine Aufstellung, welche gegen die türkische Reiterei Vortheil gewährt hatte, die aber gut zielender Artillerie gegenüber schwere Verluste herbeiführen mußte.

Raum hatte der König die Stellung des Feindes übersehen, so entschied er sich für einen Angriff auf die rechte Spitze des russischen Vierecks. Die Schlacht begann mit einem furchtbaren Geschützfeuer, mit solchem Erfolge von preussischer Seite, daß wiederholentlich eine einzige Kugel mehr als vierzig Menschen dahinraffte. Nichtsdestoweniger setzten die Russen diesem verheerenden Feuer die größte Kaltblütigkeit entgegen. Immer schlossen sich die durch das entsetzliche Feuer des preussischen Geschützes zerrissenen Lücken, und traten mit derselben Unererschütterlichkeit dem Feinde entgegen; indem die hinteren Reihen vorgezogen, die Reiterei und das Gepäck hinter das Viereck geschafft werden mußten, entstand eine grenzenlose Unordnung, welche, von den Preußen benutzt, eine Menge Opfer dahinraffte.

Allein trotz des großen Verlustes wich das russische Fußvolk keinen Fuß breit, noch lockerten sich seine Reihen, so daß die preussischen Grenadiere endlich, erschöpft von der blutigen Arbeit, vor den Gegnern zurückwichen. Schon hielten sich die Russen für Sieger und brachen mit Viktoria-Geschrei zur Verfolgung auf; auch ihre Reiterei setzte sich zu demselben Zwecke in Bewegung, da rettete Seydlitz das Geschick der Schlacht. An der Spitze der preussischen Reiter führte er mit einer solchen Gewalt auf die russischen, daß er sie nicht nur warf, sondern auch in der wildesten Verwirrung auf das eigene Fußvolk jagte. Dadurch war auf dem rechten Flügel der Kampf entschieden. Alles, in einzelne Haufen gelöst, wurde niedergehauen; die Verwirrung steigerte sich noch dadurch, daß die geschlagenen Schaaren, in das Gepäck gedrängt, auf die Branntweinfässer losstürzten und gierig ihren Inhalt leerten. Vergebens suchten die Offiziere sie davon zurückzuhalten; es half selbst nicht, daß man die Fässer zerschlug, denn die Unglücklichen, welche sich doch verloren sahen, sogen von der Erde den beliebten Trank auf, und ließen sich ohne Widerstand von den Gegnern niedermegeln. Wo aber die Offiziere mit Gewalt dieser grenzenlosen Auflöfung steuern wollten, wurden sie von den eigenen Truppen erschlagen.

Noch stand der linke Flügel der Russen, und der König konnte die blutige Arbeit nicht halbvollendet lassen; jedoch glückte der Angriff nicht, die preussischen Bataillone mußten zurück, und wiederum brach die russische Reiterei verheerend in die preussischen Reihen ein. Da sicherte abermals Seydlitz den schwer erworbenen Sieg, denn er warf zum zweiten Male die heftig vordringenden Reiter, und trieb, von mehreren brandenburgischen Infanterieregimentern unterstützt, die Gegner in völliger Verwirrung zurück. Bis in die späte Nacht hinein dauerte der überaus hartnäckige Kampf; die letzten Angriffe hatte Friedrich II. selbst geleitet, und war auch mehrmals in persönliche Gefahr gerathen.

Am andern Morgen stand Fermor wieder im Viereck hinter Zorndorf, und erwartete des Königs Angriff. Mehrere Stunden lang spielte das Geschütz; da

ersuchte der russische Feldherr um einen Waffenstillstand zur Bestattung der Todten, und trat, als ihm dies von dem Grafen Dohna abgeschlagen wurde, den Rückmarsch an. Mehr als 20,000 Mann hatte der Feind verloren; 108 Kanonen und 27 Fahnen und Standarten waren die Beute des Siegers; doch auch der Verlust der Preußen war sehr groß, er belief sich auf 11,000 Mann an Todten und Verwundeten, und bei den verschiedenen Wechselfällen des Kampfes waren 26 preussische Geschütze in den Händen der Russen geblieben.

Friedrich erkannte die großen Dienste, welche Seydlitz in der Schlacht von Zorndorf geleistet hatte, willig an, denn als ihn Sir Mitchell auf dem Wahlplatze über den Sieg beglückwünschte, erwiderte Friedrich, auf seinem kühnen Reitergeneral zeigend: „Ohne diesen würde es schlecht aussehen.“ Der berühmte selbst aber lehnte in nicht minder bescheidenem Tone das Lob von seiner Person mit den Worten ab: „Ew. Majestät Cavallerie hat den Sieg erfochten und sich der größten Belohnungen werth gemacht; die Garde du Corps aber, unter dem Rittmeister von Wakenig, haben Wunder gethan, besonders hat dieser Dank und Belohnung verdient.“ Der tapfere Wakenig wurde auf diese rühmende Empfehlung zum Oberstlieutenant befördert.

Der Sieg von Zorndorf, obgleich er nicht ganz den Erwartungen Friedrichs entsprach, hatte wenigstens in sofern seinen Zweck erreicht, daß die schwer heimgesuchten preussischen Provinzen von den grausamen Gästen befreit waren, denn nicht nur die Mark wurde von ihnen geräumt, sondern auch Pommern, wo die Festung Kolberg, wiewohl nur von 700 Mann Landmiliz unter dem Invalidenmajor von der Heyde vertheidigt, eine neunundzwanzigtägige Belagerung glorreich aushielt, und dadurch den Feldmarschall Fermor zum Rückzug nach Preußen zwang. Mit Recht wurde deshalb für diesen Sieg ein Dankfest in dem ganzen Vaterlande angeordnet, dessen frohe Töne auch in England wiederhallten, denn dort feierte man Friedrichs Triumphe stets als Volksfeste.

Wie schwer aber das Land unter dem Drucke der Russen gelitten hatte, davon sprechen viele gleichzeitige Zeugnisse. Folgendes erzählt ein Augenzeuge in einem amtlichen Berichte über die Neumark: „Als im Jahre 1758 die ganze Gegend bei Annäherung der russischen Truppen in Angst und Schrecken gesetzt wurde, so retirirte ich mich vor der Hand mit Frau und Kindern mit verschiedenen Sachen nach Küstrin. Hier war ich kaum acht Tage, und Landsberg, neben welcher Stadt meine Güter liegen, mit feindlichen Soldaten besetzt, so ließ der General von Fermor ein Manifest ausgehen, daß alle von ihren Gütern und Häusern geflüchteten Einwohner der neumärkischen Provinz bei Verlust ihres Vermögens zu dem Ihrigen zurückkehren sollten. Sr. K. M. in Preußen, unser allergnädigster Herr, ließen dagegen den 16. Juli zu Küstrin bekannt machen, daß Niemand dem feindlichen Reklamationsmanifest Gehör geben, noch einige Gemeinschaft mit dem Feinde haben, vielmehr ein jeder bei dessen Annäherung retiriren und tiefer in die königlichen Lande ziehen solle, wogegen Sr. K. M.

allen Verlust, welchen Dero treue Unterthanen und Vasallen von dem Feinde leiden würden, allergnädigst erstatten wollten.“

Derfelbe Berichterstatter sagt, als er nach der Schlacht auf seine Güter zurückkam: „Ich fand sie völlig ausgeplündert, zerstört und verwüftet. Alles Vieh und Ackergeräth, alles stehende und liegende Getreide war weg, alle Möbel in den Gebäuden zerhauen, und alle Schlösser sogar an den Thüren nebst den Haken abgebrochen. Die Unterthanen, an die 48 Familien, hatten sich verlassen; kurz, meine Besitzungen waren gänzlich verödet, und das Dorf Zantach verbrannt worden. Für die Ernte von 1759 konnte wenig vorbereitet werden, und was dann bis 1760 zur Wiederherstellung der Wirthschaft geschah, das vernichtete die abermalige Kantonnirung bei dem Zuge nach Berlin aufs Neue.“

Ähnlich lauten alle übrigen Berichte. Wer mag es daher dem Könige bedenken, wenn er mit dem tiefsten Unwillen auf einen solchen Feind blickte, und mitunter gegen denselben seine sonstige Humanität vergaß. Als vor der Schlacht seine Husaren ihm eine Anzahl gefangener Kosaken einbrachten, welche in ihrer zerlumpten äußeren Erscheinung allerdings nicht den Eindruck europäischer Soldaten einflößten, äußerte er in verächtlichem Tone zu seiner Umgebung: „Mit solchem Gefindel muß ich mich herumschlagen.“ Auch gegen die gefangenen Generale machte sich diese Stimmung des Königs geltend: „Ich habe kein Sibirien,“ rief er ihnen zu, „wohin ich Sie schicken könnte; Sie sollen in die Kasematten von Küstrin gesteckt werden, haben Sie sich gute Quartiere zubereitet, so mögen Sie solche auch nun beziehen.“ Als sie sich hierüber beklagten, bemerkte man ihnen triftig genug, daß sie ja kein Haus übrig gelassen hätten, wo sie untergebracht werden könnten. Später jedoch erlaubte man ihnen, ihre Wohnung in der unversehrt gebliebenen Vorstadt von Küstrin zu nehmen.

Während so zwei Provinzen seines Reiches auf lange Zeit hin zu Grunde gerichtet wurden, befand sich Preußen, welches auch nach der Schlacht von Zornsdorf in den Händen der Russen blieb, verhältnißmäßig wohl, ja es blieb nicht nur von allen ferneren Kriegsbrangsalen befreit, sondern hatte sogar durch den Aufenthalt des russischen Heeres manchen Vortheil. Die Kaiserin Elisabeth sah Preußen als ihr bleibendes Besitzthum an, und behandelte die Einwohner deshalb wie ihre eigenen Unterthanen. Durch die Lieferungen für ein so bedeutendes Heer in einem mehrjährigen Kriege erwarben viele Privatleute bedeutendes Vermögen, und Wohlhabenheit verbreitete sich unter den arbeitenden Klassen, da während der langen Winterquartiere der größte Theil von der gemachten Kriegsbeute verzehrt wurde. Die vornehmen Russen gaben glänzende Feste, zu welchen alle, die einigermaßen auf Bildung Anspruch machen durften, eingeladen wurden. Freilich wurde hierdurch auch der Gang zum Luxus und zum Wohlleben befördert und der Grund zu manchen übeln Folgen gelegt.

Andererseits fehlte es auch nicht an Patrioten in Preußen, die sich mit der größten Gefahr für Person und Vermögen der Gemeinschaft mit den Russen entzogen und ihrem Landesfürsten unverbrüchlich treu blieben; überdies befand

sich eine große Anzahl von höheren Offizieren in dem Heere Friedrichs, von denen sich kein Einziger den Pflichten für das Vaterland entzog. Dessenungeachtet konnte der König die Leichtigkeit, mit welcher sich die Provinz, namentlich die Hauptstadt, in die neue Ordnung der Dinge gefügt hatte, niemals vergessen, und auch noch in den späteren Zeiten seiner Regierung vermied er oft geflissentlich den Aufenthalt in Königsberg.

Wie schon oben erwähnt worden, konnte Friedrich II. seinen Sieg über die Russen keinesweges zur völligen Beseitigung aller Gefahr von Osten her ausbeuten, da Daun Sachsen bedrohte, Laudon sogar in die Niederlausitz eingebracht war. Ueberhaupt begann er um diese Zeit den Druck des von allen Seiten her immer heftiger drängenden Krieges schwer zu fühlen, denn Leiden der verschiedensten Art stürmten auf ihn ein. Zum Theil bereiteten ihm selbst seine Erfolge Verlegenheit, unter Anderem, da seine Gegner auf keine Auswechslung mehr eingehen wollten, die große Menge von Gefangenen, welche an manchen Orten, z. B. in Küstrin, die Zahl der Besatzungsmannschaft bei Weitem übertrafen. Eine Verschwörung derselben in Küstrin wurde mit Mühe unterdrückt, und auch Magdeburg wäre beinahe auf ähnliche Art den Feinden in die Hände gespielt worden. Ueberhaupt fehlte es während des ganzen Krieges nicht an verrätherischen Unternehmungen gegen den hartbedrängten König. Ein Unglück ganz besonderer Art war die Verbreitung der sogenannten ungarischen Krankheit, welcher um diese Zeit ein Theil seiner tapfersten Krieger sowie ein großer Theil seiner übrigen Unterthanen in Schlesien erlag. Deshalb war es wohl kein Wunder, daß Friedrich II. nicht mehr wie früher auf große Gewaltschläge dachte, sondern sich auf den kleinen Krieg zum Schutze seiner Staaten nach den bedrohten Seiten hin beschränken mußte.

In der Zeit, wo der König nach seinem eiligen Marsche zur Rettung Küstrins in der Neumark anlangte, war Laudon mit etwa 8000 Mann nach der Niederlausitz zur Unterstützung des russischen Unternehmens gegangen. Schon war die kleine Festung Peitz in seine Hände gerathen, und Kroaten schweiften bis Crossen und Frankfurt, nicht minder grausam, als jenseits der Oder die Kosaken; da eilte von zwei Seiten Hülfe herbei. Franz von Braunschweig trat dem Feinde bei Beeskow entgegen und wies ihn nach Lübben zurück; Friedrich dagegen wendete sich gegen die Grenze der Oberlausitz, um Schlesien von dort aus zu decken. Nur 4000 Mann unter Fouqués blieben bei Landshut stehen, damit Schlesien auch von dieser Seite nicht unbeschützt bliebe.

Die Vertheidigung Sachsens war seit dem Anfange des Jahres 1758 dem Prinzen Heinrich, dem ein ausgezeichnete Offizier, der Graf Kalkreuth, als Generaladjutant zur Seite stand, anvertraut. Nur 2000 Mann standen ihm hierbei zu Gebote, und so konnte er höchstens auf Vertheidigung, nicht auf größere Unternehmungen denken. Seine Lage wurde äußerst schwierig, da von einer Seite die Reichstruppen, von der andern Daun gegen Sachsen vorrückten. Ersteren war es schon gelungen, den Sonnenstein bei Pirna durch Ueberraschung

zu nehmen, und auch Daun näherte sich der Hauptstadt des Landes, diesmal entschlossen, die Eroberung derselben zu versuchen.

In Dresden befehligte der Graf Schmettau, ein umsichtiger, entschlossener Offizier, von welchem sich äußerster Widerstand erwarten ließ. Im Falle eines wirklichen Angriffes hatte er Befehl, die höher hervorragenden Häuser der Vorstädte mit brennbaren Stoffen zu füllen, um den Feinden jeden Stützpunkt in Betreff ihrer Unternehmung zu rauben. Vergebens versuchte Daun den tapfern Befehlshaber durch Drohungen zu schrecken. Dieser im Gegentheil versicherte, daß er sich von Straße zu Straße und dann im königlichen Schlosse bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würde.

Obgleich Daun nach dieser Erklärung sein Unternehmen aufgab, blieb Sachsen doch in hohem Grade bedroht, denn die Ueberlegenheit der feindlichen Truppen war den preussischen Streitkräften gegenüber zu groß; da eilte Friedrich II. in Gewaltmärschen zur Unterstützung herbei. In eiligem Zuge war er über Müllrose, Lübben nach Großenhain gekommen und hier zu dem Feldmarschall Keith nebst dem Markgrafen Karl gestoßen. Den Grafen Dohna hatte er zur Beobachtung der Russen zurückgelassen.

Daun war im Begriff, zwischen Pirna und Dresden über die Elbe zu gehen, um im Verein mit der Reichsarmee und dem General Sabbit den Prinzen Heinrich, der bei Maren stand, von drei Seiten her anzugreifen und zu vernichten, als Laudon die Nachricht mittheilte, Friedrich II. sei mit seinem siegreichen Heere angelangt. Sogleich gab Daun seinen Plan auf; vom beabsichtigten Angriff ging er seiner Gewohnheit nach zur Vertheidigung über, und beide Feldherrn suchten sich durch geschickte Manöver gegenseitig den Vortheil der Stellung abzugewinnen. Daun wollte dem Könige den Weg nach Schlessien abschneiden, dies gelang ihm jedoch nicht; er mußte zufrieden sein, daß er seine Magazine in Bittau decken konnte.

Diese Märsche und Gegenmärsche währten den September hindurch bis in den Anfang des folgenden Monats. Daun, in steter Besorgniß vor den kühnen Bewegungen seines Gegners, hatte unweit Löbau bei Rittlitz ein äußerst festes Lager bezogen; sein linker Flügel lehnte sich an das Waldgebirge vor Hochkirch. Hierher folgte ihm der König und nahm auf Kanonenschußweite von dem Feinde eine so leckgewählte, gefährliche Stellung, daß der Quartiermeister, Lieutenant von Marmiß, sich weigerte, das Lager für die preussischen Truppen abzustocken. Als Keith am folgenden Tage beim König anlangte, äußerte er, voll Erstaunen über das lecke Wagniß seines königlichen Freundes: „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehängt zu werden;“ worauf der König ebenfalls scherzhaft erwiderte: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“

Im östreichischen Lager hegte man dieselbe Meinung. Die Offiziere waren empört über die verächtliche Weise, mit welcher der König ihnen gegenüber auftrat; sie hielten eine solche Keckheit für eine Beschimpfung der östreichischen



Waffen, und wünschten mit Sehnsucht eine Schlacht. „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, Alle kassirt zu werden, wenn wir den Preußen diese Bravade ungestraft hingehen lassen,“ hörte man sie zu wiederholten Malen versichern. Daun hatte auch wirklich diesmal den Angriff beschloffen, aber um so sorgfältiger versteckte er seinen Plan. Er ließ sogar mit scheinbarer Ungestlichkeit dem rechten Flügel des Königs gegenüber Redouten und Schanzen aufwerfen. Natürlich wurde Letzterer dadurch nur um so sicherer und verachtete jede sonstige Vorsichtsmaßregel. Um die Täuschung noch zu erhöhen, beunruhigte Daun durch seine leichten Truppen die preußischen Pikets unaufhörlich, damit er unter dieser Scheine desto besser einen allgemeinen Angriff verbergen könnte.

Deffnungsgachtet hatte Friedrich II. beschloffen, in der Nacht vom 14ten bis 15ten Oktober seine gefährliche Stellung zu verlassen; doch zu spät, denn schon vor Tagesanbruch des 14ten schritt Daun zur Ausführung seines verberlichen Planes. Alle Umstände waren seinem Unternehmen günstig. Ein dichter Nebel bedeckte den Mond. Schon waren alle östreichischen Truppen in vollen Marsche, und ihrem Ziele, dem rechten Flügel der Preußen, nahe, und immer noch brannten die gewöhnlichen Wachtfeuer im Lager, immer noch hörte man den Schall vom Fällen der Bäume zu den Berhacken durch die stille Luft. Da plötzlich krachten einige Flintenschüsse, die preußischen Posten hatten die feindliche Colonne erkannt, aber in demselben Augenblick ertönt auch schon furchtbarer Schlachtruf mitten im preußischen Lager; Ungarn und Wallonen, lauter Grenadiere, stürmen die Höhen von Hochkirch hinan, und bemächtigen sich, in der ersten Bestürzung ihrer Wegner, der dort zusammengefahrenen Geschütze; bald schmettern preußische Kugeln in das preußische Lager und vergrößern die furchtbare Verwirrung. Jeder Widerstand erschien in diesem Zustande unmöglich, die Vernichtung des Heeres unumgänglich.

Doch hier zeigte sich, wenn irgend je, die Größe der preußischen Mannszucht, sie rettete Friedrich und sein tapferes Heer vom Untergange. Trotz der dichtesten Finsterniß, während der Feind schon Hunderte in den Zelten ermüdet hatte, fand er bald den hartnäckigsten Widerstand. Halb angekleidet stürzten viele zu den Waffen, und in wenigen Augenblicken standen Regimente in Reih und Glied; Fußvolk und Reiterei war gerüstet zu verzweifeltm Kampf. Die Dunkelheit verhinderte Freund und Feind, sich gegenseitig zu erkennen; die Oestreicher griffen nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere, diese nach den Bärenmützen der Wegner, um zu wissen, ob sie Freund oder Feind niederstießen. Selbst der anbrechende Morgen brachte keine Besserung, denn ein dichter Nebel machte ihn dunkler als die weichende Nacht. Vergebens war die Reiterei unter Seydlitz und Zieten geordnet; ungewiß, ob sie auf Freund oder Feind stieß, war ihre Kraft gelähmt. Es fehlte nicht an glorreichen Kriegsthaten im Einzelnen. Trotz aller Ungunst des Augenblickes drängten hier und dort preußische Schaaren die geschlossenen Feinde zurück, ja das Kürassierregiment Schönauich warf allein eine ganze Linie östreichischen Fußvolkes und machte gegen

800 Gefangene. Allein was halfen einzelne Vorthelle, wo so viel Verlust erlitten war, ehe noch der Kampf begonnen hatte, denn das schwere Geschütz befand sich zum größten Theil in den Händen des Feindes.

Das Dorf Hochkirch war der Schlüssel der preussischen Stellung; die Behauptung desselben für den Sieg sowie für die Folgen der Niederlage gleich wichtig. Obgleich von Flammen ergriffen, wurde es doch aufs Aeußerste von den preussischen Grenadieren vertheidigt. Der Feldmarschall Keith erhielt den Auftrag, diesen wichtigen Platz zu behaupten. Unererschrocken erfüllt er die schwere Aufgabe; der Feind weicht zurück, aber die tapfere Schaar um ihn schmilzt zusammen, er sucht durch Trommelschlag Beistand herbeizurufen, aber mitten im heftigsten Kampfe trifft ihn eine feindliche Kugel in die Brust, seine Leiche fällt dem Feinde in die Hand. Andere Führer haben ein ähnliches Schicksal. Prinz Franz von Braunschweig wird von einer Kanonenkugel zerrissen, Moriz von Dessau verwundet und gefangen, dem Könige ein Pferd unter dem Leibe erschossen, das Heer kämpft von vorn und im Rücken gleich schwer bedroht.

Es blieb nichts übrig, als einen ehrenvollen Rückzug zu erkämpfen. Am längsten und furchtbarsten währte der Kampf um den Kirchhof des bestrittenen Dorfes. Obgleich nur ein Bataillon diesen wichtigen Punkt vertheidigte, so kostete die Eroberung desselben dem Feinde doch den Kern seiner besten Grenadierregimenter. Noch einen Angriff versuchte Friedrich mit sechs Bataillonen, doch erfolglos blieb auch diese letzte Anstrengung; Alles, was errungen werden kann, ist die Deckung des Rückzuges, der unter Seydlitz's Mitwirkung glücklich ausgeführt wird, nur eine halbe Meile vom Wahlplatze, und ohne daß Daun, trotz seiner günstigen Lage, sich zur Verfolgung des verdrängten Feindes entschloß.

Jedenfalls war der Ueberfall von Hochkirch ein schwerer Schlag, Friedrich selbst nannte ihn in seiner scherzenden Weise einen „glupischen Streich,“ denn 8851 Mann waren todt oder verwundet, 101 Geschütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil der Zelte und des Gepäcks von dem Feinde erbeutet; es fehlte sogar an Pulver und Kugeln, diesem nothwendigsten aller Kriegsmittel, und der Soldat hatte fast nichts, als seine knappe Uniform, um sich gegen die rauhe Jahreszeit zu schützen. Dennoch wagte der siegende Gegner den Kampf nicht zu erneuern, ein Zeichen, wie zweideutig dieser unter so günstigen Bedingungen von den Oestreichern begonnene Kampf ausgefallen war. Auch ihr Verlust war sehr groß, er kam dem der Preußen fast gleich.

Der König behielt indessen Fassung genug, über den schwer lastenden Unfall noch zu scherzen. Man erzählt, daß er seinen Morgengruß an den General Soltz mit den Worten: „Mein lieber Soltz, man hat uns nicht gut geweckt,“ begleitete. Und als dieser in ähnlichem Tone erwiederte: „Man pflegt gewöhnlich diejenigen im Schlaf zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann,“ gab ihm der König Recht, versicherte aber, daß er den Herren, welche ihn in der Nacht geweckt hätten, am Tage ihre Unhöflichkeit verweisen würde.

Auch den Soldaten wußte er unter dem Scheine ungeschwächten Selbstvertrauens durch scherzhafte Ausbrüche guter Laune den Muth für neue Thaten zu erhalten. Als er nämlich seine Artilleristen traurig den Kopf hängen sah, rief er ihnen zu: „Kinder, wo habt Ihr Eure Kanonen!“ „Die hat der Feind bei Nacht geholt,“ murmelten sie zornig. „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tag wieder abnehmen,“ lautete munter die Entgegnung des Königs. In seinem Innern sah es nicht so heiter aus, und wo es nicht galt, die Krieger in frischer Kraft zu erhalten, brach die düstere Stimmung alle Schranken künstlich erzwungener Festigkeit. Der bekannte Vorleser des Königs, de Catt, fand seinen Platz am Abend der Schlacht in Bourdalou's Predigten lesen; und als er am andern Morgen wiederkam, reichte ihm Friedrich ein schwarzgerändertes Papier — eine Predigt, welche er über eine Stelle der Schrift in Bezug auf seine Lage geschrieben hatte; als de Catt einige tröstende Worte zu sagen versuchte, erwiderte der König, daß er nichts verabsäumen würde, sich aus dem verworrenen Handel zu ziehen, in welchen er verwickelt sei. Er schloß mit den bedeutenden Worten, daß er jedenfalls etwas bei sich führe, um das Trauerspiel zu beendigen. Er trug nämlich Giftpillen bei sich, um in dem schlimmsten Falle das Geschick seines Landes nicht durch des Königs Gefangenschaft zu erschweren.

Um das Maas seiner Leiden zu füllen, erhielt er auch diesmal, wie nach der unglücklichen Schlacht von Collin, eine niederdrückende Trauerbotschaft; seine Lieblingschwester, die Markgräfin von Baireuth, war an dem Tage des Ueberfalls von Hochkirch gestorben. Jedoch nicht lange beherrschte diese düstere Stimmung sein Gemüth. Bald überzeugte er sich, daß die Feinde ihren Vortheil nicht zu benutzen verstanden. „Daun hat uns aus dem Schach gelassen,“ rief er freudig schon am Tage nach der Schlacht, „das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlessien gehen und Meisse befreien.“ Die Handlungen entsprachen den Worten, wo denn überhaupt der König in den Augenblicken des Unglücks sich stets am größten erweist; diesmal freilich war das Unglück zum Theil selbst verschuldet. Wir haben gehört, daß ihm von allen Seiten die triftigsten Gegenvorstellungen gemacht waren; noch in den letzten Stunden vor dem Eintritt des Mißgeschicks hatten ihn Seydlitz und Zieten bestürmt, wenigstens einige Regimenter Reiter stehen zu lassen. Schon war der Befehl dazu gegeben, aber bald darauf wieder zurück gerufen. Daher ist es erklärlich, wie sich der Unmuth bei den Soldaten trotz der sonstigen Verehrung in manchen bitteren Spottreden Luft machte, wie sich ähnliche Erscheinungen zu allen Zeiten kundgegeben haben. In Folge des Hochkircher Ueberfalls wurde diese Soldatenfreiheit so stark ausgebeutet, daß ein besonderer Befehl erschien, gewisse auf den Vorfall gedichtete Lieder bei schwerer Strafe nicht mehr zu singen.

Große Freude dagegen herrschte in den Lagern der Feinde. Da der Sieg am Namenstage der Kaiserin erfochten war, und Daun ihr die Nachricht darüber nebst einem Geschenk zugefertigt hatte, dankte sie ihm für dies „Bouquet“ in

den allergnädigsten Ausdrücken. Nicht minder die Kaiserin Elisabeth; sie schenkte ihm einen Ehrenbogen. Der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten und die österreichischen Landstände machten ihm ein Geschenk von 300,000 Gulden, um die von seiner Familie veräußerte Herrschaft Labendorf wieder an sich zu kaufen.

Auch der Papst Clemens XIII., dem ganz besonders daran gelegen war, daß der Einfluß des kaiserlichen Königs in Deutschland niedergehalten würde, sandte dem Feldmarschall einen geweihten Hut und Degen, ein Umstand, der später nicht mit Unrecht zum Spott auf Geber und Empfänger ausgebeutet wurde.

Trotz dieser Aufmunterungen zu neuen Anstrengungen entsprach die Folge den Erwartungen der Gegner Friedrichs nicht. Zwar hatte Daun nach der Schlacht dem General Harsch, welcher die Belagerung von Reisse leitete, geschrieben: „Setzen Sie nur ruhig Ihre Belagerung fort. Ich habe den König fest; er ist von Schlessen abgeschnitten, und wenn er mich angreift, so sollen Sie gute Nachrichten von mir hören.“ Daun jedoch hatte sich ganz und gar verrechnet, denn Friedrich II. hatte in kurzer Zeit die nöthigen Mittel zur kräftigen Fortsetzung des Krieges wieder beisammen. Da der Feldmarschall Fermor nach Polen zurückgegangen war, ließ er den General von Webell aus der Uckermark und den Grafen von Dohna aus Pommern, wo General von Platen nur mit geringer Mannschaft für Kolberg zurückblieb, nach Sachsen marschiren, um seinen Bruder mit 6000 Mann von hier aus an sich zu ziehen. Alle diese Bewegungen geschahen mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit, daß Daun nicht das Geringste von Allem erfuhr. Daher gelang es dem Könige schon am 24. Oktober, trotz aller Versicherungen seines bedächtigen Gegners, welcher sich in seiner Stellung Friedrich bei Baugen gegenüber durch furchtbare Verschanzungen gedeckt hatte, an demselben vorüber, Górlitz vor ihm zu erreichen. Daun folgte, und sendete mehrere leichte Heeresabtheilungen unter Laudon und Laschy dem Gegner nach; doch ohne großen Erfolg. Alle Unternehmungen beschränkten sich auf den kleinen Krieg, zum großen Theil vorthellhaft für die Preußen, die meistens angriffsweise verfuhrten und nicht selten eine bedeutende Anzahl von Gefangenen machten; nur Laudon setzte mitunter dem Marsche wesentliche Schwierigkeiten entgegen; unter fortwährenden Gefechten ging der Marsch über Lauban, Löwenberg, Jauer nach Groß-Kossen. Jetzt erhielt General Fouqué den Befehl, von Landshut nach Reisse aufzubrechen, dem Könige entgegen, und so von zwei Seiten das Belagerungsheer vor Reisse zu bedrängen.

General Harsch hatte seit dem 4. August diese Festung bedroht und von dem 5. Oktober an beschossen; aber Daun's erwähnter Brief hatte ihn über jede Besorgniß vor einem Entsatz beruhigt. Kaum war die Nachricht angelangt, der König nahe, so hob der österreichische General die Belagerung auf; zu gleicher Zeit machte der Befehlshaber der Festung, General von Treslow, einen heftigen Ausfall auf den abziehenden Feind, und krönte durch diese muthige That, welche den Oestreichern mehrere hundert Gefangene kostete, seine ruhmvolle Vertheidigung.

Kurz darauf wurde auch die Belagerung von Rosel aufgehoben, der Feind über Jägerndorf nach Mähren getrieben, und Schlesien von allem Kriegsgetümmel für dieses Jahr befreit.

Um so mehr dagegen sah Friedrich II. seine kostbare Eroberung, Sachsen, bedroht, denn nachdem Daun die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Friedrich nicht mehr von Schlesien abzuhalten war, wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen jenes Land. Sein Ziel ging auf Dresden, Gaddik sollte Lorgau nehmen und die Reichsarmee sich der wichtigen Stadt Leipzig bemächtigen. Da Friedrich II. seinen Zweck in Schlesien vollkommen erreicht hatte, Sachsen dagegen in großer Gefahr sah, brach er schnell von Groß-Rossen zur Unterstützung der in Sachsen zurückgelassenen Truppen auf.

Dieses Mal war Daun mit großem Ernst auf sein Ziel losgegangen. In Sachsen standen die preußischen Truppen unter dem Befehle der Generale Hülßen, Jbenplütz und Finck, von denen letzterer zwar der jüngste war, aber das besondere Vertrauen des Königs genoß, und deshalb die Bewegungen des Heeres leitete. Von der Uebermacht gebrängt, verließ dieser das Lager von Gammig, wo Prinz Heinrich lange Zeit erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, nahm eine feste Stellung im Blauenschen Grunde ein, und da auch hier keine Sicherheit zu finden war, zog er sich unter die Kanonen von Dresden und zuletzt sogar in die Pirnaische Vorstadt zurück.

Der Commandant der Stadt, Graf Schmettau, welcher schon einmal den Feind von den Thoren der Stadt zurückgewiesen hatte, drohte bei der erneuten Aufforderung, die ihm von dem Feinde zugekommen war, seine frühere Antwort, die Vorstädte abzubrennen, zur Ausführung zu bringen, und schritt, da Daun auf seinem Vorhaben beharrte, wirklich zur That, 280 Häuser gingen in Flammen auf und mehrere Menschen verloren ihr Leben. Es fehlte nicht an Vorwürfen von Seiten der Feinde, welche sich über die barbarische Weise des Commandanten beklagten; doch dieser stützte sich auf den Befehl seines Königs, der ihm die Vertheidigung der Stadt zur ersten Pflicht gemacht hatte, sowie auf die Regeln der Kriegskunst, die ihm kein anderes Mittel der Vertheidigung ließen. Nun wollte Daun zwar zu einer förmlichen Belagerung schreiten; da wurde der Umschwung der Dinge in Schlesien und Friedrichs nahe Ankunft gemeldet. Der Feldmarschall zog ab, wie es beschönigt wurde, aus Achtung für die königlich polnische Familie.

Nicht besser liefen für die Gegner Friedrichs die Unternehmungen auf Lorgau und Leipzig ab; selbst die Festung Sonnenstein wurde den Preußen wieder überlassen, nachdem die Werke geschleift worden waren. Die Oestreicher suchten in Böhmen ihr Winterlager.

So war denn dies traurige Ereigniß des Ueberfalls von Hochkirch vollkommen wieder aufgewogen; durch unermüdlige Thätigkeit und geniale Entschlossenheit hatte Friedrich die ungeheure Uebermacht seiner Feinde vollkommen

wirkungslos gemacht; seine Freunde jubelten, und selbst seine Gegner mußten mit stiller Bewunderung auf die großen Eigenschaften des Helden sehen.

Die Unternehmungen der Schweden waren eben so nichtig in diesem Jahre, wie in dem ersten Feldzuge abgelaufen. So lange Graf Dohna ihnen gegenüber gestanden hatte, waren sie unter dem Schutze der Kanonen von Stralsund geblieben; erst als dieser gegen die Russen beordert war, wagten sie sich wieder vor, und überschritten, da sie keinen geordneten Widerstand fanden, von Neuem die brandenburgischen Grenzen. Ihr Ziel war die Einnahme von Berlin, und ihre Hoffnung auf Erreichung desselben wuchs, als im Oktober das Unglück von Hochkirch den König nöthigte, alle seine Kräfte zum Schutze Sachsens und Schlesiens aufzubieten. Schon waren sie Berlin bis auf fünf Meilen nahe gekommen, da erschien General von Wedell, und scheuchte sie mit leichter Mühe wieder bis unter das Geschütz von Stralsund zurück.

Nachdem Friedrich die Feinde aus dem ganzen Umkreise seiner Staaten mit Ausnahme von Preußen verjagt hatte, suchte auch er für einen Augenblick Ruhe von den unablässigen Kriegsanstrengungen; sein Hauptquartier schlug er für diesmal in Breslau auf. Doch für ihn gab es keine Rast; während sich seine Krieger zu neuen Anstrengungen wenigstens einige Monate erholen konnten, lag ihm die schwere Sorge für die Erfordernisse des kommenden Jahres ob, welches allem Anschein nach nicht minder drohend und blutig als das vergangene hereinbrechen sollte. Schwer wurde es bei dem Verlust von Preußen und eines großen Theiles der westlichen Provinzen, die nöthigen Mittel zur Rüstung herbeizuschaffen. Natürlich mußte Sachsen desto schärfer angespannt werden, und auch Mecklenburg dafür büßen, daß es schwedischen Kriegsvölkern den Durchzug gewährt hatte. Die Summe, welche die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Güstrow im Laufe des Krieges zahlen mußten, belief sich auf siebzehn Millionen. Mecklenburg-Strelitz wurde anfangs eben so hart mitgenommen, bis die Prinzessin Charlotte, die später als Gemahlin Georg III. den englischen Thron bestieg, um Schonung für dasselbe bat. Alles dies hätte wohl ohne die englischen Hülfsgelder nicht hingereicht; ja diese wurden sogar von Friedrich II. mit eigenthümlicher Industrie benutzt, indem er das überflossene Geld zu geringerem Gehalt ausprägte und dadurch den Nennwerth bedeutend erhöhte, was überhaupt mit allen aus fremden Kassen fließenden Geldern geschah. Freilich war dies eine höchst bedenkliche Maßregel, welche zuletzt am schwersten auf Friedrich's eigenen Unterthanen lasten mußte. Neue Abgaben legte er ihnen dagegen nicht auf; er selbst schränkte sich so eng als möglich ein und verkaufte sogar Alles, was von dem großväterlichen Schmucke in dem königlichen Schatze noch vorhanden war. Wie beschränkt er in Bezug auf Geldmittel war, erfahren wir aus seinem Briefwechsel mit Fouqué, dem er 2000 Thlr. zum Geschenk sandte, weil er nicht mehr übrig hatte. „Mein lieber Freund,“ schreibt er ihm, „ich schicke Ihnen hier das Scherstein der Biltwe; nehmen Sie es mit so gutem Herzen an, als ich es für Sie bestimme;

es ist eine kleine Unterstützung, der Sie in diesen bedrängten Zeiten wohl bedürfen können.“ Und als Fouqué in seinem Dankagungsschreiben äußerte, der König habe ihn über alle Wünsche reich gemacht, und müsse er aus seiner Großmuth auf die Uner schöplichkeit seiner Hülfquellen schließen, antwortete dieser: „Ich bin nicht so reich, mein lieber Freund, als Sie wohl denken, aber durch künstliche Hülfsmittel (à force d'industrie et de ressources, womit er wohl auf die Münzoperationen hindeutete) habe ich mein Kapital für den künftigen Feldzug gewonnen, so daß bis Ausgang Februar Alles richtig bezahlt sein wird. Mit Ihnen und einigen Freunden habe ich mich in das getheilt, was mir zu meinem Gebrauch noch übrig blieb; also können Sie mich eher mit dem armen Frus als mit dem reichen Krösus vergleichen.“

Nicht allein für die materiellen Bedürfnisse zur Führung des Krieges sorgte Friedrich II. während dieser kurzen Waffenruhe, sondern er dachte auch auf Mittel, wie er den Krieg mit noch besserem Erfolge gegen den Feind führen könnte. Mit jenem Geldgeschenke übersendete Friedrich II. seinem Freunde die bekannte Schrift: „Wie gegen die Oestreicher fortan der Krieg zu führen sei?“ Es war dies eine Frucht mancher bitteren Erfahrung. „Ich will Sie hier nicht“ heißt es in der Einleitung, „an die Methode erinnern, deren ich mich bediene, um mich gegen den Kolos zu stemmen, der über mich zu stürzen drohet, die Methode, welche nur durch die Fehler meiner Feinde, durch die Langsamkeit, die meiner Thätigkeit zu statten kam, durch die Trägheit, nie die Gelegenheit zu benutzen, brauchbar wurde und daher nicht zur Vorschrift dienen kann. Das strenge Geseß der Nothwendigkeit hat mich oft bewogen, viel aufs Ungefähr ankommen zu lassen. Hier kommt es darauf an, sich von dem Systeme, welchem die Oestreicher in diesem Kriege folgen, einen richtigen Begriff zu machen, denn ich halte mich an diejenigen, welche unter allen meinen Feinden das Kriegshandwerk am weitesten gebracht haben. Sie werden sehr viel Kunst in ihrer Taktik bemerken, eine außerordentliche Vorsicht bei der Wahl ihrer Feldlager, eine große Kenntniß der Gegenden, wohlunterstützte Anordnungen, eine Klugheit nichts zu unternehmen als mit der größten Gewißheit zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen. Ohne zu erröthen müssen wir in der Manier unserer Feinde das nachzuahmen suchen, was uns gut zu sein scheint.“

So war Friedrich II. nicht nur unumschränkter Herr in seinem Heere, sondern es belebte auch sein Genie alle seine Krieger, von dem obersten Befehlshaber bis zu dem gemeinen Soldaten herab, indem er dem talentvollsten Kriegsführer durch seinen überlegenen Geist Ehrfurcht einflößte und dabei die große Gabe, auf den gemeinen Mann einzuwirken, nicht verlor. Dies verlieh ihm den größten Vortheil über seine Feinde, denn unter ihnen fand niemals Uebereinstimmung in den kriegerischen Bewegungen statt; nicht einmal bei den Oestreichern, wo der bedächtige Daun nur selten dem schnellen Laudon zu erfolgreichen Unternehmungen Beistand leistete.

Noch weniger Einfluß fand in den Kriegsplänen der Russen und Schweden mit den Oestreichern statt, wiewohl es oft sehr leicht für sie war, sich gegenseitig die Hand zum Verderben Friedrich's zu bieten. Auch die große und wohlgerüstete Macht der Franzosen blieb ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang des Krieges, welchen der durch die Frauenintriguen von Versailles ausgehende stete launenhafte Wechsel im Oberbefehl, so wie in den Unternehmungen, selbst die Verschwendung der bedeutendsten Kriegsmittel erfolglos machte. Alles dies erklärt, wie ein so ungleicher Kampf möglich war.

Wer sollte bei der unendlichen Last körperlicher und geistiger Anstrengungen es für möglich halten, daß Friedrich II. auch noch seinen Sinn für rein literarische Thätigkeit erhielt. Wie in den Tagen, wo er voll Muße auf Verschönerung seiner Gärten und Gemächer in Sanssouci denken durfte, sendete er auch jetzt poetische Episteln an Voltaire. Noch immer blieb ihm der Umgang mit den edelsten Werken der Vorzeit wie der Gegenwart theuer, nicht minder das Studium der Philosophie, deren praktische Anwendung das Geschick in nur zu hohem Maße zu jener Zeit von ihm erheischte. Auch behielt er ein offenes Herz für seine aufrichtigen Freunde, namentlich den Marquis d'Argens, welcher in dem König nicht nur den Freund, sondern auch den Vertheidiger des Protestantismus, und durch ihn die freiere Entwicklung des Geistes in Europa erblickte, und mit allen Waffen seines scharfen Geistes für ihn in den Kampf trat. Von ihm erging auch die Aufforderung an Friedrich, in öffentlichen, dem Volke zugänglichen Schriften die Gegner eben so wie auf dem Schlachtfelde anzugreifen, eine Aufforderung, in die Friedrich II. einging; wenigstens entfloß eine bittere Satyre: „Päpstliches Breve des Herrn General-Feldmarschalls Grafen von Daun, Excellenz, bei der Uebersendung des geweihten Degens,“ sowie die Antwort des Feldmarschalls Daun seiner humoristischen Feder.

Bald nahm ihn wieder der ganze Ernst des thätigen Lebens in Anspruch, doch entsagte er auch hierin nicht ganz der gewohnten geistigen Genüsse. An den Marquis schreibt er im Mai aus dem Feldlager: „Sie zerarbeiten Sie meisterhaft; Sie besigen die orientalische Beredsamkeit der Ebrder; Sie überreden durch gute Gründe und sprechen ein Verdammungsurtheil über die, welche auf mich schimpfen. Das hab' ich Ihnen zu danken. Ihre Feder ist ein zweischneidig Schwert, welches meine Feinde zerhaut und durchbohrt. Diese Feinde machen mir viel zu schaffen; allein ich versichere Sie, daß ich zum bewundern vorsichtig und bedachtsam verfare. Ich habe diese ganze Nacht in einem Hinterhalte zugebracht, ohne etwas ertappt zu haben. Vielleicht ist mir ein anderes Mal das Glück günstiger. Daun steht zwischen Marlissa und Lauban; sobald er mit seinem Eindringen Ernst macht, so gerathen wir an einander und ein Treffen wird viel entscheiden. Schelten Sie nicht, daß ich immer auf mein altes Capitel zurückkomme. Es beschäftigt mich, wie billig, so stark, daß die Anstrengung, mit der ich auf meine Manöver sinne, alle Kräfte meines Geistes verschlingt. Jetzt lese ich nichts außer dem Lutrez und Ihre Briefe. Meine



Maschine fängt an aus dem Gange zu kommen, mein Körper ist abgenutzt, mein Geist erlischt, meine Kräfte verlassen mich. Allein die Ehre spricht, und ich denke und handele durch sie. Ich verhalte mich vertheidigungsweise, was unsern Feinden gar nicht gefallen wird. Ich warte den günstigen Augenblick ab und werde von dem wenigen Del Gebrauch machen, das in meiner Lampe noch übrig ist. Sie, dessen glänzendes Feuer alles übrige Licht auslöscht, da mehr als ein Anderer von dem Raube des Prometheus erhalten hat, Sie können arbeiten und mit Ihren Werken die Welt aufklären, erfreuen, unterrichten; für mich, mein lieber Marquis, taugt nichts, als das Grab, das die abgenutzten Reste eines Menschen aufnehmen mag, der Sie geliebt hat und bis zu seinem letzten Athemzuge lieben wird.“ Stimmungen letzterer Art fanden nicht lang in seiner Seele Platz, und bald erhob der unermüdbliche Geist wieder seine kräftigen Schwingen.

Der mit so vieler Sorgfalt und Umsicht vorbereitete Feldzug war der unglücklichste für Friedrich in dem ganzen, an Verhängnissen so reichen Kriege. Wie der große König bei allen Gelegenheiten jedes nützliche Mittel für seine Zwecke ins Auge faßte, so hatte er auch jetzt, wo seine Kraft schon von so vielen Seiten in Anspruch genommen war, sich überzeugt, daß zur Abwehr der Schweden eine Bewaffnung zur See nothwendig wäre. Auch dieser Sorge unterzog sich sein großer Geist, und wenn auch der Anfang nicht ganz glücklich erschien, indem elf zum Schutze der Oermündungen ausgerüstete Fahrzeuge von der schwedischen Flotte zerstört wurden, so theilte doch wenigstens diese neue Unternehmung die Aufmerksamkeit der Gegner und wurde ihnen nicht selten sehr lästig. Friedrich II. ertheilte von dieser Zeit an die sogenannten Commissions- oder Marque-Briefe zu Ausrüstung von Kaperschiffen. Ein jeder solcher Kaper mußte 3000 Pfund Sterling Caution stellen, sich der preussischen Gerichtsbarkeit unterwerfen und einen gewissen Theil des reinen Ertrages von den Preisen in die königlichen Kassen liefern. So wußte der umsichtige Herrscher, wo die Mittel des Staates nicht hinreichten, durch Anregung von Privatkräften die selben zu unterstützen.

Zuerst erschienen diesmal in offenem Felde Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den französischen Marschall Contades, nächst ihm Prinz Heinrich, des Königs Bruder, welcher sein Winterquartier in Dresden aufgeschlagen und hier sorgloser als sein Bruder, in Beschäftigungen mit den Mufen, den Winter über verlebte hatte; er stand den Oestreichern und den Reichstruppen gegenüber.

Prinz Ferdinand hatte in Westphalen und Hessen überwintert, während Contades jenseits des Niederrheins, das Heer des Prinzen Soubise in den Rheingegenden in ihren Quartieren geblieben waren; das letztere hatte, wie wir wissen, wiederholentlich in Verbindung mit den Reichstruppen seine Operationen ausgeführt. Ferdinands Absicht ging dahin, das Heer des Prinzen unerwartet zu überfallen und dem Feinde die wichtige Stadt Frankfurt zu entreißen, welche derselbe in dem verfloffenen Winter besetzt hatte. Zu diesem Zwecke ließ er

25,000 Mann der westphälischen Truppen unter dem Befehle der englischen und hannoverschen Generale Salville und Spörcken ruhig stehen, und brach mit den übrigen, vornehmlich Hessen, gegen den Rhein hin auf.

Unterdessen hatte über den dort stehenden Theil des französischen Heeres an der Stelle des Prinzen von Soubise der Herzog von Broglio den Oberbefehl übernommen, zum großen Nachtheil des ganzen Zuges, da er, ein geschickter und umsichtiger Feldherr, weit eher zu erfolgreicher Abwehr des Angriffs geeignet war, als der Prinz von Soubise. Der französische Feldherr hatte eine feste Stellung bei dem Dorfe Bergen, nicht weit von Frankfurt, genommen. Hier griff ihn Herzog Ferdinand am 13. April an, doch ohne, trotz aller Tapferkeit seiner Truppen, den Gegner vertreiben zu können. Nach einem dreimaligen vergeblich wiederholten Versuche entschloß sich Ferdinand zum Rückzuge, den er im Angesicht des überlegenen Feindes eben so glücklich als geschickt ausführte; doch hatte er bei dem verunglückten Versuche 2000 Mann und 5 Kanonen verloren. Dieser Verlust war noch gering gegen den moralischen Eindruck des Treffens, denn Broglio benutzte den errungenen Vortheil mit großer Thätigkeit und suchte sich der Weserlinie zu bemächtigen, hinter welche sich Ferdinand zurückgezogen hatte. Das Glück begünstigte ihn bei dieser Unternehmung, Kassel, bald nachher auch Minden, fielen ihm in die Hände, und so lagen die hannoverschen Länder zum zweiten Male den französischen Heeren offen.

Dem Herzog Ferdinand blieb nun nichts Anderes übrig, als das Glück einer Schlacht zu versuchen, obgleich jetzt die beiden Feldherren, Contades und Broglio, ihre Streitkräfte vereint hatten. Allein gerade diese Verbindung erleichterte ihm den Sieg, denn es herrschte keine Einigkeit zwischen den Feldherren, und ihren Bewegungen fehlte es an Zusammenhang; auch mochte Broglio sich nicht ohne einiges Mißbehagen den Befehlen des Marschalls Contades fügen. Bei Minden wurde das entscheidende Treffen geliefert (am 1. August). Den Mittelpunkt des französischen Heeres bildete die Reiterei. Nachdem diese einen heftigen, aber erfolglosen Angriff auf das entgegenstehende Fußvöll gemacht hatte, war das Schicksal des Tages entschieden. Durch die Flucht der Reiterei ward die Linie des französischen Heeres zerrissen. Es schien der Augenblick gekommen zu sein, das feindliche Heer gänzlich zu vernichten, wenn die Verwirrung desselben nachdrücklich benutzt wurde. Dies geschah aber nicht, und zwar, wie es heißt, aus Eifersucht des englischen Generals Salville. Wiederholentlich erhielt er vom Herzoge den Befehl, mit seiner Reiterei in die aufgelösten Reihen des Feindes einzuhaufen; doch kam er demselben nicht nach, unter dem Vorgeben, deutlichere Befehle einholen zu müssen. Erstaunt über diesen Ungehorsam erließ der Oberbefehlshaber ein ähnliches Gebot an den Marquis von Granby, den nächsten in dem Commando, welcher auch unverzüglich gehorchte. Allein der günstige Augenblick war vorübergegangen, und obgleich jetzt sich auch Salville an die Spitze der Reiterei zur Verfolgung setzte, so ging die Hauptwirkung des befohlenen Angriffes verloren. Dennoch war der Verlust der

— 000 —

Franzosen sehr bedeutend, er belief sich auf 8000 Tödtete, Verwundete und Gefangene, dreißig Kanonen und eine Anzahl Fahnen und Standarten. Ein großer Zug von Gepäckswagen nebst Kriegskasse und Archiv fiel einige Tage darauf den Verbündeten in die Hände. Der Herzog bemächtigte sich überdies mehrerer Städte, wie Osnabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn u. a. m., wo die Franzosen bedeutende Vorräthe aufgehäuft hatten.

Auch dieser Sieg erregte in England die größte Freude, und wurde von dort aus mit großer Dankbarkeit gegen den ausgezeichneten Feldherrn belohnt. Sotville dagegen wurde zurückberufen, vor ein Kriegsgericht gestellt und durch den Spruch desselben für unfähig erklärt, je ein Kriegssamt ferner zu betreiben. Es hatte sich die öffentliche Stimme so laut gegen ihn erklärt, daß er in London in Gefahr gerieth, von dem Pöbel zerrissen zu werden. Die Schlacht von Minden rettete die hannoverschen Länder von einer großen Gefahr, denn unter dem Gepäc des Marschall Contades wurde eine Schreibtasche mit geheimen Briefen und Vorschriften seines Hofes gefunden, welche unter Anderem das bestimmte Gebot enthielten, alle Länder, die man nicht behaupten konnte, mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Alles dies wurde auf Befehl des Königs von England bekannt gemacht, von französischer Seite jedoch als Verleumdung in Uebred gestellt.

Unter den französischen Feldherren erhob sich ein großer Streit, wer Schuld an dem Unfalle gewesen sei, ein Streit, der zuletzt damit endete, daß der Hof von Versailles Contades zurückrief und dem Herzoge von Broglio den Oberbefehl nebst der Marschallswürde erteilte.

Wir haben schon von der Reihe glücklicher Begebenheiten gesprochen, welche der Schlacht von Minden folgten. Eine Stadt nach der andern fiel den Verbündeten in die Hände. In Fulda stand Herzog Karl von Würtemberg, ein eifriger Anhänger des österreichischen Hauses, welcher seinen Eifer für die Sache Maria Theresias durch die Stiftung eines Militärverdienstordens, Karlsorden genannt, beweisen wollte, den er zur Belohnung seiner Truppen in dem Kampfe gegen Friedrich II. bestimmt hatte. Da erschien der Erbprinz von Braunschweig, damals noch sehr jung, aber von seinem großen Oheim dem Könige von Preußen schon rühmlich ausgezeichnet, plötzlich vor der Stadt, als eben der Herzog sich zu einem großen Halle rüstete, und jagte die bestürzten Feinde bis über den Main zurück. Dieser Ueberfall geschah am 30. November, und schloß die Kriegsbewegungen des diesjährigen Feldzuges für die dortigen Unternehmungen.

Wir gehen jetzt zu den Unternehmungen des Königs zurück, von dessen Seite uns keinesweges ein so freudiges Bild entgegentritt. Friedrich II., wofür wir schon, hatte beschlossen, mit dem Hauptheere den Krieg mehr vertheidigungsweise zu führen, wie er denn überhaupt alle Mittel der Kunst, um sichere Folge zu erzielen, anwendete. Unter Anderem fällt in diese Periode des Krieges die Erfindung der reitenden Artillerie; allein trotz aller Vorsichtsmaßregeln bietet der Feldzug nur eine Kette von Widerwärtigkeiten dar. Anfangs hatte

er einige Hoffnung darauf gesetzt, daß die Türken nicht lange mehr müßig bleiben würden; doch diese Hoffnung täuschte ihn. Eine Zeit lang betrieb er den kleinen Krieg mit glücklichem Erfolge. Ein polnischer Magnat, Fürst Sulowski, ließ es sich einfallen, auf seine Hand, trotz der Parteilosigkeit der Republik Polen, gegen den König zu rüsten. Zum Hauptquartier hatte er seine Stadt Keisen gemacht, wo Kriegsvorräthe aller Art aufgehäuft und Soldaten angeworben wurden. Friedrich II. glaubte ein Beispiel bei dieser Gelegenheit für ähnliche Fälle geben zu müssen; er ertheilte dem General Boberšnow den Auftrag, dem Unwesen des letzten Magnaten ein Ende zu machen. Dies geschah; Truppen nebst Kriegsvorräthen wurden nach Schlessien geführt, der kriegslustige Fürst selbst büßte sein letztes Unternehmen durch mehrjährige Gefangenschaft in Mogau. Die Republik that nichts zur Ahndung dieser Gebietsverletzung.

Ueberhaupt hatte Friedrich II. die öffentliche Meinung aller Völker für sich. Nicht allein in England, wo Friedrichs Siege Erhöhung der eigenen Macht und des Nationalruhmes versprachen, verehrte man seinen Namen, sondern auch da, wo kein selbstsüchtiges Interesse waltete, nahm man den regsten Antheil an seinen Triumpfen; in Holland, in der Schweiz, in Venedig frohlockte man über seine Erfolge. Wie man in Frankreich dachte, haben wir schon oben erwähnt, und auch in Deutschland, selbst da, wo, wie in Würtemberg, die Fürsten die feindseligste Stellung einnahmen, stand man mit dem Herzen auf Seiten Friedrichs II. Ja selbst diejenigen, welche am allereifrigsten nach seiner Vernichtung trachteten, konnten sich der Bewunderung seiner Größe nicht erwehren. So wird von der Marquise von Pompadour erzählt, sie habe, als ihr der Herzog von Velleisle im Scherze sagte, man müsse den Krieg mit aller Kraft führen, sonst dürfte der König von Preußen nächstens nach Paris kommen, mit Nachdruck geäußert: „Gut, so werde ich doch einen König sehen!“

Trotzdem hatte Friedrich II. überall Feinde, welche ihm stets eifrig zu schaden bedacht waren, und leider auch nicht selten ihr Ziel erreichten, während die glühenden Verehrer nur durch Lobeserhebungen seinen Ruhm erhöhten. Nicht nur Sachsen, sondern auch die eigenen Provinzen des Königs waren voll von Rundschaftern unter allen Gestalten. Häufig steckten diese Abgesandten in Dienertocht des sächsischen Hofes, wo man nie aufhörte, geheime Intriguen mit den Feinden Friedrichs anzuspinnen. Ebenso die sächsischen Staatsbeamten. So wurde der Minister, Graf Backerbart, des Einverständnisses mit Friedrichs Feinden beschuldigt und gefangen nach Küstrin abgeführt. Von dort mußte er sich einige Monate später nach Polen begeben. Ähnliches geschah an verschiedenen Orten. Auch der fünfundachtzigjährige, allerdings, wie wir wissen, in Intriguen ergraute Feldmarschall Seckendorf spann einen Briefwechsel mit den Feinden des Königs an; er mußte dafür, wie der sächsische Minister, eine Zeit lang durch Gefangenschaft büßen, ward aber, auf schriftliche Versicherung, sich künftig jeder Gemeinschaft mit den Feinden Preußens zu enthalten, seiner Haft entlassen.

Nächst dem Herzog Ferdinand war Prinz Heinrich von Sachsen am äufferst thätig gewesen. Noch in rauher Jahreszeit war eine Abtheilung des in Sachsen stehenden Heeres in Böhmen eingebrungen, hatte dort starke östreichische Posten aufgehoben, und mehrere Magazine theils genommen, theils vernichtet. In Person hatte sich Prinz Heinrich gegen das Reichsheer gewendet und war in Franken eingebrungen; er hätte sie gern zu einem Haupttreffen gezwungen. Diese Absicht gelang ihm freilich nicht, denn flüchtig zerstreuten sich die Gegner nach allen Seiten; daher schickte er einzelne Heerhaufen zu ihrer Verfolgung aus. Auch hier wurden viele Gefangene gemacht, Magazine erbeutet und zerstört, starke Kriegssteuern überall auferlegt; Bamberg, Würzburg und andere Städte jener Gegenden erlitten dieses Schicksal.

Mecklenburg wurde ebenfalls durch preussische Heereshaufen stark mitgenommen, und gegen die Schweden ein erfolgreicher Seitenzug gemacht. Schon im Januar hatte sich Graf Dohna von Sachsen aus gegen sie in Bewegung gesetzt, und kaum angelangt, auch schon die von den Gegnern eroberten preussischen Orte in Pommern wiedergewonnen. Mehrere Tausend schwedische Gefangene nebst beträchtlichen Kriegsvorräthen waren die Frucht dieses schnellen Streifzuges. Bald war auch das schwedische Pommern bis auf die Festung Stralsund von preussischen Kriegsschaaren durchschwärmt.

Als Dohna hier nichts mehr zu thun übrig fand, erhielt er von seinem Könige den Befehl, gegen die Russen zu marschiren, welche in diesem Jahr die preussischen Provinzen mit einem neuen Einfälle heimsuchten. Es gelang ihm auch, das Vorrücken der feindlichen Colonnen zu erschweren, indem er die in Bromberg und andern polnischen Städten angehäuften Vorräthe zerstörte. Selbst auf Posen, wo sich das Hauptmagazin des russischen Heeres befand, machte er einen Anschlag; doch scheiterte derselbe an den starken Befestigungen der außerdem durch eine zahlreiche Besatzung vertheidigten Stadt. Jedoch war sein Zug nicht ohne guten Erfolg, denn reiche Beute wurde dabei gemacht und dem Feinde beträchtlicher Schaden zugesügt. Endlich aber setzten sich die Russen mit ihren Hauptmassen wieder in Bewegung. An Fermors Stelle führte jetzt Soltikoff den Oberbefehl, den ersterer angeblich wegen körperlicher Beschwerden abgegeben hatte, obgleich er noch im Heer diente und bedeutenden Einfluß auf die Kriegereignisse ausübte. Mit großer Uebermacht rückte das russische Heer vor, ohne daß Dohna ihnen ein wesentliches Hinderniß entgegenzusetzen konnte.

Wir haben gesehen, daß Friedrich II. sich für den Vertheidigungskrieg in diesem Feldzuge entschieden hatte. Er stand daher gegen seine Gewohnheit unweglich bei Landshut, später in dem festen Lager von Schmottseifen oder Dürings-Vorwerk, zwischen Löwenberg, Rauban und Liebenthal, denn es galt, zu gleicher Zeit Sachsen und Niederschlesien zu schützen, während Fouqué in die bisher von ihm selbst behauptete Stellung rückte.

Das langsame aber ununterbrochene Vorrücken der Russen hinderte Friedrich II., in seinem Plane zu verharren; ihnen mußte ein fester Damm entgegen-

gesetzt werden, und dies konnte nur durch eine Selbstschlacht geschehen. Für seine Person wollte er wenigstens dem wohlertwogenen Plane nicht untreu werden; doch anders hatte es die Vorsehung bestimmt.

Da ihm die nöthige Kraft zu fehlen schien, so meinte er diesen Mangel durch die Wahl eines entschlossenen und kriegserprobten Führers ersetzen zu müssen. Zu diesem Zwecke ergriff er eine ganz außerordentliche, dem preussischen Heere bisher fremde Maßregel, nämlich er sendete gegen das russische Heer einen General als durchaus bevollmächtigten Stellvertreter seiner königlichen Person, wie es hieß mit voller dictatorischer Gewalt. Zu diesem ehrenvollen, aber auch eben so schwer verantwortlichen Posten erwählte er einen der jüngeren Generallieutenants, nämlich den schon öfter genannten von Wedell, dessen entschlossenem Sinne er vor Allen vertrauen zu dürfen glaubte. In dem Cabinetsbefehl an Dohna hieß es: „Da ich nicht selbst wegen der hiesigen Umstände zur Dohna'schen Armee kommen kann, um das Commando in selbigem zu übernehmen, so schicke ich den G. L. von Wedell mit meiner Ordre und expresse Befehl dahin ab. So lange nun die Commission dauert, so stellet er meine Person vollkommen vor, und soll ihm von allen Generals, Generallieutenants, Generalmajors, Stabsoffiziers bis auf den gemeinsten Mann dieselbe Parition geleistet werden, als wenn ich selbst da zugegen wäre, und habe ich ihm ernstlich aufgegeben, den ersten, so auf sein Wort nicht sogleich alles, was er befiehlt, exekutiren und demselben mit allem Gehorsam nachleben wird, sogleich in Arrest setzen zu lassen, da ich dann wider solchen Refractair durch ein geschwornes Kriegsgericht als gegen einen widerspänstigen und meineidigen Offizier sprechen lassen werde. Auf daß man diesen, meinen ausdrücklichen Willen und Befehl bei der ganzen Armee kennen werde, so soll alles Uebrige bei der Parole befohlen werden. Er, der G. L. von Wedell, stellet bei der dortigen Armee vor, was ein Dictator bei der Römer Zeiten vorstellte; also müssen alle und jede Offiziers, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, ihm den schuldigen Gehorsam leisten, welcher mir zukommt, und seine, des G. L. von Wedells Disposition mit Treue, Fleiß und Bravour exekutiren, als wenn Ich selbst zugegen wäre.“ Um Dohna nicht allzusehr zu kränken, hatte der König eigenhändig diesem Befehle hinzugefügt: „Vous êtes trop malade pour Vous charger du commandement. Vous ferez bien de Vous faire transporter à Berlin ou à un endroit, où Vous pourrez remettre Votre santé. Adieu.“

Wenn einerseits eine energische Maßregel der Art nothwendig war, um den erforderlichen Nachdruck in die Bewegungen des östlichen Schutzheeres zu bringen, so war andererseits die Gefährlichkeit derselben keinesweges zu verkennen. Der mit so hohem Vertrauen beehrte General hatte wohl unter den Augen des Königs und in kleineren Unternehmungen ruhmreiche Erfolge erlangt, aber ob er auch einem selbstständigen, großen Commando gewachsen war, stand darum noch nicht fest, und überdies erregte die Erhebung des jüngern Offiziers in dem Heere so viel bitteres Gefühl, daß die im Allgemeinen an eine nach

der Anciennetät abgemessene Unterordnung im Dienste gewöhnten Generale sich nur mit Widerwillen in den ihnen zur Pflicht gemachten unbedingten Gehorsam fügten, wenigstens aber nicht durch zuvorkommenden Eifer dem Diktator das schwere Amt erleichterten. Der König entließ den Generallieutenant von Bedell mit einer feierlichen Anrede, die mit den Worten schloß: „Ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, wo Er sie findet, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern.“

General Bedell traf am 22. Juli bei dem ihm übergebenen Heere ein, wo er viel Widerwillen, und wenig Vertrauen und willigen Gehorsam fand. Nur der General Wobersnow, von dessen kriegerischem Talente und genaue Kenntniß des Heeres, mit welchem er den Feind zu bekämpfen hatte, er großen Nutzen ziehen konnte, fand sich zum treuen Beistand willig. Während Bedell von Jülichau aus die Stellung seines Feindes erkunden wollte, umging Soltikoff schon seinen linken Flügel, um seinen Hauptzweck, die Vereinigung mit Damm, zu erreichen. Nun eilte er dem Gegner auf der Straße von Croffen nach, und traf ihn bei dem Dorfe Kay. Sein ganzes Heer belief sich auf 26,000 Mann, die Russen hatten wohl mehr als die doppelte Zahl und eine bei Weitem vortheilhaftere Stellung. Dennoch griff Bedell am 23. Juli unerschrocken an. Die Schlacht währte von vier Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang; alle Angriffe wurden blutig zurückgewiesen, die Preußen nach einem Verlust von fast einem Drittheil des Heeres zum Rückzug gezwungen, und nur deshalb wohl vor größerem Unheil gerettet, weil die Gegner sie nicht vollständig vernichten wollten. Bald nach dem Beginn der Schlacht fand General Wobersnow seinen Tod, ein Umstand, der hauptsächlich zur übeln Wendung des Treffens beigetragen haben soll.

Es stand den Russen jetzt der Weg nach Croffen und Frankfurt offen, und somit war das Herz von Friedrichs Staate bedroht. Deshalb blieb ihm keine Wahl mehr übrig, er mußte das bisherige Vertheidigungssystem, welches nur so lange Vortheil versprach, als man die Russen fern halten konnte, aufgeben, um sich dieser gefährlichen Einbringlinge zu entledigen. Dieser Entschluß schien um so dringender, da Laudon schon am 3. August in der Nähe von Frankfurt angekommen war.

Nachdem am 28. Juli der Prinz Heinrich den Befehl in Schmotzheim übernommen hatte, eilte der König an die Ober, brachte dem General Haddt bei Guben einen empfindlichen Schlag bei, zog bei Mühlrose den General Bedell an sich, sowie einige Verstärkungen aus Sachsen unter dem General Hinz, und ging dann mit seiner ganzen Macht, 48,000 Mann stark, am 11. August bei Reitwein, zwischen Rüstzin und Sebus, über die Ober, dem Feinde entgegen.

Soltikoff hatte trotz seiner großen Uebermacht nicht nur eine sehr feste Stellung bezogen, sondern auch noch überdies bedeutende Befestigungen zu seinem Schutze errichtet, denn auch bei der größten Ueberlegenheit an Streitkräften fürchtete er die eben so künstlich angeordneten, als muthig ausgeführten

**Angriffe des Königs.** Den rechten Flügel stellte Soltikoff auf den Zubenberg, den Linken auf den Mühlberg; Saubon stand am Zubenberg zum Beistand im Fall der Noth bereit. Die weitläufigen Verschanzungen waren mit einer furchtbaren Artillerie besetzt. Die Preußen zählten 48,000, die Feinde über 60,000 Streiter.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten war der König zum Angriff entschlossen. Schon um zwei Uhr Morgens am 12. August brach er auf, da aber ungünstige Wege den Marsch aufhielten, und namentlich wegen des schweren Geschützes derselbe nur langsam vorwärts ging, so währte es bis um elf Uhr, ehe die Preußen zum Kampfe gelangten. Dadurch wurden freilich die Truppen bei der schwülen Sommerhitze stark mitgenommen; allein es gelang durch die geschickten Bewegungen, zwei große Batterien auf hervorragenden Höhen zu errichten. Unter dem Einfluß des wirkungsreichen Feuers stürmten acht preussische Bataillone die feindlichen Verschanzungen. Nun kam es zu einem heftigen Kampfe mit dem russischen Fußvolk, welches unter entsetzlichem Blutbade bis an den Kirchhof von Runersdorf, das der Schlacht den Namen gab, getrieben wurde. Nur mit großer Anstrengung vermochte Friedrich sich dieses Punktes zu bemächtigen.

Auch General von Zinck hatte unterdessen seine Pflicht redlich gethan, und alles, was er vor sich fand, vernichtet oder zurückgetrieben; kurz der ganze linke Flügel der Russen war zerschmettert; die feindlichen Truppen hatten ihre Redoubten im Stich gelassen, und 180 Kanonen befanden sich in den Händen der Preußen.

Alle diese Erfolge waren durch das tapfere preussische Fußvolk errungen worden; denn das schwere Geschütz hatte nicht so schnell auf den bösen Wegen folgen können, und die Reiterei hatte die Oestreicher unter Saubon zu beobachten. Es war viel gewonnen, aber der rechte Flügel der Russen stand noch, und so lange dieser noch das Schlachtfeld behauptete, konnte der Sieg nicht vollständig erscheinen. Außerdem hatte Friedrich bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert, es reiche nicht hin die Russen zu besiegen, man müsse sie vernichten, um ein für alle Mal mit ihnen fertig zu werden. Deshalb ertheilte er seinen siegreichen Truppen nun den Befehl zum Angriff auf den noch stehenden rechten Flügel; zu diesem Zwecke wurde auch General Seydlitz von seinem bisherigen Posten abgerufen, ganz gegen seinen Willen, denn er fürchtete traurige Folgen von dieser Maßregel. Seine Ansicht rechtfertigte sich nur zu wohl; denn da sich der Weg zum Angriff durch schmale Pfade zwischen Leichen und Moränen hinzog, wurden ganze Schaaren der Anrückenden von den heftigen Kartätschlagen der Feinde niebergeschmettert. Dessenungeachtet waren die Preußen vollkommen als Sieger zu betrachten, auch wurden, es war jetzt sechs Uhr Abends, Siegesboten nach Berlin abgefertigt.

Die Preußen waren durch funfzehnstündigen Marsch, die Hitze des Tages und die entsetzliche Blutarbeit so erschöpft, daß eine Rast unerläßlich erschien. Alle Generale stimmten darin überein; Friedrich aber, der oben erwähnten Meinung



getreu, glaubte Nichts gethan zu haben, wenn er nicht das feindliche Heer gänzlich aufgerieben hätte. Vergebens stellten ihm alle seine Generale vor, daß er Unmögliches von seinen Truppen erheische, und da sich selbst Seydlig, dessen sonst so kecker Muth zu jedem Wagniß geneigt war, sich in derselben Weise erklärte, so hätte der König von der Nothwendigkeit einzuhalten überzeugt sein müssen. Schon wankte er auch in seiner Ansicht, da wendet er sich mit der Frage: „Wobell, was meint er?“ an den Mann, der schon einmal durch den Mangel an Umsicht eine schwere Niederlage für das preussische Heer herbeigeführt hatte, und auf seine Zustimmung zur Fortsetzung des Kampfes ertönte von Neuem das verhängnißvolle „*March!*“

Vor Allem handelte es sich um eine große Batterie, welche das Schlachtfeld wirksam besaß, und von deren Besiß daher der Erfolg dieses letzten Angriffs abhing. Die Russen, bestürzt über einen Reiterangriff des Prinzen von Württemberg, hatten sie verlassen. Nur hundert und funfzig Schritt etwa waren die stürmenden preussischen Grenadiere von diesem wichtigen Punkte entfernt, da warf Laudon, jetzt nicht mehr durch die preussische Reiterei gehemmt, seine frischen Truppen in die verlassenen Schanzen, und von Neuem schmetterten tobbringende Kartätschenlagen in die Reihen der von maßlosen Anstrengungen erschöpften Krieger. Ihre bisher geschlossenen Reihen theilten sich und erlitten durch Laudons Reiter furchtbaren Verlust.

Ein anderer Punkt, auf welchem der König den vollständigen Sieg begründet sah, war der sogenannte Spitzberg, eine steile Höhe, zu welcher ein tiefer Grund von 400 Schritt Länge und 50 bis 60 Schritt Breite hinauf führte. Auch hier mißglückte der Versuch, und trotz der wiederholten muthigen Angriffe blieb der gefährliche Posten in den Händen der Russen. Unaufhörlich wüthete nun das Feuer der Gegner in den Reihen der erschöpften Preußen. Vergebens strengte General Finck, dessen Tapferkeit bisher überall die Feinde hatten weichen müssen, alle seine Kräfte an; vergebens durchbrach Seydlig mit seinen sieggewohnten Reitern, was sich von Truppen ihm entgegenwarf, und eroberte sogar Batterien — auch er und seine Schaaren ermatteten zuletzt in dem ungleichen Kampfe, besonders, als der unerschütterliche Führer selbst verwundet das Schlachtfeld verlassen mußte. Sein Schicksal theilte der Prinz Eugen und die Generale Finck und Hülsen, andere deckten todt die Waisflut.

Der König selbst gerieth persönlich in die größte Gefahr. Zwei Pferde wurden unter ihm erschossen; ihn selbst traf eine feindliche Kugel, doch ein goldenes Vestel in seiner Tasche hemmte ihren tödtlichen Lauf. Ein drittes Pferd wurde verwundet und unbrauchbar; er nahm das seines Flügeladjutanten. Da bestürmte der Generaladjutant Oberst von Krusenmark nebst dem ganzen übrigen Gefolge den Monarchen, den gefährlichen Ort zu verlassen, ohne jedoch Eindruck auf ihn zu machen; denn er erwiederte ihnen: „Wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie Ihre meine Schuldigkeit thun.“

Allein auch dieses edle Beispiel konnte das Glück der Schlacht nicht wiederherstellen. Die zusammengeschmolzenen preussischen Heerhaufen wichen unaufhaltsam zurück, bald lösten sie sich zur Flucht; die Verwirrung und das Gedränge waren fürchterlich. Der König selbst war sehr nahe daran, gefangen zu werden, da ein durch die Flüchtigen gesperrter Hohlweg ihm den freien Rückzug abschnitt. Nur der Rittmeister von Brittwitz von Zietens Regiment mit etwa hundert seiner Husaren trennten ihn von dem verfolgenden Feinde. „Brittwitz, ich bin verloren!“ rief er seinem tapfern Begleiter zu; erhielt aber von diesem die heldenmüthige Antwort: „Nein, Ihre Majestät, das wird nicht geschehen, so lange noch ein Athemzug in mir und meinen Leuten ist!“ Die Rettung gelang, und die tapfern Reiter wurden durch den Ehrenbeinamen „Leibhusaren“ belohnt.

Die Trümmer des Heeres waren unter dem Schutze einer von dem Regimente Leswitz vertheidigten Batterie in das Lager des vorigen Tages zurückgekehrt; doch hielten sie sich hier keinesweges für sicher. An die Stelle des sonst sieggewohnten Muthes war eine grenzenlose Bestürzung getreten. Bei dem bloßen Geräusche fernher dahin sprengender leichter Reiterei floh das kurz zuvor so unerschütterliche Fußvolk weithin zurück. Der König selbst, in verzwweifelter Gemüthsstimmung, hatte ein vom Feinde ausgeplündertes Haus des Dorfes Detscher zur Ruhestätte für kurze Zeit gewählt. In diesem Augenblick schien ihm Alles verloren zu sein.

Von hier aus schrieb er an den Minister Finckenstein in Berlin einen ganz kurzen, französisch abgefaßten Bericht über das schwere Unglück, der einem letzten Lebenswohl ähnlich sieht. Er lautet: „Ich habe diesen Morgen um elf Uhr den Feind angegriffen. Wir haben ihn bis zu dem Judenkirchhofe (soll heißen Judenberge) getrieben, eben dieser Kirchhof hat uns eine entsetzliche Menge Menschen gekostet; unsere Leute sind in Verwirrung gerathen. Ich habe sie drei Mal wieder gesammelt, endlich wäre ich fast selbst in Gefangenschaft gerathen, und bin genöthigt worden, das Schlachtfeld zu verlassen. Mein Hock ist von Schüssen durchlöchert; zwei Pferde sind mir unter dem Leibe erschossen; mein größtes Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich; von 48,000 Mann habe ich in dem Augenblick, wo ich schreibe, nicht 3000 um mich; alles flieht, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird gut thun, in Berlin auf seine Sicherheit zu denken; die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hülfquelle mehr, und wenn ich nicht lügen soll, so halte ich Alles für verloren. Ich werde den Fall meines Vaterlandes nicht überleben. Lebt für immer wohl.“

Wenn einerseits der König vom größten Theil der aus der Schlacht geretteten Truppen nichts wußte, so waren diese in noch weit höherer Besorgniß über ihn; deshalb langte auch in der ersten Bestürzung die Nachricht in Berlin an, man wisse nicht, wo der König sei. Allein das Unglück, wie schwer auch immer, wurde nicht so groß, als es Friedrich ganz gerechtfertigter Weise nach den Ergebnissen des furchtbaren Tages vermuthen mußte; denn die Russen

verfüumten, wie Friedrich selbst sich darüber ausdrückt, ihm den Gnadenstoß zu geben. Ihre Generale berathschlagten in einem Bauerhause, ob sie den geschlagenen Preußen nachsetzen sollten. Wie sehr auch Laudon auf eine solche Maßregel drang, waren jene doch keinesweges dafür. Ueber diesen Verhandlungen sungen sie an, sich nach dem heißen Tage den Freuden des Wahles hinzugeben, und jede nachdrückliche Kriegsmaßregel wurde unterlassen. Dem König blieb vollkommen Zeit, in aller Ruhe bei Görlitz über die Ober zurückzugehen und sein altes Lager bei dem Dorfe Reitwein wieder zu beziehen. Auch der General von Wunsch, der dem Feinde im Falle eines vollständigen Sieges der Preußen den Rückzug an der Brücke von Frankfurt abschneiden sollte, die Stadt genommen und Gefangene gemacht hatte, kam wenigstens wohlbehalten in dem Lager seines Königs an. Von Stunde zu Stunde sammelte sich die Schaar der preussischen Flüchtlinge in dem Hauptquartiere. Friedrich, auch durch diesen entsetzlichen Schlag nicht zerschmettert, begann wieder mit der alten Kraft seine gewohnte Thätigkeit. Schon am 14. August, noch immer von Reitwein aus, sendete er Befehle an seine Generale, um, wo es möglich war, den Feind von seinen Staaten abzuhalten; vorzüglich lag ihm der Schutz seiner Hauptstadt am Herzen. Selbst in den ersten Stunden nach dem zerschmetterten Ereigniß hatte er auf Mittel für diesen Zweck gedacht. In einer der eighändig von ihm geschriebenen Instruction darüber heißt es: „Der General Finc kriegt eine schwere Commission. Die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, die Russen zu schlagen; Haddil wird nach Berlin eilen, vielleicht Laudon auch. Geht der General Finc diesen Beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibt er an der Ober stehen, so kriegt er den Haddil dieffseit; indessen, so glaube, daß, wenn Laudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attaquiren und schlagen. Solches, wo es geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. Die Zeitung aus Logau und Dresden wird ihm Köper, mein Secretär, geben. Er muß meinem Bruder, den ich Generalissimus bei der Armee deklariret, von Allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherstellen, geht nicht an, indessen, was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen, an meinen Neffen muß die Armee schwören. Dies ist der einzige Rath, den ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin; hätte ich noch Resourcen, so wäre ich dabei geblieben.“

Nun erst ließ sich die Größe des Verlustes der unheilvollen Schlacht von Kunersdorf mit Genauigkeit abschätzen. Die Preußen hatten 8000 Mann an Todten, 15,000 an Verwundeten und 3000 Gefangene verloren, und nicht nur die 180 eroberten Kanonen, sondern auch noch hundert eigene nach der traurigen Wendung des Kampfes eingebüßt. Der Verlust der Russen darf fast eben so hoch angeschlagen werden, denn die Zahl der Todten und Verwundeten belief sich nach eigenem Eingeständniß auf 16,000, der wahren Höhe nach aber gewiß auf 24,000 Mann. Soltikoff äußerte über diese Schlacht zu Daun, in ähnlicher

Weiße wie einst Pyrrhus nach dem Siege von Asculum: „Wenn ich noch einen solchen Sieg ersechte, so werde ich die Nachricht allein mit einem Stabe in der Hand nach Petersburg bringen müssen.“ Als ihm der österreichische Feldmarschall wegen seiner Unthätigkeit nach dem Siege Vorwürfe machte, schrieb er ihm: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte jetzt nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen.“ Und als der französische Bevollmächtigte bei den Heeren der Bundesgenossen, Marquis von Montalambert, ihm vorstellte, daß, wenn er jetzt nicht vorwärts rückte, er den Oestreichern die Früchte seiner Siege überlassen würde, antwortete er ironisch, „er sei gar nicht eifersüchtig, sondern wünsche ihnen von Herzen mehr Glück, als er selbst gehabt; er für sein Theil habe vollkommen genug gethan.“

Man versuchte sogar von österreichischer Seite, den siegreichen General beim Petersburger Hofe wie seine Vorgänger zu verdächtigen, jedoch behielt er nicht nur den Oberbefehl, sondern wurde auch zum Feldmarschall ernannt. Auch Laudon erhielt in Folge seiner kräftigen Mitwirkung bei diesem Siege den Titel eines Generalfeldzeugmeisters.

Unter den unglücklichen Opfern der blutigen Schlacht befand sich auch der liebenswürdige Dichter des Frühlings, Christian Gwald von Kleist. Als preussischer Major hatte er tapfer an der Spitze seines Regimentes bei den letzten muthigen, aber erfolglosen Angriffen auf die feindlichen Verschanzungen seine Krieger zum Kampfe geführt und in Ausübung dieser Ehrenpflicht die Todeswunden empfangen. Die Russen ehrten die Tapferkeit und den dichterischen Genius des Abgeschiedenen durch eine feierliche Bestattung.

In eben dem Maße, wie der Feind den günstigen Augenblick zur gänzlichen Vernichtung der preussischen Kriegsmacht verabsäumte, wuchs in Friedrich die Hoffnung auf eine glücklichere Lösung seines Geschickes; die alte Spannkraft seines Geistes trat wieder hervor, und das Kühne, aber wohlbegründete Selbstvertrauen. Vor der Schlacht von Kunersdorf war ein Adjutant des Herzogs Ferdinand mit der Botschaft des Sieges von Minden zu dem Könige gelangt, und von demselben eingeladen worden zu bleiben, „bis er ihm das Gegencompliment mitgeben könnte.“ Nun entließ er ihn mit den Worten: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen, und Daun nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie dem Herzog Ferdinand versichern, daß nicht viel verloren ist.“

Dieses Wort war keine leere Prahlerei, denn in unglaublich kurzer Zeit waren Mannschaft, Geschütz und nöthiger Kriegsvorrath ersezt, ja sogar keine von den Hauptstellungen aufgegeben. Freilich war die Vereinigung der Oestreicher und Russen nicht zu verhindern; Daun und Soltikoff besprachen sich in Guben. Jedoch führte diese augenblickliche Vereinigung nur zu desto nachhaltigerer Spaltung, weil, fern sich gegenseitig zu verständigen, die Gerechtigkeit zwischen beiden

Hauptquartieren, zu großem Vortheile Friedrichs, von Stunde zu Stunde stieg. Die Russen sollten nach der in Guben besprochenen Uebereinkunft in den preussischen Provinzen auf der linken Seite der Oder bleiben, und dann, wenn Daun Dresden und Meissen erobert hätte, ihre Winterquartiere in Schlesien nehmen. Unterdessen sollten die Oestreicher für die nöthige Proviantirung des russischen Heeres sorgen.

Bald zeigte sich, daß Daun mehr versprochen hatte, als erfüllt werden konnte, was natürlich den russischen Feldherrn in die allerungünstigste Stimmung gegen die Oestreicher versetzte. Ruhig blieb er in seinem Lager in der Umgegend von Frankfurt stehen, um abzuwarten, bis Daun seine Versprechungen sämmtlich erfüllt hätte. Diese Zeit ließ Friedrich II. nicht unbenutzt, um nach bester Möglichkeit das von Sadowi bedrohte Berlin zu decken. Während Daun eben den Russen entgegenzieht, wirft sich Prinz Heinrich auf seine Verbindungslinie mit Sachsen und Schlesien, wo er ihm seine eigene Zufuhr abschneidet und ihn nach Bausen zurückzugehen zwingt. Von seinen Verheißungen kam er nur den geringsten Theil halten.

Soltikoff, aufgebracht über die wiederholten Täuschungen, verließ seine Stellung bei Frankfurt und ging nach Lieberose. Friedrich folgte ihm über Beeslow und nahm eine durch Sümpfe gedeckte Stellung, wodurch es ihm gelang, die Russen in Schach zu halten, ihnen die Zufuhr abzuschneiden und seine Verbindung mit dem Prinzen Heinrich zu erhalten. Freilich hatte er Sachsen fast ganz von Truppen entblößt, und den Reichsvölkern Leipzig, ja auch Wittenberg überlassen müssen, doch war er gegen die gefährlichsten Feinde fürs Erste geschützt.

Es ist schon erwähnt, daß Friedrich II. zum Schutze seiner bedrohten Hauptstadt aus Sachsen fast alle Truppen hatte an sich ziehen und die Eroberung den Feinden Preis geben müssen; nur Dresden, von dem Grafen Schmettau, welcher schon zweimal mit Glück den Unternehmungen Dauns getrogt hatte, vertheidigt, befand sich noch in den Händen der Preußen. Von den Gegnern hart bedrängt, überließ er ihnen die Neustadt und beschränkte sich auf die Vertheidigung der auf dem linken Elbufer liegenden Altstadt. Zwei Tage nach der Schlacht schrieb ihm der König, da er natürlich damals noch nicht ahnen konnte, daß die Feinde ihren Sieg so ganz unbenutzt lassen würden, an Schmettau, „er könne ihm keine Hülfe senden, und, wenn Dresden sich gegen die Oestreicher nicht sollte behaupten lassen, so sei ein freier Abzug der Garnison, mit Kassen, Magazine, Lazarethen und mit allem preussischen Eigenthum wünschenswerth.“ Da Schmettau noch weniger als der König die wahre Lage der Dinge beurtheilen konnte, so läßt sich begreifen, wie er hauptsächlich auf den letzten Punkt des Befehls bedacht war. Als Friedrich II. sich von dem furchtbaren Schlage erholt und neue Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand gefaßt hatte, da schrieb er (am 25. August) an Schmettau, daß er ihm den wichtigsten Dienst leisten würde, wenn er ihm Dresden in der gegenwärtigen

**Kriß** erhielt. Auch sendete er ihm zwei von ihm sehr hochgeschätzte Generale, nämlich den G. v. Finc, dessen wir schon mehrmals rühmlichst gedacht, und G. v. Wunsch, welcher sich seit einiger Zeit als Führer eines Freicorps einen ehrenvollen Namen erworben hatte, sofort zur Unterstützung. Allein es war eine Zeit des Unglücks für Friedrich hereingebrochen, in welcher er nur auf nachtheilige, nicht glückliche Wendungen des Geschicks rechnen durfte. Wunsch hatte vom 24. August bis zum 13. September Wittenberg, Torgau und Leipzig wiedergenommen, während Finc mit 9 Bataillonen, 32 Schwadronen und 1200 Husaren von der Ober her aufgebrochen und Habbil zur Seite geblieben war.

Inzwischen jedoch war Dresdens Schicksal leider zum Nachtheil Friedrichs entschieden, denn Graf Schmettau hatte schon am Abend des 4. Septembers die Capitulation mit dem Feldherrn der Reichsarmee, dem Herzog von Zweibrücken, abgeschlossen. Freilich war noch nicht alle Hoffnung verloren, da die Oestreicher gegen den Laut des abgeschlossenen Vertrages weder die versprochenen Vorspannwagen geliefert, noch die königlichen Schiffsbrücken mitzunehmen erlauben wollten. Ueberdies hatte Finc noch vor dem Ausmarsch der Besatzung dem Grafen Kenntniß von seiner Nähe gegeben, und ihn aufgefordert, den Marsch möglichst zu verzögern, um dadurch den Platz für den König zu retten, was auf Grund des Vertragsbruches von den Oestreichern nicht unmöglich gewesen wäre; doch Schmettau sah die Sache von einer andern Seite an und übergab die wichtige Stadt dem Feinde.

Noch in dem Augenblick des Abzugs schien eine Rettung des Places ausführbar, da der Vicecommandant Hoffmann die Stadt nicht verlassen, ja im Gegentheil die feindlichen Posten von der Brücke vertreiben wollte; er fand jedoch keinen Gehorsam, sondern wurde von seinen eigenen Leuten erschossen, und Schmettau berichtete dem König, Oberst Hoffmann sei betrunken gewesen, worauf Friedrich II., im Schmerze über den neuen schweren Verlust, dem Grafen antwortete: „Ich meine, wenn Hoffmann betrunken war, so wäre zu wünschen gewesen, daß der Befehlshaber und die ganze Besatzung es auch gewesen wären, damit sie ebenso gedacht hätten.“ Der König nahm die Sache sehr ernst. Die Leute, welche auf den Obersten Hoffmann Feuer gegeben hatten, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Den Grafen Schmettau traf in vollem Maße seine Ungnade; er wurde für immer aus dem Dienste entlassen.

Friedrich hatte nichtsdestoweniger seine ganze Geistesstärke wieder gewonnen, denn er trug diesen sowie die noch folgenden harten Schläge der verhängnisvollsten Periode seines Lebens mit der Fassung eines vollendeten Stoikers. Am 15. September schreibt er an den Minister Finckenstein: „Wenn Sie glauben, daß meine Verlegenheiten zu Ende sind, so irren Sie Sich gewaltig. Indessen muß man sich mit Festigkeit waffnen, und da ich für jeden Fall meinen Entschluß gefaßt habe, erwarte ich die Begebenheiten, welche der Zufall noch etwa bringen wird.“

Die Gefährlichkeit seiner eigenen militärischen Lage verkannte er nicht, doch war er auch hierbei gefaßt und voll edlen Selbstvertrauens. Dem Marquis d'Argens, welcher, ein unter allen Glücksfällen erprobter Freund, ihn auch jetzt immer mit liebevoller Theilnahme zu trösten suchte, erwiderte er am 17. September: „So wäre denn Berlin in der That außer Gefahr. Die Russen sind in Guben und Forste, allein ich bin von schrecklichen Verlegenheiten, Fallen und Abgründen umringt. Es ist sehr bald gesagt, mein lieber Marquis, „man muß einen Vertheidigungskrieg führen,“ ich habe aber eine so große Zahl von Feinden, daß ich zum Angriff gezwungen bin. Ich stehe hier in einem Triangel, wo ich die Russen zur Linken, Daun zur Rechten, die Schweden im Rücken habe. Nun, vertheidigen Sie Sich, ich bitte Sie! Im Gegentheil, ich kann mich nur dadurch halten, daß ich Alles angreife, wo es nur sich thun läßt, und mir kleine Vortheile verschaffe, die ich so viel als möglich zu vervielfältigen suche.“ In der That war dies die einzige Art, wie Friedrich unter den jetzigen Umständen sein Bestehen noch sichern konnte, denn zu großen Unternehmungen reichten seine Kräfte nicht mehr hin.

Um seine Verlegenheiten noch zu vermehren, ward er um diese Zeit von einem heftigen Gichtanfall aufs Lager geworfen; jedoch auch dieser Unfall brach seinen standhaften Geist nicht mehr, als die drohende Menge der Feinde. Urtheilen wir über seine Stimmung nach seinen eigenen Worten, die er am 18ten Oktober an seinen bewährten Marquis d'Argens richtet: „Ich bin krank,“ heißt es, „aber dies wird mich nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun, so lange meine Kräfte noch vorhalten. Ich arbeite noch an meiner Abhandlung über Carl XII. Mein Werk ist nur eine Reihe von Betrachtungen, dergleichen will mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit geschrieben sein, und deshalb komme ich nur langsam vorwärts. — Unaufhörlich mit militärischen Ideen beschäftigt, kann ich meinen Geist, wenn ich ihn zerstreuen will, nicht auf andere Gegenstände richten. Sobald der Krieg geendigt ist, will ich um eine Stelle im Invalidenhanse nach suchen. Wenn Sie mich jemals wiedersehen, werden Sie mich sehr gealtert finden. Mein Haar wird grau, meine Zähne fallen aus, und ohne Zweifel werde ich in kurzer Zeit schwachsinzig werden. Sie wissen, wie es Blaise Pascal erging; Sie selbst bedürfen, wie Sie sagen, einer längeren Erholung in Holland, und Bayle widerfuhr dasselbe. Mit mir nun, der sich unwürdig fühlt, Euch die Schuhriemen aufzulösen, ist es zwar noch nicht so weit gekommen, allein ich fühle meine Schwäche zunehmen und meine Kräfte schwinden, und mehr noch erlischt das Feuer, dessen man bedarf, um mein Handwerk zu treiben. — Schicken Sie mir die Geschichte der Revolutionen Roms und Schwedens von Vertot. Vergessen Sie Ihre Freunde im Fegefeuer nicht und halten Sie Sich meiner Freundschaft und Achtung versichert.“

Welch ein Fürst, der unter dem Drucke von Lasten, deren Hälfte schon so viele als Helden gerühmte Männer der Geschichte erlagen, noch der wissenschaftlichen Forschung treu blieb, und sich das Uebermaß seiner praktischen

Arbeiten durch Erzeugnisse des Geistes zu erleichtern vermochte. Und dies geschah in einem Zustande, der gewöhnlichen Menschen die geringste Thätigkeit unmöglich macht. Denselben Freunde schildert er seine Lage in folgenden Worten: „Sie wollen meine Krankheit wissen; mein Lieber. Am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie gelähmt, bediene ich mich meiner rechten Hand, des einzigen Gliedes, dessen Gebrauch mir noch freisteht, um Ihnen zu schreiben. Morgen lasse ich mich nach dem Städtchen Rössen, eine halbe Meile von hier, tragen. Alle die verschiedenen Unfälle, Widerwärtigkeiten, Verluste von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn es noth thut, stimmen mich, wie Sie denken können, nicht heiter. Sie haben nichts zu fürchten, der Weg ist sicher. Adieu, mein Lieber, meine große Schwäche hindert mich zu sehr am Schreiben.“

So viel vermochten Pflicht und Ehre über Friedrich, der hier den strengsten Stoikern zum Muster dienen konnte, denn trotz dieses hinfalligen körperlichen Zustandes waren die militärischen Bewegungen ununterbrochen fortgesetzt worden. Soltikoff und Laudon hatten sich genöthigt gesehen, nach Schlessen und hier auf das rechte Oberufer zu gehen, wohin ihnen Friedrich ungeachtet seiner Hinfälligkeit gefolgt war. Sein kühnes Manöver glückte vollkommen; denn Soltikoff, durch den Mangel an Lebensmitteln gezwungen, mußte nach Polen zurückkehren, Laudon über Krakau und Teschen nach Mähren einen sicheren Rückzug suchen.

Nun hatte Friedrich II. seine ganze Macht gegen Sachsen zur Verfügung, wo der Prinz Heinrich schon durch geschickte Bewegungen dem Feldmarschall Daun viel Schaden zugefügt hatte, und ihm ernstliche Besorgnisse für Dresden erregte. Diese steigerten sich natürlich, als Friedrich, endlich von seinem Leiden genesen, Mitte Novembers in Person auf den Kriegsschauplatz eilte, und seine Ankunft durch einen glücklichen Angriff auf die Nachhut des Feindes bei Krögis verkündete. Mit der Art, wie sein Bruder bisher den Krieg geführt hatte, war er außerordentlich zufrieden, und gestand willig ein, „daß er der einzige General in diesem Kriege sei, der keinen Fehler gemacht habe.“

Daun hätte wohl von selbst das Feld geräumt, doch Friedrich war jedem Zaubern feind, wenn ihn nicht unbezwingliche Uebermacht dazu nöthigte. Jetzt glaubte er hinlängliche Kraft zur schleunigen Beendigung des Feldzuges und möglicher Weise zur Wiedereroberung von Dresden zu besitzen. Daun vom geraden Wege nach Böhmen abzuschneiden, ihn zum Verderben seines Heeres über die Elbe auf unwegsamem Straßen zu treiben, das war der Plan des Königs. Zu diesem Ende schickte er den General Finck mit etwa 13,500 Mann nach Maren, um Daun den kürzesten Rückweg abzuschneiden, den Oberst Kleist nach Böhmen. Letzterer erfüllte seinen Auftrag, der darin bestand, daß er die von den Feinden in Friedrichs Staaten verübten Schäden und Grausamkeiten auch die kaiserlichen Unterthanen einigermaßen empfinden lassen sollte, mit ziemlichem Glück. Finck dagegen hatte einen schwerern Stand. Weber Prinz Heinrich noch er selbst war mit des Königs Plan einverstanden gewesen, allein Friedrich hatte den ganz gegründeten Vorstellungen mit dem Nachwort:



„Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann; mache er, daß er fortkommt!“ abgesehen. So blieb für einen tapferen preussischen General nichts Anderes übrig, als pünktlicher Gehorsam. Kaum hatte Daun sich von der gefährlichen Stellung, in welcher sich General Finck befand, überzeugt, so ließ er ihn von drei Seiten, theils durch österreichische Truppen, theils durch die Reichsarmee umstellen, während er selbst in dem Blauenschen Grunde, dem Könige gegenüber, welcher sein Hauptquartier bei Wilsdruf genommen hatte, sein Lager aufschlug. Alle Briefe, welche Finck an den König schrieb, um ihn von seiner rathlosen Lage zu benachrichtigen, wurden von dem Feinde aufgefangen, kurz es bereitete sich ein neuer, schwerer Unfall für den König vor.

Von einer dreimal stärkeren Macht, deren größter Theil auf den Höhen stand, während sich die Preußen im Grunde befanden, angegriffen, durch ein furchtbares Geschützfeuer mit völliger Vernichtung bedroht, sah Finck keine Aussicht zur Rettung, besonders da Maxen selbst vom Feinde genommen war. Außerdem fehlte es in Folge des längern und hartnäckigen Kampfes an Schießbedarf. Finck dachte darauf, sich durchzuschlagen, und berief zu diesem Zweck einen Kriegsrath; doch ergab sich nach reiflicher Erwägung der Lage keine Hoffnung auf irgend einen günstigen Erfolg. Dessenungeachtet war der General von Wunsch für einen Versuch mit der Keiterei, das Fußvolk jedoch konnte nicht folgen, und er unterblieb. Da entschloß sich Finck, auf dessen Geschicklichkeit wie unbeugsamen Muth der König unbedingt gerechnet, und von dem er gesagt hatte, daß er ein zweiter Lürnen werden würde, zur Capitulation. Sie wurde am 21. November dieses Unglücksjahres für Friedrich abgeschlossen. Ihr zufolge geriethen etwa 12,000 Mann preussischer Truppen, deren Artillerie 71 Geschütze betrug, unter 9 Generalen und 549 Offizieren in österreichische Kriegsgefangenschaft. Den General Finck traf ein noch härteres Schicksal, als den Grafen Schmettau; er wurde durch Urtheil des Kriegsgerichtes für immer vom preussischen Dienst ausgeschlossen.

Daun sah sich nun für seine Stellung um Dresden vollkommen gesichert; ja er machte den Versuch, einen andern Posten auf dem rechten Elbufer, welchen der preussische General von Diercke befehligte, auf gleiche Weise aufzuheben. Diercke, um einen ähnlichen Unfall zu vermeiden, ging auf das linke Ufer zurück, konnte aber diese Bewegung wegen des starken Eisganges nicht vollständig ausführen, und verlor dadurch 1500 Mann als Kriegsgefangene (5. Decbr.)

Mit diesem neuen Verluste schloß das für Friedrich so unheilbringende Jahr 1759; nur etwa 24,000 Mann bilden seine ganze Macht in Sachsen; er muß vom Herzog Ferdinand sich 12,000 Mann erbitten, bis ihm die Ergänzung seines so furchtbar gelichteten Heeres gelungen ist, und dennoch beschränkt sich sein ganzer Verlust an Terrain auf Dresden mit seiner Umgebung; das ganze übrige Sachsen und Schlesien sind von feindlichen Truppen frei.

Unermüßlich, besonders wenn es galt, Unglücksfälle zu vergüten, zog Friedrich, als die erwähnte Verstärkung angelangt war, noch gegen das Ende

des Decembers gegen den Feind vor; doch mußte er seinen Plan wegen der Ungunst der Jahreszeit, der natürlichen Hindernisse, sowie der stark verschanzten Stellung des Feindes aufgeben; denn Felsen, Hohlwege und Batterien deckten auf gleiche Weise stark das feindliche Heer. Allein wenn auch der offene Kampf aufgehört hatte, so waltete doch der Feldzug gewissermaßen fort. Fern davon, in bequemern Winterquartieren Erholung von den ungewöhnlichen Mühen zu gewähren, dauerte das rastlose Kriegsleben nur mit um so größern Beschwerden, zumal da der Winter in diesem Jahre mit seltener Strenge eintrat. Die wenigen in der Umgegend noch verschont gebliebenen Häuser dienten den Offizieren, Erdhütten dem Soldaten zum dürftigen Unterkommen; Viele verloren den Gebrauch ihrer Glieder durch den furchtbaren Frost. Allerdings wurden die Destreicher durch diese Maßregel zu gleichen Anstrengungen gezwungen, doch ward dadurch kein Vortheil, nur auf beiden Seiten gleicher Schaden erzielt.

So ununterbrochen arbeitete Friedrich II. während dieser Zeit an der Rekrutirung seines Heeres, daß er schon im Februar des Jahres 1760 dem Herzog Ferdinand die gesendete Verstärkung zurückschicken konnte. Dies machte natürlich in der politischen Welt einen mächtigen Eindruck, da man nach den furchtbaren Unglücksfällen, welche den König in dem verwichenen Feldzuge getroffen hatten, seine Hülfquellen für gänzlich erschöpft hielt. Freilich mußten die Länder der gegen Preußen feindlich gesinnten Fürsten den größten Theil dieser Lasten tragen. Die Stadt Erfurt hatte für das Jahr 1760 100,000 Thaler zu zahlen, 400 Fußkrieger und 500 Pferde zu stellen; Naumburg war auf 200,000 Thaler, Merseburg auf 120,300 Thaler, 631 Mann und 423 Pferde geschätzt. Was an der Zahl fehlte, mußte an Geld, für den Mann mit 150, für das Pferd mit 50 Thalern ersetzt werden. Zwickau mußte 80,000, Chemnitz 215,000, die sämmtlichen Städte Thüringens 930,000, der ganze Thüringer Kreis 1,375,841 Thaler, die Stadt Leipzig für sich 1,100,000, der gesammte Leipziger Kreis zwei Millionen Thaler, 10,000 Rekruten, viele Tausend Pferde und Stücke Schlachtvieh nebst einigen Hunderttausend Scheffeln an Getreide hergeben. Ueberdies wurden die besten Wälder umgehauen und das Holz an unternehmende Capitalisten verkauft. Dies Schicksal litt der schöne Torgauer Wald, dessen Holz meistens die Elbe hinab nach Hamburg ging. So war denn an Geld eben kein Mangel; desto schwieriger wurde die Vervollständigung der Regimenter, da es an junger Mannschaft im eigenen Lande zu mangeln anfang, und die eingestellten Sachsen keinesweges zuverlässige Truppen bildeten. Nun blieb nichts Anderes übrig, als Werbung im deutschen Reiche, welches nach allen Seiten hin von preussischen Werbem durchzogen wurde. Hierbei schonte man zuletzt kein Mittel; Täuschung, und wenn es anging, Gewalt, wurden angewendet, um die nöthige Zahl von Rekruten den Regimentern zu liefern. In Bezug auf diese Werbekunst erlangte vor anderen preussischen Offizieren der Oberst Colignon einen gewissen Namen, welcher es im Laufe des Krieges bis zur Zahl von 80,000 Kriegern gebracht haben soll.

In den ersten Zeiten des Krieges fand auch noch Auswechslung der Gefangenen statt, doch geschah die letzte im Jahre 1759. Seitdem verzweigte man von Seiten der beiden Kaiserhöfe jegliche Unterhandlung über diesen Gegenstand, wahrscheinlich um Friedrichs Hülfquellen desto sicherer zu vernichten.

Ob wir zur Erzählung der Begebenheiten des folgenden Jahres übergehen, müssen wir einen Umstand erwähnen, den Friedrich II. gern zur Schwächung seiner Gegner benutzt hätte. Es starb nämlich im August 1759 der König von Spanien, Ferdinand VI., und es folgte ihm sein Bruder Carl III., der bisherige König von Neapel und Sicilien. Gern hätte er den neuen Herrscher Spaniens für sich gewonnen und den ehemals so kriegslustigen König von Sardinien bewogen, sich zum König der Lombarden krönen zu lassen. Der König von Neapel und Sicilien dagegen sollte den Kirchenstaat und Lissabon an sich reißen. Wenn es gelang, die betheiligten Mächte für solche Pläne zu gewinnen, so wäre allerdings Maria Theresia von ernster Fortsetzung des Kampfes gegen Preußen zur Aufrechthaltung ihres Ansehens in Italien abgerufen worden, allein Frankreich, welches trotz seiner Neigung zum Frieden mit England den Kampf gegen Friedrich nicht aufgeben wollte, schreckte die bourbonischen Höfe und Sardinien von jedem Versuche der Art zurück, und selbst England mochte zu so weit aussehenden Plänen, deren Folgen gar nicht übersehen werden konnten, seine Zustimmung nicht geben. Daher blieben die Unterhandlungen Friedrichs ohne Erfolg.

Mit dem Feldzuge von 1760 beginnt ein neuer Abschnitt dieses blutigen Krieges. Der erste schließt mit Friedrichs erster unglücklichen Schlacht, nämlich der bei Collin. Der zweite, bis zur Schlacht von Kunersdorf, bietet zwar der Wechselfälle viele, zeigt uns aber den König immer noch von Siegeszuversicht erfüllt. Von da an schwindet dieses unbedingte Vertrauen; immer noch Kühn und seiner geistigen Kraft vollkommen Herr, trotz er dem Unglück, schmettert seine Gegner nieder; doch düstere Wolken trüben die Stirn, die frohe Hoffnung auf eine günstige Lösung ist verschwunden, nur die Pflicht läßt ihn auf der dornenvollen Bahn ausharren, bis ihn der Tod der russischen Kaiserin mit neuem Siegesvertrauen belebte.

Nur nothdürftig hatte Friedrich seine Streitmacht ergänzen können, denn den 200,000 Mann, mit denen die Feinde drohten, gegenüber, konnte er nur etwa 95,000 aufstellen, und zwar nicht jene alten Krieger, auf deren Uebung und Muth er ein so unbedingtes Vertrauen setzen durfte. Er selbst sagt in seinen Schriften: „von da an habe er den Krieg geführt, nicht mit alten Soldaten, noch mit Truppen, die zum Gebrauche dienen konnten. Es waren Soldaten zur Schau. Denn was ist,“ fährt er fort, „mit einem Haufen anzufragen, der halb aus sächsischen Bauern, halb aus feindlichen Ueberläufern besteht, und von Offizieren geführt wird, die man nur aus Noth und aus Mangel besserer in Dienst genommen? Und noch dazu fehlte es den Infanterieregimentern so sehr daran, daß sie statt 52 kaum noch 12 übrig hatten.“

Wer diese drückende Lage hinderte nicht, sich thätig zu zeigen, denn das forderte einmahl die Nothwendigkeit; statt sich über den schlechten Zustand der Truppen zu beklagen, war man bloß mit den Mitteln beschäftigt, den Feinden mit mehr Nachdruck, als jemals, zu widerstehen. Dies und die gewaltigen Rüstungen der Feinde ließ besorgen, daß der bevorstehende Feldzug noch unglücklicher ausfallen würde, als der vorige. Indes bemühte man sich, den Muth der Truppen zu beleben und ihnen Vertrauen einzulößen, indem man Diverfionen ersann, von denen man bald Nachrichten erhalten würde, indem man im Publikum günstige Prophezeiungen herumgehen ließ, und indem man überhaupt zu allen glaubten Arten, das Volk zu täuschen, seine Zuflucht nahm. Der König, wie immer, befand sich an der Spitze seines Heeres im Meißner Kreise, sein Aufenthalt war eine schlechte Hütte.

Wie der König ganz richtig einsah, nicht in der That konnte er seinen Feinden genügenden Widerstand leisten, doch den Schein der Widerstandsfähigkeit mußte er zu bewahren suchen, und dies gelang ihm. In diesem Sinne lauten auch seine Eröffnungen an Voltaire, welcher ihn gern zur Unterwürfigkeit gegen seine Landesleute beredet hätte; er wies jede Zumuthung demüthigen Friedens bitter zurück, und behauptete fest, daß der Friede nicht anders unterzeichnet werden würde, als vom Könige von England in Paris, von ihm selbst in Wien. Dies sollte Voltaire an den Herzog von Choiseul, welcher sich als ein so unversöhnlicher Feind erwies, berichten. Als Voltaire immer wieder auf seine Friedensrathschläge zurückkam, schrieb Friedrich ihm am 26. Juni: „Sie schreiben mir immer wiederum von Frieden; ich that Alles, um ihn zwischen Frankreich und England, mich eingeschlossen, zu Stande zu bringen. Die Franzosen wollten mich zum Besten haben, und ich lasse sie sitzen; das ist ganz in der Ordnung. Ich werde keinen Frieden ohne die Engländer, noch diese einen ohne mich machen. Oher würde ich mich verstümmeln lassen, als ich das Wort Friede gegen Ihre Franzosen ausspräche! Was bedeutet denn das friedliebende Wesen, welches Ihr Herzog mir gegenüber affectirt? Sie sagen, er kann nicht nach seiner Ansicht handeln. Was frage ich nach seiner Ansicht, wenn er nicht freie Hand hat danach zu verfahren. Ich überlasse die ganze Bande zu Versailles der Fuchschwänzererei derer, die sich mit Intriguen amüßten. Ich habe keine Zeit, mich mit solchen Lumpereien abzugeben. Und sollte ich untergehen, so würde ich mich eher an den großen Mogul, als an Ludwig den Vielgeliebten wenden, um aus diesem Labyrinth herauszukommen. Ich habe nichts gegen ihn gesagt, und bereue es bitterlich, daß ich einmal in Versen mehr Gutes von ihm schrieb, als er verdient. Habe ich ihn wegen des gegenwärtigen Krieges, als dessen Urheber ich ihn ansehe, in einigen Aufsätzen nicht geschont, so geschah es, weil er mich auf's Aeußerste getrieben, und ich mich mit allen meinen Waffen vertheidigte, so wenig scharf sie auch sind. Meine Schreibereien sind übrigens keinem Menschen bekannt, und ich verstehe daher nicht, was Sie für Personlichkeiten meinen, es sei denn, daß Sie damit auf die Pompadour anspielen.

Diesen Punkt betreffend, glaubte ich nicht, daß ein König von Preußen ganz-  
Rücksichten für eine Mademoiselle Poisson zu nehmen hat, zumal wenn sie  
arrogant ist und es an dem gekrönten Häuptionern schuldigen Respekt fehlen läßt.

Der bittere Ton, der in diesen Mittheilungen herrscht, und gar sehr von  
dem leichten Spott der früheren Zeiten abweicht, giebt uns ein Bild von der  
düsteren Stimmung des Herrschers in dieser sorgenvollen Zeit, von seinem Un-  
muth, den Schlägen des Unglücks gegenüber, dem sich sein von edlem Stolz  
gehobener Charakter nicht unterwerfen will.

Noch hatten sich die Unfälle für ihn nicht erschöpft. Schwere Verluste  
bedrohten ihn vornehmlich in Schlesien. Hier befand sich zu Anfang des Jahres  
nur eine geringe Zahl von Truppen; der König hatte sich hauptsächlich auf die  
Besatzungen der festen Plätze verlassen müssen. Laudon hatte den Auftrag, von  
dieser Seite hier in Friedrichs Gebiet einzubringen. Ueberall auf der Lauer,  
wo er vereinzelt Haufen Schaden bringen konnte, benutzte er auch eifrig die  
Gelegenheit, als das pommerische Infanterieregiment von Manteuffel seine Can-  
tonnementsquartiere unweit der Festung Neisse verließ, um die Unfälle der  
preußischen Truppen vom vorigen Jahre durch einen neuen Gang zu wieder-  
holen. Diesmal aber war die Hoffnung vergebens, denn die tapfern Pommer  
erwiederten die Aufforderungen des Feindes, obschon derselbe aus vier Cavallerie-  
Regimentern bestand, mit derbem, soldatenmäßigen Hohn, und ließen es auf einen  
Kampf auf Leben und Tod ankommen. Alle Angriffe der Oestreicher wurden  
muthig abgeschlagen, und nach großem Verluste ließ der Feind die tapfere  
Schaar ungehindert ihres Weges ziehen.

Alein diesem glücklichen Vorspiel folgte bald eine sehr ernste Katastrophe;  
denn Laudon, bald auf mehr als 30,000 Mann verstärkt, drohte jetzt mit einer  
vollständigen Besignahme der Provinz. Ihm gegenüber stand General Fouqué  
bei Landsküt; er sollte, obschon nicht stärker als 13,000 Mann, dem Feinde  
die verschiedenen Wege in das Innere des Landes verschließen. Nicht minder  
dringend als General Fink hatte er dem Könige die Möglichkeit seines Auf-  
trages vorgestellt, aber so wie jener die Weisung, Gehorsam zu leisten, erhalten.  
Dierzu war er, ein Mann von eisenfestem Charakter, auch ohne fernere Wiber-  
rede entschlossen.

Obgleich er durch Absendung mehrerer kleiner Abtheilungen sich noch mehr  
hatte schwächen müssen, erwartete er heldenmuthig Laudons Angriff in seiner  
Verchanzungen, und vertheidigte sich lange Zeit gegen die fast vierfache Ueber-  
macht (am 23. Juni). Endlich sank er selbst, am Kopfe schwer verwundet,  
vom Pferde; dasselbe Schicksal theilte eine treue Schaar, die sich in diesem ver-  
hängnißvollen Augenblick um ihren Feldherrn zum Schutze drängte. Zuletzt  
deckte ihn sein Reitknecht mit dem eigenen Körper, bis er den wüthenden Feinden  
begreiflich machte, daß er der Commandirende General wäre, auf dem sie so  
schonungslos einhieben. Fouqué, mit vielen Wunden bedeckt, gerieth mit  
4000 Mann Infanterie in österreichische Gefangenschaft. Die Reiterei war ein

Wen des Fußvolkes hatte sich durchgeschlagen. Friedrich ehrte die Tapferkeit des alten bewährten Freundes trotz seines Unglücks; denn Fouqué hatte Alles gethan, was unter den obwaltenden Umständen möglich gewesen war.

Eine traurige Folge dieses Gefechtes bei Landshut für den König war die Eroberung der Festung Blas, nächst Magdeburg damals die wichtigste im preussischen Staat, weil sie Oberschlesien deckte und außerdem ungeheure Vorräthe aller Art enthielt. Graf Harsch war kaum vor dem so stark besetzten Ort erschienen, da verließ die preussische Besatzung die Außenwerke. Der Commandant der Festung, ein Italiener, Oberstlieutenant d'D, scheint weder Geschick noch guten Willen zu einer tapferen Bertheidigung gehabt zu haben, denn schon sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben, ohne irgend eine bedeutende Beschädigung der Werke, wurde der Platz von den Oestreichern erstürmt (den 16. Juli). Friedrich selbst sagt von diesem Ereigniß: „die Oestreicher erstiegen Blas und nahmen die Festung im Ru, ohne zu wissen, wie?“ Vielleicht war das Einverständnis von Jesuiten und andern Mönchen dabei im Spiele.

Friedrich II. hatte, wie wir wissen, in Sachsen den Winter zugebracht, um wo möglich wieder Dresden in Besitz zu nehmen; allein zwei östreichische Heere, unter Laschy und Daun, letzterer führte die Hauptmacht, standen ihm hier entgegen. Da brach er, um Unfällen in Schlessien vorzubeugen, aus seinen Standquartieren auf, wurde aber von Daun, welcher den Preußen hier zuvor kommen wollte, auf diesem Zuge ununterbrochen begleitet, während Laschy dem Könige eben so unablässig im Rücken blieb. Plötzlich wendet sich Friedrich um gegen Laschy, treibt diesen durch Dresden zurück und belagert, nachdem der Commandant Maquire seine Aufforderung mit der männlichen Antwort, „er werde sich bis auf den letzten Mann wehren,“ erwiedert hatte, die für ihn so wichtige Stadt (den 14. Juli). Auch Daun lenkte nun seine Schritte zurück. Dresden war keinesweges stark besetzt, aber die Besatzung zahlreich, und Friedrich konnte die Verbindung mit der Neustadt den Oestreichern nicht abschneiden; daher hatte sein Unternehmen geringen Fortgang. Die Belagerung wurde zwar mit ganzem Ernst betrieben, und nachdem schweres Geschütz von Magdeburg herangebracht war, die Stadt an vielen Orten stark beschädigt, doch traf das Unheil mehr die Einwohner, als die Besatzung, und hatte daher nicht den gewünschten Erfolg. Dazu kamen die beständigen Ausfälle der immer neu verstärkten Besatzung, wodurch die Preußen aufs Aeußerste ermüdet wurden.

Dies erhöhte die Kühnheit der Gegner. Sie drangen bis in die Laufgräben und vernagelten die preussischen Kanonen. Friedrich, empört über solche Unfälle, die er der Nachlässigkeit seiner Truppen zuschrieb, ließ dafür das Gallische Regiment des Generalmajor Fürsten von Anhalt-Bernburg dadurch büßen, daß er den gemeinen Soldaten die Seitengewehre, Unteroffizieren und Offizieren die Kreffen von den Hüften nahm.

Da eine Fortsetzung der Belagerung unter diesen Umständen nur größere Noththelle drohte, so stand Friedrich II. davon ab (27. Juli). Dabei erlebte

er eine neue Kränkung, denn ihm wurde durch die Victoria-Schlüsse der Feind das Unglück von Glatz verkündet.

Nun blieb dem Könige kein Augenblick übrig, wenn er nicht ganz Schlesien unverzüglich verlieren wollte.

Auch Breslau war höchst gefährlich bedroht, doch hier erfuhr Friedrich nach so vielen harten Schlägen des Schicksals einige Genugthuung. Diese durch regelmäßige Befestigungen keinesweges geschützte Stadt hatte nur eine Besatzung von 3000 Mann, meistens Invaliden oder Ueberläufer; nur 1000 Mann von der Garde des Königs, auf deren Muth und Dienstfähigkeit er sich verlassen konnte. Außerdem befanden sich 9000 östreichische Gefangene daselbst. Vor der Festung lag Laudon, dessen Macht sich zu dieser Zeit auf 50,000 Mann belief. Doch die kleine Mannschafft Preußen hatte zum Befehlshaber einen der unerschrockensten Diener Friedrichs, den General Tauenzien an ihrer Spitze, von dem Lessing, sein damaliger Secretär, sagte: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammelt zu können, General von Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden.“

Tauenzien war des Entsatzes nicht gewiß, aber fest entschlossen, unter keiner Bedingung zu capituliren. Daher versammelte er die Offiziere der königlichen Garde zusammen, stellte ihnen die Möglichkeit vor, daß die Stadt bei der Ankunft irgend einer Hülfe stürmend angegriffen werden könnte, und erklärte, daß er sich in diesem Falle bis auf den letzten Blutstropfen auf den Muth wehren würde, damit die Welt nicht das traurige Beispiel erlebte, die Leibwache ihres Königs gefangen zu sehen. Man erzählt von einer sehr würdevollen Antwort an Laudon auf seine Drohung, er würde im Falle längeren Widerstandes nicht das Kind im Mutterleibe verschonen. Der eisenharte Krieger soll hierauf erwidert haben: „Ich, meinerseits, bin nicht guter Hoffnung, meine Grenadiere auch nicht;“ und dabei hatte es sein Bewenden, denn noch ehe die Russen, deren Ankunft Laudon erwartete, ankommen konnten, erschien der Prinz Heinrich zum Entsatz (den 4. August).

Der Prinz hatte den schwierigen Auftrag, die Russen zu beobachten und dabei auch Schlesien, so weit es noch nicht in Laudons Händen war, und zwar mit Streitkräften, die nicht einmal zu einer dieser beiden Aufgaben genügen zu schützen. Nicht so unerschütterlichen Geistes als sein königlicher Bruder hat er diesen um seine Entlassung, am 5. August, obzoh ihm Friedrich bedeutende Summen zur Verfügung stellte und ihm unbedingte Vollmacht in seinem Commando gegeben hatte. Da schrieb wenige Tage darauf, am 9. August, Friedrich folgende denkwürdige Worte: „Mein lieber Bruder, es ist nicht schwer, Leute zu finden, welche dem Staat in ruhigen und glücklichen Zeiten dienen; gute Bürger sind aber nur die, welche sich dieser Pflicht in Zeiten des Unglücks unterziehen; der wahre Ruhm begründet sich nur durch die Ausführung schwieriger Dinge, und je mehr sie es sind, je ehrenvoller erscheinen sie. Ich glaube also nicht, daß das, was Sie schreiben, Ihr Ernst ist. Es steht fest, daß weder Sie noch

Die Verantwortlichkeit für die Begebenheiten in der gegenwärtigen Lage übernehmen können, sondern, sobald wir gethan haben, was wir vermögen, wird unser eigenes Gewissen sowie die Welt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was die gegenwärtige Lage der Dinge betrifft, so wird sie sich allem Anscheine nach in wenigen Tagen entscheiden; wir werden für die Ehre kämpfen und für das Vaterland; Jeder wird sein Möglichstes thun, um glücklich zum Ziele zu gelangen."

Auf diese Vorstellungen beschloß der Prinz, standhaft bei seinem königlichen Bruder auszuharren und sich den schwierigsten Diensten willig zu unterwerfen. Seine Aufgabe ging dahin: die Russen zurückzuhalten, denen er jetzt jeder entgegentrat. Der König selbst zog heran. Daun lagerte hinter der Elbe zwischen Wahlstadt und Jeschendorf, auf beiden Seiten die Generale Laudon und Bock bis Roschwitz und Rosendau in vortheilhafter Stellung, zusammen gegen 90,000 Mann stark, und ihnen gegenüber nur 30,000 Preußen. Dennoch durfte Friedrich nicht ruhig stehen bleiben, sondern den Feind stets drohen, um nicht seine ganze Macht auf den Bruder fallen zu lassen, der außerdem schon durch 80,000 Russen hinlänglich bedroht war. In solchen Bewegungen war Friedrich Meister, und es gelang ihm auch, seine Gegner im Noth zu erhalten. Daun, wie immer vorsichtig, hatte es auf die Erneuerung des Hochkircher Ueberfalls abgesehen und einen Angriff von drei Seiten her auf den König für die Nacht des 14. August angeordnet. Sein Plan wurde ihm durch einen Ueberläufer verrathen und geschickt zum Verderben der Gegner benutzt.

Sogleich war sein Entschluß gefaßt. Er verließ augenblicklich die bedrohte Stellung, trug aber Sorge, daß die Wachtfeuer unterhalten und die Fusarenenkunden ununterbrochen fortgesetzt wurden, damit der Feind von diesem Wechsel nichts ahnen möchte; dasselbe thaten auch die Oestreicher, freilich diesmal zu Getäuschten.

Friedrich stand schon bei Liegnitz in Schlachtordnung und wartete auf einen Feind. Eben begann es zu dämmern, da nahte Laudon mit seinen 10,000 Mann, in der Hoffnung, seinen Gegner unvorbereitet zu finden. Zum großen Erstaunen fand er die ganze Streitmacht der Preußen vor sich; doch da er auf Daun's schleunigen Beistand rechnete, so ließ er seine Kolonnen zum Angriff vorrücken. Diese aber wurden von den Preußen geworfen und in wilder Unordnung zurückgetrieben, ohne daß es Laudon möglich war, da seine Truppen erst im Anmarsch begriffen waren, seinen Bewegungen den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Die Oestreichische Reiterei hatte dasselbe Schicksal, sie wurde von den Dragonern und Prinz Heinrich's Kürassieren mit vielem Verlust zurückgeschlagen und in die Sümpfe gejagt.

Fünf Angriffsklinien hatte Laudon geordnet, aber alle fünf wurden hintereinander in die Flucht getrieben, da die nächste nie früher auf dem Kampfplatze anstreffen konnte, bevor die vorangehende zerstreut war. Bald wurde die Ber-



wirtung so allgemein, daß Laudon keinen Truppentheil mehr zusammenhalten konnte. Durch einen glücklichen Zufall für den König hatte Daun, weil der Wind den Kanonendonner nach einer entgegengesetzten Seite hin trieb, nicht von diesem frühern Zusammentreffen, welches um fünf Uhr schon sein Ende erreicht hatte, vernommen, und außerdem hatte der ganze Kampf nur zwei Stunden gewährt.

Zu spät bemerkte Daun, was geschehen, und dachte auch einen Augenblick daran, durch einen Angriff seinerseits den schweren Verlust zu vergüten; allein auch für diesen Fall hatte Friedrich II. gesorgt, und Zieten mit einer gesonderten Heeresabtheilung dem Feldmarschall entgegengestellt. Zieten war einem kräftigen Empfange der Gegner bereit, da zog Daun die sichere Maßregel der Kühnheit vor, und ließ von dem Gedanken an eine Erneuerung des Kampfes ab.

Der Sieg bei Liegnitz war einer der glänzendsten des ganzen Krieges und um so ruhmvoller für Friedrich, da er zum größten Theil der Wachsamkeit und den umsichtigen Anordnungen des Feldherrn zugeschrieben werden darf; doch auch an hingebender Tapferkeit hatten es die preussischen Truppen nicht fehlen lassen; vor Allen das Regiment Anhalt-Bernburg, dessen Ehre bei der Belagerung von Dresden so schwer gekränkt worden war. Als er nach der Schlacht vor demselben vorbeiritt, fielen ihm einige alte Soldaten in die Arme, umfaßten seine Knie, und baten ihn zur Belohnung für ihre bewiesene Hingebung um die verlorne Gnade. Friedrich II. war gerührt, versicherte sie seines königlichen Wohlwollens, und gab ihnen ihre Waffen und bisherigen Auszeichnungen zurück. Ja er ließ ihnen außerdem bei der Parole ein ganz besondres Lob wegen ihres guten Verhaltens spenden. Der Verlust Laudons war sehr beträchtlich, denn er betrug 4000 Tode, 6000 Gefangene, 82 Kanonen und 23 Fahnen; sein Heer befand sich im Zustand der vollsten Auflösung.

Friedrich hatte nicht nur glorreich gesiegt, sondern er verstand auch, diesen Sieg vortrefflich zu benutzen. Hierzu bedurfte es Raschheit. Wenige Stunden nach dem heißen Kampfe sehen wir ihn mit seinem ganzen Gepäc, den Gefangenen und seinen verwundeten Kriegern wieder in vollem Marsch, dem Feinde, die Feinde nicht zur Besinnung kommen zu lassen, namentlich aber durch die Verjagung der Russen seinen Zusammenhang mit dem Prinzen Heinrich von Breslau zu gewinnen. Noch an demselben Tage langte er in Barzsch, drei Meilen von der Wahlstatt an, wo eine Abtheilung des russischen Heeres unter dem General Czernischef den Uebergang über die Oder deckte. Der König befand sich in einer sehr schwierigen Lage, da es ihm fast ganz an Munition fehlte, und er von Glogau, Breslau und Schweidnitz auf gleiche Weise durch feindliche Colonnen abgeschnitten war. Die russischen Feldherren besetzten den König aus dieser bringenden Verlegenheit, denn sie führten das Hauptheer über die Oder zurück. Nur Czernischef blieb mit seiner Abtheilung diesseits. Auch ihn mußte Friedrich II. durch List zu entfernen. Er schrieb einen Brief an den Prinzen Ferdinand mit der Nachricht, er würde nach seinem Siege bei

Leignitz über die Oder zum Angriff auf die Russen vorrücken und erinnerte ihn deshalb an die Ausführung der verabredeten Operationen. Dieser Brief wurde dem russischen General in die Hände gespielt, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem Hauptheer nachzuziehen. Die russischen Feldherren entschuldigten ihr Verfahren damit, daß sie seit fünf Tagen keine Nachricht von den Oestreichern erhalten hätten, und deshalb auf eine vollständige Niederlage ihrer Truppen rechnen mußten.

So war denn der Weg nach Breslau offen, die gefährliche Vereinigung der Oestreicher mit den Russen verhütet, für den Augenblick wenigstens die Rettung des Königreiches bewerkstelligt. Der Sieg von Leignitz war das erste Weichen des Glückes nach einer überaus bitteren Reihe von Unglücksfällen; Friedrichs schwer gedrücktes Herz füllte sich mit neuer Hoffnung. Dies spricht sich sehr deutlich in einem Briefe vom 27. August an den Marquis d'Argens aus. „Gedem, mein lieber Marquis,“ schreibt Friedrich, „würde die Begebenheit vom 15. August viel entschieden haben; jetzt ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme; eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen; dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vortheilhaft ist. Ich danke Ihnen indessen für den Antheil, den Sie an dieser Begebenheit nehmen. Es waren nicht wenig Künste vonnöthen, um die Dinge bis auf diesen Punkt zu führen. Sprechen Sie doch nicht von Gefahren, das letzte Treffen hat mir nur ein Pferd und ein Pferd gekostet; das heißt den Sieg wohlfeil erkaufen. Ich habe den Brief nicht empfangen, den Sie anführen, unsere Correspondenz ist gleichsam bloquirt, denn die Russen stehen auf der einen Seite der Oder, die Oestreicher auf der andern; es wurde ein kleines Gefecht erfordert, um Cocceji den Weg zu bahnen. Ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief eingehändigt haben wird. Nie in meinem Leben bin ich in einer kritischeren Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich voraussehe. Ich werde unfehlbar meine Pflicht thun; aber erinnern Sie Sich beständig, mein lieber Marquis, daß ich nicht das Glück leiten kann, und daß ich verbunden bin, sehr viel auf den Zufall bei meinen Entwürfen zu rechnen, da mir die Mittel fehlen, sie selbstständig zu machen. Es sind Herculesarbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen. Sie sind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um sich eine deutliche Vorstellung von allen den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne sie und verhehle sie. Ich behalte alle Besorgnisse für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen oder die wenigen angenehmen Neuigkeiten mit, die mir zu Gute kommen. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, glückt, alsdann, mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude zu

überlassen. Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Karthäusers. Mein Angelegenheiten beschäftigen nicht wenig meinen Geist; die übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mein Trost sind, sowie sie es je einem großen Consul, dem Vater seines Landes und der Beredsamkeit, waren. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfernung von Unruhen im Schooße der Philosophie und der Freundschaft zuzubringen. Noch weiß ich nicht, wo wir unser Winterquartier haben werden. Mein Haus in Breslau ist durch das letzte Bombardement in Asche gelegt. Unsere Feinde beneiden uns sogar das Schicksal des Tages und die Luft, die wir einathmen; dennoch müssen sie uns einen Diener übrig lassen, und wenn er sicher ist, so werde ich mich freuen, Sie dort zu sehen. Was wird aus dem Frieden zwischen Frankreich und England werden? Sie sehen, mein lieber Marquis, daß Ihre Landsleute blinder sind, als Sie glaubten; sie verlieren Kanada und Pondichery, um der Königin von Ungarn und der Czarin von Rußland gefällig zu sein. Gebe doch der Himmel, daß Prinz Ferdinand sie für ihren Eifer belohne."

Wenn sich auch nicht der Ton heiteren Scherzes in dem Schreiben ausspricht, wie in den glücklicheren Zeiten, so fehlt doch hier der Ausdruck dieses Kampfes gegen das Geschick, wie in den oben erwähnten Briefen an Voltaire. Friedrichs Lage war trotz aller glücklichen Folgen der Schlacht noch immer in höchsten Grade bedenklich, denn mit furchtbar überlegener Macht lagen Oestreich und Russen sehr nahe ihm gegenüber, während in Sachsen der General Hüßler nur mit geringer Schaar die Reichsvölker nebst den Oestreichern unter Haid und Maquire zu bekämpfen hatte. Zwar hatte er sie am 20. August bei Strehlen zurückgeschlagen, doch von der Uebermacht bedrängt, mußte er in den festen Lager bei Torgau Schutz suchen, bis ihn nach sechswochentlichem Ausharren der gänzliche Mangel an Lebensmitteln auch aus diesem Posten verdrängte.

In Schlesien waren die Preußen im kleinen Kriege glücklich gewesen; mehrere Scharmügel, in welchen sich General Zieten auszeichnete, hatten einen günstigen Ausgang für Friedrich II. gehabt; General Holz stand bei Glogau und beobachtete von dort aus das russische Heer mit etwa 12,000 Mann. Er waren in diesem Jahre auch in Pommern eingedrungen, und hatten außerdem unter dem Admiral Wischatow mit einer Flotte von 27 russischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardierböden und 15,000 Mann Landtruppen die Festung Colberg belagert. General Demidow leitete die Unternehmung. Bomben und Feuerkugeln wurden in großer Zahl auf die Stadt geworfen, doch der Oberbefehlshaber leistete wackeren Widerstand, bis Entsatz unter dem General Berner aus Schlesien herbeieilte. Mit nur 5000 Mann griff er die überlegene Macht der Feinde am 18. September muthig an, und verbreitete hierdurch ein so allgemeines Schrecken, daß die Russen sofort die Belagerung aufhoben und sich in größter Eile zurückzogen. Geschütz und sämmtliches Gepäck erbeuteten die Sieger; ja die Flotte selbst, zu welcher noch 6 schwedische Linienfahrtschiffe und 2 Fregatten

erfloßen waren, lichteteten die Anker, als ob sie vor den Streifzügen der Preußen nicht sicher gewesen wären. „Wahrlich,“ rief Friedrich bei der Nachricht von dieser seltsamen Thatfache aus, „es war Werner vorbehalten, mit einigen Schwabronen Husaren eine Flotte in die Flucht zu schlagen.“

Natürlich machte ein so seltsamer Vorfall allgemeines Aufsehen; preussische Patrioten ließen eine Denkmünze auf Werners glorreiche That schlagen, und Hammler besang sie in einer Ode. Werner wandte sich nun gegen die Schweden, That ihnen vielen Abbruch und trieb Kriegssteuern in Mecklenburg ein, bis ihn die Bewegungen der Russen von Neuem nach Pommern riefen.

Trotz dieser einzelnen Vortheile konnte Friedrich II. den Feinden nicht überall erfolgreich entgegentreten, noch verhindern, daß seine Hauptstadt noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, der Tummelplatz feindlicher Streifzügler wurde. Eine Abtheilung von 20,000 Russen unter Czernischef und Tottleben war am 20. September wieder auf das linke Oberufer gegangen, während sich die Masse des russischen Heeres, jetzt, da Soltikoff dasselbe verlassen hatte, wieder unter Fermors Befehl dem Flusse näherte. Der König hielt die Gefahr für nicht so dringend; denn noch am 7. October schrieb er von seinem Lager bei Dittmannsdorf an den Marquis d'Argens: „Gozłowski hat mir so eben Ihren Brief überbracht. Fürchten Sie nichts für meine gute Stadt Berlin; man hat für Alles gesorgt, und die Bürgerschaft soll in Nichts belästigt werden.“ Aber schon am 3. October war Tottleben vor Berlin angelangt und hatte einige Granaten in die Stadt werfen lassen. Die Besatzung bestand nur aus zwei Garnisonbataillonen, einigen Invaliden und Landmiliz, etwa 1200 Mann stark. Außer dem Commandanten, General von Rochow, befanden sich der alte Feldmarschall von Lehwalb, General von Knobloch und der noch an seinen Wunden leidende Seydlitz daselbst. Folgender Brief des Marquis d'Argens macht uns mit den Hauptpunkten der Begebenheit bekannt.

„Der General Tottleben ließ Berlin zur Uebergabe auffordern; da er aber irreguläre Truppen hatte, so beschloß man, sich zu vertheidigen. Er warf Freitags den 3. October von fünf Uhr Abends bis früh um drei Uhr Stückkugeln und Bomben in die Stadt und ließ sie an verschiedenen Thoren bestürmen; aber immer ward er von unseren Garnisonbataillonen mit Verlust zurückgetrieben. Ich muß, Eure, dem General Seydlitz und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Bürger von Berlin ihnen schuldig sind. Diese Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf den Batterien der angegriffenen Thore zu und retteten Ihnen Ihre Hauptstadt. Der alte Feldmarschall Lehwalb that gleichfalls Alles, was sein hohes Alter ihm zu thun erlaubte. Den Tag nach dem Bombardement kam der Prinz von Würtemberg mit seinem Corps von Pasewalk an, aber er war so ermüdet, daß man die Russen erst am folgenden Tage angreifen konnte. Man trieb sie bis Köpenick und beschloß, sie den Tag darauf anzugreifen; allein da man hörte, daß die Feinde durch die Corps von Laschy und Czernischef verstärkt worden, so beschloß

man, sich zurückzuziehen und die Stadt capituliren zu lassen, die sonst gewiß von den Oestreichern angegriffen und geplündert worden wäre, während unser Armee die Russen angegriffen hätte. Die Corps des Prinzen von Württemberg und des General Hülsen, welche von Koswig herankamen, als Rasch in Potsdam und Charlottenburg schon eingerückt war, zogen während der Nacht durch die Stadt, um sich nach Spandau zu begeben.“

Am 8. October schloß der General von Kochow die Capitulation unter der Bedingung ab, daß die Garnison, d. h. zwei Bataillone vom Garnison-Regiment von Pzenpliz und die Landmiliz, sowie alle anwesenden Militärpersonen Kriegsgefangen, alle Kriegsvorräthe sowie alles Staatseigenthum dem Sieger zur Verfügung gestellt, dagegen den Einwohnern Sicherheit der Habe und der Person zugesagt, und in Betreff der Kriegssteuern mit den städtischen Behörden verhandelt werden sollte. Letzteres veranlaßte große Schwierigkeit, da die erste Forderung auf vier Millionen lautete, welche man jedoch dahin ermäßigte, daß Berlin 1,500,000 Thaler an Contribution, und 200,000 Thaler an Doucangeldern, letztere nebst einem Drittheil der Kriegsteuer sogleich baar, zwei Drittel in Wechseln, binnen zwei Monaten fällig, bezahlen sollte. Dafür war aber vollkommene Sicherheit der Person und des Eigenthums zugesagt; ja die Stadt blieb bis auf die Offiziere der eingerückten Truppen von jeder Einquartierung und Plünderung verschont, und überhaupt Alles in dem bisherigen Zustande. Außerdem hielten die Russen unter Lottleben, sowie die Oestreicher unter Gieseler in Potsdam vortreffliche Mannszucht; übel jedoch haufete das Rasch'sche Corps in Charlottenburg, Schönhausen und Friedrichsfelde, denn unter ihm dienten viele ehemals bei Pirna gefangene Sachsen, welche ihrem Groll durch Ausschweifungen aller Art in dieser Zeit Luft machten.

Vor Allen machten sich zwei Männer in der Stadt Berlin bei dieser Gelegenheit verdient, der schon erwähnte Kaufmann und Fabrikant Goglowski, und der holländische Gesandte van Berelst. Ersterer benutzte seine Bekanntschaft mit russischen Offizieren, von denen er eintigen früher wesentliche Dienste erwiesen hatte, zur Verminderung der auferlegten Kriegsteuer, sowie überhaupt zur erleichterung des durch die Besetzung der Stadt herbeigeführten Zustandes; der holländische Gesandte leistete ihm hierbei nachdrücklichen und erfolgreichen Beistand.

Ein gewichtiger Grund der bescheidenen Forderungen von Seiten der Feinde war auch wohl die Besorgniß vor Friedrichs Ankunft, der, wie wir aus dem oben erwähnten Briefe wissen, hinreichende Maßregeln für die Sicherheit seiner Hauptstadt getroffen zu haben meinte. Wirklich blieben sie nur vier Tage, bis zum 12. October, in Berlin, und sollen sogar schon vor dem Einzuge in einem besonderen Kriegsrathe die sofortige Räumung beschloffen haben. Sobald die Kunde von Friedrichs Anmarsch erscholl, da entfernte sich der Feind in großer Hast, und nicht nur Berlin, sondern die ganze Mark wurde von seiner Gegenwart befreit; Rasch eilte nach Sachsen, um sich mit Daun zu vereinigen; die Russen zogen über die Oder, doch auf dem Rückzuge ließen es die

nde Friedrichs nicht an Ausschweifungen aller Art fehlen. Diese Zügellosigkeit machen es auch erklärlich, daß Friedrich II. zur Vergeltung das Jagdschloß Bertsburg plündern ließ. Wie überall bei länger dauernden Kriegen, näherte in sich auch diesmal barbarischen Zuständen.

Der erzählte Streifzug nach Berlin übte einen sehr empfindlichen Rücklag für den König in Bezug auf das Kurfürstenthum Sachsen aus. Kaum zu Hülfen von hier nach Berlin aufgebrochen, so drangen Oestreicher und Kaiserarmee von allen Seiten vor; bald waren Torgau und Wittenberg erobert, Leipzig eine Zeit lang besetzt, doch nebst der Residenz des alten Kurfürsten wieder von den Preußen genommen; der größte Theil des Landes dagegen fand sich im Besitz des Feindes. Sachsen mußte er wieder in seinen Händen haben, wenn er für den nächsten Feldzug die nothdürftigsten Vorkehrungen treffen wollte; daher stand bei ihm der Beschluß fest, Daun aufzusuchen und mit ihm eine Hauptschlacht die Entscheidung über sein Schicksal, wie er schon in dem oben erwähnten Briefe an den Marquis d'Argens ausgesprochen hatte, selbst herbeizuführen. Diesen Entschluß sprechen auch die Worte, welche er denselben in den letzten Tagen des Octobers schrieb, aufs Neue aus. „Sie sehen,“ äußerte er, „das Leben wie ein Sybarit, und ich betrachte den Tod als ein Stoiķer. Nie werde ich den Augenblick sehen, wo ich gezwungen sein würde, einen unrühmlichen Frieden zu schließen. Kein Bewegungsgrund, keine Nothwendigkeit würde mich dahin bringen, meine Schande zu unterschreiben. Weder will ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde meinem Unglück, wenn ich es nicht zu ertragen vermag, ein Ende machen wissen. Ich bin fest entschlossen, Alles noch in diesem Feldzuge zu wagen, denn ich will siegen oder ehrenvoll sterben.“

Friedrich II. fand den Feldmarschall Daun bei Torgau auf dem linken Ufer der Elbe, in einer nach allen Regeln der Kunst gesicherten Stellung, übergeben an Streitkräften und mit einer furchtbaren Artillerie gegen jeden Angriff als das Stärkste gedeckt. Unter andern Umständen hätte es als Tollkühnheit gelten müssen, einen solchen Angriff zu wagen; allein nach der eben erwähnten Rücksicht von seiner Lage blieb dem hart geprüften Helben keine andere Wahl. Als sich daher seine Generale am 2. November im Hauptquartier um ihn versammelten, um die nöthigen Befehle einzuholen, sagte er ihnen unumwunden: „Ich verlange keines Eingigen Meinung, sondern wolle ihnen nur mittheilen, daß morgen Daun angegriffen werden würde. Die feindliche Armee stände vor in einem guten Posten, allein im Falle eines Sieges würde sie nach der von ihm entworfenen Disposition entweder in die Elbe gesprengt oder gefangen, und hierdurch der Krieg, dessen Jedermann wohl überbrüssig wäre, auf einmal beendet werden.“

In Erwägung der oben erwähnten Ansicht und Stimmung Friedrichs muß man ihn in Bezug auf die Schlacht von Torgau beurtheilen, nicht nach den gewöhnlichen Regeln und Vorschriften der Kriegskunst. Nicht Verzweiflung war

es, aber ein leicht zu begreifender peinlicher Unmuth über die grenzenlose Peiden seines schwer heimgesuchten Volkes. Eine schmerzliche Ungebuld ergriß ihn, und durch diesen Umstand wird Manches in der von ihm so leicht gewagten Schlacht erklärbar, was nach seinen sonstigen kriegerischen Thaten minder greiflich erscheinen dürfte. Den Sieg auf die Gefahr des gänzlichen Unterganges zu erkaufen, tritt düster hinter dem verzweifelt leeren Plane hervor, wozu hierin müssen wir vielleicht den Grund zu dem Mangel an Ruhe suchen, welchen der König zur unzeitigen Beschleunigung des mörderischen Angriffes trieb. Daß aber Friedrich auch nicht als vollendeter Feldherr in dieser Schlacht glänzte, wenn selbst Napoleons ungünstiges Urtheil, daß er in Plan und Ausführung die Prinzipien der Kriegskunst verlegt, daß er bei Torgau die meisten Feldzüge und das geringste Talent gezeigt hat, wohl begründet sein sollte, so erweist er doch jedenfalls seine Hingebung für die Sache des Vaterlandes, vor welcher er aber zeigte es sich, daß Preußens Ruhm und Sicherheit nicht allein auf dem genialen Gebieter, wie groß auch immerhin sein Geist und seine Kraft waren, allein beruhte, sondern daß der kriegerische Muth, den er in seinem Volke erweckt hatte, auch da noch sich bewährte, wo des großen Führers glänzendes Licht für den Augenblick in den Schatten zurück trat.

Nur für den linken Flügel, welchen der König selbst befehligte, war die Disposition den Generalen mitgetheilt worden, für den rechten erhielt sie Friedrich von seinem erlauchten Herrn selbst unter vier Augen. Um 6½ Uhr Morgens brach das preussische Heer auf. Beide Flügel marschirten Anfangs in derselben Richtung fort; dann trennten sie sich plötzlich; der König ging durch die Dommitscher Heide gegen Daun vor, während Zieten den Eilenburger Weg verfolgte und sich über Süptiz der Stadt Torgau näherte. Die Absicht Friedrichs war, daß Zieten, bis er selbst den Feind aus seiner Stellung vertrieben, nicht aussharren, dann aber durch einen kräftigen Seitenangriff den Rückzug über die Elbe verhindern und ihn möglicher Weise vernichten sollte.

Daun, welcher Kunde von den Bewegungen der Preußen erhalten hatte, änderte seine Stellung so, daß sein rechter Flügel auf den Höhen bei Einsiedel, der Linke bei dem Dorfe Zinna stand; seine zahlreiche Reserveartillerie vertheilte er bei dieser Gelegenheit auf die Schanzen vor der Front, ein Umstand, welcher wesentlich dazu beitrug, die Angriffe der Preußen so blutig zurückzuweisen.

Das erste Zusammentreffen mit dem Feinde war für die Preußen glücklich, da sie unvermuthet auf die nur schwache östreichische Vorhut trafen; diese wurde zurückgeworfen, das Regiment Chevaurlegers St. Ignon mit dem Befehlshaber selbst in der Dommitscher Heide gefangen genommen. Etwa um 1 Uhr Mittags war Friedrich bei dem Dorfe Ebnig, welches noch in der Heide liegt, angekommen, und recognoscirte nun die Stellung seines Gegners. Nicht lange darauf hörte er von den Süptizer Höhen her Kanonendonner, und nun, in der Meinung, daß Zieten schon in vollem Kampf mit den Östreichern auf den Süptizer Höhen begriffen wäre, glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen, sondern ging

verzüglich zum Angriff vor. Jedoch seine Vermuthung beruhte auf einem Irrthum. Schon vor dem Orte seiner Bestimmung war Zieten auf ein Corps sächsischer Truppen unter dem General Brentano gestoßen, welche ihm durch Geschütz- und Gewehrfeuer den Zugang streitig machen wollten. Es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, und erst durch schweres Geschütz konnte Zieten seinen Truppen den Weg nach Süptitz hin öffnen. Dies waren die Salven gewesen, durch welche der König sich zum Angriff bestimmen ließ.

Der Anordnung gemäß drangen nun die tapfern Grenadierbataillone, mit dem Könige an der Spitze des Heeres vorrückte, kühnen Muthes gegen die Feinde an den besetzten Höhen vor; mit ihm zugleich sollte, um den Angriff zu unterstützen, die schwere Artillerie ihr Feuer gegen den Feind eröffnen. Das Terrain war für die Preußen in hohem Grade ungünstig. Kaum waren sie auf dem Berge dem Gehölz hervorgebrochen, so wurden sie von dem heftigsten Kartätschenerregen empfangen. In dieser gefährlichen Lage mußten sie nun ihre Angriffscolonnen bilden. Der größte Theil des feindlichen Geschützes (auf 400 wird die Zahl der Kanonen angegeben), war hier in Batterien, welche den Kampfplatz besetzten, aufgeföhren. Furchtbar krachte der Geschützesdonner, so betäubend, daß der König selbst seiner Umgebung zurief, ob sie je ein so mörderisches Feuer erlebt hätten. Nichtsdestoweniger gingen die tapferen Grenadiere den drohenden Feuereschländen mit der größten Gelassenheit entgegen. Ihre kühnen Bemühungen waren erfolglos; in Zeit von einer halben Stunde lagen zwei Drittel der kühnen Schaar todt oder mit zerschmetterten Gliedern auf dem blutigen Felde. Dieser traurige Ausgang des kühnen Angriffs erfüllte die Oesterreicher mit froher Siegeshoffnung. Einige Regimenter Grenadiere verfolgten die zerstreuten und verwirrten preussischen Schlachtreihen. Doch hier wendete sich das Glück. Die Verfolgenden stießen auf das zweite Treffen der Preußen, welches wohlgeordnet und durch eine zahlreiche Artillerie unterstützt, sie mit dem größten Nachdruck empfing, sie warf und bis zu den Süptitzer Höhen verfolgte. Trotz dieser glänzenden That hatte sich noch nichts zu Gunsten der preussischen Waffen entschieden, denn Daun sah zu sehr den Vortheil der Ueberzahl auf seiner Seite. Fortwährend standen ihm frische Truppen zur Verfügung, während nur mühsam bei den Preußen die Lücken gefüllt werden konnten, und außerdem, da der König vom Marsche aus mit seiner Vorhut, weil er Zieten schon im Handgemenge mit den Gegnern auf den Süptitzer Höhen wähnte, erst zum Angriff geeilt war, blieb die Reiterei noch weit dahinten, wodurch die siegenden Bataillone sich einer Ueberflügelung von Seiten des Feindes aussetzten.

Was durch die Lage der Umstände zu fürchten stand, geschah. Als Daun, welcher die Wichtigkeit des Augenblicks wohl erkannte, an der Spitze einer überlegenen Schaar frischer Bataillone die siegenden preussischen Grenadiere angriff und wieder zurücktrieb, stürzten fünf osterreichische Reiterregimenter, zwei von vorn und drei von der Flanke her, auf die gelichteten Reihen, für die keine Deckung zu Gebote stand, denn das einzige Regiment Zieten, welches mit der



●●●

Vorhut angekommen war, reichte zu einer solchen Aufgabe nicht hin, da viele Husaren zur Bewachung der gefangenen Chevauxlegers hatten bleiben müssen. Dennoch hielten die wackeren Schaaren, deren Standhaftigkeit weder durch die schweren Verluste noch die unerhörten Anstrengungen erschüttert werden konnte, immer noch fest aneinander. Ein wohlunterhaltenes und wohlgezieltes Gewehrfeuer schmetterte tobbringend in die angreifenden Reitergeschwadern; ja so wenig war ihr Muth und ihre Kraft gebrochen, daß sie, kaum erst an der dringendsten Gefahr durch ihre Tapferkeit gerettet, sich unverzüglich an den Rest des noch verfügbaren preussischen Fußvolks angeschlossen und zu einem dritten Angriff vorgingen. Wiederum traten ihnen frische Truppen von Seiten der Oestreicher entgegen, und nachdem sich ein heftiger Kampf entsponnen, ließen sie zum zweiten Mal ihre Reiterei vorgehen, in der Hoffnung, einen ähnlichen Erfolg wie das erste Mal dadurch zu erzielen. Allein jetzt (es war schon 4 1/2 Uhr,) hatte endlich die preussische Reiterei ihre Sturmkolonnen eingeholt. Drei Kürassierregimenter und die Dragoner von Bairauth befreiten nicht nur das tapfere Fußvöll, dem neue schwere Verluste drohten, sondern hieben mit so unüberstehlicher Gewalt in das feindliche ein, daß die Massen zerstreut und ganze Regimenter gefangen genommen wurden. Aber auch diese so glorreiche That sollte den Preußen noch nicht den Sieg gewähren, denn so groß war des Feindes Uebermacht, und rühmliche Ausdauer erwiesen seine Truppen, wenn sie auch nicht mit der todesmuthigen Hingebung der Preußen verglichen werden kann. Die preussische Reiterei, gedrängt von überwiegender Masse, mußte sich ihrerseits wieder auf die Dommitzcher Haide zurückziehen, und so mußte man denn auch den letzten schwer errungenen Vortheil wieder aufgeben. Schon brach die Dunkelheit herein, unaufhörlich hatte der blutige Kampf gewüthet, und dennoch machten sich beide Theile zu einem vierten Versuche ihrer Kräfte fertig. Die Hauptmacht der preussischen Reiterei war jetzt in der Ebene bei Reiden aufmarschirt, um den Oestreichern in die linke Flanke zu fallen. Jedoch die Beschaffenheit des Bodens verhinderte diesen letzten Versuch des Königs; tiefe Gräben trennten hier die Preußen von den Oestreichern, und noch ehe man diese Schwierigkeiten überwinden oder umgehen konnte, brach die Nacht vollständig herein, kalt und regnerisch, der düstere Schluß eines Tages voll Unheil und Schrecken.

So schien das Ende dieses mörderischen Kampfes gekommen zu sein, ohne daß Friedrich für seine schweren Verluste einen entscheidenden Vortheil erkauft hatte. Zwar betrachtete er sich als Herrn des Schlachtfeldes, denn General Hülsen hatte das hart mitgenommene Fußvöll gesammelt und unter der Schutze der großentheils kampffertigen Reiterei zu neuem Angriffe vorbereitet. Auf den Stufen des Altars in der Kirche von König, wo Friedrich sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, schrieb er bei einem Stümpfchen Licht seine Befehle und Besche. Diesen fügte er die Worte hinzu: „der Feind hat ebenfalls viel verloren, und da Bluten ihm noch im Rücken steht, so wird er es nicht

lagen, in der Stellung stehen zu bleiben; alsbald ist die Bataille dennoch für uns gewonnen.“ Diese Worte lassen uns hinreichend die gedrückte Stimmung des Helben erkennen. Friedrich hatte sich während der Schlacht in der größten persönlichen Gefahr befunden; zwei Pferde waren durch feindliche Kugeln unter ihm niedergestreckt, ja ihn selbst hatte eine matte Kartätschentugel auf die Brust getroffen und zu Boden geworfen.

Ganz anders scheint Daun, sein Gegner, um diese Zeit den Stand der Dinge angesehen zu haben. Obgleich auch er bei dem zweiten Angriff seines Fußvolkes, den er persönlich geleitet hatte, am Fuß verwundet, nach Lorgau zurückgegangen war, hielt er nach den eingegangenen Berichten die Schlacht für gewonnen. Alboten mit pomphaften Siegenachrichten gingen nach Wien ab, wo eine Schaar blasender Postillone der entzückten Stadt die Vernichtung des preussischen Heeres bei Lorgau verkündete.

Allein noch hatte das blutige Drama an diesem Tage seine letzte Entwicklung nicht erreicht; diese sollte trotz aller Hindernisse und Mißverständnisse dennoch durch Zieten herbeigeführt werden. Er, dessen Aufgabe es eigentlich gewesen, den zurückgeworfenen Feind gänzlich zu vernichten, hatte vergebens, nachdem er bis an die Süptizer Höhen vorgeedrungen war, auf das siegreiche Vorbringen des Königs gewartet. Zu streng an seinen Befehl gefesselt, war fast der Augenblick, wirksam in das Geschick seines Vaterlandes einzugreifen, vorübergegangen. Schon lönte der Kanonendonner schwächer, schon ward es klar, daß Friedrichs Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen sollten, da entschloß er sich zum selbstständigen Handeln. Vornehmlich zwei Offiziere, der General-Major von Salbern und der Oberst-Lieutenant von Möllendorf, drangen darauf, daß man vorginge, da es doch jedenfalls nothwendig wäre, sich mit dem Könige wieder zu vereinigen. Ihr Rath fand Gehör und das Glück begünstigte das Unternehmen. Die Oestreicher, welche von hier aus wahrscheinlich keine große Gefahr vermutheten, hatten die Zugänge zu ihrer Stellung nicht gehörig geschützt, ja sogar aus einigen Schanzen, die Anfangs von ihnen stark besetzt gewesen waren, die Kanonen abgefahren. Diesen Umstand benutzte der General-Major von Salbern mit Umsicht und Entschlossenheit. Schnell gewann er die Höhen, welche in der Flanke des Feindes lagen. Nun folgte Zieten mit seinem ganzen Heere. Freilich war es unter der Zeit schon ganz finster geworden, allein bei diesem Angriffe der Preußen hatte das Dorf Süptiz Feuer gefangen und beleuchtete so die Stellung der Oestreicher. Es war ungefähr 5 1/2 Uhr. Der Kampf um Süptiz ward von einer lebhaften Kanonade begleitet; durch sie wurde General Hülsen, welcher das Fußvolk des Königs wieder gesammelt hatte, aufmerksam gemacht und zu neuer kräftiger Mitwirkung aufgefordert. Mit vier frischen Bataillonen, an die sich noch einige andere angeschlossen, rückte er von der andern Seite gegen die Süptizer Höhen vor, und faßte den Feind, welcher von da aus auf keinen Angriff mehr gefaßt war, kräftig in die Flanke. Dem doppelten Andrang vermochten die Oestreicher jetzt nicht mehr zu widerstehen.

Bergebens sandte Lascey von Zinna aus Unterstützung; sie kam zu spät, und Alles drängte sich nach der Elbe zu, weil unter den nun obwaltenden Verhältnissen ein längerer Aufenthalt den gänzlichen Untergang des östreichischen Heeres zur Folge haben konnte.

Um neun Uhr waren die Preußen unbestrittene Herren des Schlachtfeldes; allein kaum zeigte das siegende Heer weniger Roth und Verwirrung als das besiegte. In den verschiedensten Richtungen zogen einzelne Schaaren über das Feld, trafen überrascht aufeinander, feuerten sogar, und wurden erst zu spät ihres traurigen Irrthums gewahr. Das auffallendste Bild bot die Dommitzcher Halbe dar. Hier fanden sich versprengte Trupps beider Heere zusammen. Ermüdung, Hunger, Kälte hatten die Gluth der wilden Kampfbegier gestillt. Die menschliche Natur forderte unerbittlich ihre Rechte. Da, wo man nicht wußte, wohin sich der Sieg geneigt hatte, ward eine förmliche Uebereinkunft geschlossen, daß man bei Anbruch des Tages sich dem siegenden Theile als Kriegsgefangen ergeben wollte.

Der Verlust in dieser mörderischen Schlacht war auf beiden Seiten sehr groß. Das preußische Heer zählte gegen 10,000 Mann an Todten und Verwundeten, und etwa 4000 waren zu der Zeit, wo die Gegner siegreich vordrangen, als Kriegsgefangene in ihre Hände gerathen. Größer allerdings war die Einbuße der Feinde. Außer 12,000 Todten und Verwundeten waren 8000 Mann gefangen genommen worden; 45 Kanonen fielen den Preußen in die Hände.

Als der Tag anbrach und Friedrich hier und da noch zerstreute Schaaren sammeln konnte, suchte er seiner Gewohnheit gemäß aus dem theuer erkaufenen Siege den möglichst größten Vortheil zu ziehen. Schnell sandte er Zieten und den Prinzen von Würtemberg aus, um den fliehenden Feind, den der General O'Donnel (Daun selbst ward durch seine Wunde verhindert,) jetzt nach Dresden zurückführte, mit allem Nachdruck zu verfolgen. Dem feindlichen Feldherrn gelang es jedoch, trotz aller Eile und Bemühung von Seiten der Preußen, bei Blauen ein festes Lager zu beziehen und dadurch die Hauptstadt des Landes gegen den König zu sichern; der übrige Theil des Landes aber blieb in seinen Händen, und mußte ihm großentheils die Mittel zur Fortsetzung des erschöpfenden Krieges für das folgende Jahr liefern. Auch die Russen gingen zu dieser Zeit bei Thorn über die Weichsel zurück. So hatte denn die Schlacht bei Torgau zwar nicht, wie der König wollte, den Krieg durch die Vernichtung des Feindes beendet, jedoch die schwer bedrohte Monarchie Preußen gerettet und den Weg zu einem ehrenvollen Frieden offen erhalten.

Der König nahm sein Hauptquartier eine Zeit lang in Leipzig, welches hart dafür büßen mußte, daß es sich lieber in den Händen der Reichstruppen als der Preußen hatte befinden wollen. Die Forderungen stiegen sehr hoch, und man nahm gegen einige der angesehensten Magistratspersonen und Kaufleute die härtesten Zwangsmaßregeln, bis endlich, besonders auf Vermittelung des öfter genannten Berliner Kaufmanns Gopzowski, eine Ausgleichung stattfand.

Während dieses Winteraufenthalts ließ sich der König mehrere der hervorragenden Gelehrten der Universität persönlich vorstellen. An Gottsched fand er keinen großen Geschmack, desto mehr aber an Gellert, welcher ihm eine seiner Fabeln („der Maler“) vortrug, und durch die Natürlichkeit und Rundung seines poetischen Stils des Königs vollen Beifall erntete. Gellert ward freundlich entlassen, mit der Aufforderung, bald wieder vor ihm zu erscheinen, was aber der kluge Gelehrte unterließ, und dadurch vielleicht gerade um so mehr die gute Meinung des großen Monarchen erhielt, welcher wiederholentlich später aussprach: „daß Gellert der einzige Deutsche sei, der zur Nachwelt gelangen würde, weil er zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieser mit Glück gearbeitet habe.“

In den westphälischen Ländern war während dieses Feldzuges Nichts von großer Bedeutung vorgefallen, außer daß der Herzog Ferdinand sich ehrenvoll gegen die ungeheure Uebermacht der Franzosen behauptete, da sie mit 130,000 Mann den Feldzug eröffnet hatten, von denen 100,000 in Westphalen, die übrigen am Rhein handeln sollten, denen der Herzog mit Einschluß des jezt auf 20,000 Mann verstärkten Hülfsheeres nur 70,000 Mann entgegenzustellen hatte. Man beschränkte sich auf den kleinen Krieg unter wechselndem Erfolge, da Broglio, wenn auch nicht sehr thatkräftig, doch wenigstens mit Umsicht die Bewegungen der Franzosen leitete. Hessen blieb in ihren Händen; ihre Linien reichten von Göttingen bis nach Wesel.

Ein schwerer Verlust für Friedrich II. war der Tod des Königs Georg II. am 25. October dieses Jahres, da er mit so großem Eifer den Krieg gegen die Franzosen betrieben hatte, daß er selbst sein Privatvermögen diesem nationalen Zwecke aufopferte; und wenn auch am 12. December wegen der großen Beliebtheit des Königs von Preußen der Vertrag noch einmal erneuert wurde, so mußte man doch zu gut, daß weder Georg III. selbst, noch sein Günstling, Lord Bute, dem kühnen Herrscher und dem Kriege überhaupt geneigt waren. Pitt, Friedrichs großer Verehrer, leitete noch den Rath des Königs, und im Parlamente ertönten, wie früher, Lobreden auf den heldenmüthigen und unermüdblichen Bundesgenossen.

Die Bestätigung des Vertrages von Seiten Englands war um so wichtiger, da die Franzosen, wie oben erwähnt, ihre Truppen weithin nach Osten hatten vorschleichen können. Der Herzog Ferdinand zeigte sich thätiger als je. Schon am 11. Februar 1761 griff er die Franzosen in ihren Quartieren an, durchbrach ihre Vertheidigungslinie und nahm ihnen eine große Menge Vorräthe weg. Zu gleicher Zeit war der hannoversche General Spörcken gegen die sächsischen Grenzen hin, wo die Reichstruppen standen, losgebrochen, und nicht minder glücklich in seinem Unternehmen gewesen. Am 15. Februar stieß er auf ein aus Franzosen, Sachsen und Reichsvölkern bestehendes Heer bei Langensalza. Mitten im Kampfe zogen sich die Franzosen, angeblich wegen eines Befehls von Broglio, zurück, und überließen die deutschen Waffengeführten

ihrem Schicksal, von denen die Sachsen 5000 Mann in diesem für Friedrich Verbündete glücklichen Kampfe verloren. Die große Uebermacht der Franzosen, und mehrere hieraus entspringende militärische Vortheile hinderten befehrungsachtet die kräftige Verfolgung des errungenen Sieges, und zwangen den Herzog mehrere Monate hindurch von jedem neuen Angriffe abzusehen.

Gegen die Mitte des Juni setzte er sich von Neuem in Bewegung, und am 16. Juli errang er trotz alles tapferen Widerstandes seiner Gegner einen neuen glänzenden Sieg bei Wellinghausen. Der Verlust der Franzosen betrug an Todten, Verwundeten und Gefangenen 5000 Mann, und, was als der bedeutendste Nachtheil erscheinen konnte, die französischen Feldherrn waren in großer Uneinigkeit, indem Broglio und Soubise sich gegenseitig die Schuld der Niederlage aufbürdeten. So konnten sie von ihrer Uebermacht nicht den erwarteten Vortheil ziehen, und verfehlten ihre Absichten auf die Besetzung der hannoverschen Länder.

Auf der bisherigen Hauptbühne des Krieges ging es im Jahre 1761 fast ganz thatenlos zu, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, Kriegereignisse nur nach großen Feldschlachten abmisst, was freilich als Irrthum bezeichnet werden muß, weil der richtigste Maßstab für die Tüchtigkeit des Kriegers die Ausdauer in allen Märschen, Anstrengungen und Entbehrungen, der Gehorsam in Bezug auf jeglichen Befehl, für den Feldherrn aber das richtige Urtheil darüber, wie mit dem geringsten Aufwande von Mitteln der möglichst größte Erfolg erzielt werden kann, stets bleiben wird. In dieser Weise zeigte sich Friedrich II., wodurch dem, daß er nicht wie sonst von Schlachten zu Schlachten eilte, keineswegs minder groß, seine von Freund und Feind bewunderte und gepriesene Stabilität bewies sich hier in neuem Glanze.

Prinz Heinrich hatte diesmal die schwere Aufgabe, gegen das österreichische Hauptheer unter dem Feldmarschall Daun Sachsen zu schützen, Friedrich die noch weit schwerere der Vertheidigung Schlesiens gegen die 70,000 Mann starke Russen und Laudon, der dieses Jahr selbstständig an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann stand. Die Russen, seit dem November des vorigen Jahres unter dem Feldmarschall Butturlin, beabsichtigten von der Neumark aus die Vereinigung mit Laudon, und bewerkstelligten sie auch durch ihre große Uebermacht, aller Anstrengungen Friedrichs ungeachtet, der, höchstens 50,000 Mann stark, in Schlesien den Feinden gegenüber stand (August).

Unter diesen Umständen sah Friedrich die einzige Hoffnung darin, daß er in der Nachbarschaft von Schweidnitz ein festes Lager bezog. Dieser Plan wurde mit eben so großer Schnelligkeit als Umsicht ausgeführt. Bald erhob sich bei Bunzelwitz, unweit jener Festung, eine Kette der festesten Beschanzungen, welche die ganze Umgegend gleichsam zu einem starken Kriegslager machten. Von allen Kennern wird die klug gewählte und vortrefflich besetzte Stellung als ein Meisterwerk kriegerischer Einsicht bewundert. Vergebens drang Laudon in seinen russischen Waffengefährten, er solle ihm zum Kühnen Angriffe

auf die preussischen Verschanzungen die Hand bieten; Butturlin wollte eine so gefährliche Arbeit nicht wagen, trotz eines Versprechens, welches er während eines muntern Belages den Oestreichern gegeben hatte. Allein nun gebrach es an dem Unterhalt, denn es wurde bald unmöglich, für eine so ungeheure Masse die nöthigen Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen. Die Noth in dem Hunger-Lager, wie es auch die Preußen nannten, da sie nicht weniger als die Feinde litten, wurde unerträglich, und Butturlin trat seinen Rückzug an. In Folge dessen zog sich auch Laudon, welcher allein dem Könige gegenüber sich keinem Unfall aussetzen wollte, in die Gebirge zurück, und die preussischen Truppen waren für die unsäglichen Leiden, welche sie vom 20. August bis zum 15. September standhaft ertragen hatten, belohnt; denn die Folgen derselben waren nicht geringer, als die einer gewonnenen Schlacht.

Raum aber sah sich Friedrich II. aus seiner gezwungenen Stellung erlöst, so begann auch wieder die rüstigste Entwicklung seiner Thätigkeit. General Platen eilte mit 7000 Mann auf seinen Befehl über die Oder und bedrohte die Verbindungslinie der Russen nach Polen hin. Mehrere Magazine wurden zerstört und Vorrathszüge weggenommen, und Butturlin hierdurch in solche Besorgniß für die Unterhaltung seines Heeres versetzt, daß er mit dem größten Theile desselben ebenfalls über den Strom zurückging; nur Czernischef mit 20,000 Russen blieb bei Laudon zurück.

Friedrich hätte seinen Gegner gern zu einer offenen Schlacht vermocht, obgleich derselbe mit dem russischen Hülfsheer fast doppelt so stark war. Ebensovienig konnte er ihn durch drohende Marsche nach Böhmen hineintreiben. Da die Verpflegung des Heeres um Schweidnitz zu schwierig wurde, ging Friedrich einige Tagemarsche gegen Reisse zu. Diesen Augenblick benutzte Laudon zu einer kühnen Unternehmung auf den von dem Könige so eben verlassenen Punkt. Die Besatzung von Schweidnitz war nicht nur von geringer Zahl, sondern bestand zum großen Theil aus Ueberläufern und sonst unzuverlässigen Truppen, weil der König alles von Streitkräften, was einigermaßen sein Vertrauen erweckte, bei dem großen Mangel an Ersatzmannschaft, in seine Feldregimenter nehmen mußte; auch fehlte es ganz besonders an Artilleristen, ein böser Umstand, da gerade in der guten Bedienung des Geschüzes die Hauptstärke der Belagerten besteht. Ueberdies hatte Laudon Einverständnisse mit kriegsgefangenen Oestreichern in der Stadt. In Erwägung dieser Verhältnisse hielt Laudon einen kühnen Handstreich für ausführbar, und wagte ihn in der Nacht des 1. Octobers. General-Major von Jastrow, der Commandant des Places, wurde von seinem schlauen Gegner, der Alles in der größten Stille zu dem Sturme vorbereitet hatte, vollkommen überrascht. Zwar versuchte er noch durch verzweifelte Gegenwehr den eindringenden Feind zurückzuwerfen; doch war die zu späte Anstrengung vergebens, der Theil der Besatzung, welche den Kampf überlebt hatte, wurde kriegsgefangen, und ein wichtiger Punkt, der den Eingang in des Königs Länder von Böhmen aus deckte, befand sich wieder in den Händen

seiner Feinde. Laudon, der ehemals vergeblich sich um eine preussische Kampfmannsstelle bemüht hatte, war von Neuem der Urheber eines der empfindlichsten Verluste gewesen. Seltsamerweise hätte der kühne Feldherr fast Strafe statt der Belohnung davongetragen, weil er ohne Verhaltungsbefehl des Hofkriegsrathes in Wien den so erfolgreichen Schritt gewagt hatte.

Den König versetzte dies neue Unglück in eine düstere Stimmung in Bezug auf den kommenden Feldzug; dennoch beharrte er bei seinem tapferen Widerstande. Er berief seine vornehmsten Offiziere, legte ihnen den Stand der Dinge vor, und stellte es jedem frei, ob er mit ihm das schwere Geschick theilen oder seine Dienste verlassen wollte. Keiner war ehrlos genug, seinen König Preis geben zu wollen; im Gegentheil, es belebte die eble Gesinnung des Königs von Neuem ihren Muth.

Nachdem Friedrich II. vergebens auf eine Gelegenheit zur Schlacht gegen Laudon gewartet hatte, legte er seine Truppen in die Kantonnirungsquartiere. Er selbst schlug seine Wohnung in dem offenen Dorfe Boiselwitz, etwa 150 Schritte von der Stadt Strehlen an der Ohlau entfernt auf; eine eben nicht allzu anmuthige Erholung für die Nachtwachen und sonstigen Entbehrungen des Lagers von Bunzelwitz. Auch hier fehlte es dem Könige oft an dem Nothwendigsten. Hörte man ihn doch eines Tages, als er wie gewöhnlich in die Schanzen ritt, den Befehl geben: „Nehmt ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder auf der bloßen Erde liegen muß.“

Trotz seiner Raßlosigkeit und Umsicht wäre Friedrich hier fast das Opfer eines abscheulichen Verrathes geworden. Der Baron von Barkotsch, ein schlesischer Edelmann, in seiner Jugend östreichischer Offizier, hatte seit der Erwerbung Schlesiens als preussischer Vasall auf seinen bei Strehlen gelegenen Gütern gelebt, und von dem Könige manche gnädige Berücksichtigung erfahren. Barkotsch fand auch damals freundliche Aufnahme in dem Hauptquartier, und ward von ihm zur Tafel gezogen. Dessenungeachtet entwarf er den verrätherischen Plan, Friedrich den Östreichern in die Hände zu liefern, indem er zu diesem Zweck mit dem kaiserlichen Obersten Baron von Wallis in Unterhandlung trat. Schmidt, ein katholischer Geistlicher, machte den Zwischenträger; allein die abscheuliche Absicht wurde durch Kappel, den Jäger des Baron Barkotsch, obgleich er ein Reichthum des Pfarrers Schmidt war, entdeckt und dem Könige mitgetheilt. So wurde er gerettet und der Verräther in gefängliche Haft gebracht, letzterer entkam jedoch durch List und entging der verdienten Strafe. Friedrich verlegte hierauf sein Hauptquartier für den Winter nach Breslau.

Traurig für den König endeten dieses Jahr die Kriegsbereignisse in Pommern. Wenn auch die Schweden hier, sowie die vorigen Jahre durch des General Belling kühne Streifzüge in Ehrfurcht gehalten wurden, so betrieben doch die Russen diesmal den Krieg eifriger als sonst. Zum dritten Mal legten sie sich mit einer großen Zahl von Schiffen und einer starken Landmacht vor die Festung Colberg. Der wackerere Commandant von Heyde vertheiligte sie mit

gewohntem Selbennuth, und fand hierbei an dem Prinzen von Württemberg, der mit 6000 Mann unter den Mauern der Stadt ein festes Lager bezogen hatte, einen zuverlässigen Beistand. Endlich jedoch war der Posten nicht mehr zu halten. Der tapfere Prinz rettete durch einen fast unglaublichen Rückzug Alles, was ihm von Truppen in dem langen Kampfe geblieben war; allein die Festung war nicht mehr zu behaupten, da sie weder entsetzt noch mit neuen Vorräthen versehen werden konnte. Nach einer höchst rühmlichen, 4 Monate dauernden Belagerung sah Seyde sich endlich gezwungen, den Platz dem Feinde zu übergeben (den 16. December).

Durch Colberg und Schweidnitz erlitt der König zwei schwere Verluste, denn, was bisher trotz aller harten Schläge des Schicksals noch nie geschehen war, die Feinde bezogen ihre Winterquartiere auf preussischem Grund und Boden in Schlessien, Pommern und in der Neumark. Auch Sachsen konnte nicht mehr in der Ausdehnung wie bisher behauptet werden, denn, wenn auch Prinz Heinrich ruhmvoll die überlegene Streitmacht des Feldmarschall Daun, namentlich durch die erfolgreichen Unternehmungen der Generale Seydlitz und Kleist, aufgehalten hatte, so konnte er doch nicht Alles schützen, und mußte an manchen Orten der allzugroßen Uebermacht weichen.

Hierzu kam am 5. October des Jahres 1761 ein höchst bedeutamer Wechsel in dem Ministerrathe des Königs von England. An die Stelle des berühmten William Pitt, dieses Bewunderers und treuen Freundes des Königs von Preußen, der Englands Ehre von der siegreichen Beendigung dieses Kampfes abhängig hielt, trat Lord Bute, Georg III. Jugendführer, ein Mann von ganz entgegengesetzten politischen Ansichten. Er scheute einen Krieg, der mit dem ganzen Aufwande der Kräfte von dem englischen Volke geführt werden mußte, und deshalb eine Regierung im populären Sinne nothwendig machte. Georg und sein Minister neigten sich zu einer Regierung in unbeschränkt monarchischer Weise. Obwohl der König in seiner ersten Parlamentsrede feierlichst versprochen hatte, seine Verbindlichkeiten gegen Friedrich II. zu erfüllen, und dabei einen so allgemeinen Anklang fand, daß man in der Antwort darauf die für Friedrich schmeichelhaften Worte vernahm: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern — von ganzem Herzen und ohne Verzug bewilligen wir die Hülfsgelder zu seiner Unterstützung;“ so wurde dennoch der Subsidienvertrag nicht wieder erneuert, und überhaupt von Seiten des englischen Ministeriums jetzt auf einen einseitigen Frieden hingearbeitet. Auch hier sah sich also Friedrich gerade in dem Augenblicke der härtesten Bedrängniß verlassen. Doch was auch geschah, sein Beschluß stand fest; eher Tod, als feiges Nachgeben. In welcher Seelenstimmung er sich befand, geht aus seinem Gedicht: „Cato's von Utica letzte Worte“ hervor, welches er in dem Lager von Strehlen dichtete.



Düster umhüllt sich für ihn das Geschick, von allen Seiten sieht er das Verderben hereinbrechen; aber fern davon, sich dumpfer Verzweiflung hinzugeben, ist er unablässig thätig, um Alles, was von Hülfquellen sich irgend zeigt, für seinen Vortheil auszubenten. Doch seine Natur hat sich verändert; sein heiterer, der Mittheilung geneigter Sinn ist verschwunden; er spricht wenig und speist allein, denn allem Andern ist er in dieser verhängnißvollen Prüfungszeit abgestorben, außer — der Pflicht.

Doch in diesem dunklen Augenblick, wo Friedrichs Untergang gewiß erscheint, schlägt endlich unerwartet die Stunde der Errettung. Seine erbitterte Gegnerin, Elisabeth Petrowna, sinkt am 5. Januar 1762 in das Grab, und Peter III., der glühendste Verehrer Friedrichs, besteigt den russischen Thron. Es ist schon oben bemerkt worden, daß dieser Peter als Großfürst allen seinen Einfluß anwandte, um den Maßregeln der russischen Regierung gegen den König von Preußen hemmend entgegen zu treten; er that dies so offen, daß er niemals im Staatsrath erschien, wenn Beschlüsse gegen Friedrich gefaßt werden sollten.

Zwar hatte Elisabeth noch auf ihrem Sterbebette den Senat zur Fortsetzung des Krieges und zum Abschluß des Friedens nur unter Beitritt der Bundesgenossen aufgefordert; doch kaum war sie dahingeshieden, so änderte sich die russische Politik und freundliche Eröffnungen traten an die Stelle der unversöhnlichen Feindschaft. Friedrich II., der nicht den kleinsten Lichtblick unbenutzt vorübergehen ließ, und der noch jüngst mit Osman III. ein Freundschaftsbündniß geschlossen, und sich Hoffnung gemacht hatte, daß ein bei Belgrad zusammengezogenes türkisches Heer von mehr als 100,000 Mann ihm eine nützliche Seitenbewegung machen könnte, ergriff natürlich den jetzt sich bietenden günstigen Augenblick mit der größten Lebendigkeit. Unverzüglich sendete er den Obersten von Solz nach Petersburg mit Glückwünschen zum Regierungsantritt, unter Versicherung ungetheilter Hochachtung und Freundschaft, und der Anzeige, daß alle russischen Gefangenen freigegeben seien. Dieses zuvorkommende Benehmen machte in Petersburg einen äußerst günstigen Eindruck und beschleunigte die Schritte friedlicher Ausgleichung. Sie erfolgten unverzüglich. Am 16. März wurde zu Stargard ein Waffenstillstand abgeschlossen, welchem trotz aller Ränke des Lord Bute schon am 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Der englische Premierminister war in der Rücksichtslosigkeit gegen den Bundesgenossen so weit gegangen, daß er nicht nur der verstorbenen Kaiserin die eroberte Provinz verbürgt, sondern sie dem Nachfolger aufs Neue angeboten hatte.

Peter III. wies das unwürdige Anerbieten mit Verachtung zurück, und zwang sogar durch seinen mächtigen Einfluß die Schweden ebenfalls zum Frieden mit Preußen (den 22. Mai); und wenn auch der Krieg mit den Letzteren dem Könige nur geringe Besorgnisse erregt hatte, so kostete ihm doch immer die Beobachtung des Feindes einige Truppen, deren er zu dieser Zeit so sehr gegen die gefährlichern Gegner bedurfte.

Der russische Kaiser ging noch weiter; es folgte sogar ein Vertheidigungs-Bündniß mit Preußen, denn der General Czernitschew erhielt den Befehl, mit 20,000 Mann Russen zu dem preussischen Heere zu stoßen. Am 30. Juni mußte der König diese Truppen in Bissa. Mit Recht konnte Friedrich von seinem Standpunkte aus sagen: „Der russische Kaiser ist ein göttlicher Mann, dem ich Altäre errichten muß!“ Allerdings schuldete Friedrich dem freundlichen Sinne dieses Monarchen seine Rettung, als einer ganz besonders gütigen Schickung des Himmels. Er erkannte dies auch stets dankbar an.

Wenn für Friedrich II. der Tod der Kaiserin Elisabeth als ein Rettungsstrahl in der schwärzesten Nacht des Unglücks erscheinen kann, so war er im Gegentheil für Maria Theresia ein lähmender Schlag. Sie hatte so sicher auf Friedrichs Unfähigkeit, sich ferner zu vertheidigen, gerechnet, daß bei jedem Regimente drei Compagnien eingezogen und im Ganzen 1500 Offiziere verabschiedet waren. Man schätzte die Verringerung des Heeres auf 20,000 Mann. Alle besonnenen Freunde des Vaterlandes tabelten eine so rasche Maßregel, welche freilich durch den unerwarteten Tod der Kaiserin von Rußland erst ihre nachtheiligen Folgen in vollem Lichte erscheinen ließ.

So konnte denn Friedrich II. seine ganze Kraft gegen Oestreich wenden, da England sich auf die Förderung seiner eigenen Angelegenheiten zurückzog. Die Politik des Lord Bute, dessen Privatcharakter durchaus untadelig erscheint, läßt sich von einem gewissen Gesichtspunkte aus, wenn nicht entschuldigen, doch wenigstens erklären. Des thätigen Ministers Choiseul Eifer hatte den bourbonischen Familientraktat im Jahre 1761 gestiftet, und hierdurch auch Spaniens Macht gegen England in Bewegung gesetzt, da zu gleicher Zeit Portugal angegriffen wurde, wo seit dem Anfange dieses Jahrhunderts der englische Handel eine außerordentlich ergiebige Quelle gefunden hatte. Eine Eroberung Portugals oder auch nur der überwiegende Einfluß einer feindlichen Macht daselbst, würde für England ein harter Schlag gewesen sein, daher mußte es auch hier die Vertheidigung übernehmen. Welche Last ruhte also auf der Schulter der englischen Regierung, eine Last, vor welcher ein mittelmächtiger Geist scheu zurückweichen mußte. Ueberdies waren Friedrichs Hülfquellen, wie Niemandem entgehen konnte, vollkommen erschöpft; die Art und Weise, wie er in dem Feldzug des Jahres 1761 verfahren mußte, hatte dies nur zu deutlich erwiesen. Wenn man hierzu noch die Gründe nimmt, welche in Bezug auf die innere Gestaltung der Angelegenheiten Englands mitwirkten, so wird man begreifen, wie der neue Premierminister einen, der Politik Pitts so entgegengesetzten Weg in seinen auswärtigen Beziehungen einschlagen konnte.

Wie dem auch sei, Friedrich wäre nicht mehr im Stande gewesen, allein einen ehrenhaften Frieden zu erzwingen. Welchen Plan er vor dem Eintritt jenes wichtigen Ereignisses, welches eine so durchgreifende Aenderung hervorgerufen hatte, für dieses Jahr entworfen hatte, ist nicht bekannt. Jetzt lagen ihm vor Allem zwei Dinge am Herzen: die Wiedereroberung von Dresden und

der Festung Schweidnitz, um wieder in den vollständigen Besitz von Schlesien und Sachsen zu gelangen. Der Prinz Heinrich blieb in diesem Lande, wo er im vorigen Feldzuge sich durch seine umsichtigen Maßregeln ausgezeichnet hatte, an der Spitze der preussischen Truppen; in Schlesien übernahm der König selbst den Oberbefehl, und zwar gegen Daun, welcher mit 80,000 Mann die vorjährigen Eroberungen deckte. Das preussische Heer in Schlesien war wieder auf 66,000 Mann verstärkt worden. Daun stand in einem festen Lager bei Kunzendorf, und alle Bewegungen, welche Friedrich machte, um ihn aus demselben zu einem Kampfe auf einem günstigeren Boden zu verlocken, scheiterten an der Beharrlichkeit des östreichischen Jäuberers, und doch war dies nothwendig, wenn eine Unternehmung auf Schweidnitz glücken sollte.

Rehrnals drohte er mit einem Zuge nach den schlesischen Gebirgen oder gar nach Böhmen hin; allein auch diese Drohungen erreichten nicht den beabsichtigten Zweck. Endlich mußte sich Friedrich entschließen, da er den Gegnern nicht zum Aufgeben seiner günstigen Lage bewegen konnte, ihn auch unter diesen Verhältnissen anzugreifen. Hierzu entschloß er sich um so eher, da Czerniseki, wie wir wissen, mit 20,000 Mann russischer Truppen zu ihm gestoßen war. Allein während er sich zur kühnen That vorbereitet, langte am 19. Juli in seinem Lager die Schreckensbotschaft an, Peter III. sei am 9. Juli vom Thron gestürzt, Katharina II. habe die Zügel der Regierung ergriffen und den Befehl zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Preußen gegeben. Peter III. hatte nämlich die russischen Truppen durch einen unzeitigen Drang, preussische Militäreinrichtungen bei ihnen einzuführen, und außerdem manchen russischen Großen durch unbedachtame Aeußerungen und Maßregeln gegen sich aufgebracht. Auch seine Gemahlin war oft durch sein launenhaftes Wesen verletzt worden, ja soll gewaltsame Schritte gegen sich von ihm gefürchtet haben. Gebendens hatte Friedrich II. seinem treuen Freund und Retter, denn als solchen erkannte er ihn auch immer noch in späteren Zeiten an, dringend nach beiden Seiten hin Mäßigung und Nachsicht angerathen — der unglückliche Fürst war blind in sein Verderben gestürzt.

Die ersten Proklamationen der Kaiserin klangen sehr kriegerisch gegen Preußen; auch hatte man als Motiv der Umwälzung den Umstand geltend gemacht, daß Rußlands Vortheil durch den jüngst geschlossenen Frieden dahin gegeben sei. Katharina fürchtete vielleicht, daß Friedrich auf irgend eine Art zu Gunsten des gestürzten Monarchen seine Macht benutzen könnte. Hatte er doch auf den Empfang der furchtbaren Botschaft geäußert: „Was sind in Petersburg für Sachen geschehen! Ich schweige still, aber ich traure vor aller Welt um den ehrlichen und lieben Kaiser.“ Sein Herz war zu edel, um das Gefühl des Dankes gegen den Wohlthäter zu verläugnen, ebensowenig, wie er früher seine Verachtung hatte zurückhalten können. Bald überzeugte sich aber Katharina II., daß Nichts der Art zu fürchten sei, ja sie erfuhr durch die ausgefundene Correspondenz ihres Gemahls, wie wenig ihre Ansicht, Friedrich sei Urheber

der Schritte des Unglücklichen gewesen, gegründet sei. Außerdem war ja Preußen ihr Vaterland, dem sie nie ihre Reigung ganz entzogen hat; daher blieb es denn bei dem Petersburger Frieden, und so der Hauptsache nach bei den Vortheilen, die ihm die Thronbesteigung Peters in Bezug auf den Krieg gewährt hatte.

Allein in dem Augenblick, wo die Botschaft in Friedrichs Lager anlangte, hatte er mit Czernischef einen Angriff auf die von Daun besetzten Anhöhen von Burkersdorf beschloffen. Natürlich mußte der russische Feldherr trotz seiner hohen Achtung für den König dem Abberufungsschreiben Folge leisten, willigte aber in dessen Bitte, denselben noch drei Tage zu verzögern und für Jedermann geheim zu halten, eine Maßregel, welche durch die, für die Verpflegung der Truppen nothwendigen Anordnungen hinreichend gerechtfertigt werden konnte. Diese drei Tage benutzte Friedrich mit eben so viel Umsicht als Eifer zu einem entscheidenden Angriff unter dem noch wirkenden Eindruck der russischen Hülfe. Ohne daß der Feind etwas ahnte, waren Batterien theils errichtet, theils zu schnellem Aufwerfen vorbereitet. Am 21. Juli, bei Anbruch des Tages, begann das Feuer der Preußen, und zwar in eben dem Grade um so wirksamer, als es den Feinden unerwartet kam. Trotz ihrer starken Verschanzungen wurden die Höhen von allen Seiten angegriffen und von den preussischen Truppen genommen; der Feind verlor 1400 Mann Tödt, 2000 Gefangene und eine Anzahl von Geschützen. Friedrichs Absicht war erreicht, denn Daun verließ seine Stellung und zog sich in die Gebirge zurück. Die Russen hatten während des Kampfes ruhig, doch unter Waffen, gestanden. Am Tage nach diesem Siege verließen sie das preussische Heer.

Nun stand der Belagerung der Festung Schweidnitz nichts mehr entgegen; Friedrich betrieb sie mit großer Thätigkeit, denn von ihrer Eroberung hing der glückliche Ausgang des Feldzuges ab. Jedoch war das Unternehmen nicht leicht, denn sie wurde von einer großen Besatzung unter einem einsichtsvollen und tapferen General, dem Grafen Guasco, vertheidigt. Von beiden Seiten wurden Hingebung und Geschick bewiesen, ununterbrochen Minen und Gegenminen gegraben, wobei es sehr oft zu unterirdischen Kämpfen kam. Anfangs hatte Daun die Absicht, den bedrängten Ort zu verlassen, und beschloß zu diesem Zweck einen Angriff auf den Herzog von Bevern, der eine von den übrigen Truppen etwas getrennte Stellung einnahm, in der Hoffnung, ihm ein ähnliches Schicksal, wie dem General von Finck, zu bereiten. Obgleich der Herzog, wie jener zu gleicher Zeit von allen Seiten angegriffen, sein Gepäck von den Feinden geplündert sah, so verlor er doch die Fassung nicht, und wegte hier die Scharte aus, die er im Herbst des Jahres 1757 erlitten hatte. Standhaft wies er alle Angriffe zurück, bis Friedrich mit seiner kräftigen Hülfe nahte und den Feind mit Verlust in seine Gebirge zurückjagte. Von nun an hatte die Belagerung ihren regelmäßigen, jedoch langsamen Fortgang, denn der General Guasco sah die Vertheidigung, obschon keine Hoffnung auf Entsatz war, als eine Ehrensache an, und erwiderte auf die Aufforderung des Königs: „er

würde suchen, den Ruhm der östreichischen Waffen zu behaupten, um sich die Achtung Sr. preussischen Majestät zu erwerben.\* Der Tapfere hielt Wort; er vertheidigte den ihm anvertrauten Platz mehr als zwei Monate nach Eröffnung der Laufgräben, und ergab sich erst, als theils durch Zufall, theils durch die gelungene Wirkung einer sogenannten Druckkugel ein großer Theil der Bastionen in die Luft gesprengt war, am 9. October. Die Besatzung, 9000 Mann stark, wurde kriegsgefangen, große Vorräthe an Kriegs- und Mundbedarf fielen den Preußen in die Hände.

Dem tapfern Commandanten verzieh man sein Unglück, allein allgemeiner Unwille sprach sich gegen den Feldmarschall Daun aus, der so wenig Thätigkeit bei dieser wichtigen Begebenheit gezeigt hatte. Carrikaturen aller Art, bei welchen die Schlafmütze stets als Symbol eine große Rolle spielte, überschwemmten die spottlüchtige Kaiserstadt, ja es heißt, der Wagen der Gemahlin Dauns sei bei einer Fahrt nach Hofe von einem Hagel von Nachtmützen begrüßt worden.

Nachdem Friedrich durch die Eroberung von Schweidnitz Schlesiens gesichert und durch umsichtige Maßregeln die Festungen dieses Landes gegen Ueberumpelung geschützt hatte, dachte er von Neuem an die Unterwerfung Sachsens, wo bisher der Prinz Heinrich, wie in den vorigen Jahren, seine Aufgabe den Feinden gegenüber musterhaft gelöst hatte. Jetzt fand er sich in besserer Lage als früher, da der General Belling, an welchen scherzhaft der König die schwebischen Gesandten zum Abschluß des Friedens in Betreff des Krieges, der ihm zuletzt allein mit seinen Schaaren oblag, gewiesen hatte, zu ihm gestoßen war. Außerdem sendete ihm der König aus Schlesiens den General Neuwied mit zwanzig Bataillonen und fünf Schwadronen. Noch ehe diese Verstärkung anlangte, hatte der Prinz schon mehrere glückliche Züge von seinen Truppen ausführen lassen, wobei sich namentlich die Generale Seydlitz und Kleist von Neuem auszeichneten. Sie streiften nicht nur durch den Theil von Sachsen, welcher sich noch in den Händen der Oestreicher befand, sondern bis Böhmen hinein. Da beschloßen die Gegner, ihre Truppen zusammenzuziehen und durch eine Schlacht das verlorne Uebergewicht wieder zu gewinnen. Oestreicher und Reichstruppen, auf ihre Uebermacht vertrauend, boten dem Prinzen bei Freiberg eine Schlacht an. Hier fiel am 29. October der letzte größere Zusammenstoß der Preußen und ihrer Feinde vor. Er endete glorreich, denn die Gegner verloren 3000 Mann Tode und Verwundete, 4400 Gefangene, 28 Kanonen, 9 Fahnen und einen großen Theil ihres Gepäcks.

Einige Tage nach der Schlacht langte der General Neuwied mit der vom Könige abgesendeten Verstärkung an. Sogleich beschloß man Dresden anzugreifen; doch auch Daun hatte Truppen abgesendet, um den Verlust des wichtigen Platzes zu verhindern. Seine Absicht gelang; doch konnten die Oestreicher den General Kleist nicht verhindern, tief in Böhmen hinein bis nach Prag zu schweifen und überall reiche Beute einzutreiben.

Der König, welcher jetzt auch in Sachsen anlangte, ließ seine Truppen winterquartiere beziehen, indem eine Postenlinie von Thüringen an durch Sachsen, die Lausitz und Schlesien, ihm letzteres sowie Sachsen sicherte; nur Dresden und Blas waren noch die Oestreicher. Zwischen ihnen und rußen kam es zu einem Waffenstillstand, den man als Vorbote des baldigen Friedens ansah.

Die Verbündeten Friedrichs hatten sich ebenfalls in dem Feldzuge von 1762 rühmlich behauptet, denn Lord Bute hatte, trotz seiner Abneigung gegen den Krieg, die englischen Hülfstruppen noch nicht zurückziehen können. Zwar blieb doch immer die Uebermacht auf Seiten der Franzosen, allein es war ein Vortheil für die Verbündeten, daß der thätige Marschall von Broglio vom Heere gerufen wurde. Am 24. Juni kam es bei Wilhelmsthal zu einem hitzigen Treffen, in welchem der Herzog Ferdinand die Oberhand behielt; dennoch wollte ihm die Wegnahme der wichtigen Stadt Cassel noch nicht gelingen; ja durch die Vereinigung aller ihrer Kräfte hatten die Franzosen eine Uebermacht, welcher der Herzog nur mit großen Anstrengungen die Spitze bieten konnte.

Gegen das Ende des Sommers ließ man auch hier in den kriegerischen Anstrengungen nach, da lebhaft am Frieden gearbeitet wurde. Herzog Ferdinand wollte aber gern den Feldzug durch eine schlagende Kriegsthat schließen, und hatte zu diesem Zweck sein Vorhaben auf Cassel wieder aufgenommen. Diesmal glückte es, denn die Stadt ergab sich, obschon erst nach einer tapfern Vertheidigung, am ersten November. Wenige Tage darauf wurden die Präliminarien des Friedens zwischen Frankreich und England unterzeichnet, weil Frankreich theils durch den siebenjährigen Landkrieg, vornehmlich aber auch seine fortwährenden schweren Verluste zur See und in den Colonien vollkommen erschöpft war. Alle denkenden Männer waren unzufrieden mit einem so verderblichen und zugleich so unpolitischen Kriege gewesen; man meinte: „daß Ferdinand sei durch seine Verbindung mit Oestreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oestreich in einem Zeitraum von zweihundert Jahren.“

Um so heftiger war Friedrich II. erzürnt, daß die englische Regierung in Bezug auf die Verbündeten so nachtheiligen und überdies vollkommen vertragswidrigen Frieden geschlossen hatte, denn es war nur von der beiderseitigen Verpflichtung die Rede, den Bundesgenossen keinen ferneren Beistand zu leisten, von einer Entschädigung der Hessen, die so viel für die hannoversche Sache gelitten, fand sich im Vertrage keine Spur, und die westphälischen Länder Friedrichs blieben in den Händen der Franzosen. Demnach hieß es im 11. Artikel des Vertrages vom 11. April 1763 ausdrücklich, daß sich beide Monarchen verpflichten, keinen Vertrag, Frieden oder Waffenstillstand mit irgend einer Macht, die am Kriege Theil genommen hat, einseitig abzuschließen, sondern nur mit gegenseitiger Uebereinstimmung, und so, daß ausdrücklich beiderseitige Einwilligung geschehe.

Daher protestirte auch der preussische Gesandte in London gegen dieselben in Bezug auf seinen Hof treulosen Frieden, und fand Unterstützung darin bei dem englischen Volke, welches den am 10. Februar 1763 zu Paris abgeschlossenen Vertrag, durch welchen die Bundesgenossen verlegt, und so glorreiche Eroberungen grundlos aufgegeben worden waren, für einen Verrath an der Sache des englischen Volkes ansahen.

Friedrich, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, ließ nichts unversucht, was er für sich selbst vermochte. Durch den Waffenstillstand mit Oesterreich wurde er frei zu einer Unternehmung gegen die ihm feindlich gesinnten Reichsstände; es galt, sie die Last des Krieges empfinden zu lassen, damit sie geneigt zum Frieden würden. Dies gelang auch vollkommen; der General Kest, den wir schon mehrfach wegen seiner glücklichen Streifzüge erwähnt haben, durchzog mit seinen Husaren die fränkischen Lande, brandschatzte Bamberg, Würzburg u. s. w., und erschien auch vor Nürnberg, welches seine Zustimmung zu den Reichsbeschlüssen gegen Friedrich II. mit der Auslieferung von 200 Geschützen und einer Kriegsteuer von anderthalb Millionen Reichsthaler bieten mußte. Keiner der südlichen Reichsstände hielt sich mehr sicher, selbst der Herzog von Würtemberg dachte nicht weiter auf Kampf, sondern an Rettung durch die Flucht. Wo nur der Ruf ertönte: „die preussischen Husaren kommen,“ da stürzten Alle fort in wilder Hast und hielten sich nicht einmal hinter den Namen der Städte für geschützt.

Jetzt war mit einmal der Kurz zuvor noch allerseits gemiedene preussische Reichsgesandte von Blotho ein sehr begehrter und umschwärmter Mann, namentlich, als sich die furchtbaren Husaren auch der Stadt Regensburg näherten, denn nur bei ihm glaubte man Schutz vor den gefürchteten Schaaren zu erhalten. Dies geschah in den letzten Wochen des Jahres 1762. Zwar sammelten sich österreichische und Reichstruppen zur Abwehr, allein sie kamen zu spät, denn das kühne Streif-Corps brachte ungehindert die eingetriebene Beute nach Sachsen.

In dem Friedensvertrage zwischen Frankreich und England hatten sich zwar die Franzosen zur Räumung der westphälischen Länder anheischig gemacht, aber nicht zur Rückgabe an die Preußen, vielleicht schon mit einer hinterlistigen Absicht von Seiten des Versailler Kabinettes. Wenigstens suchten die Oesterreicher diesen günstigen Umstand zu ihrem Vortheil zu benutzen, und naheten von den Niederlanden her mit Truppen. Doch Friedrich war ein so aufmerkamer Beobachter der Begebenheiten, als daß ihm diese Gefahr entgegen konnte, und überdies fehlte es ihm nach den letzten günstigen Ereignissen weder an Geld, noch Streitkräften, da er die entlassenen Hessen und Braunschweiger für seinen Dienst bereit fand. Schon im December kehrten die rheinischen und westphälischen Länder unter die Hoheit Preußens zurück.

Nachdem sich so Alles für Friedrich II. günstig gestaltet hatte, beschloß er, seine einzig noch zum Kampf bereite Gegnerin mit 200,000 Mann zum

rieden zu zwingen; um so leichter, da die wichtigsten Reichsstände, wie Baiern und Pfalz sich von der kaiserlichen Sache lossagten, indem sie ihren Truppen ein Rückmarsch anbefahlen. Außerdem wissen wir, daß die Türken, mit denen Friedrich noch jüngst einen Bund abgeschlossen hatte, über eine sehr bedeutende Macht an der ungarischen Grenze geboten, denn dort waren etwa 100,000 Mann in Bewegung. Das Blatt hatte sich seltsam gewendet, denn nun war Maria Theresia die Bedrohte.

In richtiger Erwägung dieser Umstände sehnte sich die Kaiserin aufrichtig nach Frieden, und es kam nur darauf an, eine schickliche Form für die Eröffnung der Unterhandlungen zu finden. Da erschien am 6. November, als der König eben seinen Wohnsitz in Meissen aufgeschlagen hatte, der sächsische Geheimrath von Fritsch in dem preussischen Hauptquartier mit einem Schreiben von dem Kurprinzen, welchen Kaunitz zum Friedensvermittler ausersehen hatte. Angeblich waren persönliche Zwecke die Veranlassung seiner Ankunft. Friedrich II., trotz der günstigen Aussichten in Bezug auf die Fortsetzung des Krieges, doch stets gemüthigt, stets seiner Herr, äußerte sich günstig auf den Antrag und versicherte, daß er seinerseits Alles zur Wiederherstellung des Friedens thun würde, was mit seiner Würde vereinbar sei.

Als der König später nach Leipzig gegangen war, fand sich hier Fritsch von Neuem ein mit einer Antwort aus Wien auf die von Friedrich entworfene Grundlage für den Frieden, deren Inhalt, ein Zeichen, daß Friedrich II. jeder neue Eroberungsplan fern war, in der Räumung des in diesem Kriege besetzten Gebietes bestand. Auf Befehl des Königs trat der Geheimrath von Herzberg am 31. December des Jahres 1762 auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg mit dem kaiserlichen Hofrath von Collobach und dem genannten sächsischen Geheimrath von Fritsch zusammen, sämmtlich mit unbedingter Vollmacht versehen. Die Instruction Friedrichs an seinen Bevollmächtigten lautete sehr genau und bestimmt, bis auf die Zeit des Abschlusses, denn nur sechs Wochen waren für die Unterhandlungen Frist gegeben. Anfangs suchte man von österreichischer Seite wenigstens Glatz zu retten, doch vergebens, Friedrich wollte von der vorgeschlagenen Grundlage in Nichts abweichen. So wurde die Rückgabe der Festung Glatz in dem Zustande, wie sie sich zur Zeit des Friedensabschlusses befand, mit sämmtlichen Vorräthen an Waffen und Kriegsbedarf zugesagt. Am 15. Februar, pünktlich nach der Forderung Friedrichs, wurde dieser Friede abgeschlossen. Er war mit seinem Bevollmächtigten zufrieden und ließ ihn auch die Anerkennung darüber erfahren. „Er hat einen Frieden gemacht, lautete die kräftige Anebe bei der ersten Audienz, fast wie ich den Krieg geführt: Einer gegen Drei!“ und einige Wochen später ernannte er ihn zum zweiten Cabinetsminister.

Den 15. Februar endete dieser in seiner Art einzige Krieg, der an großen Entscheidungstagen so reich, zwischen den Hauptkämpfern auch nicht die geringste Veränderung des Gebietes, noch der äußeren Nachstellung nach sich zog; denn



beide Theile entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Rechte des andern Theiles, namentlich Oestreich allen Rechten auf die Besitzungen, welche es in den Friedensschlüssen zu Breslau und Dresden ausgegeben hat. Diese beiden Friedensschlüsse wurden ausdrücklich von Neuem bestätigt. In der sächsisch-bergischen Angelegenheit blieb es bei den bisherigen Bestimmungen, und beide Theile verbürgten sich gegenseitig ihre Staaten nach den gegenwärtigen Besitzverhältnissen.

Daß Olaz zurückgegeben werden mußte, haben wir schon erwähnt. In es fand sich sogar ein Artikel in dem Vertrage, der eine größere Annäherung zwischen beiden Staaten in Aussicht stellte, nämlich das Versprechen, daß beide Theile einen Handelsvertrag zur Förderung des Verkehrs ihrer Unterthanen schließen wollten. Das römische Reich war in diesen Frieden mit inbegriffen, so wie auch eine vollständige Amnestie ertheilt. In einem geheimen Artikel versprach Friedrich dem Erzherzoge Joseph seine Kurstimme zur römischen Königswahl, dem Hause Oestreich seine guten Dienste in Betreff der Anwartschaft auf das Herzogthum Modena. Fast wie ein Hohn klang es, wenn zum Schluß des Friedensinstrumentes der westphälische Vertrag nebst allen andern Reichsgrundgesetzen von Neuem bestätigt wurden, da der Krieg selbst, so wie der Frieden das entschiedenste Document bietet, daß die Grundlage, auf welcher die ganze Reichsverfassung beruhte, der Unterordnung der Glieder unter das Ganze, und namentlich unter das Oberhaupt keinesweges mehr, oder nur so wenig bestand, als es den großen kontrahirenden Theilen beliebte. In diesem Sinne übte Preußen seine Rechte der Vasallenspflicht und Unterthänigkeit aus, und es war ganz der wirklichen Stellung seines Königs gemäß, wenn der preussische Gesandte am Reichstage, Freiherr von Plötho, dessen festen Sinn wir schon kennen gelernt haben, bei der Wahl und Krönung des Erzherzogs Joseph in humoristisch-ironischer Weise bei der jetzt zu einer leeren Förmlichkeit herabgesunkenen Ceremonie seinen Herrn vertrat, der durch Thaten ohne Gleichen seine Oberbürtigkeit in dem Staatensysteme Europas erwiesen hatte.

Mit Sachsen wurde der Friede zu großem Vortheile Preußens abgeschlossen; denn obgleich der gegenseitige Landbesitz sich nicht änderte, außer daß der im Dresdener Frieden verabredete Austausch des Fürstenberger Jolles mit Dorfes Schildlo dahin geregelt wurde, daß letzteres nebst dem sächsischen Gebiete auf dem rechten Oberufer, so wie der Joll preussisch werden, die Stadt Fürstenberg bei Sachsen bleiben sollte, so wurden doch die preussischen Besitzer sächsischer Steuerscheine an Zinsen und Kapitalien vollkommen den Bedingungen gemäß durch die sächsische Regierung sicher gestellt.

Mit Frankreich schloß Friedrich keinen besonderen Frieden; auch hatte er bis zu dem letzten Augenblicke von den feindseligen Absichten des Versailles Cabinettes zu leiden, wie wir dies schon oben bei den Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich bemerkt haben, und erst durch kriegerische Drohungen konnte er hier zu seinem Rechte gelangen. Gegen die Mitte des

Monats März kamen Wesel und Gelbern wieder in preussische Hände, und hiermit fanden die kriegerischen Bewegungen ihren vollständigen Schluß.

So war denn der nach Umfang der Unternehmungen, der mitwirkenden Streitkräfte, so wie nach der Zahl furchtbarer Entscheidungstage größte Krieg, welchen das moderne Europa geführt, ohne die geringste Territorialveränderung in unserem Welttheil zu Ende gegangen, ein Krieg, bei welchem Schweden seinen Menschenverlust auf 25,000, die Reichsarmee auf 28,000, Rußland auf 120,000, Oestreich auf 140,000, England nebst seinen Bundesgenossen auf 160,000, Frankreich sogar auf 200,000 Mann berechnete.

Wie schwer auch dieser Verlust die Gegenwart treffen mußte, so waren doch die Folgen von dem, was der Aufwand des Krieges herbeigeführt hatte, vielleicht noch weit schmerzlicher, da sie nicht nur die gegenwärtigen Geschlechter niederdrückten, sondern auch noch die späte Nachkommenschaft belasteten; denn außer dem, was unberechenbar durch die Wuth der tobenden Kriegsflamme der Vernichtung preisgegeben war, hatte England seine Nationalschuld von 72,280,678 auf das Doppelte, 146,861,182 Pfund Sterling, Frankreich die seine auf zwei Milliarden Livres gesteigert, und nur England durfte sich rühmen, den Besitz der Nation, so wie ihre Macht ausgebehnt zu haben. Nicht geringer war verhältnißmäßig die Einbuße der übrigen Staaten, vor allen aber war Sachsen, da sich um seinen Besitz hauptsächlich die siebenjährigen Kriegsbewegungen gedreht hatten, bis zur Erschöpfung mitgenommen worden. Wenn man alles dies erwägt, so wächst billig noch unser Erstaunen vor Friedrich's unerschöpflichem Herrschergeiste, wenn wir seine Staaten, welche zum Theil nicht minder litten, als die am härtesten bedrängten der Gegner, gewiß aber mehr dem Verhältniß nach zur glücklichen Durchführung des Krieges leisteten, als alle übrigen, meistens frei von jenen Lasten sehen, unter welchen andere noch Menschenalter nachher erlagen. Es übersteigt fast allen Glauben, wenn Friedrich, der Hauptsache nach, mit vollem Rechte versichern konnte, er habe im ersten Jahre nach dem Kriege alle Gläubiger des Staates befriedigt, sei keinen Dreier von dem schuldig geblieben, was ihm der Krieg gekostet. Freilich hatte er die werthvollen Silbermöbel im Berliner Schlosse, die Brillantknöpfe nebst dem übrigen Schmucke des Königs Friedrich I dem allgemeinen Bedürfniß geopfert, auch wurden seine Unterthanen noch nach den furchtbaren siebenjährigen Kriegslasten durch die Herabsetzung des während der Nothjahre schlechten ausgeprägten Geldes auf seinen richtigen Werth auf harte Weise betroffen; allein dieser vorübergehende Druck verschwindet gegen den Segen einer lastenfrei sich entwickelnden Zukunft.

Die Brandschagungen fremder Kriegsvölker in seinen Staaten belaufen sich auf 125,000,000 Thaler; ebensoviel hatte er etwa in fremden Gebieten erheben lassen, aber traurig sah es nichts destoweniger in den meisten seiner Provinzen aus, denn die Felder lagen ungebaut, es fehlte an Vieh, an Saatkorn, oft auch an Händen zur Bestellung. Aus dieser Noth half zum Theil wenigstens seine unermüdblich wache Fürsorge. Wie bisher selbst in den schlimmsten Augen-

blicken, hatte er auch zu Anfang des Jahres 1763 die nöthigen Summen und Vorräthe zu dem kommenden Feldzuge bereit. Hierdurch gewann er freie Hand zur Spendung reichlicher Unterstützung nach allen Seiten. Die Provinz Pommern erhielt 12,327 Pferde, 930 Wispel Mehl, 5,380 Wispel Roggen, 20,044 Wispel Gerste, 7,224 Wispel Hafer, und in gleichem Maße auch die übrigen hart mitgenommenen Landestheile. Auch wurden die Regimente auf den Friedensfuß gesetzt, und mehr als 30,000 Menschen hierdurch den nöthigen Landarbeiten zurückgegeben; und doch blieb sein Heer noch 150,000 Mann stark hinreichend zur Abwehr jeglichen neuen Feindes.

Höher hat sich wohl nie im Laufe der Geschichte die Kraft des menschlichen Geistes als Herrscherin über die Launen des Geschickes erhoben, als in diesem an Wundern der Tapferkeit so überreichen Kriege, wo die geübteste Heere, welche je die Welt gesehen, unter Feldherren, die durch Talent und Studium den größten Kriegsführern aller Zeiten würdig an die Seite treten dürfen, in unermüdblichem Wettstreit sieben Jahre hintereinander rangen. Wenn wir auch zu anderen Zeiten von wunderbaren Siegen geringer Schaa ren gegen unendliche Uebermacht hören, so lassen sich die wunderbaren Ergebnisse durch die Vortheile erklären, welche Begeisterung für das Vaterland oder großer Kriegskunde auch über zahllose Heerhaufen errungen haben; allein der siebenjährige Krieg bietet uns eine Erscheinung ganz anderer Art. Hier ist es der Herrscher, welcher durch seinen überwiegenden Genius und eine Unerschöpflichkeit ohne Beispiel bei den härtesten Schlägen des Schicksals die Last des schrecklichen Kampfes trug, und die Begeisterung, so wie den Siegesmuth der Soldaten bis zu dem letzten Augenblick erhielt. Wenn der große Kurfürst durch die Schlachten von Warschau und Fehrbellin den ersten Keim eines nationalen Zusammenhanges für seine Unterthanen begründete, so ruht auf Friedrich's des Großen in dem siebenjährigen Kriege erworbenen unsterblichen Ruhme die für ewige Zeiten dauernde Entwicklung des preussischen Nationalgefühls. Auf ihm ruht die Idee eines preussischen Volkes, denn er gab demselben durch seinen glorreichen Widerstand gegen den Verein der mächtigsten Staaten Europas das Selbstgefühl eines unüberwindlich geschlossenen Ganzen. Ja, durch die blinde Leidenschaft seiner Gegnerin gedrängt, war er an der Spitze dieses deutschen Stammes als Vertheidiger deutscher Interessen dem Bunde des Auslandes gegenüber übergetreten, und hatte jene siegreich vertheidigt. So war er der Mann des deutschen Volkes geworden, auf welchem mehr als jedem anderen Fürsten der Stolz des deutschen Namens ruhte. Wenn es sich also um den Schutz wahrhaft deutscher Interessen handelte, so fing man an, nicht mehr auf Wien, sondern auf Berlin zu sehen; der Beruf Preussens für die Zukunft war bezeichnet, das für den neuen Staat unberechenbare Ergebniß war die Folge des glorreichen siebenjährigen Krieges.



V. G. G. G. G.

St. Louis v. Carl Koenig's Kunst-Anstalt in Nürnberg

*Freiwort der Kaiserin und seine Generale.*

### Friedrich's Staatsverwaltung nach dem siebenjährigen Kriege.

Friedrich gehörte nicht zu den unersättlich ehrgeizigen Naturen, welche, durch glänzenden Kriegsrühm gelockt, jeden Sinn für die sonstigen Pflichten des Herrschers verlieren. Noch mit den Waffen in der Hand sehnte er sich nach einem Augenblick, wo er die schmerzlichen Schäden, welche der Krieg in seinen Schöpfungen angerichtet, wieder heilen, wo er zu den gewohnten Genüssen einer durch die strengste Pflückerfüllung wohlverworbenen Ruhe zurückkehren konnte. Von seinem Hauptquartier Dahlen aus Sachsen schrieb er am 1sten März an seinen treuen Marquis d'Argens: „Endlich ist im ganzen Ernst Frieden, mein lieber Marquis; diesmal werden Sie mit Recht Postillone und den ganzen Zug bekommen, der Sie begleitet. Da wäre denn, Gott sei gedankt, das Ende meiner militärischen Thaten! — Sie fragen mich, was ich hier in Dahlen thue? Täglich hält Cicero Reden vor mir; die gegen den Verres habe ich schon lange geendigt, und jetzt bin ich bei seiner Rede für den Murena. Außerdem habe ich den Batteux ganz ausgelesen. Sie sehen also, daß ich nicht träge bin. Sie selbst, mein Lieber, müssen nicht ungebuldig werden; der Strom ist schon schiffbar, und Sie werden Zeit genug haben, Ihre Sachen nach Potsdam zu schaffen, ehe ich dort ankomme. Bis zum 13. werde ich hier oder in Torgau bleiben. Meine Reise nach Schlessien wird 15 bis 17 Tage erfordern, und so kann ich erst den 31. dieses Monats oder den 2. April in Berlin sein. Den 1. des künftigen Monats will ich nicht zu Ihnen kommen, die Spasßvögel könnten sich über mich lustig machen und mich in April schicken. Der Friede macht also den Berlinern Freude. Hier bei den Sachsen ist es ganz anders. Kaum verlassen wir die Städte, kaum räumen wir das Land, so erscheint sogleich die sächsische Execution: Bezahlt, bezahlt, heißt es; der König von Polen braucht Geld! Das Volk fühlt die Unmenschlichkeit in diesem Verfahren, es ist ein Elend und man beschleunigt sein Verderben, anstatt Erleichterung zu verschaffen. Hier, mein Lieber, haben Sie ein Gemälde von Sachsen, das nach der Natur gezeichnet ist. Alle diese Executionen sehe ich für mein Theil als ein gleichgültiger Zuschauer an, aber als Weltbürger kann ich sie nicht billigen. — Ich arbeite im Stillen an der Einrichtung der Provinzen; die Hauptverfügungen wegen der Armeen sind schon getroffen. Die Franzosen haben den Frieden fünf Tage früher als wir unterzeichnet. Gesehen Sie nun, daß wir ihnen sehr nahe auf dem Fuße gefolgt sind, und daß man ein so großes Werk kaum artiger zu Stande bringen konnte, als wir. Seine Majestät von Polen sind noch nicht wieder hergestellt; Dero Gesundheit ist noch schwankend. In den Augen der Sachsen ist die Rückkehr ihres Königs ein allgemeines Unglück, eine noch grausamere Landplage, als Krieg und Hungersnoth. Aber, bekümmert Sie und mich Sachsen, sein König, seine Minister und die ganze Bande? Ich strebe nach der Beruhigung meines Geistes und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indes

meine Leidenschaften still sind, über mich selbst nachzudenken, in dem Innern meiner Seele verschlossen zu sein und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tag zu Tag unerträglich wird.“

Und Letzteres war nicht nur eine philosophische Lebensart, sondern Friedrich bewährte es durch die That; denn, abweichend von allen, selbst wahrhaftigen Heldengeistern der Vor- und Neuzeit, lenkt er geflissentlich den vorbe-reiteten Triumph aus

„Und unsern goldbehängten Rossen,  
„Und besteigt den prahlenden Wagen nicht.  
„Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit  
„Ansehen, ist der Triumphe  
„Allerhöchster . . . . .

Dies Wort des treuen preussischen Patrioten bezeichnet mit richtiger Würdigung den wahrhaft großen Sinn des Königs, der in zu hohem Grade Alles, was als wahrer Ruhm angerechnet werden kann, erschöpft hatte, als daß er noch der Ehrenbogen und Triumphgesänge bedurfte. In eben dem Maße, als seine Thaten und Schöpfungen wuchsen, entsagte er um so unbedingt dem Schein; denn wer konnte wohl mit sichererem Bewußtsein des großen Gustav Adolph's Wort: „Dem Würdigsten gebührt die Herrschaft“ wiederholen als er. —

Den schönsten Beweis, wie viel mehr ihm an dem stillen Verdienste, ein guter Verwalter seiner Staaten zu sein, als an allem glänzenden Kriegsruhm gelegen war, zeigte er unverzüglich nach dem Frieden durch die rastlose Thätigkeit, mit welcher er die Kriegeschäden zu vergüten suchte. Schon im Jahr 1766 konnte er an Voltaire schreiben, daß er in Schlessien 8000, in Pommern und in der Neumark 6500 Häuser habe wieder aufbauen lassen. Mit dieser Befriedigung der nackten Nothdurft begnügte er sich nicht, denn es galt, den Standpunkt der Kultur, in welchem sich seine Unterthanen befunden hatten, zu erhalten und zu erhöhen, und auch diejenigen unter ihnen nicht fallen zu lassen, deren Thätigkeit auf die Entwicklung eines friedlich blühenden Zustandes berechnet war. So wurden denn auch Prachtbauten angegriffen und fortgesetzt, wie z. B. das Schloß des Prinzen Heinrich (das heutige Universitätsgebäude) und das sogenannte neue Palais in der Nähe von Sans-Souci, letzteres in dem vollen üppigen Aufwande des damaligen Glanzstiles. Die Kosten des Baues für das letztere werden auf elf Millionen berechnet; eben so viel die inner Einrichtung, ein wahrhaft königlicher Beweis, wie wenig der verheerende Krieg seine Geldmittel erschöpft hatte, und wie viel ihm daran lag, geschäftlose Hände in Thätigkeit zu setzen, somit den Geldumlauf in seinen Residenzen wieder zu fördern. Dabei ließ er es für sich eine Haupt Sorge sein, gegen manche Uebel, die noch aus dem Kriege in die Zeiten des Friedens hinübertwickten, auf das Kräftigste zu vertilgen, vor Allem die aus dem Umlaufe der Besoldungsscheine und des schlechten Geldes erwachsenden Mißstände. Papiergeld

wurde unter ihm in gewöhnlichen Zeiten noch nicht ausgegeben, allein in den vier letzten Kriegsjahren hatte man, um die ganz unerläßlichen Bedürfnisse zu bestreiten, an die Beamten obgenannte Kassenscheine, nach dem Frieden zahlbar, ausgetheilt, wofür sie sich Geld schaffen sollten. Da von einem Zwangscours nicht die Rede war, so kamen die Inhaber derselben in große Verlegenheit, weil die Wechsler nur den fünften Theil in baarem Gelde dafür zahlten, worüber man sich bei der unsicheren Lage Friedrichs gar nicht wundern kann.

Das preussische Münzwesen vor dem siebenjährigen Kriege war sehr gut geordnet, und der Münzfuß vom Jahre 1750, der durch den Geheimen Finanzrath Graumann geregelt war, galt als eine musterhafte Einrichtung. Allein schon 1755, in dem richtigen Vorgefühl der schweren Zeiten, welche hereinbrechen würden, hatte Friedrich einen Vertrag mit dem Juden Ephraim Frenckel wegen Ausprägung der Scheidemünze geschlossen. Obgleich später noch andere jüdische Geschäftsmänner mit der Ausmünzung des Geldes von geringerer Qualität beauftragt wurden, indem man die Münze an sie verpachtete, so galt doch der Jude Ephraim als der Hauptagent dieses sehr beschrieenen Geschäftes, was die damals üblichen Spottverse:

„Von außen schön, von innen schlimm,  
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

hinreichend bezeugen.

Wie viel die Gehaltsverringerung betraf, läßt sich nicht genau nachweisen, auch war sie nicht überall, noch zu allen Zeiten gleich, denn je länger der Krieg währte, desto schlechter wurde die Münze; auch hielten sich die Unternehmer wohl nicht immer an die festgesetzten Vorschriften, namentlich, wenn sie außerhalb des preussischen Staates wohnten, wie z. B. die unter braunschweig-lüneburgischem, sächsischem und bernburgischem Stempel ausgeprägten Münzen. Von diesen waren einige so schlecht, daß sie wegen des nicht zu vertilgenden Grünspans den Spottnamen Grünjacken erhielten, wogegen die sogenannten Ephraemiten, welche äußerlich ganz gut weiß ausfahen, mit dem Namen Bleckklappen beehrt wurden. Da die königlichen Kassen dies leichte Geld, wie die Kabinettsordre vom 25. August zeigt, als voll annahmen, so hatte der kleine Verkehr, der auf schnellen Austausch berechnet ist, weniger davon zu leiden; allein bei großen Zahlungen mußte man sich doch sehr vor Schaden hüten, denn selbst in der Kabinettsordre war bemerkt, daß die Annahme des Geldes nur „aus Gnade“ geschehe, weshalb man sich auf andere Bestimmungen in Bezug auf Münzverhältnisse gefaßt machen mußte. Dies geschah auch sogleich nach dem Friedensschluß; schon am 21. April 1763 erschien ein Edikt zur Lösung der verwirrten Geldverhältnisse. Durch dieses und ein zweites Edikt vom 18. Mai erhob Friedrich den bis 1759 ausgeübten Kriegesfuß zum Landesmünzfuß und zum Maßstabe aller Güter, nach welchem vom 1. Juni des laufenden Jahres an alle Zahlungen geleistet werden sollten. Auf diese

Weise wurde kein Zahlverhältniß gestört, auch behielten Markt und Handelswaaren die vorigen Preise. Die Kosten der Umschmelzung übernahm der König.

Nachdem durch diese Verordnungen die Rückkehr zu einem vollständig geregelten Münzwesen angebahnt war, erschien im folgenden Jahre am 29. März das Edikt, durch welches der heutige Münzfuß in den preussischen Staaten festgestellt, und auch alle kleineren Courant-Sorten nach dem vollen vierzehn Thaler- oder ein und zwanzig Guldenfuß ausgeprägt wurden. Hiermit trat die volle Regelung der Münzverhältnisse wieder ein. Natürlich ging diese Reduktion nicht ohne erhebliche Verluste für das Publikum, und namentlich für Einzelne, welche entweder nicht mit der nöthigen Vorsicht gehandelt hatten oder durch besondere Umstände in Besitz großer Summen des schlechten Geldes gekommen waren, von Staaten; doch ist dafür in Anschlag zu bringen, daß keine Kriegsschulden durch außerordentliche Steuern zu decken, oder Zinsen für dieselben zu zahlen waren, und daß im Ganzen nur wenige Prozente dem Besitzer verloren gingen. Am stärksten war der Ausfall an der Scheidemünze, an welcher 22 Prozente verloren gingen. Wenn man dagegen vergleicht, welche ungeheuren Verluste den Franzosen in der Revolutionszeit, und auch noch in diesem Jahrhundert zu wiederholten Malen den Unterthanen in anderen großen Staaten zugemuthet worden sind, und vergleichen wir hiermit alles Große und Herrliche, was aus dem glorreichen Kriege Friedrichs für Preußen hervorgegangen ist, so wird man eingestehen müssen, daß gegen diese glorreichen Ergebnisse die zeitweiligen Opfer nur als gering angeschlagen werden dürfen.

Wie wenig Friedrich II. auch auf die Feier seines eigenen Ruhmes gab, so entzog er doch den tapferen Gefährten seiner Kriegsthaten nicht die verdienten Ehrenbezeugungen. Vor Allem setzte er seinem Bruder Heinrich ein ehrenvolles Denkmal in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, wo er bei Gelegenheit der Schlacht von Freiberg von ihm sagt: „Es wäre überflüssig, hier eine Lobrede auf Seine königliche Hoheit zu halten. Die schönste, die man ihm spenden kann, ist, seine Thaten zu erzählen. Kenner werden dabei leicht die ebenso seltene, als glückliche Mischung von Kühnheit und Vorsicht bemerken, welche die von der Natur nothwendig zu erheischenden Vollkommenheiten in sich schließt, um einen großen Kriegsmann zu bilden.“ Diese Hochachtung ermangelte auch nicht der äußeren Beweise, denn abgesehen von dem schon erwähnten Palast, überwies er dem Bruder die Mittel zur Ausstattung eines sinnigen und genußreichen Aufenthaltes in dem von ihm selbst so hoch gehaltenen Rheinsberg. Stets behielt der Prinz das Vertrauen des Königs, der ihn später noch in wichtigen Geschäften des Krieges und Friedens mit unbändigem Vertrauen beehrte.

Den Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte Friedrich schon im Jahre 1758 zum Feldmarschall ernannt; auch nach dem Frieden blieb der Prinz als solcher und Gouverneur von Magdeburg in preussischen Diensten, bis im Jahre 1766 ein Mißverständniß in dienstlichen Verhältnissen ihm Veranlassung zum



Austritt aus dem Heere gab. Ferdinand nahm sogar das Patent eines kaiserlichen Feldmarschalls an. Dessenungeachtet bewies ihm noch später Friedrich fortwährend in Rede und That die höchste Achtung; noch in seinem Testamente finden wir einen Beweis dafür.

Seinen berühmten Helben, Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz, obgleich letzterer ebenfalls später nicht ganz mehr in dem ehemals vertraulichen Verhältnisse zu ihm stand, setzte er auf dem Wilhelmshofe Marmor-Statuen; Zieten starb zu kurze Zeit vor dem König, um durch ihn schon eine gleiche Ehre zu genießen. Merkwürdig genug kann es erscheinen, daß die beiden letzteren ruhmgekrönten Feldherren nur zu Generalen der Cavallerie, nicht zu Feldmarschällen ernannt wurden, obgleich Zieten vor allen anderen seiner Generale trotz seiner Freimüthigkeit und mancher inneren Verschiedenheit stets das vollkommenste Vertrauen, so wie die zarteste Berücksichtigung im Umgange genoss.

Von allen jüngeren hohen Offizieren zeichnete Friedrich den Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, ganz besonders aus. Schon die ersten Proben seiner Tapferkeit hob Friedrich II. rühmend hervor; überhaupt galt der Prinz stets als sein vorzüglicher Liebling.

Friedrich II. suchte stets mit sorgfältiger Berücksichtigung des persönlichen Verdienstes edlen Wettkämpfer unter seinen Offizieren zu fördern, und es war gar nichts Ungewöhnliches, daß er verdienstvolle Männer in Folge glänzender Waffenthaten mehrere Grade im Abancement überspringen ließ; durch diese Beförderungen außer der Tour erhöhte er natürlich bedeutend den Eifer in seinem Heere; denn ein Jeder wußte, daß des Königs prüfender Blick auf den Leistungen ruhte, um diejenigen herauszufinden, welchen er als Stellvertreter seiner eigenen Person die Truppen anvertrauen konnte. Auch die gemeinen Soldaten wußte er durch seinen Beifall zu spornen, so wie durch Besorgniß vor Tadel auf ihrer Hut zu erhalten; beide Mittel verstand er ganz vortrefflich anzuwenden, ebenso wie kleine Geldgeschenke, die weniger ihrer selbst willen, als der Ehrenbezeugung wegen geschätzt wurden.

Nicht minder erhielten Offiziere und Generale andere materielle Beweise von des Königs dankbarer Gesinnung. Viele bekamen Landgüter oder bedeutende Geldsummen, andere wurden zu Domprobsten, Domherren, Drostern, Amtshauptleuten ernannt, und so in reichlicher und ehrenvoller Weise auf ihre älteren Tage sicher gestellt.

Freilich konnte nur die geringste Anzahl auf diese glänzende Weise bedacht werden; die bei Weitem größere war auf Ruhegehalt angewiesen, welches, dem Charakter der Regierung Friedrichs gemäß, ganz von seinem Gutdünken abhing. Im Allgemeinen stand zwar als Norm fest, daß ein General 1000 bis 1500 Thaler erhalten sollte, doch innerhalb dieser Grenze fand keine fernere Bestimmung statt. Für die niederen Grade waren die Schwankungen noch größer. Obersten empfingen oft nur 300, Hauptleute meistens 200 Thaler Pension, nur der völlig invalide Subaltern behielt seinen ganzen Sold. Ein großer

Theil von den nach dem Kriege entlassenen gemeinen Soldaten wurde als Landreiter, Exekutoren, Kanzleiboten, Visitatoren, Thorschreiber, Holzverwalter, Wägenmeister, Schirmmeister und in ähnlichen kleinen Staats- und Kommunaldiensten versorgt; Anderen wies man einige Morgen gutes Acker- oder Gartenland, namentlich in den urbar gemachten Warthe- und Negebrüchen an; aber obgleich in der Kurmark allein 3000 solcher Büdner angelegt wurden, so reichten den noch auch diese Mittel nicht zur Versorgung der großen Zahl derer, welche darauf Anspruch zu haben meinten, hin.

Friedrich II. hatte das Heer, wie wir wissen, auf 150,000 Mann beim Eintritte des Friedens herabgesetzt; aber auch bei dieser Herabsetzung bot der Unterhalt der Truppen große Schwierigkeit, denn das Land war durch die langen Anstrengungen und Leiden erschöpft, Städte, so wie flaches Land, waren verwüstet und ohne Nahrung, Handel und Fabrikatur gestört, ja zum großen Theil vernichtet. Es fehlte an Mitteln, noch mehr an Vertrauen, denn der Geldumlauf war fast vollkommen gehemmt; kurz die Angelegenheiten standen bedenklich; nur Friedrich allein, wie zuvor im Kriege, so auch in der hilflos erscheinenden Finanzlage, verzweifelte nicht. So viel war gewiß, die bisherigen Einkünfte reichten zur Deckung der erforderlichen Ausgaben nicht hin; neue Auflagen einzuführen, war gegen die Grundsätze des Königs und schien auch unter den obwaltenden Umständen gehässig; daher blieb nichts Anderes übrig, als die vorhandenen besser in Ausübung zu bringen. Hauptsächlich saß Friedrich die Accise ins Auge, welche von dem großen Kurfürsten eingeführt, als ein Hauptmittel zur Erhaltung des Kriegsetats in den brandenburgischen Staaten angesehen worden war. Die Verwaltung dieses wichtigen Finanzzweiges war bisher von den Rammern unter der Oberaufsicht des Generaldirectoriums geführt worden, jedoch nicht zur Zufriedenheit des Königs, welcher überhaupt während des letzten Krieges zu wiederholten Malen seine Unzufriedenheit mit dieser Oberbehörde ausgesprochen hatte. Friedrich II. schritt unverzüglich zur näheren Prüfung der Sache. Beim Abschluß des Etatsjahres von 1764 bis 1765 beliefen sich sämtliche Accise-, Zoll-, Licenz- und Transit-Einnahmen mit den Provinzen dießseit und jenseit der Weser nur auf 3,926,538 Thaler Brutto, so daß nach Abzug der Verwaltungskosten für den königlichen Schatz nur 3,437,820 Thaler übrig blieben. Friedrich, dessen prüfendem Blicke bei den jährlichen Verwaltungsrevisionen kein Mangel so leicht entging, bemerkte sehr bald, daß weder Einheit, noch durchgreifende Ordnung in der Steuerverwaltung stattfanden, indem jeder Bezirk von seinem Stellrath ohne Kenntnißnahme von dem, was anderwärts geschah, kontrollirt wurde. Hierauf fußte der König, indem er eine Vermehrung der Einkünfte um zwei Millionen durch sorgsamere Verwaltung, denn auf die Möglichkeit einer solchen rechnete er mit Bestimmtheit, verlangte. Seiner Unterthanen Lasten erhöhen wollte er nicht, aber an Erlassung der Abgaben war unter den obwaltenden Umständen ebenfalls nicht zu denken. In seinen Werken spricht er folgendermaßen sich über

diese Verhältnisse aus: „Keine Regierung kann ohne Steuern bestehen, sie sei eine republikanische oder eine monarchische, immer wird sie der Steuern bedürfen. Die Obrigkeit, welche die Staatsverwaltung besorgt, muß zu leben haben; Richter wollen bezahlt sein, wenn sie den Gesetzen gemäß verfahren sollen; der Soldat muß versorgt werden, wenn er aus Mangel an Lebensmitteln nicht zur Gewalt greifen soll, und auf gleiche Weise müssen die, welche dem Finanzwesen vorstehen, gut bezahlt werden, damit die Noth sie nicht zwingt, das öffentliche Einkommen zu veruntreuen. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen; außerdem aber muß etwas für außerordentliche Fälle zurückgelegt werden. Da dies Alles nur vom Volke genommen werden kann, so besteht die Kunst darin, daß der Bürger nicht erdrückt werde.“

Natürlich wollte das Generaldirektorium die Möglichkeit einer solchen Erhöhung nicht eingestehen, weil es sonst die Unzulänglichkeit seiner Maßregeln zugegeben hätte, und der Vicepräsident von Nassow erwiederte in dem über diesen Gegenstand am 10. Juni des Jahres 1765 in Charlottenburg abgehaltenen Ministerrathe auf diese obige Forderung des Königs: „das durch den Krieg so ganz erschöpfte Land lasse an keine Abgabenerhöhung denken.“ Friedrich II., keinesweges hierdurch schon überzeugt, ging genauer auf den Gegenstand ein, und fragte, um zu prüfen, ob die einlaufenden Steuern mit dem wirklichen Verbrauch im Einklang ständen: wie viel Kaffee denn in seinen Staaten verbraucht würde? Da er auf diese Frage von Niemandem eine auch nur einigermaßen genügende Antwort erhielt, so bestärkte ihn dies nur noch mehr in der Ansicht, daß die Verwaltung bisher verwahrlost gewesen wäre, und er beschloß deshalb, für diesen Finanzzweig eine ganz neue Behörde unter dem Namen: „Generaladministration der königlichen Gefälle“ einzurichten.

Hierbei traute er aber seinen bisherigen Dienern, wie überhaupt den Deutschen, nicht die gehörige Gewandtheit zu. Schon früher war er mit dem bekannten französischen Schriftsteller Helvetius, dem Verfasser des damals so verfolgten Buches de l'esprit, welcher längere Zeit die Stellung eines Generalpächters der Finanzen in seinem Vaterlande bekleidet hatte, in brieflicher Verbindung gewesen; an ihn wandte er sich aufs Neue und ließ ihn gegen das Ende des Jahres 1765 nach Berlin kommen, um bei der Einrichtung der neuen Steuerverwaltung seinen Rath zu benutzen.

Am 9. April 1766 wurde dem Generaldirektorium die Veränderung durch folgenden Kabinettsbefehl angekündigt: „Wir sind in Rücksicht, daß die Sachen, anlangend die Accise, bis dato so schlecht und unordentlich gewesen, zur Coupirung der dabei vorkommenden Defraudationen Allerhöchst bewogen worden, Fermiers aus Frankreich kommen zu lassen, um die Administration derselben zu übernehmen, und soll die Administration gedachten Fermiers vom Juni a. c. angehen, und die dieserhalb zu bestellenden neuen Bedienten im nächstkommenden Monat Mai sogleich in Activität gesetzt werden. Auch sollt Ihr vom 1sten Juni c. an nichts weiter mit den Accises und Douanes zu thun haben, des

gestalt, daß die Summen, so dies Jahr von den Accisen zur Generalkriegskasse fließen, durch die genannte Administration an die Generalkriegskasse gezahlt und die Summen von den Zöllen nach dem Etat an die Kassen, wohin sie gehören, und sonst bezahlt worden sind, gleichergestalt in den gewöhnlichen Terminen berichtet und abgeführt, und daß diejenigen Summen von Zöllen, so wie aparte erhobene und eingezogene, auch hinfüro dergestalt direkt berechnet und eingesandt werden sollen. Daher Wir hierdurch solches zur Nachricht und ganz unfehlbaren genauesten Achtung bekannt machen."

Einige Zeit darauf erschien ein „Vorläufiges Deklarationspatent“ wegen einer für sämtliche königlich preussische Provinzen, wo bishero die Accise eingeführt gewesen, vom 1. Juni 1766 an allergnädigst gut gefundenen neuen Einrichtung der Accise und Zollsachen, nach welcher die neue Steuerordnung besonders zur Erleichterung für die geringeren Klassen der Unterthanen getroffen sei; und hierauf war es auch in der That abgesehen, da größtentheils nur die Bedürfnisse der höheren Stände, die Luxusartikel den allerdings drückenden Steuern unterlagen. Drückend wurde die Steuer aber besonders durch die Ausführung von den fremden Agenten, derer man sich bediente; denn als unter dem Vorsteh des zum Staatsminister und Minister des fünften Departements im Generaldirektorium ernannten kurmärkischen Kammerpräsidenten, Freiherrn von der Horst, im Juni 1766 die Vorbereitungen zu der neuen Ordnung gemacht wurden, strömten aus Frankreich ganze Schaaren von Abenteuerern herbei, die als höhere und niedere Beamte unter den wunderlichsten Namen wie z. B. directeurs, inspecteurs, vérificateurs, contrôleurs, visiteurs, commis, plombeurs, contrôleurs ambulans (reitende Zollauffseher), jaugeurs (Weinvistrer), commis rats de cave (Kellerragen) und ganze Brigaden von anticontrebandiers zu Pferde und zu Fuß, das Land überschwemmten und durch ihre lästigen Nachsuchungen den Unterthanen in hohem Grade beschwerlich fielen, da sie, wie es bei Leuten von diesem Schlage nicht anders sein konnte, sich unter dem Schutze ihrer amtlichen Verpflichtungen die willkürlichsten Plackereien erlaubten. Ja es wird behauptet, daß sogenannte Kaffeeriecher herangeschickt wurden, um diejenigen, welche in Bezug auf diesen Artikel die Steuern zu umgehen gedachten, in die gebührende Strafe zu nehmen. Auf diese Art wurde die neue Einrichtung, welche den durch ihre ungünstigere Lage gedrückten Unterthanen Erleichterung verschaffen sollte, fast nicht minder wie den Begüterten eine unerträgliche Plage.

So entstand die administration générale des accises et péages, gewöhnlich die Regie genannt. An ihrer Spitze standen fünf Regisseurs, Le Grand de Cressy, Trablaine de Gandy, La Haye de Launay, Brière und Bernetti. Mit ihnen wurde ein Vertrag auf sechs Jahre geschlossen, nach welchem einem jeden 12,000 Thaler Gehalt und ein Antheil von den Accisegefällen, die über den Etat vom Jahre 1765/66 eingehen würden, zugesichert wurde. Sie führten den Titel Geheime Finanzräthe. Von diesen starb der erste schon im Jahr

1766, und der zweite wurde von dem Nachfolger Le Grand's, de Lettre, im Duell erstochen. Le Grand hatte keinen Nachfolger, sondern die Arbeit, wie der Gehalt wurde unter die übrigen vier vertheilt. Unter diesen Regisseurs starben Anfangs elf Direktoren in den Provinzen Ostpreußen, Litthauen, Breslau, Glogau, Pommern, Berlin, Kurmark, Neumark, Magdeburg, Cleve; bald nachher eine zwölfte in Meise.

Vor allen machten die westphälischen Provinzen so nachdrückliche Vorstellungen gegen die Regie, daß sie von derselben ausgenommen und mit der sogenannten Fixaccise, d. h. einer Fixation des Acciseeinkommens belegt wurden. Die Städte mußten nämlich ein festgestelltes Quantum unter sich aufbringen und an die Domainenkammern entrichten. Später, am 25. Januar 1777, erschien eine „Declaration, die Accise-Einrichtung in den westphälischen Provinzen betreffend,“ welche theils das Accise-Fixations-Quantum ebenmäßig bestimmte, theils in den Provinzen Cleve, Mark, Minden, Ravensberg die ordinäre Accise nach einem revidirten Tarif wiederherstellte, mit dem Bemerkten, die Kammern sollten darauf sehen, daß die Einnahme nicht unter dem bisherigen Fixationsquantum bleibe. Im Gebiete von Meurs und Tecklenburg dauerte jedoch die Fixation fort, und zwar, wie jene Aenderung, auf besonderen Wunsch der Unterthanen, welcher, sobald das öffentliche Wohl nicht darunter litt, stets von Friedrich II. gehört wurde, da es ihm nie auf System und Gleichmäßigkeit, sondern nur auf den wirklichen Vortheil ankam. Eine Ausnahme von der allgemeinen Bestimmung machte auch noch Geldern, wo die Regie niemals stattgefunden hat; es wurde anderweitig über die Gefälle, mit Ausnahme des Zolles, verfügt, indem man sie 1770 an die Stände des Landes auf dreißig Jahre verpachtete. Auf ähnliche Weise wurden in Ostfriesland die landesherrlichen Einkünfte von den Ständen verwaltet und an die Kammern abgeführt. Als Westpreußen in den preussischen Staatsverband trat, richtete man in Friesland und Gordon Accise-Direktionen ein.

Nach Verlauf des sechsjährigen Contractes entließ Friedrich II. die Regisseurs bis auf La Hays de Launay; dagegen wurden vier neue, zwei Franzosen, Merinval und Le Serre, und zwei Deutsche, Magusch und Engelbrecht, ernannt; auch wurde, da man während der Zeit manche Erfahrungen gemacht hatte, das Reglement vom 11. Juni 1772 für das königliche Accise- und Zollgericht in Berlin gegeben, welchem später noch andere Verordnungen, zuletzt ein eigenes „Ober-Accise- und Zollgericht“ für die ganze Monarchie folgte, unter welchem die Provinzial-Accise und Zollrichter standen.

Von dem Jahre 1772 an war La Hays de Launay erster Regisseur und eigentlicher Chef des Regiewesens im preussischen Staate, denn der Minister von der Forst, dem Anfangs die Leitung des Steuer-Departements bestimmt war, durfte sich nicht selbstständig in die Angelegenheiten desselben mischen, und nahm auch schon im Jahre 1774 seinen Abschied.

Die Einrichtung selbst erregte allgemeine Aufregung, und bei den Untertanen fast durchgängig großes Mißfallen; es fehlte sogar nicht an Leuten, welche den Untergang des Staates aus einer so drückenden landesverderblichen Maßregel prophezeiten. Daß sich Friedrich II. durch so unbestimmte und jedenfalls die Uebertreibung an der Stirn tragende Urtheile nicht bestimmen ließ, ist seinem Charakter nach leicht zu begreifen; hatte er doch den großen Kaiser als Beispiel vor sich, welcher selbst unter dem entschiedensten Widerspruch der damals berechtigten Stände seine übermäßig drückend erscheinenden Finanzbestimmungen durchsetzte.

Fragt man nun nach dem schließlichen Ergebniß einer Maßregel, welche ihrer Natur so weit als der Ausübung nach durch fremde Abentheurer, dem Vorzug vor den Inländern ein gewisses freches Selbstvertrauen und unbedingte Bereitwilligkeit zu den verhasstesten Diensten war, so vielfache Uebelstände herbeiführte: so steht diese mit den nachtheiligen Einwirkungen keinesweges in einem befriedigenden Verhältnisse. Berechnungen von Staatseinkünften in Bezug auf Mehr- oder Minderertrag sind nie ganz sicher, weil man außer den angegebenen Ertragssummen zu richtigem Vergleiche auch alle die in verschiedenen Zeiten verschieden mitwirkenden Faktoren kennen muß, was höchstens nur annähernd zu erreichen ist. Wenn man nun den Mehrertrag der Regie gegen die frühern Acciseeinnahmen für den Lauf der 21 Jahre von 1766 bis 1787 auf achtzehn Millionen, oder jährlich auf 857,000 Thaler ansetzt, was auch noch nicht einmal deswegen ganz genau ist, da die neu eingeführten Zettel-, Plombage- und Umschüttiegelber, so wie die Einkünfte aus Westpreußen hinzukamen, so darf man wohl, ohne ungerecht zu sein, annehmen, daß bei dem natürlichen und nachweisbaren Fortschritte des Wohlstandes in den letzten 21 Jahren der Regierung des großen Königs auch die bisherige Verwaltung, mit der nöthigen Umsicht ausgeübt, ohne jene verhassten Placetteien denselben Ertrag geliefert haben würde. Uebrigens hat der Haß gegen die neue Maßregel die Ausschweifung derselben gar sehr übertrieben; denn während sonst glaubwürdige Schriftsteller von 3000 Finanzkünstlern sprechen, beschränken sich die Angaben wirklich sachkundiger Männer auf 500, ja de Launay behauptet, es seien nie mehr als 200 seiner Landsleute in preussischen Finanzdiensten gewesen, auch habe er selbst sofort die Hälfte nach Frankreich zurückgesendet.

Nach und nach kam der König auch für seine Person von seinem günstigen Vorurtheile für die Franzosen als ganz besonders befähigte Verwaltungsbeamte zurück, was vor Allem ein Schreiben vom 1. December 1784 an den Staatsminister von Werber bezeugt: „Mein Lieber u. s. w. von Werber, heiß es darin, Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum wegen der untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspectors Pagan wider die Accise-Administration erhalten und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solcher Schurkenzeug ist, die Franzosen, das kann man wegzagen, wozu man —“  
 —“II, und wenn man das thut, so verliert man nichts an sie. Was diesen

gan betrifft, so kann der nur gleich abgeschafft werden, wobei ich Euch noch  
ge, daß Ich überhaupt darauf denke und suchen werde, Mir nach und nach  
die Franzosen vom Hals zu schaffen und sie los zu werden, welches  
ich Euch zur Antwort melden wollte als Euer wohlaffectionirter König."

Es wäre ungereimt, behaupten zu wollen, daß alle Maßregeln des großen  
Königen den Stempel der Vollendung an sich trügen, daß keine derselben ihren  
Zweck verfehlt hätte; allein so viel steht fest, daß keine aus einem anderen  
Grundgrunde, als dem, das materielle und geistige Wohl seiner Unterthanen  
auf die kürzeste und beste Weise zu fördern, hervorgegangen ist; so auch bei  
der Regie. Wenn es hierfür noch eines besonderen Nachweises bedürfte, so  
sehen wir denselben aus dem Briefe, welchen der große Monarch am 17. März  
1766 an de Launay schrieb, und aus dem wir hier einzelne Stellen über die  
verschiedenen Steuergegenstände anführen: „Fleisch. Es ist mir unmöglich,  
dieser Steuer (auf das fremde Schlachtvieh) meine Billigung zu geben; sie  
ist für den gemeinen Mann zu drückend. Was das Fleisch betrifft, so kann  
man das Pfund auf 19 Pfennig setzen, aber der Impost von einem Thaler  
auf jedes Stück fremdes Hornvieh kann nicht stattfinden, und ihr müßt sonst  
den accisbaren Gegenstand auffinden, bei welchem man sich erholen kann."

„Bier. Das einheimische Bier muß nicht zu hoch besteuert werden; es  
zahlt bis jetzt 9 Groschen, es mag 12 Groschen bezahlen, aber non plus  
tra. Dagegen könnt ihr die fremden Biere, das Englische, Zerbst, Braun-  
schweiger u. s. w. so hoch impostiren, als ihr wollt."

„Branntwein. Der Franzbranntwein kann hinfüro anstatt auf 14  
Groschen auf 10 herabgesetzt werden, so viel lasse ich mir gefallen. Pfeffer,  
Peperien und dergleichen Artikel gebe ich auch Preis; mit einem Worte, Alles,  
was zum Luxus und Ueberfluß gehört."

„Ihr könnt auch alle fremden Weine, Franken-, Neckar-, Schwaben-  
weine, und wie sie Namen haben mögen, so hoch besteuern, als ihr für gut  
achtet; so was bezahlt der Arme nicht, und sehe ich euch als den Sachwalter  
der Soldaten und Fabrikanten an, deren Vortheil ich also allein zu besor-  
gen habe."

„Uebrigens ist euer Projekt vortrefflich, und wir wollen diesen Nachmittag  
sich an die Arbeit gehen, Alles vollends ins Reine zu bringen. Ihr werdet  
über die Ehre haben, in dieses Chaos Licht, Ordnung und Deutlichkeit gebracht  
zu haben. Ich sehe die Herren de la Haye und Cambry als zwei Jupiter an,  
die es glücklich entwirrt haben."

Wie deutlich spricht sich hier die Absicht des Königs aus, die Untertha-  
nen, deren Vater und Erzieher er war, durch zweckmäßige und kräftig einget-  
riebene Maßregeln in ihren Interessen zu schützen, so wie in ihren nützlichen  
Bestrebungen zu fördern. Wer wird nicht willig zugaben, daß, wenn überhaupt  
das „laissez faire“ eine segensreiche Regierungsmaßregel sein kann, wenigstens  
niedrige Zeiten eine solche nicht gestatteten, sondern ein festes Steuern und

Denken als unmaßgebliches Gebot für den Herrscher erschien, für welchen jeglicher Tag dieselbe Anforderung stellte, noch als ein nach allen Seiten hin unwandelbares System gelten konnte. So hatte denn auch die Regie ihre Seite ohne Zweifel dadurch, daß sie eine regsamere Thätigkeit in die Verwaltung brachte; vielleicht hätte die Maßregel weniger scharf durchgeführt werden und zum Vortheil des allgemeinen Besten eher aufhören können.

Auch in Bezug auf die Hauptperson, welcher dies wichtige staatswirtschaftliche Geschäft aufgetragen wurde, La Hays de Launay, steht Friedrich durchaus ohne Vorwurf da, denn hier bestimmte ihn nicht Vorurtheil oder Eigensinn, sondern geschäftliche Bildung und edles Streben, wie die Rechtfertigung des angeschuldigten Mannes beweist. De Launay giebt seinerseits dem Könige darin ein herrliches Zeugniß: „Anstatt die Abgaben des geizigen Volkes, sagt er, vermehren zu wollen, hat der König sie oftmals, ohne ein Wort zu sagen, vermindert und sich der Gefahr ausgesetzt, in seinen Annehmlichkeiten einen wesentlichen Ausfall zu leiden, wie ich es ihm öfters, obgleich vergebens, vorzustellen mir die Freiheit nahm. — Was der König über die Summe, die er als ein nothwendiges Fixum verlangte und gebrauchte, von willkürlichen Artikeln, welche der ruhigere Theil der Nation bezahlen wollte, theils von den Ausländern an Zöllen, Tranfiten und anderen gleichen Abgaben erhielt, schenkte er allemal seinem Volke wieder, dem er etwas abforderte, sondern immer gab; denn seine Ersparungen selbst hatten kein andern Zweck, als seinem armen Volke in Unglücksfällen und kritischen Fällen zu Hülfe kommen zu können. — Seine Geschenke waren nicht bloß Geldspenden, er bezahlte Arbeiter, die er dadurch in Nahrung und Thätigkeit setzte; denn, pflegte er zu sagen, durchs Arbeiten lernt man Geld verdienen, Geld behalten, und macht sich mehr oder weniger dem Gemeinwesen nützlich. Er ließ daher Wälder urbar machen, Moräste austrocknen, Häuser und Gebäude aufführen, Kanäle graben, öffentliche Arbeiten unternehmen, Fabriken anlegen, und bewies dadurch, daß sein einziges Augenmerk auf das Wohl und den Nutzen seines Volkes gerichtet war.“ —

„Als er 1778 zur Armee ging, schrieb er mir: Ich nehme viele Menschen aus dem Lande und entziehe dadurch der Consumtion viel; meine Unterthanen werden während der Zeit weniger verdienen können; stellen Sie sich, als merkte Sie die Mißbräuche nicht, die einschleichen werden; nach dem Kriege wollen wir alles wieder in Ordnung bringen. — Die Sorgen des Krieges, der Lärm der Waffen verdrängten die Sorgen für sein Volk keinen Augenblick aus seinem Herzen. Er schrieb mir von der Armee: Ich möchte wissen, wie alles geht, aber kein Detail. Schreiben Sie mir nur: Gut, ziemlich, schlecht, so weit ich schon, woran ich bin.“

„Als der Krieg zu Ende und der König in Potsdam zurück war, ließ er mich noch den nämlichen Tag zu sich rufen. Ich fand ihn noch mit vielem Staube bedeckt und schon mit der Sorge für sein Volk beschäftiget. Er fragte



Minister Michaelis, warum nach der sächsischen Grenze hin noch so viel bebauete Striche wären? Als ihm zur Antwort gegeben wurde, daß diese richte armen Obelleuten oder Gemeinden zugehörten, die nicht im Stande waren, sie urbar zu machen, erwiderte der König: „Warum hat man mir nicht hier etwas davon gesagt? Man weiß doch ein für allemal, daß, wenn im Lande etwas über die Kräfte meiner Unterthanen geht, es mir obliegt, die Hände über mich zu nehmen, und sie nichts weiter zu thun haben, als die Früchte davon einzusammeln. Ich assignire hiermit 300,000 Thaler, um diese Länder weiter urbar zu machen, und wenn diese Summe nicht zureichen sollte, so will ich mehr geben.“

Dies mag über den vielbestrittenen Gegenstand genügen, aus welchem wir lernen, daß es bei durchgreifenden Maßregeln im Staats- wie im Privatleben weit weniger darauf ankommt, ob sie absolut die besten und zweckmäßigsten sind, sondern weit mehr, wie man sie handhabt und auf welche Weise man ihr Ergebnis anwendet, und so ist es denn auch gewiß, daß im Ganzen die allgemeine Friedrich II. damit zum Segen seines Landes gewirkt hat. Die der Maßregel zum Grunde liegende Idee war durchaus edel und verständig: ein Versuch, die Lasten des Staatshaushaltes von den Schultern des Unbegüterten auf den Wohlhabenderen hinüberzulegen, und so die schwierigste Aufgabe der Regierung zu lösen, jeglichen Unterthan nach seinen Kräften zu Staatsbedürfnissen heranzuziehen.

Außerdem war Friedrich II. in der That, wie de Lamay sagt, der Disponent des Staatsvermögens für sein Volk, stets eifrig und stets besorgt, eine vernünftige Ausgleichung mit Feststellung der socialen und staatlichen Einkünfte aufrecht zu erhalten; daß durch Maßregeln der Art die Consumption der besteuerten Artikel gehemmt, die Ausdehnung derselben beschränkt und deshalb der Betrag nicht wie durch freiere Zulassung erhöht wurde, ist noch nicht unbedingt als ein Uebel anzusehen. Auch litt zu seiner Zeit Handel und Verkehr keinesweges in dem Grade, wie es uns nach heutigen Ansichten erscheinen muß, weil eben die geringere Verbindung und die beschränkteren Kommunikationsmittel weniger dadurch beeinträchtigt wurden. Die Zeit ertrug solche Beschränkungen, namentlich da in Preußen ein Geist an der Spitze stand, welcher stets im Stande war, selbst die Mängel des Systems durch kraftvolle und geniale Behandlungsweise segensreich auszubehuten.

Der französischen Regie an die Seite trat die königliche Tabaks- und Kaffeeverwaltung; sie entsprang aus demselben Princip, aus welchem die französische Acciseverwaltung hervorgegangen war. Tabak wurde schon gegen das Ende der Regierung des großen Kurfürsten im Brandenburgischen gebaut, unter der folgenden sogar einiger über Hamburg ausgeführt. Zu gleicher Zeit finden wir schon Tabakspinner in solcher Zahl, daß sie im Jahre 1715 um die Vergünstigung einer geschlossenen Innung einkamen. Bald wuchs der

Gewerbefleiß in diesem Zweige dergestalt, daß die im Inlande verarbeiteten Tabake nach Sachsen, Polen, Böhmen, Mecklenburg, Dänemark und England gingen, und dort selbst den Vorzug vor den Holländern und Hamburgern fanden. Zur Zeit, als die Regie entstand, richtete Friedrich II. seinen Blick auf diesen wichtigen Handelsgegenstand und machte ihn zu einem Monopol, dessen Pacht mit einer Million Thaler angesetzt wurde. Die Pächter konnten jedoch ihre Verpflichtungen nicht erfüllen, deshalb wurde 1766 eine Generalkabak-Administration gegründet und mit dem Alleinhandel des Erzeugnisses beauftragt. Anfangs stand diese unter der Regie, wurde aber bald als selbstständiger Verwaltungsweig bis 1774 dem Departement des Ministers der Forst zuertheilt und später unter die Aufsicht des schon erwähnten sächsischen Finanzrathes Nagusch gestellt. Der Erlös aus diesem Verwaltungsweig war sehr bedeutend, denn er betrug in dem Statsjahre 1785 bis 1786 gegen drei Millionen an Bruttoeinnahme, von denen nach Abzug sämtlicher Unkosten 1,286,289 Thaler in die königlichen Kassen flossen. Und nicht die Fabrikation allein bot ein so günstiges Ergebnis, sondern auch der Bau inländischer Tabak wurde mit solchem Erfolge betrieben, daß dadurch die Einfuhr amerikanischer Blätter zum Belaufe von 250,000 Thalern beinahe vollständig gedeckt wurde.

Dies war ein äußerst glänzendes Ergebnis, wenn man die Zeit seiner Entstehung und Entwicklung, so wie den Bildungszustand des damaligen Staates ins Auge faßt, dessen wohlthätigen Folgen mit den daraus nothwendigen Beschränkungen in keinem Verhältnisse stand, da der Verbrauch, namentlich der theureren Tabake, als ein reiner Luxusartikel angesehen werden darf. Wir müssen stets dabei ins Auge fassen, daß der König nach allen Seiten hin der Erzieher und Vormund seiner Unterthanen machen mußte, welche im Verhältnisse mit den bedeutenden Kulturvölkern Europas noch zu sehr im Rückstande waren, um aus eigenem Triebe und eigenen Mitteln Handels- und Gewerbezweige dieser Art in die Höhe zu bringen. Friedrich konnte es dem zweifelhaften Gange der natürlichen Entwicklung nicht überlassen, denn seine politische Stellung gebot ihm, so schnell als möglich verfügbare Mittel in seine Hände zu bringen, welche von ihm aus, dem wahren Herzen des Staatskörpers, wiederum im lebhaftesten Umlaufe alle Glieder durchströmten und zu der vielfachsten und segensreichsten Thätigkeit belebten. Während dasselbe Verwaltungssystem mit unverständiger Verschwendung oder engherziger Dekonomie verbunden, die Lebenskräfte des Staates hätte verfliegen lassen können, wurde es hier die Grundlage zu einer verhältnißmäßig reich gesegneten Zukunft. Daher hatte denn auch Friedrich II. vollkommen Recht, wenn er die Kabak-Administration, zu welcher er hauptsächlich den Gedanken angeregt hatte, ganz vorzüglich sein Werk nannte und mit einem gewissen Stolge auf dieselbe sah, ohne daß der Beschränkte deshalb die Rückkehr solcher Maßregeln in Zeiten, die ganz andere Bedingungen in sich tragen, herbeiwünschen wird.

Ganz anderer Art war die Kaffee-Administration oder Kaffee-Regie. Da es sich hier nicht um einen inländischen Industriezweig handelte, so glaubte der König, seinen Grundprinzipien gemäß, nach welchen es ihm hauptsächlich darauf ankam, die producirenden Thätigkeiten seines Volkes zu erhöhen und es so wenig als möglich dem Auslande zinsbar zu machen, hier, wie überall, regelnd eingreifen, der Verbreitung entgegenarbeiten, und außerdem von dem Gebrauche den möglichst größten finanziellen Nutzen ziehen zu müssen. Wenn wir erwägen, daß noch im Jahre 1775 der erste Präsident der Oberrechnungskammer, Roden, in seinen dem Thronfolger gehaltenen Vorträgen den Satz aufstellte, „es werde sich mit der Zeit der Geschmack des Publikums am Kaffee ganz verlieren,“ so geht hieraus zwar der bedeutende Irrthum, dem ja auch die größten Geister unterworfen sind, zugleich aber auch Friedrichs wohlthätige landesväterliche Gesinnung hervor, und es verliert sich die gehässige, in der damaligen Zeit bei dem durch die Maßregel belästigten Publikum allgemein eingewurzelte Vorstellung, daß der König nur einzig und allein auf den Ertrag seiner Kaffe dabei gesehen habe.

Der Kaffeeverbrauch war zu Anfang seiner Regierung ohne Zweifel noch sehr gering, denn im Jahre 1721 hatte man einem Ausländer die Concession zur Errichtung des ersten Kaffeehauses in Berlin, und zwar in einem Gebäude am Lustgarten, welches sich an das königliche Waschhaus schloß, gestattet. In den Haushaltungen war man damals mit der Bereitung des jetzt so allgemeinen Getränkes unbekannt. Als unter Friedrich die Domkirche gebaut und deshalb Alles, was dort am Wasser stand, niedergerissen wurde, wies man dem Kaffeeshank zur Entschädigung eines von den leerstehenden Zimmern der Maler-Akademie an. Bald jedoch nahm der Gebrauch in ungeahnter Weise zu, trotz aller Verhinderungsmaßregeln und starken Steuern. Diese Steuer nämlich betrug, zur Zeit, als die Kaffee-Regie eingerichtet wurde, vier Groschen für das Pfund, welche im Jahre 1772 zum Vortheil der Bank um zwei Pfennige noch erhöht wurde. Daß diese Anordnung, ebenso wie das Tabaksmonopol, eine Menge kecker Leute zum Schmuggelhandel im Großen, selbst mit bewaffneter Hand, anregte, war wohl natürlich, auch lag der Beweis für seine Ausdehnung offen da, weil in Berlin durchgängig bei den Krämern das Pfund Kaffee für zehn Groschen verkauft wurde. Um diesen Schmuggelhandel zu erschweren, wurde auf den Vorschlag des Potsdamer Kupferschmiedes Jury nach dem Vorbilde der in England üblichen Kaffeebrennerei eine ähnliche Einrichtung für die preussischen Staaten entworfen. Wenn in einem Staate, wie England, welcher damals schon den Welthandel in Händen hatte, Maßregeln der Art als zweckmäßig erschienen, so kann man sich wohl kaum wundern, daß Friedrich II. ähnlichen Vorstellungen Raum gab. De Launay erhielt also den Befehl, den Entwurf zu einer Kaffeebrennerei vorzulegen. So erschien die Kaffeeordnung vom 21. Januar 1781. Jede Provinz erhielt ein Hauptentrepot von Kaffee mit verschiedenen Nebentrepots, im Ganzen von letzteren 21; die westphälischen

Vänder zahlten auch für diesen Zwang eine Abfindungssteuer. Die königlichen Entrepoteurs, und dies waren Kaufleute, erlegten 6000 Thaler Caution. Sie hatten die Erlaubniß, ungebrannten Kaffee an die Privilegirten und gebrannten in Büchsen an die Krämer zu verkaufen. Das ganze Kaffeegeschäft stand unter dem Berliner General-Büreau und unter der General-Accise- und Zollkaffe, und de Launay war Präsident. Jede blecherne Büchse hielt genau 24 Loth gebrannten Kaffee und war mit einer königlichen Verordnung verklebt. Diese 24 Loth kosteten einen Thaler, die Büchse, welche man wieder annahm, vier Groschen. Der Gebrauch war damals schon äußerst bedeutend, wenn man die kurze Zeit seit der Einführung bedenkt, denn er ward auf  $3\frac{1}{2}$  Millionen Pfund berechnet. Zum Brennen der rohen Bohnen war eine besondere Vergünstigung nöthig, welche jedoch nur in den Städten dem hohen Adel, den Offizieren, den Geistlichen und den Mitgliedern der Landeskollegien und einigen andern Bevorrechtigten gestattet wurde. Zu diesem Zwecke erhielten sie sogenannte Brennscheine, die beim Accise-Amte mit einem Groschen bezahlt wurden. Die Privilegirten bekamen zwar den ungebrannten Kaffee für 9 Groschen, mußten aber jährlich wenigstens zwanzig Pfund verbrauchen. Die Kaffeeadministration gab kein so erfreuliches Ergebnis, als die Tabaks-Regie, denn durch sie ging eine Million Thaler ins Ausland, was besonders dem König für das Land nachtheilig erschien.

Bei der zunehmenden Liebhaberei für dies ausländische Produkt und dem hohen Preise stieg der Schleichhandel in unerhörtem Maße. Vergebens bemühten sich die obengedachten Kaffeeriecher, die Defraudanten auszumitteln; ihre Anstrengungen dienten nur dazu, die Erbitterung gegen die ganze Kaffeegel zu erhöhen. Der umsichtige de Launay rieth dem Könige deshalb zu dem einzig wirksamen Mittel, nämlich er sollte die Auflage auf den Kaffee ermäßigen. Dies geschah wirklich durch die Deklaration vom 19. Juni 1783, nach welcher die 24 Loth gebrannten Kaffees in der Büchse vom 1. August an nur sechszechn Groschen kosten sollten. Diese Verminderung jedoch reichte noch nicht hin, da in Hamburg damals das Pfund Kaffee 6 bis 7 Schilling und in Berlin, mit Ausschluß der Accise,  $4\frac{3}{4}$  Groschen kostete, demnach dem Schleichhandel immer noch eine sehr starke Prämie zu gute kam. Daher wurden im folgenden Jahr die Consumtionsgefälle noch so bedeutend herabgesetzt, daß von nun an das Pfund gebrannten Kaffees nur noch 10 Groschen galt, nicht nur bei der Administration, sondern auch bei den Krämern, welche durch Rabatt von fünf Prozenten sich ihre Mühwaltung bezahlt machten. Großhändler durften keinen gebrannten, Krämer keinen rohen Kaffee verkaufen.

Es läßt sich denken, daß bei dem so hohen Kaffeepreise Surrogate für den theuren Gegenstand gesucht wurden. Man nahm zu gerösteten Erbsen, Weizen, Gerste, Mohrrüben und anderen Dingen seine Zuflucht, die, mit wenigen Kaffeebohnen gemischt, dann ein genießbares Getränk geben sollten; auch Schoriensfabriken wurden angelegt. Hiermit war der König ganz zufrieden,

dem sein Hauptzweck ging immer dahin, den Verbrauch eines nur dem Auslande zukommenden Gewinnes möglichst zu beschränken. In diesem Sinne waren auch mehrere seiner Kabinettsentscheidungen, namentlich die vom 27ten August 1779: „*Se. R. M. u. s. w.*“, heißt es darin, lassen dero Hinterpommerschen Landständen auf ihre Vorstellung wegen der geordneten Besteuerung des Weines und Kaffees auf dem platten Lande hierdurch zu erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursache sich zu beschweren haben; denn, was den Kaffee betrifft, so ist dergleichen zu der Zeit, wo sie ihre Privilegien gekriegt, nicht vorgekommen, sondern erst lange nachher angekommen. Ihren Privilegien geschieht also kein Eingriff, vielmehr haben Höchst dieselben darunter ganz andere Absichten, nämlich die gräßliche Consumtion etwas einzuschränken und auch zu verhindern, daß unter ihrem Namen nicht so viel Kaffee eingebracht und ein Kontrebandenhandel damit getrieben werde. Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees geht, ohne was die andern Sachen sind. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, weil solcher auf dem Lande leicht zu haben ist. Wird das ein Bißchen eingeschränkt, so müssen die Leute sich wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen. Das ist also mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll, und wenn es auch nur 60,000 Thaler sind, so ist das immer schon genug. Was sie hiernächst von der Bistitation anführen, so ist solche um der Ordnung willen nöthig, besonders auch in Ansehung ihrer Domestiken, und sollten sie wie gute Unterthanen darwider nicht mal was sagen. Uebrigens sind *Se. R. M.* Höchst selbst in der Jugend mit Bieruppe erzogen, mithin können die Leute dorten eben so gut mit Bieruppe erzogen werden. Das ist viel gesünder als der Kaffee. Die Stände können sich also nunmehr bei der Sache beruhigen, zumal den für beständig auf dem Lande Wohnenden vom Adel so viel Wein und Kaffee, wie sie zu ihrer und ihrer Familie Consumtion nöthig haben, ferner ihnen freigelassen wird; nur soll kein Mißbrauch weiter dabei vorgehen, daß die Sachen unter ihrem Namen hereingebracht werden und dann damit ein Kontrebandenhandel getrieben und der Kaffee verkauft wird, das kann durchaus nicht gestattet werden.“

In eben dem Sinne beschied er die Kaufleute, welche sich das Geschäft in einem so wichtigen Artikel nicht wollten entgehen lassen, am 12. Januar 1781: „Der augenscheinlich überhand nehmende Gebrauch des Kaffees, so wie die damit immer mehr um sich greifende Contrebande mit demselben, sind die einzigen Ursachen, welche *Se. M.* bewogen, die unter Händen seiende Anstalt zu treffen. Höchst derselbe einzige Absicht dabei ist diese, daß nicht alle Maurer, Mägde und dergleichen von ihrer Hände Arbeit sich nährenden Personen Kaffee trinken sollen; und da solches dem wahren Besten der Unterthanen angemessen ist, so können Höchst dieselben um so weniger davon abgehen und auf die dagegen unterm 10. eingereichte Vorstellung der hiesigen Materialhändler Rücksicht

nehmen, als eben durch ihren allzugroßen Absatz dieses ausländischen Produktes der Gebrauch desselben über die allgeringsten Stände der menschlichen Gesellschaft sich verbreitet und zu großen Contrebanden Anlaß gegeben hat.' Und als sich die Petenten noch nicht dabei beruhigten, erwiederte der König: „Aus der anderweitigen Vorstellung der hiesigen Materialhandlung von gestern gegen die vorstehende Abänderung des Kaffeehandels ergibt sich, daß dieselbe die landwäterliche Absicht, welche Se. M. von Preußen, unser allergnädigster Herr haben, hierunter in ihrem ganzen Umfange nicht kennen, und daher wollen Höchstdieselben sie damit bekannt machen. Zu dem Ende muß gedachte Materialhandlung wissen, daß theils bloß für Kaffee jährlich wenigstens eine Summe von 700,000 Thalern aus dem Lande geht, und dagegen die Bierbrauerei, welche bloß eigene Landesprodukte konsumiren, zum größten unwiederbringlichen Verlust des Adels, des Bürgers und des Landmannes abschweifend herunter und ihrem Ruin nahe gekommen sind; anderen Theiles aber noch überdem mit diesem ausländischen, so viel Geld aus dem Lande ziehenden Produkte eine erstaunliche Menge Contrebande, und zwar so weit getrieben worden, daß sie mit geladenem Gewehre sich auf den Grenzen eingefunden und zu dem Begünstigung Feuer auf Accise-Offizianten und Aufseher gegeben haben. Nicht aus einem uneingeschränkten (!) Kaffeehandel entstandenen und täglich mehr überhand nehmenden Uebel sind also die einzigen Ursachen, welche Höchstgedachte Se. K. M. zu den gedachten Aenderungen veranlaßt haben, und Höchstdieselben werden auch davon um so weniger abgehen, als der Materialhandlung, ist sich mit dergleichen schelmischem Handel abzugeben, noch viel andere Waaren als Hammel, Kälber und Schlachtvieh, so wie außer den Gewürzen u. s. w. auch noch Butter und Eier übrig bleiben, welche sie aus den übrigen königlichen Provinzen näher schaffen und dadurch den vielen Abgang an Kaffee in ihrem Handel auf eine dem Vaterlande vortheilhaftere Art ersetzen kann.“

Es wäre ganz unnütz, nachzuweisen, daß die von dem Könige angeführten Grundsätze auf einer beschränkten Ansicht von den Wohlthaten des Verkehrs für das Wohl eines Staates beruhen, und daß sich eine Consumption weder schaffen noch verhindern läßt; allein so viel ist gewiß, daß alle diese Einrichtungen nicht die königlichen Kassen füllen, sondern die Volksbetriebsamkeit auf dem ihr freistehenden Grund und Boden heben und entwickeln sollten. Uebrigens hatte die Verminderung der Kaffee-Accise einen sehr wohlthätigen Erfolg für den Ertrag, denn dieser stieg bald von der bisher höchsten erreichten Summe von 300,000 auf 574,000 Thaler.

Auch der Verbrauch des Salzes wurde von Friedrich II. seit dem Jahr 1765 einer bestimmten Regelung unterworfen, um einen gewissen Ertrag davon zu ziehen. Man nannte dieselbe Salzconscription. Nach ihr war für jedes Individuum über neun Jahre der jährliche Gebrauch auf vier Meßen festgesetzt, wozu man noch eine halbe Meße auf das Fleisch rechnete, welches die Leute in ihren Häusern einsalzen würden; für eine milchende Kuh zwei Meßen, für

**U**rf wählende Schafe eine Meze, und halb so viel für die nichtwählenden; auf einen Wispel Getreide zum Brauen  $1\frac{1}{2}$  Meze. Den Gebrauch der Gastwirthschaft und Gewerbleute für die etwaige Anwendung in dem Geschäftsbetriebe hatten die Salzinspektoren nach billigen Ueberschlägen zu bestimmen. Ostfriesland und das Färinger Land mußten dem Mindenschen Salzwerke jährlich 500 Lasten Salz abnehmen.

Zu derselben Zeit, wo die Consumtions-Accise unter die Regie gestellt wurde, trat auch eine Post-Regie oder General-Post-Administration, ebenfalls unter der Leitung von französischen Finanzmännern, ins Leben. Jaques Marie Bernard stand als General-Intendant an der Spitze, unter ihm der Vice-Intendant Jaques Gilbert de la Hogue und der Regisseur Nicolas Moret; dessenungeachtet blieb das alte Generalpostamt unter dem Staatsminister und Obermarschall Heinrich Grafen von Neuß neben dieser Regie oder General-Post-Administration gewissermaßen in Thätigkeit. Lange jedoch währte dieselbe nicht, denn zwei von den genannten Männern verwickten durch grobe Pflichtverletzung ihre Stellung, und de la Hogue, ein Mann von untadeligem Benehmen, wurde mit seinem ganzen Dienstpersonale verabschiedet. Am 16. April des Jahres 1769 wurde der Geheime Staats- und Finanzminister von Derschau zum General-Postmeister und Chef des Postwesens ernannt. Erst unter ihm und seinem Nachfolger Michaelis hob sich das preussische Postwesen einigermaßen aus dem rohen Zustande, in welchem es seit der ersten Einrichtung des großen Kurfürsten, dem ersten Gründer derselben in unseren Ländern, gestanden hatte. Unter ihnen wurden auf den Haupttrouten bedeckt, doch freilich immer noch sehr schlechte Wagen eingeführt; von größerer Bequemlichkeit für das Publikum war weder bei der Brief-, noch bei der Personenpost die Rede.

Ganz im Widerspruche freilich mit dem Grundsätze, die Unterthanen von schädlichem Luxus und Nachtheil bringendem Aufwande abzuhalten, steht unter Friedrichs II. Regierung die Einführung des Lottospiels. Auf Betrieb des Italieners Calzabigi aus Livorno wurde im Jahre 1763 eine Zahlen- und vier Jahre später die Klassenlotterie eingeführt. Der Gründer, unter dem Titel eines Geheimen Finanzrathes, mit einem Gehalte von 3300 Thalern, und mit einer Antieme vom Gewinne, trat an die Spitze der neu eingerichteten Lotteriedirektions-Kammer. Anfangs wurde die Lotterie auf königliche Rechnung betrieben, später zu 60,000 Thalern und dann zu immer höheren Summen verpachtet. Das erste Patent zur Einführung der Lotterie erschien noch vor dem Schlusse des siebenjährigen Krieges. Weit weniger vom sittlichen Standpunkte aus war gegen das erneuerte und bestimmte Stempel- und Karten-Edikt zu sagen, durch welches übrigens die Einkünfte um die bedeutende Summe von 600,000 Thalern jährlich erhöht wurden.

Da Friedrich einsah, daß zu einer wohlthätigen Finanzverwaltung außer der Erhöhung der Einkünfte auch wesentlich eine genaue Prüfung der Verwertung des Staatsvermögens gehört, so sorgte er auch für eine schärfere Controle,

und verließ zu diesem Zwecke die schon von seinem Vater gegründete Oberrechnungskammer mit einer neuen Dienstanzweisung und übertrug ihr in voller Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von dem General-Direktorium die Aufsicht über alle unter der öffentlichen Verwaltung stehenden Kassen-Rechnungsämter. Ueberhaupt war der Haushalt mit den durch schärfere Anspannung erzielten Einkünften des Staates so musterhaft, daß der nothwendig damit verbundenen Druck, wenn auch nicht ohne alles Mißvergnügen, doch mit der Ueberzeugung getragen wurde, daß im Ganzen und Allgemeinen des Landes Bestes wesentlich dadurch gefördert wurde.

Bei allen den vorhin erwähnten Anordnungen leitete den König den Gedanken, daß es ein Akt der ausgleichenden oberherrlichen Gerechtigkeit sei, den wohlhabenden Zehrstand zur Erhöhung der Landeseinkünfte heranzuziehen, um die eigentlich arbeitende und dürftige Klasse einigermaßen erleichtern zu können; doch er begnügte sich nicht mit diesen negativen Bestimmungen in Bezug auf die Sorge für das Wohl der letzteren, sondern er unterstützte auch mit königlicher Freigebigkeit inländische Fabriken und Manufakturen, um seinem staatsökonomischen Hauptzweck, möglichst wenig Geld in das Ausland gehen zu lassen und möglichst viel durch inländische Produktion hereinanzuziehen, so vollständig, als nur immer anginge, zu erreichen. Hiervon liegen unendlich viel Zeugnisse vor. Gifrig sorgte Friedrich für den Absatz der inländischen Leinwand, namentlich aus den schlesischen Gebirgen, nach Amerika, auf dem Wege über Hamburg nach Cadix. Natürlich hatte der verheerende Krieg diesem Betriebszweige unendlich viel Schaden gethan, und machte deshalb eine wahr Fürsorge um so nöthiger. Der Erfolg war befriedigend, denn während 1756 von 21,977 Webstühlen für 3,771,175 Thaler Leinwand ausgeführt wurde, stieg die Zahl der Stühle im Jahre 1780 auf 24,576 und die Ausfuhrsumme auf 4,382,951 Thaler. Später nahm Produktion und Absatz in noch weit glänzenderem Maße zu.

Nicht minder lag ihm die Erzeugung von Wollentwaaren am Herzen. Auch in diesem Zweige wurde für vier Millionen Thaler ins Ausland geschickt, und Luche aus Preußen gingen über Riachta nach China. Deshalb lag es dem Könige daran, wie schon vor ihm der große Kurfürst gethan, den inländischen Tuchmachern die Wolle so wohlfeil als möglich zu liefern, und deshalb untersagte er, wie jener, auf das Strengste die Ausfuhr der rohen Wolle; unter Umständen war Lebensstrafe darauf gesetzt (1774). Freilich konnte Friedrich, welcher hier zeigte, daß auch große Geister schweren Irrthümern unterworfen sind, das gewünschte Ziel nicht erreichen, da die bisherigen Schäfsüchter, weil ihnen die Möglichkeit einer besseren Verwerthung abgeschnitten war, nicht die geringste Reizung, diesem Betriebszweige ihre Kraft zu widmen, empfanden und deshalb den Bestand ihrer Schäfsereien verminderten; und wenn auch der König das Eingehenlassen der Schäfsereien bei einer Strafe von 1000 Dukaten verbot, so konnte er doch der Verringerung der Heerden dadurch nicht vorbeugen.



**Bergebens** bemühte er sich deshalb, durch Ankauf von spanischen Böcken die **Schafzucht** zu vereiteln und einträglicher zu machen; da er auf seinem hemmenden **Prohibitivsysteme** beharrte, mußte sein Streben erfolglos bleiben; doch ist nicht zu leugnen, daß die **Wollfabrikation** durch seine Bemühungen gehoben und für spätere Zeiten in den Stand gesetzt wurde, mit den fremden Erzeugnissen in erfolgreiche **Concurrenz** zu treten.

Die **Spiegelmanufaktur** in Neustadt an der Dosse, namentlich seitdem sie von dem **Banquierhause Splittgerber** übernommen worden war, machte **ausgedehnte Geschäfte**. In Magdeburg, Rheinsberg und an anderen Orten wurden **Fayence-Fabriken** mit solchem Erfolge angelegt, daß nicht nur nach und nach die **Zinngeräthschaften** verschwanden, sondern auch **englisches Steingut** verboten werden konnte. In Berlin wurde die jetzt so berühmte **Porzellanfabrik** auf **Friedrichs** besonderen Betrieb gegründet. Schon im Jahre 1751 war ein **Versuch** gemacht, aber mißglückt.

In den trübsten Tagen des siebenjährigen Krieges, im November des Jahres 1760, während es ihm nur mit Mühe gelang, die furchtbar gelichteten Reihen seiner Krieger nothdürftig auszufüllen, verlor Friedrich bei seinem Aufenthalte in Meissen diesen Lieblingsgedanken seiner früheren segensbringenden Friedenssorgen nicht aus den Augen, sondern äußerte zu dem schon wiederholentlich in Bezug auf Gewerbe- und Handelsangelegenheiten erwähnten Kaufmann **Goykowski**, daß die Errichtung einer Porzellanfabrik in seinen Staaten stets noch zu seinen Hauptwünschen gehörte. Er erwartete nicht einmal die Rückkehr des Friedens, sondern im Januar 1762 wurden ihm zu Leipzig einige Stücke Porzellan aus der neuen Berliner Fabrik überreicht, welche schon damals 150 Menschen beschäftigte. Der König übernahm sie bald darauf für 225,000 Thaler und unterstützte sie mit solcher Kraft, daß sie nicht nur reichlichen Vortheil brachte, sondern auch die sächsische Porzellanfabrik bald in mancher Beziehung übertraf. Um derselben desto mehr Anlaß zur Entfaltung ihrer Thätigkeit zu geben, bestellte er bei ihr prächtige **Tafel-Service** zu Geschenken, so wie er auch in ähnlicher Weise zur Förderung des **Juwelengeschäftes** Dosen, Ringe u. a. m. im Inlande anfertigen ließ; denn kein Umstand schien ihm gering, sobald es auf die Hebung einheimischer Arbeit ankam; und da er stets persönlich die genau eingeforderten Berichte seiner Diener mit raschem und durchdringendem Blicke prüfte, so blieb auch nichts, was nützlich werden konnte, unversucht. Fabriken für **Dosen**, **Lackwaaren**, **Wleistifte**, **Oblaten**, **hunte Nürnberger Spiegel**, **kleine Heiligenbilder** und **Papier**, sowie **Färbereien**, entstanden auf seinen Wunsch und Betrieb. Hierbei sah er nicht engherzig auf den Vortheil der königlichen Kasse, sondern sorgte nur dafür, daß seine Unterthanen vom Auslande unabhängig und durch ihre **Betriebsamkeit** wohlhabend würden. So verschentte er die von ihm 1781 bei **Neustadt-Eberswalde** angelegte **Papiermühle**; und häufig wurden **anderweitige Unterstützungen** ähnlicher Art von ihm ertheilt.

Sein rastloser Geist war unerschöpflich in der Auffindung neuer Punkte, wo dem allgemeinen Besten nachgeholfen werden konnte, wobei er natürlich die Behörden in steter Spannung erhielt, welchen er unablässig auf seine, in das innerste Wesen der bürgerlichen Verhältnisse gehende Art Fragen stellte und gründlich beantwortet haben wollte, weil er nirgend etwas zu thun geneigt war, wo nicht Vernunft und praktische Erfahrung Vortheil versprachen. Deshalb suchte er eifrig jede Gelegenheit, von praktisch erfahrenen Leuten die nöthigen Einzelheiten zu erforschen, um seinem umfassenden Geiste für seine Anordnungen das nöthige Material zu geben.

Hier einige Beispiele von der bis ins Kleinste gehenden Sorge für die Förderung gewerblichen Lebens. Am 15. Oktober 1784 befahl er dem General-Direktorium, „genau nachzusehen und zu untersuchen, ob hier im Lande genug Seifenfabereien vorhanden wären, von allen Arten, besonders auch von dergleichen Seife, die bei denen Fabriken und Färbereien gebraucht würde, damit solche nicht auswärtig hergestellt werden dürfe.“ Zwei Jahre früher suchte Friedrich den Verbrauch der Lumpen zu Junber auszurotten, um die Papierfabrikation zu erleichtern. „Die Leute,“ schrieb er deshalb, „welche Lumpen einsammeln, müssen Schwamm bei sich führen und solchen gegen Lumpen vertauschen, denn damit können sie eben so gut Feuer anmachen, und wenn das einmal in der Gewohnheit ist, so werden Lumpen genug zusammengebracht. Dann ist es die Sache des Sortirens der Lumpen, daß das recht gemacht wird. Eine solche Papiermanufaktur ist hier im Lande höchst nöthig, denn zu Berlin werden jetzt so viele Bücher gedruckt, daß jährlich 40,000 Thaler für Druckpapier aus dem Lande gehen.“ Kabinettsordres ähnlicher Art finden sich in großer Zahl.

Die Ausbildung des Berg- und Hüttenwesens in den preussischen Staaten beginnt von seiner Regierung. Schon vor dem siebenjährigen Kriege hatte er sein Augenmerk darauf gerichtet; im Jahre 1768 wurde ein Berg- und Hütten-Departement errichtet, welches später unter dem aus sächsischen Diensten nach Preußen gerufenen Stifter der Freiburger Bergakademie, Freiherrn von Heinig, den er 1777 zum wirklichen Staatsminister in dem Generaldirektorium ernannte, namentlich in Schlestien glänzende Ergebnisse für den Steinkohlengewinn veranlaßte. Erst die nachkommende Generation genoß die reichen Früchte dieser segensbringenden Ausfaat. Mit eben dem Eifer wurden die anderen Zeugnisse des Bergbaues von ihm berücksichtigt.

Die Fabrikation in baumwollenen Waaren schreibt sich in ihrem bedeutenden Umfange von der Regierung Friedrichs des Großen her; ebenso die Kattundruckerei. Die erste Kattundruckerei Berlins, Du Plantier aus Genf, erhielt 1741 vom Könige einen Vorchuß von 1000 Thalern auf zehn Jahre, eine Beihilfe zur Miethe und zu den Geräthschaften. Also auch für diesen Betriebszweig, in welchem unser Vaterland die reichsten und gewerb-

thätigsten Völker der Welt überflügelt hat, schreibt sich sein Ursprung von dem großen Könige her.

Mit gleicher Ausdauer, aber freilich nicht mit gleichem Erfolge, sorgte Friedrich auch für die Pflege der Seidenraupe, immer in der Absicht, den Staat so wenig als möglich fremden Völkern zinsbar werden zu lassen. Von diesem Princip verleitet, hielt er es für durchaus ersprießlich, mit großem Aufwande eine Betriebsamkeit festzuhalten, die, wenn auch bei unserem Klima gerade nicht unmöglich, doch keinesweges mit den dabei erforderlichen Anstrengungen in richtigem Verhältnisse steht. Gewissermaßen dürfen die Ergebnisse glänzend genannt werden, denn von dem Jahre 1751 bis 1785 waren die Seidenernsten von 50 Pfunden bis auf 17,000 Pfunde gestiegen, eine hinreichende Rechtfertigung für die von ihm gemachten Anstrengungen.

Überall, wo sich löbliche Betriebsamkeit zeigte, griff der König mit Freuden ein und hielt sich zu jeder möglichen Hülfe verpflichtet. Als die Stadt Greifenberg, der Sitz eines bedeutenden Leinwandhandels für Schlesien, im Jahre 1783 abbrannte, unterstützte er sie so nachdrücklich, daß sie bald wieder zu dem ehemaligen Wohlstande gelangte. Nichtsdestoweniger entgegnete er einer Deputation der Bürger, welche ihm bei seinem Aufenthalte in Sirschberg ihre dankbare Huldigung darbringen wollten: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wiederum aufzuhelfen; dafür bin ich da!“

Ähnlicher Weise sorgte er für die betriebsame Grafschaft Ravensberg, welche er gegen das Ende seiner Regierung von der Contribution befreite und auf ihre Dankagung dafür erwiederte: „Er. K. Maj. getreue Unterthanen haben bloß ihrer guten Aufführung es beizumessen, daß Höchstselben ihnen dies Jahr einen Theil der Contribution erlassen haben. Dergleichen Unterthanen verdienen, daß ihr Landesvater sie soviel als möglich unterstützt. Höchstgebachte Sr. K. M. nehmen daher den Dank mit gnädigem Wohlgefallen an und versichern denselben bei fernerhin verspürter deutscher Treue Dero fernere Huld und landesväterliche Fürsorge.“

Überhaupt konnte es kein gemeinnütziges Werk im Staate geben, dem der König nicht seine volle und freudige Mitwirkung widmete. Dies zeigte er unter Anderem auch, als die Pommersche Ritterschaft ein ständisches Creditssystem in ihrer Provinz einzuführen beschloß und Friedrich um Unterstützung dazu, im Jahre 1779, angegangen hatte. Aus seiner Erwiederung leuchtet im vollsten Maße seine landesväterliche Gesinnung hervor. „Ich will Ihnen gern helfen, meine Herren,“ äußerte er zu ihnen, „denn ich liebe die Pommern, wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Vertheidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde, als zu Hause, mit Gut und Blut beigekommen haben, und ich müßte kein Mensch sein oder kein menschliches Herz haben, wenn ich ihnen bei dieser Gelegenheit nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte. Allein Sie müssen mir

zuvörderst einen Hypothekenschein aus dem Landbuche wegen Ihrer Schulden beibringen, auch hernächst aus allen Kreisen, wozu auch das Lauenburgische und Büttowische gehört, schaffen, denn diese Kreise werden nunmehr mit den Pommern gerechnet, und je mehr ihrer in diese Association treten, desto besser ist es. Ich werde alsdann den Ministern von Carmer und von Böme auftragen, die Sache mit Ihnen zu reguliren. Es sind selbige bereits in Schlesien und in der Mark zu diesem Geschäfte gebraucht worden und folglich bald routinirt. Sie müssen aber die Deputirten nach Berlin senden und solche erwählen, die sowohl von der Sache, als auch von den Umständen des Landes und der Kreise informirt sind. Die Nuzbarkeit dieser Einrichtung ist im Anfang nicht sogleich merklich, allein in zwei oder drei Jahren wird sich selbige unsehrbar zu Ihrem Vortheile und Vergnügen offenbaren. Auch ich werde an meinem Theile Alles anwenden, was die Sache erleichtern kann. An Gelde soll es nicht fehlen. Ich kann zwar jetzt nicht viele hunderttausend Thaler dazu geben, weil allerlei Ausgaben in Kriegszeiten vorkommen, und besonders die vielen Wasserchäden nun vieles absorbiret haben. In Berlin allein liegen zwei Tonnen Goldes, die nicht untergebracht werden können, und die man Ihnen geben wird, sobald Ihr Creditwesen in Ordnung gebracht ist. Sowohl den Capitallisten, der sein Geld placiren will, als auch Ihnen ist damit geholfen. In Schlesien, wo der Adel ganz durch den Krieg ruinirt war, habe ich selbigen durch diese Einrichtung wieder aufgeholfen; und hernach auch in der Mark. Im Anfange habe ich vielen Widerstand gefunden, weil welche ein Hinderniß dabei zu bemerken glaubten, ihre Güter nach Gefallen zu verthun und bald Ihrige durchbringen zu können. Allein hat Jemand baares Geld, so kann er solches nach Gefallen deponiren, und wird ihm Niemand durch diese Einrichtung hinderlich sein; allein in Ansehung der Güter vigilirt nunmehr ein Landesherr auf den anderen, daß er sein Gut nicht deteriorire oder devastire; und das ist nützlich, denn dadurch wird der Adel conservirt, woran mir gar viel liegt, da mir der Adel bei der Armee unentbehrlich ist. — Viele sind auch durch gute Wirthschaft zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen, wie besonders in Schlesien geschehen. Und in Pommern würde Manches nach der schlesischen Methode mit Vortheil eingeführt werden können, besonders durch bessere Einrichtung mit den Schäfereien und dem Viehstande. Auch will ich gern fernhin und jährlich, so lange ich lebe, dem Lande Meliorationsgelder geben, und diejenigen, welche die für sie schon ausgelegten Gelder noch nicht ausgezehret erhalten haben, sollen sie noch bekommen, denn der Tod des v. Brentenhol soll darin keine Aenderung machen. Ich lasse eine oder anderthalb Millionen mehr im Tresor oder nicht, das ist gleichviel, und besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte."

Diese Worte des großen Königs sind nicht nur ein Beweis von der Schärfe und Gründlichkeit seiner Einsicht, sondern auch ein schönes Zeugniß von der wahrhaft natürlichen Sorgfalt, mit welcher er das Wohl seiner Unter-

anen zu fördern bemüht war. Voller Humanität steht er vor uns da, als Rathgeber seines Volkes, rathend, belehrend, helfend, wie es jeglicher Augenblick erforderte.

In späteren, namentlich in unseren Zeiten ist an den verschiedensten Orten viel zur Förderung der Cultur geschehen; allein meistens nur in Folge eines Verwehrens auf Friedrichs Vorgang geformten Systemes, oft nur um politische Hebel und Erleichterung des Regierungsgeschäftes zu gewinnen, jedenfalls aber im Bewande büreaukratischen Betriebes, und hierdurch nicht selten in starrer und lebensunkräftiger Form. Von allem dem findet sich in Friedrich dem Großen nichts. Er, als selbstschöpferischer Geist, stets denkend, stets aus innerem Triebe handelnd, wurde niemals das bloße Opfer eines trockenen Systemes, sondern reute mit eigener Hand die Saat des Guten von einer Grenze seines ausgeehnten, vielfach geschiedenen Reiches bis zur anderen, einzig in seiner Art, weil ihm die göttliche Vorsehung den raschen Blick, die unerschöpfliche Kraft und das tiefe, sittliche Gefühl einer heiligen Pflicht verliehen und seinen hohen Beruf in jedem Augenblicke im klarsten Lichte zum Bewußtsein gebracht hatte.

Hierin ist der Hauptpunkt seiner Regentengröße zu suchen, hierdurch ragt er hinaus über andere große Erscheinungen der vorangehenden, wie der nachfolgenden Zeit. Aus diesen Gründen können wir auch über manche schon berührte Schwächen seiner Verwaltung hinweggehen, da der Geist, mit welchem sie gehandhabt wurden, ihre nachtheiligen Einwirkungen größtentheils zu beseitigen wußte.

Zu solchen beschränkenden und theilweise die Landescultur hemmenden Maßregeln gehörten Friedrichs Bestimmungen über den Getreidehandel. Als bei seiner Thronbesteigung über Brotmangel geklagt wurde, so befahl er, es sollte alles Getreide gemessen und, im Falle die Besitzer nicht verkaufen wollten, mit Gewalt versteigert werden. Dagegen wurde in demselben Jahre die Einfuhr des Kornes aus Ländern, welche mit Preußen nicht in wechselseitiger Handelsverbindung standen, untersagt. Allein hierbei verblieb es nicht, denn der König, der kein abgeschlossenes System, sondern nur eine freie Handhabe für die Regelung aller Lebensverhältnisse der Unterthanen wünschte, weil er im Ganzen und Allgemeinen im Umkreise seiner Staaten sie besser als jeder Andere zu treffen wußte, ließ im Jahre 1770 durch seine Vergünstigung zwei Handelsgesellschaften zur Ausfuhr des Getreides auf der Elbe und Oder entstehen. Das Kapital jeder derselben betrug 200,000 Thaler und sollte durch 1000 Aktien zusammengebracht werden, zu denen der Adel ein Väterrecht hatte. Ihnen war ausschließlich der Handel mit fremdem, und unter gewissen Bedingungen mit inländischem Getreide erlaubt, wenn nämlich der Scheffel Roggen in Berlin den Preis von 1 Thaler, in Magdeburg und Pommern den von 18 Groschen nicht überstieg. Außerdem durfte kein fremdes Getreide im Lande verkauft werden.

— — — — —

Wie wenig immerhin solche Verordnungen mit den Grundsätzen unserer heutigen freieren Handelsverhältnisse übereinstimmen und ohne Zweifel die junge Cultur auf die nachtheiligste Weise fesseln würden, so ist doch nicht zu leugnen, daß in jener Zeit einer noch sehr mangelhaften Entwicklung aller Gewerbe- und Handelsverhältnisse mancher große Segen daraus hervorging. Der König selbst sah sich als Regulator aller dieser Dinge an, um so mehr, da die unsichere politische Stellung Preußens die möglichste Unabhängigkeit von dem Auslande ihm zur ersten Pflicht machte. Zu festen Preisen mußte ihm das Getreide für den Kriegszustand in seine Speicher geliefert werden, in welchen der Ackerbauer bei wohlfeilen Zeiten Absatz fand, die sich aber sogleich öffneten, wenn theure Jahre auf der Masse der geringeren Unterthanen lasteten; denn die Sorge für die Armen erschien ihm als erste und heiligste Pflicht, der zu Liebe von den Besitzenden und Wohlhabenderen er auch Opfer zu verlangen sich berechtigt glaubte; denn nicht der Staat, welcher die meisten Millionaire, sondern der, welcher die wenigsten hungernden Proletarier hat, erschien ihm der glücklichste. Allein ein solches System fordert einen höheren Genius, welcher jeden Augenblick mit klarem Bewußtsein über den Verhältnissen schwebt und die Härten solcher Maßregeln zu mildern weiß — ein solcher jedoch war Friedrich der Große.

Er selbst giebt in seinen Schriften, wo er über die Theuerungsjahre von 1771 und 1772 spricht, Auskunft über seine Einrichtungen; „der König, sagt er dort, hatte große Magazine, sowohl in seinen Erbländern, als in Schlesien, angelegt; 76,000 Wispel waren aufgeschüttet, um die Armen auf ein Jahr zu unterhalten, 9000 Wispel bloß für Berlin. Diese Anstalten retteten das Volk vor der Hungersnoth. Das Heer wurde aus den Magazinen ernährt, und außer dem unter das Volk vertheilten Korne ward noch zur Saat aus denselben geliefert. Auch im folgenden Jahre war die Ernte schlecht; wenn aber der Scheffel Roggen in den preussischen Staaten zwei Thaler galt, so war das Geld benachbarter Staaten noch weit drückender. In Sachsen und Böhmen galt der Scheffel fünf Thaler. Sachsen verlor in der erzgebirgischen Hungersnoth 1772 an 100,000 Einwohner, Böhmen 180,000, und 40,000 Bauern fanden Aufnahme in den Staaten des Königs.“ Wer wird nicht den Segen dieser Staatswirthschaft bereitwillig anerkennen, zu einer Zeit, wo der Handel und Betrieb sich selbst überlassen, diese väterliche Fürsorge noch nicht ersetzen konnte.

Hieraus erklären sich auch die auf älteren Grundlagen ruhenden Verbote gegen Auf- und Vorkauf der nothwendigen Lebensbedürfnisse vom Jahre 1747 an, um den Consumenten möglichst unmittelbar von dem Producenten kaufen zu lassen, und dadurch jeglichem Wucher zu wehren. Wie in Betreff der nothwendigen Lebensmittel, trug der König Sorge, daß den armen Leuten in den Städten das Brennholz nicht vertheuert würde. Im Jahre 1766 wurde eine Brennholzgesellschaft für Berlin und Potsdam auf sechs Jahre gegründet und 1773 erneuert. Schon vor dem Ablauf ihres Privilegiums, im Januar 1786, beschloß der König, den Brennholzverkauf für eigene Rechnung zu übernehmen.

nd auf alle Provinzen dadurch auszu dehnen, daß er eine Accise auf alles Brennholz legte. Die westphälischen Länder, so wie die Stadt Halle wurden damit verschont; Schlesien kaufte sich durch eine jährliche Pauschsumme los.

Friedrich II. ließ es auch nicht an der Sorge für Vermehrung der Straßenverbindung zu Gunsten des Handels fehlen, in edler Racheiferung seines großen Vorfahren Friedrich Wilhelm. Durch den Johannissburger Kanal gab er zwölf Meilen lang einer Gegend in Ostpreußen nuzbare Verbindung, durch welche er ihren Schatz an Forsten erst verwerthen konnte. Ebenso kürzte und mehrte er die Elbe durch den Memel durch Litthauen. Vor Allem wichtig wurde nach Erwerbung Westpreußens der Bromberger Kanal. Dagegen ließ allerdings Preußen unter Friedrich noch keine einzige Meile Chaussée, ohne welche nach heutiger Vorstellung jede höhere Landescultur unmöglich scheint; einerseits jedoch hatte sich damals im Allgemeinen das Bedürfnis darnach noch nicht so unbedingt herausgestellt, und dann erschien der Aufwand für eine wirksamere und allgemeinere Betreibung solcher Bauten im Vergleich mit den damaligen Kräften des Staates und seiner sonstigen noch näher liegenden Bedürfnisse, da durchschnittlich eine Meile Chaussée auf 20 bis 22,000 Thaler zu stehen kommt, viel zu bedeutend, als daß der rein praktische Sinn des großen Monarchen seine Kraft an eine Unternehmung gesetzt hätte, deren Nutzen sich nur auf so kleine Umkreise Anfangs beschränken konnte, während tiefgefühlte Bedürfnisse nach allen Seiten hin seine Sorge in Anspruch nahmen. Diese Erwägung bietet wohl den wahrhaften Grund jener scheinbaren Vernachlässigung einer wichtigen Culturförderung, und die nicht selten wiederholte Angabe, als ob Friedrich nur deshalb solche Bauten vermieden habe, um seinem Lieblingswunsche gemäß, fremde Lehrer länger in seinen Staaten festzuhalten und dadurch den Umlauf des Geldes in denselben zu vermehren, darf wohl mit Recht bei dem tiefen und einsichtsvollen Beurtheiler der Verkehrsverhältnisse seiner Zeit in die Reihe der Fabeln geworfen werden. Die Schifffahrt an den pommerischen, preussischen und ostfriesischen Küsten war sehr regsam.

Seinen Eifer für die Förderung des Verkehrs bekundet er dadurch, daß er auf Mittel zu leichterem Beschaffung von Geldfonds dachte. Es fehlte noch sehr an großen Kapitalisten, und selbst Berlin, bei einer Bevölkerung von 90,000 Menschen, hatte noch kein eigentliches Banquier-Geschäft aufzuweisen. Splittgerber und Daum, die Vorgänger des jetzigen Hauses Schickler, begründeten mit königlicher Unterstützung das erste Geschäft dieser Art in Berlin. Bei einem so empfindlichen Mangel mußte es natürlich jeglichem Handels- und Gewerksbetriebe an den nöthigen Mitteln fehlen, die zur Arbeit fähigen und willigen Leute auf die schmerzlichste Weise hemmen oder dem bedrückendsten Wucher unterwerfen. Natürlich konnte dem scharfen Auge des Fürsten der tiefe Uebelstand solcher Verhältnisse nicht entgehen, und wo Friedrich dergleichen erkannte, dachte er auch schon auf Mittel zur Abhülfe, wenn sie irgend in seinen Kräften standen, und Weniges nur schien diesen unübersteiglich.

So wie dem Gutbesitzer durch Creditanstalten, wollte er dem Kaufmann durch Einrichtung von Bank- und Seehandlungen zu Hülfe kommen. Der Versuch einiger Privatleute, 1753 im Preussischen eine Zettelbank zur Erleichterung des Handels zu gründen, war mißglückt, doch gab Friedrich den Plan nicht auf. Gleich nach Beendigung des Krieges wurde derselbe wieder aufgenommen und im Jahre 1765 unter Mitwirkung von drei Hamburger Kaufleuten verwirklicht. Zur Einleitung der Verordnung heißt es: „So haben Wir hienü (nämlich bei Heilung der Kriegsschäden) überzeugend eingesehen, daß die Errichtung einer Bank in Unseren Staaten das vornehmste Mittel wäre, durch den mehreren Umlauf des Geldes in allen Wechsel- und Handelsgeschäften die Commerciën blühend zu machen und in der Folge zu erweitern.“ Die neue Anstalt gab Bankozettel aus, jedoch ohne gezwungenen Cours. Ihr untergeordnete Banken wurden in den Provinzen errichtet; 1768 in Magdeburg und Stettin, in Frankfurt und Emden; im folgenden Jahre zu Kolberg, welche jedoch bald wieder einging, und in Cleve; dann auch in Königsberg, Breslau und Minden, so wie nach der Erwerbung von Westpreußen in der alten Hansestadt Elbing. Friedrich übernahm die Bürgschaft für diese Bank und gab dazu aus seinen Mitteln acht Millionen her, welche erst unter seinem Nachfolger zurückbezahlt wurden. Die Anstalt war nicht nur äußerst wohlthätig für die Kaufleute, welche zu billigen Zinsen dort Geld für ihre Unternehmungen finden konnten, sondern auch für Privatleute, die ihre freien Kapitalien dort stets mit einem Nutzen zu 2, 2½ oder 3 Prozent, je nach der Eigenschaft des Darlehens, dort unterbringen konnten. Namentlich wurde die Anstalt für die Minderjährigen sehr vortheilhaft; denn während bisher ihre Gelder bei den Gerichtshöfen für ein Prozent als Depositum lagen, verzinsten sie die Bank mit drei Prozenten, gewiß ein nicht geringer Vortheil für die dabei Betheiligten.

Zu derselben Zeit, wo die Bank gegründet wurde, fing man auch an dem Seehandel seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Jahre 1765 entstand die Levantische Handelsgesellschaft, dauerte aber nur kurze Zeit; längeren Bestand hatte die gleichzeitig gegründete Seeassuranz-Gesellschaft mit einem Privilegium auf dreißig Jahre, so wie die Emdener Heerings-Compagnie. Am wichtigsten für den Handel des preussischen Staates wurde die nach der Theilung Polens am 14. Oktober 1772 gestiftete Seehandlungsgesellschaft, welche besonders fremdes Salz kaufen und damit in Polen handeln, so wie das Salzdepartement mit dem nöthigen Bedarf versehen sollte. Ihr zu Gunsten wurde jedem Anderen der Salzhandel verboten. Das Grundkapital der Gesellschaft bestand aus 2400 Aktien, eine jede zum Betrage von 500 Thalern, von denen der König allein 2100 auf eigene Rechnung nahm. Abgesehen von dem ausschließlichen Salzhandel hatte die Seehandlungsgesellschaft manche andere wichtige Vorrechte. Unter den folgenden Regierungen wurde ihr Grundkapital bedeutend vermehrt, sie selbst aber seit dem 17. Januar 1820 als Staatshandlungshaus erklärt.



Ein großer Segen für die Mehrzahl der preussischen Provinzen war das schon oben beiläufig erwähnte landschaftliche Creditsystem. Die Veranlassung dazu gab der Kaufmann Büding, der einen Plan zur Aushülfe des im ebenjährigen Kriege fast ganz zu Grunde gerichteten Adels entwarf. Großentheils nach diesem Plane traten auf den Kabinettsbefehl vom 29. August 1769 unter dem Vorfize des Ministers von Carmer sämmtliche schlesische Rittergutsbesitzer zu einer landschaftlichen Creditbank zusammen, welche Gelder aufnahm, und dieselben auf Güter bis zur Hälfte des Werthes wieder ausgab, dergestalt, daß nicht der Besitzer, sondern die Landschaft Schuldner des Pfandinhabers ist, was natürlich bei der Solidarität der ganzen Rittergutsbesitzer-Körperschaft das Vertrauen der Gläubiger und dadurch die leichtere Beschaffung der Capitalien bedern mußte. Die Folgen dieser Einrichtung waren deshalb so segensreich, daß in kurzer Zeit auch die übrigen östlichen Provinzen dieselbe annahmen; Kur- und Neumark schon 1777, Pommern 1780, und kurze Zeit nach dem Tode des großen Königs auch West- und Ostpreußen, eine Maßregel, welche mehrfach vom Auslande nachgeahmt worden ist.

Zum besseren Schutze des Eigenthums schlossen sich andere landesförderliche Institute, wie z. B. die Feuerversicherungsverbände, welche zuerst 1771 in der Kurmark und dann in den anderen Provinzen, stets auf Anregung des umsichtigen Herrschers, errichtet wurden. Ebenso verordnete Friedrich zur Steuer des Buchers seit dem Jahre 1775 für alle großen Städte die Einrichtung von sogenannten Lombards oder Leihhäusern zu Vorschüssen auf Pfänder für billige Zinsen an.

Zu den wohlthätigen Schöpfungen Friedrichs gehörte auch die Stiftung einer Wittwenverpflegungsanstalt, welche vom Jahre 1776 an ins Leben trat.

Schon oben ist mehrfach erwähnt, daß es dem großen König hauptsächlich auf Erhaltung des abligen Besitzes oder, nach damaligen Grundsätzen, der Rittergüter ankam, weil er in dem Adel eine nur ganz besonders tüchtige Pflanzschule für das Heer und den höheren Beamtenstand sah, ein Verhältniß, welches sich aus den mittelalterlichen Zuständen in die neuere Zeit hinübergetragen hatte und noch fortbestand, da es sich zum Theil auf die Natur menschlicher Dinge stützte. Wie philosophisch Friedrich auch immerhin dachte, war er doch weit entfernt, das Vorhandene, sobald das Wohl des Staates darauf beruhte, ohne Weiteres fortzuwerfen. Natürlich dachte Friedrich nicht daran, gemeinschädliche Vorrechte, wie die persönliche Freiheit, von allen Staatslasten wieder zurückführen zu wollen, doch sah er den Verkauf von Rittergütern an Unadelige aus den eben angeführten Gründen sehr ungern, und es ist auch gar nicht zu leugnen, daß sein scharfer Blick die Folgen solcher Ueberungen ganz richtig beurtheilte. Je zahlreicher die Rittergüter in bürgerliche Hände übergehen, um so mehr werden die Inhaber den Besitz als Geschäftszweig benutzen und natürlicher Weise um desto weniger sich dem Militärstande zuwenden, da nichts mehr als Gewerbsfleiß den kriegerischen Beschäftigungen abhold

ist. Eben dies wollte Friedrich vermeiden, und deshalb sind seine Maßregeln, namentlich in seiner Lage, sehr begreiflich. Als durch den siebenjährigen Krieg viele Rittergutsbesitzer in große Noth gekommen waren, gab Friedrich, „weil es,“ wie der Kabinettsbefehl lautet, „bei jetzigen Kriegszeiten nicht so genau genommen werden könnte,“ am 12. Februar 1762 nach, „daß auch bürgerliche Personen während des Krieges adelige Güter kaufen könnten, doch sollten diese dann wenigstens einen von ihren Söhnen zum Militärstande nehmen und hergeben, und solchen bergestalt erziehen, daß derselbe bei der Armee dienen und bei einer guten Conduite als Offizier mit employirt werden könne.“ Kaum aber war Friede geschlossen, so trat auch schon wieder das ausschließliche Verbot ein, und schon im Jahre 1765 bemerkte der König mit besondern Mißfallen, daß die alten Familien in seinem Lande sich nicht conserviret, und erließ deshalb auch an die Kammern und Regierungen darüber seine Befehle in welchen er auch den Familien selbst die Errichtung von Majoraten empfahl, damit sie nicht durch Zersplitterung der Güter bei Erbschaften in Verfall geriethe.

Einige Jahre später, am 29. Januar 1774, erließ er folgendes Rescript an den Großkanzler Freiherrn von Fürst: „Mein lieber u. s. w., die in original eingeschlossene anderweite Vorstellung des Majors von Roebel auf Regentalbe hat Mich veranlaßt, auf Mittel und Wege zu denken, um meinen Adel bei dem Besitze der adeligen Güter nicht allein zu erhalten, sondern auch denselben bei deren unauszuweichendem Verkauf an andere Personen adeligen Standes, in Ansehung welcher Ich es lediglich bei meinen bisherigen Befehlen belasse, gegen allen Verkauf unter dem wahren Werthe zu decken und in Sicherheit zu stellen. Der Ausschlag aller meiner darüber angestellten Betrachtungen ist dahin ausgefallen, und ich setze nach solchen ein für allemal fest: daß, sobald ein adeliges Gut in Concours fällt, die Justizcollegien sofort die Kriegs- und Domainen-Kammer in der Provinz, worin das Gut belegen ist, benachrichtigen diese aber sodann ohne den geringsten Anstand einen Kriegsrath aus ihrer Mitte benennen und dieser die Administration desselben auf eben dem Fuße, als ob es ein Domainengut wäre, bergestalt einrichten und dirigiren soll, daß dasselbe während des Concurses nicht deterioriret und unter seinen vorigen Werth nicht heruntergesetzt werden möge. Ich habe auch bereits hiervon Mein Generalbibliothecarium, als Meinen Staatsminister von Hoym wegen Obliegenheit Meiner Kammern hinlänglich instruiret, und ihr werdet eures Ortes nicht ermangeln, sämtliche Regierungen und Justizcollegien, die von Schlesien mit inbegriffen, demnach gleichfalls anzuweisen, und ihnen dabei zugleich einzubinden, bei dem Verkauf dergleichen Güter ihr erstes Augenmerk dahin zu richten, daß solche denen jedesmaligen Besitzern, so viel es nur immer rechtlicher Art nach geschehen kann, erhalten, wo aber nicht, niemals an Personen bürgerlichen Standes, sondern nach Vorschrift meiner Befehle einzig und allein an Adelige verkauft werden mögen. Es soll auch mit Beobachtung dieser Ordre in Ansehung

ebenannten Roebel'schen Gutes sogleich der Anfang gemacht werden und müßte  
 ihr deshalb das Erforderliche an das dortige Kammergericht sogleich verfügen."

Bei der ferneren Verhandlung heißt es in einem Rescripte an denselben  
 Minister: „Ich billige diejenigen fünf Einschränkungen ganz, welche ihr Mir in  
 eurem gestrigen Berichte vorgetragen habt, um bürgerliche Personen vom  
 Ankaufe und Besitze adeliger Güter noch mehr abzuhalten, und  
 will nicht weniger, daß auch diejenigen von solchen, welche dazu Meinen Con-  
 sens erhalten, denselben unterworfen bleiben sollen. Ich füge sogar diesen  
 Einschränkungen noch eine sechste hinzu, und diese bestehet darin, daß kein  
 Bürgerlicher in dergleichen Güter weder hohe noch niedere Jagd  
 haben soll.“

Die Kabinettsordre von 1780 setzte fest, „daß die denen vom Abel ver-  
 liehene Accisefreiheit den bürgerlichen Besitzern adeliger Güter nicht zu Statten  
 kommen sollte;“ und noch ein Jahr vor seinem Tode heißt es in einem ande-  
 ren: „Kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adelige  
 Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen bloß für die Obelleute  
 sein und bleiben.“ Nichtsdestoweniger gestattete der König, „daß bürgerliche  
 Personen adelige Güter von denen, welche sich in Polen aufhielten, erwerben  
 konnten,“ ohne Zweifel, weil es ihm hier vor Allem darauf ankam, das deutsche  
 Element zu stärken und die Cultur zu heben.

Weder diese Prohibitionsmaßregeln, noch auch die ansehnlichen Summen,  
 welche Friedrich aus seinen Mitteln dazu anwies, konnten der immer steigenden  
 Bearmung adeliger Gutsbesitzer wehren, da gerade durch sie mancher, der weder  
 die nöthige Fähigkeit, noch die hinreichenden Mittel besaß, zum Betriebe länd-  
 licher Wirthschaft gezwungen wurde; und da außerdem durch den Mangel an  
 Concurrenz beim Verkaufe der Kapitalwerth der Güter herabsank. Dies entging  
 dem scharfen Blicke des großen Königs gewiß nicht, auch würde es ein großer  
 Irrthum sein, zu vermuthen, daß Friedrich eine nationalökonomische Maßregel  
 darin gesucht hätte: ihn leitete vielmehr einzig und allein die Rücksicht für sein  
 Heer, und in dieser Beziehung blieb die Bevorzugung des Adels für den dama-  
 ligen Standpunkt der socialen Verhältnisse keinesweges ohne Folgen.

Desto größeren staatswirthschaftlichen Nutzen dagegen brachten Friedrichs  
 Bemühungen, der Natur für seine Länder neue Segnungen abzurufen, denn  
 hier muß Beharrlichkeit zu einem glücklichen Ziel gelangen. Die Warthe,  
 von der polnischen Grenze bis nach Küstrin in einem Laufe von acht Meilen,  
 hatte durch ihren unregelmäßigen Abfluß meilenweit das Land in unzugängliche  
 Brüche verwandelt und drohte für die Zukunft noch mit Erweiterung dieses  
 Unheils. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte an eine Regelung des Flußbettes  
 gedacht, allein den Entwurf zu einer Entwässerung mit der Bemerkung: „für  
 meinen Sohn Friedrich“ zurückgelegt. Friedrich war nicht der Mann, eine für  
 das Wohl seiner Staaten so fördernde Erbschaft von sich zu weisen. Vom  
 Jahre 1765 wurde das Werk rüstig angegriffen, indem der König 350,000

Thaler für die Arbeit anwies und in der Folge bedeutende Summen zur Fortsetzung des Werkes vorschloß, welches über eine Million zur Beendigung erforderte, aber auch dafür  $4\frac{1}{2}$  Quadratmeilen wohlbenutzbares Land zurückgab. Ebenso wurden die Regeufer durch Abzugsgräben zu den fruchtbarsten Sandbeisungen umgeschaffen.

Auch der schon von 1747 bis 1756 urbar gemachte Oberbruch wurde nach dem Frieden von Neuem in Angriff genommen und so wesentlich verbessert, daß der König mit wohlbegründeter Freude ausrufen konnte: „Hier habe ich ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe.“ Ueberall in seinen weitläufigen Staaten treffen wir in größerem und Kleinem Maßstabe auf ähnliche Unternehmungen. In Pommern wurden viele Tausend Morgen auf seine Kosten oder wenigstens durch seine reichlich gewährte Unterstützung für die Cultur gewonnen, nicht minder in der Kurmark und im Markgrafenthum, in Ober- und Niederschlesien, vor Allem aber in Preußen und Litthauen, wo das Eingreifen einer einsichtsvollen und kräftigen Regierung bei dem niederen Stande der Bildung am allernothwendigsten erschien.

Allein dem umfassenden Geiste des großen Königs genügte es nicht, das segensreiche Verbesserungswerk nur hier und da, wie es der Zufall mit sich brachte, zu betreiben und Reclamationsgelder den im Kriege hart mitgenommenen adeligen Gütern zu bewilligen, deren Zinsen adeligen Wittwen und Landschulen zu Gute kommen sollten, sondern es wurde ein allgemeiner Reclamationssplan für das ganze Land im Jahre 1774 entworfen, und eine Immediatkommission mit der Ausführung desselben beauftragt. In Folge dieser Verordnung hatte das Werk seinen rüstigen Fortgang durch alle Theile des Reiches. Man berechnet den Betrag des neuen Anbaues während Friedrichs Regierung in der Kurmark allein auf 262 neue Dörfer und Anlagen mit 11,618 fremden Familien; die Zahl sämmtlicher Anbauer auf 250,000, und die Kosten für die Ansiedelung jeder Familie auf etwa 400 Thaler, woraus sich leicht die großartige Mitwirkung des Königs für die Verbesserung des Landes erkennen läßt. Nach Herzberg's Berechnungen steigt die Summe, welche Friedrich seit dem Hubertsburger Frieden bis an seinen Tod für die Verbesserung des Landes verwendete, auf mehr als 24 Millionen Thaler.

Dieser segensreichen Arbeit stand seit dem Schlusse des siebenjährigen Krieges der Geheime Finanzrath von Brentenhoff vor, welcher sich durch seine unermüdbliche Thätigkeit große Verdienste um die Cultur des preussischen Staates erwarb, jedoch wegen des Verdachtes schlechter Kassenverwaltung zuletzt entlassen wurde und mit der Ungnade seines Königs belastet starb.

Es ist erstaunlich, mit wie väterlicher Sorge der große Politiker und Kriegsheld sich um die Einzelheiten des Landbaues bekümmerte und fördernd auf ihn einzuwirken suchte, den Landwirthen nicht nur mit Capitalien, sondern auch mit Rath und Ermunterung zur Hand ging, Saamen von Klee, Esparzette, Luzerne und Lupine, nebst anderen Futterkräutern unter sie vertheilte, um dadurch

beſo ſchneller die Cultur zu verbreiten. Friedrich widmete dieſen Einzelheiten des Landbaues ſeine unausgeſetzte Sorgfalt; er wußte, was er zu leiſten hatte und was zu leiſten möglich war. So ſchreibt er im Jahre 1776 an Voltaire: „Ich geſtehe zu, daß, Sibirien ausgenommen, wenige Staaten ſich rühmen können, es uns an Stand gleich zu thun; indeſſen machen wir doch in dieſem Jahre 77,000 Morgen zu Wiefen, dieſe werden 7000 Kühen Fütterung geben; der Dünger von ihnen wird den Sandboden fetter machen, und die Ernten werden ergiebiger ausfallen. Ich weiß wohl, daß die Menſchen nicht im Stande ſind, die Natur umzuändern, aber mich dünkt, durch vielen Fleiß und viele Arbeit bringt man es doch dahin, daß ein dürrer Boden beſſer und wenigſtens mittelmäſig werde. Damit müſſen wir uns begnügen.“

Den Landwirthen wurde nach dem ſiebenjährigen Kriege der Befehl gegeben, eine ökonomiſche Geſellſchaft nach Art der Thüringiſchen zu gründen. Es möchte uns Mancher hier entgegenen, daß doch Alles, was damals geſchah, nur ein ſchwacher Anfang war im Vergleich mit dem, was die letzten Jahrzehnte geleistet haben, und dies iſt allerdings die Wahrheit; doch muß man erwägen, daß alles bisher Erwähnte nur Schöpfungen des großen Königs waren, während das, was unter unſeren Augen entſtand, größtentheils als Ergebniſſe des zu ſeinem Bewußtſein gelangten Volkes anzusehen iſt, welches Friedrich noch in ſeiner Kindheit fand und leiten mußte. Man hat zu bedenken, daß auf dem Wege zur Cultur die erſten Schritte ſiets die ſchwerſten ſind, denn nur ſo werden wir richtig die Verdienſte, welche Weiſter wie Friedrich Wilhelm und Friedrich II. ſich um das Wohl ihrer Völker erworben haben, anerkennen.

Dem großen Könige entgingen die Hinderniſſe, durch welche der Landbau darniedergehalten wurde, keinesweges, und er ließ es auch nicht an Verſuchen zur Beſeitigung derſelben fehlen. Ihm gebührt der Ruhm, zuerſt eingesehen zu haben, daß nur durch Aufhebung der Gemeinheiten, d. h. durch Auseinanderſetzung der gemeinſamen Wiefen und Hutungen zwiſchen Gutsherrn und Unterthanen, ſo wie der benachbarten Dorſſchaften, die Ackerwirthſchaft glücklicher gedeihen könnte. Auch dieſen wichtigen Gegenſtand griff er bald nach dem Frieden durch ein Reſcript vom 22. April 1766 rüſtig an. Drei Jahre darauf erſchien eine allgemeine Verordnung nebst einer Erklärung, daß zu keiner Zeit hiervon zur Vermehrung der Landes- und Domänen-Abgaben einigerm Anlaß genommen werden ſolle; allein noch waren die Vorurtheile dagegen unüberſteiglich. Um den üblichen Plan nicht ganz fallen zu laſſen, äußerte er ſich im December 1769 mündlich dahin, „daß die Sache ſlechterdings bewirkt, daß mit den vornehmſten Aemtern der Anfang gemacht, jedoch der Unterthan bei der Vertheilung in Rückſicht auf die Güte des Bodens nicht vorvortheilt, vielmehr von den Juſtizbedienten auf Recht und Billigkeit geſehen werden ſollte.“

Nabe genug lag hierbei der Gedanke an die Abſchaffung der Gutshörigkeit, ſo wie der Frohndienſte und aller ſonſtiger den Landbauer damals noch ſchwer niederdrückenden Laſten. Friedrich ließ dieſen Punkt nicht außer Acht,

wie zahllose Rescripte zur Erleichterung des Zustandes der ländlichen Bevölkerung in ihren Verhältnissen zum Gutsbesitzer und der königlichen Beamten bezeugen. Seinen edlen Grundsätzen gemäß erscheint er stets als Vater und Schützer der Schwachen und Unterdrückten; wo irgend eine gerechte Klage zu seinem Ohr gelangte. Da er Widerstand von allen Seiten fand, diktirte er bei seinem Aufenthalte in Pommern am 23. Mai 1763 zu Colberg in Bezug auf diese Provinz dem schon genannten Geheimen Finanzrath von Brendendorff, im Beisein des Pommerschen Kammerpräsidenten von Schönning, unter Anderem Folgendes in die Schreibtafel: „Sollen absolut und ohne das geringste Raisonniren alle Leibeigenschaften, sowohl in königlichen als Staatseigenthums - Dörfern von Stund an sämmtlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren, werden so viel als möglich mit Güte, in derer Entstehung aber mit Force dahin gebracht werden, daß diese von Sr. K. M. festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde.“ Als dies die Pommersche Kriegs- und Domänenkammer durch ein Rescript den Pommerschen Landständen bekannt machte, versammelten sich diese bald darauf in Demmin und erwiesen in einer gut motivirten Erklärung dem Könige die Unmöglichkeit den königlichen Befehl auszuführen, wobei sie ihm namentlich bemerklich machten, daß, anstatt eine stärkere Bevölkerung dadurch auf dem Lande zu erzielen, im Gegentheil dieselbe sich wesentlich durch Maßregeln solcher Art verringern würde; auch stellten sie in Abrede, daß die Hörigkeit in Pommern als Leibeigenschaft angesehen werden dürfte.

Diese Vorstellung verfehlte ihren Eindruck auf Friedrich nicht, deshalb stand er nicht nur von seiner scharfen Forderung ab, sondern befahl sogar den Edelknechten, so wie überhaupt den Landbesitzern, bei etlichen Hundert Dukaten Strafe für jeden wüsten Hof, denselben, wie in früheren Zeiten, mit Bauern wieder zu besetzen.

In dem Versuche über die Regierungsformen spricht sich Friedrich folgendermaßen rückfichtlich dieser Verhältnisse aus: „Es giebt in den meisten Staats Europas Provinzen, wo die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelknechte sind. Dies ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste und der, wogegen sich die Menschheit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sklave von seines Gleichen zu sein. Man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch und glaubt, es sei nichts als guter Wille nöthig, um den barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders; es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird jenem Verträge gemäß durch die Dienste der Bauern bestritten. Wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die ganze Landwirtschaft einen tödtlichen Streich erleiden, und man müßte zum Theil den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften erlitt, entschädigen.“ Es läßt

**Nach** nach diesen Worten begreifen, weshalb die oben erwähnte durchgreifende **Rafregel** nicht zur Ausführung gelangte.

Singegen suchte der edle Fürst wenigstens da von Härten zu befreien, wo **es** ohne Verletzung von ehrlich erworbenen Rechten, so wie des Vermögenszustandes seiner Unterthanen möglich war. In dieser Weise sprach sich die im **Jahre** 1764 für Vor- und Hinterpommern erlassene Bauordnung aus, in **welcher** unter Anderem jeder gutepflichtigen Weibsperson freigegeben war, sich **unter** einer anderen Herrschaft nach Willkühr zu verheirathen, ohne daß ihr **von** derselben etwas in den Weg gelegt werden durfte. Ebenso wurde am **8. November** 1773 durch die Verordnung in Ansehung der Dienste in Ost- und Westpreußen wenigstens die Leibeigenschaft in den ehemals polnischen Bezirken abgeschafft. Nicht die unwesentlichsten Schwierigkeiten fand Friedrich bei **denen**, welchen er die unschätzbare Wohlthat einer freien Verfügung über sich **verschaffen** wollte; indem die Bauern größtentheils, wie in den Gamnitschen und **Hinterpommerschen** Aemtern, die Freiheit zurückwiesen, weil sie als Ablösung **dafür** das freie Holz verlieren und die Hofweehr bezahlen sollten.

Einen seltsamen Gegensatz zu den Absichten Friedrichs für die Landbewohner bildeten seine Anordnungen in Betreff der Städte. Wenn er dort **möglichst** freiere Bewegung wünschte, erhielt er die Städte, welche in dem **Mittelalter** durch ihre freie Entwicklung so schöne Ergebnisse geliefert hatten, in fast strengerer Vormundschaft als sein Vater, freilich verbunden mit einer wohlthätigen Sorge für ihre materiellen Interessen. Dies ist manchen Ortes in **größeren** und **kleinen** Städten in der Zeit hervorgetreten, wo durch ein ohne **Zweifel** im Ganzen unschätzbares und heilsames Gesetz den städtischen Gemeinden eine **freiere** Bewegung gestattet worden ist; denn nicht überall trat mit der **zwangloseren** Bewegung auch in erforderlichem Grade Einsicht und Gemeinssinn **hervor**. Wenn Friedrich auch die Städte unter die Aufsicht der Rammern stellte, **deren** Råthe nicht nur die Magistratscollegien ernannten, eine strenge Aufsicht **über** das Råmmereiwesen ausübten, ja sogar die Ueberschüsse des Einkommens **der** Staatskasse als deren Eigenthum zuwendeten, so herrschte doch Ordnung **und** Sparsamkeit in der Verwaltung des Vermögens, so wie einsichtige Bewirtschaftung **der** Forsten und anderen liegenden Gründe, und weder Unverstand, **noch** Unredlichkeit konnten schweren Nachtheil für die wichtigen Glieder des **Staatslebens** herbeiführen. Wenn also auch das fördernde Element einer freien **Bewegung** fehlte, so wurde wenigstens das vorhandene Gute erhalten, welches **vielleicht** durch das zu frühzeitig eintretende Recht einer ungebundeneren **Verfügung** hätte in Frage gestellt werden können. Nach allen den in späteren Zeiten **gemachten** Erfahrungen war eine Bevormundung, wie sie Friedrich, einzig und **allein** im Sinne der Vernunft und allseitigen Wohles ausübte, nothwendig, um **den** Bürger seinem wahren Berufe entgegenzuführen und ihn zur Abwerfung **engerer** Schranken fähig zu machen. Friedrich war der große Lehrmeister seines

Volles, und in seiner Schule konnten die Unterthanen am besten die Fähigkeit zum freieren Gebrauche ihrer Kräfte lernen.

Das Zunftwesen der Städte von Grund aus zu ändern, erschien in den preussischen Staaten damals noch nicht an der Zeit, doch steuerte Friedrich den Mißbräuchen, wo sie offener hervortraten. Im Jahre 1774 gab er für Westpreußen, 1783 eine allgemeine Handwerksordnung, nach welcher den früheren Gebräuchen zuwider jeder Meister so viel Gesellen und Lehrlinge nehmen konnte, als er wollte; Frauenzimmern wurde neben Gesellen bei der Weberei ohne Eintrag für diese bei einem Meister Arbeit gestattet, die Kinder und Abkömmlinge von Basenmeistern und Abdeckern sollten in die Zünfte aufgenommen und ihre Töchter ohne Anstoß an ehrliche Personen verheirathet werden dürfen; wenigstens schon eine Vorbereitung zur gänzlichen Beseitigung der nicht mehr in die Verhältnisse der Neuzeit passenden Schranken.

Man sollte vermuthen, daß ein Herrscher, welcher trotz seiner unermüdeten Arbeiten für das praktische Leben jede freie Stunde zum Studium der Wissenschaften und zu schriftstellerischer Thätigkeit anwendete, seine Aufmerksamkeit ganz besonders der Förderung von Universitäten und anderen höheren Lehranstalten hätte zuwenden müssen, doch bleibt hier das Geleistete hinter unserer Erwartung zurück. Daß Friedrich nicht mit gleichgültigem Blicke auf diese wichtigen Gegenstände sah, läßt sich nicht nur aus seiner Liebe und Hochachtung für geistige Bildung schließen, sondern auch aus vielen heilsamen Beseitigungen erkennen; aber ihm, den die Vorsehung zum Schöpfer einer neuen gewaltigen Kriegsmacht und zum Stützpunkte für die Entwicklung eines rein deutschen Staatslebens berufen hatte, und der im Vollgefühle dieses Berufes seine erhabene Stellung mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft erhalten mußte, flossen, trotz seines an Hülfquellen unerschöpflichen Genius, die Mittel nicht reichlich genug, um auch allen Segnungen des Friedens mit gleicher Fülle seine Hand zu öffnen, doch würden wir ungerecht sein, wenn wir aus dem Zurückbleiben gegen das, was in späteren Zeiten Schönes auf dem Gebiete geistigen Lebens geschehen ist, dem großen Könige einen Vorwurf machen wollten. Daher dürfen wir es nicht auffällig finden, wenn Halle, damals die wichtigste der vier Landesuniversitäten, mit ihrem Etat nicht höher als auf 7000 Thaler stieg, und daß der berühmte Reinhold Forster dem Minister von Zedlitz, welcher ihn von London nach Halle berief, in seiner derben Weise sagte: „im Preussischen habe der Gelehrte Efelsarbeit und Heisigfutter.“ Dessen ungeachtet zog der große Mann eblere Geister an sich, denn derselbe Gelehrte brach bei der Audienz in die seltsame, aber deshalb um so ungeschminktere Lobpreisung aus: „Ich habe nun bereits sieben Könige gesehen, vier wilde und drei zahme, aber so einen wie G. R. W. habe ich noch nicht gesehen.“

Natürlich war es jedoch, daß bei dem geringen Lohne, dessen sich die Wissenschaft in Preußen zu erfreuen hatte, mancher bedeutende Gelehrte das



Kuland vorzog, und alle Mühe des Ministers von Zebitz, welcher von 1771 bis 1788 an der Spitze des UnterrichtsweSENS stand, reichte nicht hin, um den Bedürfnissen der Wissenschaft vollkommen zu genügen.

Mehr als auf den Universitäten geschehen konnte, wurde von den Schulen geleistet, namentlich den Gymnasien, wo Männer, von Friedrichs Geiste erfüllt, dem Unterrichte eine der Zeit entsprechendere Richtung gaben; denn bisher waren diese höheren Anstalten fast ganz auf der Stufe geblieben, die sie seit ihrer Entwicklung zur Zeit der Reformation eingenommen hatten, ja vielmehr in mancher Beziehung von ihrer ehemaligen Höhe herabgestiegen. Mathematik, Geschichte und deutsche Sprache sucht man vergebens auf ihren Lektionsplänen, ja selbst die Schulzucht war in den meisten Orten, ohne Zweifel, weil es im Allgemeinen an tüchtigen Lehrern fehlte, in Abnahme gekommen. So stand es denn sogar an Schulen mit reicheren Mitteln, wie z. B. im Joachimsthalschen Gymnasium, welches Friedrich gern zu einer Musterschule machen wollte, in allen Beziehungen herzlich schlecht. Erst der berühmte Meierotto begründete hier ein wissenschaftlicheres Leben. In regem Wettstreit mit ihm hoben Büsching und nach ihm Gebicke das graue Kloster; auch die Domschulen von Magdeburg und Halberstadt nebst manchen anderen im preussischen Staate eiferten den genannten mit sichtbarem Erfolge nach.

Von dem Bedürfnisse der Zeit erzeugt, brach sich eine neue pädagogische Richtung Bahn in der Stiftung einer sogenannten Realschule zu Berlin, im Jahre 1747 durch den Prediger Hecker an der Dreifaltigkeitskirche. Der verdienstvolle Mann gründete diese Schule, welche ihrem Plane nach Offiziere, Ingenieure, Kaufleute, Landwirthe, Künstler und Handwerker bilden sollte, aus seinen eigenen Mitteln; es war der Anfang von dem, was wir heut noch vor Augen haben und zu verwirklichen suchen. Der Plan der Anstalt entsprach dem praktisch durchbringenden Sinne des Königs bergesehnt, daß er ihr zum besseren Fortkommen eine eigene Buchhandlung gestattete. Dieser neue Bildungsweg fand im preussischen Staate Anklang, denn bald entstanden auch in anderen Städten der Monarchie, wie in Breslau und Stargard, Anstalten ähnlicher Art.

Mehr als in anderen Unterrichtszweigen that der große König persönlich für die Volksschule, als Bildungsgrundlage des ganzen Volkes, wie er denn überhaupt seinen hohen Beruf dahin auffaßte, daß es seine erste Pflicht sei, denen den Weg zu den Segnungen menschlicher Cultur zu erleichtern, welchen am meisten die eigenen Mittel dazu mangelten. In dieser Richtung, die man eine demokratische im schönsten Sinne des Wortes nennen darf, hatte der große König von Anfang seiner Regierung an das Auge auf diesen wichtigen Zweig der socialen Entwicklung geworfen.

Am klarsten beweist dies das unmittelbar nach dem Hubertsburger Frieden erlassene General-Landschulen-Reglement, welches leider nicht zur völligen Ausführung gelangen konnte. Im Eingange dazu heißt es: „Demnach

Wir zu Unserem höchsten Mißfallen selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußerster Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der meisten Råtter und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter als ernstest Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unseren Provinzen auf einen besseren Fuß als bisher gesetzt und verfaßt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach widerhergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das Wohlfeyn Unserer Lånder in allen Stånden Uns zum Augenmerk machen: so nöthig und heilsam erachtet Wir es auch zu sein, den guten Grund durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen, und Alles ins Rånstige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können."

Friedrich begnügte sich nicht mit bloßen Verordnungen, sondern wies, wenn sich irgend eine Ersparniß herausgestellt hatte, auch Fonds zu diesem Zwecke an. So schreibt er von Potsdam am 9. Juni 1771 an den Minister von Derschau: „Bei den Kurmärktischen Städteklassen ist ein Fonds von 100,000 Thalern übrig, welchen Wir die Landschaft jetzt offeriret. Da dieses erspart Kapital eigentlich vom Lande aufgebracht worden, und Ich daher auch solches wiederum zum Landesbesten anzuwenden billig finde und gemeinet bin: so ist Mir in dieser Absicht eingefallen, ob dieser Fonds zur Einführung der englischen Wirthschaft bei denen Ackerstädten und dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern zu etwa 4 Prozent anzulegen, die davon aufkommenden Interessen aber zur Salarirung der Schulmeister auf dem Lande, und solcher gestalt zu besserer Erziehung der Jugend zu verwenden, rathsam sein dürfte. Ich will darüber euren gutachtlichen Bericht, und im Fall ihr etwa hierunter nicht Meiner Meinung sein solltet, zugleich anderer Meiner Absicht angemessene Vorschläge gewärtig sein."

Friedrich suchte, seinem ächt Oekonomischen Sinne gemäß, hier zwei Zweck mit einem Male zu erreichen. Dies gelang ihm freilich nicht, denn es fanden sich damals keine Liebhaber für die englische Landwirthschaft; von den Zinsen aber wurde nach des Königs Willen und Vorschrift in der Art Gebrauch gemacht, daß man nicht kleine Zulagen machte, sondern nur für die damalige Zeit bedehrende Besoldungen von 120 Thalern begründete. Auf das Verzeichniß der Orte, wo man die Verbesserungen anwenden wollte, schrieb der König eigenhändig: „Die Dehrter seindt ganz gut ausgesucht, die schlechten Schulmeister seindt Schneider die meisten, und müßte man sehen, ob man sie nicht in Kleinen Städten Wante schneidern lassen, oder wie man sie sonst unterbringet, damit die Schulen desto eher in guten Stande kommen können, was eine interessante Sache ist."

Aus diesen Verhältnissen läßt sich der auf des schon mehrfach genannten Kantenboff's Rath gefaßte Beschluß Friedrichs erklären, die ausgeübten Soldaten und Unteroffiziere als Schulmeister unterzubringen, und deshalb ein Verzeichniß der dazu qualificirten Personen vom General-Direktorium für das sächsische Departement einzufordern. Von mehr als 4000 solcher Individuen hielt die Liste etwa achtzig für geeignet erachtete Leute. Wenn man die oben im Könige angeführte Thatsache erwägt, so wird der Beschluß minder auffallend erscheinen, da man von jenen ausgeübten und durch ihre Führung wohlwährten Leuten wenigstens eine feste sittliche Haltung und eine straffe Zucht erwarten durfte, was für die Schule zwar nicht das einzig Erforderliche, jedoch nicht ohne allen Werth ist. Uebrigens muß man die Maßregel nicht in ihrem absoluten, sondern vielmehr dem relativen Werthe betrachten, und wird sie dann gerechtfertigt finden.

Wiederholentlich zeigt Friedrich auf eine ganz positive Weise seinen guten Willen, mit Geldmitteln dem tiefgefühlten Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen. Im Jahre 1782 bestimmte er die Zinsen des dem pommerschen Adel vorgeschriebenen Kapitals von 175,000 Thalern unter Anderem auch zur Unterhaltung einer Anzahl von Schulmeistern, und unter ähnlichen Bedingungen wurde ein Jahr darauf ein neues Kapital von 218,000 Thalern angewiesen. Auch Schulherren-Seminare wurden zuerst unter seiner Regierung in Preußen gestiftet, das erste durch den schon rühmlich erwähnten Prediger Hecker zu Berlin, im Jahre 1760; das zweite durch den Consistorialrath Struensée 1778 in Halberstadt, und einige Jahre später das dritte und vierte in Magdeburg und Stettin, letzteres für die Provinzen Pommern, die Neumark und Westpreußen.

Wo die materiellen Mittel nicht hinreichten, wirkte die geistige Anregung, welche unter der sonst so löblichen Regierung seines Vaters größtentheils mangelte. Privatleute ersetzten mit eblem Wettstreit das, wozu der große Monarch bei seinen allfach gehäuften Sorgen nur den Anstoß geben konnte. Vor Allen ist auf diesem Gebiete der Domherr von Rochow hervorzuheben, welcher im Sinne einer vernünftig christlichen Erziehung nicht nur als Jugendschriftsteller 1776 durch den „Versuch eines Schulbuches für die Kinder der Landleute,“ und ammentlich 1779 durch seinen berühmten „Kinderfreund,“ welchem später noch andere nützliche Schriften folgten, einen unberechenbaren Einfluß auf den Jugendunterricht ausübte, sondern auch durch die auf seinem Gute Ketzahn 1778 gestiftete Musterschule für das ganze Land ein wohlthätiges Vorbild hinrichtete. Neben diesem uneigennütigen Freunde einer zweckmäßigen Volksbildung sind zwei ausgezeichnete Minister des großen Königs nicht zu vergessen, der Chef des Unterrichtswesens, von Zedlitz, der ebensowohl durch Inspectionsreisen auf dem Lande, als durch die auf seinem Gute Friedrichshagen bei Köpenick gegründete Dorfschule wesentlichen Einfluß auch auf diesen Theil des Unterrichtes ausübte, und Herzberg, dessen Hand in der Unterstützung des Schulwesens nicht eigenen Mitteln nie ermüdete. Was berühmte Pädagogen, wie Weiße,



ber diese Akademie, deren Sitz noch Anfangs im oberen Geschosse des Maralles, später in der Burgstraße war, übertrug der König nur ganz besonders in ihm bevorzugten Männern, denn es kam ihm hier vor Allem auf eine scharfe Wahl der Individuen an. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an den damaligen General-Major von Mosch: „Bei der académie des nobles ist weder Empfehlung, noch Verwandtschaft etwas ausrichten können; nur kein fähige Köpfe müssen in solche aufgenommen werden, und wenn solche unmöglich der Erwartung nicht entsprechen, an deren Stelle andere angenommen werden.“ Auch die sonst bestehenden adeligen Erziehungsanstalten, wie die Ritter-Akademie zu Liegnitz und Brandenburg, erfreuten sich seines Beifalls.

Hierbei werden wir unwillkürlich auf die schon früher erwähnte Bevorzugung des Adels durch den großen König zurückgeführt. Er selbst sagt hierüber in seinen nachgelassenen Werken: „Es ist nöthiger, als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die Wahl der Offiziere zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indeß nicht leugnen, daß man bisweilen auch bei guten ohne Geburt Verdienst und Talent findet, aber es ist selten, und in jedem Falle thut man gut, sie zu behalten. Jedoch im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch die Waffen hervorzuthun. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen hat, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt.“ Diese Ansichten kamen auch praktisch zur Ausführung. Er selbst sagt in Bezug auf den siebenjährigen Krieg und die aus ihm folgenden Militäreinrichtungen: Der Mangel an Edelknechten und die Anzahl der erledigten Offizierstellen in den Regimentern waren die Ursache, daß man diese Stellen an Bürgerliche geben mußte,“ und ferner, „um den für die Wohlfahrt des Staates so wichtigen Grad von Vollkommenheit im Heere zu erreichen, hatte man aus dem Corps der Offiziere Alles hinweggeschafft, was zum Bürgerstande gehörte. Diese wurden bei den Garnisonregimentern angestellt, wo sie wenigstens eben so viel werth waren, als die, an deren Stelle sie kamen.“ Ja, wenn es an Edelknechten zu Offizierstellen mangelte, griff Friedrich lieber zu Ausländern, als daß er den Mangel durch bürgerliche Unterthanen ersetzt hätte, wie auch folgende Worte des Reglements von 1769 bezeugen: „Sollten sich Edelknechte aus entfernten Landen finden, welche Verstand, Ambition und einen wahren Dienstsinn bezeigen, so sollten solche Sr. K. M. zu Offizieren in Vorschlag gebracht werden, und die Chefs haben dahin zu sehen, dergleichen in ihren Regimentern zu engagiren.“ Dies geschah zu derselben Zeit, wo die bürgerlichen Offiziere in den Regimentern „ausgemärzt“ wurden.

Diese Ansichten und Maßregeln, welche vom heutigen Standpunkte aus angesehen, außerordentlich scharf, ja hemmend für den Entwicklungsengang des Volkes erscheinen, waren nichtsdestoweniger auf die meistens noch im Volke herrschenden Ansichten begründet. Die Lebenskreise waren wirklich in jenen

Zeiten noch weit schärfer geschieden, als jetzt, und wohl verhältnißmäßig nur wenige Leute aus dem Bürgerstande beneideten den Adel um seine näheren Ansprüche an die höheren Militärstellen, die unter Friedrich des Großen Regierung viel Mühen und persönliche Aufopferung zur Folge haben mußten. Der Bürger war im Ganzen an ruhige und sicheres Auskommen gewöhrende Thätigkeit gewöhnt, das blutige Feld der Ehre für ihn ein fremdes und wenig ersprißliches. Daher hat Friedrich für seine Zeit, wenn auch mit zu scharfer Verallgemeinerung, Recht in seiner obigen Behauptung. Außerdem ist zu erörtern, aus welchen Bestandtheilen das damalige Heer zusammengesetzt war, nämlich aus der ländlichen Bevölkerung und fremden Bagabonden. Letztere waren gewöhnt, den Adelligen als ihren geborenen Herren anzusehen, und selbst bei den Letzteren konnte man noch auf einigen Respekt vor seiner hohen Lebensstellung rechnen. Dem Adel war damaliger Ansicht nach bürgerliche Gewerbe noch nicht gestattet, selbst dem industriellen Betriebe der Landwirtschaft stand, wie wir oben gesehen, manches Hinderniß entgegen; deshalb wendete er mit seiner ganzen Thätigkeit auf die Erreichung der höheren Stellen in Militärwesen und des Civildienstes hingedrängt, ohne jedoch durch seine Geburt schon ein Monopol dafür zu besitzen, denn der Regel nach förderte Friedrich auch nur diejenigen Adelligen, welche sich durch entschiedenes Verdienst auszeichneten, und wahrhaft adelige Gesinnung war deshalb unter ihnen ein unbedingtes Erforderniß zu günstigen Erfolgen, für den Adel daher die notwendige Bedingung seiner Stellung in jenen Zeiten. Daß dieser Geist eines Wettstreits in dem preussischen Adel herrschte, ist, wenn man unsere Geschichte vom großen Kurfürsten an betrachtet, keinem Zweifel unterworfen, und diesen positiv vorhandenen Geist, dessen Friedrich bei der gespannten politischen Lage seines Reiches so sehr bedurfte, zu erhalten, schien fast eine unauflösbare Aufgabe, denn es konnte bedenklich erscheinen, ob auch sobald eine Lösung gefunden würde, wenn man die Kraft einer so wichtigen Triebfeder schwächen wollte. Der Versuch schien bei der gefährlichen Lage Friedrich's zu unstatthaft, als daß er auf einen für den Augenblick ungewissen Erfolg gewagt werden konnte. Friedrich jedoch war nicht der Mann, auf unsichere Erwartungen für die Zukunft die Gegenwart, deren Mittel er mit so großem Vortheile beherrschte, zu geben. Daß er also bei diesem Verfahren nur praktische, auf den Augenblick bezüglichen Gründe Gehör gab, zeigt er an vielen Orten seiner Schriften. „Mich dünkt,“ sagt er an einer Stelle, „wenn von der Geschichte der menschlichen Geistes die Rede ist, verschwindet der Unterschied der Stände und Lebensarten; die Könige sind weiter nichts als Menschen, und alle Menschen sind einander gleich.“ Zu Anfang seiner Brandenburgischen Geschichte entschuldigt er, daß er dem dunklen Ursprunge seines Hauses nicht nachforscht: „Meinem Bedünken nach stammen die Menschen alle von einem Geschlechte ab.“ Und nicht nur in Jugendschriften, wie die eben genannte, sondern auch in reiferem Alter, in einem Aufsatz über die Erziehung, sagt er sogar: „Es wird

in dem Justizwesen, in dem Finanzwesen, im diplomatischen Fache und im Militär eine vornehme Geburt allerdings geehrt, aber gewiß wäre es um einen Staat geschehen, wenn Geburt Vorzüge vor Verdiensten hätte. Von einem so klugen, ungereimten Grundsatz würde eine Regierung, die ihn annähme, die unglücklichsten Folgen erfahren, denn die Talente sind von der Natur ohne Rücksicht auf die Genealogie vertheilt. Jeder, der sich durch Tugend und Talente auszeichnet, ist ein Mann von Adel, und in diesem Sinne kann man ihn betrachten wie einen Melchisedek, der weder Vater noch Mutter hatte." Friedrich nahm also die Sache faktisch, wie er sie in seinen Staaten zur Zeit zu sehen glaubte und theilweise auch wirklich sah, und verfuhr um so unbefangener darnach, als er, der Schöpfer und einzige Leiter eines Systemes, stets der Gebieter, nie der Sklave desselben war und jeden Augenblick den Fehler der Regel durch verständig gewählte Ausnahmen verstellen konnte.

Solche Ausnahmen kommen im Militär- und Civildienste nicht selten bei Friedrich vor, obgleich nur ein einziger Bürgerlicher unter seinen Ministern, nämlich der schon oben genannte Michaelis, zu erwähnen ist. Dagegen sagt er unter seinen Auspizien entworfene allgemeine Landrecht ganz ausdrücklich, daß „dem Adel der Besitz der Rittergüter, auch vorzugsweise alle Ehrenstellen gehören.“

Trotz der vorgehenden Erklärung der eigenthümlichen Ansichten Friedrich's über den Adel und seine Stellung den anderen Ständen gegenüber, wollen wir keinesweges behaupten, daß der große König sich bei dieser Gelegenheit auf der richtigen Linie erhalten habe; vielmehr müssen wir zugeben, daß er den wahren inneren Werth, so wie die Leistungsfähigkeit der scharf gegenübergestellten Stände verkannte und deshalb nicht ohne Irrthum geblieben ist; doch welcher Sterbliche ist gegen jeden Irrthum gesichert!

Daß des Königs Ansicht, trotz seiner großen Selbstständigkeit, mehr Schaden gebracht hat, als er selbst wohl meinte, geht schon aus dem ganz natürlichen Grunde hervor, daß auch seine vornehmsten und einflußreichsten Diener von ähnlichen und vielleicht noch stärkeren Irrthümern in dieser Beziehung ehrsüchtig wurden, wie wir dies von dem nach jeder anderen Seite hin ausgezeichneten Minister von Zedlitz wissen. Nicht jeder von den Letzteren behielt immer der einmal vorurtheilsvoll gefaßten Meinung zum Trotz, wie Friedrich, auch den gesunden Blick über die wirklich herrschenden Verhältnisse. Friedrich ab stets Beweise von diesem freien Sinne. Noch im Jahre 1783 schrieb er an den Hannövrerischen Hofmarschall von Schulenburg, der ihn gebeten, seinen Sohn von der Stelle als dritter Junker bald zum Offizier zu befördern, weil: als Graf diesen Vorzug verdiene: „Wohlgeborner, lieber Getreuer! Ich habe aus eurem Schreiben u. s. w., euer Gesuch wegen eures Sohnes gesehen; ich muß euch aber sagen, daß ich schon den Befehl gegeben habe, keinen Offizier in meiner Armee anzunehmen, denn wenn sie ein oder zwei Jahre

gehört haben, gehen sie nach Hause, und es ist lauter Windbeutelei mit ihnen. Will euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nicht weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt.“ Hierzu fügte er mit eigener Hand noch folgende Worte: „Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. In England ist der Sohn des Königs ein Midshipman auf einem Schiffe, um die Manöver dieses Dienstes kennen zu lernen. Im Falle nun einmal Wunder geschehen und aus einem Grafen ein König werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn diese sind nur Karrenspissen, sondern es kommt nur allezeit auf sein merkwürdiges personnel an.“ Wir sehen also hier, daß Friedrich im Grunde von dem Vater nicht anders dachte, als sein Vater, und nur deshalb mehr im Militärdienst von ihm erwartete, weil ihm kein anderer Wirkungskreis, als eben dieser, anstand. Deshalb waren ihm die armen Adeligen in dieser Beziehung die liebsten, weil sie der Anstrengung am meisten bedurften. Sehr gern sah er es, wenn Leute in seinem Dienste in gute Umstände gerathen waren. „Der selige Feldmarschall von Schwerin,“ sagte er zu der in Sachen des Creditwesens zu ihm gesendeten Pommerschen Deputation, „hat mir mehr als einmal erzählt, wie er sein Vater von Hause nach Breslau geschickt, um sein Glück zu versuchen, und halb ihm nur einen Thaler und eine Ohrfeige gegeben, mit dem Bemerken: „Dies leide von Keinem weiter!“ Und in was für glückliche Umstände dieser Mann nicht durch den Dienst gerathen!“ Fälle dieser Art klären einigmaßen des Königs eigentliche Ansichten auf. —

Einen fast noch schrofferen, aber nichtsdestoweniger unbegründeten Widerspruch bilden Friedrich's Aussprüche als Philosoph und Dichter mit seinen politischen Staatseinrichtungen. Denn wenn er die Namen Cato's und Brutus als die höchsten von ihm verehrten Ideale staatlicher Freiheit anruft, so stimmt er sonderbar genug mit seinen Zwangsmaßregeln in Handel und Gewerbe, in der harten Dressur gewaltsamer Weise angeworbener Truppen und den zwar im Sinne des öffentlichen Nutzens, doch nicht selten willkürlichen Verfügungen des unumschränkt waltenden Herrschers. Niemandem jedoch kann es bei unparteiischer Betrachtung jener Zeit einfallen, dem großen Könige einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nichts zur Anbahnung freier Regierungsgewalt gethan habe; denn trotz mancher Mißgriffe, die wir gar nicht leugnen wollen, mußte es ihm mit dem tiefsten Bedauern erfüllen, wenn dem kräftig schaffenden Geiste auch nur für einen Augenblick die Allgewalt geschmälert worden wäre, mit welcher er die Zustände seines Volkes regelte und einer höheren Entwicklung entgegenführte. Dieses Volk bedurfte der leitenden und bildenden Hand, und wenn es später der Reife zur Selbstständigkeit näher getreten ist, so dankt es diesen Fortschritt einzig und allein der mit Weisheit strengen Regierung Friedrichs des Großen. Friedrich wäre nicht der große Mann gewesen, hätte er seine Stellung auch in dieser Beziehung minder scharf behauptet.



Eine zum Theil mehr gegründete Anschulbigung trifft des Königs Verdien in geistlichen Angelegenheiten und besonders in seinen eigenen religiösen Bezeugungen. Friedrich, dem, wie wir wissen, das Christenthum unter sehr genießbarer Form und mit widerlichen Zwangsmitteln beigebracht worden war, hatte bei dem selbstständigen Streben seines Geistes ganz begreiflicher Weise einen heftigen Widerwillen gegen die so unverständig aufgedrungene Lehre und war zu aufrichtig, um diese Ansichten zu verhehlen. Dazu kam das Sturmen der Philosophie jener Zeit, welche allem Positiven abhold, im Kampfe gegen die Vorurtheile auch jeden Glaubensinhalt zu vernichten trachtete. Die vieler Beziehung wohl begründete Verehrung Friedrich's für Voltaire trug zur Befestigung dieser geistigen Richtung bei; nichtsdestoweniger wich der religiöse Sinn niemals in dem Grade von ihm, wie von dem satyrischen Verleger christlicher Gläubigkeit. Noch in der Zeit, wo Friedrich am meisten für diesen glühte, im Jahre 1737, schrieb er von Rheinsberg an ihn: „Wir suchen sonst das, was unser Fassungsvermögen übersteigt, zu begreifen, und in dieser Welt von Unwissenheit gilt die wahrscheinlichste Vermuthung für das beste System. Das meinige besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbede, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, äbere und erleichtere, alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, es sehe, was da wolle, nichts zu fürchten habe.“ Und mehrere Monate später an denselben: „Ihre metaphysische Abhandlung über die Freiheit habe ich erhalten. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich nicht ganz Ihrer Meinung bin. Ich gründe mein System darauf, daß man nicht aus freien Stücken auf Kenntnisse Verzicht thun muß, die sich durch das Philosophiren erwerben lassen. Dies vorausgesetzt, gebe ich mir Mühe, Gott in so weit kennen zu lernen, als ich kann, und hierin ist mir die Analogie sehr behülfflich. Ich sehe erstlich, daß der Schöpfer weise und mächtig sein muß. Vermöge seiner Weisheit hat er in seinem unendlichen Verstande den Plan der Welt gezeichnet und vermöge seiner Allmacht ihn ausgeführt. Wenn also Gott die Umstände nach seinem Willen lenkt, so lenkt und regiert er auch die Menschen, und dieses Princip ist die Basis und gleichsam die Grundlage der göttlichen Vorsehung, was mit den edelsten, höchsten und erhabensten Begriff beibringt, den ein so beschränktes Geschöpf, wie der Mensch, von einem so unermesslichen Wesen, wie der Schöpfer, sich machen kann.“

Auch verkannte Friedrich nicht, wie nothwendig dem Menschen die Religion zur Erwerbung dieser wichtigen Erkenntniß ist. „Die Religion selbst,“ sagt er in seiner Vorrede zum Antimacchiavel, „diese reinste Quelle aller unserer Güter, wird oft durch einen zu beweinenwerthen Mißbrauch der Ursprung und der Anlaß unserer Uebel.“ Auch die Heiligkeit der positiven Religion, vor Allem des Christenthums, war ihm nicht fremd. Dies bezeugte er sowohl durch

und behalten solle, obgleich das neue Gesangbuch vermuthlich verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener sei, weil so viele andere Gemeinden, bei welchen so in allgemeinem Ansehen stehende Männer sich befänden, demselben den Vorzug eingeräumt haben." Eigenhändig fügte er seiner Gewohnheit nach, größeren Nachdrucks halber die Worte hinzu: „En Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei, zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr; aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gesetzt werden.“

Des Königs weiser und toleranter Sinn bestand noch härtere Proben. Als Kaiser Joseph II. in seinen Staaten die Klöster aufhob, gab er, da geschworene Gegner „alles sogenannten Pfaffenthums,“ den Ordensgeistlichen im Preussischen die königliche Versicherung, daß sie „von ihm nichts zu befürchten hätten, so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhielten; er würde nie etwas rühren und ändern in ihren Sachen, wie es einmal eingerichtet wäre; er würde nicht das Mindeste weiter von irgend einem Stift oder Kloster verlangen oder gar etwas einziehen.“ Welche weise Abmildigung der menschlichen Verhältnisse geht aus diesen Worten des Königs, da einige Fanatiker als einen Feind aller Religion haben darstellen wollen, hervor! Deshalb auch sein Benehmen gegen die Jesuiten; als von Portugal und Spanien aus unter Zustimmung der Bulle „dominus se redemptor noster“ durch alle katholische Staaten hindurch die Verfolgung über die Jesuiten hereinbrach, durfte die päpstliche Verordnung in Friedrich's Gebiete nicht einmal verstanden, viel weniger ausgeübt werden; sein Agent in Rom aber erhielt folgende Befehle; „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlen und Affectation, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem Papste oder ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Entschluß dahin gefaßt sei, sie in meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis jetzt befinden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlessien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Klasse der Keger gehöre, der heilige Vater mich ebensowenig von der Obliegenheit, mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren kann.“ Dieser Zustand währte von den Jahren 1773 bis 1776, wo die Jesuiten den Namen, so wie ihre bisherige Ordensstracht ablegten und sich mit dem Unterricht der katholischen Jugend beschäftigten; sie sollten von den Gütern ihrer Collegien unterhalten werden und in allen Dingen, welche auf Verwaltung ihres Amtes Beziehung hätten, dem Obergerichte unter dem Namen einer Schulcommission unterworfen sein. Unter verschiedenen Formen bestand die Schulanstalt der Jesuiten bis in die folgende Regierung.

Zum Schluß dieser Bemerkungen über die geistlichen Verhältnisse unter Friedrich wollen wir nur noch erwähnen, daß das von ihm gestiftete Oberconsistorium zu Berlin, an dessen Spitze sich die Minister Münchhausen und Zedlitz hohe Anerkennung allerseits erwarben, mit wahrhaft christlichem Sinne die geistlichen Angelegenheiten leitete und die gereiften Forderungen eines rein kirchlichen Lebens stets nach allen Seiten hin kräftig vertrat. Wenn wir deshalb diese Früchte der auf dem Gebiete der Religion so oft verdächtigten Regierung betrachten, so werden wir eingestehen müssen, daß Friedrich der Große, auch wenn wir mit seiner persönlichen Auffassung der christlichen Lehre nicht einverstanden sein dürften, mit seinen Regierungsmaßregeln wenigstens als Muster für jeden christlichen Herrscher dastehen wird, weil er mit wachem Sinne densoviel vor Unterdrückung jeglicher freien Bewegung, als auch vor gefährlichen, der menschlichen Gesellschaft schadenbringenden Ausschweifungen mit fester Hand beharrte. Als Regent bleibt er ein unübertroffenes Vorbild auch in diesen Angelegenheiten.

Manche äußere kirchliche Gebräuche wurden unter Friedrich mit gutem Erfolge, wenn auch nicht immer ohne allen Widerspruch, geändert oder beschränkt, wie z. B. die übergroße, dem Ackerbau hinderliche Anzahl der Feste. Feind aller Mißbräuche, wollte der König auch den Kalender von allem bisher darin herrschenden Aberglauben befreien. Allein die neuen Kalender ohne Aberglauben, in denen man die Bemerkungen, wenn gut Baumfällen, gut Haarabschneiden, gut Kinderentwöhnen, gut Purgiren u. s. w. sei, weggelassen, fanden keinen Absatz, und man mußte daher zu den alten Formen zurückkehren, ließ jedoch einen Unsinn nach dem anderen aus, bis man sich zuletzt bis auf die noch heut vorhandenen Wetterprophetieungen beschränkte.

Auf allen Gebieten suchte Friedrich Licht und Fortschritt zu fördern, deshalb gab es der Natur der Sache nach fast gar keine Censur für wissenschaftliche Werke. Anders war es mit Schriften im Gebiete der Politik und Staatsverwaltung, denn hier litt Friedrich keine ungeforderte Einmischung. Die Landeszeitungen waren sehr arm an Stoff, denn „in publicis durfte nichts ohne höhere Erlaubniß gedruckt werden.“ In den ersten Tagen seiner Regierung hatte Friedrich der einzigen „Spener'schen“ Zeitung unbedingte Freiheit gestattet, beschränkte jedoch auf die Bemerkung des Cabinetsministers von Podewils, daß einige fremde Mächte Anstoß genommen hätten, dieselbe mit folgenden Worten: „Wegen des Artikels von Berlin ist dies indistincto zu observiren, wegen der auswärtigen Puffancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit.“ Friedrich mußte hierbei Lehrgeld zahlen, denn die Zeitungen mißbrauchten die gestattete Freiheit dergestalt, daß er sie ihnen noch im December desselben Jahres entzog. Von da an war von einer Freiheit der Mittheilungen in politischen Dingen nicht mehr die Rede, auf dem wissenschaftlichen Gebiete blieb er bei der anfänglichen Weise, doch sollten nach

der Cabinetsordre vom 3. April 1743 „keine ungöttlichen und ärgerlichen Bücher debittirt werden.“

Das Bedürfniß einer bestimmten Censur führte die Verordnung vom 18. November 1747 herbei, nach welcher die Akademie der Wissenschaften alle zum Druck kommenden Bücher, Gedichte, Leichenreden und andere Schriften aus der ganzen Monarchie censiren sollte; und da diese Maßregel sich als unausführbar erwies, so wurden zwei Jahre später auf den Antrag des Justizministeriums bestimmte Censoren angestellt; doch fügte Friedrich seinem Geleße darüber hinzu: „Es wollen Se. K. M. hierbei auch, daß ein ganz vernünftiger Mann zu solcher Censur ausgesuchet und bestellt werden soll, der eben nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles releviret und aufmüzet.“ Das allgemeine Censurbitt vom 11. Mai 1749, welches nur noch durch die Ministerialordnung vom 1. Juni 1772 in regelrechtere Ausübung gebracht wurde, galt bis zum Tode des Königs. Nach der letzteren traten vier erprobte Männer als Censoren für die vier Hauptfächer, Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie und Theologie ein und verwalteten ihr Amt ganz in des Königs Sinne, welcher ausdrücklich vorschrieb: „Bei dieser vorgeschriebenen Censur ist unsere Absicht doch keinesweges dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist.“ Nicht nur durften die Wolfenbüttelschen Fragmente, als man im Braunschweigischen davor zurückscheute, in Berlin ungehindert erscheinen, was freilich von gewisser Seite keine Billigung erhalten möchte, sondern auch den Schriften eines Rousseau und Raynal, welche von ihrem politischen Standpunkte aus den König keinesweges geschont hatten, wurde kein Hinderniß für Preußen in den Weg gelegt, wie denn überhaupt Friedrich in Bezug auf seine Person sich keinesweges sehr empfindlich erwies.

Seine Ansicht über diesen wichtigen Punkt der Staatsverwaltung legt Friedrich in einem 1772 an d'Alembert geschriebenen Briefe ab: „Wegen der Pressfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, so viel ich Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, fast überzeugt zu sein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets gemißbraucht wird; also, daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verpottung nicht erträgt.“ Dieser Grundsicht nach übte er die Censur in seinen Staaten mit solcher Milde, daß kaum von irgend einer Klage darüber jemals verlautet hat.

Während Privatleute, wie d'Alembert und die Encyclopädisten, welche doch ihrerseits Niemanden schonten, sich bei den geringsten Anlässen über bitteren Angriff beleidigt fühlten, zeigte Friedrich bei solchen Gelegenheiten eine wahrhaft philosophische Ruhe und Gelassenheit, trotz der Carraturen, deren so

manche zu jener Zeit über ihn entworfen wurden. Bekannt ist es ja, wie zur Zeit der Kaffee-Regie, als Friedrich die Jägerstraße hinauftritt, er an dem Fürstenhause ein Bildniß bemerkte, welches ihn in einer höchst kläglichen Stellung auf einem Schemel, die Kaffeemühle zwischen den Beinen, die er mit einer Hand drehte, während die andere die herabgefallenen Bohnen sammelte, dem schaarenweise versammelten Publikum darstellte, und er, anstatt Unwillen zu äußern, das Bild niedriger zu hängen befahl, damit die Leute ihren Hals nicht zu sehr darnach ausrecken dürften. Ein allgemeiner Jubelruf war die Folge, und bald darauf war das Bild in tausend Stücke zerrissen.

Nicht minder klug benahm er sich in Potsdam. Als die Einwohner dieser Stadt einen großen Wagen mit Kaffeekannen und Kaffeemühlen beladen in feierlicher Prozession durch die Straßen führten, um dann den jetzt unnütz gewordenen Hausrath in die Havel zu werfen, sah der König aus seinem Fenster mit der heitersten Miene dem burlesken Zuge nach.

Eine andere Beschuldigung, die man gegen Friedrich erhebt, ist die, daß er eine feindliche Stellung gegen die deutsche Literatur einnahm. Nicht ganz mit Unrecht, denn wenn er auch ihrer freien Entwicklung nichts entgegensezte, so that er doch nichts für ihre Förderung, indem er sich sogar von ihr abwendete und sie dadurch niederhielt. Dies läßt sich nicht ableugnen, jedoch liegt auch die Entschuldigung nicht allzufern. In der Zeit, wo Friedrich mit jugendlichem Bildungsburst in dem eifrigen Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften seine Befriedigung suchte, hatten die letzteren nur erst sehr dürftige Blüthen getrieben, denn Haller und Hagedorn, und zwar auf beschränktem Gebiete, waren die einzigen, welche auf den Dichternamen Ansprüche erheben durften; wie sehr Friedrich dagegen Wolf und seine Schriften schätzte, haben wir oben gesehen. Dagegen stand die französische Poesie, und zu ihr allein bot sich für ihn ein freier Zutritt, gerade in ihrer reichsten Entwicklung. War es ein Wunder, daß er ihr mehr Geschmack abgewann, als der damaligen vaterländischen? Welchen überwiegenden Einfluß aber die Eindrücke der Jugend auf die Lebensrichtung des Menschen ausüben, kann wohl Niemandem fremd sein. Auch darf es uns wohl nicht auffallen, daß bei der Auffassungsweise des Königs Klopstock's Poesie, dessen erste Entwicklung noch in sein kräftiges Mannesalter fällt, keinen tieferen Eindruck machte, da schon für den unbefangenen Beurtheiler die Form dieses Dichters gar manche Schroffheit bietet, Friedrich aber vor Allem Eleganz des Ausdruckes forderte. Wo er diese, so wie Natürlichkeit bei den Deutschen fand, erkannte er es gern und willig an, was sein Benehmen gegen Gellert erweist, dessen poetische Leistungen er, wie schon oben erwähnt ist, mit ungewohnt freundlicher Weise aufnahm. Ueberhaupt war er in seinem Urtheile keinesweges absichtlich ungerecht.

So schrieb er im Jahre 1787 an Moritz: „Malten alle deutschen Dichter wie Ihr in Euren Mir zugesandten Gedichten mit so vielem Geschmacke, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, welcher aus den

beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblüht, so würde Ich bald dem landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen Mir dazu die angenehme Aussicht; sie haben Meinen völligen Beifall, und ich ermuntere Euch zur ferneren Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König." Hatte er sich nicht in seiner Unterredung mit Gottsched drollig genug geäußert: „Ich bin nur ein zu alter Kerl, um noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung, noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwenden haben.“ Folgte nicht Gottsched, jedenfalls ein eifriger Freund und Liebhaber der deutschen Literatur, einer ganz ähnlichen Geschmacksrichtung, und theilte sie mit vielen sonst ausgezeichneten Männern jener Zeit, — wie dürfen wir den großen König, dessen Geist durch so viele praktische Geschäfte in Anspruch genommen wurde, den Mangel an Sinn für die damals neuen Erzeugnisse der deutschen Muse zum Verbrechen machen? Waren die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode mit ihrer oft an Rohheit streifenden Formlosigkeit, so wie die bürgerliche Tragödie, denn so ganz tafelfrei vor dem Richterstuhle einer selbst unparteiischen Kritik? Daß die Deutschen keinen einzigen geschmackvollen Geschichtsschreiber besaßen, während alle anderen europäischen Kulturvölker bedeutende Werke auf diesem wichtigen Gebiete der Literatur aufzuweisen hatten, war eine kränkende, aber durchaus wohlbegründete Wahrheit; denn als Johannes von Müller dem Könige vorgestellt wurde, hatte er noch keine hinreichenden Beweise gegeben, daß er ein Historiker erster Größe werden würde. Begreiflich ist auch Friedrich's geringe Meinung von der Poesie der Minnesänger, von der er in Bezug auf die fleißige Sammlung des Professor Myller geradezu erklärte, daß es Alles dummes Zeug und nicht einen Schuß Pulver werth sei, so wie seine Abneigung gegen Erzeugnisse, wie Götz von Berlichingen, welches ihn eben so wenig ästhetisch befriedigte, als die wüsten englischen Stücke des größten aller Dramatiker. Solche Urtheile muß man dem großen Manne seines eigenthümlichen Bildungsganges wegen nachsehen, auch haben die meisten großen Geister auf dem Gebiete, Lessing und Göthe an der Spitze, unumwunden ausgesprochen, daß Friedrich der Große durch seine geistige Kraft und Thatensülle die deutsche Nation aus ihrem Schummer weckte und zu wahrer dichterischer Begeisterung fähig machte. Wer kennt nicht Göthe's Worte: der erste wahr und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.

Man kann Friedrich nicht beschuldigen, er sei in Betreff der Entwicklung deutscher Sprache und Literatur gleichgültig gewesen. Ganz im Gegentheil sehen wir, namentlich seit dem siebenjährigen Kriege, wiederholte Befehle von ihm ausgehen, die deutsche Sprache zweckmäßiger als bisher auf den Schulen zu lehren, und sehr wohlgefällig wurde Garve's Uebersetzung der Bücher Cicero's

ber die Pflichten von ihm aufgenommen. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn diese Angelegenheit so lebhaft, daß er selbst eine Abhandlung über die deutsche Literatur schrieb. Als er diese im Jahre 1782 d'Alembert übersendete, äußerte er sich folgendermaßen: „Um Ihnen einen kleinen Beweis meiner Ruhe zu geben, schicke ich Ihnen eine kleine Abhandlung, welche darauf abzielt, die Mängel der deutschen Literatur zu bemerken und die Mittel zu ihrer Vervollkommnung anzuzeigen. An guten Schriftstellern fehlt es uns zänglich, vielleicht aber werden sie erscheinen, wenn ich in den elisäischen Feldern Luftwandelte, wo ich dem mantuanischen Schwan die Idyllen eines Deutschen, Namens Gessner, und Gellert's Fabeln überreichen will. Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand, als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indessen will man doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, welches man in einen fruchtbaren Boden sät, und bringt Früchte über Erwartung.“ Die Rathschläge, die er darin giebt, enthalten viel Gutes, allein auch manches Seltsame, auch müssen wir über den Irrthum des großen Mannes lächeln, oder vielmehr bedauern, daß ihm der Blick versagt war, zu sehen, wie die von ihm so sehnlich herbeigewünschte Morgenröthe einer Zeit deutscher klassischer Dichtung schon im herrlichsten Glanze angebrochen war.

Indem wir so dem Vorwurfe, als ob Friedrich gegen alles Deutsche eine unbedingte Abneigung gehegt, wichtige Gründe entgegengesetzt haben, müssen wir andererseits dem Irrthume begegnen, daß er von einer ganz unbegründeten Vorliebe für Alles, was von den Franzosen herrührte, beherrscht worden sei. Dies war nicht einmal auf dem Gebiete der Literatur der Fall. „Ihre Literatur,“ schreibt er 1789 an d'Alembert, „ist auf der Reize, und unter hundert Werken, welche erscheinen, heißt es viel, ein leidliches zu finden. Ich gestehe Ihnen, ich bin der neuen Bücher so ziemlich satt, die jetzt in Frankreich herauskommen. Man findet darin so viel Ueberflüssiges, so viel Paradoxen, ungründliches und unzusammenhängendes Raisonnement, und neben diesen Fehlern so wenig Genie, daß man wahrlich an den Wissenschaften selbst einen Theil bekommen möchte, wenn uns nicht das vorhergehende Jahrhundert Meisterwerke in jeder Art geliefert hätte.“

Bis zu dieser Zeit hatte Friedrich in Paris einen literarischen Agenten gehalten, um sich mit allen neuen Geisteserzeugnissen Frankreichs in Bekanntschaft setzen zu lassen; doch als die Stelle im Jahre 1772 durch Thüriot's Tod erledigt war, wollte er sie trotz der Vorschläge Voltaire's und d'Alembert's nicht besetzen. Bei dieser Gelegenheit schrieb er an Voltaire: „Wenn Sie noch jung wären, dann würde ich die Herren Grimm, de la Harpe und alle vorzüglichen Köpfe in Paris dazu brauchen, mir Ihre Werke zu senden, aber jetzt! — Alles, was mir Thüriot in seinen literarischen Werken gesagt hat, ist nicht des Lesens werth, die vortreffliche Uebersetzung von Virgil's Landbau (de Ville) ausge-

nommen. Soll ich mir einen Correspondenten in Frankreich halten, um eine, Ludwig XV. gewidmete Barbierkunst kennen zu lernen, oder Versuche über die Taktik von jungen Offizieren, die nicht den Vegetius buchstabiren können, Werke über den Ackerbau, deren Verfasser nie einen Pflug gesehen haben, ganze Wollenbrüche von Dictionnären, und endlich einen Schwall von elenden Compilationen, Annalen und Auszügen, bei denen man nur an den Absatz des Papiers und der Tinte gedacht zu haben scheint, und die übrigens gar nichts werth sind? Sehen Sie, deshalb habe ich dies geschriebene Journal abgeschafft.

Noch ungünstiger urtheilte er damals über den sittlichen Werth der Franzosen, weil sie gar zu lieberlich wären und lauter lieberliche Sachen machten, während er in eben dem Maße seine Hochachtung den Deutschen zuwendete. „Ja, Frankreich besitzt Philosophen,“ äußert er 1776 zu d'Alembert, „aber ich behaupte, daß der größere Theil der Nation abergläubischer ist, als irgend ein Volk in Europa. Diese Wuth läßt sich immer blicken, wie in dem Prozeß des Cala's, der Sirven's, des de la Barre, in dem Vorfalle zu Loulon wegen d'Argens, in dem Geschrei des Publikums über Necker; kurz, hundert Beispiele zeigen, daß der unglückliche Sauertheig des Fanatismus noch in Frankreich gähret, und daß er sich auch unter allen europäischen Ländern dort am längsten erhalten wird. Dank sei dem Schicksale, daß Deutschland von Tage zu Tage sich duldsamer zeigt, jener schädliche Religions-eifer, der Grund so vieler blutigen Scenen, erlischt, und Niemand fragt die, mit denen er umgeht, von welcher Religion sie sind. Und darum verdient Deutschland, daß der Philosoph d'Alembert einen Blick darauf werfe.“

Ja, schon 1742, wo sich Friedrich noch unter dem Eindrucke seiner jugendlichen Begeisterung für die französische Literatur befand, entgegnete er Voltaire: „Unsere Völker des Nordens sind nicht so weich, wie die der Abendländer, die Männer sind bei uns weniger verweichlicht und folglich männlicher, fähiger zur Arbeit, zum Ertragen, aber vielleicht minder galant.“ Und etwas später: „Das Gemälde, welches Sie mir von Frankreich machen, ist mit sehr schönen Farben gemalt, aber Sie mögen mir sagen, was Sie wollen, eine Armee, welche drei Jahre nach einander flieht, und welche, wo sie sich sehen läßt, geschlagen wird, ist wahrhaftig keine Truppe von Cäsar und Alexander.“ Diese ungünstige Meinung steigerte sich von Jahr zu Jahr bei Friedrich so sehr, und wurde selbst seinem französischen Freunde so bemerkbar, daß sich d'Alembert im Jahre 1774 bitter darüber beklagte. Friedrich erwiderte ihm: „Ich bewundere Ihre Welschen sehr, wenn sie gesunden Verstand und Geist haben; ich halte sehr viel von Turenne, Condé, Luxembourg, Cassendi, Bayle, Boileau, Racine, Bossuet, selbst Desmoulières, und in diesem Jahrhundert von Voltaire und d'Alembert, aber mein Bewunderungsvermögen ist in gewisse Grenzen eingeschlossen; es ist mir unmöglich, in dieser Handlung der Ehrfurcht mit zu umfassen: Mißgeburten des Parnasses, Philosophie mit Paradoxen und Sophismen, falsche Schöngeister, überall geschlagene und nirgend schlagende Generale,



Maler ohne Colorit, Minister ohne Redlichkeit u. s. w. Nach diesem Bekenntniß verdammen Sie mich, wenn Sie können.' Wer dürfte hiernach den großen König noch einen vorurtheilsvollen Bewunderer der Franzosen nennen!

So sagte Friedrich, wie schon erwähnt, selbst die von ihm wenig beachteten deutschen Dichter auf, und wenn auch Klopstock, gereizt durch seine geringe Meinung von den Leistungen der Deutschen, scharf gegen die Abhandlung über die deutsche Literatur zu Felde zog, so ermüdeten doch Gleim, Kammier, so wie viele Andere nicht, uneigennützig sein Lob zu singen, und Kästner gab durch den Schluß seines Epigrammes, wie einem Franzosen Hippokrene zu übersetzen sei: „Nun wohl, Monsieur, wir können Kopsbach sagen,“ zu verstehen, daß der große König es nicht versäumt, Deutschlands Ehre den Franzosen gegenüber zu vertreten.

Bei der großen Mehrzahl der Unterthanen fand trotz der tiefen Verehrung für Friedrich sein literarischer Geschmack nur wenig Anklang, vornehmlich in Berlin. Hier herrschte der auf dem Gebiete der Poesie, namentlich des Dramas, unverdönlliche Feind der Franzosen, Lessing, und Miß Sara Sampson wurde hier vollendet und zuerst aufgeführt. Ja, schon vor ihm, seit dem Jahre 1742 existierte in Berlin die Schönmann'sche Gesellschaft der Reuber'schen in Leipzig rühmlich auf dem Pfade reinerer Kunstbildung nach; sie leitete Gähof, einer der ersten großen Schauspieler Deutschlands. Die Ackermann'sche und Schuch'sche Gesellschaft boten noch höhere Kunstleistungen, als ihre Vorgängerin, doch freilich mit sehr bescheidener äußerer Ausstattung, denn eine Bretterbude auf dem Gensdarmenmarke bildete das Lokal, während die französischen Schauspieler ihre Vorstellungen unter Anwesenheit des Königs, der von den deutschen keine Kenntniß nahm, in dem Kurfürstensaale des Schlosses oder auf dem grünen Gartentheater in Monbijou geben durften. Für letztere wurde sogar 1775 mitten auf dem Gensdarmenmarke ein eigenes Haus, welches 1200 Zuschauer faßte, mit der Aufschrift: „ridetor et corriguntor mores“ gebaut, doch schon wenige Jahre nachher, beim Ausbruche des bairischen Erbfolgekrieges, erhielt das ganze französische Theaterpersonal seinen Abschied.

Dagegen bestand die italienische Oper in ihrem schon seit den ersten Jahren der Regierung Friedrich's gebauten schönen Lokale unverändert fort, doch nur für die Karnevalszeit und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten. Dann nahm der König, und zwar stets mit großem militärischen Gefolge, seinen Platz auf dem vorderen Theile des Parterre, dessen Hälfte sich mit den aus allen Regimentern der Garnison commandirten gemeinen Soldaten füllte, ein. Nur eingeladene Gäste durften diesen Vorstellungen auf den übrigen Zuschauerplätzen beiwohnen.

Ohne Unterstützung Friedrich's trieb das deutsche Schauspiel auch bei uns immer reichere Blüthen. Vom Jahre 1759 an erhielt die Gesellschaft Schuch's unter der Direktion seines Sohnes ein passenderes Lokal in der Behrenstraße N<sup>o</sup> 55 auf dem Hofe, wo eine Bühne mit einem Zuschauerraume für 800

Personen, wo Stücke von Christian Weisse, Elias Schlegel und Lessing gegeben wurden. Höher als die Schuch's hoben Döbbelin und nach ihm noch die mimische Kunst; sie waren würdige Nachfolger Schopfs. Dem Letzteren jener beiden wurde zuerst das Privilegium einer stehenden Bühne in Berlin gewährt, welches er mit Lessing's erstem klassischem Stücke, dem bürgerlichen Trauerspiel *Riß Sara Sampson*; glänzend im Jahre 1772. eröffnete. In demselben Jahre wurde Emilia Galotti auf die Bühne gebracht; *Rinuccia* hatte schon Döbbelin von seiner Gesellschaft darstellen lassen.

In Bezug auf bildende Künste, Malerei, Bildhauerei, etc. ist Friedrich's Geschick weit mehr, als für das Schauspiel durch Friedrich's malerisches Talent im Verhältniß zu seiner sonst strengen Oekonomie glänzend zu nennen. Wir gehen, doch übergehen wir dies, weil hier nur unsere Aufgabe ist, eine rasche Uebersicht über die Hauptergebnisse der Thätigkeit des großen Mannes zu geben; wir dürfen deshalb um so eher über die Einzelheiten aufhören, als wir schon oben einige Nachrichten darüber mitgeteilt haben. Dagegen müssen wir bei einem Punkte der Thätigkeit Friedrich's einen Augenblicke verweilen, The wir zu der Darstellung der großen Ereignisse seiner letzten Lebensjahre übergehen; nämlich seine Thätigkeit als Fürst. Wir haben ihn schon oben als Gesetzgeber und Reformator kennen gelernt; diesen Ruhm theilt er jedoch mit manchem andern Fürsten älterer und neuerer Zeit; doch giebt es wohl keinen, der unter den modernen Regenten, wo die Geschäfte eines Herrschers auf unglaublich weiten Umfang geworren hatten, der, wie Friedrich, im Hinblick die Rechtsverwaltung seinem eigenen scharf prüfenden Blicke unterwarf. So äußerte er im hohen Greisenalter bei seiner letzten Reise nach Italien im Jahre 1784 zu dem Regierungspräsidenten von Massow: „Ich bin zum Präsidenten gemacht und ich muß ihn also auch wohl kennen lernen; er muß über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht anders und muß daher solche Leute haben, wie er ist. Ich habe eine schwache Meinung auf mir, denn ich muß nicht allein von dem Bösen, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben; auch er; er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört er, das sage ich ihm, das sind wir geschiedene Leute. Hat er Güter?“ — „Nein, Guet. Maj.“ — „Hat er welche kaufen?“ — „Dazu habe ich kein Geld, Guet Maj.“ — „So weiß er, was Armuth ist, und so muß er sich um so viel mehr bedrängten annehmen.“

Friedrich's Ohr stand jeden Augenblick den Klagen seiner Unterthanen in Bezug auf die Rechtsverwaltung offen; das Publikandum vom Jahre 1783 verordnete: „daß, wenn Dorfschaften etwas zu suchen oder Klagen anzubringen haben, nicht ganze Gemeinden zur Ueberreichung der Vorstellung anhero kommen,



P. C. Göttsche 82c

Verlag von Carl Neumann, Neudamm, Berlin

Friedrich der Große und der Miller von  
Sant-Louis.

Personen, wo Stücke von Christian Weiße, Elias Schlegel und Lessing gegeben wurden. Höher als die Schuch's hoben Döbbelin und nach ihm noch die mimische Kunst; sie waren würdige Nachfolger Eckhofs. Dem Letzteren zwar beiden wurde zuerst das Privilegium einer stehenden Bühne in Berlin verliehen, welches er mit Lessing's erstem klassischer Stücke, dem *Lügner*, spielte. *Riß Sara Sampson*; glänzend im Jahre 1772. eröffneten. *Emilia Galotti* auf die Bühne gebracht; *Rix* mal, hatte schon Döbbelin von seiner Gesellschaft darstellen lassen.

In Bezug auf bildende Künste, Malerei, Bildhauerkunst, geschah weit mehr, als für das Schauspiel durch Friedrich's Ansehen, hieltniß zu seiner sonst strengen Oekonomie, glänzend zu manchen Gelegenheiten, doch übergehen wir dies, weil hier nur unsere Aufmerksamkeit eine rasche Uebersicht über die Hauptergebnisse der Thätigkeit des Königs geben; wir dürfen deshalb um so eher über die Einzelheiten hinweggehen, da wir schon oben einige Nachrichten darüber gegeben haben. Dagegen müssen wir bei einem Punkte der Thätigkeit Friedrich's Augenblicke verweilen, The wir zu der Darstellung der großen Tugenden und Tugentnisse seiner letzten Lebensjahre übergehen, nämlich seine Regierung. Wir haben ihn schon oben als Gesetzgeber und Reformator kennen gelernt; diesen Ruhm theilt er jedoch mit manchen andern Fürsten älterer und neuerer Zeit; doch giebt es wohl keinen unter den modernen Regenten, wo die Geschäfte eines Fürsten auf ungläublich weiten Umfang gewonnen hatten, der, wie Friedrich, den Blick die Rechtsverwaltung seinem eigenen scharf prüfenden Auge. So äußerte er im hohen Greisenalter bei seiner letzten Reise nach Italien im Jahre 1784 zu dem Regierungspräsidenten von Nassau: „Ich bin zum Präsidenten gemacht und ich muß ihn also auch wohl kennen lernen; er muß eigentlich der oberste Justizcommissarius in meinem Lande sein, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht anders und muß daher solche Leute haben, wie er ist. Ich habe eine Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von dem Bösen, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben; er muß durchaus unparteiisch und ohne Rücksicht der Standes, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört er, das sage ich, daß wir geschiedene Leute. Hat er Güter?“ — „Nein, Euer Maj.“ — „er welche laufen?“ — „Dazu habe ich kein Geld, Euer Maj.“ — „so weiß er, was Armuth ist, und so muß er sich um so viel mehr drängten annehmen.“

Friedrich's Ohr stand jeden Augenblick den Klagen seiner Unterthanen in Bezug auf die Rechtsverwaltung offen; das Publikandum vom Jahre 1765 verordnete: „daß, wenn Dorfschaften etwas zu suchen oder Klagen anzubringen haben, nicht ganze Gemeinden zur Ueberreichung der Vorstellung anhero kommen,



E.C. Geisler del.

Stäbelsch v. 1740. Mayer's Kunst-Anstalt in Weidling.

Friedrich der Große und der Müller von  
Kanz-König.

ndern, wenn sie ein Gesuch persönlich anbringen wollen, einer von ihnen die Vorstellung zu überreichen und die Resolution darauf zu erwarten, abgeschickt werden solle.“ In Potsdam fragte man jeden Bauer, ob er etwas beim König zu suchen habe, und Friedrich hat bisweilen vier Meilen weit Leute nach reitende Jäger zurückholen lassen, die nicht erschienen waren, wenn auf dem Rapporte gestanden: „Hat Berichtigungen bei Sr. Majestät!“

An d'Alembert schrieb er im Jahre 1780 über diesen wichtigen Gegenstand: „Ursprünglich sind die Regenten die Richter des Staates, nur die Menge der Geschäfte hat sie gezwungen, dieses wichtige Amt Leuten zu übertragen, denen sie das Fach der Gesetzverwaltung anvertrauen. Aber dennoch müssen sie diesen Theil der Staatsverwaltung nicht zu sehr vernachlässigen oder wohl gar dulden, daß man ihren Namen und ihr Ansehen mißbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Aus diesem Grunde bin ich genöthigt, über diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist, weil ein ungerechter Richter ärger ist, als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum sichern und sie so glücklich machen, als es die Natur dem Menschen gestattet, diese Pflicht hat ein Jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht auf das Beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und des Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie!“

Da Friedrich in sich die ganze Schwere des Berufes, Schützer seiner Unterthanen gegen jede Bedrückung zu sein, fühlte, so sind wohl manche Parteien zu begreifen, die von ihm gegen Justizbeamte ausgingen, von welchen er Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit in ihren Entscheidungen argwöhnte. Vor Allem ist hier der Prozeß des Müllers Arnold, welcher gegen den Ritterschaftsdirektor und Landrath von Wersdorff klagbar wurde, weil er durch einen Karpfenteich seiner Mühle das zum Mahlen nöthige Wasser entzogen und ihn dadurch vollständig zu Grunde gerichtet hätte, zu erwähnen. Die Regierung zu Rüstzin gab dem Edelmann Recht, und ihr Verfahren wurde von dem Berliner Kammergericht als vollkommen wohlbegründet bestätigt; das Kammergericht, so wie die höchsten Justizbehörden konnten nicht anders, als den durch alle Instanzen in der Hauptsache gleichlautenden Urtheilen ihre Billigung erteilen. Friedrich jedoch, durch wiederholte Immediat-Eingaben des Klägers, der allem Anscheine nach ein streitsüchtiger Prozeßfreund war, persönlich angeregt, ließ sich die Akten kommen, um mit eigenem Auge die Revision des Prozesses vorzunehmen, da er dies nicht nur als Recht, sondern, wie wir wissen, als Pflicht betrachtete. Er entschied sich für das Gegentheil, und um, wie er meinte, ein warnendes Exempel zu statuiren (denn allen königlichen Gerichtshöfen wurde die Sache mit einer besondern Verwarnung bekannt gemacht), ward der Kanzler von Fürst seiner Stelle entsezt, ebenso mehrere andere Justiz- und Regierungsbeamten nebst dem Landrathe von Wersdorff; drei Rätthe aber, die

bei der Abfassung des Urtheils besonders theilhaftig erschienen, wurden ihnen gestattet und nach Spandau geschickt, ohne daß ihnen irgend etwas vorgebracht werden konnte, als weil die Gründe, welche sie dazu berechtigt hätten, von ihnen nicht besonders angegeben worden waren. Da die Justizbehörde auf Friedrich's Aufforderung das verlangte Verdammungsurtheil nicht aussprechen wollte, so that er es in seinem Zorne selbst; doch auch hierbei zeigte er mit aller schweren Uebereilung, daß er der Freiheit und Unabhängigkeit des Richters keine Gewalt anthun wollte, was sich bei Gelegenheit der Vorstellung an Justizministers von Zeblich erwies. Als dieser schrieb: „Ich habe Euer L. M. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und bin auch eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und dem Criminalsenate angezeigten Gründen werden Euer L. M. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin, ein condemnatorisches Urtheil wider die in der Arnoldtschen Sache arretirten Justizbedienten abzufassen,“ erwiederte ihm Friedrich: „Wenn Sie also nicht sprechen wollen, so thue ich es und spreche das Urtheil nächststehendermaßen —;“ doch zum Schluß fügte er hinzu: „Uebrigens will Ich euch noch sagen, wie es Mir lieb ist, daß Ich euch bei dieser Gelegenheit kennen lerne und was nun schon sehen, was Ich weiter mit euch mache.“

Wie wenig Friedrich sonst geneigt war, sich Nachsprüche in Gerichtsangelegenheiten zu erlauben, wo ihm nicht eine offenbare Rechtsverletzung der Behörden vorzuliegen schien, zeigt der weltberühmte Vorfall zwischen ihm und dem Müller von Sans-Souci, durch welchen wenigstens unwiderleglich erwiesen ist, daß Friedrich der Große sich nicht nur als Vollstrecker, sondern unbedingt als Diener des Gesetzes betrachtete und dem geringsten Unterthan vollkommenen Schutz gegen den Arm des Mächtigen in seinem Staate gewähren wollte. Diesen festen und ersten Willen athmet seine berühmte Gesetzgebung, so wie seine ganze Regierung; wie sollte man nicht über der unausgesetzt aufopferungsvollen Hingebung einer so edlen Seele für das Wohl und den Segen des Volkes über Flecken der Art hinwegsehen, zumal, wenn wir in den Beweggründen niemals Selbstsucht, sondern nur den Drang nach der strengsten Erfüllung seines erhabenen Amtes sehen!

### Friedrich als Denker des europäischen Staatensystems in seinen letzten glorreichen Regierungsjahren.

#### Die Theilung Polens.

Wir haben in dem vorigen Abschnitte ein Bild von Friedrich's segensvollen Bestrebungen, die innere Entwicklung seines Staates zu fördern, gegeben und angedeutet, welchen endlosen Anstrengungen er sich zu diesem Zweck unterzog, die allein schon einen Herrscher unsterblich machen konnten; wir

Wissen wir erst erstaunen, wenn alle diese Anstrengungen nicht Haupt, sondern Nebenwerk, nicht Zweck, sondern Mittel erscheinen, um den errungenen Standpunkt zu behaupten oder vielmehr so zu befestigen, daß die neue Schöpfung sich ohne den mächtigen Herrn und Meister für die Zukunft Lebenskraft erhalten könnte; denn Friedrich kannte seine Lage zu gut; er mußte zu wohl, daß er bei wenigen Mächten Europas auf wohlwollende Gefinnung, von keinem nachhaltigen Unterstützung in ernstester Gefahr zu hoffen hatte. Preußen stand isolirt, ohne Bundesgenossen; denn die beiden Kaiserhöfe sahen in ihm einen gefährlichen Concurrenten auf dem Gebiete, welches sie für die Ausdehnung ihrer Herrschermacht außersehen hatten, und in England und Frankreich waren ihm die Regierungen entfremdet; vielleicht auch mochte hier schon der geheime Instinkt walten, daß in dem neu sich erhebenden Staate das seiner Ausföhrung entgegenstellende Deutschland einen kräftigen Anhaltspunkt für die Zukunft gewinnen sollte. Der neue Staat aber, um diese große Aufgabe zu lösen, bedurfte einer festen Gliederung in sich selbst. Unablässig spähte daher Friedrich nach Mitteln dazu; die Angelegenheiten Polens boten die erste Aussicht.

Polen war nach und nach unter seinen unbeschränkten, Pöastlichen Herrschern ein mächtiger europäischer Staat geworden. Die Macht stieg noch, als nach Abgang der Pöasten Wladislaw II., der erste Jagellone, die Verbindung mit Litthauen herbeiföhrte und die Veranlassung zu großer Erweiterung der polnischen Herrschaft gab. Freilich wurde unter dem neuen Fürstenhause auch der Grund zu dem späteren Verfall gelegt, denn, obschon es Wladislaw gelang, das bei seiner Erhebung anerkannte Wahlrecht seinem zehnjährigen Sohne erblich zu verschaffen, so hatte er doch die Privilegien des schon mächtigen Adels wesentlich erhöhen müssen. So lange jedoch die Jagellonen herrschten, blühte Polens Macht, ging aber nach ihrem Absterben um so rascher seinem Verfall entgegen, denn nun wurde es ein vollkommenes Wahlrecht, und die Wahlcapitulation bei jedem Regierungswechsel für den König und seine Herrschergewalt ungünstiger. Bald sollte jeder adelige Pole eine Stimme bei der Königswahl haben, und jeder Unterthan vom Eide der Treue entbunden sein, sobald der König die Vorrechte der Nation verlegte. Bei dieser Heiligung der Insurrektion fehlte nichts, um die Anarchie verfassungsmäßig dem Staate aufzubringen, als die Feststellung des berühmten „Nis porzalam oder Liberum veto,“ nach welchem es seit dem Jahre 1682 jedem einzelnen Landboten zustand, die Wirksamkeit des Reichstages vollständig zu durchkreuzen und die ehrwürdige Versammlung der Vertreter eines wichtigen Volkes in einen wilden Lummelplatz abenteuerlicher Glückritter zu verwandeln. Binnen hundert Jahren gingen 47 Reichstage in größter Verwirrung und ohne den geringsten Erfolg auseinander, wodurch dieses Nationalinstitut spröchbrödtlich zum Spott der ganzen Welt herabsank.

Allerdings griff man, wenn die Gefahr gar zu bringend wurde, zu einem, aber freilich eben so verzweifelten Mittel, als die Gefahr selbst, der man



zu entgegen trachtete. In solchen Fällen gestalteten sich nämlich aus dem Kern des patriotisch gefinnten Adels Vereine mit unbegrenzter Vollmacht in politischen Dingen, in welchen Stimmenmehrheit den Ausschlag gab; solche Vereine hießen Conföderationen. Allein auch dieses verzweifelte Mittel genügte nicht lang, denn mit der Zeit bildeten sich bei solchen Gelegenheiten mehrere Conföderationen, und diese gaben um so eher den Fremden zu scheinbar gerechtfertigter Einmischung den gewünschten Anlaß.

Natürlich benutzten die benachbarten Mächte die durch eine so unsehr Verfassung eingeführte Unordnung. In kurzer Zeit wurde die Republik in wichtigsten Besitzungen beraubt; Schweden nahm Viefland und Estland, Rußland eroberte die Palatinate Kiew und Smolensk; der Kurfürst von Brandenburg machte sich in seinem Antheile von Preußen souverän. Auch an Aulungsvorschlägen fehlte es, wie wir wissen, schon im Laufe des siebzehnten so wie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht; Karl X. hatte im großen Kurfürsten, der König von Polen, August III., selbst Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Anträge der Art gemacht.

Zu den politischen Wirren kamen seit dem achtzehnten Jahrhundert auch religiöse; sie vollendeten die Vernichtung des Staates. In Polen war man und dies ist das einzige Lob, welches man in jenen Zeiten der Nation spenden kann, duldsamer gegen Andersgläubige, als fast in allen Ländern Europas, sei es katholischer oder evangelischer Bekenntnisse, gewesen; ja, in dem Jahr 1573, ein Jahr nach der Bartholomäusnacht, wurde trotz des damaligen Königes, des Hauptförderers jener schrecklichen Protestantendesper, in Polen auf dem Reichstage zu Wilna den dissidentischen (nichtkatholischen) Adligen gleiches Recht mit den Bekennern der herrschenden katholischen Religion gewährt. Unduldsamkeit lag nicht in dem Charakter des polnischen Großen. Allein die Jesuiten wirkten auch hier und suchten den Dissidenten, was ihnen das Gesetz gewährt, durch Privateinfluß auf die großen und mächtigen Personen im Lande zu verkümmern. Dies gelang besser, und als Karl XII. während der Zeit seiner Siege von Seiten der Dissidenten ganz besonderen Beistand fand, so wendete sich der Nationalunwille gegen sie.

Von nun an hatte die streng katholische Partei gewonnenes Spiel; man nahm schonungslose Maßregeln in den Religionsverhältnissen, und der Reichstag von Thorn im Jahre 1733 schloß die Dissidenten von der Reichsvertretung, wie von allen Ehrenämtern im Lande aus.

Von dem Tode August II. an, welcher noch, ehe er seine Pläne zur Feststellung der Königsmacht ausführen konnte, starb, gewann Rußland ein entschiedenes Uebergewicht in Polen, besonders seit Katharina II. Um die Zeit des Hubertsburger Friedens mußte Karl von Sachsen, August III. dritter Sohn, welcher seit dem Jahre 1759 an Viton's Stelle als Herzog von Kurland von seinem Vater belehnt worden war, trotz der großen Anhänglichkeit seiner Untertanen dem von den Waffen unterstützten Machtgebote der Kaiserin weichen;

nd als der König von Polen selbst am 5. Oktober des Jahres dahinschied, warb sich sein Sohn, Kurfürst Christian, vergeblich um die Krone, denn Katharina war dieser Thronfolge nicht günstig, und Friedrich glaubte in jener erhängnißvollen Zeit es nicht mit dem russischen Hofe verderben zu dürfen. Er lehnte sogar, als man seinen Bruder Heinrich auf den polnischen Thron setzen wollte, aus Rücksicht für Rußland, wie er selbst anführt, diese Aufforderung ab. Friedrich that in jener Zeit Alles, um die Kaiserin Katharina günstig für sich zu stimmen; der Baron von Goltz, des verstorbenen Kaisers Peter vertrauter Freund und deshalb der Kaiserin natürlich kein erwünschter Gast, ward zurückgerufen und an seine Stelle ein befreundeterer Mann, Graf Solms, an den Petersburger Hof gesendet, der auch eine sehr gnädige Aufnahme fand. Durch diesen Diplomaten wurde unverzüglich mit dem Grafen Panin, dem einflußreichen Minister der Kaiserin, ein Bündniß abgeschlossen, nach welchem sich beide Theile ihre Besitzungen auf acht Jahre in Europa verbürgten, und für den Fall eines Krieges 12,000 Mann zu stellen, oder dafür von Russischer Seite 400,000 Rubel, von Preussischer 480,000 Thaler Hülfsgelder zu zahlen anheischig machten. In dem Bündnisse fand sich ein für die polnischen Angelegenheiten äußerst wichtiger Artikel. Er lautet: „In Erwägung, daß es im gemeinsamen Interesse Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Selbstherrscherin aller Rußen ist, daß die Wahl der polnischen Krone frei bleibe, und daß keine Familie des erblichen Thrones dieses Landes sich bemächtige, verpflichten sich besagte Majestäten gegenseitig auf die feierlichste Weise durch diesen geheimen Artikel, nie zuzugestehen, daß man die Republik ihres freien Wahlreiches beraube. Sie verpflichten sich ebenfalls, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in diesem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt jedes Unternehmen dieser Art zurückzutreiben und übereinstimmend zu handeln (mit den Waffen in der Hand, insofern es nothwendig sein sollte), um die Verfassung und die Grundgesetze der polnischen Republik zu erhalten.“

Zu gleicher Zeit hatten sich beide Kabinette geeinigt, den Grafen Stanislaus Augustus von Poniatowski, der bei Katharina in ganz besonderer Gunst gestanden hatte, auf den polnischen Wahlthron zu erheben. Unter der Mitwirkung von 10,000 Russen, welche seit dem siebenjährigen Kriege in Polen zurückgeblieben waren, versammelte sich der Reichstag im August des Jahres 1764 zu Warschau, diesmal als Conöderation, damit kein liberum veto zu fürchten stände, und erklärte den Schützling der beiden Nachbarmächte zum Könige am 7. September. Auf demselben Reichstage wurde auch noch von der Republik die königliche Würde von Preußen anerkannt.

Dem aufgedrungenen Könige, einem wohlwollenden, aber seiner schwierigen Stellung keinesweges gewachsenen Manne fehlte jede festere Stütze, vor Allen die Zuneigung und das Vertrauen der Unterthanen; und da seine Freunde, vor Allen die einflußreichen Fürsten Czartoryski, manche alten Mißbräuche

abstellen, um die Polen den übrigen europäischen Völkern in der Cultur näher zu bringen, so fehlte es bald an dem nachdrücklichsten Widerstande nicht. Die Eifer nahm Katharina an diesen Streitigkeiten Antheil und spielte hier die Beschützerin der unterdrückten Menschenrechte; denn laut erklärte sie sich für die Dissidenten und forderte gleiche Rechte für sie mit den Katholiken, so wie den Eintritt in den Senat. Auch Friedrich empfahl seinem Gesandten Schritte für die bedrückten Dissidenten, namentlich die Protestanten zu thun, wie ebenfalls von Seiten Englands, Dänemarks und Schwedens geschah. Von Wien aus ergriff man entgegengesetzte Maßregeln; kurz, Polen schien der Lummelplatz der europäischen Politik werden zu wollen.

Friedrich verband sich noch enger als bisher mit der russischen Kaiserin. Im Vertrauen auf den Beistand des Königs verlangte diese auf dem im Jahr 1767 zu Warschau berufenen Reichstage die völlige Gleichstellung aller Dissidenten mit den Katholiken, und als sich eine heftige Opposition, namentlich von Seiten der Geistlichkeit erhob, so ließ sie durch ihren Gesandten, den Fürsten Repnin, mehrere Bischöfe und Boywoden festnehmen und nach Sibirien abführen. Nach dieser unerhörten Gewaltthat einer befreundeten Schutzmacht wurde am 24. Februar die von dem Reichstage gestellten Forderungen durchgesetzt.

Wie sehr auch immer Leichtsinns und Eigensucht die Herzen der Polen beherrschten, so erregte doch eine Anmaßung der Art einen allgemeinen Unwillen, besonders da religiöse Gefühle dabei mitwirkten, und außerdem von Seiten Frankreichs die Flamme des Widerstandes gegen den Einfluß der nordischen Mächte geschürt wurde. Man griff zu einem verfassungsmäßigen Gegenmittel: es bildete sich die berühmte Conföderation von Bar, unter dem mächtigen Grafen Michael Krasiński, neben welchem Joseph Pulawski und Franz Potocki die heftigsten Gegner der Czartoryski's und ihrer Reformen waren. Ein Unglück für Polen war es, daß diejenigen, welche der Stimme der Gerechtigkeit und Billigkeit in ihrem Reiche Gehör verschaffen wollten, zu gleicher Zeit als die Diener auswärtiger und eigensüchtiger Gewaltthaber gelten mußten. Es erschien als Werk aufrichtigen Patriotismus, wenn die Mitglieder der Conföderation den König selbst als den Förderer des fremden Einflusses zu beseitigen suchten. Der unglückliche Monarch flehte jetzt den Beistand der Kaiserin an, und Polens Truppen leisteten die gewünschte Hülfe. Die russischen Generale verfolgten die polnischen Flüchtlinge mit solchem Ungefühle, daß sie bei dieser Gelegenheit bis weit in das türkische Gebiet hineinschwärmten.

Schon lange hatte man in Konstantinopel mit Unwillen das steigende Uebergewicht der Russen in Polen gesehen; die türkische Bevölkerung der Hauptstadt, eingedenk des alten Nationalruhmes und ohne Ahnung, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, verlangten wüthend Rache mit dem Schwerte, obgleich es an jeder nothwendigen Rüstung fehlte. Der geschäftskundige Großvezir Muschin Pasa wurde abgesetzt, und sein unfähiger, ächt alttürkischer Nachfolger, Damsa Pasa, ließ dem russischen Gesandten seinen Hochmuth fühlen und in

setzt in die sieben Thürme setzen. Am 30. Oktober befahl Mustafa III. die Pforte des Propheten aufzupflanzen.

Durch diesen Krieg wurden die Verhältnisse Polens verwickelter, und Friedrich's Stellung im äußersten Grade schwierig. Sehr ungern sah er diesen neuen Streit, denn die Türken galten ihm als nützliche Bundesgenossen; allein unter den obwaltenden Umständen konnte er es mit Rußland nicht verderben. Alles, was er zu thun vermochte, war, die Russen nicht den einzigen Vortheil aus den verwickelten Verhältnissen ziehen zu lassen. Offen erklärte er der Pforte, „daß er der Kaiserin, seiner Verbündeten, zwar Subsidien, aber keine Truppen geben und daß es ihm allerzeit höchst angenehm sein würde, das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen durch seine guten Offiziere wiederherzustellen, indem es ihm nicht anders als sehr leid thun müsse, daß es zwischen ihnen um so geringer und nichtiger Ursachen willen zum öffentlichen Bruche kommen solle.“ In einer anderen Depesche heißt es: „Was Mir an dem türkischen Manifeste wider Rußland insbesondere nicht gefällt, ist, daß in solchem die rechtmäßige Wahl des Königs von Polen selbst angefochten werden will, und daher fast das Aussehen gewinnt, als ob die Absicht der Pforte auf seine Absetzung gerichtet, und dieselbe solchen bei einigem glücklichen Fortgange ihrer Waffen vom Throne zu setzen suchen dürfte. Hierzu kann Ich aber nach Meiner Allianz mit Rußland unmöglich stillschweigen, weil Ich nach solcher den König auf dem Throne zu maintainiren Mich verbunden habe. Daher es Mir sehr nahe gehet, den König von Polen in dem Manifeste der Pforte mit eingeschlochten zu finden, weil Ich, ob schon die Sachen mit den Dissidenten Mir sonst nichts angehen, demnach den König auf dem Throne zu maintainiren in gedachter Meiner Allianz Ich ausdrücklich garantiret habe.“

Ja, Friedrich stand nicht an, der Pforte gerade heraus zu erklären, daß er, den König von Polen aufrecht zu halten, nöthigen Falles in Person agiren müsse. Bei diesen Unterhandlungen ist noch als eine Seltsamkeit von Seiten der Türken zu erwähnen, daß sich Mustafa III. von Friedrich drei Astrologen zum bevorstehenden Kriege erbat, worauf ihm Friedrich antwortete: „seine drei Astrologen wären ein sorgfältiges Studium der Staats- und Kriegeskunst, ein wohlgeübtes Heer und ein gefüllter Schatz.“

Friedrich selbst, trotz seines scharfen, politischen Blickes, hatte wohl nicht ahnen können, welche unerwartet glückliche Wendung für Rußland der Türkenskrieg haben sollte. Vom Frühlinge des Jahres 1769 an drang der Fürst Gallizin siegreich gegen die Türken vor und schlug sie am 13. Juli bei Choczim und eroberte nach wiederholten glücklichen Erfolgen im September die wichtigen Festungen, während eine russische Flotte durch den Sund nach dem Mittelmeere steuerte. Diese Vortheile waren zu groß, als daß Friedrich ohne Besorgniß ihnen zusehen konnte und nicht auf Maßregeln zur Abwehr des äußersten denken sollte. Daher hielt er es für geeignet, sich dem Wiener Kabinette zu nähern, um nicht Rußlands überwiegendem Einflusse ganz zu

verfallen. Zu einer solchen Stellung war Friedrich nicht geeignet; hatte er doch schon in den ersten Zeiten des russischen Bündnisses dem kaiserlichen Gesandten von Salbern bemerklich gemacht, daß, wenn ihm einfallen wollte, den Popilius Laenas zu spielen, er seinerseits sich nie zur Rolle eines Antiochus hergeben würde. Nach anderen Erzählungen soll er ihn noch darüber mit folgenden Worten zurechtgewiesen haben: „Seht euch meine Nase an, sieht die aus, als ob sie sich Nasenstüber geben läßt?“

Uebrigens war Joseph II., der nach dem am 18. August 1765 erfolgten Tode seines Vaters Kaiser und Mitregent in den österreichischen Staaten geworden war, dem Könige gefällig entgegengekommen, als der junge Monarch eine Reise durch Böhmen und Sachsen machte, um die Gegenden zu besuchen, wo der Schauplatz des letzten Krieges gewesen war. Damals hielt Maria Theresia eine solche Zusammenkunft für unpassend, doch die bedeutlichen Erfolge Rußlands ebneten die bisher obwaltenden Schwierigkeiten. Im August des Jahres 1769 reiste Joseph II. von Wien nach Schlessien ab. Gern fügte sich Friedrich der Forderung des Kaisers, der sich alles Ceremoniel verbeten hatte. Am 25. August langte Joseph II. von Jägerndorf in Neustadt an, und ohne erst in seine Wohnung abzustiegen, eilte er, den König zu überraschen, der mit den Prinzen und der Generalität ihn in seiner Residenz erwartete. Friedrich konnte nicht die Stufen der Treppe herabsteigen, da schloß ihn der junge Kaiser in die Arme mit dem Ausrufe: „Nun endlich sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen!“ Friedrich erwiderte ihm mit Verbindlichkeit: „Er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben;“ worauf der junge Kaiser ausrief: „Für Oesterreich giebt es kein Schlessien mehr!“

Mehrere Tage wurden mit militärischen Festen hingebbracht, und während der ganzen Zeit sah man größtentheils beide Monarchen Arm in Arm. Neben diesen Hochachtungs- und Freundschaftsbezeugungen fand auch die Politik ihr Stelle. Friedrich hörte es gerne, als Joseph erklärte: „weder er, noch seine Mutter würden es zugeben, daß die Russen in dem Besitze der Moldau und Wallachei blieben; auch schlug er dem Könige auf den Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich eine strenge Parteilosigkeit für Deutschland vor; ebenso wollten sie sich jeder Sinnmischung bei unvorhergesehenen anderen Unruhen enthalten. Diese Uebereinkunft wurde am 28. August unterzeichnet.

Dem Könige war eine Annäherung an Oesterreich um so erwünschter, als die Russen immer reißendere Fortschritte im Kampfe gegen die Türken machten. Denn auch die russische Flotte war unter dem Oberbefehle des Fürsten Alexis Orlow im Archipel angelangt und überall den Türken gegenüber glücklich; es siegten die Admirale Spiridow und Giphingstone am 5. Juli 1770

bei Scios über den türkischen Admiral Hassan Pascha, und zwei Tage darauf wurde die feindliche Flotte in der Bai von Tschesmé vernichtet.

Schon schien die Straße der Darbanellen und Constantinopel selbst nicht mehr sicher. Nicht minder siegreich waren die russischen Waffen zu Lande; an des unentschiedenen Gallizins Stelle eröffnete der Feldmarschall Romanzow seinem Herrn durch die Schlacht am Pruth am 18. Juli desselben Jahres die Moldau und eroberte in Folge des Sieges über den Großvezir Chalil Pascha bei Ragul am 1. August auch die südlich gelegene Wallachei; während Graf Panin, des Ministers Bruder, Bessarabien den russischen Waffen unterwarf. Letztere waren auch in Polen gegen die Confederation überall siegreich.

So viele Triumphe mußten im hohen Grade die Bedenklichkeiten der Nachbarn erhöhen; Joseph II. rüstete in Ungarn, und Friedrich suchte seine Bundesgenossin zum Frieden zu stimmen. Um seinen Gesuchen um so mehr Nachdruck zu geben, that er seinerseits dem Kaiser Joseph einen Schritt entgegen, indem er den vorjährigen Besuch erwiederte. In Neustadt bei Austerlitz in Mähren trafen die beiden Monarchen zusammen, wie das Jahr zuvor in Reife. Diesmal war nicht nur von etwaigen Maßregeln für die Zukunft, sondern von wichtigen politischen Schritten in der Gegenwart die Rede. Da ihn sein Bündniß mit Katharina von jeder feindlichen Mitwirkung gegen Rußland abhielt, so suchte er die Stelle eines Vermittlers einzunehmen, was ihm auch gelang, da die Pforte gern geneigt war, sich seiner guten Dienste in Petersburg zu bedienen.

Allein auch außer den politischen Verhandlungen fiel noch manches Bemerkenswerthe bei dieser Zusammenkunft vor; unter Anderem ist Friedrich's ausgezeichnete Behandlung seines ehemaligen Gegners Laudon hervorzuheben. Beständig bezeichnete er den verdienten General mit dem Titel Feldmarschall, obgleich er erst den Rang eines General-Feldzeugmeisters bekleidete; und als Laudon bei Tafel nicht zur bestimmten Stunde erschienen war, äußerte der König sehr verbindlich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft vor mir da.“ Hierauf verlangte Friedrich, daß dem General neben ihm ein Platz angewiesen würde, weil er solche Leute lieber zur Seite als gegenüber sähe. Auch Lach erfreute sich seiner Anerkennung.

Nicht uninteressant dürfte es sein, hier mitzutheilen, wie damals Friedrich sich über seinen hohen Wirth gegen Andere äußerte. „Ich komme so eben,“ schreibt er an Voltaire am 16. September, „von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen und habe da den Kaiser gesehen, der sich in Verehrung setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht vor Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Bedanten zu Lehrern

gehabt und doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen."

Welche Vorschläge übrigens zwischen den beiden Monarchen zur Beseitigung des drohenden allgemeinen Krieges im östlichen Europa, dem vielleicht nicht einmal der Westen fremd geblieben wäre, gemacht worden sind, wird wohl nie genauer zu erörtern sein; vielleicht gaben sie die erste Anregung zu Polens Zerstückelung. Ähnliches behauptet der bekannte Dumouriez, welcher damals französischer Oberst, im Auftrage des Ministers Choiseul nach Polen geschickt worden war, um die Republik kennen zu lernen und auf diplomatischem Wege zu ihren Gunsten zu wirken.

Wichtiger als diese gewiß nur sehr unzuverlässige Meldung ist Friedrich's Instruktion für den Grafen von Solms, seinen Gesandten in Petersburg, vom 12. September 1770. Hierin heißt es unter Anderem: „Ich schlage in meinem Briefe an Ihre Majestät die Kaiserin eine Idee vor, welche ich ihrem Ruhm sehr entsprechend und sehr geeignet erachte, um alle Weiterungen zu vermeiden, nämlich sogleich einen Plan zur Beruhigung Polens zu entwerfen. Ich glaube, daß sie auf sehr gemäßigte Principien gegründet sein müssen, um für die Conföderirten einen erträglichen Charakter zu haben; ohne dies wird sich Rußland in die Lage versetzen, bei jeder Gelegenheit Handel in Polen zu haben. Es würde nöthig sein, daß man damit anfinge, den Thron von Polen sicher zu stellen, daß man die Dissidenten veranlasse, dem Eintrittsrecht in den Senat zu entsagen, daß der Kronfeldherr einen größeren Einfluß auf die polnischen Truppen erlangte, und daß man einen Entwurf in Betreff dessen machte, was Rußland um der Liebe zum Frieden willen nachgeben (relâcher) wolle. Wenn dies geschehen, so biete ich mich selbst als Gewährleister und als Bürgen der Gewährleistung von Seiten des Wiener Hofes an, den ich überreden zu können überzeugt bin, und unter Umständen die Conföderirten sogar mit Gewalt zur Unterwerfung unter die billigen Bedingungen zu zwingen, welche ihnen die Kaiserin von Rußland vorschreiben würde.“ Die letzten Worte können nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit auf das, was später geschah, gedeutet werden. Auch Oesterreich, wie schon Friedrich's Versicherung andeutete, war einer solchen Lösung der Sache nicht abgeneigt; denn, obschon es am 6. Juli 1771 der Pforte in einer geheimen Convention versprach, ihr alle von Rußland eroberten Provinzen wiederzuerwerben, und sogar die Unabhängigkeit Polens sicher zu stellen, so hatten doch schon ein Jahr zuvor österreichische Feldmessen unter militärischer Bedeckung das Gebiet der Republik verlegt, ohne Zweifel doch, um sich in Betreff der etwa eröffneten Beute die nöthige Bodenkennntniß zu erwerben.

Etwa um die Zeit, als Letzteres geschehen, im December 1770, langte der Prinz Heinrich, nachdem er seine Schwester in Stockholm besucht hatte, in Petersburg an und wurde hier mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Seine diplomatische Aufgabe war, Preußen vor einem neuen Kriege zu bewahren

und die Kaiserin für erträgliche Friedensforderungen an die Türkei zu gewöhnen. Während seiner Anwesenheit bei der Kaiserin langte die Nachricht an, die Oesterreicher hätten sich in Folge alter, und zwar sehr unsicherer Ansprüche in Besitz von dreizehn, der Zipser Gespanschaft angehörigen Orte gesetzt. Da soll Katharina die bekannten Worte hingeworfen haben: „Es scheint, daß man sich in Polen nur bücken und zugreifen darf — im Falle der Wiener Hof Polen zerstückeln will, wären die anderen zu gleichem Verfahren ermächtigt.“

Der Bericht des Prinzen scheint den König zum völligen Entschluß in Betreff Polens gebracht zu haben, da in diesem unglücklichen Lande allein die Lösung für die schwierige Frage, wie man Rußland ohne Störung des Gleichgewichtes entschädigen konnte, zu finden war. Außerdem durften Preußen und Oesterreich nie durch ein scharfes Eingreifen von ihrer Seite Rußlands Einfluß in Polen entgegentreten, wenn sie nicht, was Friedrich durchaus vermeiden zu müssen gedacht, in offenen Krieg gegen die nordische Macht auftreten wollten.

Unglücklicher Weise gaben diejenigen, welche sich als Vertheidiger der polnischen Nationalunabhängigkeit angesehen wissen wollten, durch ihre raschen Schritte den benachbarten Mächten den gewünschten Vorwand gewaffneter Intervention. Schon am 8. August 1770 hatten die Conföderirten von Bar den Thron für erlebigt erklärt. Im folgenden Jahre gingen einige Schwärmer für die Unabhängigkeit ihrer Nation noch weiter. Drei unter ihnen, Lulaski, Strawinski und Kosinski, entführten den König in der Nacht des dritten November aus seiner Hauptstadt. Die ersten beiden waren vorausgeeilt; Kosinski, von Reue ergriffen, bietet dem Könige die Hand zu seiner Befreiung, und wenige Stunden darauf kehrt Stanislaus Poniatowski unter dem Jubel der Warschauer in seine glänzend erleuchtete Residenzstadt zurück. Der Unwille gegen die Conföderirten war allgemein. Friedrich schrieb darüber: „Dies ist eine Angelegenheit, welche alle Souveräne angeht, und dieser Streich ist ebenso schwarz, als unmenschlich von Seiten der Conföderirten; er verdiente, daß alle europäischen Mächte eine glänzende Rache für diese unerhörte Schandthat, deren sie sich schuldig gemacht haben, nähmen.“

Ein anderer zufälliger Umstand bot den beiden unterhandelnden Mächten einen gelegenen Vorwand zu militärischer Befegung. Damals hatte die orientalische Pest von der Moldau und Wallachei aus auch in Polen um sich gegriffen; Oesterreich und Preußen schügten sich durch Cordons; diese dehnte man unter nichtigen Vorwänden aus, und ermächtigte dadurch Rußland um so mehr zu seinen Gewaltschritten. Jetzt drängte man von Petersburg aus zu einer Theilung, welcher Anfangs der Graf Panin abhold gewesen war, ohne Zweifel, damit Rußland allein die Beute davon tragen sollte. Laut hatte er erklärt, daß seine Herrin nie an eine Theilung Polens (dies mochte in obigem Sinne wahr sein) gedacht habe und nur erst auf die Nachricht von dem Einfall der Oesterreicher in den Zipf zu einer solchen Maßregel greifen müsse. Auch in Wien hätte man lieber die Zipser Gespanschaft ohne Theilnahme der übrigen



Staaten an dem Gewinne erhalten, und erbot sich sogar, wenn Rußland nachgeben wollte, die schon in Polen vorhandenen Truppen zurückzuziehen. Allein jetzt wollte man in Petersburg von einer solchen Lösung nichts wissen, und Friedrich übernahm daher die Ausgleichung der Streitpunkte auf Grundlage einer Theilung unter die drei Mächte. Am 14. Juni 1771 stellte er seiner hohen Verbündeten anheim, einen beliebigen Theil von Polen zu wählen, er würde Pommerellen, den Theil von Großpolen diesseits der Neze, das Bisthum Ermeland, die Palatinat Marienburg und Kulm für sich in Anspruch nehmen, und lud zu gleicher Zeit Oesterreich zur Theilnahme an dem Vertrage ein.

Noch war Kaunitz nicht mit einem solchen Vertrage einverstanden, der Preußens und Rußlands Macht in weit höherem Maße als die der österreichischen Monarchie vermehren mußte, welche in Polen einen nützlichen Bundesgenossen sah; ja, es häuften sich große Truppenmassen in Ungarn, um gegen beide Mächte wirken zu können; allein auch Friedrich rüstete, mit dem Bemerkten, daß er im Falle eines Krieges zwischen den beiden Kaiserhöfen den vertragsmäßigen Beistand leisten mußte, rieth aber nicht minder darum in Petersburg dringend zum Frieden. Hier gab man in Betreff der Moldau und Wallachei nach, und der Theilungsvertrag war vollendet.

Es darf wohl zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia nicht unerwähnt bleiben, daß sie nur äußerst ungerne der „Staatsraision“ bei dieser Gelegenheit nachgab und sich zu einem so gewalthätigen Schritte entschloß. „Als alle Meiner Länder angefochten wurden,“ schrieb sie damals, „und nit mehr wußte, wo Ich ruhig niederkommen sollte, steifete Ich Mich auf Mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreient, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, muß bekennen, daß zeitlebens nit so beängstigt Mich besunten und Mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was Wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn Wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei Unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merk wol, daß Ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse Ich die Sachen, jedoch nit ohne Meinen großen Gram, ihren Weg gehen.“ Und in eben dem Sinne äußerte sich die eble Fürstin beim Unterzeichnen des Theilungsplanes: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn Ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Belegung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ Und Maria Theresia hatte Recht, namentlich von ihrem Standpunkte; denn man machte sie zur Theilnehmerin und Gewährleisterin einer That, deren Vortheile nur für ihre Genossen von großer Wichtigkeit sein konnten, weil für Oesterreich der Ländererwerb, wie bedeutend auch an sich, verhältnißmäßig nur Geringes in Bezug auf seine bisherige Territorialmacht bot. Sein wahrer Vortheil bestand hierbei auf der Vermeidung eines Krieges mit Rußland, also auf der Befreiung von einer augenblicklichen Verlegenheit; Rußland dagegen

schob seine furchtbare Macht nach Westen vor, ohne, wie wir wissen, irgend sonstige Aussichten darüber fahren zu lassen, und Preußen erlangte das Wichtigste, Einheit und Verbindung seiner so bedenklich getrennten Besitzungen.

Wenn also Friedrich leichter über diesen wichtigen Schritt hinwegging, als seine edle Zeitgenossin, so lag das schon darin, daß er ihm für Preußen als unter allen Umständen unerläßlich erschien. Darüber giebt er selbst in seinem Briefwechsel mit Voltairre hinreichende Auskunft. Unter Anderem schreibt er vom 16. September 1772: „Endlich naht sich der Friede im Orient, und eine Reinigung Polens steht in Aussicht. Diese schöne Entwicklung danken wir der weisen Mäßigung der Kaiserin von Rußland, die es verstanden hat, ihren geheimen Feinden Ehrfurcht zu gebieten und dort Ruhe eintreten zu lassen, wo bisher nur Unordnung und Verwirrung geherrscht haben.“ Und noch deutlicher am 1. November: „Wenn man zerstückelte Länder verbinden kann, um ein ganzes aus seinen Besitzungen zu machen, so kenne ich wenige Sterbliche, die nicht an einem solchen Werke mit Vergnügen arbeiten würden. Bemerken Sie, daß diese ganze Sache ohne Blutvergießen vor sich gegangen ist, und daß die Encyclopödisten nicht gegen die räuberischen Söldlinge deklamirten und andere schöne Phrasen werden machen können, deren Schönheit mich niemals gerührt hat. Ein wenig Tinte mit Hülfe einer Feder hat Alles gemacht, und Europa wird beruhigt sein, wenigstens in Bezug auf die letzten Wirren.“

Friedrich dem Großen, als Haupt eines Staates, dessen Selbstständigkeit er nur mit der ungeheuersten Anstrengung verfochten hatte und für die Zukunft sichern mußte, wo nicht mehr der größte Mann der Zeit an seiner Spitze stand, blieb kaum unter den obwaltenden Umständen eine andere Wahl, als eine Theilung der Art zu treffen. Ohne Zweifel sah er die ganze Angelegenheit nicht in der leichten Weise an, wie er sie gegen den philosophischen Franzosen vertheidigt, welcher, da Frankreichs National-Ehre und Macht auf gleich empfindliche Weise durch den grausamen diplomatischen Akt getränkt war, um so weniger von seiner Deklamation gegen die Verletzung aller Menschen- und Völkerrechte dabei zu lassen geneigt war; allein er hatte die verschiedenartigen, möglichen Nachtheile mit dem unverkennbaren Nutzen verglichen und den entscheidenden Vortheil für Preußen auf Seiten der Theilung gefunden.

Am 4. März trat Oesterreich dem Theilungsbunde bei, stellte aber so maßlose Forderungen, daß neue Unterhandlungen darüber angeknüpft werden mußten; erst am 5. August 1772 einigte man sich friedlich dahin, daß Rußland polnisch Liefland und mehrere Wojwodschasten, zum Belaufe von etwa 3500 Quadratmeilen, Oesterreich, außer der Zipser Gespannschaft, die Ländermasse, welche heute die Königreiche Galizien und Lodomirien ausmachen, erhielt; Friedrich II. erwarb nur polnisch Preußen, außer Danzig und Thorn, so wie einen Theil von Großpolen bis zur Neze, im Ganzen 631 Quadratmeilen mit wenig mehr als 500,000 Einwohnern; allein dieser wichtige Landstrich zu beiden

Seiten der Weichsel stellte die Verbindung zwischen Ostpreußen, Pommern und der Neumark her. Die Weichselmündungen machten Friedrich zum Herren des polnischen Handels. Von allen, den Polen entrissenen Landschaften hatte Preußen gerade diejenigen erhalten, welche deutsche Elemente in ihrer Mitte und von deutschen Ländern umgeben, leichter als alle übrigen den Älteren Theilen des Staatsverbandes gleich werden konnten, während jene ihren neuen Herren fast gänzlich fremd und meistens in hohem Grade abgeneigt blieben.

König Stanislaus Augustus hatte sich zu unbedingt den Verbündeten in die Arme geworfen, um ihren Beschlüssen, wie entehrend sie auch für seine Herrschaft waren, irgend einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen; nach dem Verlangen der fremden Minister rief er einen Reichstag auf den 8. Februar des folgenden Jahres zusammen.

Inzwischen hatte Friedrich am 13. September 1772 seinen neuen Untertanen durch eine feierliche Proclamation bekannt gemacht, daß er Alle in ihrem Eigenthume und ihren Rechten, zumal die Römisch-Katholischen in ihrem freien Gottesdienste schützen und alle Wohlgesinnten glücklich und zufrieden machen würde. Unverzüglich wurden auch alle Stände nach dem Schlosse Marienburg zur Hulldigung eingeladen. Am 19. April 1773 eröffnete man den entscheidenden Reichstag. Zwar fehlte es hier nicht an scharfem Widerspruch, denn noch fanden sich muthige Patrioten zur Bertheidigung ihres Vaterlandes; doch war ihre Zahl gering gegen die Schmeichler des Auslandes und die Kleinmüthigen. Die Ansprüche der Dissidenten wurden von den Verbündeten ihren Segnen preisgegeben.

Natürlich verschmähten es die verbündeten Kabinette nicht, dem Gebrauche gemäß, durch diplomatische Schriften ihre „unwiderleglichen“ Rechte auf die neuen Erwerbungen der Welt darzulegen; Die preussische floß aus der Feder des Ministers von Herzberg und zeichnete sich allerdings durch gründliche Behandlung der Sache aus.

Man ließ die Abtretungsakte von dem Bischofe von Cujavien und 89 Landboten unterzeichnen. Neben diesen Opfern mußte die Republik in der gedachten Urkunde auch auf den, im Belauer Frieden vorbehaltenen Antheil Ostpreußens an Polen, nach Absterben des Brandenburgischen Mannstammes, so wie auf die Oberhoheit über die Herrschaften Lauenburg und Bülow und auf die Einlösung der Starosteie Draheim verzichten.

Schon vor dieser traurigen Entwicklung der polnischen Angelegenheiten ja, noch ehe die Besignahme wirklich erfolgt war, hatten die Angelegenheiten der Pforte eine günstigere Wendung erhalten. Am 10. Juni 1772 war ein Waffenstillstand zu Lande, am 13. Juli auch zur See geschlossen, und Friedensunterhandlungen, Anfangs zu Fokschani in der Wallachei, später in Bukarest, an welchen der Major von Zegelin, der preussische Gesandte in Constantinopel, Theil nahm, wurden zu Ende des Monats Juli eröffnet. Diese Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, und am 15. Februar 1773 begann

der Krieg aufs Neue. Romanzow's Vordringen über die Donau und der Tod des Sultans Mustapha erleichterten den Weg zum Frieden, zu welchem der Nachfolger Abdul Hamid seine Zustimmung gab. Am 21. Juli 1774 wurde er zu Kainardsche, fünf Stunden von der Donau, abgeschlossen. Die Pforte erklärte die Tataren in der Krim, im Kubtschak und Kuban für unabhängig und überließ den Russen die Festungen Kerfsch und Jenitale in der Krim, das Kastell Kinburn an der Mündung des Dnieper, so wie freie Schifffahrt auf dem Hellespont, der Propontis und dem Archipel. Außerdem zahlte die Pforte fünfzehnhundert Millionen Rubel an Kriegskosten.

Katharina hatte Grund, das Ende des langen und blutigen Krieges, in welchem auch von Seiten der Russen viel Blut und Kriegsmaterial ohne den gehofften Erfolg verschwendet worden war, herbeizuwünschen; denn in ihrem eigenen Reiche hatte sie einen nicht ganz verächtlichen Feind gefunden, den Kosaken Semelka Pugatschew, dem es gelungen war, sich unter dem Namen Peter III. einen großen Anhang bei den Seinigen, ja auch bei einer Anzahl vornehmer Russen zu verschaffen. Die Kosaken am Don und Jait waren von ihm in vollen Aufstand gebracht, die Bezirke Drenburg und Kasan befanden sich in der heftigsten Aufregung. Erst nach dem Frieden von Kainardsche gelang es, den kühnen Betrüger zu besiegen; er ward am 21. Januar 1775 in Moskau hingerichtet.

Um diese Zeit waren die polnischen Angelegenheiten noch nicht ganz beendet, denn da von Seiten Oesterreichs über den Theilungsvertrag hinausgegangen wurde, so hielt sich auch Friedrich, der nun erst die volle Uebersicht über das, was ihm von dem polnischen Gebiete für seine Staatszwecke wichtig werden konnte, gewann, für vollkommen ermächtigt, auch seinerseits noch tiefer in Polen einzuschneiden. Auf diese Weise nahm er, indem wiederholentlich die Grenzpfähle hinausgerückt wurden, von der alten und neuen Rege, ehemals zur Neumark und Pommerellen gehörige Gebiete in Besitz und fügte das so erworbene Land, 139 Quadratmeilen mit 150,000 Einwohnern, unter dem Namen des Regdistriktes, seinen Staaten hinzu. Am 22. Mai 1775 fand die Krönung statt, trotz der Abmahnungen Katharina's, auf welche er in höflicher Form erwiederte, daß er nur in Rücksicht auf Oesterreich wieder Gleichheit in die Antheile hätte bringen müssen, und deshalb die Rege, die ihm ohnehin dem Sinne des Vertrages nach ganz gebühre, für sich in Anspruch genommen habe. Obgleich die Republik selbst die neuen Erwerbungen Friedrich's, bis auf eine geringe Strecke, durch einen besonderen Vergleich am 22. August 1776 anerkannte, so gab doch Katharina, direkt wenigstens, ihre Einwilligung nicht.

Das gute Vernehmen zwischen den Höfen von Petersburg und Berlin erfuhr jedoch keine wesentliche Aenderung, denn Prinz Heinrich wurde nicht nur im Jahre 1778 persönlich sehr ehrenvoll bei seinem zweiten Besuche in Petersburg aufgenommen, sondern hatte auch die Genugthuung, dem eben Wittwer

gewordenen Thronfolger den wohlaußenommenen Vorschlag zu einer zweiten Vermählung zu machen, und diesen dadurch dem Berliner Hofe um so näher zu bringen. Der Großfürst Paul bezeugte diese Gesinnung durch einen sofort darauf folgenden, mit glänzendem Gefolge abgestatteten Besuch. „Sire,“ redet Paul den König verbindlicher Weise an, „die Beweggründe, welche mich von den äußersten Norden bis in diese glücklichen Gegenden führen, sind das Verlangen Sie der Freundschaft zu versichern, welche für immer Rußland und Preußen vereinigen soll, und die Sehnsucht, eine Prinzessin zu sehen, welche auf den Thron der Moskowiten zu steigen bestimmt ist. Indem ich sie aus Ihren Händen empfangen, wage ich, Ihnen zu versprechen, daß diese Fürstin mir um der Nation, über welche sie regieren wird, um so theurer ist. Endlich erlang ich, was ich so lange gewünscht habe: ich kann den größten der Helden, die Bewunderung unserer Zeit und das Staunen der Nachwelt betrachten.“ Er so verbindlich als bescheiden antwortete Friedrich: „Ich verdiene so große Lobserhebungen nicht, mein Prinz. Sie sehen in mir nur einen alten, tränklichen Mann mit weißen Haaren; aber glauben Sie, daß ich mich sehr glücklich schätze, in diesen Mauern den würdigen Erben eines mächtigen Reiches, den einzigen Sohn meiner besten Freundin, der großen Katharina, zu empfangen.“

Nicht mindere Anerkennung von Friedrich's Seite erfuhr der Lützenzinger Romanzow; kurz, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Höfen schien vollkommen hergestellt. Wichtig darf noch erscheinen, daß Friedrich zu dieser Zeit den Titel eines Königs von Preußen, statt des bisherigen offiziellen Ausdrucks König in Preußen, annahm; der neu erworbene Theil aber erhielt den Namen Westpreußen.

Die Erwerbung Polens wird stets eine gewalthätige Handlung bleiben, wenn auch die politische Lage Europas Friedrich keine andere Wahl ließ; auch dem mögen bei der Ausführung des Planes manche nicht zu rechtfertigende Handlungen vorgekommen sein; allein so viel ist gewiß, daß die erworbenen Länder nicht nur in Bezug auf ihr materielles Wohl, sondern auch in der freien bürgerlichen Entwicklung unter Friedrich's weisem Scepter einen unwillkürlichen Schritt vorwärts thaten. Die politischen Verhältnisse zwischen den Großmächten waren im Jahre 1773 noch nicht geordnet, da wurde schon die Rechtspflege, als Grundlage aller höheren Civilisation, geregelt, und der Theil von Polen genoß zum ersten Male den Segen einer unabhängigen, auf den Principien der Gerechtigkeit ruhenden Justiz. An die Stelle der ehemaligen Verwirrung und Willkür trat Rechtlichkeit und Ordnung, persönliche Freiheit und Besitz waren gesichert, der übermäßige und unnatürliche Druck durch Robott- und Hofdienste durch königliche Verordnungen gemildert; auch hörten die Scharwerksbauern auf, Leibeigene zu sein; ihr Besitz wurde durch Verordnungen gesichert. Freilich wurden hierbei zur Ehre der Menschlichkeit den Bevorrechtigten einige Opfer für die überlastete Menge zugemüht;

auch fand sich bei ihnen mancher Widerstand gegen die neue Regierung. Von einigen Starosten wurde der Eid der Treue verweigert, doch suchte Friedrich hier mit weiser Mäßigung gütliches Abkommen herbeizuführen; umsichtig benahm er sich gegen den Klerus, was ihm der Umstand, daß bei weitem die Mehrzahl seiner neuen Unterthanen dem katholischen Bekenntnisse angehörten, ganz besonders anrieth; vor Allen aber konnten die Dissidenten mit der neuen Herrschaft zufrieden sein.

Dem König blieb übrigens viel in Bezug auf seine neuen Unterthanen zu thun, denn es fehlte hier, namentlich bei dem Bauer, an allem Sinn für bessere Kultur. Nicht nur machten die elenden Hütten, in welchen sie wohnten, einen betrübenden Eindruck, sondern auch die Bebauung des Landes wurde schlaff und lässig betrieben, und Friedrich hatte große Mühe, einiges Leben in die vernachlässigten Wirtschaften zu bringen. Nicht minder sorgte Friedrich für die fast ganz verwahrloste geistige Bildung sowohl der katholischen als der protestantischen Jugend; die Jesuitenkollegien wurden im Jahre 1781 in Gymnasien verwandelt. Auch Handel und Gewerbe fanden eifrige Berücksichtigung.

Mit ungemeiner Regsamkeit sorgte Friedrich für Herstellung von Communicationsmitteln durch Kanäle. Kaum war die Besignahme geschehen, so wurde in Folge schon früher entworfener Pläne der äußerst wichtige Bromberger Kanal zur Verbindung von Brahe und Neße zwischen Bromberg und Rackel in Angriff genommen und im nächstfolgenden Jahre vollendet. Unverzüglich eröffnete sich dadurch für die neue Provinz ein reger Verkehr, welcher den König für den bedeutenden Aufwand von mehr als 700,000 Thlr., außer den aus den königlichen Forsten dazu gelieferten Hölzern, reichlich belohnte. Später wurden noch andere Verbindungskanäle in der Provinz angelegt, allein hierbei auch der Schutz des Landes nicht verabsäumt, denn bald erhoben sich um Graudenz starke Befestigungen.

In Religions-Angelegenheiten trat Friedrichs Grundsätzen gemäß in eben dem Maße, wie in den übrigen Theilen der Monarchie, das Prinzip der Duldung ein, selbst mit Berücksichtigung von Eigenthümlichkeiten, welche den sonstigen staatsbürgerlichen Pflichten entgegentraten. So blieben die vorgefundenen achtzehn Mennonitengemeinden, etwa 10,000 Seelen stark, von der ihren religiösen Ansichten widersprechenden Waffenpflicht gegen ein verhältnißmäßiges Rekrutengeld von 30 Thalern auf den Mann auch unter Friedrichs Herrschaft befreit. Nicht minder umsichtig wußte sich Friedrich der zahlreich in Westpreußen angesiedelten Juden zum Vortheil des Landes zu bedienen, indem er die reicheren zur Förderung des Handels und Gewerbflusses ihre Kapitalien zu verwenden veranlaßte. Namentlich ließ er sie, um den Handel aus Danzig in seine Staaten zu ziehen, sich in den Vorstädten dieses wichtigen Handelsplatzes, Heppenbruch, Stolzenburg und Langfuhr ansiedeln, und gab ihnen für diese drei Ortsschaften ein General-Privilegium und Reglement; die Betteljuden jedoch brachte er über die Grenze. Ueberhaupt war er nicht, wie er sich ausdrückte,

für die Juden portirt, jedoch von jeder Unbulsamkeit, vor Allem von Freisetzermacherei, fern; ja in letzterer Beziehung ordnete er an, daß kein Jude eher in das christliche Bekenntniß aufgenommen werden sollte, bis man nicht von seinem unsträflichen Wandel Nachrichten eingezogen, und darüber glaubhafte Zeugnisse empfangen hätte.

Die ununterbrochene umsichtige Herrscherthätigkeit trug reichliche Früchte; denn Ordnung, Thätigkeit und Wohlstand hoben sich so sichtbar, daß in wenigen Jahren die Einwohnerzahl um viele Tausende stieg, und sich überall Wohlhabenheit in der Provinz verbreitete.

### Der bairische Erbfolgestreit.

Friedrich's politische Lage hatte sich seit der Theilung Polens, Dank der kraftvollen und verständigen Weise, mit welcher er den Besitz Westpreußens für seine Zwecke ausbeutete, wesentlich gestärkt und befestigt. Seine Länder hatten einen festern Zusammenhang, seine Streitmacht an Umfang gewonnen, denn sechzehn Festungen sicherten seine Grenzen, und 186,000 Mann konnten, seine Angabe nach, jeden Augenblick wohlgerüstet ins Feld rücken, denn Vorräthe aller Art waren für jeden schleunigen Kriegsfall gesammelt. Außerdem hatte sich die politische Stellung Europa's wesentlich zu Gunsten Preußens geändert, denn Rußland hatte für den Augenblick gleiches Interesse, England und Frankreich durchaus keines gegen Friedrich. Nur in Bezug auf den Kaiser Joseph bedurfte es der Vorsicht, weniger für Schlessien, dessen Wiedereroberung ihm für's Erste zu fern lag; allein auf deutschem Grund und Boden suchte er Vergrößerung der Macht seines Hauses und dadurch im römischen Reiche das unbedingte Uebergewicht, welches den östreichischen Herrschern für immer durch Preußens Erhebung entgangen zu sein schien, wenn nicht irgend eine neue Grundlage der Macht hinzutrat. Dies entging Friedrich keinesweges; das vorkommende Wesen des jungen Kaisers und sein schmeichelhaftes Entgegenkommen schläfernten ihn keinen Augenblick über die wahren Interessen seines Staates ein. In seinem Wohnzimmer von Sans-Souci hatte er die Büste Joseph's aufgestellt, und hierbei geäußert: „Den stelle ich mir unter die Augen; das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf.“ Zu gleicher Zeit sagt er aber hinzu: „Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten; nur schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat.“

Die Erwerbung Baierns war schon lange das Ziel des Erzhauses gewesen und mußte es sein, sobald es sein Uebergewicht in Deutschland behaupten wollte. Zu Zeiten des Kurfürsten Max Emanuel hatte der Prinz Eugen für München wiederholentlich mehrere Aequivalente, Brüssel, Mailand oder Palermo, doch ohne Erfolg, geboten; ebenso vergeblich waren im Jahre 1743 die Vorschläge des Wiener Hofes wegen eines Abtausches für den Elsaß, Lothringen oder die

franche-Comté. Ähnliche Pläne hatten zu allen Zeiten den Fürsten Kaunitz beschäftigt; es läßt sich denken, daß der stürmische Ehrgeiz des Kaisers Joseph dieser lockenden Hoffnung nicht entsagen konnte. Ihre Erfüllung schien sich wirklich zu nähern, als am 30sten Dezember 1777 der Sohn des unglücklichen Karl Albert, Maximilian III. Joseph, im 51sten Jahre seines Lebens an den Blattern durch die Ungeschicklichkeit seines Leibarztes ohne männliche Leibeserben farb. Dieser Umstand war dem Kaiser Joseph sehr willkommen, aber nicht überraschend, denn er hatte schon bei Lebzeiten des Kurfürsten von Baiern mit einem nächsten Lehnsvetter, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, Unterhandlungen in Betreff des ihm einst zufallenden Erbes gepflogen.

Karl Theodor, ein Kunstliebender, aber verschwenderischer und vergnü-  
gungslüchtiger Herr, hatte zwar eine nicht unbedeutende Anzahl von Kindern, aber keinen rechtmäßigen Thronerben, und da ihm Kaiser Joseph glänzende Ver-  
sorgung für seine unehelichen Kinder im Fall eines Abkommens wegen Baiern  
ersprach, so waren am pfälzer Hofe die kaiserlichen Unterhändler zuvorkom-  
mend aufgenommen worden, zum großen Nachtheil des rechtmäßigen Wittels-  
bachischen Erbanwartschafters, Herzog Karl von Zweibrücken. Um den Weg  
um Ziele zu glätten, hatten östreichische Publicisten die Rechtsansprüche des  
Kaiserhauses auf das ganze oder wenigstens auf Nieder-Baiern nachzuweisen  
emüht; allein man verließ sich weniger hierauf, als auf die damalige glückliche  
politische Lage Oestreichs, weil außer der seit dem Jahre 1756 bestehenden  
Allianz mit Frankreich, der König Ludwig XVI. durch enge Verwandtschaft an  
das Kaiserhaus gefesselt war. England schien wegen des gefährlichen Krieges  
mit seinen Colonien nicht in der Lage zu bedeutendem Widerspruch, und Rußland  
er ganzem Streitfache zu fern, um lebhaften Antheil darin zu nehmen. Nur  
auf Preußens Widerstand mußte man sich gefaßt machen, und hierzu war man  
bereit, zumal da Karl Theodors Einwilligung den Gedanken an Gewaltthaten  
des Verfahrens entfernte.

Schon waren geheime Verträge zwischen dem Kaiser und Karl Theodor  
wegen der Abtretung Niederbairerns zu Stande gekommen, als plötzlich die  
Nachricht vom Tode Maximilian Josephs erscholl. Es wurde nun zwar der er-  
wähnte geheime Vertrag am 3. Januar 1778 in Wien von dem pfälzischen  
 Bevollmächtigten unterzeichnet, doch in Baiern selbst war man mit dieser Be-  
stimmung keinesweges zufrieden, sondern die dortigen Minister, aus einer Regung  
von bairischem Patriotismus, bewegten den Kurfürsten Karl Theodor, freilich in  
Widerspruch mit den Wiener Unterhandlungen, die Besitzergreifungspatente sofort  
zu unterzeichnen. Deshalb nahm auch Kaiser Joseph auf diesen Akt keine weitere  
Rücksicht, sondern ließ unverzüglich östreichische Truppen einrücken und die be-  
trügten Landschaften zur Huldbigung auffordern. Weder Karl Theodor, noch auch  
der Herzog Karl von Zweibrücken erhob Widerspruch gegen den raschen Schritt  
des Kaisers, wohl aber Sachsen, wegen der Allodial-Erbchaft des verstorbenen



Kurfürsten und einer Summe von dreizehn Millionen Thalern, die auf die Oberpfalz haften; Mecklenburg aber wegen der Landgrafschaft Leuchtenberg.

Der Einzige, von dem wesentlicher Widerspruch zu erwarten stand, Friedrich der Große, obschon von dem ganzen Gange der pfälzisch-österreichischen Unterhandlungen vollkommen unterrichtet, stellte sich sehr überrascht wegen der Wiener Convention vom 3. Januar 1778, und begnügte sich, durch seinen Gesandten in Wien nur einige vorsichtige Einwendungen zu machen, denn der gewiegte Politiker, keinesweges so übereilt, als sein junger Gegner, der nicht einmal die Widerwillen seiner Mutter gegen eine so kette Unternehmung in Anschlag gebracht hatte, wünschte natürlich den Schein zu vermeiden, als ob er aus eigener Interesse gegen die Maßregeln des Kaiserhauses aufträte. Er wollte einzig und allein als Vertheidiger der Unterdrückten angesehen werden. Man suchte den Herzog Carl von Zweibrücken zu einem muthigen Proteste zu bewegen.

Friedrich, ganz im Widerspruch mit den Gegnern, verfuhr geräuschlos und mit der vollkommensten diplomatischen Ruhe. Zu seinen Gegnern konnte er sich des Grafen von Görz, welcher den jungen Herzog von Zweibrücken erzogen, damals aber entfernt von dessen Hofe, also um so willkommener für Friedrichs Pläne, in Weimar sich aufhielt. Von dort aus ging er mit Friedrichs Instruktionen nach Regensburg, um den Einspruch zu betreiben, und dann zu dem Kurfürsten Carl Theodor nach München, wo er den Wünsche des Herzogs von Zweibrücken, von Hohenfels, der durch österreichische Drohungen oder Verlockungen für Josephs Pläne schon gestimmt war, trotz des großen Angebotes einer halben Million zum Widerstande gegen das Ansehen des Wiener Hofes bewegte. Auf seinen Rath verweigerte Herzog Carl die Unterschrift und reiste noch in derselben Nacht nach München ab.

Da auch unverzüglich dieser Protest in Regensburg eingereicht worden war, so konnte sich Friedrich ohne irgend einen gehässigen Anschein des Zwanges, oder vielmehr der deutschen Angelegenheiten gegen die einseitigen Interessen des Hauses Oestreich, oder auch, wenn man will, des preussischen Einflusses in dem deutschen Reiche in Regensburg annehmen; denn wer war wohl durch seine Lage mehr aufgefordert, und wer hatte einen größeren inneren Beruf in seiner Existenz die des deutschen Vaterlandes zu behaupten, als Friedrich? Wenigstens war dem Hause Wittelsbach auch nicht die leiseste Ahnung dieses Berufes eingekommen.

Friedrichs deutsche, oder, was uns dasselbe bedeutet, richtig aufgefaßte preussische Gesinnung bewährte sich hier aufs Glänzendste, denn so viel es gewiß, ein leitendes Prinzip muß in Deutschland, wenn es nicht zerfallen soll, vormalten. War manche Staatsmänner am Berliner Hofe, selbst der Prinz Heinrich unter ihnen, waren, wie schon im siebenjährigen Kriege, gegen einen Kampf mit Oestreich, und weit mehr für eine Theilung Deutschlands in freundschaftlicher Genossenschaft. Noch im Jahre 1780 hatte der Prinz Heinrich in Spanien sich in solcher Art in einer freundschaftlichen Besprechung mit dem Kaiser über

ne berartige Theilung ausgelassen. Mein Friedrichs politischer Blick drang fer ein. Polens Theilung war für die Beschränkung Rußlands gegen die sarte und für die Befestigung seiner eigenen Lage zu nothwendig gewesen, i einer Theilung Deutschlands konnte er nur mit dem entschiedensten Nachtheil streich gegenüber fortkommen; Schutzherr des unzerstückelten Deutschlands gen das bisher als Stütze desselben angesehenene, jetzt aber entlarvte Oberhaupt i sein, war ein höheres Ziel für den König von Preußen, dem mächtigsten in-deutschen Fürsten. Dieses Ziel, welches schon dem großen Kurfürsten vor augen schwebte, erfaßte Friedrich mit seinem weltdurchbringenden Blick.

Herzog Karl empfing von Preußen am 28sten März die Bürgschaft der sausverträge und das Versprechen, das pfälzische Haus bei seinen Rechten auf le ganze bairische Erbschaft gegen die ungerechten Ansprüche des Hauses Desf- reich mit aller Macht zu schützen. Durch Friedrichs Bemühungen war auch ußland für das pfälzische Haus gewonnen, und selbst in Versailles siegte das olitische Interesse Frankreichs über die Familienverbindung.

Joseph II. war nicht gemeint, sich durch bloße diplomatische Operationen chreden zu lassen; er hielt es der Ehre und dem Vortheil seines Hauses gemäß, das Schwert zu versuchen. Friedrich war darauf gefaßt, seine Truppenmacht n vollständigster Kriegsverfassung. „Meine Herren, rebete er die versammelten enerale an, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zu- ammen gebient, und sind im Dienst des Vaterlandes grau geworden; wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen, als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr; mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beschützen, auch die käftigsten Maßregeln anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter, wo möglich, zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorfaß zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebri- gens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dank- barkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Mensch- lichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Manns- zucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen; reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich; doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen.“

Am 6. April ging Friedrich zu der durch die pommerischen und preußi- schen Regimenter verstärkten schlesischen Armee nach Breslau ab; die branden-

burgischen folgten nach; sein Bruder Heinrich, durch 18,000 Sachsen verstärkt, zog über Dresden nach Böhmen. Die Oestreicher ihrerseits 100,000 Mann stark, unter dem Kaiser selbst, dem der bewährte Lacy zur Seite stand, wie das preussische Heer, mit furchtbaren Geschüßmassen ausgerüstet, und in einer fast unnehmbaren Stellung von Arnau bis Königgrätz. Friedrich verfuhr auch diesmal, wie es seinem bisherigen Kriegsrühm angemessen war, angriffsweise allein mit Vorsicht, denn es galt seinen hohen Kriegsrühm nicht unnütz bloßzustellen, da Daun's Geist in dem östreichischen Heere zu herrschen schien. Joseph kurz zuvor noch so kühn, scheute sich, seinem großen Gegner auch nur die geringste Gelegenheit zu einem entscheidenden Kampfe zu geben; selbst der thätige Laudon, jetzt Feldmarschall, hatte dem Prinzen Heinrich gegenüber ähnliche Vorstellungen. Joseph suchte um so weniger eine gefährliche Entscheidung, da er sich in der Hoffnung, durch 24,000 Franzosen verstärkt zu werden, vollkommen getäuscht sah. Der französische Gesandte in Wien hatte dem Fürsten Kaunitz als Ergebnis einer feierlichen Kabinettsberathung seines Hofes eröffnet: „Die Umstände erlaubten Sr. Majestät nicht eine andere Entscheidung, als die der Neutralität, bei einem etwa möglichen Kriege in Deutschland zu nehmen.“ Er durfte Frankreich, bei dem eben jetzt ausbrechenden Kampfe mit England, in es der Hoffnung, sich wieder Achtung auf der See zu verschaffen und den Nationalfeind zu demüthigen, entgegen sah, in einen Streit auf dem festen Lande einzulassen, zumal nach der traurigen Lehre, welche es in dem furchtbaren siebenjährigen Kriege empfangen!

Allein auch Friedrich hatte nur die Waffen ergriffen, um — Frieden zu erhalten, d. h. einen für Preußens Ehre und Vortheil erträglichen Frieden; der Gedanke an Eroberungen lag ihm fern, er hätte ja dadurch seine Stellung als Beschützer deutscher Stände und Rechtsverhältnisse vollkommen vernichtet, und an dieser Stellung lag ihm mehr, als an einigen eroberten böhmischen Kreisen, für welche er sich von Neuem die Eifersucht des ganzen Europa zugezogen hätte. Friedrich's größte Tugend war weise Mäßigung und Selbstbeherrschung, nur nach dem unbedingt Erreichbaren zu streben; und so kam es, daß sich 400,000 Mann kampferüstet in Böhmen gegenüberstanden und kein Feldschlacht erfolgte. Bis in den Juli währten noch Unterhandlungen, da endlich brach der König auf höchst beschwerlichen Wegen über Nachod in Böhmen ein. Das östreichische Heer setzte in dem offenen Theil des Landes nur geringen Widerstand entgegen; nach unbedeutenden Vorpostengefechten wichen sie an der fest vertheidigte Linie des Elbstroms zurück, welche Friedrich seinerseits zu überschreiten anstand. Ähnlich ging es auf der Nordseite. Zu gleicher Zeit mit seinem Bruder drang Heinrich von Dresden aus gegen Laudon vor, welcher ebenfalls bis gegen Prag in stark besetzte Stellungen zurückging, und den Preußen die Posten von Auffig und Dux, so wie die Magazine von Leitmeritz überließ.

Man hatte sich in Wien mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es Friedrich nicht im Ernst um einen Kampf zu thun wäre; als aber die Botschaft dort

anlangte, er stehe vor Nachod, da sank auch selbst den Kühneren etwas der Muth. Lesen wir doch hierüber in dem Geständnisse eines österreichischen Veterans. „Es war ein Tag des Schreckens; ich wage nicht die Sensation zu schildern, welche die erste Nachricht von dem Einmarsch der Preußen in Böhmen, die selbst dem Kaiser ungläublich vorkam, im kaiserlich-königlichen Hauptquartier gemacht hatte“. Nicht minder groß war die Bestürzung in Versailles. Maria Theresia, damals weit verschieden von jener leidenschaftlich ehrgeizigen Herrscherin, welche mit Unwillen den Glückwunsch wegen des Breslauer Friedens zurückwies, oder gar dem fremden Gesandten auf den halb im Scherz, halb ernsthaft hingeworfenen Gedanken, was sie, im Fall der König sie bis in die äußersten Grenzen Ungarns drängte, thun würde, die Kühne Antwort gab, mich bis auf das letzte Dorf auf Lob und Leben vertheidigen, behte vor neuem furchtbaren Blutvergießen, von dem sie überdies kein frohes Ende für sich sah, zurück. Außerdem älterte sie für das Leben ihres Sohnes, und gab daher dem Freiherrn von Thugut, der damals zuerst durch seine diplomatischen Dienste hervortrat, den Befehl zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen. Friedrich bot gern hierzu die Hand: „Herr von Thugut, antwortete er ihr am 17. Juli, hat einige Punkte entworfen, die einem Waffenstillstand zum Grunde liegen sollen. Ich habe einige Artikel beigefügt, über die wir aber schon theilweis einig waren, und die anderntheils keine Schwierigkeit finden werden. Bis Dero Antwort eintrifft, werde ich meine Schritte so berechnen, daß Sw. Majestät nichts für Dero Blut und für den Kaiser zu fürchten haben, den ich liebe und hochschätze, obgleich wir in Bezug auf Deutschlands Angelegenheiten verschiedener Ansicht folgen.“ Oestreich wollte dem Vertrage vom 3. Januar 1778 entsagen, wenn Preußen bei der in Aussicht stehenden Eröffnung der Markgraffschaften Anspach und Baireuth diese einem nachgeborenen Prinzen überlassen wollte. Auf solche Bedingungen hin konnte Friedrich jedoch die Rückkehr des Friedens nicht stellen. Dessenungeachtet suchte er keinen entscheidenden Schlag herbeizuführen, sogar der kleine Krieg wurde ohne erhebliches Blutvergießen geführt. Die einzige Gewaltmaßregel Friedrichs in diesem Feldzuge bestand in einer vollständigen Ausfouragirung des feindlichen Gebietes bis an die Elbe. Gegen die Mitte des September trat der König sowohl als der Prinz Heinrich den Rückzug an, weil jedes Mittel ferneren Unterhaltes fehlte. Hierbei fielen für Preußen die ehrenvollsten Kriegsthaten vor, denn dieser Rückzug wurde meisterhaft und Friedrichs, so wie des preussischen Heeres Ruhme entsprechend, ohne allen Verlust ausgeführt. Ueberall, wo Angriffe auf die Nachhut von Seiten der Oestreicher geschahen, wurden sie mit Nachtheil der Angreifenden zurückgewiesen. Um die Mitte des Octobers bezogen die Preußen Cantonirungen, im November die Winterquartiere.

Noch war Josephs II. Muth nicht gebrochen; im Gegentheil, er athmete auf bei dem freilich nicht durch ihn erzwungenen Rückzug der Preußen; ja ohne Zweifel, um seine Furchtlosigkeit zu beweisen, ließ er seine Truppen in die

Grafschaft Blaz einrücken, wo sie sich auch einige Zeit festsetzten. Dieser Angriff wurde durch mehrere glückliche Einfälle in Böhmen und Oestreichisch-Schlesien vergolten, wo sich die Preußen, namentlich der Erbprinz von Braunschweig, in Troppau und Jägerndorf bis zum Frieden behaupteten; allein immer noch hoffte Joseph auf glücklichere Wendung der Kriegereignisse oder günstige politische Gestaltungen in Europa. Da vernahm er zu seinem großen Verdruss, daß selbst Frankreich für die Gegner gestimmt war, indem es an einem Vergleich Rußlands mit der Pforte, zwischen denen neue Zwistigkeiten auszubrechen drohten, mit großer Lebhaftigkeit arbeitete. Ein niederschmetternder Schlag war es daher, als plötzlich der Gesandte Katharina's in Wien die Erklärung abgab, „er bitte die Kaiserin Königin, den Fürsten des Reichs eine völlige Genugthuung wegen ihrer wohlbegründeten Klagen über den Einfall in Baiern zu gewähren; sonst sähe sich die Kaiserin von Rußland gedrungen, ihre Verbindlichkeit gegen Se. preussische Majestät zu erfüllen, und für Dieselbe das bundesmäßige Hülfscorps zu senden.“ Zwar wurde man in Petersburg durch einen für die Kaiserin außerordentlich schmeichelhaften Brief Maria Theresia's zu milderer Schärfe gestimmt, allein weder Rußland noch Frankreich, welche sich als Vermittler anboten, konnten die Anforderungen des Wiener Hofes in Betreff Baierns billigen; daher wurde im Anfang des März Waffenstillstand geschlossen und ein Friedenscongrès zu Teschen, trotz aller unmutigen Aeußerungen des Kaisers Joseph, eröffnet. Am 18ten Mai unterzeichnete man den Frieden von Teschen.

Obgleich der König selbst bei der Rückkehr aus dem Felde von Silberberg aus diesen Kriegszug in einem Schreiben an seinen Vorleser Le Gatt ein misère nennt, das Werk eines abgelebten Greises ohne Kraft und Schwung, so war doch sein Herrscherruhm aufs Neue dadurch bewährt; denn zitternd hat der Feind, so lange Friedrich zum Angriff vorging, sich nicht aus seinen Beschanzungen gewagt, und Europa sich seinen Forderungen angeschlossen. Uebrigens, obschon kein bedeutenderes Zusammentreffen stattgefunden hatte, waren doch die Opfer für Preußen in diesem Feldzuge, den spottend nachher die Oesterreicher den „Zwetschenrummel“, die Preußen den „Kartoffelkrieg“ nannten, weil es hauptsächlich dabei auf die Lebensmittel der Gegner abgesehen war, keinesweges gering, denn er kostete 20,000 Mann und 29 Millionen Thaler. Der Friede war für Preußen ehrenvoll, denn Oestreich gestand zu, daß die Markgrafschaften Anspach und Baireuth ungehindert an Preußen fallen sollten, sobald der regierende Markgraf ohne Söhne sterben sollte; dagegen blieb dem Hause Wittelsbach die bairische Erbschaft unverkürzt, denn statt der dritthalbhundert in Anspruch genommenen Quadratmeilen erhielt Joseph zur Befriedigung seiner freilich wenig begründeten Ansprüche nur vierunddreißig, dessen ungeachtet keine ganz unwichtige Eroberung, weil sie, zwischen Donau, Salz und Inn (deshalb das Innviertel genannt) liegend, durch ein schönes und fruchtbares Stück Land das Erzherzogthum unmittelbar mit Tyrol verband.

Joseph entsagte dem Vertrage vom 8ten Januar 1778 und allen sonstigen Ansprüchen auf die bairische Erbschaft.

Was die übrigen Theilnehmer an der Erbsache betrifft, so ward Sachsen für seine Ansprüche durch eine Summe von sechs Millionen Gulden und das Lehnsrecht über die bisher zur Krone Böhmen gehörigen, aber in der Markgrafschaft Meissen gelegenen schönburgischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg, Hohenstein, Gartenstein und Stein entschädigt, Mecklenburg dagegen durch das unbeschränkte privilegium de non appellando abgefunden.

Kurze Zeit nach dem Teschner Frieden erlosch in der Person des Fürsten Joseph Wenzel Nepomuk von Fondi das Haus der Grafen von Mannsfeld, auf deren Besitz das hohenzollernsche Haus Erbansprüche hatte, von denen wegen des langjährigen Sequesters, welcher auf den gräflichen Besitzungen lag, nur wenige Kronländer und Zölle an Preußen kamen.

### Friedrichs letzte Lebensmomente und seine politische Einwirkung in Deutschland.

Durch die Theilung Polens und den glücklichen Frieden von Rainardsch hatte Katharina, von Schmeichlern „die Große“ genannt, ein entschiedenes Uebergewicht dem kolossalen Oestreiche gegeben; das Gewicht, welches der Hof von Sanct Petersburg beim Teschner Frieden in die Waagschale legte, hatte seinen Einfluß in Europa natürlich erhöht, um so mehr, da England, seit dem Subertsburger Frieden vereinsamt, durch den eben so erschöpfenden als unrühmlichen Krieg mit seinen empöreten Colonien von seiner Höhe herabstieg, und Frankreich durch seinen Kampf zur See mit dem langjährigen Feinde von aller nachdrücklichen Einwirkung auf die übrigen politischen Verhältnisse abgehalten wurde. Rußland hätte unter diesen günstigen Umständen noch mehr vermocht, wenn es seine volle Kraft auf dem rechten Punkte verwandt hätte; allein auch an dem Hofe der großen Katharina herrschte nicht selten die Laune, und manchem unwürdigen Günstling wurde zum Nachtheil des Reiches eine einflussreiche Rolle gestattet. Vor Allem war dies der Fall mit dem Fürsten Potemkin, welcher, als die Zeit der persönlichen Bevorzugung vorüber war, doch einen wesentlichen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten behielt. Er war die Seele des sogenannten griechischen Projektes, welches auf nichts Geringeres hinausging, als auf die Selbstständigkeit der Griechen unter einem russischen Prinzen, natürlich nicht ohne die vollständige Vernichtung der ottomanischen Herrschermacht. Pläne der Gefittung und der Barbarei gingen hier durcheinander, Verschmutterung der Türkei, Kunst, Wissenschaft, Wiederherstellung der Wiege für alle moderne Gefittung auf den Trümmern des Parthenons und der Propyläen, alles dies kreuzte sich in dem Kopfe des launenhaften Günstlings, dem es nicht an Ehrgeiz, wohl aber an Stätigkeit und Kraft zu einem Felde fehlte.

Katharina blickte, trotz mancher Verirrungen, nüchternere und heller, und ließ sich ungern zu Entschlüssen bringen, die einen zu chimärischen Charakter trugen, auch fand sie gewiegte Staatsmänner, wie Panin, zur Seite, in deren Schritten sie den wahren Ausdruck ihres Herrscherfinnes bekundete. Fast hätte doch gegen das Ende des Jahres 1779 der ehemalige Günstling mit seiner Politik den Sieg davongetragen, da der englische Gesandte Sir James Harris, später Lord Malmesbury, ein einflussreicher Diplomat, und schon in dieser Eigenschaft zu Berlin bewährt, als Gesandter in Petersburg Potemkin's Einwürfe förderte, um so desto eher Rußland zum Beistande gegen Englands Feinde zu gewinnen. Schon lagen funfzehn Linienschiffe und sechs Fregatten wohl ausgerüstet in dem Hafen von Konstantinopel, da wußte Panin, nebst allen denen, welche in den griechischen Plänen nicht das wahre Heil ihres Vaterlandes erblickten, durch einen diplomatischen Meisterstreich den politischen Verhältnissen plötzlich eine ganz andere Wendung zu geben. Ohne Zweifel war es Rußland, wie aller selbstständigen Staaten Vortheil zuwider, den Engländern, welche unter dem Vorwande des Krieges mit Frankreich und Amerika gern jeglichen unabhängigen Handel unterdrückt hätten, die unbedingte Seeherrschaft zu erleichtern; deshalb konnte Rußlands Aufgabe nur die Aufrechthaltung einer nach allen Seiten gesicherten Neutralität, nicht eine Förderung der eigensüchtigen Absichten Englands sein. Dies sah Panin ein, und für einen Entschluß in diesem Sinne stimmte er seine Monarchin. Zum höchsten Erstaunen und Bedruß des englischen Gesandten erschien daher am 28sten Februar 1780 die wichtige Erklärung des russischen Kabinetts in Betreff der für die Neutralen zu behauptenden Rechte, auf welche sich das Bündniß der sogenannten bewaffneten Neutralität gründete. In dieser Erklärung traten hauptsächlich folgende fünf Punkte hervor:

- 1) Neutrale Schiffe dürfen an den Küsten der kriegführenden Mächte von Hafen zu Hafen Handel treiben.
- 2) Ein neutrales Schiff macht auch die Waare neutral, die es geladen hat, außer wenn diese Waare eigentliche Contrebande ist.
- 3) Contrebande im engeren Sinne sind nur Waffen und Kriegsbedürfnisse.
- 4) Nur alsdann kann ein Hafen für blockirt angesehen werden, wenn er so eingeschlossen ist, daß man ohne Gefahr nicht einlaufen kann.
- 5) Kein Urtheil eines Preisengerichts wird für gültig erkannt, bei dem diese Grundsätze nicht berücksichtigt sind.

Mit Klugheit wich Harris einer kategorischen Erklärung auf diese gefährliche Note aus, deren Grundsätze England nicht billigen konnte, ohne seinen bisherigen Ansprüchen zu entsagen, und Katharina, welche es ebenfalls nicht aufs Aeußerste treiben wollte, drängte nicht; doch es ergingen von russischer Seite in pomphaftem Style an alle neutralen Mächte Aufforderungen zum Beitritt. Nach wenigen Monaten schloß sich Schweden, etwas später Dänemark an.

Auch den König von Preußen forderte man zur Theilnahme an dem Bunde auf, dem er auf die Versicherung, daß man den preussischen Handel, ohne eine besondere Erwieberung dafür zu verlangen, schützen würde, am 8. Mai 1781 beirat. Dasselbe thaten etwas später Oestreich, Neapel und Portugal. Auch die mit England Krieg führenden Mächte erkannten gern die Grundsätze der bewaffneten Neutralität an, und Spanien, gegen welches vornehmlich die Russen von den Engländern eingenommen waren, weil sie einige russische für Gibraltar bestimmte Getreideschiffe in ihren Gewässern aufgebracht hatten, erbot sich unverzüglich zu jeder billigen Genugthuung. Nur die Holänder, aus unzeitiger Besorgniß für etwaige Opfer, versäumten es, der Neutralität zur rechten Zeit beizutreten, denn ehe sie ihre bestimmende Antwort erließen, war die Kriegserklärung von England gegen sie schon ausgesprochen, und ein Krieg hatte begonnen, der ihnen unendlichen Schaden bringen sollte. Während die zur See einst so mächtige Republik auf diese Weise große Beeinträchtigung erlitt, blieben Friedrichs Unterthanen größtentheils unbelästigt, denn er wirkte von den benachbarten Seestaaten den Befehl an ihre Flottenbefehlshaber aus, daß sie sich der preussischen Handelsschiffe, wenn sie auf ihren Fahrten von feindlichen Kreuzern belästigt würden, aufs Kräftigste annehmen sollten.

Noch während der Verhandlungen über die bewaffnete Neutralität war Maria Theresia am 29ten November 1780 gestorben, zum großen Bedauern Friedrichs, der in ihr eine sichere Gewährleisterin für die bestehenden Verhältnisse verlor. „Ich bedaure, schreibt er darüber an d'Alembert, den Tod der Kaiserin Königin, sie hat dem Throne und ihrem Geschlechte Ehre gemacht; ich habe Krieg mit ihr geführt, bin aber niemals ihr Feind gewesen.“ Und an sein Kabinetministerium schrieb er: „Maria Theresia ist nicht mehr, es fängt nunmehr eine neue Ordnung der Dinge an. Was den Kaiser, den Sohn dieser großen Frau betrifft, so habe ich ihn kennen gelernt, und er ist mir zu aufgeklärt erschienen, um sich in seinen Schritten zu übereilen; ich schätze ihn und fürchte ihn nicht.“

Wenn er aber Joseph auch nicht fürchtete, so hielt er doch Vorsicht gegen ihn für nöthig, um so mehr, da Letzterer, durch seine nachtheiligen Erfahrungen zur Zeit des Teschner Friedens belehrt, auf das Eifrigste um Katharinens Gunst bemüht war, der sich schon Maria Theresia aus ähnlichen Gründen, trotz aller moralischen Abneigung, in der letzten Zeit ihres Lebens genähert hatte. Auch dem vielvermögenden Potemkin kam man schmeichelnd entgegen, ihm war schon 1776 die Reichsfürstenwürde verliehen worden, dagegen zürnte er dem großen König, der sich minder eilig in seinen Gunstbezeugungen erwoes. Man wußte, daß sich Potemkin ungebührlich über den schwarzen Adlerorden ausgelassen hatte, da er ihm nicht zeitig genug seiner Ansicht nach angeboten war; selbst die ihm in Aussicht gestellte preussische Verwendung für Kurland wies er, ohne Zweifel, weil ihm der Sinn nach höheren Dingen stand, auf ziemlich unverbindliche Weise ab.



Vergebens hatte sich Friedrich bemüht, durch einen bewährten Diplomaten, den Grafen Görz, welcher ihn seit dem September 1779 in Petersburg vertrat, ein Bündniß zwischen Rußland, Preußen und der Pforte zur Vertheidigung und Bürgschaft des gegenwärtigen Bestandes zu bewerkstelligen. Görz, ein vollendeter Meister in der Beurtheilung politischer Zustände, äußerte schwere Bedenken über die Möglichkeit eines solchen Bundes, da Rußland seine Absichten gegen die Türkei nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben hatte. Sogar der preussisch gesinnte Premierminister Panin zeigte sich über eine solche Annäherung äußerst verwundert; Potemkin war natürlich ein ungefümer Gegner aller solcher Vorschläge.

Diese Stimmung des russischen Hofes benutzte mit Umsicht der Kaiser Joseph II. Noch zu Lebzeiten seiner Mutter, im Frühjahr 1780, hatte er bei Katharina die Anfrage machen lassen, ob in Petersburg ein Besuch von seiner Seite gern gesehen würde, und hiernach eine äußerst verbindliche Einladung erhalten. Die Zusammenkunft fand gegen das Ende des Monats Mai in Mohilew statt. Von dort folgte der hohe Gast, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, denn so wurde er von seinem Gesandten Grafen Cobenzl dem russischen Hofe vorgestellt, der Kaiserin über Moskau nach Petersburg, wo sein Aufenthalt mit glänzenden Festen gefeiert wurde. Joseph war ganz der Fürst, geeignet durch persönliche Liebenswürdigkeit seine Umgebung zu bezaubern, und er verfehlte natürlich nicht, diesmal von dieser Gabe den wirksamsten Gebrauch zu machen. Die Kaiserin, vor Allem aber Potemkin, waren ganz von ihm eingenommen.

Panin und die preussisch gesinnte Partei war bestürzt, Friedrich der Große in nicht geringer Besorgniß. Um einigermaßen den Eindruck des hohen Besuches zu schwächen, vielleicht auch nur um den Schein zu bewahren, da selbst hierauf im politischen Leben nicht wenig ankommt, vermittelte man, daß auch der Besuch des Prinzen von Preußen in Petersburg gewünscht wurde. Auch Friedrich Wilhelm besaß eine liebenswürdige Persönlichkeit mit geradem und offenem Wesen verbunden; er gefiel deshalb dem Großfürsten Paul weit mehr, als der schlau-gewandte Kaiser Joseph; allein Potemkin und die Kaiserin selbst, von dem früheren Eindruck und der neuen politischen Richtung befangen, blieben zurückhaltend, und keinem aufmerksamen Beobachter lag es fern, daß die österreichische Politik in Katharinens Cabinet in den Vordergrund getreten war. Ja als zwei Jahre darauf der russische Thronfolger unter dem pomphaften Titel eines Grafen vom Norden die Reise durch Europa machte, durfte er, trotz eines längeren Aufenthaltes in Wien, Preußens Hauptstadt, zu welcher ihn seine früheren Erinnerungen ganz besonders hinzogen, nicht berühren. Daß unter solchen Umständen das seit dem Jahre 1764 bestehende und zur Zeit der Theilung Polens verlängerte Bündniß jetzt nicht wieder erneuert werden konnte, läßt sich nach diesen Vorgängen leicht begreifen.

Friedrich der Große verkannte die schwierige Lage, in welcher sich die von ihm geschaffene Großmacht befand, keinesweges, und fürchtete für das Bestehen derselben, wenn auch nicht für den Augenblick, doch für die Zeiten, wenn er nicht mehr an der Spitze des Staates stehen würde. Dies ist offen ausgesprochen in einem Briefe vom 23ten April 1781 an sein Kabinettsministerium: „Der König, heißt es, ist keinesweges über seinen Brief an die Kaiserin von Rußland in Verlegenheit; er weiß sehr wohl, wie er ihn für Ihre Majestät angenehm machen kann. Nicht den gegenwärtigen Augenblick fürchtet er. Er weiß sehr wohl, daß der erste Schritt der Kaiserin Oestreich entgegen nicht entscheidend sein wird; nur die Zukunft bietet ihm eine beunruhigende Aussicht. Nachdem der erste Schritt gethan ist, wird der Kaiser die Gelegenheit ablauern, um Rußland vorzuschieben, und es unmerklich so in ein Labyrinth zu verwickeln, daß es nicht zurück kann, wenn die Vorsehung es für geeignet hält, über die Lage Sr. Majestät zu verfügen. Der Zeitpunkt ist es, den sich der Kaiser festgesetzt zu haben scheint, um die preussischen Staaten anzugreifen. Nicht sowohl für sich selbst, sondern für seinen Nachfolger sind Se. Majestät über die Aenderung des Systems in Rußland besorgt. Ihr Neffe, der Prinz von Preußen, würde sich dann sehr vereinsamt finden und entblößt von aller durch unser Bündniß festgesetzte Hülfe. Der Zusammenfluß anderer Begebenheiten könnte vielleicht seine Lage noch bedenklicher machen. Dies ist es, was Sr. Majestät das meiste Kopfbrechens (rompomens de tête) macht. Ihr Brief an die Kaiserin hat damit nichts zu thun, aber die Mittel gegen die Uebel, die da kommen werden, wenn Sie nicht mehr sein werden, das ist der Stein der Weisen, den zu finden, Ihre Hauptaufgabe ist, den Sie aber bis jetzt noch nicht haben finden können.“

In der That war die Aufgabe, ein Gegenmittel gegen das drohende Uebel zu finden, ungemein schwierig, denn obschon weder England noch Frankreich einen Bund gern sahen, welcher die Pforte zerschmettern und hierdurch die Orientalischen Angelegenheiten ganz den beiden Kaiserhöfen in die Hand geben konnte, so waren doch beide sowohl durch politische Verhältnisse, als die augenblickliche Lage keinesweges als zuverlässige Stützen anzusehen. Der gesürchtete Bund bestand zwar nicht in abgeschlossener diplomatischer Form, jedoch hatte man die bestimmtesten Verabredungen für vorkommende Fälle getroffen. Panin, schon seit einiger Zeit nicht mehr Katharinens Vertrauter, war am 31sten März 1783 gestorben; und als in demselben Jahre Friedrich in Petersburg anfragte, wie es sich mit der auf Grundlage des 1746 gegen Schlessien gerichteten Bündnisses abgeschlossenen Allianz mit Oestreich verhielte: so bekam er nur die allgemeine Versicherung, daß sie gewiß nichts eingehen werde, was ihren freundschaftlichen Gesinnungen gegen ihn zuwider sei.

Indessen that die Kaiserin von Rußland wiederholentlich die feindlichsten Schritte gegen die Pforte. Auf ihren Wunsch war Sahun Oheray zum Chan der Tatarei erwählt, und mußte dann zu Gunsten Rußlands abdanken. Ebenso

sah sich Fürst Heraclius von Georgien zur Untertwerfung unter Rußland genöthigt (1783), und im folgenden Jahre überließ die Pforte, der Nothwendigkeit weichenb, die Krim als Königreich Taurien und Kuban unter dem Namen von Kaukasien nebst der Insel Taman dem Petersburger Hofe.

Wie ungern Friedrich alle diese Schritte sah, vermied er dennoch jede Maßregel, welche dem schon gespannten Verhältniß mit Rußland eine noch schlimmere Wendung hätte geben können. Seit dem Frieden von Raimadski hielt er nur einen einfachen Geschäftsträger, Namens Gaffron, in Konstantinopel, um sich von dem Gange der Verhältnisse in Kenntniß zu erhalten, nicht um als Vertreter einer Großmacht thätig einzuwirken. Ja auch diesen rief er im Jahre 1785 ab und schickte ihn nach Spandau, als Katharina Klagen gegen sein den russischen Interessen feindlichen Benehmen erhoben hatte.

Friedrichs Nachgiebigkeit gegen Rußland war wohlberechnet, denn für ihn war offenbar Oestreich unter Josephs II. unruhiger und ehrgeiziger Herrschaft ein für den Augenblick wenigstens weit gefährlicherer Nachbar. So lange Rußland ohne Oestreichs Beistand sein Ziel erreichen konnte, trat es wohl selbst den Absichten desselben entgegen; auf diesem Standpunkte suchte Friedrich, in Ermangelung eines Besseren, die Lage der Dinge zu erhalten. Jeden Augenblick mußte er die Erneuerung von Vergrößerungsgelüsten von Seiten Oestreichs in Deutschland fürchten, wenn auch für die Gegenwart kein persönlicher Angriff zu beforgen stand. Oestreichs eigenmächtigen Eingriffen also da, wo es die Umstände erlaubten, entgegenzutreten, war demnach seine ganz besondere Aufgabe.

Zu diesem Ende suchte er nach dem Schluß des großen Seekrieges Annäherung an Frankreich, wo der umsichtige Minister Bergennes mit Klugheit die auswärtigen Verhältnisse leitete. Auch den englischen Staatsmann Lord Clarendon, der in seiner Jugend ihm bei Gelegenheit des Dresdener Friedens nicht unwichtige Dienste geleistet hatte, suchte er persönlich an sich zu ziehen, und durch ihn auf die Politik seines Hofes zu wirken.

Selbst in weiter Ferne verschmähte Friedrich Bundesgenossenschaften, wenn sie zum Vortheil für seine Staaten ausschlagen sollten, nicht. Als nach dem Versailler Frieden und der durch ihn verfolgten Unabhängigkeitserklärung die Vereinigten Staaten Bundesgenossen auf dem europäischen Boden suchten, war Friedrich der Große einer der Ersten, welche die Hand zu einem freundschaftlichen Vertrage boten. Am 10ten September 1785 wurde derselbe in Haag zwischen den beiden Staaten abgeschlossen. Die in demselben entwickelten Grundsätze zeugen von den erfreulichen Fortschritten der damaligen Zeit: „Wenn ein Krieg, heißt es, zwischen den beiden kontrahirenden Theilen entstehen sollte, so sollen die Kaufleute des einen der beiden Staaten, die in dem andern sich aufhalten, die Erlaubniß haben, noch neun Monate darin zu bleiben, um ihre Aktivschulden einzutreiben und ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach welcher Zeit sie ungehindert abreisen und alle ihre Güter ohne alle Beeinträchtigung mit sich nehmen können. Die Weiber und Kinder, die Gelehrten aus allen

Insulten, die Ackerleute, die Handwerker, die Manufakturisten und Fischer, die nicht bewaffnet sind, und in Städten und Dörfern und unbefestigten Plätzen wohnen, und überhaupt alle diejenigen, deren Beschäftigung zum Unterhalt und zum allgemeinen Vortheil des menschlichen Geschlechtes abzweckt, sollen die Freiheit haben, ihre respektiven Gewerbe fernerweit zu treiben. Sie sollen für ihre Personen auf keine Art gefährdet, ihre Häuser und Güter sollen nicht in Brand gesetzt, noch auf andere Art vernichtet, ihre Felder sollen nicht von feindlichen Armeen, in deren Hände sie durch die Kriegereignisse fallen könnten, verheert werden, sondern, wenn man sich in der Nothwendigkeit befinden sollte, etwas von ihrem Eigenthume zum Gebrauch der feindlichen Armee zu nehmen, so soll ihnen der Werth dafür nach einer annehmbaren Schätzung gezahlt werden. Alle Rauffahrten und Handelsschiffe, die zum Austausch der Produkte verschiedener Gegenden gebraucht werden, und folglich bestimmt sind, die zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen, so wie zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens dienenden Sachen leichter zu verbreiten, sollen frei und ungehindert passiren können, und beide contrahirende Parteien machen sich verbindlich, keinem Kapersschiff zu erlauben, diese Handelsschiffe wegzunehmen oder zu vernichten, noch auf andere Art den Handel zu stören.“ Auch das Schicksal der Gefangenen wurde durch besondere Artikel gewahrt, und überhaupt trägt der ganze Vertrag das Gepräge der edelsten Humanität, wie sie leider weder damals, noch auch bis jetzt in den meisten späteren Kriegen geübt worden ist; und ohne Zweifel sind so milde Bestimmungen minder hoch anzuschlagen von Seiten einer Republik, die ihr ganzes Dasein auf „die unverjährbaren Menschenrechte“ gründete, als von denen eines Kriegsfürsten, welcher sich leider nur durch ein wohlgeführtes Schwert gegen die Eifersucht mächtiger Nachbarn erhalten konnte.

Auch Holland hatte sich eng mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's verbunden, allein die innere Eintracht wurde dadurch noch mehr bei den Holländern gestört, denn es zeigte sich von Tag zu Tag eine immer größere Abneigung gegen die dem monarchischen Prinzip sich nähernde Gewalt des Erbstatthalters. Ueberall bildeten sich antioranische Vereine und Bürgermilizen zum Schutz der republikanischen Ansprüche. Wilhelm V. suchte Rath und Beistand in Berlin, welchen er um so sicherer erwartete, da der preußische Gesandte in Haag und der bei Friedrich in so großem Ansehen stehende Kabinettsminister von Herzberg seine Sache begünstigten, und seine Gemahlin die Richts Friedr. des Großen war. Auf letzteren Umstand durfte er wenig rechnen, da Friedrich, wie dies von der Politik unumgänglich geboten wird, in Staatsangelegenheiten auf Familienverhältnisse keine Rücksicht nahm. Schon in seiner Jugend hatte er im Feldlager zu Molwitz zu dem Marschall von Belle-Isle gesagt, er kenne unter den Souveränen keine anderen Verwandte, als seine Freunde; und in seinen Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden sagt er über die Vermählung seiner Richts mit dem Prinzen von Drantien geradezu: „Dies konnte auf die Politik keinen Einfluß haben, und diese Eheverbindung

befchränkte sich darauf, einer Prinzessin des Hauses eine standesmäßige Versorgung zu gewähren."

So geneigt Friedrich auch war, der Republik Holland alle möglichen guten Dienste gegen feindselige Zumuthungen zu leisten, was er auch bewies, als Kaiser Joseph den bekannten Barrieretraktat aufheben wollte, und außerdem freie Schifffahrt auf der Schelde, so wie die Festung Maastricht u. a. m. forderte: so machte er doch hier mit dem Minister Ludwig XVI, Graf Bergennes, gemeinschafliche Sache, der freilich seinerseits, weil er die oranische Familie für englisch gesinnt hielt, gegen Wilhelm V. die republikanische Partei beförderte. Letzteres konnte natürlich weder in den Interessen Preußens, noch den persönlichen des Königs begründet sein; daher suchte er seit dem Jahre 1783 womöglich die Sache auf friedliche Weise zu vermitteln. „Wir kennen, schreibt er am 29ten Februar 1784 an die Generalstaaten, die innere Verfassung des dortigen Staates nicht genug, und wir haben auch keine Absicht, dieselbe zu beurtheilen noch weniger zu tadeln; indessen, da es allgemein bekannt ist, daß die Generalstaaten und also die gesammte Republik, durch die Commission vom 4ten Mai 1747, des jetzigen Statthalters Herrn Water für ihn und seine sämmtliche Nachkommen beiderlei Geschlechtes die Erbstatthalterschaft mit allen ihren Rechten, Ehren und Vorzügen, welche damit verbunden, und von den vorigen Erbstatthaltern besessen worden, ausdrücklich, unwiderruflich und vertragsweise auftragen: so scheint es doch unzweifelbar zu sein, daß diejenigen Vorrechte, welche der jetzige Herr Erbstatthalter und dessen Vorfahren wirklich besessen und ausgeübt, und zu welcher die anjeho angefochten werden, soweit wir wissen unstreitig gehören, demselben nicht willkürlich, einseitig, ohne jene Bewilligung und ohne Einwirkung der ganzen Republik, am wenigsten aber von einzelnen Städten oder Landschaften de facto genommen und entzogen werden können, zumal, wenn der Herr Erbstatthalter davon keinen Mißbrauch gemacht, wie wir uns von dessen bekanntem rechtschaffenen Charakter versichert halten, und wir niemals dergleichen vernommen. Wenn auch zuweilen über dergleichen Rechte oder über die Ausübung derselben ein Zweifel oder Irrthum entstände, so scheint doch die natürliche Billigkeit zu erfordern, daß solches von dem Herrn Erbstatthalters Liebden bisher besessenes Recht Ihm nicht gleich mit Gewalt genommen — oder auch nur sequestrirt werde, wie jezo gemeinlich geschieht, sondern sie müßten billig bei dem Bestande bis zum Austrag gelassen, und die Einigkeit müßte mit dem Herrn Erbstatthalter entweder gütlich oder rechtlich, somit es die Verfassung des Staates mit sich bringt, aus- und abgemacht werden. — Wir können uns nicht vorstellen, daß Ew. Hochmögenden oder sonst ein wohlgesinntes Mitglied des Staates gesinnt sein sollte, die Erbstatthalterschaft wieder ganz abzuschaffen oder sie so einzuschränken, daß nur die bloße Vorstellung einer eitlen Würde übrig bliebe. Hoffentlich wird vielmehr ein jeder einsehende Bürger des dortigen Staates sich dankbarlich erinnern, daß die ganze Republik vornehmlich durch den unerschütterlichen Muth, die außerordentliche Klugheit und

selbst durch das Blut der vortrefflichen Fürsten des Hauses Dranien-Rassau gestiftet, seit zwei Jahrhunderten erhalten und aus den größten Gefahren errettet worden, ja daß selbst in den Zwischenzeiten, wenn man die Statthaltertschaft zuweilen aufgehoben, die Republik sich schlechter befunden und durch innerliche Unruhen so zerrüttet und an den Rand des Verderbens gebracht worden, daß, um sie davon zu befreien, man immer wieder zur Wiederherstellung der Statthaltertschaft Zuflucht nehmen mußten. Wir wissen zwar wohl, daß sie zuweilen abgeschafft, aus gewissen Besorgnissen für die öffentliche Freiheit; aber ohne zu untersuchen, ob selbige gegründet gewesen, oder nicht, so kann eine dergleichen Furcht bei jetzigen Zeiten wohl nicht mehr mit Grunde entstehen, da eine so gerechte und standhafte Politik in Europa die Oberhand gewonnen, daß alle Mächte auf die Erhaltung der andern wachen, und kein Staat mehr den gänzlichen Umsturz des andern zugeben, vielweniger dazu beitragen wird. Wir würden der Erste sein, der, wenn dergleichen in Holland versucht werden wollte, dagegen arbeiten und streiten würde; wir können aber von dem Herren Erbstatthalter und dessen nächsten Erben versichern, daß Sie gewiß niemals etwas gegen die Freiheit, noch sonst gegen das Wohl der Republik, womit das Ihrige selbst ganz unzertrennbar verknüpft ist, vornehmen, noch einmal gedenken, sondern vielmehr die Erbstatthaltertschaft und Ihr hohes Amt jederzeit nach dem Sinn und dem System von Euren Hochmögenden und der vereinigten Republik führen, und sich niemals davon entfernen werden, worüber wir jederzeit gern und öffentlich die Gewähr leisten wollen. Wir können solches um so viel zuverlässiger thun, je mehr wir die edlen Gesinnungen und Grundsätze des Herren Erbstatthalters und seiner Gemahlin, wie auch diejenigen kennen, welche sie ihren Kindern einflößen, und je mehr wir ihnen selbst bei jeder Gelegenheit anrathen, ihr ganzes Glück und Wohl auf die Freiheit, die Einigkeit und den größten Flor der dortigen Republik und besonders auf ein vollkommenes Einverständnis mit Euer Hochmögenden zu setzen, solches unserer Einsicht und vieljährigen Erfahrung wohl zutrauen werden, so hoffen wir, daß Sie die Vorstellungen, welche wir Ihnen anjeto thun, bloß als eine Folge unserer wohlgemeinten und freundschaftlichen Gesinnungen, wie auch des Antheils, den wir uns nicht entbrechen können, an dem Schicksal eines uns so nahe verwandten fürstlichen Hauses zu nehmen, ansehen, nicht aber dahin deuten werden, als ob wir uns in Ihre innern Angelegenheiten mischen, und der sowohl erworbenen als besessenen Freiheit Ihres Staates zu nahe treten wollten."

Obgleich die Generalstaaten, fern von ähnlicher Milde und Mäßigung, mit steigender Willkür in diesem Streite verfahren, so rieth Friedrich doch seinem Neffen, durch Edelmut die Achtung seiner Gegner zu erzwingen. „Mit diesem, fügte er hinzu, werden Sie, gleich den großen Vorfahren, von denen abstammen ich auch mir zur Ehre rechne, Ansehen und Einfluß in alle Geschäfte genug haben.“ Auch seiner Nichte schrieb er in ähnlichem Sinne: „Nicht besser können Sie Ihrem Gemahl zu Hülfe kommen, als wenn Sie

durch gefälliges und einnehmendes Betragen ihm die Herzen gewinnen; nur diese Eroberungen schicken sich für geistreiche und liebenswürdige Damen.

Wenn Friedrich in auswärtigen Verhältnissen, wo es sich nicht unmittelbar um das Wohl des preussischen Staates handelte, mit Vorsicht und Unparteilichkeit verfuhr, so hielt er im Umkreise des deutschen Reiches mit unerschütterlicher Festigkeit darauf, daß sich nirgend ein seiner Stellung feindlicher Einfluß in die Mitte desselben eindränge, denn dies gebot ihm die Pflicht der Selbsterhaltung. So hatte er im Verein mit anderen protestantischen Mächten den katholischen Herzog von Württemberg zur Anerkennung der protestantischen Kirchenverfassung in seinen Ländern genöthigt. Allein es war ihm für die letzten Jahre seines Lebens eine noch weit schwierigere Aufgabe dem Kaiser Joseph II. gegenüber zugebacht. Joseph ergriff gern Gelegenheit zu willkürlicher Ausdehnung seiner Rechte; so bei der Ertheilung der sogenannten Paris-Briefe, nach denen die Kaiser in früheren Zeiten weltlichen Personen den Aufenthalt in Klöstern zur lebenslänglichen Pflege anwies. Diese veraltete Einrichtung rief Joseph II. im Jahre 1783 wieder ins Leben, und zahlreiche Paris-Briefe für östreichische Soldaten und Civilbediente überschwemmten mehrere Reichsländer; von andern wurden Abfindungssummen auf Grund dieses kaiserlichen Rechtes verlangt. In Folge dessen waren auch solche Anweisungen auf Halbstädtische Stifter gegeben, die Friedrich mit folgender Zuschrift an die dortige Regierung erwiderte: „Die Anmaßung des Kaisers, dergleichen Paris-Briefe auf Klöster Unserer Reichsländer und in denselben sogenannte Baien- und Pfründen zu ertheilen, ist so unerhört als befremdend und ungegründet: Nur in Reichs- und unmittelbaren Gotteshäusern und Klöstern befindet sich der Kaiser, und doch nicht durchgängig, im Besitze, solche Paris-Briefe zu geben und solche Pfründen anzuweisen; allein in Ansehung mittelbarer unter der Landeshoheit der Kur- und anderer Fürsten stehenden Klöster kann und wird ihm dieses Recht nie zugestanden werden. Die Versuche, es hie und da auszuüben, sind immer mißlungen. Unser Fürstenthum Halberstadt ist kein Stift mehr, wie es in der Aufschrift ungeschicklich genannt wird, und eben deswegen passen jene Stellen des Friedensbeschlusses nicht darauf, die ohnedies nicht von jenen Pfründen reden!“

Raum war dieser Punkt, natürlich mit Nachgiebigkeit Joseph's II., erledigt, so drohte ein anderer weit bedenklicherer Zusammenstoß beider Mächte. Joseph nämlich hatte seinen Absichten auf Baiern wegen des ersten verunglückten Versuches nicht entsagt, sondern im Gegentheil in der Stille an der Begründung der bisherigen Hindernisse unablässig gearbeitet. Wirklich waren auch Ludwig XVI. und Katharina, Ersterer durch seine Gemahlin, Letztere wegen des griechischen Projectes gewonnen, besonders da es sich jetzt nicht mehr um eine Eroberung, sondern vielmehr um einen Tausch handelte. Friedrich war fest auf seiner Gut. Im Januar des Jahres 1785 erfuhr er durch den hauptsächlich dabei beteiligten Erben, den Herzog von Zweibrücken: „Der k. k. Hof

habe ihm durch den Kaiserlich Russischen Gesandten, Grafen Romanzow, den vorher bereits durch den Gesandten von Lehrbach gegangenen sonderbaren Antrag thun lassen, daß das Haus Pfalz-Baiern dem Hause Oestreich ganz Ober- und Nieder-Baiern, die Oberpfalz, die Landgraffschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach gänzlich abtreten möchte; dagegen des Kaisers Majestät dem Hause Pfalz Ihre Niederlande, mit denen von der Republik Holland zu erwartenden Vortheilen, jedoch mit Ausschluß der Herzogthümer Luxemburg und der Grafschaft Namür, unter dem Titel eines Königreichs Burgund abtreten und dem Kurfürsten und Herzoge annoch drei Millionen Gulden zu gefälligem allenfalls genügendem Gebrauche auszuzahlen, sich aber alle Artillerie- und National-Truppen, sowohl von den Niederlanden als von Baiern, und zugleich das Recht in den Niederlanden nach Gutbefinden negociiren zu können, vorbehalten wollten, und sollte ein jeder Theil die auf jedem Lande haftenden Schulden übernehmen; der Tauschhandel sollte geschlossen werden unter der Garantie von Frankreich und Rußland, ohne von Preußen und dem Reiche etwas zu erwähnen.

Es läßt sich denken, mit welchem Widerwillen Friedrich der Große auf einen solchen Tauschhandel sehen mußte, durch den Oestreich ohne Zweifel die vollständige Herrschaft über Süddeutschland erworben und sein unbedingtes Uebergewicht im Reiche festgestellt hätte. Es war ihm deshalb sehr erwünscht, daß Herzog Karl, wie sieben Jahr zuvor beim Erbfolgestreite, sich an ihn mit seinen Klagen wendete; und gern beförderte er eine Denkschrift des benachtheiligten Fürsten an den Hof zu Petersburg, damit derselbe wegen der Bürgschaft des Teschener Friedens den Kaiser Joseph von seinem Entwurfe abzu- bringen suche.

Die Verpflichtung lag zu offen am Tage, als daß Katharina sich ihr hätte entziehen können; deshalb ließ sie dem König durch ihren Gesandten, den Fürsten Dolgorucki in Berlin, die Erklärung abgeben, „sie hätte diesen Tauschhandel als zuträglich für beide Theile erachtet, und dem Herzoge nur in dem Sinne empfohlen, daß derselbe von dem freien Willen beider Theile abhinge. In ähnlicher Weise äußerte sich Frankreich, und da Herzog Karl entschieden jeden Vorschlag der Art verworfen, so sah sich natürlich der Kaiser zum Rücktritt gezwungen, konnte aber zu einer Sicherstellung vor ähnlichen Versuchen nicht veranlaßt werden, sondern nur zu der Versicherung, „daß er an einen erzwungenen Tausch nie gedacht habe, noch jemals denken würde.“ Ein Tausch der Art mußte aber um so unbilliger erschemen, da von den 469 Quadratmeilen betragenden östreichischen Niederlanden der angebotene Theil nur 290, der Flächeninhalt Baierns aber 784 Quadratmeilen betrug, ohne daß Bevölkerung und Einkünfte dies Mißverhältniß ausglich.

Um den von Joseph II. gehegten so gefährlichen Absichten einen festeren Damm, als den nur auf seiner eigenen Persönlichkeit ruhenden Schutz entgegenzustellen, kam Friedrich der Große auf einen schon zu Anfang seiner Regierung



geheten Plan, nämlich den eines Fürstenbundes zum Schutz des Reiches gegen Jedermann, zurück. Nur durch einen solchen Verein konnte man für die Zukunft ähnlichen Versuchen vorbeugen. Sogleich erhielt Herzberg Befehl, den Entwurf zu einem solchen Bunde zu machen, und ihn den hauptsächlichsten Höfen Deutschlands zur Prüfung der Gesinnungen mitzutheilen. Er lautete folgendermaßen: „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so vieler Jahrhunderte und durch die Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reiches in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich diese Fürsten auf ihr altdeutsches, fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin verbundenen, als auch jede andern Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitze durch alle rechtliche und mögliche Mittel zu erhalten, und gegen jede widerrechtliche Gewalt zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundschaft leben, und sich Alles, was einem Jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienliche Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathschlaget und beschloßen, auch die Erledigung der Recurse befördert werde. Ferner dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden obersten Reichsgerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geschickten, rechtlichen, tapfern Männern besetzt sein mögen. Wenn Jemand, wer er auch sei, die verbündeten Fürsten oder auch jedes andere Glied des Reiches, von welcher Religion es sei, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem weltlichen Besitze mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säkularisationen und Entgliederung hoher und niederer geistlicher Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Länden, den Reichs- und Hausverträgen und den Traktaten zuwider beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßige Mittel und auch alle ihre habenden Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reiches bei seinem Besitze und das gesammte Reich bei seiner in dem westphälischen Frieden, der Wahlkapitulation und den Reichsbeschlüssen begründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besondern Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das Schnellste berathschlagten, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus nach seinen Kräften und Umständen so viel als möglich vorbereiten und einrichten.“

Des Kaisers unzweifelhafte Absicht, jedes Gleichgewicht im Reiche zu Gunsten der östreichischen Herrschaft aufzuheben, lag zu klar am Tage, als daß nicht ein Vorschlag der Art bei den Reichsständen allgemeinen Anklang hätte finden sollen. Vergebens bemühte sich Kaunitz, den Eindruck der jüngsten Vorgänge zu schwächen und gegen den preussischen Entwurf Verdacht zu erregen; Joseph und seine Pläne blieben gefürchtet, und vertrauensvoll wendeten sich alle Blicke nach Berlin. Allerdings konnte man östreichischer Seits geltend machen, daß durch solche Verbindungen das Band der Reichsglieder mit dem Haupte aufs Neue bedenklich gelockert und der letzte Rest der bisherigen Einheit zerstört würde; allein wozu hatte diese Einheit, wenn sie wirklich stattfand, geführt, als nur, um durch deutsche Mittel einseitig für östreichische Interessen förderlich zu wirken; was war von dem Hause Oestreich seit hundert Jahren Förderliches für Deutschland geschehen? In Ungarn, an der Niederrhein und Italien hatte es seine Kräfte für außerdeutsche Besitzungen aufgewendet, letztlich Lothringen dahingegeben, und soweit es nach ihm ging, die Franzosen an dem Niederrhein festen Fuß fassen lassen. Konnte sich Deutschland also seiner Sorge für Reichsangelegenheiten rühmen? Selbst den Reunionen Ludwigs war keinesweges von Oestreich aus ein Ziel gesetzt; denn Wilhelm von Oranien und deutsche Reichstruppen, unter ihnen vor Allen die brandenburgischen, hatten den großen Feldherren Ludwigs XIV. ehrenvollen Widerstand geleistet. Man mißtraute an den deutschen Höfen den Plänen Josephs II. in Bezug auf das Reich, und zwar mit Recht. Dies sei nicht als Vorwurf für den hochherzigen Monarchen gesagt; allein es liegt in der Natur der Sache, daß Oestreich gesonderte Interessen hat und verfolgt, nur verlange Niemand von Deutschen, daß sie Absichten fördern sollen, deren Verwirklichung sie zu unselbstständigen Dienern fremder Größe machen würden.

Preußen hatte keine derartigen Interessen, und durfte sie auch für die Zukunft um so weniger haben, wenn es, wie Friedrich jetzt wollte, gelang, einen festen Stützpunkt seiner neugegründeten und weit überwiegend deutschen Macht, auf Grundlage deutscher politischer Verbindungen festzustellen. Auch die Fürsten des Reiches sahen damals noch ohne heftigeren Argwohn auf Preußens hervorragende Stellung, denn Oestreichs Macht erschien zu gewaltig, der junge nordische Staat nicht starkgliedrig genug, um dem Gewichte des ganzen Deutschlands gegenüber Gefahr für eigene Selbstständigkeit einzulösen.

Berlin wurde Mittelpunkt der wichtigen Verhandlungen. Zunächst erschienen hier die Bevollmächtigten von den Kurhäusern Sachsen und Hannover, der Graf von Zinzendorf und der Minister von Beulwitz, von denen Letzterer in einiger Besorgniß darüber war, daß ihm Friedrich gegenüber die Geläufigkeit im französischen Ausdruck abginge, worauf aber Jener mit großer Freundlichkeit antwortete, daß er über deutsche Angelegenheiten mit einem deutschen Staatsmann auch nur in deutscher Sprache unterhandeln würde.

Die Verhandlungen begannen am 29ten Juni auf Grundlage eines händorischen Entwurfes, welcher in etwas schonenderen Ausdrücken abgefaßt war, als der preussische. Schon am 23ten Juli war der Traktat unterzeichnet, dessen Hauptinhalt etwa folgender ist: „Die drei Kurfürsten wollen in wahrer und genauer Freundschaft leben, in solcher sich die Befestigung des Reichssystems nach den Reichsgesetzen zum unveränderlichen Augenmerk nehmen und zu dem Ende ein vollkommenes Einverständniß unterhalten, sich Alles, was Jedem schädlich oder nützlich sein könnte, mittheilen und darüber berathschlagen; — sie wollen sich kräftigst dahin bearbeiten, daß die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, die Reurse erledigt und alle unerheblichen Weirungen und Willkürlichkeiten vermieden werden; — desgleichen wollen sie für Erhaltung der Reichsgerichte bei gesetzmäßiger Ordnung und für Beförderung einer ganz unparteiischen Rechtspflege wachen; — auch dahin sich verwenden, daß die Reichskreise in ihrer Consistenz, Integrität und Verfassung in kein Art verlegt werden; — vorzüglich wollen sie mit allem Nachdruck dahin sich bearbeiten, daß sämtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gemüthesamen, auch Haus-, Familien- und Successions-Verfassungen unbeschwert und ungekränkt belassen, und dabei auf keine Weise beunruhigt werden. Sollten die sich verbindenden Kurfürsten bemerken, daß in dem einen oder andern Stück der Reichsverfassung und den ständischen Gerechtsamen entgegengehandelt oder etwas dagegen beabsichtigt würde: so wollen sie sich sofort in ihren Anträgen vereinigen und durch alle constitutionsmäßige Mittel ein solches zu hintertreiben suchen, und über die etwa weiter erforderlichen kräftigen und wirksamen Anordnungen sich unter einander verstehen, und selbige mit allem Nachdruck und möglichster Thätigkeit zur Ausführung bringen. Jeder Stand ohne Unterschied der Religion soll dieser Verbindung beizutreten eingeladen, und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen werden.“

Nicht nur Herzog Karl von Zweibrücken nebst seinem Bruder Maximilian, sondern auch die meisten andern Reichsfürsten schlossen sich bereitwillig dem angetragenen Bunde an; so der Kurfürst von Mainz, der Primas des Reiches, der Markgraf von Baden, die anhaltinischen Fürsten, der Landgraf von Hessen-Kassel, Markgraf von Anspach-Baireuth, die Herzöge von Weimar und Gotha, die Herzöge von Mecklenburg, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Herzog von York als Fürst-Bischof von Osnabrück. Nur wenige von den größeren weltlichen Regenten blieben wegen persönlichen Verhältnissen oder besonderen Beziehungen zu Oestreich und Rußland zurück, wie die Herzöge von Württemberg und Oldenburg; der sehr verschuldete Landgraf von Hessen-Darmstadt nur, weil es allein vom Kaiser abhing, eine kostspielige Debitkommission ins Land zu schicken. Dem Erzbischof von Kur-Trier fehlte der Muth zu einem solchen Schritte gegen den Kaiser, und in Kur-Böln herrschte, so wie in Münster, Josephs Bruder, von dem

man natürlich den Beitritt nicht verlangte, welcher aber nichtsdestoweniger mit den Grundsätzen des Bundes einverstanden war.

Trotz des allgemeinen Anklangs in Deutschland fehlte es selbst in Friedrich's Staaten an Solchen nicht, welche den Fürstenbund, denn diesen Namen trug der Verein, als ein nicht eben wünschenswerthes Ereigniß ansahen, weil sie manche lästige Verpflichtungen für Preußen daraus vermutheten; und darüber darf man sich wohl nicht wundern, da es selbst heutigen Tages Manchem unter uns noch nicht klar geworden ist, welche Rolle Preußen für Deutschland zu übernehmen hat; diese schweren Verpflichtungen traten jedoch nicht ein, denn Joseph stand von allen ferneren Versuchen ab, und Friedrich durfte das Lorbeerumwundene Schwert nicht wieder von Neuem entblößen.

### Friedrich's Tod.

Trotz seines hohen Greisenalters ließ der große König in Nichts von seiner strengen und unermüdblichen Thätigkeit nach, und wenn auch der Körper mitunter den nöthigen Dienst zu versagen schien, so blieb doch der Geist in vollster Kraft; das Volk spürte es nicht, daß Friedrich seiner Ausübung entgegenstehe. Da war von keinem Nachlassen in der scharfen Aufsicht über die militärischen Leistungen die Rede, ja es schien vielmehr, als ob bei zunehmenden Jahren die Forderungen des vollendeten Meisters immer strenger wurden. Trotz göttlicher Schmerzen und anderer körperlicher Leiden sah man ihn bei seinen gewohnten kriegerischen Rundreisen in einfacher Kleidung sich jeder Bitterung preisgeben, auf die Vollendung beim Kleinen wie dem großen Dienst unablässig haltend, es war, als wenn unter solchen Umständen die Natur ihre Gewalt über den hinfälligen Greis verloren hätte. Bei der unermüdblichen Anstrengung in seinem schweren Berufe hatte er außer der hohen sittlichen Befriedigung seine Pflicht in einem Maße, wie es selten einem Menschen vergönnt ist, gethan zu haben, keinen höhern Genuß, als den Umgang mit liebenswürdigen, geistreichen und in edlem Berufe tüchtigen Männern, von denen eine bedeutende Zahl durch seinen erhabenen Geist herbeigelockt oder herangebildet worden war. Allein auch hierin traf ihn, wie in vielen Momenten seines Lebens, ein hartes Geschick; er war bestimmt, fast Alle, die durch Blut und edles Streben mit ihm in näherer Berührung gestanden, vor sich ins Grab sinken zu sehen. Der liebenswürdige Algarotti, die Gräfin Camas, der Marquis d'Argens, sein redlicher Lehrer der berühmte Flötenbläser Quanz, der geschmackvolle Kunstbeschützer Graf Hübner, der General von Krotow, Lord Marischal, der Bruder des Feldmarschalls Keith, welcher bei Hochkirch den Helbentod starb, seit dem Jahre 1765 Friedrich's täglicher Gesellschafter, und allgemein unter dem Namen Friedrich's Freund bekannt; in den letzten Tagen seines Lebens noch der genialste und zuverlässigste seiner tapfern Führer, der treue Rhetor — sie alle gingen ihrem Herrn und Freunde voran. Auch Voltaire und d'Alembert, mit denen

er ununterbrochen einen Geist erfrischenden Briefwechsel unterhielt, (schieben Gester 1778, der Letztere 1783 vor ihm dahin.

Freilich fehlte es beffenergeachtet in Sans-Souci nicht an hervorragenden Erscheinungen, denn jeder ausgezeichnete Mann drängte sich, den großen schaffenden Geist in seinem schönen Tusculum zu sehen, und wurde auch andererseits gern gesehen. Berühmtheiten auf literarischem, politischem und militärischem Gebiete erschienen noch dort in den letzten Lebensjahren Friedrich's, wie Diderot, Lord Cornwallis, Lafayette und Mirabeau; allein sie konnten doch den Gemüth erfrischenden Umgang dahingeshiebener Jugendfreunde nicht ersetzen. Durch diese niederdrückenden Verluste zu einer Zeit, wo der Mensch die Fähigkeit leichteren Anschlusses verliert, wurde seine im Allgemeinen heitere und unbefangene Laune getrübt, die Neigung zu freundlicher Mittheilung gemindert. Den frischen Lebensmuth hatte schon die maßlose Last des siebenjährigen Krieges gebrochen. Schrieb er doch gegen Ende desselben in seinem Epistel an Le Tact: „Ich beschäftige mich mit meinem Marc Aurel und mit meinem Seno — das paßt zu meinem Alter, zu meiner Lage und zu allen Gegenständen, die mich umgeben. Sie sind heiter und wollen mit Recht die Täuschung nicht verlassen, die Ihnen schmeichelt; daher gebe ich Ihnen davon etwas in Epikurs Manier. In Ihrem Alter hatte ich auch ihn zum Lehrer, allein ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie in dem meinigen sind, zu Jenen und zu andern Stoikern kommen. Diese geben uns wenigstens einen Schuß, um uns darauf zu stützen, wenn das Unglück uns nieder schlägt, da Epikur nur im Schoße des Glücks Aufnahme finden kann. So hat denn Alles seine Zeit Sie sind in der, die Blumen und Früchte hervorbringt, ich aber in der, wo die Blätter, Blumen und Früchte vertrocknen“. So Friedrich schon in seinem fünfzigsten Jahre; allein wie er sich selbst schildert, sein Haar war ergraut, die Zähne fielen ihm aus, Wicht und hämorrhoidalische Zustände überhäuften ihn oft mit grauevollen Schmerzen. Wenn also auch die äußern Verhältnisse wieder einen helleren Schein gewannen, der ehemalige heitere Sinn kehrte nicht wieder, die Frische des kräftigen Lebensalters war dahin.

Allein auch unter Leiden und körperlichen Schmerzen, denen er in regelmäßiger Wiederkehr unterworfen war, zeigte er Geistesgröße und edle Selbstbeherrschung; ja als ein lebenswürdiger Charakterzug darf angeführt werden daß er, in eben dem Grade, als Schmerzen und Krankheit sich mehrtten, sanfter und milder gegen die Umgebung wurde. Wie im Sturm der großen Weltbegebenheiten zeigte er auch hier Standhaftigkeit und Ruhe. An d'Alembert schreibt er im März 1782: „Sie sind von meinen Umständen so übel nicht unterrichtet gewesen, als Sie glauben. Ich habe an der rechten Hand und am rechten Fuß einen heftigen Anfall der Wicht gehabt, und da auch das Unglück zu etwas gut ist, so hat mich das Unvermögen, meine rechte Hand zu gebrauchen, dahin gebracht, meine Zuflucht zur linken zu nehmen, mit welcher ich lesetlich schreiben gelernt habe. Diese Kunst und die Geduldübung ist aller Vortheil

von meiner letzten Krankheit. Ich erinnere mich der weisen Vorschriften des Porticus, obgleich ich nicht in einem schmerzvollen Augenblicke ausrief wie Posidonius: „O Nicht, du magst es anfangen wie du willst, ich werde nie gesehen, daß du ein Uebel bist!“ Ich begnüge mich damit, den Schmerz zu dulden, ohne mich zu beklagen, doch ohne sein Dasein zu leugnen.“ Nicht selten war des Königs Zustand so hemmend für die geringste Thätigkeit, daß er sich, wie Karl V., eines Handfiegels zum Ersatz für die Unterschrift bedienen mußte.

Wenn wir eben bei Friedrich dem Großen gerühmt haben, wie freundlich er sich in Schmerzenseiten der Umgebung zeigte, so theilten doch diese freundliche Stimmung seine Aerzte gar häufig nicht, besonders wenn sie ihm, statt unmittelbare Heilung zu bringen, zur Vorbeugung für die Zukunft in Maß und Wahl der Speisen Beschränkungen auferlegen wollten. Friedrich war ein großer Freund stark gewürzter und künstlich gemischter Speisen, und seine französischen Köche mußten alle Mittel ihrer gefährlichen Kunst anbieten, um immer neue Reizmittel für den verwöhnten Gaumen zu erfinden, und den bei der zunehmenden Schwäche der Verdauungswerkzeuge hervortretenden Mangel an Appetit künstlich hervorzubringen. Traten nun die schlimmen Folgen solcher Diätfehler fühlbarer hervor, so versuchte Friedrich, der viel über Medizin gelesen hatte, und sich für solche Fälle Kenntniß genug zutraute, Hausmittel, von denen er, besonders viel hielt, wie Rhabarber, Glaubersalz und Brechweinstein; und nur, wenn diese nichts halfen, wendete er sich an die Aerzte, deren Kunst er sonst, wegen ihrer Unzulänglichkeit, gering schätzte. Dabei ging es Letzteren oft sehr übel; ein Beispiel hiervon bietet uns der gelehrte Möhsen, denn als er dem Könige ganz unterthänig bemerklich machte, daß es gegen die Magenkrämpfe und die Kolik gut sein würde, wenn Se. Majestät sich nur eine Zeit lang vor Parmesankäse hüten wollten, bis der Magen mehr Kraft zur Verdauung durch dienliche Mittel erhalten haben würde, fuhr ihn der König zornig an: „Alle Teufel, will mich reprimandiren, gehe Er fort, ich brauche Ihn weiter nicht.“ Solche Fälle kamen öfter vor.

Durch diesen Mangel an Diät erhöhte der große König seine Uebel und machte sie schmerzhafter; allein auch der Eifer, mit welchem er seine Pflicht erfüllte, ließ ihn jede berechnende Vorsicht verschmähen, wie sehr er ihrer auch immer bei der sichtbaren Abnahme seiner Lebenskräfte bedurfte. Vom Anfang des Jahres 1785 fing sein Zustand an bedenklich zu werden.

Zwar ging ein Bodagraanfall im Frühjahre leicht vorüber; allein der Egerbrunnen, auf den er stets viel Hoffnung setzte, verfehlte diesmal vollkommen seine Wirkung. Nichtsdestoweniger machte Friedrich zur festgesetzten Zeit seine gewöhnlichen Inspectionsreisen nach Berlin, Magdeburg, Küstrin, Stargard, Westpreußen und zuletzt nach Schlessien. Hier war er das Jahr zuvor beim Manöver mit den Leistungen der Truppen sehr unzufrieden gewesen, er hatte dies auch mit so empfindlichen Worten geäußert, daß der verdienstvolle General von Tauentzien seine Inspection über die Infanterie niederlegte. Friedrich, der

damals an die Möglichkeit eines neuen ernstern Zusammenstoßes mit Oestreich denken mußte, konnte unter diesen Umständen von der Strenge seiner Forderungen nichts nachlassen; er nahm es daher noch ernstler, als gewöhnlich. Hierbei scheute er sich aber auch selbst persönlich nicht, denn er war nicht gewohnt, Forderungen an Andere zu stellen, ohne selbst mit gutem Beispiele voranzugehen. Am vorletzten Mandvertage, den 24sten August, hielt er trotz eines heftigen und kalten Regens sechs Stunden zu Pferde, ohne sich seines Pelzes zu bedienen, aus, und bewirthete dann Mittags seine anwesenden hohen Gäste, den Herzog von York und den Herzog Konstantin von Sachsen-Weimar, nebst zwei kriegerischen Berühmtheiten der Zeit, welche sich kurz zuvor noch feindlich gegenüber gestanden hatten, den Lord Cornwallis und den Marquis von Lafayette. Schon am Nachmittage stellte sich ein starkes Fieber ein, und demnach konnte man ihn davon nicht abbringen, am andern Tage die Revue abzuhalten; auch setzte er unverzüglich seine Reise über Reife und Brieg fort. Wider alle Erwartungen stellte sich bei seiner Zurückkunft der Gesundheitszustand besser, mit er hoffte sogar ohne irgend ein weiteres Hinderniß das gewöhnliche große Herbst Mandöver, welches immer bei Potsdam stattfinden mußte, abhalten zu können. Auch hierzu waren außer den Vorhergenannten einige hohe fürstliche Gäste eingeladen und glänzende Vorbereitungen getroffen. Allein drei Tage vor dem angesagten militärischen Schauspiel ward er von einem heftigen Stichtuß ergriffen, an welchem er fast erlag, und der sich in einen starken Podagra-Anfall endete. Deshalb mußte ihn bei dem großen Mandöver der Prinz von Preussen vertreten. Von diesem Stöße erholte sich der König nicht wieder; Husten mit Beängstigungen währten fort, und schon zeigten sich schlimme Vorboten der Wassersucht in Brust und Unterleib.

Wir wissen schon, daß, trotz aller dieser Leiden, Friedrich keinen Augenblick sich den Geschäften entzog, sondern gerade in dieser Zeit der Schmerzen die wichtigsten politischen Fragen glücklich löste und förderte. Auch für das Wohl seiner Staaten im Innern bis in die kleinsten Einzelheiten trug er nicht minder als früher unausgesetzt Sorge; sie wurde damals durch außerordentliche Umstände ganz besonders in Anspruch genommen. Starke Ueberschwemmungen hatten die Weichsel, Wartha- und Oderbrüche verwüstet. Sogleich ließ Friedrich die durchbrochenen Dämme wieder herstellen, und wies außerdem eine halbe Million Thaler zur Entschädigung der Verunglückten und zur Wiederherstellung ihrer Ländereien an. Im Allgemeinen war die Ernte des Jahres 1785 weniger als mittelmäßig, doch schleunig ergriff er so wirksame Maßregeln, daß nicht nur das Getreide sich in mäßigem Preise hielt, sondern auch noch eine sehr ansehnliche Kornausfuhr von Memel, Königsberg, Elbing und Danzig nach Schweden und Dänemark stattfinden konnte. Daneben ruhten die schon früher beschlossenen Maßregeln zur Verbesserung des Landes nicht, denn drei Millionen Thaler wurden in dem letzten Regierungsjahre des großen Königs dafür verwendet.

Die täglichen Arbeiten Friedrichs blieben trotz seines hoffnungslosen und oft qualvollen Zustandes dieselben, wie in den Zeiten früherer Kraft. Ohne je auszufehen, diktirte er des Morgens von vier bis sieben Uhr die unmittelbaren Antworten auf die Depeschen und führte den üblichen Briefwechsel mit den Ministern der verschiedenen Departements. In seinen Kabinettsordern sowie in den beigefügten Randglossen weht noch derselbe scharfe und treffende Geist; dieser schien über alle Hülflosigkeit des Körpers den Sieg davonzutragen. Es läßt sich denken, daß er die militärischen Angelegenheiten mit unverwandtem Blute verfolgte, und wenn er auch nicht mehr die Mandöver abhalten konnte, doch sich von den Leistungen durch wohlausgewählte kundige Commissarien volle Kenntniß verschaffte. Noch vier Tage vor seinem Tode wählte er drei verdiente Offiziere als seine Vertreter bei den schlesischen Mandövern aus, und verfaß sie persönlich mit Instruktionen für ihr besonderes Geschäft und allgemeineren Aufträgen für das Wohl der Provinz.

Indessen war des Königs Zustand während des Winters zusehends schlimmer geworden. Vergebens bemühten sich die Aerzte, wenn nicht Hülf, doch Aenderung zu verschaffen, denn sie hatten stets mit dem eigenwilligen Sinne des hohen Kranken zu kämpfen, der die angewendeten Mittel immer genau kennen wollte, und wenn sie nicht sogleich halfen, verwarf, und andererseits fette und ungesunde Speisen, wie die beliebte Polenta, auch unter diesen Umständen nicht meiden wollte. Friedrich hoffte auf die wohlthätige Einwirkung der milderen Luft. Kaum stellten sich die ersten schönen Frühlingstage ein, so zog er von der Stadt nach seinem Lieblingsstze Sans-Souci hinaus. Einer der berühmtesten Aerzte der Zeit, der durch seine Schriften bekannte Ritter von Zimmermann, kam, durch zwei höfliche Schreiben herbeigerufen, nach Potsdam, allein weder die Frühlingssonne, noch seine Kunst konnten den Gang der Krankheit aufhalten. Auch der fremde Arzt hatte, da er in seinem für den König unangenehmen Rathe mit den Vorgängern übereinstimmte, des Königs üble Laune erfahren, wußte sich aber durch geistreiche Antworten seine Achtung zu gewinnen.

Die Brustwassersucht machte reißend schnelle Fortschritte, der Tod schien unvermeidlich. Friedrich's Gleichmuth wurde sogar durch diese düstere Aussicht nicht erschüttert, ja nicht einmal seine tägliche Beschäftigung wesentlich unterbrochen. Lebhaft, wie immer, nahm er an Allem Theil, auch für freundschaftliche Unterhaltung blieb sein Sinn offen. Obgleich er in den letzten Wochen seines Lebens so durch die Wassersucht angeschwollen war, daß er sich nicht vom Stuhle erheben konnte, so entfuhr ihm doch nicht das geringste Zeichen des Schmerzes oder auch nur der Unbehaglichkeit. Ganz abweichend von der Gewohnheit der Kranken, redete er nie von seinem Zustande, sondern, wie in seinen gewohnten Unterhaltungsstunden, von Gegenständen der Literatur, geschichtlichen Begebenheiten, über Landbau, Gartenkunst und von anderen ähnlichen Dingen. In eben dem Maße, wie sein Zustand sich verschlimmerte, wurde er



milder und schonender gegen seine Umgebung; keinen Arzt, sondern nur zwei Lakaien ließ er bei sich wachen, und rief, wenn ihn ein Anfall von Engbrüstigkeit quälte, ganz leise, um die Uebrigen im Nebenzimmer nicht zu wecken, den Wachthabenden heran und bat mit den freundlichsten Worten, ihm den Kopf zu halten. Oft zwang er sich trotz aller Schlaflosigkeit auf seinem Lager zu bleiben, damit die Kammerdiener nicht aus ihrem Schlafe gestört würden. Auch bei frommem Zuspruch war er, obschon ihm jede Spur von Gewissensdrang fern blieb, keinesweges ungehalten; ja als er einen Brief voll Ermunterung zum wahren Christenthum erhielt, beschrieb er: „Man muß den Leuten höflich antworten, sie meinen es gut mit mir.“

In den letzten Wochen konnte er wegen der stets zunehmenden Beengungen und der steigenden Geschwulst seinen Lehnstuhl nicht mehr verlassen, welchen er bei warmem Sonnenschein auf seine schöne Terrasse rollen ließ. Im größten Theil des Abends wurden ihm von seinem Vorleser Dantal aus alten und neuen Klassikern ausgewählte Stücke vorgelesen. Auch für diese Erholungen ermattete sein Geist, für die Regierungsgeschäfte dagegen mußte er ihn bis zu den letzten Augenblick zusammenzufassen. Noch am 1sten August diktirte er an den Kammerpräsidenten von Holz in Königsberg folgendes Schreiben: „Ich bringe in Erfahrung, daß auf der Seite von Lissit amoch ein großer Bruch zu defrichen sei, das Terrain soll zu Meinen Aemtern gehören. Ihr halt anhero mit dem Förbersamsten einen Anschlag machen zu lassen, wieviel Kosten zum Defrichement dieses Bruches erfordert werden, wieviel Kosten zum Stabfement der darauf anzusetzenden Leute nöthig sind, und wieviel dieser solche gestalt urbar gemachte und behaute Bruch einbringen werde. Die Bauern welche da gesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft (Guthhörigkeit) gesezet und als Eigenthümer auf ihren Gütern angesetzt werden können. Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Difficultäten haben könne, und bin Euer gnädiger König.“ Drei Tage vor seinem Tode, am 14ten August, an seinen hochgeschätzten Finanzmann de la Hays de Launay: „Die Uebersicht über Einnahme und Ausgabe in Betreff der Ergebnisse aus den verschiedenen Accisegefallen, welche Sie mir mit Ihrem Bericht vom 13ten dieses Monates haben zukommen lassen, ist zu kurz. Ich verlange eine detaillirtere Angabe davon, aus welcher man eine genaue Uebersicht über Einnahme und Ausgabe aller Gegenstände erhalten kann. Alle diese Einzelheiten müssen genauer angegeben und die Bureaukosten des Rechnungswesens, die mir zu hoch angesezt scheinen.“ Welche Raschheit und Schärfe in der Prüfung so schwieriger Gegenstände in den letzten Augenblicken eines erlöschenden Lebens! Noch am 15ten diktirte er nach des Ministers Herzberg Angabe, der die letzten fünf Wochen in der Nähe des Königs verblieb, seine letzten Depeschen, zwar mit schwacher oft unterbrochener Stimme, allein nicht minder durchdracht und

treffend, als in Zeiten früherer Kraft und Gesundheit, zugleich auch die Disposition zu einem Mandat für die Potsdamer Truppen auf den folgenden Tag, mit vollkommen richtiger Berechnung des dazu gewählten Terrains. Nachdem er gegen Abend die vorliegenden Schriften unterzeichnet hatte, versiel er in einen betäubenden Schummer.

Am folgenden Morgen begann der Todeskampf; noch wiederholentlich trat hellere Bewußtsein hervor, allein zum ersten Mal wies er die Kabinettsräthe, als sie ihm gemeldet wurden, mit den Worten: „Sie sollen warten“ zurück. Noch mehr als 24 Stunden dauerte der schmerzhafteste Kampf, erst am 17ten August Nachmittags um 2 Uhr 20 Minuten schlug der Augenblick der Erlösung. Der größte Mann seiner Zeit war dahingefchieden.

Friedrich hatte mit der großen Geistern nicht selten eignen bizarren Laune unter dem Einflusse des Scherzes und der Heiterkeit sich eine Ruhesätte auf den freundlichen Höhen von Sans-Souci ausersehen, nicht weit, wo seine Lieblingshunde begraben lagen; auch in seinem Testamente sand man es so verordnet. Allein wenn auch ein solcher Gedanke dem vollendeten Weisen, der trotz Krone und Scepter, welche Niemand würdiger trug, als er, die Wichtigkeit des irdischen Looses mit lächelndem Munde bespöttelte, entsprechen durfte, so mußte doch die Ausführung dieses Befehls der Welt gegenüber für die Seinen unziemend erscheinen, und mit Recht befahl sein Nachfolger, ihn auf feierlichste Weise neben dem hochverdienten Vater in der Potsdamer Garnisonkirche beizusetzen, beide in einfacher Hülle, wie sie im Leben zu erscheinen gewohnt waren.

Blicken wir zum Schluß noch einmal zurück, um uns Friedrich's Bild in seinem ganzen Umfange zu vergegenwärtigen. Obschon dieses Bild nicht ohne Flecken ist, bleibt es doch stets ein edles und großes, ja ein edleres und größeres, als uns der ganze Verlauf der neueren Geschichte bietet; und wenn diese den erhabenen schöpferischen Erscheinungen des Alterthums aus ihrem Gebiete Persönlichkeiten an geistiger und sittlicher Größe entgegenstellen will, so hat die des großen Königs wohl darauf das vollkommenste Anrecht. Ja diese sittliche Größe ist es, auf welche wir vor Allem den Nachdruck legen, und zwar, weil von manchen Seiten, unserer Ansicht nach aber fälschlicher Weise, Anspruch dagegen eingelegt ist. Vor Allem wird seiner Politik der sittliche Inhalt abgesprochen; doch wohl nur von denen, welche die Herrscher und Lenker der Staaten, so wie überhaupt die großen Begebenheiten der Geschichte nach dem Maßstabe kommender Zeiten oder nach Idealen abmessen.

Wir wollen zugeben, daß heut im Ganzen und Großen die Zeit gekommen ist, wo die aufgeklärten Regierungen zu dem Bewußtsein gelangt sind, daß der Völkter Glück nicht von dem Erwerbe dieses oder jenes ihnen fremdartigen Bestandtheiles abhängt, wiewohl es auch hierin nicht an Ausnahmen fehlt; allein selbst diese Ansicht beruht, wo sie herrscht, weniger auf sittlichem Streben, als vielmehr auf der durch reiche Erfahrungen gewonnenen Ueberzeugung, daß nur das Gleichartige, in sich nothwendigen Zusammenhang Fühlende, ein längeres

und glücklicheres Bestehen verspreche, und daß die Idee nationaler Selbstständigkeit, wo sie in starkem Bewußtsein und deshalb mit Ansprüchen, deren Erfüllung mit dem Bestehen des Vorhandenen in Einklang steht, auftritt, nicht ungestraft verlegt werden darf. Ueberzeugungen der Art sind jetzt fast allgemein, und wo historisch begründete Zustände hindernd entgegenreten, sucht man wenigstens so weit als möglich durch vermittelnde Formen die schroffen Härten zu mildern.

Allein von einer solchen politischen Richtung war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts noch keinesweges die Rede, erst mit seinem Scheiden sollte die Idee einer neuen Zeit erwachen, von der sich selbst nach Verlauf von länger als einem halben Jahrhundert kaum mehr als einige versteckt sich erschließende Reime blitzen lassen, und fast ein wüsteres Chaos zeigen als je, wo noch vergeblich das mühsam glimmende Licht mit der dichten Finsterniß ringt. Während des achtzehnten Jahrhunderts waren diese Ideen für die äußere Politik noch nicht erwacht, selbst nicht in Erscheinungen wie Maria Theresia, Joseph und Friedrich, vielleicht wohl, weil erst eine neue Machtstellung der Staatentropa begründet werden mußte, die als Träger politischer Ideen von jetzt an den in seinen Formen vielfach veralteten Europa vorangehen sollten. Noch galt Erwerb günstiger Landstrecken als Hauptaufgabe des auf Befestigung seiner Macht strebenden Regenten.

Vor Allem aber war Friedrich, wenn er den zwar kühnen, aber, wie das Ergebnis zeigt, keinesweges unausführbaren Plan, das von ihm zu voller Einheit zusammengefaßte preußische Volk zur Geltung in Europa, zu einem wichtigen ja überwiegenden Momente in Deutschland zu machen, ausführen wollte, unangänglich genöthigt, das alte System zu seinen Gunsten auszubenten; es war vielleicht der letzte Augenblick, wo es in herkömmlicher Weise geschehen konnte. Es gab kein einziges Kabinet in Europa, welches nicht, sobald Macht und Gelegenheit es boten, dasselbe, wenige, die es mit solcher Mäßigung in dem Strome glücklicher Kriegereignisse und mit so scharfer Beurtheilung der allseitigen Interessen gethan hätten. Von diesem Standpunkte aus, denn es ist der jener Zeit, muß der unbefangene Historiker Friedrich beurtheilen, wenn er nicht in den Fehlern philantropisch-philosophischer Rhetorik verfallen, und den wahren Maßstab für Zeiten und Männer verlieren will. Hierzu bietet uns Friedrich selbst den Schlüssel, da er, Philosoph und König, Beides im klarsten Bewußtsein, beide Gebiete ohne irgend eine Verwirrung und Vermischung, die leider so häufig in eblen Charakteren uns entgentritt, auseinanderzuhalten verstand.

So müssen wir die Eroberung Schlesiens und den Erwerb Polens ansehen. Es kann hier von einer Rechtfertigung aus positiven Rechtsgründen nicht die Rede sein; soviel aber ist gewiß, daß eine moralische Rechtfertigung dem Hause Habsburg gegenüber, wie wir dies zu wiederholten Malen im Laufe unserer Geschichte nachgewiesen haben, für das Haus Hohenzollern vorlag, wenn es Vergeltung für die Beschränkung in seinen wesentlichen Interessen zu nehmen beschloß; denn sobald der gewaffnete Einbruch vom Jahre 1740 ab

ne gewaltsame Selbsthilfe erscheint, so war das Borenthalten Jägerndorf . a. m. nicht weniger gewaltiam und rechtsverlegend. Freilich walten gegen solen Gründe der Art für das Haus Hohenzollern nicht vor; die Theilung des Landes war eine freie That, allein Polen selbst durch die vollständige mere Auflösung jedenfalls dem Untergange geweiht; die Klugheit, wenn wir lcht sagen wollen, die Regentenpflicht gebot, den traurigen Fall lieber zu be- uhen, als ihn zu eigener Vernichtung durch Andere allein ausführen zu lassen.

Wenn in den erwähnten Punkten Friedrich ganz dem alten politischen System angehört, so blickt er durch die in seinen letzten Jahren eingenommene Stellung einer neuen Zeit entgegen. Verhältnißmäßig in Betreff seiner Staaten igerundet, fand er nun seinen Beruf in der Beschützung Deutschlands gegen emde Anmaßung. Denn wir müssen hier wiederholen, daß die Anstrengungen es Hauses Habsburg von Karl V. an bis auf die heutige Zeit niemals auf oncentrirung deutscher Macht für deutsche Zwecke, sondern der Natur der Sache ach, da ihm das Geschick eine überwiegende Masse fremdartiger Elemente zu ewiesen hatte, nur darauf zielten, die Kräfte Deutschlands für den Zusammen- hluß dieser undeutschen Elemente anzuwenden, und das deutsche Volk in der im von der Vorsehung bestimmten und von ihm selbst gewollten Entwicklung iner Sonderinteressen wegen aufzuhalten, keinesweges aber eine freie rein- eutsche Gesamtentwicklung stattfinden zu lassen. Friedrich mit seinen Staaten ar in einer andern Lage, und getrost übernahm er den Beruf, an die Spitze er reindeutschen Elemente zu treten. Dies ist Friedrichs großes politisches Ver- nächtniß an seine Nachkommenschaft.

Daß er insofern trotz mancher Grillen, von denen auch die größten Kämpfer sich nicht immer frei halten, namentlich wenn sie so raschen Geistes nd, als Friedrich, in seiner Politik ein wahrhaft deutscher Fürst war, geht aus er selbst in den letzten Jahrzehnten seiner glorreichen Regierung deutlich hervor; denfalls darf keine deutsche Regierung behaupten, daß sie zur Aufrechthaltung eutscher Selbstständigkeit und Ehre mehr gethan hat, als Friedrich. Während esterreich zur Erhöhung seiner einseitigen Familienzwecke die letzte Möglichkeit nes selbstständigen deutschen Staatslebens abschneiden, Deutschland in die bunt- emischte östreichische Monarchie aufgehen lassen wollte, und zu diesem Zwecke hne Scheu den Nachbarmächten deutsche Elemente preisgab, hat Friedrich bei losbach und Zorndorf den deutschen Kriegsrühm bis an die Sterne versetzt, und vß mancher Unfälle durch seine nie genug zu preisenden Thaten das Wort: *Freiz kommt!* zu einem Schreckenschrei für seine Feinde selbst im glücklichsten auf des Sieges gemacht. Wer also hat besser für Deutschlands Ruhm und hre gesorgt, als Friedrich!

Wir müssen hier auch noch einmal auf den religiösen Punkt zurückkom- en. Der Geist jener Zeit, und zwar wie er sich selbst bei den edelsten und habensten Naturen ausdrückte, war ein negativer; selbst Kaiser Joseph war, uy gegen seine einseitig dynastischen Interessen, davon ergriffen. Der Geist

rang auf allen Gebieten danach, von anerkannt lästigen und schimpflichen Banden sich zu befreien; ist es da ein Wunder, daß selbst diese edlen Naturen im Kampfe mit der Lüge und dem Fanatismus, ja was noch zu größerer Schärfe reizt, mit der trügen Stumpfheit über das richtige Maß hinausgehn? Kann der wohl ein unparteiisches, historisches Urtheil sprechen, welcher jene Zeit des Kampfes von dem Standpunkt einer späteren, wo derselbe zum Theil wenigstens ausgelämpft ist, aus ansehen will; und sollte man nicht mitunter selbst her noch versucht sein, wenn die Wahl gefordert wird, eher auf Friedrich's, als auf seiner Gegner Seite zu stehen? Wenn man Friedrich's und seiner edlen Geistesgenossen Streben als ein negatives bezeichnet, so hat man vollkommen Recht; man darf sie aber darum noch nicht verdammen, denn dieses negative Streben ging nur einzig und allein dahin, das, was auf dem Gebiete beider Confessionen, dem Geiste der Reform des sechzehnten Jahrhunderts entgegen, sich wieder Geltung verschafft hatte, zu bannen, und diesem Geiste einen freien Durchbruch zu verschaffen. Demnach war ihr Bestreben im Grunde genommen ein positives, wie der, welcher Schutt und geschmacklose Anbauten von den herrlichen Denkmälern der Vorzeit entfernt, kein Vandale, sondern ein hochgebildeter Verehrer des wahrhaft Schönen ist.

Von diesem, und wir glauben dem richtigern Standpunkte aus gesehen darf man weit eher die harte Beurtheilung Friedrich's durch Protestanten, weil viele von ihnen in weit höherem Grade, als er, dem Geiste der christlichen Lehre entgegentreten, zurückweisen, wenn man nicht schon den Reformator selbst den Vorwurf der negativen Bestrebungen machen will, wie dies freilich so vielfach geschieht, da auch Letztere die positive Grundlage altkirchlicher und durch so viele organische Beschlüsse festgestellter Glaubenslehren durchbrochen, und sich auf der kühn gewölbten Brücke einer von glaubensfüllten Herzensgelaüterten Kritik der ewig frisch sprudelnden Quelle unsers Glaubens zu nahen wagten.

Daß aber die Männer jener Zeit nur den Schutt wegräumen wollten, welchen mehr als zwei Jahrhunderte aufgehäuft hatten, um das herrliche Gebäude der Reformation, das keine Erzeugnisse dunkler Mystik enthält, sondern der edlen und klaren Auffassung des unbedingt Schönen entspricht, vor Verunstaltung zu bewahren, nur gegen die Mißbräuche ankämpfen wollten, und dann auf die Festigkeit des Gebäudes vertrauten, können wir nicht tabeln! So steht Friedrich seinem Wollen nach gerechtfertigt da; daß er in der Form gefehlt, und vielleicht auch hier und dort damit geschadet, können und dürfen wir nicht leugnen. Allein auch auf diesem Gebiete schiegt das Licht über den Schatten.

Denen aber, welche von der andern Seite her Friedrich dem Großen den Vorwurf machen, daß er keinen positiven Schritt gethan, um seinem Volk politische Rechte einzuräumen, sondern das Selbstregiment schärfer als je zuvor in seinen Staaten ausübte, und zwar am Vorabend von Bewegungen, welche

te ganz Europa eine neue Epoche des Staatslebens bebingte, — denen können sie mit wenigstens eben so vollem Rechte, wie obigen Tadeln, entgegen, daß sie sich nicht minder als Jene von dem Scheine verblenden lassen, und der Form mehr Geltung zuertheilen, als dem Geist. Was will jede Verfassung anderes erzielen, als die Herrschaft des Rechtes, des Vernünftigen und allgemeinen Nützlichen? Findet sich irgend eine Regierung in der neueren Geschichte, welche in höherem Grade den Willen und die Kraft zur Erreichung dieser Ziele erwiesen hat, als die Friedrich's? Daß viel an der Vollkommenheit mancher, wer wird es leugnen; aber giebt es in der Welt, vor Allem aber in der Ertüchtigung menschlicher Gesellschaft, ein Vollkommenes! Wenn also Friedrich die Kraft so wie den Willen besaß, verhältnißmäßig das Beste zu leisten, können sie es tadeln, daß er nicht der Form entsagte, welche ihm einzig und allein das Mittel dazu in die Hand legte? Um nur ein praktisches Beispiel anzuführen: hätten je preussische Notabeln oder auch nur ein bevollmächtigter Staatsrath seinen Gedanken wie Schlesiens Eroberung und den Kampf mit Europa um Preussens unbedingte Integrität gut geheißt? Wir wissen, ganz im Gegentheil, ostiv, daß man den jungen König als einen abentheuerlichen Tollkops, der ein wohlervorbenes väterliches Erbe zu Grunde richten würde, betrachtete. Nur ein Geist wie der Friedrich's konnte eine so ungeheure Verantwortlichkeit auf seine Schultern nehmen, welche allein nur ihr gewachsen waren. Und haben wir nicht Beispiele ähnlicher Art, daß selbst in Staaten, wo beschränkende Einrichtungen bestehen, in außerordentlichen Fällen und Zeiten, sogar gegen die bestehende Ordnung, die Selbstherrschaft eintritt und eintreten muß, wenn Heil erzielt werden soll. War nicht die Herrschaft Pitt's, wenn auch nicht der Form, doch der Sache nach eine unbeschränkt monarchische, weil er der Mann war, welcher den Riesenkampf für Englands Nationalgröße durchfocht? Friedrich's Aufgaben blieben aber vom ersten Augenblick seiner Regierung an bis zum letzten Athemzuge dieselben, welche nur Wenige begriffen, Keiner aber wohl zu diesen verstand. Also weg mit einem so lächerlichen Vorwurf, den nur die vollständige Unkunde menschlicher und staatlicher Verhältnisse nach den Erfahrungen späterer Zeit noch erheben dürfte! —

Nützlicher dürfte es sein, Friedrich's wahren Standpunkt zu ermitteln, ihn mit andern großen Selbstherrschern zu vergleichen; und da bieten sich besonders zwei unserm Blicke dar, Ludwig XIV. und Napoleon. Unbedingt jedoch muß der Erstere im Vergleich mit Friedrich verschwinden; denn abgesehen von aller persönlichen Thatengröße hat Friedrich das, was Ludwig nur in stolzer Anmaßung für sich in Anspruch nahm, nämlich die Behauptung: „l'état c'est moi!“ ohne je es von sich zu rühmen, nicht im launenhaften Uebermuth, sondern im besten und schönsten Sinne des Wortes bewahrheitet; denn in der That waren seine und des Staates Interessen jeden Augenblick identisch, so wie jede Kraft seines Lebens nur dem Staate, eben weil er sein Werk war, geweiht. Und so war er denn auch, höchst selten auf seiner hohen Stufe, ein beneidens-

wertb glücklicher Mensch, da wohl Niemand in eben dem Maße wie er die sittliche Befriedigung, seine volle Pflicht gethan zu haben, in sich fühlen konnte.

In dieser Beziehung, so wie darin, daß er Maß und Beschränkung für seine Bestrebungen kannte, und stets nur das Vernünftige und Mögliche wollte, steht er auch höher, als der gigantische Sohn der französischen Revolutionszeit, der, obchon von einer Kraft, wie sie noch keine Zeit entwickelt, gehoben, und mit einem Geiste, wie ihn die Welt fast nie umfassender gesehen, begabt, darin der Größe Friedrichs weicht, weil er das Ungeheure und Maßlose, zu welchem auch die höchste menschliche Kraft nicht ausreicht, in wahnvollem Uebermuth sich zum Ziele setzte. Ja es tritt uns bei diesem Vergleich das sonderbare Räthsel entgegen, daß während der Sohn unbedingt rein demokratischer Bewegungen, durch den Umsturz alles fürstlichen Ansehens zur Herrschaft erhobene Emporkömmling einen unbedingten Despotismus in allen Kreisen des öffentlichen Lebens ausübt, über seinen Zwecken die seines Volkes vergißt, dagegen der als Autokrat geborne König auf dem angestammten Throne, ein wahrer Weiser, in Wort und That nur Humanität, Recht und Freiheit zu fördern strebt, und ohne irgend einen Widerspruch zu finden, sich jeden Augenblick für das öffentliche Heil selbst zu beschränken geneigt ist. Statt eines dämonischen dort, sehen wir hier einen sittlichen Geist; dort dunklen Fatalismus, hier unablässiges Streben nach reinem Lichtglanz.

Friedrich's erster und letzter Gedanke war seine Pflicht, das Wohl, und wie es dem erhabenen Herrscher ziemt, die Größe seines Volkes. Dies bezeugt er in den letzten Lebensstunden, dies erweisen die Schlußworte seines Testaments: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, welches nur nach Ehre und edlen Ruhm strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortbauern!“

Keinen Winkel der Welt gab es, wo nicht die Nachricht von Friedrich's Dahinscheiden tief empfunden wurde. Politische Freunde und Feinde, Katholiken und Protestanten stimmten darin überein, daß der größte Herrscher der Zeit, vielleicht aller Zeiten, dem irdischen Leben entriffen sei. Die allgemeine Trauer über die der Welt der Erscheinung entriffene Größe war eine schöne Huldigung, auf welche jeder Preuße stolz sein muß. Sein Geist aber ruht auf seinem edlen Hause und dem preussischen Volke und wird auf ihm noch ferner ruhn; sein schönes Vermächtniß für uns eine volle Wahrheit werden. Wohl übrigens hat Der Recht, welcher ihm zur Grabchrift vorschlug:

*Hic, cujus laus maxima, Friedericus II., Borussiae rex, armis Caesar, pace Augustus, in republica gerenda Vespasianus, philosophia Marcus, vita Antoninus, regum exemplum, sine exemplo maximus.*

## Friedrich Wilhelm II.

1786 — 1797.

Welche Aufgabe, nach Friedrich dem Großen, dem vollendetem Selben und Staatsmann, die Zügel der Regierung zu ergreifen: welcher Sterbliche hätte sie lösen können! Um wie schmerzhafter mußte man also den Verlust empfinden, da es dem Nachfolger zwar nicht sowohl an Talent und Gaben, allein an dem ernstern und festen Willen, der unerschütterlichen Ausdauer in dem schweren Herrscherberufe mangelte. Wenn bei Friedrich stets der Fürst in dem Vorderrgrund trat, die menschliche Neigung der Pflicht des Herrschers weichen mußte, so gewannen bei dem Nachfolger meistens die Gefühle seines durch und durch gütigen, aber allzuleicht irrefeleiteten Herzens nicht selten das Ubergewicht. Man darf sich deshalb gar nicht wundern, wenn die nächste Umgebung des Gebieters oder die, an welche früher strenge Forderungen gemacht, oder deren Wünsche von dem prüfenden Herrscherblicke als unvereinbar mit dem Wohle des Ganzen gefunden wurden, das neue, mildere und leichter auszuübende Regiment mit Freuden begrüßten; denn niedrige Gesinnung und gemeine Eigensucht bemessen alle Erscheinungen nicht nach ihrem sittlichen Werth oder ihrer menschlichen Größe, sondern nur nach dem eigenen Vortheil. Wie mancher lässige oder habfüchtige Diener mag von dem Augenblicke an aufgeschmetzt haben, wo das durchdringende Auge des großen Königs, dem Nichts so leicht entging, sich auf ewig schloß; wie Mancher, welcher der Erfüllung einer strengen Pflicht in dem Heere und in der Verwaltung die Unannehmlichkeiten eines üppigen Hoflebens vorzog, mag bei der allgemeinen tiefen Trauer eines sich verwaist fühlenden Volkes innerlich gefrohlockt, wie mancher Ehrgeizige sich mit der Hoffnung geschmeichelt haben, unter dem neuen Herrscher, der allerdings dem Beispiele seines großen Vorgängers gemäß selbstständig herrschen wollte, aber zur Durchführung dieses edlen Vorsatzes nicht die eiserne Ausdauer des großen Oheim's besaß, freie Hand zum eigenen Schalten und Walten zu bekommen.

Insperdem besaß der neue König eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein schönes, männliches Aussehen, gehoben durch majestätische Körpergestalt, und wenn nicht Leidenschaft seine Stimmung trübte, ein freundliches und durch herablassende Güte gewinnendes Benehmen. Welches Wunder also, wenn mancher Hofbediente der Ansicht war, nun sei man von traurigem Zwange befreit und die Zeit einer wahrhaften Segensherrschaft sei gekommen.

Friedrich Wilhelm II. war der älteste Sohn August Wilhelms, den Friedrich bald nach seiner Thronbesteigung zum Prinzen von Preußen ernannt hatte. Er war am 26ten September 1744 geboren. Seine geistigen Anlagen waren nicht unbedeutend, und es läßt sich begreifen, daß Friedrich, selbst ein Freund



über einen schlichten Militär-Liebertrock mit metallenen Knöpfen. Auch seine sonstige Lebensweise blieb im Ganzen einfach. Morgens um sechs Uhr verließ er das Lager und erschien sogleich vollständig angekleidet; gegen Mittag pflegte er, nur von einem Jäger begleitet, der in weiter Ferne folgte, spazieren zu gehen, wobei er gern und in freundlichem Tone mit Kindern, die ihm auf dem Wege begegneten, sprach; denn Freundlichkeit und Humanität, so wie der reg Bille, Jedermann zu erfreuen und glücklich zu machen, lagen tief in dem Charakter des Königs Friedrich Wilhelm II. begründet.

Friedrich Wilhelm II. hatte, wie schon oben erwähnt, die ungemein schwierige Aufgabe, das von Friedrich's Geist zu einem Großstaate erhobene Preußen auf dieser für jeden geringern Charakter fast schwindelnden Höhe den andern europäischen Staaten gegenüber zu erhalten. Seine Lage war bedenklich, denn Preußen, obschon von Friedrich um ein Dritteltheil des Flächenraums vergrößert und in Bezug auf Volkszahl und Einkünfte unglaublich gefördert, betrug beim Tode Friedrich's doch nur 3600 Quadratmeilen mit etwa sechs Millionen Einwohnern; die Einkünfte stiegen etwa auf 24 Millionen Thaler; und wenn auch ein verhältnißmäßig reich gefüllter Schatz vorhanden war, dessen Höhe man gewöhnlich übertreibt, so konnte dies doch nur als ein Sparsamkeit für augenblickliche Bedürfnisse, kein festerer Halt für dauernde Anstrengungen gelten.

Der erste offizielle Schritt des Königs war eine Rundreise in die meisten Provinzen seines Reiches zur Annahme der üblichen Lehnshuldigung. Er begann mit Königsberg, wo seit länger als dreißig Jahren nur Vertreter der königlichen Macht gesehen worden waren, da Friedrich es nicht vergessen konnte, daß man dort so leicht sich zur russischen Huldigung entschlossen hatte. Auf diesen Reisen begleitete ihn der in die Politik seines großen Oheims am tiefsten eingeweihte Minister von Herzberg, dem er bei der ersten Kunde seiner Erhebung den eignen schwarzen Adlerorden als Zeichen auch seiner Gunst umgehängt hatte. Herzberg diente ihm hier als Kanzler; seinem Rathe folgte er fast unbedingt. Auf seinem Antrag verließ er üblicher Weise mehrere Standeserhöhungen, zwölf Gesandten wurden ernannt; als dreizehnten fügte der König den Minister selbst hinzu. Auf diesen Reisen wurde er überall mit Jubel und Begeisterung aufgenommen, denn obgleich er von Hause aus nicht allzu wortreich seinem Wesen nach zu äußern pflegte, so machte doch schon das verbindlich klingende: „Ich dank Ihnen recht sehr“, welches wohlthätig gegen das frühere „Ihm und Ihr“ abstach, einen außerordentlich freundlichen Eindruck, so wie überhaupt die Bescheidenheit, mit welcher der König Jedermann behandelte. An eine solche war man der Regel nach in den letzten Jahren nicht gewöhnt gewesen, denn der alte König erschien als strenger Herr und Richter, dem Wenige es vollkommen recht zu machen im Stande waren.

Die neue Regierung brachte auch manche neue Idee zur Anregung, namentlich in Bezug auf die finanziellen Einrichtungen des Staates, in welchen

Friedrich dem alten System Colberts mit seinen Handelsperren und dem Bestreben, das Geld wo möglich im Lande festzuhalten und dadurch Boden und Unterthanen zu bereichern, unbedingt ergeben war. Die durch den denkenden Du Ruesnay angeregte Schule der Physiokraten, welche nach freiem Verkehre und freier Gewerthätigkeit hindrängten, und die auch schon auf eine Zeit wenigstens in dem Minister Turgot während der ersten Jahre Ludwig XVI. ihren Ausdrack im französischen Staatsministerium gefunden hatten, waren nicht ohne Einwirkung auf das größere Publikum geblieben, und geistreiche Schriftsteller verbreiteten ein allgemeineres Licht über diesen wichtigen Gegenstand. Friedrich, dessen ganze Staatsmaschine auf das alte System berechnet war, und bei seiner eigenthümlichen und bedenklischen Stellung, welche ihn jeden Augenblick zum Aufbieten seiner ganzen Macht zwingen konnte, durfte nicht gut an eine Aenderung denken, deren nächste Folgen er nicht übersehen konnte. Deshalb war er dem neueren Systeme fremd geblieben, weil er keine praktische Anwendbarkeit für sich darin sah.

Raum war Friedrich Wilhelm II. auf dem Throne, so wendete sich ein ehrlicher und geistreicher Anhänger der physiokratischen Lehre, der bekannte Graf Mirabeau, welcher in dem letzten Lebensjahre Friedrichs im Auftrage des Ministers Bergennes sich in der Nähe des alternden Herrschers aufgehalten hatte, um von hier aus über die politischen Schritte desselben Kunde zu geben, an den neuen Herrn mit seinen Ansichten über die nothwendigen Aenderungen der Finanzverwaltung. Mirabeau war von dem alten König mit Aufmerksamkeit behandelt worden, und glühte selbst für den großen Herrschergeist; dessenungeachtet war er nicht blind gegen die Mängel seines für die neu sich entwickelnde Zeit nicht mehr passenden Systems. Er deckte die Schwächen der Militair- wie der Civilverwaltung auf, und eiferte gegen die Masse der indirekten Auflagen, die Baarenderbote, die fesselnden Reglements aller Art, die Monopole ohne Zahl. Er bemühte sich, eine richtige Vorstellung von dem Werthe der edlen Metalle zu geben; denn es sei eben so thöricht, zur Beförderung des allgemeinen Wohlstandes das Geld in der Schatzkammer festzuhalten, als wenn ein Fürst, um Eroberer zu werden, seine Armee in die Kaserne einschließen wollte. Außerdem empfahl er Vertheilung der Domänen gegen Naturalzinsen an Colonisten, welche dadurch wahre Grundeigenthümer werden würden, Wiederherstellung des Transits durch Aufhebung der mit den Zöllen verbundenen Schikanen, welche die Polen und Russen bewogen hätten, mit einem Umwege von mehr als hundert Meilen über Gallizien, Mähren und Böhmen nach Leipzig zu reisen, anstatt, wie früher, Breslau und Frankfurt zu besuchen. „Welch ein glücklicher Moment, ruft er dem König zu, wenn Sie, Sire, zu derselben Zeit, wo einige Ihrer Nachbarn sich durch so viele Sperrnarbeiten bemerkbar machen, so zu der größten Wohlthat, zu der nützlichsten staatswirthschaftlichen und finanziellen Speculation gelangen, die Industrie, die Künste, die Gewerbe, den Handel zu befreien — den Handel, der nur im Schatten der Freiheit leben

kann, und der von den Königen nichts verlangt, als daß sie ihm nichts Böses zufügen sollen. Das schönste, das sicherste Mittel, Alles zu heben, was die Natur nicht verbietet, ist die Freiheit."

Mirabeau war ein großer kritischer Geist, und wir wollen ihn nicht, wie es so oft geschieht, als einen inhaltlosen Declamator hochmüthig verurtheilen, aber durch mehr als zwei Menschenalter, die seitdem verstrichen, belehrt, haben wir eingesehen, daß es nicht so leicht ist, die wahre Freiheit zum Dasein zu bringen, als eine Definition davon zu geben, und daß selbst die erfahrensten, einsichtsvollsten und kenntnißreichsten Menschen sich keinen Begriff davon machen wie unüberwindlich auf viele Jahre hinaus praktische Zustände der Theorie entgegenstehen. Mirabeau gehörte zu jenen feurigen Geistern, welche der Gewalt der Wahrheit doch mehr zutrauen, als sie in der That besitzt. Wenn er in seinen Briefen an Friedrich Wilhelm II. sagt, daß die unumschränkte Gewalt sogar für ihren Inhaber gefährlich sei, und daß durch kleinliche Verordnungen, sowie durch launenhaft und der Folgewichtigkeit entbehrende Beschlüsse (in der Art Josephs II.) nichts genügt, sondern im Gegentheil viel geschadet werden könnte: so ist doch sein Irrthum deshalb nicht minder groß, sobald er meint, der unumschränkte Monarch habe es in seiner Gewalt, durch große Institutionen und mächtige Reformen mit einem Worte die Wiebergeburt eines Reiches zu bewerkstelligen; wenigstens möchte eine solche Wiebergeburt in der Weise einer Constitution von 1791, selbst wenn sie mehr im Sinne Mirabeau's ausgefallen wäre, nicht zu bewerkstelligen gewesen sein. Und für wie reif er auch immer das preussische Volk, durch die Bekanntschaft mit einigen gebildeten Kreisen verleitet, anzuschlagen mochte: so ist es doch nach unsern heutigen Erfahrungen gewiß, daß damals noch nicht einmal für die Reformen von 1808, geschweige denn für eine solche, die er im Sinne hatte, die rechte Zeit gekommen war.

Eben so wenig, wie in diesen seinen glänzenden Erwartungen von der Wirksamkeit eines einzigen königlichen Willensaktes der sonst so scharfe Geist auf richtiger Fährte ist, dürfen wir ihm auch in dem Urtheile über den Sturz Friedrich's des Großen ganz beipflichten, denn nur um seine Bortwürfe über die Gutshörigkeit und das Militärsystem Friedrich's zu berühren, so haben wir uns in Betreff des ersten Punktes überzeugt, wie selbst der sonst allmächtige Wille des unumschränkten Herrschers vergebens sich in dieser Beziehung abmühte, und daß die Lage Preußens für den andern Punkt jegliche Aenderung zu einem verwegenen Wagniß machte. Welche Warnung lag nicht schon in den mißlungenen Versuchen Josephs II.! Außerdem war Friedrich Wilhelm II. selbst, wenn wir auch nicht das Urtheil, welches derselbe geistreiche Schriftsteller in seinen Privatbriefen über ihn ausspricht, ganz unterschreiben wollen, keinesweges der Fürst, um so wichtige Schritte glücklich zu vollführen, und welche waren die Werkzeuge, deren er sich zu so durchgreifenden Maßregeln bedienen konnte? Mit vollem Rechte tadelte Mirabeau in denselben Berichten den trübseligen Ehrgeiz des altersschwachen Prinzen Heinrich, die Hoflingennatur des

Herzogs von Braunschweig, die Unzulänglichkeit des Ministers Herzberg, der wohl ein nützlicher Diener des großen Herrschers, allein niemals ein selbstständig herrschender Geist sein konnte. Noch weniger genügten seine andern Diener. Ungerecht aber ist der Vorwurf, daß Friedrich Tadel verdient, weil er keinen dem seinen gleichen Geist erweckt; der Schöpfer kann wohl geeignete Werkzeuge, allein keinen Schöpfer hervorbringen; er kann Samen und Keim legen, die Zeit aber muß die Frucht reifen. Daß aber Friedrich diesen Keim redlich gelegt, wird hoffentlich Preußens Reifezeit erweisen.

Mit Recht also tabelte Herzberg in einer Vorlesung der Akademie der Wissenschaften über das zweite Regierungsjahr Friedrich Wilhelms II. verdeckter Weise Mirabeau's Kritik des preussischen Staates, und nannte sie das Werk einer erhitzten und partheiischen Einbildungskraft, welches nicht aus gründlicher Kenntniß der praktischen Verhältnisse und Zustände hervorgegangen sei. Freilich irrte auch er; denn ihm erschien Friedrich's Schöpfung nicht als der Beginn, sondern als das vollendete Muster eines geordneten Staatslebens, wo er sich selbst als den Schlüssel zu dieser künstlichen und in sich vollkommen abgeschlossenen und unsichtbaren Maschine betrachtete. Es ist schwer zu sagen, wo der größte Irrthum waltete, allein so viel ist gewiß, daß heutzutage noch beide Richtungen mit einander kämpfen, Friedrich's Geist aber dennoch fort und fort in seiner Schöpfung lebt.

Ganz ohne Wirkung blieb übrigens Mirabeau's Kritik nicht, denn wenigstens eine Einrichtung fiel ihr zum Opfer, nämlich die französische Regie wurde aufgehoben und sogar über den bisherigen Chef, Geheimen-Rath de Launay eine gerichtliche Untersuchung verhängt, die aber keine Schuld des durchaus ehrenwerthen Beamten ergab, und deshalb beschämend für seine Gegner mit einer Freisprechung und Ehrenerklärung endete. An die Stelle dieser Regie trat ein besonderes Departement zur Direktion des Zolls, Accise-, Fabriken- und Handlungswesens mit deutschen Beamten unter der Leitung des Ministers von Werder. Bald darauf wurde auch die General-Tabaks-Administration und die Kaffee-Brennerei-Anstalt im Juni 1787 abgeschafft. Ohne Zweifel suchte man hierin der öffentlichen Meinung, welche sich stark genug gegen diese lästigen Monopole erhoben hatte, zu huldigen. Allein dadurch, daß man den Handel mit diesen Gegenständen freigab, erfuhr man einen wesentlichen Ausfall in den Einkünften, und suchte ihn deshalb durch andere Mittel, nämlich durch Mehl-, Weizen-, Salz-, Zucker- und Stempelsteuer zu ersetzen; ja selbst auf den Tabak wurde sofort eine Accise gelegt. Hierdurch wurde der Steuerdruck keinesweges gelinder, namentlich für die ärmeren Klassen des Volkes, denn während der Tabaks- und Kaffeewang größtentheils auf die wohlhabenderen Leute fiel, wurden die geringeren durch die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf das Härteste betroffen. Man bemerkte nicht unwichtig, daß die Steuern von der Nase auf den Magen gelegt wären, und gab dadurch für das so hart getabelte System des großen Königs eine scheinbar

recht handgreifliche Rechtfertigung. Um so ungeeigneter schienen die neuen Maßregeln, als man später wegen der zunehmenden Finanzverlegenheiten zu dem Tabaksmonopole wieder zurückkehrte.

Unverzüglich nach der Abschaffung des Tabaksmonopoles erschien eine Schrift ohne Druckort und Namen, in welcher mit ruhigem und bescheidenen Tone mit den bekannten für den Handelszwang anzuführenden Gründen das alte System vertheidigt und jede Abweichung davon als ein Schritt zum Verderben des Staates bezeichnet wurde. Zum Beleg mußte Sachsen dienen, welches durch die „daselbst hochbelobte uneingeschränkte Handelsfreiheit“ um alle Vortheile seiner günstigen Lage und natürlichen Reichthümer gebracht worden sei, und, mit Schulden, Geldmangel und Abnahme der Bevölkerung kämpfend, ein trauriges Gegenbild des preussischen Wohlstandes darstelle. Dies hatte aber bekanntlich ganz andere Gründe, als den Mangel des bisherigen preussischen Merkantilsystems.

Anstatt den aufrichtigen Kritiker gründlich zu widerlegen, fanden es die Finanzmänner weit bequemer, denselben dem Könige als einen Aufwiegler darzustellen und eine Kabinettsordre des Inhalts zu veranlassen: „Se. Majestät eifersüchtig auf die Liebe ihrer getreuen Unterthanen, die ihnen die Schrift über die Tabakferme zu entziehen trachte, befehle nicht nur, dieselbe zu confisciren, sondern auch den Verfasser, der bei dieser Gelegenheit als ein elender Schriftsteller bezeichnet wurde, zu erforschen und ihm den Prozeß zu machen.“ Es ergab sich allein bald, daß der Verfasser, der Geheime Legationsrath von Bork, ein Verwandter von dem Erzieher des Königs, keinesweges in die Klasse jener nur Aufregung wollenden elenden Scribenten gehörte. Auch stand man von der fisciatischen Untersuchung unverzüglich ab. Eine neue Niederlage für die, welche dem Könige auf Kosten des alten Systems eine große Popularität verschaffen wollten.

Einen wirklichen Nutzen bot die Aufhebung des Zuckermonopols, welches bis jetzt in den Händen des Splittgerberschen Handlungshauses in Berlin gewesen war. Natürlich gewann das Publikum durch die größere Concurrenz. Es war überhaupt des Königs aufrichtiger Wille, allen Unterthanen auf gleiche Weise wohlzuthun, und ihnen alle nur möglichen Vortheile zukommen zu lassen. Die Milde seines Sinnes erfuhren besonders die Polen, von denen viele wegen ihrer Anhänglichkeit an den alten Zustand der Dinge ihre Güter verloren hatten; unter Friedrich Wilhelms Regierung erhielten sie dieselben zurück; oder wenigstens, wenn sich dies nicht thun ließ, eine angemessene Entschädigung.

Vor Allem dachte man im Militärwesen an Reformen, weil die Strenge der Behandlung und knappe Sparsamkeit in Allem, was Pflege anbelangt, am meisten den Tadel aller menschenfreundlichen Herzen und den Widerwillen des gemeinen Mannes erregt hatte. Die strenge Zucht mit allen ihren bekannten hartn. und erschreckenden Strafen, die knappe Haltung waren im Jamben der

gestiegen als vermindert. Selbst ein großer Theil der Gebildeten, viel weniger aber der gemeine Mann konnte begreifen, wozu dies in der anschaulich tiefen Noth nöthig war; auch wußte man, daß der alte König Millionen auf Millionen häufte, und hielt deshalb die mehr als sparsamen Einrichtungen im Militärwesen für gewöhnlichen Geiz, obschon jeder Thaler, den Friedrich ersparte, nur zum Schutz und dem Wohle des Ganzen bestimmt war.

Friedrich Wilhelm II. stellte den jetzt zum General-Feldmarschall ernannten Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig nebst dem General von Müllendorf an die Spitze des Ober-Kriegs-Collegiums, welches in sieben Abtheilungen die ganze Militärverwaltung erhielt, mit Ausnahme des dem König selbst vorbehaltenen Oberbefehls über die Kriegsoperationen. Der König sprach den Wunsch aus, die bisherigen Härten abzuschaffen; auch wurde wirklich Einiges gemildert, und mehr für die Pflege des Soldaten durch bessere Quartiere und die Erbauung neuer Kasernen gesorgt.

Die Lüchlichkeit des preussischen Heeres sollte auch bald wenigstens eine kleine Probe bestehen, und zwar in dem oben schon erwähnten Streite des Prinzen Statthalter Wilhelm V. mit den Generalstaaten. Wir haben gesehen, daß Friedrich II. stets den Weg der Milde empfohlen hatte. Auch Friedrich Wilhelm II. stand noch ganz unter dem Einflusse der Politik seines verstorbenen Oheims, obschon die Generalstaaten durch einen förmlichen Beschluß seinen Schwager aller militärischen Funktionen und der Stelle eines General-Kapitän der Provinz Holland enthoben hatten. An die Stelle des frühern Gesandten Kulemeier war zum Beginn der neuen Regierung Graf Görz, der geschickte Unterhändler des Fürstenbundes, zur Ausgleichung der Mißhelligkeiten nach dem Haag gesendet worden, der aber auch nichts auszurichten vermochte, und noch überdies den französischen Gesandten unter den Gegnern des Prinzen fand. Eigenhändig schrieb der König auf den Bericht darüber am 19ten September 1786 an seinen Gesandten: „Es sei nicht rathsam, die beabsichtigte Drohwisenschaft mit Drohungen zu beginnen, weil dadurch die Gemüther erbittert und die Unruhen vermehrt werden dürften, weil Frankreich, dessen Interesse es sei, Holland zu erhalten, durch das Verfahren Preußens bewogen werden könnte, auch seinerseits Schritte zu thun, um die Partei Frankreichs zu verstärken. Auf diese Art könnte man in den Fall kommen, die Flamme des Krieges zu entzünden, ohne einen Allirten zu haben, und selbst ohne sicher zu sein, was England und andere Mächte thun würden. Gern werde der Kaiser sehen, wie sein Nebenbuhler sich schwäche, und einen günstigen Augenblick abwarten, um ihm irgend einen empfindlichen Streich zu versetzen. Ich kann keinen Krieg bloß um des Interesses der Familie des Statthalters willen anfangen, und wolle ich mich auf bloße Demonstrationen beschränken, so würde Frankreich und die Opposition solche bald nach ihrem wahren Werthe anzuschlagen wissen, ich aber mit den größten Nachtheil zufügen, wenn ich nicht handelte, nachdem ich Demonstration gemacht hätte“. Ebenso hatte der preussische Gesandte in

Paris, Graf Wolf, die bestimmte Weisung, nur das Staats-, nicht das Verwandtschafts-Interesse vor Augen zu haben, und nicht immer von der geliebten Schwester des Königs, sondern von der Republik zu sprechen! In der am 1sten Januar 1787 erneuten Instruktion war von dem König eigenhändig hinzugefügt: „Wenn der Prinz nicht bald sein Benehmen ändert, so wird er sicherlich den Hals brechen!“

Es war nicht sowohl der Prinz, welcher die Sache so aufs Aeußerste trieb, sondern vielmehr seine Gemahlin, unter deren Einfluß er handelte. Er trieb die Sache zum vollständigen Bruche. Ödzy verließ den Haag und beide Parteien sammelten Truppen gegeneinander, doch die Oranier waren schwächer an Zahl, als ihre Gegner. In diesen bedenklichen Umständen unternahm die Prinzessin von Oranien am 27sten Juni 1787 ganz unerwartet und ohne vorhergehende Ankündigung mit geringem Gefolge eine Reise nach dem Haag. Unterweges wurde sie von einem Freicorps angehalten, und nach eingegangener Meldung darüber vom Großpenfionär von Holland, mit Zuziehung der Staaten der Provinz, in Bezug auf ihr Reiseziel abschläglich beschieden, und auf die Einholung eines Beschlusses der Generalstaaten verwiesen. Diese beschloffen zwar, Anfangs fünf, dann sogar sechs Provinzen, zu Gunsten der Prinzessin, allein Letztere war schon vor Eingang dieses Beschlusses nach Kymwegen zurückgekehrt. Ganz natürlich erscheint es, daß der Prinzessin bei ihrer Reise die Absicht untergelegt wurde, sie habe es zu einem gewaltsamen Bruch, zu einschreienden Ausschweifung von Seiten ihrer Gegner bringen wollen, um dadurch auch ihren Bruder zu einem schärfern Einschreiten zu zwingen. Sowie ist sicher, daß die oranische Partei diesen Vorfall auf das Eifrigste ausbeutete. Selbst in deutschen Blättern wurde die Sache als ein unter civilisirten Völkern unvorstellbares Ereigniß angesehen. „Wenn Attila, Alarich, Genserich, Lamerlan und Dschingischah und alle Anführer der ungebildeten Völker, die man Barbaren nennt, hieß es in einem der hervorstachendsten, von der Begebenheit hörten Worte, die in unsern Tagen in Holland geschehen ist, daß eine Frau, eine Prinzessin, eines großen Königs Schwester, die ohne alle Bedeckung in sicherer Ruhe eine Reise macht in dem Lande, in welchem ihr Gemahl das Oberhaupt ist, in einem Reisewagen auf öffentlicher Landstraße von einem Haufen bewaffneter Menschen und Soldaten, die im Dienste des Landes stehen, gefangen genommen, daß diese That von einer herrschenden Stimmenmehrheit der Obrigkeit des Landes gutgeheißen worden, und daß man nicht den geringsten Schatten einer Beschuldigung gegen diese Prinzessin vorzubringen weiß: so würden es alle jene wilden Krieger nicht glauben, und wenn sie von der Wahrheit der Thatfache überzeugt würden, so würden sie ausrufen: „Das thun Barbaren nicht!“ Aber eine Anzahl Holländer that es, wie man in öffentlichen Blättern mit Entsetzen gelesen hat.“ In eben dem Sinne schrieb auch der Geblatthalter an die Generalstaaten, wobei er die Hoffnung ausdrückte, daß sie das Geschehene wieder gut zu machen suchten, weil sonst nicht zu erwarten steht, daß die

königlichen Häuser, mit welchen seine Gemahlin und er verwandt sei, hier bei gleichgültig bleiben würden.

Von Seiten Englands wünschte man lebhaft den Bruch zwischen der Republik und Preußen, um den französischen Einfluß in Holland nicht aufkommen zu lassen. Daher bemühte sich der englische Gesandte im Haag, Harris, aufs Aeußerste, den durch den gewaltsamen Vorfall und dessen geflüsterte Uebertreibung aufgebrachten Herrscher zu wirklichen Thaten zu treiben. Auch der englische Gesandte in Berlin, Gwart, arbeitete in gleichem Sinne, und suchte die sehr starke Friedenspartei, an deren Spitze der Graf Hakenstein, sich befand, während Herzberg von den Gegnern gewonnen war, zum Schweigen zu bringen; man sprach von einer „schändlichen Intrigue zu Gunsten Frankreichs, die in Potsdam auf dem Punkte, die Oberhand zu gewinnen, gewesen sei, die man vereiteln und die siegreichen Waffen in die Hände der Freunde Englands bringen müsse.“ Man sah deutlich, Friedrich's Selbstherrschafft bestand nicht mehr. Vor seinem großen Geiste wich die Intrigue scheu zurück, und der Schöpfer seines Systemes leitete unbedingt; jetzt stritten Parteien um das wichtige Gebiet der königlichen Entscheidung.

Thulemeier, damals wieder mit der Leitung der Geschäfte im Haag beauftragt, erhielt nun neue Instruktionen im Sinne der oranischen Partei. Laute Klagen wurden über das gegen die Prinzessin beobachtete Verfahren erhoben und Genugthuung gefordert; zugleich aber auch in Westphalen ein Heer von 24,000 Mann unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig zusammengezogen. Der preussische Gesandte verlangte von den Staaten, sie sollten an die Prinzessin eine schriftliche Abbitte ergehen lassen, die über die Sache gefaßten Beschlüsse zurücknehmen, sich verpflichten, auf ihr Verlangen die Schuldigen zu bestrafen und die Prinzessin einladen, nach dem Haag zu kommen, um dort im Namen des Erbstatthalters in Unterhandlung über die Beilegung der Zwistigkeiten zu treten.

In der Republik selbst herrschte Spaltung; denn in den Generalstaaten war, wie wir schon wissen, die oranische Partei überwiegend; nur in Holland hätten die sogenannten Patrioten die Oberhand. Allein hier rechnete man auf den thätigen Beistand Frankreichs, wie auch von preussischer Seite gefürchtet wurde. Da aber nach sicherer Erkundigung in dem zu Givet angeordneten Lager noch kein einziger Mann erschienen war, rückte das preussische Heer am 18ten September in das Gebiet der Republik ein. Die meisten auf ihrem Wege befindlichen festen Plätze ergaben sich fast ohne Gegenwehr; Gorkum auf das Abschließen einer einzigen Bombe. Ebenso wenig hielten die Truppen im Felde Stand; der Oberbefehlshaber Graf von Salm war einer der Ersten zur Flucht. Schon am 20ten September hielt der Erbstatthalter unter dem Jubel der oranisch-gefinnten Menge seinen Einzug im Haag. Hier wurde er auch von einer Deputation der Generalstaaten nebst dem Staatsrath feierlichst bewillkommnet; selbst die Staaten von Holland riefen ihre früheren Beschlüsse,



als durch eine unrechtmäßige Mehrzahl bewirkt, zurück, und machten Versöhnungen bekannt, daß Jedermann seiner rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen und Niemand der alten Constitution entgegen handeln sollte.

Nur Amsterdam widerstand noch, welches sich durch das Anziehen der Schleser und das Durchstechen des Damms beim festen Posten Dubetert gesichert glaubte. Allein die Milizen waren nicht von dem Geiste des Jahres 1672 belebt; trotz dieser starken Stellung eroberten die Preußen die Posten Amstelveen und Dubetert, und zwangen dadurch den Magistrat zur Unterhandlung, denn man lebte vor dem Gedanken der Oeffnung aller Schleusen, welches freilich wie im Jahre 1672 gerettet, aber das ganze Land verwüstet hätte, zu risk. Am 10ten Oktober ward eine Capitulation abgeschlossen, nach welcher ein Thor von den preussischen Truppen besetzt ward, die Stadt jedoch von Einquartierung verschont blieb. Der Zustand der Dinge, wie er vor Ausbruch der Streitigkeiten gewesen, mußte anerkannt, die Strafe wegen des gegen die Prinzessin begangenen Attentats zugesagt werden, wogegen man andererseits großmüthig von der Lebensstrafe absah. Siebzehn dabei betheiligte Personen wurden ihrer Aemter entsetzt und zum künftigen Dienste der Republik für unfähig erklärt.

Hierdurch war dem Uebelstande zwar für den Augenblick, aber nicht für die Zukunft vorgebeugt. Zu diesem Zwecke hätte man die Festungen des Landes besetzen und so das Protektorat Preußens in Holland feststellen müssen. Dergleichen Vorschläge wurden auch gemacht, so wie, daß der Prinzessin anstatt ihres unfähigen Gemahls das Heft der Regierung in die Hand gegeben, oder eine preussische Vormundschaft für seinen Sohn errichtet werden sollte. Dessen ungeachtet diente die für den Augenblick glückliche Lösung der holländischen Wirren zur Erhöhung des preussischen Ansehens, während Frankreich, im Innern durch seine Finanzverlegenheiten geschwächt, durch die vollständige Unthätigkeit in dem holländischen Streite sein kurz zuvor noch so bedeutendes politisches Ansehen in Europa verlor.

Die preussische Regierung erlangte übrigens durch die gelungene und militärisch glorreiche Expedition gegen Holland nicht den erwarteten Einfluß; denn schon am 15ten April 1788 ein Vertrag zwischen den beiden Staaten abgeschlossen wurde, so bot dieser Preußen keine besondern Vortheile, ja nicht einmal von Erstattung der Kriegskosten war die Rede, ebenso wenig von einer für Preußen günstigen Regelung von der mehrfach erwähnten, von kaiserlichen Zeiten her auf das Herzogthum Schlesien hypothekirten Schuld.

Der holländische Streit führte zu der Erneuerung eines Bündnisses mit England, welches am 13ten Juni desselben Jahres geschlossen wurde, und jeden der beiden contrahirenden Theile bei etwa vorkommendem feindlichen Angriff zur Stellung von 16,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern verpflichtete. Dies Bündniß war Herzbergs Werk, der sich allerdings mit etwas übertriebenem Selbstlob zuschrieb, er habe England dadurch das während des amerikanischen

Krieges verlorenes Ansehen in Europa wieder zurückgegeben. Für Preußen wenigstens war dieser Vertrag vortheilhaft, namentlich, da zu derselben Zeit die beiden Kaiserhöfe im Jahre 1787 durch einen gemeinschaftlichen Angriff das Dasein der Pforte auf europäischem Grund und Boden von Neuem in Frage stellten.

Uebrigens feierte Friedrich Wilhelm II. um diese Zeit einen bedeutenden Triumph, denn als er im Jahre 1788 seine Schwester in Holland besuchte, begab sich der päpstliche Nuntius Pacca von Köln aus zu ihm nach Wesel und übergab ihm ein Schreiben des Papstes, in welchem Letzterer den König nicht nur der bisherigen Form entgegen mit *Majestas tua* anredete, sondern auch mit dem herzlichsten Ton eines Vaters an den frommen Sohn, Letzteren zum vermittelnden Einschreiten gegen die Neuerungsucht von vier katholischen Erzbischöfen des Reiches aufforderte. Da Herzberg, in der Schule Friedrich's II. gebildet, und jedenfalls kein Freund ultramontanen Ansehens, damals noch überwiegenden Einfluß in dem Kabinette Friedrich Wilhelms II. ausübte, so läßt sich denken, daß dieser Aufforderung nicht eben mit großem Eifer nachgekommen wurde, um so weniger, da der Orient die ganze Aufmerksamkeit Preußens in Anspruch zu nehmen schien.

Wichtiger schien dem preussischen Kabinete die Einmischung in den zwischen dem Bischof von Lüttich, dessen Land zu dem westphälischen Kreise gehörte, und seinen Ständen ausgebrochenen Streit. Die Rechte der Letzteren waren zu der Zeit, wo Ludwig XIV. der katholischen Kirche auch in den Nachbarstaaten das Uebergewicht zu verschaffen suchte, im Jahre 1684 gewaltsam beschränkt worden. Als nun in Frankreich die Revolution ausbrach, regte sich ein ähnlicher Drang in dem Bisthume. Auch in Lüttich fanden sich Volksführer, die auf eine Abschaffung der bestehenden Verfassung, namentlich des 1684 erzwungenen Reglements drangen, was ihnen um so eher glückte, als zu gleicher Zeit in ganz Belgien sich die Gluth der Empörung gegen den Kaiser Joseph entzündete. Der Fürstbischof, durch die Scenen des Aufstandes geschreckt, erließ auch eine Erklärung, daß er nichts, als das mit seinem eigenen Wohle verbundene Glück des Volkes begehre, und gern in Alles willige, was die Wünsche desselben in Erfüllung bringen könne. Doch als nun die Menge zur That schritt, den alten Rath absetzte, und einen aus Anhängern der neuen Richtung erwählte (den 27ten August 1789), da verließ der Fürstbischof das Land, und protestirte gegen Alles seit dem Beginn der Unruhen Geschehene. Zu gleicher Zeit brachte er die Sache vor das Reichskammergericht in Wezlar, welches, seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, mit unerhörter Schnelligkeit dieselbe dahin erledigte, daß man dem Kurfürsten von Köln als Bischof von Münster, dem Kurfürsten von der Pfalz als Herzog von Jülich, und dem Könige von Preußen als Herzog von Cleve, den Auftrag gab, die Rebellen mit bewaffneter Hand zu bezwingen und Alles wieder auf den vorigen Fuß zu setzen.

Die Schnelligkeit des Reichskammergerichtes erklärt sich gar leicht aus der allgemeinen Reizung der Regierungen, allen solchen Neuerungen auf das

Kräftigste entgegenzutreten zu müssen; namentlich waren die Kleinen von dem richtigen Vorgefühl ergriffen, daß ihr Dasein beim Ausbruche solcher Stürme in hohem Grade gefährdet sei.

In dem Staate Friedrich Wilhelms II. hegte man damals solche Beforgnisse nicht; deshalb ist leicht zu begreifen, daß man in Berlin keinen so großen Eifer zur Ausführung des Reichsmandates spürte, als in Wehlar. In dem Gegentheil sah man in der Lütticher Sache eine gute Gelegenheit, dem Kaiser Joseph II. für seine ehrgeizigen Bestrebungen im Reiche sowohl als in der allgemeinen europäischen Politik entgegenzutreten. Man hatte in Berlin auch keinesweges mit Mißfallen das nachtheilige Zusammentreffen des Kaisers mit den empörten Niederländern bemerkt; durch die Lütticher hoffte man um so eher in jenen Regionen den habsburgischen Interessen entgegenzutreten zu können. In dieser Richtung bewegte sich Herzberg, und es ist, wenn man den Blick auf den Entwicklungsgang unseres Jahrhunderts wirft, nicht zu bestreiten, daß seine Politik für Preußen die richtigere war, und daß der gefährlichste Gegner dieses Staates als leitende deutsche und als Großmacht immer Desterreich bleiben mußte.

In diesem Sinne griff man preussischer Seite die Lüttichsche Sache an. Der Kreis-Direktorialrath von Dohm erstattete aus Lüttich selbst einen für die Patrioten günstigen Bericht. Dennoch wurde die von Preußen gewünschte alleinige Vermittelung nicht einmal von den Ständen angenommen, und so mußte man denn gegen den Wunsch des Berliner Kabinetts zu wirklicher Execution schreiten. Auch hierbei suchte man mehr die politischen Zwecke zu erreichen, als einfacher Weise den Reichspruch zur Geltung zu bringen. Das Executioncorps bestand aus 4600 Mann Preußen und 2000 Pfälzern und Münsterländern unter dem Oberbefehl des preussischen Generals von Schlieffen; Preußen hatte entschieden das Uebergewicht.

Als daher die Abgeordneten der Lüttichschen Stände gegen das Ende des Novembers 1789 sich der Reichscommission unterwerfen wollten, wenn die neuen Magistratspersonen Freiheit an Leib und Gut zugesichert, das Reglement von 1684 aufgehoben würde, zu gleicher Zeit auch die Nachricht einging, die Bürger von Lüttich seien wohlbewaffnet und zu dem hartnäckigsten Widerstand entschlossen: so kam durch Dohm's Vermittelung bei der offenbaren Begünstigung der Lütticher von preussischer Seite ein Vertrag mit der Stadt am 30sten November zu Stande. Die preussische von Dohm entworfene Erklärung genügte den Lüttichern; sie übergaben den preussischen Truppen die Stadt und empfingen sie als Beschützer ihrer Freiheit. Dagegen zogen sich die Münsterischen und Pfälzischen Truppen zurück; auch mißbilligten ihre Regierungen das beobachtete Verfahren.

Noch heftiger verfahren der Fürstbischof und das Reichskammergericht. Letzteres erließ am 4ten December ein geschärftes Mandat und verwarf die preussische Vermittelung gänzlich. Vergeblich waren des Königs Bemühungen,

den Bischof selbst zu einer billigen Ausgleichung mit seinen Unterthanen zu bringen; alle Versuche schlugen bei der Hartnäckigkeit desselben fehl; ja die darüber von Preußen gewechselten Schriften, sämmtlich aus der Feder Herzbergs geflossen, wurden von vielen Regierungen hart gemißbilligt, weil sie zu viel Rücksicht gegen die Patrioten einschloßen. Der kurfürstlich Mainz'sche Bräusibialgesandte erklärte das preußische Verfahren für zerstörend im Betreff der Reichsgesetze, und hatte darin nicht Unrecht; allein die Zeit war gekommen, wo diese Reichsverfassung nicht mehr den Bedürfnissen der Nation entsprechen konnte; ja schon der Fürstenbund, obgleich dem Namen nach zur Erhaltung der verfassungsmäßigen Formen geschlossen, war dem Wesen nach nichts Anderes, als ein Mittel, Preußen zum überwiegenden Staat in Deutschland zu machen. Natürlich mußten sich die Banden desselben lösen, sobald Preußens Absicht klarer an das Tageslicht hervortrat.

In eben der Weise, wie Herzberg in Deutschland dem Einflusse Oestreichs gegenüberzutreten sich bemühte, so geschah dies auch für die größern europäischen Angelegenheiten in dem seit 1787 ausgebrochenen türkischen Kriege. Hier galt es auch Rußlands Ehrgeiz zu beschränken. Der Feldzug von 1789 war äußerst unglücklich für die Türken abgelaufen, da nicht nur das russische Heer seinen Siegeslauf glorreich fortgesetzt, sondern sich auch für Oestreich das Kriegsglück seit der Einnahme Belgrads durch Laudon günstig gewendet hatte. Mit durchaus richtiger Würdigung der politischen Verhältnisse glaubte man in Berlin, daß die Vernichtung der Pforte der empfindlichste Schlag für Preußen und eine Erhöhung der Macht für die beiden östlichen Kaiserhöfe sei, welche nothwendig selbst auf Preußen vernichtend zurückwirken mußte. Deshalb erhielt Diez, der preußische Gesandte in Konstantinopel, die Weisung, ein Kreuz- und Schutzbündniß mit der Pforte abzuschließen. Dieser am 30sten Januar 1790 unterzeichnete Vertrag verpflichtete Preußen im nächsten Frühjahr Oestreich und Rußland den Krieg zu erklären, und zwar denselben mit seiner ganzen Macht zu führen und nicht eher abzulassen, als bis die Pforte, welche vor Wiedereroberung aller ihrer verlorenen Festungen keinen Frieden eingehen wollte, zu ihrem Rechte den Feinden gegenüber gelangt wäre. Dafür machte sich aber auch die Pforte anheischig, ohne Einschluß von Preußen, Polen und Schweden, denn die Interessen dieser drei Mächte schienen bei den obwaltenden politischen Verhältnissen durchaus gemeinschaftlich, keinen besonderen Frieden mit Rußland oder Oestreich einzugehen, und für die Zukunft jeden Angriff der beiden letzteren Mächte auf einen der genannten Staaten auch für die Pforte als einen Kriegsfall ansehen zu wollen. Man hatte England und Holland, denen nicht minder die Fortschritte der östreichischen und russischen Waffen für ihren Handel verhängnisvoll erschienen, in diese Verhandlungen hineingezogen; beide Seemächte übernahmen das Vermittleramt für den Abschluß der Friedensverhandlungen. Es ist nicht zu leugnen, daß die von Herzberg angerathene Politik, durchaus selbständig, da sie Preußen an die Spitze einer großen Coalition stellte, der poli-

tischen Stellung Friedrich's des Großen, und daher ächt preussischen Traditionen entsprechend war. Ueberdies gewann es durch den Bund von Seiten der Polen die Anerkennung für das, was bei der Theilung von Polen an Preußen gekommen war, wogegen Galizien, so wie Alles, was Oestreich davongetragen, im Falle eines glücklichen Ergebnisses der Republik zurückgegeben werden sollte. Es kam bei den Vergrößerungsplänen der übrigen Großmächte keineswegs befremden, daß Preußen für solche Dienste nicht ohne Belohnung bleiben wollte. Im Falle nämlich Galizien zurückgenommen würde, sollten die beiden wichtigen Handelsplätze Danzig und Thorn, so wie der zwischen Odra und Oder liegende Strich von Großpolen, welcher ehemals zu Schlesiens gehört hatte, der preussischen Monarchie hinzugefügt werden.

Auf einen wirklichen Ausbruch des Krieges rechnete man jedoch am Berliner Hofe nicht, sondern hoffte vielmehr, daß Oestreich durch die schlimme Wendung der belgischen Angelegenheiten zur Nachgiebigkeit gezwungen und dadurch auch Rußlands fernere Schritte gehemmt werden würden. Diese Hoffnung verwirklichte sich um so vollständiger, da Kaiser Joseph II., der längst schon an einem schweren Lungenübel litt, von den traurigen Nachrichten mit den Niedertanden zu Boden gedrückt, unerwartet am 20sten Februar 1790 dahinschied.

Sein Nachfolger, der bisherige Großherzog von Toskana, befand sich in einer mißlichen Lage. Ihm mußte in dem damaligen für Oestreich bedenklichen Momente ein Krieg mit Preußen, welchem die Seemächte zum Rückhalt dienten, noch nachtheiliger erscheinen, als seinem verstorbenen Bruder, weil er dadurch selbst die Aussicht auf die Kaiserwürde in Deutschland bloßstellte. Deshalb schrieb er sogleich nach seiner Ankunft in Wien einen sehr freundschaftlichen Brief an den König, um den dringenden Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung kund zu geben. Friedrich Wilhelm erwiderte mit gleicher Freundschaft; allein der von Herzberg entworfene Friedensentwurf fand nicht eben weniger in Wien keinen Beifall, da Kaunitz in seiner Entgegnung weder von Einschränkungen des österreichischen Antheils von Polen, noch von einer Vergrößerung Preußens auf diesem Wege etwas hören wollte.

Daher gestaltete sich Alles wieder kriegerisch. Schon war ein bedeutendes Heer gegen Oestreich im südlichen Theile Schlesiens zusammengezogen, während zwei Heeresabtheilungen in Westpreußen und Litthauen gegen die Russen aufgestellt wurden. Als Oestreich diesen Ernst sah, war es zu neuen Unterhandlungen geneigt, denen sich auch Preußen nicht entzog, da sich für die eigenen Vergrößerungspläne Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten häuften; denn obgleich die Republik Polen am 29sten März 1790 ein Vertheidigungsbündniß mit Frankreich geschlossen hatte, so war doch der Plan eines Traktates, nach welchem letzteres alle bisherigen Handelsbeschränkungen aufheben, die Republik aber die beiden obengenannten Städte aufgeben sollte, an dem scharfen Widerspruch der patriotischen Opposition gescheitert.

Auf noch größere Hindernisse stieß Preußen bei der Pforte, welcher man völlige Wiederherstellung in Bezug auf ihre Verluste versprochen hatte, und die nun, wie es schien, zum Vortheile Preußens auf einen Theil ihres Gebietes verzichten sollte. Da erhoben sich die Gegner Herzbergs und seiner Politik, und stellten dem Könige die Möglichkeit vor, daß sich Rußland und Oestreich mit der Pforte vertragen und dann im Verein über Preußen herfallen könnten. Von derselben Seite aus wurde bemerkt, wie viel Gefahr allen europäischen Thronen überdies die raschen Fortschritte der französischen Revolution, deren Einwirkung an so vielen Orten verderblich hervortrete, verheße, und daß eine Annäherung an Oestreich und Rußland die geeignetste Maßregel zur Beschwörung des allgemein drohenden Sturmes sei.

Diese Vorstellungen, so wie der Einfluß einer Partei, welche auch auf anderen Gebieten der politischen Richtung nach Innen und Außen schroff entgegentrat, und die auch in späteren Zeiten der selbstständigen Kraftäußerung und dem unabhängigen Entwickelungswege Preußens sich niemals halb erwiesen hat, — sie trat zu jener Zeit mächtig hervor und führte den König Friedrich Wilhelm II. von dem eingeschlagenen Pfade rasch genug zur Seite und bald nach entgegengesetzter Richtung hin. Herzberg erhielt sogar mit Aeußerung des königlichen Unwillens den gemessenen Befehl, seinen Ausgleichungsplan fallen zu lassen und die Wiederherstellung des Friedens auf Grundlage des vorigen Bestandes anzubahnen.

Schon im Juni 1790 hatten die östreichischen bevollmächtigten Minister Neuf und Spielmann unterhandelt und einen Monat später, am 27sten Juli, eine Uebereinkunft des Inhaltes abgeschlossen, daß Oestreich sofort einen Waffenstillstand mit den Türken eingehen werde, um einen Frieden auf Grundlage des bisherigen Bestandes daran zu knüpfen.

Nach Unterzeichnung dieser Convention hielt man den Abschluß des Friedens für gewiß, die zusammengezogenen Heere gingen auseinander, ja der König Friedrich Wilhelm II. wünschte in einer Audienz dem Minister Herzberg zu dem zur günstigen Zeit abgeschlossenen Frieden Glück; ein Gegensatz zu Maria Theresia beim Abschluß des Breslauer Friedens. Hier war Herzberg der innerlich Verletzte, und zu wenig Hofmann, um seinen Groll verdecken zu können, erwiderte er unverbindlich genug, dieser Glückwunsch komme nicht ihm, sondern Sr. Majestät zu, auf deren ausdrücklichen Befehl er den Frieden unterzeichnet habe, worauf ihn der König mit ziemlich sichtbaren Zeichen des Unwillens entließ.

Herzberg hatte vom preussischen Standpunkte aus, welchem in den ersten Jahren seiner Regierung auch König Friedrich Wilhelm II. folgte, vollkommen Recht; allein um diese Zeit war es den Gegnern dieser selbstständigen preussischen Politik, so wie überhaupt der Grundsätze Friedrich's des Großen gelungen, durch die Besorgnisse vor den neuen Ideen ihn von dem eingeschlagenen Wege abzulenken. Freilich zeigte sich in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten

eine ähnliche Schwankung in England, wo Pitt damals schon seine glorreiche Laufbahn begonnen hatte, allein mit dem Unterschiede, daß man sich dort in der günstigen Lage vollkommen selbstständigen Handelns befand, und die Förderung nationaler Interessen, abgesehen von den politischen Grundsätzen, fast vor allem Andern im Auge zu behalten mußte. Diesen Vortheil dankte einerseits England dem großen Staatsmann, andererseits aber auch seiner unendlich glücklichen Lage.

Die nachtheiligen Folgen der Reichenbacher Convention machten sich unmittelbar nach dem Abschlusse bemerklich, denn Gustav III., welcher voll kühnen Ehrgeizes und richtiger politischer Einsicht zur Beschränkung der russischen Lebensmacht das Schwert gezogen und bei Swentafund mit seiner Flotte gesiegt hatte, sah sich durch den Rücktritt Preußens zum Frieden von Werela genöthigt. Rußland erhielt dadurch freie Hand gegen die Pforte. Obgleich im Frieden von Szistowa am 4ten August 1791 Preußen die formelle Ehre behauptet, an erster Stelle zu unterzeichnen, so enthielt der Friede selbst doch schon eine Niederlage, da der bei weitem günstigere Vertrag von Reichenbach gar nicht darin erwähnt wurde, und trotz des verheißenen unbedingten status quo in der Pforte sich zur Abtretung von Alt-Orsowa und eines Stückes von Kroatien verstehen mußte. Oestreich also ging an Kriegsrühm und Besitz vergrößert aus diesem Kampfe hervor, während Preußen nicht nur jeder Hoffnung auf Vermehrung seiner Territorialmacht entsagte und überdies noch das Vertrauen seiner Bundesgenossen, nämlich der Pforte und Schwedens verlor. Auch Polen war mißgestimmt, theils wegen der vergeblichen Hoffnungen, die man erregt, theils wegen der Opfer, die man ihm zugemuthet hatte. Dieselbe politische Anschauung aber, welche zum Frieden von Szistowa geführt hatte, gab auch der Kaiserin Katharina II. freieres Spiel.

Pitt konnte den Plan zu einem Zuge nach der Ostsee nicht zur Ausführung bringen, da Burke und die übrigen Gegner der Revolution ihm zu seinen Schritten gegen Frankreich zu nothwendig waren, um seine ganze Aufmerksamkeit gegen sie in Anwendung zu bringen. Man mußte es sich gefallen lassen, daß Rußland ohne Vermittelung am 9ten Januar 1792 zu Jassy mit der Pforte den Definitivfrieden abschloß und außer der Krim die Festung Oczakow mit dem Gebiete zwischen Dniepr und Dniester erhielt.

Unmittelbar nach der Reichenbacher Convention hatte der Nachfolger Josephs II. seine Kaiserwahl betrieben, und war am 9ten Oktober gekrönt worden. Kurz darauf war auch die belgische Angelegenheit theils durch weise Rücksicht, indem den versuchten Neuerungen entsagt wurde, theils durch nachdrückliches militärisches Einschreiten von dem neuen Regenten zum Vortheil des östreichischen Staates geendet worden. Natürlich gewann letzterer dadurch in Deutschland wieder größere Stärke, eine entschiedene Niederlage dagegen Preußen, indem es die Hütlicher Patrioten vollkommen der Gegenpartei Preis gab, und so von Neuem den Glauben an die Zuverlässigkeit des preussischen Cabinettes erschütterte.

## Kampf gegen die Revolution und fernere Theilung Polens.

Die Veranlassung zu dieser völligen Aenderung der preussischen Politik ist allein in der Besorgniß Friedrich Wilhelms II. vor den Fortschritten der revolutionären Bewegungen in Frankreich und ihren Folgen für die übrigen europäischen Staaten zu suchen. Ludwig XVI. hatte am 3ten Dezember 1790 in einem an die Kaiserin von Rußland, so wie an die Könige von Preußen, Spanien und Schweden gerichteten Schreiben seine unglückliche Lage in lebendigen Farben geschildert und zur Verbesserung derselben einen allgemeinen europäischen Kongreß in Vorschlag gebracht. Am Hofe zu Berlin gab es eine einflußreiche Partei, welche mit aller Kraft das Herz des Königs gegen die neuen dort waltenden Ideen einzunehmen und den Minister Herzberg als einen Freund und Förderer der revolutionären Wirren darzustellen suchte. Ihrem Vorgehen nach sei die Bewegung nicht sowohl gegen die in Frankreich herrschenden Mißbräuche, sondern gegen die Majestät der Krone gerichtet, deren Rechte bald bei allen Völkern mit Füßen getreten werden würden, wenn man diesen entseßlichen Lehren nicht bald ein Ziel setzte. An der Spitze dieser Partei stand der General Bischoffswerder, auf den wir halb umständlicher zurückkommen werden, und der auch in diesen Angelegenheiten mit besonderem Auftrage nach Wien ging. Hier fand er eine ausgezeichnete persönliche Aufnahme, brachte aber als Antwort des Kaisers zurück, daß an ein dauerndes Einvernehmen zwischen Oestreich und Preußen nicht zu denken wäre, so lange Herzberg an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stände.

Sofort war Herzbergs Sturz entschieden; zwei andere Kabinettsminister, die Grafen Schulenburg-Wehnert und Alvensleben wurden ernannt, dem bisherigen Leiter der Diplomatie keine einzige der wichtigen Depeschen und Verhandlungen mehr vorgelegt, und er natürlich hierdurch zum Rücktritt gezwungen. Am 5ten Juli erhielt er die erbetene Entlassung, doch in freundlicher Form. Von da an blieb er ohne allen politischen Einfluß.

Man würde ein großes Unrecht begehen, wenn man ihm den verhältnißmäßig übeln Ausgang der Lütticher Angelegenheit und der Friedensschlüsse von Szistowa und Jassy zuschreiben wollte, da man nichts von dem that und durchführte, was zu einer glücklichen Beendigung leiten konnte. Es ist nicht zu leugnen, daß Herzberg seinen persönlichen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten überschätzte, und den Glanz wirklich selbst auszuströmen meinte, den er nur als Widerschein seines verstorbenen großen Herrn zurückwarf, und deshalb als eitel erscheinen mußte; allein seine politischen Ansichten von dem, was das Berliner Kabinet zu thun hatte, waren richtig, sie waren die Friedrich's des Großen oder sagen wir vielmehr Preußens, auf welche sich einzig und allein die Ansprüche desselben, eine europäische Großmacht zu sein, stützen können; Ansprüche, deren natürlichste Gegner im Osten Europas zu finden sind, mit denen also



auch nur unter besondern Umständen und mit besonderer Vorsicht, wie dies auch zu Friedrich's Zeiten geschah, ein gemeinsames Vorgehen möglich ist.

Friedrich Wilhelm II. ging im Grunde von dem eben ausgesprochenen politischen Sage aus, denn es fehlte ihm weder an natürlichem Verstande, die Lage der Dinge zu erkennen, auch waren Friedrich's des Großen Lehren nicht spurlos bei ihm vorübergegangen, noch an Muth, zur Nachahmung des erhabenen Vorbildes etwas zu wagen, nur durfte man von seiner Natur kein tiefes Versenken in den Gegenstand, keine unerschütterliche Ausdauer verlangen. Daß er übrigens die Lehren Friedrich's nicht ganz vergaß, werden wir im Laufe des Revolutionskrieges zu bemerken Gelegenheit haben.

Die Ereignisse der französischen Revolution erschienen ein hinreichender Anlaß, für den Augenblick das System zu ändern und Oestreich näher zu treten. Wenige Wochen nach Herzberg's Rücktritt fand die berühmte Zusammenkunft zu Pillnitz statt.

Wir müssen, um Platz für preussische Angelegenheiten und Geschichte zu gewinnen, auf die anziehende Aufgabe, den großen welthistorischen Begebenheiten in Frankreich nachzufolgen, verzichten, und die ebenso erschütternden wie belehrenden Ereignisse als bekannt voraussetzen. Ludwig XVI. hatte am 20ten Juni 1791 einen durch eigene Schuld verunglückten Versuch gemacht, sich und seine Familie dem steigend anarchischen Treiben der Hauptstadt zu entziehen; vielleicht wäre es besser gewesen, mit den gemäßigeren Freunden neuer Entwicklung im Bunde eine feste Gliederung des Staates freisinnig zu betreiben. Ob irgend ein Herrscher der Zeit zu einer solchen Leitung des Revolutionsganges befähigt war, ist zweifelhaft, gewiß aber war es Ludwig nicht. Dem äußern Scheine nach willig und süßsam in die neue Ordnung der Dinge, wie es schwachen Charaktern eigen, richtete er seine geheime Hoffnung ganz allein auf die Hilfe der europäischen Kabinette, bei welchen er nur, weil sein offenes Gemüth keinen Hinterhalt kannte, ein unbedingt redliches und uneigennütziges Streben für die allgemeine Sache der Menschheit, keine persönlichen Beweggründe vermuthete. So aber dachten die Kabinette von St. James, Petersburg und Wien nicht, eher das Berliner; denn wenigstens des Königs Sinn war durchaus ehrlich, doch er war Friedrich's Nachfolger, und Preussens Glück war das erste Ziel für einen, der in seine Fußstapfen treten sollte.

Preussens entschiedener Einfluß, im Orient aufgegeben, mußte doch irgendwo Ersatz finden. Das waren ohne Zweifel die Gedanken Friedrich Wilhelms II.; die kleine, aber mächtige Partei um ihn hatte dagegen wohl noch ganz andere Zwecke. Wir würden Unrecht thun, wenn wir vergäßen, daß auch das edle Gefühl persönlichen Mitleidens mit dem bedrängten Monarchen einen wesentlichen Antheil an Friedrich Wilhelms erstem Entschlusse hatte, denn er besaß ein weiches für Unglückliche offenes Herz; und wenn der eigene Bruder der ebenso unglückseligen, als liebenswürdigen Fürstin bei der Zusammenkunft zu Pillnitz im August des Jahres 1791 nur für den Weg der Unterhandlung stimmte, so

verlangte Friedrich Wilhelm II. einen sofortigen Befreiungszug. In dieser Ansicht wurde er von dem jüngern Bruder Ludwigs, dem Grafen von Artois, einem der ersten Auswanderer, einem Sinnesverwandten, lebhaft unterstützt, doch scheiterten sie mit ihren Plänen an der vorsichtigen Politik des Kaisers, und so kam es auf einem Mittelwege am 27sten August zur Unterzeichnung der bekannten Convention, „daß sie die Lage, in welcher sich der König von Frankreich befinde, als einen Gegenstand gemeinschaftlicher Theilnahme für alle Souveräne Europa's betrachteten, daß sie hofften, diese Theilnahme von allen Mächten, deren Hilfe in Anspruch genommen werde, anerkannt zu sehen, daß sie selbst die Anwendung wirksamer Mittel, dem Könige von Frankreich die Freiheit wiederzugeben, nicht verweigern, und zu diesem Behufe eintretenden Falles die erforderliche Streitmacht in Bereitschaft setzen würden.“

Natürlich beeilten sich die Brüder des Königs von Frankreich, der damals in einer Art von Gefangenschaft, da wenigstens seine königlichen Funktionen suspendirt waren, erschien, dieses so eilig, als geschehen konnte, zu verbreiten; ein Umstand, der nur dazu dienen mußte, den Argwohn, der selbst in den Herzen sehr gemäßigter Vaterlandsfreunde Wurzel gefaßt hatte, zu beseitigen. Es war eine fast zu schwierige Aufgabe, damals den richtigen Weg einzuschlagen.

Die für den Augenblick noch friedliche Lösung des inneren Kampfes durch den Abschluß der Verfassung vom 18ten September 1791, da Kaiser Leopold, und seinem Beispiele gemäß auch der König durch offiziellen Glückwunsch die neue Ordnung der Dinge anerkannten, schien den drohenden Sturm entfernen zu wollen; aber diese Anerkennung war von keiner Seite ganz aufrichtig, mindestens herrschte in den auswärtigen Kabinetten das entschiedenste Mißtrauen gegen dieselbe, sowie gegen die Absichten selbst der gemäßigten Freunde der neuen Verfassung. In dieser Stimmung wurde sie durch die jüngeren Brüder des Königs, Graf Artois und Graf von Provence, nebst den meisten der übrigen bourbonischen Prinzen auf das Allereifrigste unterhalten. Die vornehmen Auswanderer stellten die ganze Bewegung der Revolution nur als das Werk einer wenig zahlreichen, aufrührerischen Rotte, sogenannter Philosophen, d. h. Leute, welche sich in gehaltlosen Theorien bewegten; und ohne irgend den praktischen Ernst des Lebens zu kennen, daher auch der ersten kräftigen Maßregel weichen mußten. Dies glaubte man an den Höfen gern, namentlich in Berlin, und war deshalb auf gewaltsame Mittel gefaßt. Ihrerseits suchten die Ausgewanderten jedes Mittel, welches den Bruch schleuniger herbeiführen konnte, zu ergreifen. Das Wirksamste war ihre gewaffnete Zusammenrottung in dem Gebiete des Kurfürsten von Trier, der, ein sächsischer Prinz und Ludwigs Oheim von mütterlicher Seite, ganz besonderen Antheil an dem Geschick der königlichen Familie nahm. So wurde Coblenz das Hauptquartier eines französischen Heeres, dessen Führer gar kein Fehl daraus machten, daß sie in Kurzem die verdammenswerthe Verfassung über den Haufen stürzen, und den alten Königsthron, aber vor Allem die Vorrechte des Adels wiederherstellen wollten.

Das Kabinet des Königs ward natürlich durch die öffentliche Stimme genöthigt, auf Abstellung dieser für Frankreich feindseligen Zugeständnisse zu dringen. Die Klagen der französischen Regierung fanden nicht nur keine Berücksichtigung, sondern es wurde sogar durch eine kaiserliche Note angezeigt, daß der in den Niederlanden kommandirende Feldmarschall Bender die Befehle erhalten habe, dem Kurfürsten von Trier im Fall eines Angriffes gewaffneten Beistand zu leisten. Dies geschah im Dezember 1791.

Zu gleicher Zeit wurden von Seiten des Kaisers ernste Klagen über die durch die französische Verfassung im Elsaß herbeigeführten Aenderungen, durch welche mehrere Reichsstände ihre Hoheitsrechte in dort gelegenen Territorien verloren hatten, erhoben. Man wies alle Entschädigungsvorschläge ab und forderte die Rückkehr des alten Zustandes. Auf Bedingungen letzterer Art eingehen, hieß soviel, als die ganze Verfassung Frankreichs in Frage stellen und zu der alten Ordnung der Dinge zurückkehren; allein gerade dahin suchten es die handelnden Mächte zu bringen; deshalb war es von der gesetzgebenden Versammlung nur consequent, von dem Kaiser die Erklärung zu fordern, ob er mit der französischen Nation in Frieden und gutem Einverständniß leben und jedem Vertrage wider die Unabhängigkeit derselben entsagen wolle.

Unterdessen hatte sich das Freundschaftsband zwischen Oestreich und Preußen immer fester gezogen; ein zufälliger Umstand war noch hinzugekommen. Es hatte nämlich der Markgraf Karl Alexander von Anspach und Baireuth, der schon seit längerer Zeit im Auslande lebte, am 2ten Dezember 1791 zu Vobbeur eine Urkunde vollzogen, nach welcher er gegen ein Jahrgehalt auf die Regierung zu Gunsten Friedrich Wilhelms II. verzichtete. Der Zuwachs für Preußen, 160 Quadratmeilen, war bedeutend, und deshalb unter andern Verhältnissen Widerspruch von Oestreich zu erwarten. Jetzt aber, wo ein Kampf mit Frankreich in Aussicht stand, galt dem Kaiser die Freundschaft mit Preußen viel, und so fand denn am 28sten Januar 1792 die preussische Bestätigung ohne alles Hinderniß statt. Auch der Reichstag zu Regensburg beobachtete nach Oestreichs Vorgang ein tiefes Stillschweigen über diese Sache. Es wurde, wie beide Fürsten durch Circulare an ihre Minister im Reiche bekannt machten, ein förmliches Vertheidigungsbündniß beabsichtigt und im Laufe des Februars wirklich vollzogen. Beide Mächte gewährleisteten sich ihre Staaten, und verpflichteten sich einmüthig, an der Erhaltung des Friedens zu arbeiten, sobald aber dieser Zweck nicht erreicht würde, dem Verbündeten 15,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter zu stellen, und diese Hülfe nach Ermessen zu vermehren, da ihnen nichts mehr am Herzen liege, als die Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands zu bewahren, und für die Aufrechthaltung des Reiches in seiner ganzen Integrität, wie sie durch die Gesetze und Verträge festgestellt worden sei, sorgfältig zu wachen.

Von diesem Augenblick beobachtete man in Wien keine Mäßigung, denn Fürst Kaunitz wies nicht nur in seiner vom 15ten Februar datirten Antwort

auf die Zuschrift des Ministers Delessart vom 21sten Januar jede Klage wegen gewaffneter Versammlung im Reiche zurück, sondern sprach sich auch mit großer Bestigkeit gegen die republikanische Partei, deren Pläne nur auf Umsturz aller gesetzlichen Ordnung hingingen, aus. In einem Begleitschreiben zu dieser Note an den französischen Gesandten in Wien war ausdrücklich bemerkt, der Kaiser habe geglaubt, daß er dem Wohle Europa's schuldig sei, die Umtriebe einer so schädlichen Seite wie die Jakobiner, die sich als die gefährlichste Feindin des Königs, so wie der bestehenden Verfassung erwiesen hätte, öffentlich preiszugeben, da die Ruhe Frankreichs und des ganzen Europa's davon abhinge, daß diese Seite nicht im Frankreich des Uebergewicht erhalte."

Diese Maßregeln wurden nach gemeinsamer Ueberlegung genommen, denn zu gleicher Zeit erklärte der preussische Gesandte in Wien, daß man mit dem Inhalt der Wiener Note vollkommen einverstanden sei, und auf die Aeußerung, Frankreich sei berechtigt, die an der Grenze gestatteten Truppenversammlungen der Ausgewanderten mit Gewalt auseinanderzutreiben, „Preußen werde jeden Einbruch französischer Truppen in das Reichsgebiet als eine Kriegserklärung ansehen, und in Verbindung mit dem Kaiser sich mit gewaffneter Hand widersetzen."

Man kann nicht mit Unrecht sagen, daß durch die von den beiden verbündeten Mächten gemeinsam abgegebene Erklärungen jede Aussicht auf eine friedliche Lösung der schwebenden Fragen abgeschnitten wurde, welche sonst gerade in jener Zeit mehr als je zu erwarten stand, da wegen des aufgelösten Zustandes, in welchem sich das französische Heer damals befand, die gesetzgebende Versammlung für die Fortsetzung der diplomatischen Unterhandlungen und zu allen mit der Ehre Frankreichs vereinbarenden Entschädigungen sich geneigt erklärt hatten. Allein diese friedliche Stimmung erlosch, als die beleidigende Note des Fürsten Kaunitz in der Versammlung verlesen wurde, wo man leider nur schon zu sehr von dem Argwohn erfüllt war, daß die in derselben ausgesprochenen Ansichten die des Königs und seiner Umgebung wären, das Volk durch ihn verrathen sei. Da war an keine fernere Nachgiebigkeit mehr zu denken; die Minister des Königs, als Verräther an der Sache des Volkes bezeichnet, vermochten gegen den allgemeinen Sturm nicht anzukämpfen.

Unglücklicher Weise starb an demselben Tage, wo dies in Paris vorging, am 1sten März 1792, der Kaiser Leopold II., dessen Mäßigung und Vorsicht den völligen Ausbruch eines Kampfes vielleicht hätte verhindern können; sein Nachfolger Franz ward ganz von der zu gewaltsamen Maßregeln geneigten Partei fortgerissen. Die Noten des Fürsten Kaunitz wurden immer bitterer. Auf eine dringende Vorstellung des französischen Kabinetts, welche der Gesandte am 11ten überreichte, und die nur eine Versicherung, daß keine Verbindungen mit fremden Mächten, so wie feindselige Rüstungen gegen Frankreich stattfänden, verlangte, lautete die Erwiderung im höchsten Grade aufregend. Unter Anderm hieß es darin: „Sollten die Händel einer blutdürstigen und wüthenden Faktion, die nur darauf ausgeht, sowohl die Freiheit des Königs, als die Erhaltung der

monarchischen und jeder andern geregelten Verfassung, wie die Beobachtung der feierlichsten Verträge auf trügliche Wortspiele herunterzusetzen, das Uebergewicht erhalten: so schmeicheln sich Sr. Majestät, daß wenigstens der gesunde und vorzüglichste Theil der Nation das Dasein eines Bundes, dessen Absichten ihres Vertrauens würdig seien und der gegenwärtigen höchst wichtigen Krisis entsprächen, als eine tröstliche Aussicht auf Unterstützung betrachten werde."

Außerungen dieser Art erschienen der gesetzgebenden Versammlung als ein Hohn gegen das freie nur sein Recht suchende Volk. Vor dem wild aufbrechenden Sturm mußten die bisherigen Räte der Krone weichen. Ihr Zorn traf zuvörderst den Minister des Auswärtigen, Delessart; an ihm sollte sich zuerst die Lehre von der ministeriellen Verantwortlichkeit fürchtbar verwirklichen. Er wurde als Gefangener nach Orleans abgeführt, um dort von dem neuerrichteten National-Gerichtshof sein Urtheil zu empfangen. In den September-Tagen fand er seinen Untergang. Statt seiner übernahm der gewandte Dismouriez, der talentvollste Mann in dem neuen sogenannten Jakobiner-Ministerium, die Leitung der Geschäfte im auswärtigen Amte.

Ueber die Wendung der diplomatischen Verhältnisse zwischen Frankreich und dem Kaiser konnte kein Zweifel mehr walten. Auf Grund der Note vom 18ten März legte Dumouriez in einem ausführlichen Berichte dem König dar, daß die bisherigen Verhandlungen den hindänglichsten Beweis für die offene Feindschaft des Wiener Cabinettes gegen Frankreich bekundeten, und so der König nöthigte, der Verfassung gemäß, in der Versammlung den Krieg gegen den König von Ungarn, denn Franz war damals noch nicht zum Kaiser gewählt, in Vorschlag zu bringen. Am 20sten April geschah der verhängnißvolle Schritt, durch welchen Europa ein Vierteljahrhundert hindurch der Schauplatz von Kriegereignissen ohne Beispiel und in Bahnen gerückt werden sollte, dem Ausgangspunkt heut noch weit ferner erscheint, als je in der Zeit des furchtbarsten Kampfes auf blutgetränkten Schlachtfeldern.

Wohl mochte Ludwig XVI. wenigstens einen Theil des furchtbaren Sturmes, den er heraufzubeschwören gezwungen war, ahnen, denn ihm bebte die Stimme, als er den verhängnißvollen Antrag vor der von Rationalgefühl gestachelten Versammlung ablas, allein den ganzen Umfang des bevorstehenden Geschehens vermochte er wohl nicht zu denken. Vielleicht sah er in dem Krieg nur das leichteste und schnellste Mittel, um durch den Beistand der auswärtigen Mächte, deren aufrichtigen und uneigennütigen Willen, ihm zu helfen, er ganz nicht im fernsten in Zweifel zog, über die regellosen und unlauteren Elemente der revolutionären Bewegungen Herr zu werden; so wenigstens legten es damals und später beim Gerichte seine Feinde aus; auch ist es nach den Berichten der Anhänger des königlichen Hauses selbst nicht zu bestreiten, daß seine nächste Umgebung so dachte, und hier die Zeit der Ankunft fremder Truppen als der Augenblick der Befreiung von allen Gefahren ausgerechnet wurde. — Kurz, der Würfel war geworfen, das Unheil begann seinen zerschmetternden Lauf.

Selbst die Partei, welche die Kriegserklärung durchgesetzt hatte, fürchtete wohl keinesweges einen allgemeinen und langdauernden Kampf. Man konnte sich, wenigstens die mit den politischen Verhältnissen vertrauten Personen, nicht überreden, daß Preußen ernsthaft mit Oestreich im Bunde seine Streitkräfte gegen Frankreich führen würde. Letzteres aber hatte längs des Rheines keinesweges die nöthige Truppenzahl zur Ueberwältigung Frankreichs versammelt. Auf der ganzen Linie von den Niederlanden bis zum Breisgau standen nicht mehr als 50,000 Mann im Frühjahr 1792. Anfangs rückten auch die französischen Truppen, ebenfalls in drei Heeresabtheilungen geordnet, fast ungehindert vor. Unter der Führung des in dem amerikanischen Kriege ehrenvoll bekannten Marschall von Rochambeau brang eine Abtheilung des Nordheeres am 27ten April in die Niederlande ein, zog sich aber, sobald die östreichischen Truppen nahen, in großer Unordnung nach Valenciennes zurück. Schlimmer noch ging es einem zweiten Corps unter dem General Dillon, welches von Lille aus gegen Tournay vordrang; allein beim ersten Zusammenstoß mit den Oestreichern unter dem Geschrei: „Wir sind verrathen!“ auseinanderstob. Dillon selbst fand bei dieser Auflösung aller Kriegszucht seinen Tod.

Diese Vorfälle enthüllten hinlänglich den Zustand der französischen Truppen. Hier war jedes Vertrauen der Soldaten auf ihre Führer, sowie der Letzteren auf die Soldaten geschwunden. Jene, der so tödtlich verletzten Aristokratie angehörig, mißbilligten, selbst wenn sie auf ihren Posten geblieben waren, größtentheils die neue Ordnung der Dinge, wenn nicht aus politischen Gründen, wenigstens weil durch die stets zunehmende Bewegung der Geist parlamentarischer Verhandlung in die Kasernen, ja in Reich' und Glied eingebracht war. Man meinte, was in Amerika zuträglich gewesen, sei auch in einem europäischen Heere anwendbar, und außerdem war man nicht einmal mit dem in Amerika herrschenden Milizwesen in Bezug auf die Bewegung freier Bürger zufrieden.

Nichtsdestoweniger blieben die Oestreicher unter dem Oberbefehl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen zum Widerstande zu schwach, als der Nachfolger Rochambeau's, der alte Marschall Luchner, mit 28,000 Mann von Neuem vorrückte, und die seit der Aufhebung des Barrière-Traktats offen liegenden Städte Courtray, Opern, Menin und Furnes einnahm. Allein kaum hatte der Herzog einige Verstärkungen an sich gezogen, so wich Luchner in Folge eines Kriegsrathsbeschlusses von Neuem in seine Grenzstellung zurück. Ohne Zweifel wäre es zu keiner bedeutenden Kriegsbewegung gekommen, wenn nicht jetzt Preußen, dem Ansehen nach, sehr ernsthaft an dem Kampfe Theil genommen hätte.

Schon ehe die kriegerisch lautenden Erklärungen in Paris mitgetheilt worden waren, hatte man im Februar desselben Jahres in Potsdam über den Feldzugsplan gegen Frankreich berathen. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, bekanntlich eine Celebrität noch aus dem siebenjährigen Kriege, war für die bisher übliche Weise der Kriegsführung; die Grenzfestungen sollten erobert, und von dieser

Basis aus weiter verfahren werden. Mit einer so langsamen und methodischen Operation waren die Auswanderer, denen man, wie wir wissen, in den Umgebungen Friedrich Wilhelm II. ein sehr geneigtes Gehör schenkte, nicht zufrieden. Die vornehmen Herren, in der anmaßenden Ueberzeugung, ohne sie fehle es den Franzosen an jeder Streitsfähigkeit, schmeichelten dem erhabenen Beschützer mit der Vorstellung, daß die hauptlose Heerde beim ersten Erscheinen der Fellen des siebenjährigen Krieges in alle Winde zerfliegen würde; und die Vorfälle des April in den Niederlanden erhoben natürlich diese Vermuthungen zur Gewißheit. Wenigstens äußerte des Königs Vertrauter, Bischofswerder, im Mai des Jahres zu dem bekannten Raffenbach: „Er solle nicht zu viel Pferde kaufen, da die Komödie nicht lange dauern würde. Der Freiheitschwindel in Paris verlauche schon; die Armee der Advokaten werde in den Niederlanden tüchtig geklopft, und man könnte darauf rechnen, im Herbst schon wieder nach Hause zu ziehen.“

Aus diesen Ansichten erklärt es sich, daß nicht allzueifrigte Anstalten für einen Feldzug gemacht wurden, welcher nur als ein militärischer Spaziergang erschien; man hoffte vielleicht, daß sich die Sache von selbst in Paris zu Gunsten Ludwigs lösen würde; und außerdem gestalteten sich die Dinge äußerst ernst in Polen, wo Rußland von Tag zu Tag gebieterischer auftrat, und von den zu hoch angeschlagenen Schätzen Friedrichs war ohne Zweifel der größte Theil schon durch den Zug nach Holland und die Rüstungen zum Bestand der Türken verwendet worden. Nur langsam daher nahten die preussischen Truppen dem Rheinufer, und eine vom 26sten Juni aus Berlin datirte Proclamation verkündete, „daß Friedrich Wilhelm II. als Bundesgenosse des Königs von Ungarn und Böhmen, sowie als mächtiger Stand des Reiches die Waffen ergreife zur Abwehr des auf ihn versuchten Angriffes, und nur den im Elsaß und Lothringen angeessenen, von Frankreich unterdrückten und beraubten Fürsten Recht zu verschaffen, vornehmlich aber, um den berechnungslosen Uebeln zuvorzukommen, die aus dem verderblichen Geiste allgemeiner Ungebundenheit und dem Umsturze aller Gewalten in Frankreich für Europa und für die ganze Menschheit entstehen müßten. Der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, hier eine gesetzliche Gewalt auf den wesentlichen Grundlagen einer monarchischen Verfassung herzustellen, und eben dadurch die andern Regierungen wider die aufwieglerischen Unternehmungen einer wüthenden Rote zu sichern, das sei der große Gegenstand, den sich der König im Verein mit seinen Verbündeten zum Ziel gesetzt habe.“

Der Widerwille gegen die revolutionären Grundsätze war es jedoch nicht allein, zu deren Bekämpfung man auftrat, es galt auch die Zustände in Europa nicht vollkommen stören zu lassen, denn in Berlin war doch immer noch nicht die alte gar wohl berechtigte Besorgniß vor Rußland und besonders vor Oestreich geschwunden. „Keiner bei Erhaltung des Gleichgewichtes von Europa mehr oder weniger betheiligten Macht, lautete die Meinung, könne es

Gleichgültig sein, daß ein Königreich, welches ehedem vorzüglich zur Erhaltung des Gleichgewichtes wirkte, den inneren Erschütterungen der abscheulichen Zerstörung preisgegeben sei, und sein politisches Dasein verliere; jeder Menschenfreund werde den Augenblick segnen, wo das Blendwerk mißverständener Freiheit aufhören werde, dessen trügerischer Schimmer auf die sanften Bande der Anhänglichkeit und des Vertrauens, welche die Völker an ihre Fürsten, als an ihre Väter und Beschützer, binden, ein falsches Licht werfe, und sie von ihren wahren Wohltätern entferne.“

Ohne Zweifel wollte man in Berlin die Oestreicher nicht einseitig vorgehen lassen, um ihre Macht nicht durch die so leicht gewonnenen Eroberungen von den Niederlanden aus zu vergrößern. Wie durch den so wohlgeglückten Zug nach Holland Preußen einen überwiegenden Einfluß in diesem Lande erhalten, so meinte man auch in Paris festen Fuß fassen, und den politischen Einfluß Preußens auf den Westen Europa's ausdehnen zu können, Pläne, die, wenn sie verwirklicht werden konnten, den Nachfolger Friedrich's in Bezug auf erfolgreiche Thätigkeit für die neugebildete Großmacht seinem Vorbilde rühmlich an die Seite gesetzt haben würden.

Friedrich Wilhelm II. fehlte es, wie auch die folgenden Jahre seiner Regierung zeigen werden, an eblem Ehrgeize dazu nicht, wohl aber an der dazu nöthigen tiefen Einsicht in die wahre Lage der Völker und Regierungen der damaligen Zeit, vor Allem jedoch an der dazu erforderlichen ernstlichen und unerschütterlichen Ausdauer, mit welcher man in Wien seine Zwecke verfolgte, und dadurch trotz unerhörter Unfälle zur Grundlage einer erhöhten Macht gelangte.

Am 5ten Juli wurde Franz II. in Frankfurt gekrönt; auf dem Rückwege in seine Staaten besprach er sich mit dem hohen Verbündeten in Mainz, welchem er gern die oberste Leitung der Kriegsbewegungen am Mittelrhein, dem sich das Corps der Auswanderer anschließen sollte, überließ, während von den Niederlanden und dem Oberrhein her die östreichischen Heeresabtheilungen diesem Unternehmen die Hand bieten sollten. Obgleich dem Herzog von Braunschweig der Oberbefehl übertragen war, begleitete doch der König nebst den beiden ältesten Söhnen, wie es seit dem großen Kurfürsten in dem hochzollernschen Hause Sitte gewesen war, das Heer, um durch die Gegenwart der hochverehrten fürstlichen Personen den Eifer der Führer, wie der gemeinen Soldaten zu erhöhen, allein zum Nachtheil der Kriegsoperationen, weil der Herzog, mehr Hofmann als Feldherr, weder in politischen, noch in militärischen Dingen seiner richtigen Ueberzeugung folgte, sobald sein königlicher Freund durch seine Umgebung zu anderen Ansichten gestimmt war.

Karl Wilhelm Ferdinand war neben seinen unbestreitbar nicht unbedeutenden militärischen Talenten ein Landesvater im wahren Sinn des Wortes; das braunschweiger Land erkannte in ihm mit Recht seinen Wohltäter. Auch den Ideen des vernünftigen Fortschrittes war er nicht entgegen. Er mißbilligte



die Schritte der Auswanderer und der Hofpartei in Frankreich, und wurde natürlich deshalb von diesen mit großem Widerwillen angesehen. Dafür hatte er in Frankreich eine gewisse Popularität, denn noch im Januar 1792 machte der streng constitutionell gesinnte Minister Narbonne im Namen des Königs dem Herzog den Antrag, den Oberbefehl über das französische Heer zu übernehmen, was Letzterer jedoch wegen seiner Stellung als preussischer Feldmarschall ablehnte. Ja, nach des Königs Hinrichtung scheint eine Partei wirklich daran gedacht zu haben, das von den Auswanderern schon früher ausgesprengte Gerücht, der Herzog wolle auf den französischen Thron steigen, zu verwirklichen.

Nach den Vorfällen des 20sten Juni jedoch, wo das königliche Ansehen durch die Frechheit der von den Girondisten aufgeregten Volksmassen so tödtlich beleidigt worden war, wagte der Herzog nicht mehr, den am Berliner Hof herrschenden Gesinnungen entgegenzutreten; seinem nachgiebigen Charakter gemäß ließ er sich sogar zur Unterzeichnung eines Manifestes bewegen, dessen Inhalt er nicht nur seinen gemäßigten Ansichten widersprechend fand, sondern welches er als höchst zweckwidrig für den ganzen Kriegsplan, als einen schweren politischen Fehler ansehen mußte. Zwar lautete das Manifest dahin, daß die Verbündeten sich nicht in die innere Regierung Frankreichs mischen, noch weniger Eroberungen machen, sondern nur den König mit seiner Familie aus der Gefangenschaft befreien und ihm die nöthige Sicherheit verschaffen wollten, um die ihm angemessen erscheinenden Zusammenberufungen zu bewirken, was allerdings seltsam genug mit dem Versprechen der Nichttheilnahme stimmte. „Die verbündeten Heere würden, hieß es ferner, in den Städten, Flecken und Dörfern die Personen und Güter aller derjenigen beschützen, welche sich dem Könige unterwerfen würden, auch zur Wiederherstellung der Ordnung und Polizei in ganz Frankreich die Hand bieten.“ An die Nationalgarden erging die Aufforderung, „vorläufig und bis zur Ankunft der verbündeten Truppen oder bis ein Anderes verfügt worden, für die Ruhe in den Städten und auf dem Lande und für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu sorgen, wogegen die, welche wider die Truppen der verbündeten Höfe fechten und mit den Waffen in der Hand ergriffen werden würden, als Rebellen gegen ihren König und Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden sollten. Die Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der französischen Linientruppen wurden gleichfalls aufgefordert, zu ihrer vormaligen Treue zurückzukehren und sich sofort dem Könige, ihrem rechtmäßigen Souverän, zu unterwerfen. Ebenso die Mitglieder der Bezirks- und Gemeindebeamten. Sie alle wurden mit ihrem Kopfe und ihrem Vermögen für jedes Verbrechen, ja für jede Ungebühr, welche sie verhindern könnten und nicht verhindern würden, verantwortlich gemacht. Die Einwohner der Ortschaften, welche den verbündeten Truppen irgend einen Widerstand entgegensetzen würden, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört oder verbrannt werden. Vor Allem verpflichtete man die Stadt Paris, sich ohne Aufschub dem Könige zu unterwerfen, ihn in völlige Freiheit zu setzen,

und ihm, wie allen Personen der königlichen Familie, die Unverletzlichkeit zuzusichern, zu welchem das Natur- und Völkerrecht die Unterthanen gegen ihre Herrscher verpflichtet. Die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, sowie alle Behörden, wurden mit Leib und Leben für jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die königliche Familie verantwortlich erklärt, und im Uebertretungsfalle mit Strafe nach Kriegsrecht, ohne Hoffnung auf Gnade, bedroht. Wenn das Schloß der Tuilerien gestürmt und dem Könige oder seiner Familie die mindeste Beleidigung zugefügt, nicht augenblicklich für ihre Sicherheit und Freiheit Sorge getragen werde, so sollte eine exemplarische in ewigem Andenken bleibende Rache genommen, die Stadt Paris einer militärischen Execution und gänzlichen Zerstörung Preis gegeben, die Verbrecher der verdienten Todesstrafe überliefert werden. —

So lautete der Hauptsache nach diese in der Unvorsichtigkeit alles Maas überschreitende Proclamation; ja stände nicht der ehrenhafte Charakter des Königs so wohlbegründet fest, so könnte der Verdacht auftauchen, als habe man das, was man zu vermeiden vorgegeben, absichtlich hervorrufen wollen. Vor Allem aber stellt es die Thorheit und Verblendung der Auswanderer heraus, ihre volle Unkenntniß von dem Zustande des Volkes, welches sie beherrschen zu Innen wähten, denn das Manifest war in dem Bureau des jedenfalls zu ihren geistreichsten Mitgliedern gehörenden Grafen Calonne von einem Marquis von Simon entworfen, allein in noch schärferen Ausdrücken, als hier mitgetheilt, die nur auf besondere Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig, der als praktisch-verständiger Mann die ganze Sache mißbilligte, eine Milderung erfahren haben soll.

Freilich erschien zwei Tage später noch eine andere viel stärkere Drohung gegen Alle, welche irgend eine Gewaltthätigkeit an der Person des Königs verüben würden. Entweder also hatte der Herzog sein früheres, verständiges Urtheil über die wahre Lage der Dinge verloren, oder es mangelte ihm jede Spur eines festen Charakters.

Natürlich mußte die öffentliche Stimme, welche nach den Ausschweifungen des 20ten Juni sich dem Könige zugewandt hatte, durch diese unbesonnene Maßregel einen neuen Rückschlag veranlassen. Man hatte das Nationalgefühl eines in allen seinen Schichten aufgeregten mächtigen Volkes, welches nur zu sehr an kriegerischen Bewegungen Geschmack findet, mit aller Gewalt entflammt, den gemäßigten Freunden einer bessern Ordnung der Dinge, welche Ludwig XVI. und den Königsthron retten wollten, indem sie die gegen ihn erhobenen Anklagen zu entkräften suchten, jede Möglichkeit dazu genommen, denn die Feinde Frankreichs, und als solche mußte denn doch das französische Volk die mit Heeresmacht einrückenden Fremden betrachten, hatten ihre Absichten mit unumwundener Offenheit vor Europa ausgesprochen. Was mußte man nicht erst von dem geheimen Sinne, der doch fast immer hinter dem öffentlichen Documenten verborgen liegt, vermuthen? Mußte nicht der König Ludwig, der doch

selbst den Krieg beantragt hatte, als ein heuchlerischer Bundesgenosse der Feinde Frankreichs erscheinen? Deshalb übertönte der Waffentruß zur Vertheidigung des Heerdes jede andere Empfindung. Der Beschluß des gesetzgebenden Körpers: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ wurde theils mit wilder Begeisterung, wenigstens aber ohne Widerspruch im Lande aufgenommen, denn jeder Andersdenkende hätte sich als Verräther bekundet; man hatte auch den friedlichen Theil des Volkes ohne Wahl auf das Feld eines pflichtgebotenen Kampfes getrieben.

Allein für die exaltirte Partei, und ohne sich bloß zu geben mußten auch die Gemäßigten mit ihnen gehen, galt es vor Allem, sich im Innern sicher zu stellen. Konnte man denn an der Spitze der Verwaltung und Vertheidigung des Staates einen König stehen lassen, den die Verbündeten als einverstanden mit sich bezeichnet hatten, und in dessen Umgebung man ängstlich die Zeit, wo die preussischen Truppen den Thoren der Hauptstadt nahen würden, berechnet? So stürzte der Königsthron am 10ten August; vergebens war Lafayettes Versuch, durch einen Marsch auf Paris Ludwig XVI. aufrecht zu erhalten, kaum entging er selbst den schon für die Partei des Umsturzes gewonnenen Soldaten, freilich nur, um Jahre lang als Gefangener in den Festungen der Verbündeten zu schmachten.

Am 19ten August 1792 überschritt die preussische Armee nach einem hitzigen Gefecht die französische Grenze. Von einer Muthlosigkeit, wie bei den belgischen Vorfällen, war auf französischer Seite nicht die Rede, allein die Flucht des Oberfeldherrn mit einem Theil des Generalstabes brachte Verwirrung in die Bewegungen, die rechtzeitig benützt, für Paris hätten verderblich wirken müssen. Das französische Heer blieb unverfolgt, dagegen stieß am 21sten Clairfayt mit 20,000 Mann Oestreicher zu den Preußen, und Longwy, eine kleine Festung am Flusse Mosel, kapitulirte am 23ten August gegen freien Abzug. Der Herzog war der Meinung, es müßten auch noch die Festungen Sedan, Montmédi und Thionville eingenommen werden, ehe man den Marsch auf Paris wagte; der König aber, ungeduldig bei jedem Verzuge, drängte vor, nach der Marne zu; das Heer lagerte vor Verdün. Auch hier ging es ähnlich, wie bei Longwy. Die Bürgerschaft verlangte die Uebergabe, und da der Commandant, Namens Beauregairre, sie nicht abzuwenden vermochte, erschoss er sich vor den Augen der versammelten Menge. Die Soldaten, denen ebenfalls freier Abzug gestattet war, riefen beim Ausmarsch am 2ten September den Gegnern zu: „Auf Wiedersehen in den Ebenen von Chalons!“

Ehe man aber dahin gelangte, mußte man die Argonnen, ein langgestrecktes Waldgebirge mit mehreren engen Pässen, durchziehen, welches die Franzosen nicht zur rechten Zeit besetzten, und dadurch einen entschiedenen Vortheil aus den Händen gegeben hätten, wenn die Preußen mit Nachdruck vorgegangen wären. Dieser Umstand erlaubte es dem General Dumouriez, welcher nach Lafayettes Flucht den Oberbefehl an dieser Stelle übernommen hatte, die wichtigen Pässe zu besetzen, und so die Gegner einige Tage aufzuhalten. Der

Zeitgewinn war aber für die Franzosen äußerst vortheilhaft; denn Dümouriez konnte nun die Streitkräfte der Generale Kellermann und Beurnonville an sich ziehen, sowie ununterbrochen zuströmende neue Aushebungen. Als daher Clairfaut, der fähigste unter den östreichischen Generalen, den Paß von Croix aux Bois gestürmt und die dort stehenden französischen Truppen bis nach Chalons zurückgeworfen hatte, mußte sich auch Dümouriez auf die Aisne zurückziehen, und der Herzog war des Umweges um den Argonner Wald enthoben.

Deffenugeachtet aber blieb er einige Tage in seinem Lager vor Grand-prés, theils aus gewohnter Vorsicht, theils wohl immer noch in der Hoffnung, es würde sich eine Bewegung zu Gunsten der Verbündeten geltend machen, vornehmlich aber wohl wegen der äußerst ungünstigen Witterungsverhältnisse, welche gerade in jenem Jahre herrschten. Schon der Sommer war naß und kalt gewesen, allein der Eintritt des Herbstes wurde vollends verderblich für das Heer durch die unaufhörlichen Regengüsse, welche den Boden auflösten, den Marsch dadurch äußerst beschwerlich und die Herbeischaffung der nöthigen Unterhalts- und Verpflegungsmittel fast unmöglich machten. Daß bei solchen Verhältnissen der Gesundheitszustand der Truppen nicht befriedigend sein konnte, ist leicht zu begreifen, zumal da, als man in die Champagne einrückte, der Genuß unreifer Trauben und des jungen Weines verheerende ruhrartige Krankheiten unter den Soldaten erzeugten. Eine große Zahl der Kranken füllte die Lazarethe, die kampffähige Mannschaft minderte sich von Tage zu Tage. Der Herzog von Braunschweig zeigte sich unentschlossener als je. Offenbar wollte er eine Schlacht vermeiden, und nur durch Operationen den Feind zum Rückzuge zwingen, um so der langverheißenen inneren Bewegung Gelegenheit zum Ausbruch zu verschaffen.

Diese jedoch ließ vergeblich auf sich warten; im Gegentheil hatte man nur den Fanatismus für die neue Ordnung der Dinge gesteigert, und den exaltirtesten Anhängern derselben den Weg zur Herrschaft gebahnt. Die entsetzlichen Septemberscenen erfolgten, wo der Besorgniß vor Verrath im Innern von einer Rotte von Verbrechern oder wahnbethörten Schwärmern ein schmachvolles Opfer durch den Mord der gefangenen eidscheuen Priester und Anhänger der alten Vorrechte gebracht wurde. Sie konnten als der erste Akt der grauenvollen Schreckensherrschaft gelten.

Ein neuer Beweggrund zum blutigen Kampfe gegen die feindlichen Truppen war hinzugetreten, die Furcht vor dem Tode als Hochverräther am Vaterlande; und wer nicht aus Begeisterung für die bedrohte nationale Unabhängigkeit ins Feld zog, der suchte Schutz gegen schmachvollen Kerker und Tod in dem Felblager, wo er Ruhm und Ehre ernten konnte. So füllte sich das Lager Dümouriez mit entschlossenen, wenn auch noch nicht ausgebildeten und erprobten Kriegeren, von denen keiner wenigstens Verräther am Vaterlande werden, keiner schmachvoll der Gefahr den Rücken wenden wollte.

Dies zeigte sich, als am 20ten September auf des Königs Wunsch, den Feind nicht unter dem Vorwande von geschickten Manövern entkommen lassen wollte, Maßregeln zu einem Angriff genommen wurden. Durch einen Nachmarsch gelangten die Preußen über die Linien des französischen Heeres hinaus und schnitten sie so von dem Wege nach Chalons ab. Bei Balmy standen beide Heere einander gegenüber; es schien, als sollte es zur blutigen Entscheidungsschlacht kommen. Noch immer herrschte die Meinung wenigstens in dem preussischen Heere, die Franzosen würden den Anblick einer geregelten Schlachtreihe auf offenem Felde in ihrer damaligen militärischen Lage nicht aushalten, aber der 20ste September zeigte, daß auch diese Vorstellung auf einem völligen Irrthume beruhte. Man kanonirte den ganzen Tag ohne irgend Schrecken dadurch beim Feinde zu erregen, welcher im Gegentheil die Kanonade auf das Lebhafteste erwiderte. Auf beiden Seiten gab es einige hundert Tode und Verwundete. Mehrmals wurde der Herzog gedrängt, einen stürmenden Angriff auf die vom Feinde besetzten Höhen zu machen, allein es unterblieb, angeblich, weil die nöthige Munition zur Fortsetzung des Kampfes fehlte, obschon die Destreicher unter dem General Clairfayt auf dem Schlachtfelde anlangten.

Gewiß wirkten die verschiedenartigsten Gründe auf diesen Beschluß. Man wußte, daß Dumouriez, trotzdem, daß er zu Zeiten die Jakobinermütze in den Pariser Klubs getragen hatte, dennoch kein Verehrer republikanischer Schwärmerien war, und daß vielleicht mit ihm mehr ausgerichtet werden konnte, als durch einen Kampf gegen ihn. In diesem Sinne wurde durch den Adjutanten des Königs, von Mannstein, eine Unterhandlung angeknüpft, die aber damit endete, daß der feindliche General den Beschluß der ersten Sitzung des Nationalconventes vom 21ten September mittheilte, durch welchen Frankreich als Republik erklärt wurde.

Hierüber von Neuem auf das Heftigste erbittert, wünschte Friedrich Wilhelm II. die Entscheidung durch eine Schlacht, aber als die niederschlagende Nachricht kam, daß weder Holland noch England an dem Kriege Theil nehmen würden, und daß die Franzosen sogar den Plan zu einem Einfall in Deutschland vom Mittelrhein aus entworfen hätten, veranlaßte die Annahme des schon früher von Dumouriez mit Danton, der in jener Zeit einen großen Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten in Frankreich ausübte, vermittelten Anerbietens, daß der Rückzug des preussischen Heeres aus der Champagne auf keine Weise unruhigt werden sollte. Statt einer Schlacht erfolgte am 30ten September eine Art von Vertrag zwischen den beiden Oberfeldherren, welcher die Bestätigung des Monarchen und der inzwischen im Lager angelangten Commissarien des Nationalconventes erhielt. Sie lautete dahin: „daß die preussische Armee sich bis an die Maas zurückziehen, die beiden eroberten Festungen räumen, und keine von beiden Armeen eine Feindseligkeit gegen die andere verüben sollte.“

Noch an demselben Abende begann der Rückzug. Dieser erschien unter den obwaltenden Umständen die einzig heilsame Maßregel für das preussische

Heer, für die Franzosen aber war es äußerst erwünscht, wenn sie die Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich lösen konnten, welche außerdem als eine unnatürliche von allen französischen Staatsmännern angesehen wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß schon sichtbare Reime des Mißverständnisses sich zeigten.

Der Abzug des preussischen Heeres übte den nachtheiligsten Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reiches und anderer mit den Verbündeten in Einverständnis stehenden Staaten aus. Speier, wo die Oesterreicher ihre hauptsächlichsten Magazine hatten, war nur durch 2000 Mann gedeckt, obgleich der Gouverneur von Landau, General Custine, bedeutende Streitkräfte um diese wichtige Festung versammelt hatte. Deshalb bedurfte es denn keiner großen Mühe, die schlecht bewachte Stadt nebst ihren bedeutenden Vorräthen wegzunehmen. Allein auch die starke Festung Mainz, der Hauptschuß des Reiches von dieser Seite, wurde auf gleiche Weise bedroht. Zwar fehlte es den französischen Truppen an allem Nöthigen, besonders an Geschütz, um einen so weithläufigen Platz zu nehmen, es hätte daher die freilich geringe Besatzung von 4000 Mann zur Vertheidigung genügt; allein die Befestigungswerke waren in schlechtem Zustande, im Innern herrschte Zwiespalt, da unter den Bürgern, wie in der Besatzung der Stadt sich viele Anhänger der revolutionären Ideen fanden. Custine gehörte jedoch zu den Führern, wie wir sie im Beginn der Revolution wiederholtlich finden, welche in Diplomatie und Kriegsunternehmungen diese revolutionäre Stimmung als Hebel zu ihren Zwecken zu benutzen wußten. Durch seine Drohungen geschreckt, glaubte der Kommandant viel gewonnen zu haben, als ihm Custine freien Abzug der Truppen unter dem Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen die Republik zu dienen, gestattete. In Mainz aber ward ein Jakobinerklub sowie ein Freiheitsbaum errichtet; die alten Reichseinrichtungen hatten sich überlebt, dies zeigte sich am meisten in den geistlichen Fürstenthümern.

Tages darauf zogen die Franzosen in Frankfurt ein, welches anderthalb Millionen Thaler Kriegssteuer zahlen mußte, wie sehr auch die Behörden von Anfang der Bewegungen an ängstlich jeder Maßregel entgegen gewesen waren, die nur immer der neuen Ordnung der Dinge mißfällig geschienen haben konnte. Frankfurt zwar ward durch preussische und hessische Truppen den Franzosen wieder genommen, aber war auch Mainz ihnen zu entreißen, war es zu spät im Jahre; auch fehlte es dazu an den nöthigen kriegerischen Anstalten.

Während dies im mittlern und südlichen Deutschland geschah, hatte auch König Viktor Amadeus die üblen Folgen seiner Abneigung gegen die Revolutionen seiner Nachbarn empfunden. Vergessens hatte er sich darauf verlassen, daß kein Grund zu Feindseligkeiten gegen ihn vorlag. Die neue Republik kümmerte sich wenig um das bisherige Völlerrecht, welches freilich schon vor ihr manche Könige nicht minder verletzt hatten. Ohne Kriegserklärung war die Schwabener unter dem General Montesquieu in Savoyen eingedrückt, und hatte ihr Vorgehen als natürliches Vorgehen des neuen Frankreiches erklärt.

Nicht minder bedenklich sah es auf der entgegengesetzten Seite des Kriegsschauplatzes aus. Dümouriez, an der Spitze der Nordarmee, welche nach dem Abzuge der Preußen bis auf 80,000 Mann gewachsen war, hatte dem Herzog größtentheils den Rückweg nur deshalb erleichtert, um mit desto größerem Andruck seinen früheren Plan auf Belgien ausführen zu können. Ihm gegenüber stand der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, jedoch war er, selbst nachdem General Clairfayt zu ihm gestoßen war, zu schwach, um einer so zahlreichen Armee Widerstand zu leisten. Um Brüssel zu retten, erwarteten die kaiserlichen Feldherren die Franzosen bei Gemappe am 5ten November. Der Widerstand war verzweifelt, allein die Uebermacht (es kämpften kaum 20,000 Oestreicher gegen mehr als 40,000 Franzosen) war zu groß, und Dümouriez geeignet, die ungefaltete französische Armee zweckmäßig im Kampfe zu verwenden. Die Schlacht ging für die Oestreicher verloren, mit ihr das ganze Gebiet der östreichischen Niederlande mit der einzigen Ausnahme von Luxemburg, Lüttich, Limburg, Gelbern und Aachen fielen den Siegern in die Hände, und überall erhoben die wenige Jahre zuvor niedergehaltenen Patrioten ihr Haupt.

So hatte sich denn die Scene vollständig geändert. Nicht nur erschien Frankreich, dessen Unterwerfung man als so leicht ausgegeben, und an dessen Theilung man vielleicht schon in Wien gedacht, wo unter dem alten Kammerherrn der Baron von Thugut seine arglistige Politik zu entwickeln begann, sondern Belgien und Savoyen waren erobert, Holland und Piemont schwer bedroht, der südwestliche Theil des römischen Reiches schwebte nach der Eroberung von Mainz in der allergößten Gefahr. Die Oestreicher beschuldigten Preußen, man habe sie treulos im Stich gelassen, und hörte ihrerseits den Vorwurf, man habe von Wien aus nicht zur rechten Zeit die nöthige Unterstützung gesendet, und wolle allein auf Kosten Preußens einen eigennützigen Krieg gegen Frankreich führen. Stimmungen der Art fanden ihren Ausdruck nicht nur in dem großen Publikum, sondern auch in dem Kabinette, denn Graf Schulenburg war hier dem Grafen von Haugwitz gewichen; der Marquis von Lucchesini und der Kabinettsrath Lombard, beide einem Bunde gegen Frankreich abgeneigt, an seiner Seite.

Traurig stand es mit den Vertheidigungsmaßregeln in dem römischen Reiche. Der Kurfürst Karl Theodor, nach dem Kaiser und dem Könige von Preußen der mächtigste Reichsfürst, war zu einer kräftigen Anstrengung weder willig, noch fähig; seine höheren Beamten, denen die ganze Regierung überlassen blieb, viel zu eigennützig, um die Mittel des Landes zu einer redlichen Erfüllung der Reichspflichten zu verwenden. Nur mit Mühe, oder vielmehr durch Drohung nöthigte man die pfälzische Regierung, einige Bataillone zum Belagerungscorps von Mainz zu entsenden. Ja die republikanischen Heere wären ohne Zweifel siegreich geblieben, wenn die immer mehr um sich greifende radikale Partei nicht selbst durch Ausschweifungen jeder Art die Zahl ihrer Heere vermehrt hätte. Der Prozeß und die Ermordung des Königs, an welcher die

bis dahin die Majorität beherrschende Gironde Theil zu nehmen gezwungen war, hatte die Kriegserklärung an England hervorgerufen, mit welcher der National-Convent die Ausweisung des bis dahin in London accreditirten Gesandten Chauvelin am 1sten Februar 1793 beantwortet hatte. In diesen Krieg war die Republik Holland verwickelt worden, zu deren Eroberung der intriguenvolle Dumouriez, vielleicht mit den allerehrgeizigsten Absichten für seine eigene Person, unverzüglich einen glänzenden Kriegsplan entwarf.

Von diesem Augenblick an wurde die Seele des großen Bundes gegen die neue Republik das Cabinet von St. James oder vielmehr der dort dirigirende Minister William Pitt, des großen Chatam tiefberechnender Sohn. Obwohl er einen seiner ersten Erfolge der Reform verdankte, für welche er mit seinem berühmten parlamentarischen Genossen Burke Anfangs in die Schranken trat, hatte er doch bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution dieser Richtung entsagt, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, daß jene Zeit noch nicht geeignet war, auf dem Wege des Fortschrittes das richtige Maaß zu halten. Ueberdies griff das revolutionäre Frankreich zu dieser Zeit so drohend in die innersten Interessen des englischen Volkes, welches Belgien und Holland unmöglich mit ruhigem Herzen in Frankreichs Händen sehen konnte, ein, daß an eine friedliche Lösung des Verhältnisses zwischen beiden Mächten gar nicht mehr zu denken war. Außerdem versprach ein Kampf mit Frankreich, an welchem der Continent überwiegend Theil nahm, zu sehr dem Vortheile Englands in Bezug auf die verhältnismäßig ungehindertere Entwicklung seines Handels und Gewerbefleißes, daß der leitende Minister der Zustimmung der Aristokratie sowohl, wie des Gewerb- und Handelsstandes zu allen Kriegsmassregeln gegen die Revolution sicher sein konnte. Bald wurden Subsidientraktate mit größeren und kleineren Machthabern geschlossen, und hierdurch die Kräfte des Festlandes zinsbar gemacht, wie wir namentlich in der Folge erkennen werden.

Trotz dieser energischen Theilnahme waren die Kriegsrüstungen der kurz zuvor noch für so übermächtig gehaltenen Coalition, welcher die Kaiserin Katharina nur pomphafte Proclamationen lieh, selbst für die nächsten Zwecke der Wiedereroberung des Verlorenen noch zu gering. In den Niederlanden sollte der Herzog von Coburg, in der Qualität als Reichsfeldmarschall, ohne daß eigentlich ein Reichsheer in jener Zeit existirte, da die wenigen wirklich ausgerüsteten Reichstruppen theils den Oestreichern, theils den Preußen zugetheilt waren, und wegen der buntscheckigen so wie ungenügenden Ausstattung leider nur zum Spott dienten, mit 50,000 Mann das Verlorne wieder erobern, Feldmarschall Wurmsler an der Spitze von 45,000 Mann vom Oberrhein her angreifen. Preußen dagegen trat, wie schon oben erwähnt, absichtlich in die zweite Reihe als Hülf- und Schutzmacht des römischen Reiches. Vor Allem galt es der Wiedererwerbung der wichtigen Reichsfestung Mainz. Hier wollte der König in eigener Person unter Mitwirkung des Herzogs von Braunschweig im Felde erscheinen; eine kleinere Heeresabtheilung wurde unter dem Oberbefehl



des Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Weilb zur Deckung der westphälischen Länder und der Republik Holland abgeordnet.

Diese wesentliche Aenderung der preussischen Politik hatte noch einen andern Grund, als die Enttäuschung über die Leichtigkeit des Nachzuges gegen Frankreich und die Unzufriedenheit mit der österreichischen Art, den Krieg zu führen. Preußen sah sich in seinem Rücken bedenklichen politischen Aenderungen ausgesetzt. Von Polen aus drohten neue Verwickelungen.

Die erste Theilung Polens hatte Preußen solidarisch in Bezug auf Polen an die Politik des Cabinettes von St. Petersburg geknüpft, und dennoch war die Stimmung der Polen damals verhältnißmäßig der preussischen Regierung wohlgesinnt. Der Grund davon war, daß Westpreußen und das Bisthum Ermeland nicht eigentlich als ursprünglich polnischer Nationalbesitz erscheinen konnten, und daher ihr Verlust auch das Nationalgefühl der Polen weit weniger verletzte, als die übrigen der Republik abgebrungenen Opfer. Dies zeigte sich auch, als sich zur Zeit des Türkenkrieges im Jahre 1788 unter Leitung des Großmarschalls von Litthauen, Ignaz Potocki, eine patriotische Partei wider die Eingriffe der Russen gebildet hatte, welche die Republik in einen Krieg mit den Türken verwickeln wollten. Damals fanden diese Patrioten, wie dies auch schon durch die Stellung Preußens in dem Türkenkriege erklärlich ist, großen Anklang in dem Berliner Cabinet, wo Herzberg noch in vollem Ansehen stand. Auf seine Anregung erschien am 12ten October eine sehr nachdrückliche Erklärung Preußens gegen das im hochfahrenden Ton geforderte Bündniß mit Rußland, in welcher der Republik im Falle der Gewalt Beistand und Schutz verheißen wurde. Freilich wollte sich die Republik nicht zu dem zur Gratifikation dafür geforderten Preise, nämlich der wichtigen Handelsstadt Danzig, verstehen, allein bei dem drohenden Ausbruch eines Krieges gegen Oestreich und möglicher Weise auch gegen Rußland, wurde dennoch ein Bündniß am 29sten März 1790 abgeschlossen, „daß beide Theile für den Fall eines wider den einen oder den andern gerichteten Angriffs, sich gegenseitigen Beistand zusicherten, ja Preußen auch für den Fall Hülfe versprach, wenn eine auswärtige Macht aus irgend einem Beweggrunde sich in die innern Angelegenheiten Polens mischen sollte.“

Der preussische Hof hatte allerdings bei diesem dem Drange der Umstände nach gegebenen Versprechen der Republik nicht verhehlt, daß es seine Wünsche in Betreff der Stadt Danzig noch nicht aufgegeben hätte, und daß mißliche Folgen in Betreff der Dauer des Bündnisses aus einer Weigerung erwachsen könnten. Doch alle Unterhandlungen blieben fruchtlos, denn im September 1790 erklärte der Reichstag es für ein Grundgesetz der Verfassung, daß es Niemandem, wer es auch sei, erlaubt sein sollte, eine Absonderung, Austauschung oder Abtretung irgend eines Gebietes der Republik in Vorschlag zu bringen.

In der Zeit des Türkenkrieges war der seit dem 6ten October 1788 versammelte Reichstag von England und Preußen her angeregt worden, dem polnischen Volke eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechendere Verfassung zu geben

auf diese Weise meinte man, und dies mit Recht, den Einfluß der Russen beschränken zu können. Von den beiden ersten Höfen unterstützt, ließen die Patrioten, den Reichstagsmarschall Malachowski an der Spitze, ihre Versammlung als einen Confederationsreichstag erklären, damit die beabsichtigten Reformen nicht, wie es leider die alte Verfassung möglich machte, an dem Widerspruch einer eigensüchtigen Minorität scheitern möchte. Man zog die öffentliche Meinung zur Mitwirkung, indem die wichtigsten Gegenstände in Tagesblättern und Flugschriften erörtert wurden; auch patriotische Gesellschaften, in denen die Tagesfragen besprochen wurden, entstanden, ohne wie in Frankreich Verwirrung und Anarchie zu verbreiten, da im Gegentheil diese nur durch die beabsichtigten Neuerungen zu beseitigen war.

Alles dies entwickelte sich weit weniger aus Nachahmung der französischen Zustände, als aus dem eigenen unumgänglichen Bedürfnis; auch hegte man am Hofe zu Berlin wenig Argwohn gegen diese Richtung, zumal da man stets noch auf Danzig und Thorn hoffte, und gegen Rußland ein so erneutes Polen zweckmäßig benutzen konnte. Man folgte hier dem Rathe Herzbergs, und wir wissen ja, daß dieser Minister den Ideen von 1789 keinesweges ganz abgeneigt war. Die patriotische Partei, ihrerseits überzeugt, daß ein schleuniger Abschluß des Verfassungswerkes, ehe noch völlige Uebereinstimmung der nordischen Kabinette eingetreten wäre, allein retten könnte, setzte die Annahme der Verfassung am 3ten Mai des Jahres 1791 durch. Der Vortheil zu einer höheren politischen Entwicklung des polnischen Volkes durch sie war nicht zu verkennen, denn, obschon dem Adel seine alten Vorrechte bekräftigt wurden, erhielten doch die Bürger der Städte persönliche Freiheit, eigene Gerichtsbarkeit und Befähigung zu Staats- und Kriegsämtern, ihre Abgeordneten, nach Verlaufe des zweiten Jahres ihrer Wirksamkeit, das Recht in den Adel einzutreten. Die Befreiung des Bauernstandes war allerdings noch nicht ausgesprochen, allein sie standen wenigstens unter dem Schutze der Gesetze und der Regierung, und waren berechtigt, mit ihren Herren über Dienste und Leistungen Verträge zu schließen. Ohne Zweifel hatte man sich der schnelleren Annahme wegen zu diesem unbestimmten Ausdruck bequemt, um später durch besondere Gesetze die wesentliche Lücke, wie diese Befreiungen bewerkstelligt werden sollten, auszufüllen. Es war doch ein Weg dazu eröffnet, und die Absicht der patriotischen Partei konnte nicht verkannt werden, da alle neuen Ansiedler, so wie diejenigen, welche das Land verlassen hatten und zurückkehren wollten, völlige Freiheit haben sollten, sich darin anzusiedeln, und Verträge über Dienste oder Zinsen abzuschließen.

Durchgreifender noch war die Bestimmung über die obersten Staatsgewalten. Die vollziehende Gewalt war dem König und seinem Staatsrathe in die Hand gegeben; der Reichstag sollte sich alle zwei Jahre versammeln und Stimmenmehrheit gelten, das vererbliche liberum veto abgeschafft sein, so wie das Recht zu Confederationen. Der alten Anarchie war hierdurch das

Urtheil gesprochen. Heer und Beamte waren dem Könige untergeben, und was vor Allem einen festeren politischen Zustand versprach, man hatte die Krone für erblich erklärt und dem Kurhause Sachsen diese erbliche Krone zugesichert.

Wir haben oben gesehen, daß seit dem Anfange des Jahres 1790 Friedrich Wilhelm II. mit großem Unwillen über die Gestaltung der Dinge in Frankreich erfüllt war, am Berliner Hofe eine Wendung zu Oestreich hin stattgefunden, Herzberg seinen Einfluß fast ganz verloren hatte. Wenn nicht sofort eine Aenderung gegen Polen eintrat, so lag dies wohl daran, daß man immer noch gegen Rußland einer Stütze zu bedürfen meinte, und außerdem die Reuerungen in Polen eher für wohlthätig, als verderblich hielt; denn noch am 23sten Mai 1791 schrieb der König, damals schon nicht mehr unter dem Einfluß von Herzberg, dem, wie erwähnt worden, nicht einmal die Depeschen mehr mitgetheilt wurden: „Ich preise mich glücklich, daß ich etwas zur Aufrechthaltung der Freiheit und Unabhängigkeit der polnischen Nation beitragen konnte; eine meiner angenehmsten Sorgen wird immer die sein, die Bande, welche uns vereinigen, inniger zu knüpfen.“ Ebenso urtheilten Pitt und Burke, welche man doch sonst als ebenso scharfsichtige als unversöhnliche Feinde aller umstürzenden Ideen kennt. Ja noch im Oktober desselben Jahres durfte Herzberg in einer Sitzung der Akademie öffentlich aussprechen: „Die polnische Nation hat uns ein Beispiel von einer Revolution gegeben, welche mit Mäßigung und Ordnung ausgeführt wurde. Weiß die Nation diese mit eben der Klugheit und Mäßigung im Innern und Aeußern zu benutzen, durch welche sie angefangen und ausgeführt worden, so kann sie so glücklich werden, als es ihre Lage gestattet.“

Alein um diese Zeit schwand auch die Besorgniß vor Rußland, da sich Katharina zu einem verhältnißmäßig billigen Frieden mit der Türkei willig fand, in eben dem Maße, wie der Widerwille gegen die Fortschritte der Revolution in Frankreich stieg. Hier sah man die Hauptgefahr für alle europäischen Throne, und Rußland bot, durch Worte wenigstens, die Hand zum Schutz und Damm gegen diese gefährliche politische Strömung.

Es kostete wenig, den durch das traurige Loos Ludwig XVI. erschütterten Monarchen auch gegen Alles, was sich dem in Frankreich herrschenden System näherte, einzunehmen, daß er das nicht in Warschau dulden konnte, was er in Paris mit so vielem Abscheu anblickte. Gern erbot sich Katharina zu einer Unterdrückung des verwerflichen Systems in Polen, wenn Friedrich Wilhelm II. mit Oestreich im Bunde diesen Auftrag in Frankreich vollziehen wollte. Oestreich hatte bei einem solchen Kampfe den besten Schutz gegen die revolutionären Schwüngen in seinen Staaten, namentlich in Belgien, vielleicht auch Ausherrschung seiner Territorialmacht zu gewinnen; das Berliner Cabinet hatte wohl solche Ergebnisse keinesweges im Auge, wohl aber lockten die Versprechungen Rußlands, welches die bestimmte Aussicht auf eine Theilung der in Polen erzwungenen Vortheile eröffnete. Hier sollte Preußen seine Entschädigung für die nothwendigen Kriegskosten finden.

Anfangs schwankte man im Berliner Cabinet, denn noch am 19ten Februar, kurz vor der Entscheidung in dieser wichtigen Sache, schrieb der Herzog von Braunschweig an den damals so einflußreichen General Bischofswerder: „Die Entschädigungsfrage wird große Verlegenheiten herbeiführen, wenn man den Kaiser Leopold nicht bestimmen kann, seine Einwilligung zu den Veränderungen in Polen zu geben. Ich für meine Person gebe den Erwerbungen, welche man in Polen zu machen gedenkt, vor Eroberungen in Frankreich den Vorzug, denn durch solche Eroberungen würde der Geist, in welchem man diesen Krieg zu führen beabsichtigt, gänzlich verändert werden. Alles kommt darauf an, uns mit dem Kaiser zu verständigen.“

Diese Verständigung scheint mit dem Nachfolger des Kaiser Leopold eingetreten zu sein, denn kaum hatte Franz II. den Thron bestiegen, so ging man allseits zur That vor. Sobald aber Preußen in einen Krieg mit Frankreich einging, mußte es ihm unmöglich werden, Polen ferner gegen Rußland zu schützen, und so blieb denn, namentlich da jede Aussicht auf eine Abtretung Danzig und Thorn's verschwunden war, nichts weiter übrig, als mit Rußland, welches sich auf das Entschiedenste gegen die neue Ordnung der Dinge ausgesprochen hatte, in den polnischen Angelegenheiten Hand in Hand zu gehen. Nur die Polen selbst ahnten nichts von dieser Sinnesänderung des preussischen Cabinettes, sie hofften immer noch, freilich durch die kurz zuvor ausgesprochenen Zusicherungen des Königs und seiner Minister beruhigt, auf den feierlich genug versprochenen Schutz.

Am wenigsten theilte wohl König Stanislaus August selbst diese Hoffnung, denn er kannte einerseits zu wohl seine Landsleute, als daß er im Falle einer großen Gefahr von außen die nöthige Vorsicht und Ausdauer erwartet hätte, und wußte nur zu gut, wie viel von den Nachbarn zu fürchten stand; bald fanden diese einen scheinbar wohlbegründeten Anhaltspunkt für ihre Einnischung. Eine Zahl von unzufriedenen Großen, unter welchen Felix Potocki, Rzewuski und Branicki als Leiter hervortraten, wendeten sich an Katharina II. mit der Bitte um Aufrechthaltung der von ihr 1775 gewährleisteten Verfassung. Die Kaiserin verhehlte ihre Gesinnung nicht, und mischte in ihre Proclamationen gegen die französische Revolution auch die nachdrücklichsten Drohungen gegen Polen. Für Letzteres begnügte sie sich nicht mit Worten, sondern überall wurde gerüftet und Truppen bewegten sich an den polnischen Grenzen hin.

Längere Zeit ging man mit Sorglosigkeit über diese verdächtigen Umstände hinweg. Erst gegen die Mitte Aprils richtete man an den preussischen Gesandten, den Marquis Lucchesini, die Frage, was der Reichstag bei der drohenden Gefahr thun sollte. Die Antwort vom 14ten April lautete sehr unbefriedigend: „Es sei zwar nicht wahrscheinlich, daß die Russen einen Einfall in Polen wagen würden; höchstens würden sie sich als Freunde und Beschützer der Mißvergnügten den Grenzen nähern; es liege jedoch der polnischen Nation ob, selbst ihre Lage zu bedenken und wirksame Maßregeln für ihre Sicherheit zu treffen,

denn dies würde auch die Handlungsweise der fremden Mächte bestimmen.' Wahrscheinlich wollte sich das Berliner Kabinet, im Falle die Republik etwa durch Danzig und Thorn die Freundschaft mit ihm zu erkaufen möchte, freie Hand erhalten.

Zwei Tage nach dieser Erklärung, also am 18ten April 1792, eröffnete der König den Reichstag und ließ demselben die bedenkliche Lage des Vaterlandes durch seinen Kanzler darlegen. In vollkommener Eintracht und allgemeiner Begeisterung wurde eine Reihe von Beschlüssen für die Landesverteidigung gefaßt. Das Heer sollte auf 100,000 Mann gebracht, eine Anzahl von Corps aus Tataren und Kosaken gebildet, den Großen die Pflicht, ihre Truppen der Republik zur Verfügung zu stellen, auferlegt und ein besonderer Ausschuss niedergelegt werden, um Vorschläge zur Organisation eines allgemeinen Heerbannes an die Stelle des frühern, nationalen Aufgebotes des Adels zu machen.

Allein Begeisterung ist eine flüchtige Stimmung, und gefährlich deshalb, auf ihre Hilfe allzu sicher zu bauen; außerdem theilte sie der König, dem der Oberbefehl über die durch den Beschluß festgestellten Truppen aufgetragen war, keinesweges; nach dem Urtheile vieler war er sogar im geheimen Einverständnis mit den Russen, vielleicht in der That, und dennoch ohne Verräther an seinem Vaterlande zu sein, indem nach seinen Ansichten Polens Rettung nur von der russischen Gebieterin abhing. Können wir an solchen Ergebnissen politischer Anschauungen nach unseren heutigen Erfahrungen noch zweifeln?

Also nicht verrätherisch, aber wohl kleinmüthig war die Politik des Königs Stanislaus August, wenn er die augenblickliche Begeisterung seines Volkes, denn in diesem Augenblick war der Reichstag wirklich populär, benutzte. Allein hätte diese Kraftanstrengung genutzt? Vielleicht, denn der heldenmüthige Kampf des Jahres 1794 unter so weit ungünstigeren Verhältnissen bewies, wessen das Volk fähig war; und außerdem stand Preußen noch nicht mit so entschiedenem Sinne auf Rußlands Seite, daß es nicht bei einer erfolgreichen Anstrengung der Polen eine entgegengesetzte Stellung angenommen hätte. Immer noch ließen sich Lucchesini's Aeußerungen dahin deuten.

Unter der Zeit hatte die russische Partei einen entschiedenen Schritt gethan. Zwölf unzufriedene polnische Große hatten angeblich zu Targowitz in der Ukraine, in der That aber in Petersburg, unter dem Vorthe der obengenannten Trummwirn eine Conföderations-Akte unterzeichnet, durch welche sie sich verpflichteten, die neue Verfassung, „das Grab der Freiheit“, zu vernichten. „Durch arglistigen Betrug sei die Nation um ihre Freiheit gebracht worden, indem der Reichstag seine Sitzungen über die Gebühr verlängert, eigenmächtig die alte Regierungsform gestürzt, dem Volke neue Grundgesetze aufgebietet, die Zahl der Landboten verdoppelt, der unbegüterte Adel von den Landtagen ausgeschlossen, durch den Verkauf der Starosten den Staat seines Eigenthums

beraubt, Polen in ein O-breich verwanbelt, die Volksherrschaft vorbereitet, die Annahme der Verfassung mit Gewalt durchgesetzt und dadurch der Despotismus in Polen begründet worden sei."

Schon vier Tage darauf übergab der russische Gesandte in Warschau eine Erklärung der Kaiserin, „daß sie auf Anrufung der Anhänger der Targowitzer Constitution vertragsmäßig und nur zur Aufrechthaltung des Rechtes ihre Truppen marschiren lassen werde, obwohl sie selbst die erheblichsten Klagen gegen die Republik, welche verschiedentliche Bündnisse mit fremden Mächten gegen Rußland geschlossen hätte, geltend machen könnte. Sie jedoch habe ihren Truppen nun anbefohlen, in das polnische Gebiet einzurücken, nicht als Feinde, sondern als Freunde, um zu jenem edlen Zwecke mitzuwirken, und eine Constitution zu vernichten, welche durch einen Akt der Empörung ins Leben gerufen, und mit einem Meineide beschworen worden sei. Unbedingt solle die polnische Nation der Großmuth und Uneigennützigkeit der Kaiserin vertrauen."

König Stanislaus August erklärte sich bereit, Alles, was der Reichstag beschließen würde, unverzüglich zur Ausführung bringen zu wollen, jedoch war er dafür, sich an Preußen, Oesterreich und Sachsen um Hülfe zu wenden. In Wien aber lehnte man wegen der kriegerischen Verwickelung mit Frankreich jede Einmischung ab, und rieth sogar zur Wiederherstellung der alten Verfassung, als des sichersten Mittels, um Rußland zu befriedigen. Auch der Kurfürst von Sachsen, der am meisten dabei theilhaftig war, verlangte nicht nur Abänderung einiger Verfassungsartikel, sondern auch vor allem Andern die Anerkennung derselben von den Nachbarn, was also einer völligen Ablehnung gleichkam. Preußen wurde durch den Reichstag unter Mittheilung der russischen Kriegserklärung förmlich zur Erfüllung der vertragsmäßigen Bundespflichten aufgefordert, und Ignaz Potocki zu diesem Zwecke nach Berlin gesendet. Suchestini's Antwort lautete niederschlagend genug: „Da sein Gebieter an der Aufrichtung der Constitution vom 3ten Mai keinen Antheil genommen, so werde sich derselbe auch nicht für verpflichtet halten, den Anhängern derselben Beistand zu leisten". Da schrieb König Stanislaus August am 31sten Mai persönlich an Friedrich Wilhelm II. mit der Aufforderung, wie er seine durch Vertrag übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen gedenke, während der Reichstag an den russischen Gesandten eine Gegenerklärung ergehen ließ, daß, wenn der Nation ihre Souveränität und dem Reichstage sein gesetzmäßiges Ansehen bestritten werden sollte, die Wahl zwischen einer erniedrigenden Nachgiebigkeit und den ehrenvollen Gefahren einer nothwendigen Vertheidigung nicht zweifelhaft sein werde."

Unbegreiflicher Weise war die Verlesung dieser Gegenerklärung der letzte Akt des Reichstages, der sich am Morgen des 30sten Augustes um 4 Uhr auf unbestimmte Zeit vertagte. Gerade damals war die Erhaltung der begeisterten Stimmung der Nation am aller-nothwendigsten, wenn ein erfolgreicher Kampf zur Vertheidigung ihrer nationalen Unabhängigkeit stattfinden sollte. Statt mit gegognnem Schwert die Nation zum Kampf auf Leben und Tod aufzufordern,

erwiederte er auf eine patriotische Erklärung der Adels von Litthauen, der sich gegen die Conföderation von Targowiß aussprach, die feinnüthigen Worte: „Das ist recht schön, aber fürchten denn die Leute nicht, sich zu compromittiren und sich Verfolgungen auszusetzen, wenn sich das Glück gegen uns erklären sollte!“ Eine Zahl Patrioten, den General Oginski an der Spitze, verließen Warschau und begaben sich ins Ausland, weil sie an dem Willen des Königs zum Kampfe für das Vaterland verzweifelten.

Die am 8ten Juni einlaufende Antwort des Königs Friedrich Wilhelm II. schlug die letzten Hoffnungen der Patrioten nieder. „Ich ersehe mit Leidwesen, hieß es, in welche Verlegenheiten sich Polen dormalen verwickelt befindet, aber ich will Ihnen auch mit gleicher Offenheit gestehen, daß sich nach Allem, was die vergangenen zwölf Monate hindurch geschehen ist, dergleichen Verlegenheiten voraussehen ließen. Eure Majestät werden sich erinnern, daß bei mehr als einer Gelegenheit dem Marquis Luchefini aufgetragen worden ist, nicht allein Ihnen, sondern auch den angesehensten Gliedern der Regierung meine gerechten Besorgnisse zu eröffnen. Von dem Augenblicke an, da mir die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe in Europa verstattete, mich näher zu erklären und die russische Kaiserin einen entschiedenen Widerwillen gegen die am 3ten Mai 1791 eingeführte Ordnung der Dinge zu erkennen gab, sind meine Beurtheilung und die Sprache meiner Minister unverändert geblieben. Ich habe zwar mit ruhigem Blicke der neuen Verfassung, die sich die Republik ohne mein Vorwissen und ohne meine Mitwirkung gegeben, zugeesehen, habe mir aber nie einfallen lassen, sie zu befördern oder in Schutz zu nehmen; ich habe vielmehr vorausgesetzt, daß die drohenden Maßregeln und die kriegerischen Veranstaltungen, über welche der Reichstag unablässig berathschlugte, unfehlbar die Empfindlichkeit der Kaiserin reizen und der Republik eben die Uebel, welche vermieden werden sollten, ziehen würden. Der Erfolg hat diese Besorgniß gerechtfertigt. Man kann sich dormalen nicht verhehlen, daß der russische Hof, ohne die neue Regierungsform der Republik und ohne die großen Anstalten, die zur Behauptung derselben gemacht worden sind, zu den nachdrücklichsten Maßregeln, die er neuerdings ergriffen hat, sich nicht entschlossen haben würde. So aufrichtig nun auch meine Freundschaft und Theilnahme für Eure Majestät ist, so werden Sie doch selbst glauben, daß die Lage der Dinge seit der Allianz, die ich mit der Republik geschlossen, völlig geändert ist; daß die jetzige Conjunction, welche durch die Constitution vom 3ten Mai 1791 erst nach jenem Traktate entstanden ist, gar keine Anwendung auf die darin ausgemachten Verpflichtungen leidet, und daß es mir folglich auf keine Weise zukommt, mich dem jetzigen Angriff auf Eure Majestät zu widersetzen, insofern die patriotische Partei auf dem Vorsatze besteht, ihr Bestand aufrecht zu erhalten. Wenn sie aber geradesweges umkehren und die Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten erheben, erwägen will, so werde ich mich bereit finden lassen, mich mit der russischen Kaiserin über andere Maßregeln zu vereinigen, mich auch mit dem Wiener Hofe verständigen, um die verschiedenen

Interessen mit einander in Einstimmung zu bringen und der Republik Polen ihre Ruhe wiederzugeben.“

Wie hatten sich die Zeiten seit der Herzbergischen Erklärung vom 11ten April 1790 geändert! Von diesem Augenblick an schien Stanislaus August zur vollständigen Unterwerfung unter die Forderungen Rußlands entschlossen. Anstatt, wie er verheißt, sich an die Spitze aller Streitkräfte des Reiches zu stellen, blieb er selbst mit stumpfem Schweigen in der Hauptstadt, und überließ seinem Neffen, dem Prinzen Joseph Poniatowski, die von ihm so unzeitig aufgegebenen Stelle. Alles war von schlimmen Ahnungen erfüllt, denn der König schien nur noch dem russischen Rathe geöffnet, und richtete wirklich am 22sten Juni ein Schreiben an die Kaiserin, in welchem er sie um Schonung für Polen bat, und ihr den jüngeren Enkel Constantin als Nachfolger für sich vorschlug.

Katharina gab sich das Ansehen, als ob sie nur für das Recht der polnischen Nation in die Schranken träte, und sich nur zu diesem Zweck den größten Opfern unterziehe. Ihre Antwort brang auf unverzügliche Aufhebung der Constitution vom 3ten Mai 1791, weil sie den *pactis conventis*, auf denen allein seine Krone beruhe, entgegen sei; nur nach einem schleunigen Beitritt zur Targowitzer Conföderation könne sie sich noch fernerhin seine Schwester und freundliche Nachbarin nennen.

Nach dieser Mittheilung erklärte Stanislaus August einem aus dem Primas, den Ministern und beiden Reichstagsmarschällen bestehenden Rathe den Beschluß einer unbedingten Anerkennung der Targowitzer Conföderation, und unterzeichnete eine Urkunde des Inhalts; wiewohl ein Theil der Versammlung den entschiedensten Widerspruch einlegte, und das vor dem Palast versammelte Volk in wüthenden Schmähungen gegen einen so feigen Beschluß ausbrach. Und diesmal beruheten diese Ausbrüche nicht auf dem wüsten Streben eines sinnlosen Pöbels, denn selbst der Krongroßschatzmeister versicherte, daß hinreichende Mittel zur Fortsetzung des Krieges vorhanden wären, und das Heer am 17ten Juli unter dem General Kosziusko rühmlich der russischen Uebermacht entgegengetreten; und deshalb war auch der Unwille über die feige Hingebung des Königs so groß, welcher sich so weit erniedrigte, auf das Verlangen des gegen ihn so hochmüthigen Felix Potocki in einer neuen am 25sten August ausgestellten Akte nicht nur alle Handlungen des Reichstages ohne Weiteres zu verdammen, sondern auch die Patrioten mit dem Ausdruck „unfünige Neuerer“ zu bezeichnen, angefeindet von Grundsätzen, welche die Nationen unterwählen, und geeignet seien, die ehrwürdige Herrschaft der ihrer Republik seit ihrem ersten Jahrhundert zur Grundlage dienenden Gesetze umzustößen und Polen unter das Joch der monarchischen und zugleich demokratischen Regierung zu bringen — als ob die bis dahin sinnlose Anarchie ohne Hohn mit dem ehrwürdigen Namen einer Herrschaft der Gesetze hätte bezeichnet werden dürfen.

Das aus der unendlichen Minorität der polnischen Großen ursprünglich bestehende Targowitzer Complot nannte sich jetzt die General-Conföderation:



und nahm seinen Sitz in Grodno; von hier aus wurden die niedrigsten Schmelcheiten an die göttliche Katharina II. gerichtet, der man die Unabhängigkeit, Freiheit und die Integrität des Reiches zu verdanken vorgab.

Furchtbar war die Enttäuschung der eigensüchtigen Gegner verunftbegriündeter Aenderungen und der schlaffen Mehrheit ihrer Anhänger, welche im Augenblick, wo es galt, die bis in das Innerste zerrüttete Volkseinheit durch eine edle Erhebung vom gänzlichen Untergange zu retten, vollkommen unthätig blieben; denn Katharina knüpfte sofort Unterhandlungen mit den Höfen von Berlin und Wien an, in welchen sie zu neuen Anstrengungen gegen die französische Republik aufforderte, und da Oestreich in diesem Kampfe wünschenswerthe Berggründungen erwarten konnte, dem Könige von Preußen eine reiche Entschädigung auf Kosten der polnischen Republik zusicherte, welche sie schon als ihr Eigenthum anzusehen begann. Bald zeigte sich die ganze Größe des Unheils. Ein preussisches Armeecorps besetzte Großpolen, und eine Erklärung vom 6ten Januar 1793 verkündete, „daß dies nur deshalb geschähe, weil wegen der ohn Vorwissen und Theilnahme der freundschaftlichen und benachbarten Mächte vorgenommenen Staatsänderung in Polen innere Unruhen entstanden wären, bei welchen von der einen Partei der Beistand Rußlands zum Schutze der alten, von den drei Mächten verbürgten Verfassung aufgerufen worden; die andere sogenannte patriotische Partei habe sich nicht entblödet, den kaiserlichen Truppen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen, und ohngeachtet sie ihre Dummheit bald dahin gebracht habe, dem chimärischen Plane eines offenen Krieges zu entsagen, so fahre sie doch fort, geheime Anzettlungen zu veranstalten, welche sichtbar den Umsturz der Ordnung und öffentlichen Ruhe bezweckten. Die königlichen Staaten hätten die Folgen davon durch wiederholte Groesse und Gebietverletzungen erfahren. Was aber noch mehr die Aufmerksamkeit des Königs und aller benachbarten Mächte erheische, sei die Ausbreitung des französischen Demokratismus und der Grundsätze der abscheulichen Rote, welche allenthalben Proselpten zu machen suche und in Polen bereits so vielen Eingang gefunden, daß man die Unternehmungen der patriotischen Commissarien nicht nur kräftig unterstützt habe, sondern sogar Revolutionsgesellschaften sich bilden, welche die Grundsätze derselben öffentlich bekennen — da der König genöthigt sei, im Verein mit den verbündeten Höfen den Krieg fortzusetzen, und im Begriff stehe, eine zweite Campagne zu eröffnen, so habe er geglaubt, sich zuvörderst über den zu ergreifenden Ausweg mit den Höfen von Wien und Petersburg einigen zu müssen, und die kaiserlichen Majestäten hätten nicht umhin gekonnt, einzuräumen, daß eine kluge Politik nicht gestatte, den Factionisten in Polen freie Hand zu lassen und sich der Gefahr auszusetzen, einen Feind im Rücken zu behalten, dessen heftige und unüberlegte Unternehmungen eine neue Quelle von Verlegenheiten werden könnten. Seine Majestät habe daher beschlossen, ihnen durch das Einrücken eines zureichenden Truppencorps in das Gebiet der Republik zuvorkommen. Diese Maßregel habe den Zweck, die angrenzenden

preussischen Länder zu decken, die übelgesinnten Auführer und Ruhestörer zu unterdrücken, die Ordnung und Ruhe wiederherzustellen und zu handhaben, endlich den wohlgesinnten Einwohnern Schutz zu verleihen. Es werde nun von ihnen abhängen, denselben durch ein stilles und freundliches Betragen zu verbienen, indem sie die preussischen Truppen freundlich aufnehmen und behandeln und ihnen, soweit sie es bedürfen könnten, Beistand leisten oder ihre Subsistenz erleichtern. Der commandirende General werde nicht ermangeln, eine gute und genaue Mannszucht halten zu lassen, allen Klagen abzuhelpfen und die Lieferungen, welche er verlangen könnte, pünktlich zu bezahlen. Der König hege gern die Hoffnung, daß er bei so friedlichen Gesinnungen auf den guten Willen einer Nation werde rechnen können, deren Wohlfahrt ihm nicht gleichgültig sein könne, und welcher er thätige Beweise seiner Zuneigung und seines Wohlwollens zu geben wünsche.

Es ist nicht zu leugnen, daß Polen, welche der neuen Ordnung der Dinge in ihrem Vaterlande zugethan waren, durch manchen öffentlichen Schritt die Grundsätze dieser neuen Ordnung verdächtig gemacht hatten, denn Deputationen ihrer Gesinnungsgenossen waren vor den Schranken des Convents erschienen und hatten dort die Versicherung abgegeben, daß die polnische Nation die jakobinischen Grundsätze theile; auch war es kein Geheimniß, daß diejenigen Patrioten, welche seit dem Sturze der Constitution von 1791 ihr Vaterland verlassen hatten, auf Mittel zum Kampfe gegen Rußland für die Unabhängigkeit desselben dachten. In Sachsen fanden zahlreiche Versammlungen polnischer Großen statt, Kosziusko, der Held von Dubienka, hatte in Leipzig das Ehrendiplom eines französischen Bürgers erhalten.

Da man überdies zu Berlin in Bezug auf politische Richtung gemeinschaftliche Sache mit den beiden Kaiserhöfen gemacht hatte, so blieb allerdings jetzt nichts weiter übrig, als ein übereinstimmendes Vorgehen nach beiden Seiten, um wenigstens die Vortheile des Kampfes nicht einseitig den Gegnern zu Gute kommen zu lassen. Allerdings kam das preussische Cabinet hierdurch in eine schlimme Lage, da es nicht, wie die Kaiserhöfe, die ersten Schritte der Polen zu einer Umgestaltung ihres Staatslebens mit Argwohn oder auch nur mit Zurückhaltung aufgenommen, sondern sogar mit Beifall begrüßt hatte. Statt der Politik der Interessen verlor man sich in eine Politik der Tendenzen, ein unglücklicher Wechsel für Preußen, da England, Rußland und Oestreich unter dem Deckmantel der letzteren ihre Macht und ihren Einfluß zu vermehren trachteten, und zum Theil auch ihr Ziel erreichten, Preußen dagegen höchstens mit den Brosamen von dem Tische des Reiches abgefunden werden sollte.

Freilich ist hierbei die Schwierigkeit der Lage des preussischen Cabinetes nicht zu verkennen; es hätte eines Geistes erster Größe bedurft, um in dem damaligen wogenden Meer politischer Stürme das Staatsschiff den richtigen Fahrweg zu lenken, und solch ein Steuermann war Friedrich Wilhelm II. nicht. Er wußte nichts Anderes zu thun, als was der große Friedrich im Jahre

1772 that; allein wenn es selbst dem Helden seines Jahrhunderts nur möglich gelang, sich freie Hand zu einer selbstständigen Politik zu erhalten, so darf doch der Nachfolger darum nicht rücksichtslos verdammt werden, wenn er über diese Aufgabe scheiterte, noch weniger aber sein reger Wille für das Beste der Monarchie in Zweifel gezogen werden. Auch werden wir sehen, wie zeitig, durch Erfahrung belehrt, sich Friedrich Wilhelm II. aus seiner falschen Stellung zu ziehen suchte.

Gerechte Strafe für den egoistischen Versuch, den Willen einer ehrgeizigen Minorität als Nationalwillen geltend zu machen, erhielten die Confoöderirten von Targowitz, Felix Potocki an ihrer Spitze. Die Verblendeten! Vergebens setzten sie vor, wie durch nachdrückliche Maßregeln alle politischen Klubs beseitigt und deshalb keine Anwendung fremder militärischer Gewalt nöthig wäre; am 24ten Januar rückten die Truppen Friedrich Wilhelms von Westpreußen, Schlesien und der Neumark in das polnische Gebiet ein; wo Widerstand geleistet wurde, gab es blutige Auftritte. Wie ehemals gegen Rußland zu Preußen, nahm in ihrer letzten Verzweiflung die Confoederation zu Rußland ihre Zuflucht, erhielt aber von dem russischen Gesandten den Rath, sich mit Mäßigung zu benehmen, und die Preußen nicht durch falsche Schritte zu reizen; ja bald war die vollkommene Uebereinstimmung ersichtlich, da die Russen überall, wo ihnen erschienen, das Feld räumten, und somit die Wojwodschaften Posen, Kalisch und Gnesen gänzlich von den Russen verlassen waren.

Einige Wochen später wurde der Stadt Danzig, welche, wie wir wissen schon lange der Hauptgegenstand der preussischen Wünsche gewesen war, angekündigt, daß preussische Truppen einziehen würden, weil sie zum Siege einer frevelhaften Sekte geworden wäre, und dem gemeinschaftlichen Feinde Bommel aller Art zugeführt hatte. Am 26ten März besetzten, trotz alles Anerbietens von Bürgschaften, preussische Truppen Stadt und Festung. Tages zuvor hatte man durch ein Patent den Ständen und Einwohnern der Wojwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradien, Leutschitz, Kawa und Plock, der Stadt und des Klosters Czestochau, des Landes Wielun, der Landschaften Gajawien und Dobryzn, so wie den Städten Danzig und Thorn angekündigt, daß sie preussische Unterthanen zu werden bestimmt seien, da der König in Uebereinstimmung mit den beiden Kaiserhöfen die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß die Sicherheit seiner Staaten der Republik Polen engere Schranken gesetzt werden müßten, damit sie um desto leichter innere Stärke und Festigkeit erlangen könnten. Zugleich wurde hierbei die seltsam klingende Erwartung ausgesprochen, daß alles dies mit dem baldigst zu berufenden Reichstage freundschaftlich abgemacht werden würde. Man forderte indessen unverzüglich zur Hulbigung auf.

ierzehn Tage später, am 9ten April, erschien eine ähnliche Erklärung von Seiten des russischen Gesandten Sievers, in Folge deren die Kaiserin einen noch weit größeren Landesstrich zum Belaufe von 4000 Quadratmeilen in Anspruch nahm. Die Hulbigung für Rußland erfolgte am 3ten Mai, für Preußen

am 7ten; ihr folgte sogleich eine neue Organisation der in Besitz genommenen Landschaften. Danzig und Thorn wurden Westpreußen, in dessen Gebiete sie lagen, einverleibt, das Uebrige erhielt den Namen Südpreußen; die Rechtspflege brachte man in Uebereinstimmung mit der in den ältern preussischen Provinzen.

Von einem Widerstande gegen diese Maßregeln war nicht die Rede, denn der König hatte sich schon im Voraus den Bestimmungen der Fremden gefügt, der Adel durch seine Spaltung vernichtet, der Bauer, größtentheils Leibeigen, lebte im Zustande geistiger Abgestumpftheit und an jeden Druck gewöhnt; von einem polnischen Bürgerthum in den wenigen größern Städten selbst konnte kaum die Rede sein, da die bedeutenden Handels- und Gewerbsleute Fremde waren. Vielleicht wäre die preussische Verwaltung sofort von der großen Masse als ein Segen anerkannt worden, wenn man, wie Friedrich nach der Besitznahme von Preußen, mit seiner Umsicht und Kraft dieselbe angegriffen hätte. Dies geschah leider nicht, und die preussischen Behörden erlangten deshalb nicht die in neu erworbenen Provinzen vor Allem so nothwendige Autorität.

Hierin lag wohl auch der Grund, daß, als der durch den russischen Gesandten am 17. Juni zu Grobno versammelte Reichstag, von welchem vorfichtiger Weise nicht nur alle Mitglieder, die nicht der Verfassung von 1791 förmlich entsagt, sondern auch diejenigen, welche irgend gegen die Beschlüsse der Targowitzer Conföderation Widerspruch erhoben hatten, ausgeschlossen waren, nach einigen heftigen Auftritten und der Verhaftung mehrerer Landboten die Genehmigung der russischen Forderungen wirklich schon erfolgt war, sich der Widerstand gegen die preussischen mit verdoppelter Kraft geltend machte. Da ließ der russische Gesandte am Morgen des 28ten Juni, auf Grund neuer Befehle aus Petersburg, nachdem zuvor vier der entschlossensten Widersacher unter den Landboten verhaftet worden waren, das Sitzungslokal von russischen Truppen besetzen, mit der Erklärung, daß Niemand den Saal verlassen dürfe, bis dem Verlangen seiner Monarchin in Betreff der preussischen Forderungen Genüge geschehen sei. Bei der Abstimmung über den deshalb vorgelegten Vertrag antwortete Niemand dem Aufruf, und das tiefe Stillschweigen wurde für einhellige Zustimmung erklärt, die Urkunde hierüber am 25ten September 1793 vollzogen. Drei Wochen später, am 16. Oktober, ward mit dem Ueberrest der Republik, etwa 4000 Quadratmeilen waren ihr verblieben, ein Allianz-, Freundschafts- und Vereintigungstraktat abgeschlossen, der diesen dürftigen Rest der polnischen Nation ganz und gar der russischen Regierung unterwarf.

Man würde sehr irren, wenn man die unerhörte Zwangsmaßregel vom 28ten Juni als das Zeichen einer freundschaftlichen Bestimmung der russischen Regierung gegen Preußen auslegen wollte; ganz im Gegentheil sah man noch Preußens Vergrößerung dort mit den allerungünstigsten Augen an. Allein Katharina II. fand sich dazu gezwungen, weil der König, sehr unbequem für Rußland, erklärt hatte, daß er gegen Frankreich nur mit einem Contingent von 20,000 Mann, in Polen aber mit einem großen Heere auftreten wollte. Dieser

Umstand mußte vor allen Dingen vermieden werden, denn Preußen hätte dadurch einen gleichen, vielleicht sogar einen überwiegenden Einfluß erhalten können. Darum die eilige und so freundschaftlich scheinende Dienstoffertigkeit!

Fragt man nun aber, wer diese für Preußens Machtstellung so unselbige Politik an die Stelle des Systems, welches der hier wenigstens mit großem Unrecht geschmähte Herzberg verfolgt hatte (denn nur Schwachsinns oder Berath an den Ideen Friedrichs des Großen kann jene Ergebnisse loben), dem für seinen Staat aufrichtig besorgten, aber leider zu schwachen Herrscher empfohlen hatte, so lassen sich die ersten Eröffnungen darüber nur auf den unmittelbaren Nachfolger Herzbergs, den Grafen Schulenburg, zurückführen, der aber wohl nur das Werkzeug einer kleinen aber mächtigen Partei war, welche von dieser Regierung an wiederholentlich gegen Alles, was Preußen als einen selbstständig in Europa wirkenden Staat herstellen konnte, mit aller Macht gearbeitet hatte. Graf Haugwitz, dessen traurigen Einfluß auf den Gang der Monarchie wir leider in der Folge darzustellen haben, rühmte sich nur, daß er aus dem, was sein Vorgänger eingeleitet, den möglichst größten Nutzen für das Vaterland gezogen habe. Vor Allem war die Kurzsichtigkeit der preussischen Minister zu verdammnen, daß sie den Wunsch des Königs, mit einer großen Armee in Polen aufzutreten, nicht nachdrücklich zur Ausführung zu bringen suchten. Die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers verlangt es jedoch, hierbei zu bemerken, daß in Bezug auf die Handelsverhältnisse die Besitzveränderung in den polnischen Landen damals noch keinen so nachtheiligen Einfluß auf den preussischen Staat ausübte, als in unsern Tagen, weil von russischer Seite noch keine Hindernisse, wie jetzt, entgegengesetzt wurden, wodurch natürlich ein wesentlicher Beweggrund zu einem unbedingten Widerstand gegen Rußland für preussische Staatsmänner fortfiel.

Man darf sich nicht wundern, daß weder Oestreich noch England mit so großem Gleichmuth dem Untergange Polens entgegensehen, da außer der Unterdrückung revolutionärer Grundsätze auch ein wesentlich positiver Kampfpunkt für beide offen dalag. Wir wissen, daß der Baron Thugut, seit 1791 der wahre Leiter der kaiserlichen Diplomatie und von 1794 an nach Kaunitz's Tode dessen Nachfolger, den Kampf gegen die Revolution zur Vergrößerung Oestreichs auf Frankreichs Kosten bis zur Höhe der vergangenen Jahrhunderte benutzen wollte. Die innere Zerrüttung des letzteren steigerte diese Hoffnung Oestreichs zur Gewißheit, auch wiesen die Kriegsbegebenheiten des Frühjahrs 1793 die Vergrößerungspläne des Kaiserhauses unzweifelhaft darauf hin.

Wenn aber auch die arglistige Politik Thuguts etwas abenteuerlich in ihren Eroberungsentwürfen erscheinen dürfte, so waren Pitt's Hoffnungen dagegen nur zu wohl begründet. Während Frankreich mindestens seine ganze Kraft zur Vertheidigung gegen den Continentalangriff aufbieten mußte, blieben seine Marine, sein Handel, seine Colonien dem erfolgreichsten Angriff von Seiten Englands ausgesetzt, denn auch die übrigen Seemächte Europas waren mit ihm

n Bunde. Englands Vortheil war also jedenfalls gesichert. Sogar in dem leicht zu erwartenden Falle, daß die Republik ihre siegreichen Waffen auf das Gebiet der Bundesgenossen tragen würde, sah England noch immer seinen Vortheil, da diese, in ihren eigenen Gewerbs- und Verkehrsverhältnissen gestört, den Betrieb allein den von keiner nähern Gefahr heimgesuchten Insulanern überlassen und dadurch ihnen den hauptsächlichsten Ertrag zuwenden mußten. Daher war es durchaus politisch, wenn Pitt mit reichlicher Hand Hilfselder den Kontinentalmächten zukommen ließ, weil diese fast sämmtlich in die britischen Königreiche zurückkehrten und dort die unendlich gesteigerte Fabrikation reichlich bezahlten. Während also die Verbündeten selbst bei Territorialerwerbungen in inanzielle Verlegenheiten kamen und dadurch geschwächt wurden, war England, sogar ohne solche äußerlich glänzende Erfolge, der Erhöhung seiner Macht und eines Einflusses gewiß.

Aber auch glorreiche Eroberungen standen in ziemlich sicherer Aussicht. Daher kam es denn auch, daß, während in den meisten Continentalstaaten der Krieg gegen Frankreich unpopulär war, und manche widerwärtige Bewegungen hervorrief, in England derselbe von dem handels- und gewerbetreibenden Publikum als ein Bedürfnis des englischen Volkes angesehen, und in dem Parlament durch eine glänzende Majorität unterstützt wurde, Pitt hier einer festen Stütze versichert war. Unter diesen Umständen mußte er eine Gebietsveränderung der östlichen Staaten, selbst wenn es der eigentlich nicht gewünschten Vernichtung der Republik Polen galt, mit den nächsten Vortheilen verglichen, erträglich ansehen, und gegen eine Vernichtung der Pforte schien man durch Oestreichs Ablenken von jener Seite und Preußens lebhaftes Interesse für die Erhaltung der Türkei hinreichend gesichert.

Dümouriez verdankte seine Erfolge nur dem gänzlichen Mangel an Einheit unter den Verbündeten, welche gar keinen Widerstand erwartet und daher auch nur unvollkommene Anstalten zum Kriege gemacht hatten; wenigstens war dies bei den Oestreichern der Fall, worüber auch, wie wir wissen, ernsthafte Erörterungen zwischen Preußen und Oestreich stattgefunden hatten. Wegen den Abbruch des Frühjahrs standen jedoch Oestreich und Preußen, durch englische Subsidien von Neuem angeregt, Holland, Spanien und Sardinien unter den Waffen. Dümouriez Einfall in Holland gründete sich weniger auf haltbare Berechnung, als auf den abenteuerlichen Sinn des Revolutionsgenerals, welcher sich nur durch neue Erfolge zu halten vermochte, und deshalb auch keck genug vorschritt.

Da nach der Meinung des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand an ein Vordringen gegen Frankreich vor der Eroberung von Mainz nicht zu denken war, so glaubte jener um so leichter die schwache Statthaltertschaft umstürzen zu können. Von dem Oberfeldherren der Verbündeten, dem Prinzen von Coburg, schätzte er nur wenig; allein unter ihm kommandirten der eben so unachtige als thaltdürftige General Clairfait und der zu einem Feldherren erstere Größe

gebörne Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder. Auf ihren Betrieb wurden die an der Ruhr verschanzten französischen Truppen zersprengt, Aachen und Lüttich erobert, die Franzosen bei der Belagerung von Mastricht auf das Gefährlichste bedroht.

Nun blieb Dumouriez nichts Anderes übrig, als schleunige Rückkehr aus Holland oder eine Schlacht. Ohne sich der Anklage des Verraths vor dem Convent auszusetzen, durfte er diese nicht vermeiden; er wagte sie deshalb am 18ten März 1793 bei Neerwinden, verlor sie aber und sein Heer gerieth fast in völlige Auflösung. Dumouriez gehörte zu den Girondisten, wenn überhaupt bei ihm von politischer Ueberzeugung die Rede war, und ihr Stern hing in jenen Tagen an unterzugehen. Sein Unfall machte ihn des Verraths verdächtig; denn wenige Tage nach der Schlacht erschienen Commissarien des Conventes in seinem Lager zur Untersuchung oder vielmehr zur Verhaftung des beargwöhnten Oberfeldherrn. Dieser kam ihnen zuvor, aber der Versuch, durch sein Heer Anfang des Monats April die Verfassung von 1791 proklamiren und möglicher Weise den jungen General Egalité (der Herzog von Chartres, später König Louis Philipp) schon damals auf den Thron zu setzen, scheiterte an dem in den Truppen überwiegend herrschenden republikanischen Sinne. Kaum rettete er sich selbst mit seinem Generalstabe durch eine schleunige Flucht, und hatte ein besseres Schicksal als sein redlicher Vorgänger Lafayette, denn er genoss sogar später noch bei den Verbündeten einiges Ansehen.

Der Prinz von Coburg nämlich hatte mit ihm einen Waffenstillstand geschlossen, und die Anerkennung der Constitution, so wie die Verzichtleistung auf alle Eroberungen zugesichert. Dies aber mißfiel den verbündeten Regierungen, und da außerdem Dumouriez sein Versprechen in Bezug auf das Heer nicht ausführen konnte, so widerrief er eine mit Dumouriez in Uebereinstimmung am 5ten April erlassene Proclamation obigen Inhaltes schon am 9ten dieses Monats, und erklärte hierdurch indirekt, daß Oestreich die schon gemachten und jetzt noch zu erwartenden Eroberungen keinesweges aufzugeben gedächte. Infolge aller Langsamkeit der Oestreicher fiel ein Theil der französischen Niederlande nach dem andern in ihre Hände. Schon dachte man an einen glücklichen Zug nach Paris, der sich freilich nicht verwirklichte. Wir können überhaupt, da unsere Aufgabe ist, preussische Geschichte zu schreiben, nur so weit es der Zusammenhang fordert, die Operationen dieses verwickelten Krieges verfolgen; wir wenden uns deshalb zu den Unternehmungen des preussischen Heeres.

Den Winter über war König Friedrich Wilhelm II. in Frankfurt am Main geblieben, wo er durch sein freundliches Benehmen gegen die Bürger der Stadt bei denen er auch auf die ungewungenste Weise Einladungen anzunehmen pflegte, sich allgemeine Liebe gewann. Selbst im Familienkreise lebte er sehr glücklich, denn es knüpfte sich dort die Bekanntschaft seiner beiden älteren Söhne mit den Prinzessinnen von Mecklenburg an, welche dem älteren die liebendste Lebensgefährtin, uns Preußen das Muster einer Landesmutter gab.

Die ersten glänzenden Erfolge der Oestreicher in den Niederlanden machten dem Könige die Eroberung der verlorenen Reichsfestung um so mehr zur Ehrensache; jedoch ist nicht zu leugnen, daß der größte Theil seiner Minister und Generale den Krieg gegen Frankreich den preussischen Interessen für widersprechend und nur den Oestreichern vortheilhaft erachteten; allein man war von Friedrichs Zeiten her so ganz gewohnt, dem Willen des Monarchen sich zu üben, daß sich nur selten ihm gegenüber eine andere Meinung kräftig geltend machte. Ebenso ging es mit den militärischen Operationen, bei denen nicht selten der Herzog von Braunschweig unmittelbaren Einwirkungen aus dem Kabinete nachgab. Dies geschah um so häufiger, da der Feldmarschall Wurmsers, dessen Heeresabtheilung hier mitzukämpfen hatte, nur von dem Könige selbst ausgehende Befehle empfangen wollte. Dessenungeachtet hatte die Belagerung von Mainz guten Fortgang, weil Güstine, der es allenfalls verstand, revolutionäre Bewegungen zu veranlassen, aber als Feldherr äußerst mittelmäßige Gaben besaß, eben günstigen Augenblick, der Stadt zu Hülfe zu kommen, veräumte und unter den Kanonen von Landau mit seinen Truppenmassen Schutz suchte. Mainz wurde regelmäßig belagert, aber das Hauptheer, welches stark genug war, Güstine zu vernichten, blieb unthätig und diente nur zur Deckung der Belagerungstruppen es unter General Kalkreuth errichteten Lagers. Am 22sten Juli kapitulierte mit diesem der französische Kommandant Doyré; die 15,000 Mann starke Besatzung erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck, indem man ihr nur die Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu kämpfen, auferlegte.

Auch in den Niederlanden blieb das Glück den Waffen der Letzteren noch treu, denn am 27sten Juli ergab sich ihnen unter York und Coburg die wichtige Festung Valenciennes. Ohne Zweifel war dies für die vereinigten Heere, deren Zahl sich zwischen Basel und Lille auf 280,000 Mann belief, der günstigste Augenblick, um den vorjährigen Plan eines Zuges auf Paris mit dem besten Erfolge auszuführen, denn die französischen Truppen, deren Führer Güstine und Beauharnais vor das Revolutionsgericht in Paris gefordert waren, und die in einzelne Lager zerstreut, theils entmuthigt, theils wegen der Gewaltmaßregeln gegen ihre Führer in offenem Aufstande, konnten einem ernstlichen Versuche wenig Hindernisse entgegensetzen, zumal da in derselben Zeit auch die Spanier die Pyrenäen überschritten und die Festung Bellegarde genommen hatten, im Innern Frankreichs aber sich die Vendée mit 80,000 Mann zu Gunsten der königlichen Sache erhob, während die Anhänger der Gironde gegen die in Paris herrschenden Schreckensmänner zum Kampfe gerüstet dastanden.

Zwei Dinge retteten die Herrschaft des Conventes, nämlich die Anhänglichkeit der Verbündeten an das alte Kriegssystem, nach welchem es für gefährlich galt, auch bei großer Truppenüberlegenheit feste Plätze im Rücken zu lassen, eine Ansicht, die namentlich im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig ihren Ausdruck fand, und dann ihr Eigennuz, indem Jeder sich dahin wendete, wo er die größte Belohnung für seine besonderen Anstrengungen erlangen konnte



Dies spaltete einertheils die Kräfte, und erregte außerdem bei den Franzosen den heftigsten Widerstand, weil sie im Falle des Unterliegens in Polens Schicksal das Bild ihrer eignen Zukunft sahen, und sich deshalb lieber der Unterwerfung unter die Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses als dem Gebot des Auslandes fügten.

Als daher die Nachricht in Paris anlangte, Cambrai sei von den Verbündeten belagert, so ward am 23ten August durch allgemeinen Zuruf das Aufgebot der Masse (*levée en masse*) zum Gesetz erhoben. Man mag über den Wortlaut eines Dekretes spotten, welches die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme für den Krieg in Anspruch nahm, die jungen Leute für den Dienst, die Verheiratheten zum Schmieden der Waffen und zur Anfuhr der Lebensmittel, die Weiber, um Kleider und Zelte zu machen und in den Spitälern zu dienen, die Kinder zur Bereitung der Charpie, während die Greise auf den öffentlichen Plätzen zum Haß gegen die Könige entflammen sollten; doch ist die außerordentliche Wirkung dieser Maßregel unbestreitbar. Zugleich wurden hundert Millionen dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt, und eine Revolutionskammer mit zwölf wandernden Tribundlen errichtet, um alle Feinde zur verdienten Strafe zu ziehen.

Dies Dekret regte die Nation von ihrem Grunde aus auf. Die Rathgeber im Wohlfahrtsausschuß, mit dem zerschmetternden Blitze des Revolutions-Tribunals bewaffnet, kannten kein Hinderniß für ihre Kriegs- wie Finanzpläne, die Guillotine strafte Mißgeschick wie Ungehorsam auf gleiche Weise, und ließ deshalb keine Wahl zwischen Sieg und Tod. Außerdem aber wurden die kriegsräthlichen Maßregeln von Carnot, der am 16ten August in den Wohlfahrtsausschuß getreten war, auf eine geniale Weise geleitet. Nach seiner Anweisung mußten die Massen die bisher übliche Linientaktik ersetzen, die Truppen sich an den Angriff in Haufen gewöhnen, die Gefechte mit Tirailleursfeuer eröffnen, die Colonnen aber fast gar nicht schließen, sondern mit Bajonnet und Kolb sich ohne Berücksichtigung der augenblicklichen Verluste auf den Feind werfen und die Kanonen wegnehmen.

In dieser Weise begann Cüstine's Nachfolger, Fouchard, die Operationen gegen den Herzog von York, welcher, als Quesnay kapitulirt hatte, Dünkirchen, nach welchem die englische Regierung besonders trachtete, zu erobern sich anschickte. In Folge eines dreitägigen mörderischen Gefechts bei Hondschooten wich der Herzog am 9ten September mit Verlust zurück; sechs Tage nachher hatten die Holländer ein ähnliches Schicksal bei Renin. Als aber Fouchard dem österreichischen General gegenüber einen Verlust erlitt, ward er, wie seine Vorgänger Cüstine und Beauharnais, zurückgerufen und erlitt von dem Revolutionstribunale dasselbe Schicksal. Sein Nachfolger Jourdan festelte durch die Schlacht bei Wattignies am 15ten October für den Augenblick das Glück wieder an die französischen Waffen.

Am Oberrhein waren die Verbündeten ohne Unterbrechung im Besitz geblieben, ohne im Wesentlichen größere Erfolge zu erlangen. Darnach war

ein Feldherr von richtiger durch Thakraft unterstützter Einsicht, allein es gelang ihm nicht, den König von seinen militärischen Ansichten zu überzeugen, auf den der allzumethodische Herzog von Braunschweig stets eine hemmende Einwirkung ausübte. Ihm schienen Wurmsers Pläne zu gewagt. So kam es denn, daß dieser, weil er nicht zur rechten Zeit von den Preußen unterstützt wurde, die schon errungenen Vorthelle wieder verlor. Dagegen schlug sich die preussische Armee mit Tapferkeit, als am 14ten September der französische General Moreau auf den Befehl der Convents-Commissarien in seinem Heere einen Angriff auf ihre Beschanzungen bei Birmasens versuchte. Die Franzosen verloren 4000 Mann an Todten, Gefangenen und Verwundeten. Jetzt erschien Landau ernstlich bedroht, doch die Gegner, welche die Wichtigkeit dieses Punktes richtig abmaßten, setzten ihre ganze Kraft an die Erhaltung desselben. „Landau oder der Tod“ lautete der lakonische Conventsbefehl an die beiden berühmten Generale Hoche und Bichégrü, welche damals zuerst ihr glänzendes Talent entwickelten.

In den Tagen des Kampfes vor Kaiserlautern reiste der König nach seinen östlichen Staaten ab, wie es scheint, um in die polnischen Angelegenheiten durch seine persönliche Gegenwart besser eingreifen zu können, wo, wie schon erzählt ist, um diese Zeit das Geschick der Republik durch russische Gewaltmaßregeln vollends entschieden wurde. Noch auf dem Wege empfing Friedrich Wilhelm die Botschaft, daß die Truppenmärsche abgestellt werden könnten; dessenungeachtet begab er sich nach der neuverworfenen Provinz Südpreußen, und wurde hier gegen das Ende des Monats October, wenigstens da, wo deutsche Elemente neben den polnischen vorhanden waren, zum Theil sogar mit großer Freude aufgenommen. Glänzend aber war der Empfang, der ihm nach seiner Rückkehr aus Polen in Berlin bereitet wurde.

Nach der Abreise des Königs erwartete man von dem Herzoge von Braunschweig eine freiere Bewegung in militärischer Beziehung, allein es wurde damit noch schlimmer; denn selbst Fragen über Einzelheiten gingen dem Könige bis Polen nach, während der Herzog unbeweglich in seinem Hauptquartier Schwei gen, nahe bei Birmasens, verharrte, ohne daß Wurmsers ihn zu einer lebhafteren Thätigkeit veranlassen konnte. Vom militärischen Standpunkt betrachtet, läßt sich das Benehmen des Herzogs nicht begreifen, und man würde ihm gewiß Unrecht thun, wenn man der Untunbe oder Unentschlossenheit des sonst bewährten Mannes das seltsame Zögern unter günstigen strategischen Verhältnissen zuschreiben wollte; allein es gab hier auch eine wichtige politische Seite. Preußen kämpfte für den König und nach dessen Tode für das Königthum, Oestreich für seine Vergrößerung. Der Ufaß war sein Ziel, ein Anschlag auf Straßburg bei der damaligen Stimmung der bedeutenderen Bürger gegen die Backer Schreckensmänner gesichert, wenn es galt Ludwig XVII. zu proklamiren. Aber Wurmsers dachte nur an eine Besitznahme für Oestreich, wie der Prinz Coburg in den französischen Niederlanden. Es läßt sich also begreifen, weshalb der Herzog den Mangel an Instruktionen vorwandte, um dem Kaiserhofe

nicht Vortheile zuzuwenden, welche mit dem Zwecke des ganzen Krieges von preussischer Seite in vollkommenem Widerspruch standen.

In den Niederlanden hatten die Kaiserlichen die Winterquartiere bezogen. Daher hatte Carnot dem General Bichegrü den Befehl über die Armee an den Bogesen, und dem General der Moselarmee, Hoche, den Befehl, wie schon oben erzählt, zur Rettung Landau's um jeden Preis ertheilt. Zu diesem Zweck machte Hoche am 28ten und 29ten November wiederholte äußerst heftige Angriffe auf des Herzogs Lager bei Kaiserslautern, welche jedoch siegreich zurückgeschlagen wurden und dem kühnen Angreifer mehr als 3000 Mann kosteten. Jedoch blieb der Rückzug des feindlichen Heeres ungestört. Dies und die Sprache Carnots retteten Hoche vor dem Blutgerüste. Natürlich erregte die Siegesbotschaft neuen Jubel in Berlin.

Wenn auch im Lager des Herzogs, so trat doch nicht zu gleicher Zeit auf dem ganzen Kriegsschauplatz Ruhe ein. Die französischen Feldherren wendeten sich jetzt gegen Bismarck, der sich Anfangs mit Erfolg vertheidigte, aber nur durch einen geringen Theil der preussischen Truppen unterstützt, sah er sich bei dem unablässigen Anstürmen der Feinde nach einer Reihe von hitzigen Gefechten zum Rückzug aus seiner Stellung und selbst aus den Weissenburger Wäldern genöthigt. Zwar deckten die Preußen diesen Rückzug durch einen erfolgreichen Angriff, aber dennoch mußte am 30ten December die österreichische Armee bei Philippsburg über den Rhein zurück, während die Preußen den Weg nach Mainz nahmen. Von beiden Seiten machte man sich so heftige Vorwürfe der Treulosigkeit und Feigheit, daß zwischen den Offizieren beider Armeen Zwistkämpfe darüber stattfanden, ein gutes Einvernehmen für die Zukunft gänzlich in Zweifel gezogen werden mußte! Der Herzog von Braunschweig, im Gefühl auf diese Art eine unwürdige Rolle vor dem Publikum gespielt zu haben, hielt seinen Rücktritt für nothwendig, um sich deshalb durch einen solchen Schritt zu rechtfertigen; in der That wünschte er die Fortdauer des Oberbefehls. Sein vom 6ten Januar 1794 aus Oppenheim datirtes Schreiben an den König lautete: „Ich habe keine Hoffnung, daß ein dritter Feldzug vorthellhaftere Ergebnisse bieten, welche die verbündeten Mächte bisher getrennt, die Bewegungen der Heere verzögert und die rechten Maßregeln verhindert haben, es auch fernesth thun werden. Wenn eine große Nation, wie die französische, durch Schrecken und Begeisterung zu großen Thaten geführt wird, so sollte billiger Weise einmüthige Wille und Grundfatz die Schritte der Verbündeten leiten; aber wenn statt dessen jede Armee für sich allein handelt, ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Grundfatz und ohne Methode, so werden die Ereignisse immer so sein, wie wir sie bei Dünkirchen, Maubeuge, Lyon, Toulon und Landau gesehen haben. Der Himmel wolle Ew. Majestät vor größern Unfällen bewahren; aber es ist Alles zu fürchten, wenn Vertrauen, Einstimmigkeit, Einheit der Grundfätze und Handlungen nicht an die Stelle entgegengesetzter Bestimmung treten, die seit zwei Jahren die Ursache aller unserer Unfälle sind.“

Der Herzog hatte vollkommen Recht, obschon er bei etwas größerer Kühnheit in Betreff auf seine Verantwortung zur rechten Zeit vorgegangen wäre. So aber war er wirklich, wie er sich später gegen Lord Malmesbury äußerte, die Gliederpuppe der verschiedenen im Kabinette zu Berlin mitwirkenden Personen gewesen, und Bischofswerder, so wie Lucchefini, nebst dem durch und durch französisch gesinnten Prinzen Heinrich, hätten diese Stellung veranlaßt, aber wohl aus verschiedenen Gründen. Dessenungeachtet traf ihn die Nachricht, daß der Feldmarschall von Müllendorf das Kommando übernehmen sollte, höchst hmerzlich, und er empfing die Botschaft mit den Worten: „So muß ich erdulden, das hat man für seine Mühe und Arbeit!“ —

Der neue Oberfeldherr war schon 67 Jahr alt, aber rüstig und ein ecktsvoller General, vielleicht jedoch noch weniger als der Herzog zu dieser Stellung geeignet, weil er, von den politischen Grundsätzen Friedrichs durchdrungen, gegen jeden Krieg in Gemeinschaft mit den Oestreichern gestimmt war.

Der König selbst war von seinen ritterlichen Ideen eines Kampfes für die Sache Ludwigs und seiner Familie zurückgekommen, namentlich als er sah, daß er dabei leicht der Betrogene sein dürfte. Als daher in den letzten Tagen des Jahres 1793 von London aus Harris (später Lord Malmesbury) zur Erfüllung der im Jahre 1788 eingegangenen Verpflichtungen aufforderte, erklärte er ganz offen: „Seine Zuneigung gegen England und sein Abscheu gegen die Grundsätze der in Frankreich herrschenden Faktion sei unverändert, allein er ersichere auf sein Ehrenwort, daß er nicht die Mittel für einen dritten Feldzug esse. Der verstorbene König habe die Hülfquellen auf den höchsten Grad gespannt; er könne keine neuen Auflagen seinen Unterthanen zumuthen, und ein Versuch der Art würde die schlimmsten Folgen herbeiführen, ohne etwas auszurichten. Das Wesen der preussischen Monarchie sei von der Art, daß eine Inleihe nicht gemacht werden könne. Wenn die Bundesgenossen ihm nicht Unterstützung gewährten und seiner Geldverlegenheit Abhülfe schafften, könne er nur einen Theil seiner Armee am Rhein lassen. Er trage kein Bedenken, diesen Stand seiner Finanzen offen mitzutheilen, denn er habe seinen Schatz nicht in nutzlosen und nutzlosen Unternehmungen verschwendet; und wenn auch zuweilen nicht die größte Sparsamkeit beobachtet worden wäre, so sei doch Alles auf Vertheilungsmaßregeln verwendet worden, welche sowohl die allgemeinen Interessen Europas, als die Preußen besonders angehenden, beträfen. Es könne nicht im Interesse Englands liegen, und auch nur diese Gewißheit, verbunden mit dem oben Begriff von dem englischen Nationalcharakter, habe ihn der Besorgniß vor den mißlichen Folgerungen aus der abgegebenen Erklärung enthoben.“

Ähnliche Mittheilungen hatte der Marquis Lucchefini in Wien zu machen. Schon die Wahl des Oestreich feindseligen Ministers zeugt von der Stimmung in Berlin; er soll für die auf dreißig Millionen berechneten Kriegskosten das preussische Schlessien als Pfand gefordert haben.

Noch Mainz dagegen ging der Minister von Hardenberg. Der König selbst schrieb unter dem 31sten Januar an den Kurfürsten Erzbischof: „Da es ihm künftig unmöglich sei, einen von seinem Staate so weit entfernten und kostspieligen Krieg aus eignen Mitteln fortzusetzen, so habe er sich hierüber gegen die vornehmsten Mächte frei erklärt und mit denselben Unterhandlungen angefangen, die bis jetzt noch nicht hätten beendigt werden können. Er sehe sich deshalb zu der Forderung gezwungen, daß das Reich die Unterhaltung seiner Armee übernehme, wofern es von derselben fernerhin Schutz und Vertheidigung verlange. Die nöthigen Erinnerungen seien deshalb schon bei dem Reichstage gemacht worden; da es aber unmöglich sei, das Conclufum des Reichstages und dessen Ausführung abzuwarten, so bleibe nichts weiter übrig, als daß die vorderen sechs Kreise, die der Vertheidigung am meisten bedürfen, einweilen die Vertheidigung provisorisch übernehmen, und sich zu dem Ende schleunigst versammeln. Dies sei das einzige Mittel, Deutschland in der gegenwärtigen dringenden Gefahr zu retten, da es dem Könige sonst nicht möglich sei, seine Truppen länger gegen den Feind streiten zu lassen.“ Ähnliche Erklärungen wurden von den preussischen Gesandten den Versammlungen der Reichskreise mitgetheilt, und da sich das Gerücht verbreitete, Preußen wolle sich durch Secularisation geistlicher Güter für die aufgewendeten Kriegskosten entschädigen, so wurde der oberrheinischen und fränkischen Kreisversammlung im Februar und März 1794 eröffnet, „der König habe diese Verbreitung mit dem äußersten Mißfallen vernommen. Wie er ehemals nicht die Absicht gehegt, bei dem lediglich zur Vertheidigung des Reichs unternommenen Kriege Eroberungen für sich allein zu machen, sondern wenn sich solche erstreiten ließen, dieselben dem Reiche zu Gunsten kommen zu lassen: so habe er noch weit weniger dem Gedanken Raum gegeben, seine Entschädigung auf Kosten des Reiches zu nehmen. Er sei eben so willig als bereit, die Verfassung desselben in allen Stücken zu erhalten und den einzelnen Ständen, Geistlichen und Weltlichen, ihre Rechte zu sichern, wenn anders das Reich, und in dem gegenwärtigen Falle die zunächst ausgesetzten Reichskreise, dazu die Hand bieten und die Beflegung der Armee übernehmen wollten.“

Wenige Wochen vorher, am 20sten Januar, hatte der Kaiser von der Reichsversammlung in Regensburg folgendes Gutachten verlangt:

- 1) Durch welche heilsamen Mittel das gesunkene Ansehen der Gesetze und die sich darauf gründende kaiserliche Autorität gegen die in Stellung des reichschlußmäßigen Triplicums säumigen oder ungehorsamen Stände am sichersten zu behaupten;
- 2) ob nicht bei der veränderten feindlichen Kriegsort eine allgemeine Bewaffnung sämmtlicher deutschen Grenzbewohner zur Sicherheit des Reiches und dessen getreuen Unterthanen als nöthig anzusehen; wie diese Vertheidigungsanstalten am zweckmäßigsten einzurichten, auch etwa von Seiten

des Reiches besondere zur Hand zu gebende Mittel mit Nachdruck zu unterstützen seien, wobei der Kaiser

- 3) noch einem jeden andern auf die gegenwärtige gefährliche Lage des Reichs gerichteten patriotischen Beirath mit Wohlgefallen entgegenzähe, ja hierzu die Kurfürsten, Fürsten und Stände kraft seiner reichssoberhauptlichen Fürsorge auf das Dringendste auffordere.

Wir sehen aus diesen Aktenstücken, wie sehr sich die politischen Zwecke der beiden großen Continentalmächte in Beziehung auf den Krieg gegen die Franzosen damals schon trennten, oder alte Eifersucht auf den Einfluß im deutschen Reiche schon wieder erwacht war. Wie konnte es auch anders sein? Wie bald mußte man sich überzeugt haben, daß der Kampf gegen die revolutionären Ideen nur um so stärker ihre Wirkungen hervortreten ließ, und daß Oestreich die kriegerischen Anstrengungen nur zu eigener Vergrößerung benutzte, Rußland sogar, um außer einer bedeutenden Gebietserweiterung unmerklich der Schiedsherr in den Angelegenheiten des Festlandes zu werden, wie England sich schon zum Gebieter auf dem Meere erhoben hatte. Das Cabinet von Berlin glaubte anfangs dafür in Polen und Deutschland die überwiegende Macht zu behaupten, sah sich aber dort durch Rußland überflügelt, und fand nicht minder den entschlossensten Widerstand in Oestreich, welches trotz aller Hoffnungen jenseits der Alpen und des Rheines, diesseits desselben keinen Schritt zurückzuweichen, sondern vielmehr durch die etwa neuen Erwerbungen seine alte Stellung in Deutschland wieder zu erreichen gedachte. Dies stellte sich jetzt unwiderleglich heraus; es läßt sich also begreifen, daß Friedrich Wilhelm, der einzige unter den Feinden Frankreichs, welcher mit verhältnißmäßig uneigennützigem Sinne die Waffen ergriffen hatte, entweder einen ehrenvollen Rückzug oder wenigstens den Preußen für seine Anstrengungen gebührenden Lohn zu gewinnen suchte. Ihn aber trachtete jeder der Verbündeten dem andern so sehr als möglich zu verkürzen. Hierin ist die Erklärung zu finden, daß alle gemeinsamen Unternehmungen der großen Mächte Europa's, trotz der von ihnen entwickelten furchtbaren Streitkräfte und der Zerrüttung ihrer Gegner, wirkungslos dahinschwanden, bis endlich die wohlbegründete Furcht vor einer vollständigen Unterwerfung Europa's unter Frankreichs Machtgebot zu einer aufrichtig gemeinsamen Anstrengung nöthigte.

Die deutschen Fürsten waren weder geneigt, Oestreichs Diktatur zu fördern, noch sich Preußen für seinen militärischen Schutz tributpflichtig zu machen. Deshalb drang der Kurfürst von Mainz auf allgemeine Bewaffnung in den Grenzländern, der Kaiser aber, der sich die Abhängigkeit des Reiches sichern wollte, erklärte, „daß er nach nunmehr gehobenen Hindernissen und gedrückten Verhältnissen es für das Beste gehalten habe, alle schon gestellten und noch zu stellenden, auf 30 bis 40,000 Mann zu berechnenden Reichs- und Kreis-Contingente zu einer Reichsarmee am Oberrhein zu vereinigen, und daß er den

Oberbefehl über dieselbe dem Herzoge Albert von Sachsen-Teichen (dem Gemahl seiner Tante Christine) übertragen habe."

Von preussischer Seite konnte man mit Maßregeln der Art nicht einverstanden sein; da das gewünschte schutzherrliche Verhältniß damit verloren ging; deshalb wurde auch, weil offener Tadel nicht füglich ausgesprochen werden konnte, in Regensburg die Erklärung abgegeben, daß sich Preußen fernerhin nur auf beschränktere Weise am Kriege theilnehmen würde. „Der König, hieß es in der Note, sehe sich gedrungen, seinen bisher durch Großmuth und Patriotismus bestimmten Antheil an dem gegenwärtigen Kriege nach denjenigen Rücksichten zu vermindern, die er der Selbsterhaltung seiner eignen Staaten und Unterthanen schuldig sei. Er habe seine Waffen mit denen des Kaisers und in der Folge auch mit denen des gesammten Reiches und noch anderer Mächte vereinigt, um den zerstörenden Unternehmungen einer wüthenden Nation Grenzen zu setzen, und den bedrohten Völkern Frieden und Wohlfahrt zu erhalten. Nicht ein Krieg mit einem gesitteten Volke und ordentlich disciplinirten Kriegsheeren sei zu führen, sondern ein Krieg mit rasenden nie zu mildernden Volksschwärmen, mit einer zahlreichen überall gerüsteten und Alles zur Kriegesreserve machenden Nation im Rückhalt, die nicht nur um Eroberung kämpfe, sondern auch den Umsturz der ganzen bürgerlichen Verfassung Deutschlands durch Feuer und Schwert und das Gift ihrer Lehre verbreite. Diesem fast unbezwingbaren Feinde hätte der König ein Heer von 70,000 Mann der auserlesensten Truppen entgegengesetzt, und den Krieg unter den hinderlichsten Erfahrungen aller Art in weiter Entlegenheit von den preussischen Grenzen mit fast unsäglichem Kosten geführt, wobei er seine eigne Person und die Prinzen des Hauses den gefährlichsten Ereignissen für Deutschlands Sicherheit ausgesetzt habe. Ein solcher Krieg habe die Staatskraft der preussischen Monarchie in weit stärkerem Maße angreifen müssen, als bei anderen mitkriegführenden, näher an Frankreich gelegenen Mächten der Fall gewesen, und Seine Majestät sei endlich in die unbedingte Unmöglichkeit gekommen, an demselben ohne gänzliche Zerrüttung Ihrer eignen Staaten und ohne Erschöpfung ihrer Unterthanen bloß aus eignen Mitteln einen weiteren gleich thätigen Antheil zu nehmen. Um aber dem deutschen Reiche noch fernerhin, und selbst mit vermehrter Macht, Schutz und Schirm zu gewähren, sei der König mit den verbündeten Mächten in Unterhandlung getreten und habe ihnen eine Einrichtung vorgeschlagen, nach welcher außer bestimmten Subsidien die Naturalverpflegung des größten Theils des preussischen Heeres vom gesammten Reiche und zunächst provisorischer Art von den sechs vorderen der Gefahr ausgesetzten Reichskreisen geleistet werden sollte. Die erforderliche Eröffnung bei dem Reichstage und den genannten Kreisen wäre mit der unumwundenen Voreklärung geschehen, daß, im Falle die angetragene Maßregel nicht zu Stande kommen sollte, Seine Majestät sich gedrungen sehen würde, den größten Theil des Heeres aus dem Reiche zurückzuziehen und das Reich seiner Vertheidigung und seinem Schicksale zu

überlassen. Verschiedene Reichsstände haben sich auf das dringende Bedürfniß ihrer eigenen und der allgemeinen Rettung gemäß geäußert, insbesondere haben Seine kurfürstlichen Gnaden zu Mainz im reichspatriotischen Sinne zur Beförderung des Verpflegungsantrages alles von ihm Abhängende beigetragen und als Erzkanzler eine unverweilte Zusammenkunft der sechs Reichskreise veranstaltet. — Dieser Verpflegungsantrag sei mit derjenigen Einrichtung genau verbunden gewesen, welche der König mit den verbündeten Mächten zu treffen gedacht habe, der aber Seine Kaiserliche Majestät beizutreten nicht für gut befunden. Auch mehrere der übrigen Reichsstände haben sich nicht bereitwillig finden lassen; es habe vielmehr jener Antrag eine Aufnahme gefunden, welche man nach so reinen Verdiensten Seiner Majestät um die Rettung und Wohlfahrt des Reiches und nach den fast unerschwinglichen Aufopferungen, welche die Großmuth des Königs dieser Rettung gebracht, nicht hätte erwarten sollen. Nicht ohne Bedauern halte man sich für verpflichtet, einige Merkmale davon anzuführen. Man habe die von Kurmainz geschehene Zusammenberufung der sechs Kreise als eine Unregelmäßigkeit darzustellen sich bemüht (Unionsversuch!), obwohl dieselbe in den Reichsgesetzen und dem Reichsherkommen begründet und ganz verfassungsmäßig gewesen; man habe die dem Verpflegungsantrage widerstreitenden Maßregeln einer allgemeinen Volksbewaffnung recht angelegentlich zur Anwendung zu bringen gesucht, obwohl dieselbe gegen einen Feind, der in großen Massen mit rasender Wuth, versuchter Kriegskunst und zahlreichen Geschützen hereinbringe, ebenso unwirksam als gefährvoll, wenn man den gemeinen Mann aus seiner häuslichen Ordnung bringen und bewaffnen wolle, zumal gegen einen Feind, der sein gefährlichster Vorfechter werden könne, und überhaupt zweckwidrig sei, da sie sich mit den Operationen und der Verpflegung der disziplinirten Armeen nicht vereinbaren lasse. Man habe das aus der innersten Ueberzeugung des Königs hervorgegangene Abmathen dieses bedenklichen Vertheidigungsmittels unter Vorpiegelung falscher Beweggründe auf das Gehässigste vorgebildet; man habe dem Könige die abschreckendsten Vergrößerungs-, Unterdrückungs- und Secularisationsabsichten angedichtet (1850!), deren mindeste Ueberlegung aber Seine Majestät im Gefühl ihrer um das Reich erworbenen Verdienste unter ihrer Würde erachten würde. Da hiernach die Hoffnung auf Bewilligung des Antrags entschwunden sei, so entsage der König demselben und allen dahingehenden Berathungen des Reichs und der Kreise; er habe daher seiner vorigen Erklärung zufolge den Entschluß gefaßt, dem deutschen Reiche seinen Schutz nicht aufzubringen, sondern sein Kriegsheer mit Ausnahme des traktatmäßigen Hülfscorps von 20,000 Mann nach seinen Staaten zurückgehen zu lassen. Indem der König sich gebrungen sehe, solchergestalt einen Theil der gegen den gemeinschaftlichen Feind stehenden Truppen aus den Gegenden, wo sie zur Vertheidigung des Reichs mit so vielem Ruhme gekämpft, abzurufen, bezeuge er noch seine innigsten Wünsche, daß die von ihm gehegte und dem Reiche vorgestellte Besorgniß, der übermächtige rasende Feind werde unaufhaltsam



in Deutschland hereinzuführen, den Boden deutscher Kultur verheeren und überschwemmen, die Verfassung mehrerer deutschen Staaten in anarchische Wirbel verkehren, Fürsten und Stände zertrümmern, und in Deutschland, anstatt Tugend und Ordnung, Gesetzlosigkeit und Immoralität pflanzen, nicht in Erfüllung gehen, sondern vielmehr die von der kaiserlichen Majestät und dem Reiche fern vorzulehrenden Vertheidigungsanstalten den vollständigsten Erfolg haben und dem deutschen Vaterlande Rettung und Sicherheit und einen allgemeinen, rühmlich entschädigenden Frieden gewähren mögen. Dem Könige bleibe der Trost und der dauernde Ruhm, Alles, was zur Erhaltung und Sicherstellung des Reiches in der jetzigen gefährvollen Krisis geschehen konnte, seinerseits erschöpft und solche Opfer gebracht zu haben, wozu sich nicht leicht eine Macht oder ein Glied des deutschen Staatskörpers entschließen dürfte.“

Wer erkennt nicht hier die bittere Stimmung gegen Oestreich, welcher man, wenn nicht gerade als offener, dagegen desto sicherer als verdeckter Widersacher in den deutschen Angelegenheiten anzusehen vollkommen das Recht hatte. In Regensburg aber war man über diese Erklärung, zumal da die preussischen Truppen schon ihren Rückmarsch antraten, in hohem Grade betroffen. Da das Schlimmste in Aussicht stand, so schlug der Erzkanzler vor, man solle dem König von Preußen eine angemessene Geldunterstützung für die Verpflegungskosten bewilligen, zu dem Zwecke bei großen Banquiers die nöthigen Summen aufnehmen, und Zinsen sowie Tilgungsfond durch eine allgemeine Vermögenssteuer, welche von allen Ständen ohne Unterschied erhoben werden sollte, decken.

Doch ehe noch diese Verhandlungen zu Ende gediehen, erklärte der preussische Gesandte in Regensburg am 7ten April ganz unerwartet, daß der König dem ihm von mehreren Seiten geäußerten Wunsche der Reichsstände, die preussische Armee zum Schutze des Reichs in ihren Stellungen zu lassen, bei der noch bestehenden Unterhandlung mit dem englischen Hofe wegen ihrer künftigen Mitwirkung nachgegeben habe, in der zuberstichtlichen Erwartung, daß die Reichsstände sich schleunigst mit dem nöthigen Berathschlagungswerk beschäftigen werden, die Armee ferner zum Schutze des Reichs zu erhalten.“

Diese Erklärung war die Frucht der dringenden Aufforderungen des englischen Rabinettes, welches am 19ten April durch den Minister Haugwitz in Haag zwischen England, Holland und Preußen einen Subsidientraktat zu Stande brachte, demgemäß sich der König Friedrich Wilhelm II. verpflichtete, eine Armee von 62,000 Mann nach einem den beiden Seemächten übergebenen Etat auszurüsten, welche unter einem preussischen Befehlshaber gegen den gemeinschaftlichen Feind entweder für sich oder in Verbindung mit den Truppen ihrer Verbündeten, da, wo es das Interesse der Seemächte erfordern werde, agiren und spätestens am 24ten Mai ins Feld rücken sollte.“ Dafür versprachen Letztere monatlich 50,000 Pfund Hülfsgelder, zur Ausrüstung aber, sogleich eine Summe von 300,000 Pfund, und bei der bevorstehenden Rückkehr 100,000 Pfund; außerdem ein Pfund und zwolf Schilling monatlich für

en Mann auf Brot und Fourage. Die Eroberungen sollten im Namen der eiden Seemächte gemacht werden, während des Krieges in ihrer Verwaltung bleiben und beim Frieden zu angemessener Verwendung kommen. Commissarien ex beiden Regierungen sollten im Hauptquartiere residiren, um die nothwendige Verbindung und den Briefwechsel zwischen den verschiedenen Armeen zu unterhalten, eigentlich aber wohl, um über die genaue Ausführung des theuer erkaufsten Bundes zu wachen. Pitt hatte trotzdem schon heftige Kämpfe im Paramente in Betreff dieses Traktates auszuhalten.

Dieses Aktenstück beweist, daß auch zwischen den Seemächten und dem Kaiserhause eben nicht das größte Einverständnis waltete; jedenfalls, daß England nur auf die Förderung seiner eigenen Interessen bei diesem angeblich nur zur Bekämpfung revolutionärer Tendenzen begonnenen Krieges bedacht war. Es war aber Preußens wohlverstandenen Interessen ebenso wenig gemäß, den Engländern als dem Erzhaufe Macht und Größe durch seine Truppen zu erwerben; deshalb lag es ganz in der preussischen Politik, daß der Feldmarschall Röllendorf, nachdem am 23sten Mai die Franzosen abermals bei Kaiserslautern geschlagen und zum Rückzug auf die Vogesen gezwungen waren, trotz er in einer am 2ten Juni gehaltenen Zusammenkunft des Grafen Cornwallis und Mastriicht festgesetzten Bestimmung, die preussischen Truppen sollten an dem Feldzuge in den Niederlanden mitwirken, dem englischen und holländischen Bevollmächtigten am 24sten Juni erklärte, daß er keine bestimmte Weisung darüber habe, und auch kein wirksameres Mittel zur Rettung Belgiens wüßte, als einen Seitenangriff auf Lothringen und den Elsaß. So trat denn auch hier kurz nach dem Abschlusse des Vertrages wiederum Mißverständnis ein.

Hören wir über die Stimmung der englischen Staatsmänner gegen Preußen den Bericht des Lord Malmesbury an seinen Hof. „Das preussische Heer ist in Folge der Schwäche und Nachlässigkeit der Regierung ein Imperium in imperio geworden. Das Hauptquartier bestehe theils noch aus Anhängern des Herzogs von Braunschweig, theils aus Leuten, die, von den kleinen Fürsten am Rhein bestochen, alle eifrig bemüht seien, die Armee am Rhein festzuhalten, um unter keine höhere Kontrolle zu kommen. Der Marschall Röllendorf, gegen dessen Rechtschaffenheit nichts zu sagen sei, dessen Geschicklichkeit sich aber auf die Linie seines Geschäftes beschränke, sei nahe an siebzig; er besitze die erforderliche Charakterstärke nicht mehr, und da er alleinstehend, werde er von einer Schaar Rathgeber geleitet. Abgesehen davon, daß er gänzlich unfähig sei, die politischen Gründe zu bekämpfen, lasse er sich von den kleinlichsten, militärischen Rücksichten bestimmen. Die Armee liege (am 27sten Juni) noch in Cantonirung und kein Regiment campire; bergestellt werden die Zelte geschont, die Rundvorräthe gepart und die Truppen so gut, als wenn sie in ihren Garnisonen ständen, gehalten. In der That seien die Leute in der besten Ordnung, und man sehe an ihnen keine Spur von Feldzugstrapazen. Den Baron Sauerberg, dessen Benehmen in dieser Angelegenheit das ehrenvollste gewesen,

habe er ersucht, dem Marschall Möllendorf und dem Grafen von Schölenburg zu schreiben, daß Preußen, wenn es auf dem eingeschlagenen Wege fortfahre, und nachdem es beinahe die Hälfte der Hülfsgelder bezogen, die dafür übernommenen Verpflichtungen nicht erfülle, in einer isolirten Lage, ohne Bundesgenossen und ohne Aussicht, deren einen zu erhalten, dahin gelangen werde, alles Gewicht im Kriege und im Frieden zu verlieren, und daß dies allein ihnen zur Last fallen werde, da man gewiß wisse, daß der König selbst ganz anders denke und fühle, und daß auch seine Minister andere Gefinnungen und Ueberzeugungen hegten, daher der unselige Verlauf nur Wirkung ihrer Einrichtungen und Intriguen sein könnte."

Und dennoch war das Benehmen Möllendorfs, wenn anders er dabei nicht unmittelbaren Befehlen aus dem Kabinette gehorchte, so unpolitisch nicht. Was konnte Preußen durch ein eifriges Betreiben des Krieges für sich gewinnen? Allerdings nur wenig im Vergleich mit seinen Bundesgenossen. Seine Stärke ruhte in dem Heere und den wohlgeordneten Finanzen, beides mußten preussische Staatsmänner zu erhalten suchen. Aber freilich darf andererseits nicht unberücksichtigt bleiben, daß Preußen seine politische Ehre und seinen Ruf als bedeutsame Kriegsmacht aufs Spiel setzte, wenn letztere ohne alle Rücksamkeit in's Feld gesendet wurde; in diesem Punkte hatte also Lord Palmerston vollkommen Recht. Ueberhaupt war nicht zu leugnen, daß sich Preußen in einer durchaus unhaltbaren politischen Lage befand.

Wie vollkommen Recht ein preussischer General hatte, für die Oestreicher nicht allzuviel thun zu wollen, bezeugt die Berathung des Prinzen von Coburg und des Premier-Ministers Thüret darüber, ob es nicht besser sei, anstatt der Fortsetzung eines Krieges in den Niederlanden, ihren Bundesgenossen, den Preußen, Hindernisse in Polen entgegenzustellen; und wenn wir dies auch nicht vom Standpunkte Oestreichischer Politik tabeln dürfen, so ist doch klar genug, daß das Wiener Kabinet, fern von aller Sorge für Deutschland, welches es doch in einen durch seine Schritte hervorgerufenen Krieg gestürzt hatte, jeder Nothwehrhöhung der Verbündeten, vor allen aber Preußens, auf das Nothbedürftigste entgegenzutreten bereit war. Die passive Art der Kriegsführung von Seiten des preussischen Heeres findet also in der widerwärtigen Gefinnung der Bundesgenossen ihre vollständige Erklärung.

Der Kampf in den Niederlanden nahm eine sehr unglückliche Wendung. Die Engländer und Holländer wurden am 18ten Mai von der Nordarmee unter Moreau und Souham empfindlich bei Turcoing geschlagen; kaum entging der Herzog von York der Gefangenschaft; der größte Theil seines Geschützes dagegen war verloren.

Nicht viel besser ging es den Oestreichern an der Sambre unter dem Prinzen von Coburg, obschon seine Truppen die Franzosen viermal über diesen Fluß zurückschwarfen, und trotz der großen Tapferkeit, mit welcher der Angriff geschah, dennoch im Vortheil blieben. Auch als die Franzosen zum fünften

Mai zurückkehrten, Charleoi ernstlich bedrohten, und die östreichische Armee bei Fleurus am 26sten Juni eine Schlacht angenommen hatte, blieben sie den ganzen Tag über im Vortheil, bis plötzlich der Prinz ohne erklärbaren Grund das Schlachtfeld verließ. Man meinte, Coburg mit Thugut in Uebereinstimmung habe schon am 24sten Mai beschloffen, die Niederlande zu räumen; ohne Zweifel aus dem eben angeführten Grunde. Jourdan, nun als Sieger von Fleurus gerühmt, drang jetzt, von den übrigen französischen Heeresabtheilungen unterstützt, unaufhaltsam vor, und nach einer Reihe für die Gegner verlustvoller Gefechte fielen nicht nur die im vorigen Jahre eroberten französischen Festungen Landrecy, Quesnay, Valenciennes und Condé, sondern auch die Niederlande, Brüssel am 9ten Juli, den Franzosen in die Hände. Der Herzog von York nebst dem Prinzen von Oranien suchten hinter der Schelde Holland zu decken; auch der Prinz von Coburg zog sich nach Mastricht zurück. Als Clairfait, ein General, der das Geschick und den Willen zu siegen hatte, endlich den Oberbefehl übernahm, war es zu spät; von allen Seiten bedrängt, wich er nach einer am 2ten Oktober in der Nähe von Jülich bei Aldenhoven unerschrocken gegen bedeutende Uebermacht geschlagenen Schlacht langsam über den Rhein zurück. Aachen, Jülich, Coblenz, Cöln, die hessische Festung Rheinfels und in Holland Mastricht ergaben sich dem Sieger.

Während dieser Zeit war, wie schon oben erwähnt, der Krieg von den Preußen mit großer Bequemlichkeit geführt worden; denn außer dem schon obwaltenden Argwohn hatte auch eine neue Nachricht in dem Hauptquartiere Craubens gefunden, daß das Wiener Kabinet geheime Verbindungen mit den Revolutionsmännern in Paris angetnüpft habe, und andererseits mit der Kaiserin von Rußland über eine neue Theilung von Polen, mit Ausschluß von Preußen, unterhandele. Nach Allem, was man von Thugut und seiner ränkevollen Politik weiß, ist eine Beschuldigung der Art nicht unglaublich und bietet eine genügende Erklärung für das leichte Aufgeben der Eroberungen in Frankreich und der eigenen Niederlande.

Müllendorf traf mit dem Herzog Albert die Verabredungen zur Rettung der wichtigen Stadt Trier. Die Stadt fiel am 8ten August, nach östreichischen Berichten, weil die Preußen nicht rechtzeitig angelangt wären, nach preussischen, weil die Oestreicher zu früh daraus gewichen wären. Die Franzosen waren wieder bis Kaiserslautern vorgezungen; da gestattete der Oberfeldherr dem Erbprinzen von Hohenlohe, die Franzosen in ihrer Stellung anzugreifen. So wurde am 20sten September die dritte Schlacht bei Kaiserlautern geschlagen, wiederum glücklich, denn die Franzosen verloren 3000 Mann an Todten und Verwundeten, ebensoviel Gefangene und 8 Kanonen. Allein auf die Nachricht von Clairfait's Rückzuge über den Rhein wendete sich auch die preussische Armee gegen Mainz und ging am 23sten Oktober auf das rechte Rheinufer; nur die Außenwerke der wichtigen Reichsfestung blieben auf dem linken Rheinufer besetzt.

Der Unwille der Engländer war aufs Höchste gestiegen; sie drohten sogar schon am 11ten Oktober mit Einstellung der Subsidien, was von dem preussischen Minister, Freiherrn von Hardenberg, als ein Bruch des obwaltenden Vertrages bezeichnet wurde. Am 14ten Oktober verkündete ein Parole-Befehl, daß, da der Subsidien-Vertrag mit England nicht mehr bestehe, Alles, was dormalen noch gethan werde, nur dazu dienen solle, die Ehre der preussischen Waffen und ihren alten Ruhm aufrecht zu halten. Sollte der Feind etwas gegen die Armee unternehmen, so werde dieselbe sich um so besser schlagen, als ihr gute Winterquartiere und ein naher Friede verheißen werden könne. Am Anfange des Monats November wurden 20,000 Mann unter dem Erbprinzen von Hohenlohe zur Armee nach Polen gerufen.

Nicht nur die Engländer beklagten sich über das Benehmen des preussischen Heeres, sondern auch Oestreich, freilich mit noch weit geringerem Grunde. Mit pomphaften Worten theilte am 14ten August der kaiserliche Minister, Graf von Schlick, gleichzeitig an verschiedene Reichskreise ein Memorandum mit: „der Kaiser habe gleich beim Ausbruch des Krieges eine mit allen Erfordernissen ausgerüstete zahlreiche Armee in das Feld gestellt, und mit Hintenansehung aller Nebenbetrachtungen bloß zum allgemeinen Besten abzielende Verbindungen eingegangen. Als der Reichskrieg beschlossen gewesen, habe er den Reichständen die Stellung ihrer Contingente erleichtert und bei den ersten Unglücksfällen die ganze in den Erblanden befindliche Reservearmee zur eilenden Hülfe abgefordert, solche aus eigenen Mitteln verpflegt und hierauf die ganze Heeresmacht des Reiches verwendet. Die kaiserlichen Truppen hätten beinahe allein den schwäbischen Kreis gedeckt, thätig am Oberrhein gewirkt und selbst an der Wiedereroberung von Mainz Theil genommen. Neben dem zur Bewaffnung des Landvolkes im östreichischen Flandern und im Breisgau gegebenen ersten Beispiele habe der Kaiser ohne Rücksicht auf die Privilegien seines Hauses sogleich ein Contingent von 27,000 Mann gestellt, was um so mehr Aufmerksamkeit verdiene, als andere Stände, obwohl sie solche Privilegien nicht besäßen, das bloße Ansuchen um eine solche Unterstützung in der Form der Reichsleistung für eine Kränkung ihrer reichständischen Rechte angesehen haben würden. Der Kaiser habe über sein zahlreiches Contingent auch noch eine große Anzahl von Truppen von Basel bis Philippsburg zur allgemeinen Reichsvertheidigung, und selbst die traktatenmäßige Hülfe, die der König von Preußen mit 20,000 Mann zu leisten habe, und welche zum Schutze der Niederlande höchst nöthig gewesen wäre, zur Deckung der Reichsgrenze stehen lassen, auch die große Last der Verpflegung mit Brod und Fourage auf sich genommen. Als ein ebenso wesentliches und nur zum Nachtheile der Erblande ausgefallenes Opfer müsse es betrachtet werden, daß der Kaiser bei dem mit ihm zu gleichem Zwecke vereinigten englischen Hofe sich nicht verwendet und darauf gedrungen habe, daß die von den Seemächten in Subsidien genommenen und daher nach dem deutlichen Ausdrücke des Traktates von ihrer Disposition abhängenden

62,000 Mann preussischer Truppen nicht sogleich nach den Niederlanden gezogen worden, wo sie den vereinigten Armeen zu einer höchst nöthigen Unterstützung gedient haben würden. Jetzt seien die Fortschritte des Feindes so groß, daß, wenn nicht das Reich dem Eindringen desselben eine gleich fürchterliche Waffe entgegenstelle und den Kaiser in dem ermüdenden Kampfe schnell unterstütze, Letzterer ganz gewiß zurückweichen und sich an seine eigenen Grenzen zurückziehen müsse, um nicht die letzten Kräfte in fruchtlosen Unternehmungen zu versplittern. Der Gesandte sei angewiesen, den Kreisständen diese Wendung zu Gemüth zu führen und zugleich feierlich zu erklären, daß, wenn man den Kaiser in diesem entscheidenden Augenblick verlasse, derselbe das Reich nicht zu retten vermöge und sich alsdann mit dem Gedanken, für das Vaterland Alles gethan zu haben, würde trösten, diejenigen aber, die aus Sorglosigkeit, Unthätigkeit oder gar aus eigennütigen Nebenabsichten das Ihrige zur allgemeinen Rettung gewissenhaft beizutragen unterlassen hätten, vor Gott und der Nachwelt für alles Unheil, das über Deutschland und Europa durch die anarchischen Grundsätze kommen werde, verantwortlich machen müsse."

Wie wenig diese Rechtfertigung begründet war, geht aus dem vorher Berichteten hinlänglich hervor. Ueberdies verbreitete sich damals allgemein das Gerücht, daß das Wiener Cabinet im Sommer des Jahres 1794 mit Robespierre geheime Unterhandlungen wegen der Niederlande angesponnen und sich dafür Beistand zur Besiznahme Baierns ausbedungen habe. Freilich sind diese Angaben nicht verbürgt, stimmen aber zu gut mit sonst unerklärbaren Thatfachen überein, als daß wir ganz an der Wahrheit derselben zweifeln sollten. In Berlin wenigstens war man überzeugt, daß der Hof- und Staats-Kanzler in Wien weit friedlicher gegen Preußen gesinnt sei, als die Schreckensmänner im Convent, ein Umstand, der aus der politischen Stellung der beiden Staaten seit den Zeiten des großen Kurfürsten für den, welcher weiß, daß jede Tendenz der Politik wirklichen Interessen weichen muß, als leicht begreifliche Wahrheit erscheint.

Wir kehren jetzt zu den polnischen Angelegenheiten zurück. Das Machtgebot Rußlands, auf welches sich der Reichstag gefügt, Preußen befriedigt und die neue Ordnung der Dinge durch einen Vertrag sicher gestellt zu sein schien, hatte das preussische Cabinet veranlaßt, den größten Theil der Truppen aus dem neu erworbenen Südpreußen herauszuziehen. Wir haben gesehen, wie die Erneuerung des Kampfes gegen Frankreich die Streitkräfte des Staates in Anspruch genommen hatte. In Polen war man jedoch trotz der augenblicklichen Fügsamkeit keinesweges zu ruhigem Dulden geneigt; es bestanden im ganzen Reiche geheime Gesellschaften, als deren Centralpunkt Warschau gelten konnte; die Häupter der patriotischen Partei jedoch befanden sich im Auslande, vornehmlich Ignaz Potocki, Malachowski, Rallontay und Thaddäus Kosciuszko, und zwar in Dresden, von wo aus sie natürlich Verbindungen mit ihren zurückgebliebenen Gesinnungsgenossen unterhielten. Sie bemühten sich auch in

Wien, Paris und Constantinopel, Beistand zu gewinnen, und wir wissen ja auch, daß man preussischer Seits nicht ohne Besorgniß deshalb war; aber diese Hoffnungen zerfielen sich dennoch, die Patrioten sahen sich auf ihre eigenen Mittel beschränkt. Kosziusko wagte sich nach Polen, gewann einen großen Theil der Befehlshaber des polnischen Heeres, und als Alles verabredet und Krakau zum Sammelplatz bestimmt war, kehrte er nach Deutschland zurück.

Wie immer bei Verschwörungen, so hatte sich auch von dieser ein dunkles Gerücht verbreitet, und den russischen Gesandten, General Igelskäm, der auch zugleich die russischen Truppen befehligte, veranlaßt, die Entlassung der Hälfte von der noch 30,000 Mann starken polnischen Armee zu verlangen. In Warschau, wo die Russen über bedeutende Truppenmassen verfügten, gelang dies ohne Schwierigkeit, aber in Pultusk, acht Meilen von der Hauptstadt, erklärte sich Madalinski, Anfangs unter dem Vorwande, daß den Truppen erst der rückständige Sold gezahlt werden müßte, gegen diesen Befehl. Am 15ten März warf er die Maske ab. Verabredetermaßen zog er längs der südpreussischen Grenze dahin, ohne weder von Russen noch Preußen gehindert zu werden. Preussische Kasernen wurden in Beschlag, preussische Offiziere gefangen genommen. Da Südpreußen von Truppen größtentheils entblößt war, so hätte er es ohne Mühe besetzen können, doch folgte er der gegebenen Vorschrift und begab sich nach Krakau. Hier war inzwischen Kosziusko selbst eingetroffen, und unverzüglich erließ man am 24ten März eine Proclamation, durch welche die Bürger und Einwohner der Stadt und Wojwodtschaft Krakau zu einer nationalen Erhebung gegen die fremden Gewaltthaber aufforderten. „Der Zweck des Aufstandes, hieß es, sei, Polen von fremden Truppen zu befreien, die Unversehrtheit seiner Grenzen wieder herzustellen und dieselben zu sichern, alle fremde und einheimische Usurpation und Uebermacht zu vernichten und die Nationalfreiheit zugleich mit der Unabhängigkeit der Republik zu begründen. Um dieses Ziel nicht zu verfehlen und die Nationalmacht thätigen Händen anzuvertrauen, sei beschloffen worden, einen Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, einen höchsten provisorischen Nationalrath, eine Polizei-Commission und ein höchstes Criminalgericht zu ernennen. Zum Oberbefehlshaber sei Kosziusko ernannt worden, der sogleich den Nationalrath anordnen werde. Alles dies solle nur dauern, bis die Befreiung erreicht sei, dann solle die Nation in ihren Repräsentanten versammelt und von den provisorischen Gewalten Rechenschaft von ihren Handlungen abgefordert werden.“

Unterdessen hatte der preussische Gesandte Buchholz in Warschau bei dem immerwährenden Rathe über Verletzung des preussischen Gebietes geklagt und die Antwort erhalten, daß der Rath es dem Könige überlasse, Madalinski als einen Räuber zu behandeln, wo er auch immer angetroffen werden dürfte. Eilig wurden deshalb preussische Truppen aus der Mark und Schlesien herbeigezogen, während Igelskäm mehrere Heeresabtheilungen gegen Krakau und die übrigen empörten Gegenden entsendete. Dorthin waren die Augen der ganzen

Station gerichtet. Bei dem Dorfe Raclawice traf Koszuszko am 4ten April mit einer Schaar, die größtentheils aus ungelübten Freiwilligen und mit Pitzen bewaffneten Bauern bestand, zum ersten Male auf die Russen. Allein die patriotische Begeisterung siegte; die Russen wurden geschlagen und verloren Geschütze und Gefangene. Jubel erscholl durch ganz Polen.

Wie gefährlich es in Polen stand, zeigt uns der offizielle Bericht des General Jgelström vom 16ten April an den russischen Kriegsminister. „Die ganze, ungefähr noch 18,000 Mann starke Armee, heißt es darin, befindet sich, mit Ausnahme der zu Warschau stehenden 4000 Mann, in offenem Aufstande. Die Conspirationen von Krakau, Sandomir, Lublin, Chelm, Bladomir und Lüd sind ganz auf jacobinische Grundsätze gegründet. Die Insurrection verstärkt sich mit jedem Augenblicke, ihr Gang ist reißend schnell und ihre Fortschritte sind erschreckend. Litthauen wird nicht ermangeln, dem Beispiele der anderen zu folgen. Ich bitte Sie daher um Gottes willen, das, was ich Ihnen melde, ernsthaft in Erwägung zu ziehen; denn es ist durchaus nöthig, daß wir uns dieses neuen Landes entledigen, ehe wir den Krieg mit den Türken wieder beginnen. Auf die Preußen und Oestreicher darf man nicht rechnen; Gott weiß, was aus ihnen für bedeutend ausgegebenen Streiträdten geworden ist. Die Preußen sind nicht mehr, was sie unter Friedrich II. waren; sie scheinen sich nur auf die Defensiv beschränken zu können. Sie wollen methodisch zu Werke gehen und scheuen sich vor Allem, und was noch schlimmer ist, ein Bataillon zählt bei ihnen nicht mehr als 200 Mann, und eine Escadron 50 Pferde. Erwägen Sie hiernach selbst die mißliche Lage, in welcher ich mich befinde, da ich, während ich Ruhe und Ordnung in einem so ausgedehnten Lande wieder herstellen soll, und meine Truppen unaufhörlich von Feinden und Spionen umringt sind, keine Hülfe und Unterstützung, weder von unseren Allirten, noch von unseren anderen Truppen erhalten kann.“

Trotz dieser schweren Besorgnisse zeigte Jgelström den Warschauern gegenüber feste Zuversicht und sprach nur von den Theilnehmern an der Insurrection wie von Räubern und Verbrechern, die man bald der verdienten Strafe übergeben würde. Im Einverständnisse mit den beiden russisch gesinnten Krongroßfeldherren befohl er die Entwaffnung der Truppen in Warschau, so wie die Auslieferung aller Waffenvorräthe, und von dem immertwährenden Rathe den Befehl, zwanzig der angesehensten Leute in Warschau als Mitwisser der Insurrection zu verhaften.

Letzteren blieb kein anderes Mittel zur Rettung übrig, als der harten Maßregel durch einen allgemeinen Aufstand zuvorzukommen. Am 17ten April 1794, dem Donnerstag der Charwoche, wurden die in Warschau stehenden Russen von einem Theil der Besatzung, dem sich zahlreiche Schaaren bewaffneter Bürger angeschlossen, angegriffen und nach einem Verluste von 2000 Mann aus der Stadt getrieben. Jgelström mit dem Reste seiner Truppen bezog ein Lager bei Sowiez, wohin sich bald darauf auch eine preußische Heeres-



abtheilung ebenfalls von Warschau aus zurückzog. In Wilna wiederholte sich das, was zu Warschau geschehen; an verschiedenen Orten fielen die Anhänger der Russen als Opfer ihrer unpatriotischen Gesinnung. Dessenungeachtet suchten die Aufständigen soviel als möglich die bürgerliche und staatliche Ordnung aufrecht zu halten; Ignaz Potocki zeigte den fremden Gesandten an, daß er zum Vorsitzer des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden sei, und daß, da der König erklärt habe, von der Nation und dem unter den jetzigen Umständen niedergesetzten Rathe unzertrennlich sein zu wollen, die Gesandten ersucht werden, sich in allen, den König und die Republik angehenden Angelegenheiten an ihn, den Vorsitzenden, zu wenden. Da die anwesenden Minister, mit Ausnahme des preussischen, diese Anzeige beantworteten, so wurde dies als Anerkennung der provisorischen Regierung angesehen.

Alein wenn die kühnen Häupter der Insurrection auf eine Erhebung des ganzen Volkes zu Gunsten nationaler Unabhängigkeit gerechnet hatten, so sahen sie sich sehr bald getäuscht; wie konnte man auch diese in einem Lande, wo der wohlhabende Bürgerstand kaum vorhanden, der Bauer aber Leibeigener ist, erwarten? Allein auch nicht einmal die Großen waren zu edler Selbstaufopferung geneigt, ein Theil sogar an Rußland verkauft. Sehr viele verweigerten die ihnen auferlegten Steuern, auch die Geistlichen waren unzufrieden, daß man ihnen von einem Einkommen zum Belaufe von 4000 Gulden zwanzig, von höherem fünfzig Prozent abforderte.

Unter solcher Stimmung konnten natürlich keine großartigen Maßregeln zur Vertheidigung ausgeführt werden; der Monat Mai verstrich ungenützt, und schon rückte ein preussisches Heer von 50,000 Mann unter dem General Fawrat von Schlessen aus in Polen ein. Mit ihm vereinigte sich der russische General Dentsov. Letzterer wurde am 5ten Juni bei Szejekoczyn auf der Straße nach Warschau zurückgeschlagen; allein jetzt nahen die Preußen und zwangen den tapfern polnischen Feldherrn in einer zweiten Schlacht bei demselben Orte, aber auch die von Skalka genannt, zum Rückzuge. Die Senfemänner waren heftig von dem preussischen Geschütze mitgenommen und verschwanden von jetzt an aus dem Felde. Ueberhaupt fand Kosziusko bei dem gemeinen Manne die erwartete Hingebung für das Vaterland nicht, und scheute daher vor dem Gedanken einer Emanzipation zurück, um wenigstens den Bestand der Grundbesitzer nicht zu verlieren. Wegen die Feinde seines Vaterlandes schritt er nichtsdestoweniger rüstig vor. Am 10ten Juni forberte ein allgemeiner Aufruf, daß alle Kriegsbefehlshaber, sowohl der regelmäßigen als unregelmäßigen Truppen, in die von Preußen und Russen besetzten Gebietstheile eindringen und so die Integrität des Vaterlandes wieder herstellen sollten. Zwei Tage später, am 12ten Juli, erließ der Nationalrath eine förmliche Kriegserklärung an Preußen; die vor der verrätherischen Zusammenkunft in Grodno ertheilte und überdies erzwungene Gebietsabtretung wurde zurückgerufen und die Bewohner bei Strafe, als Verräther zu erscheinen, von dem Gehorsam

gegen die preussische Regierung entbunden. Der preussische Gesandte erhielt zwar Geleit bis an die Grenze, aber die in Warschau befindlichen Regierungskassen und Niederlagen wurden eingezogen.

Dessenungeachtet erlangten die preussischen Waffen nicht unbedeutende Erfolge; Krakau, einer der wichtigsten Eingangspunkte in Polen, fiel dem vorrückenden Heere in die Hände, und selbst Warschau gerieth bald in große Gefahr. Vielleicht hätte es bei größerer Entschlossenheit im ersten Angriff genommen werden können, so aber schritt man zu einer förmlichen Belagerung, zu welcher erst das Geschüz aus Schlessen und Graubenz kommen mußte, vor. Der König nahm sein Hauptquartier in dem Dorfe Oppalin. Hier empfing er mehrere Schreiben von dem Grafen Herzberg, in welchen sich der ehemalige Minister gegen die zweite Theilung Polens aussprach, den Lohn derselben bis auf Danzig zurückzugeben, und auch mit der französischen Republik einen billigen Frieden zu machen, rieth. Er selbst erbot sich dabei zum Unterhändler. Ob der alte Staatsmann sein Versprechen lösen konnte, ist eine andere Frage, so viel aber ist gewiß, er hatte vollkommen Recht, und dies wurde ihm von der feilen Umgebung des Königs am meisten übel genommen. Diesen veranlaßte man zu folgender vom 20ten Juli aus Oppalin datirten Antwort: „Es war eine Zeit, wo Sie eine Pflicht erfüllten, wenn Sie mir Ihre Meinung über die Angelegenheiten vorlegten, welche ich Ihrem Eifer übertragen hatte. Jetzt, nachdem Ihre diplomatische Laufbahn geendigt ist, würde ich es Ihnen als besonnene Zurückhaltung angerechnet haben, wenn Sie mich mit Rathschlägen verschont hätten, auf die ich nur in sofern Werth lege, als ich sie verlange. Ueberlassen Sie den Ministern, welche mein Vertrauen mit der sonst von Ihnen besorgten Angelegenheit beauftragt hat, das Geschäft, meine Befehle zu empfangen und auszuführen. Ich weiß den Patriotismus zu schätzen und will gern glauben, daß er Ihnen Ihre Anerbietungen eingelößt hat. Es wäre aber auch möglich, daß Eigenliebe die Gestalt desselben in Ihren Augen angenommen und Sie über Ihre wahren Beweggründe getäuscht hätte, und es würde mir lieb sein, wenn dieser Gedanke Sie gegen Sich selbst auf die Hut brächte, um Sie auf den Kreis Ihrer jezigen Obliegenheiten zu beschränken, und mir die Unannehmlichkeit zu ersparen, Ihnen diesen Rath zu wiederholen.“ So hatte der Krieg seinen Fortgang.

Nachdem das Geschüz angekommen war, wurde die Belagerung eifrig betrieben, aber auch ein ebenso hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt; denn ununterbrochen machten die Belagerten Ausfälle, die auf beiden Seiten viel Blut kosteten. Es kam ein Hauptsturm in Vorschlag, unterblieb jedoch, weil er zu viel Menschen kostete und das Heer so schwächen würde, daß selbst im glücklichsten Falle Zweifel über die Möglichkeit der ferneren Behauptung walteten. Deshalb hob der König am 6ten September die Belagerung auf und zog einige Meilen zurück, um einen günstigeren Augenblick zum Angriff abzuwarten; da langte die Botschaft an, Südpreußen sei in hellem Aufstande, und

die Generale Mabalinski und Demborowski hätten die preussischen Truppen an verschiedenen Orten überwältigt. Auf diese üble Nachricht ging der König über Breslau nach Berlin zurück; den Oberbefehl über das Heer erhielt der Generalleutnant Graf Schwerin. Die preussischen Truppen waren zersplittert, durch unaufhörliche Märsche erschöpft, und es fehlte an den nöthigen Lebensmitteln, da man den Transport nicht sichern konnte. Schon kam Westpreußen selbst in Gefahr, und der König gab deshalb den oben erwähnten Befehl an das Corps des Prinzen von Hohenlohe; da erfolgte von anderer Seite eine für die Polen unglückliche Entscheidung durch die Waffen.

Ein russisches Heer unter dem General Fersen hatte schon während der Belagerung in der Nähe von Warschau gestanden, allein bei derselben den Preußen keine Hülfe geleistet; Katharina zögerte, wie es scheint, absichtlich, um dem Bundesgenossen den gewünschten Einfluß in Polen entziehen zu können. Kaum hatte sich der Kampf zum Nachtheile der Preußen gewendet, so rückte der Türkenlieber Suwarow mit 40,000 Mann zur Unterstützung des General Fersen vor, schlug am 19ten September den General Sierakowski bei Breeze, und war im Begriff, sich mit Fersen zu verbinden, als Kosziusko, um dies zu verhindern, letzterem bei Raciejowice entgegenzog. Der Ausgang der am 10ten Oktober geschlagenen Schlacht war für die Sache der Polen vernichtend; Kosziusko's Ausruf, „finis Poloniae!“ als er verwundet den Russen in die Hände fiel, eine düstere Wahrheit. Suwarow, kein Freund strategischen Zögerns, sondern an Massenwirkung gewöhnt, stürmte im Verein mit den anderen russischen Generalen am 4ten November des Jahres 1794 das festverschanzte Prag. Es war der blutigste Tag seit den Kämpfen des siebenjährigen Krieges; auch Unbewaffnete fielen als Opfer des Hasses; Tages darauf ergab sich Warschau durch Capitulation.

Mabalinski und Demborowski waren ihrem Gegner, Schwerin, welcher den Auftrag hatte, ihnen den Rückweg aus Westpreußen abzuschneiden, entkommen; die Generale Favrat und Brünneck hatten hierzu nicht mitgewirkt. Vielleicht dachte man an Vergeltung für das Benehmen der Russen im Laufe des Sommers, doch jedenfalls war der Umstand sehr unangenehm, daß die russischen Waffen dennoch gestiegen hatten. Schwerin wurde deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Festungsstrafe verurtheilt.

Jetzt zeigte sich, wie weit man auf russisches Wohlwollen zu rechnen hatte. Nicht mit Preußen trat Katharina in Unterhandlung über das fernere Schicksal Polens, sondern mit dem Grafen Cobenzel, obschon Oestreich nicht nur keinen Theil an dem Kampfe genommen, sondern sogar eine ziemlich verdächtige Politik beobachtet hatte, so lange der Kampf noch schwankte. Drei russische Bevollmächtigte schlossen am 4ten Januar 1795 den Theilungstractat mit dem östreichischen Minister ab, nach welchem beide Kaiserhöfe das nach den Bestimmungen von Grodno noch übrig gebliebene Polen unter sich theilten und Preußen einen Rest ließen, den man dem Könige nach Auswechslung

der Ratificationen anbieten wollte. Krakau, schon im preussischen Besitze, wurde Oestreich verbürgt!

Schmachvoll war diese Bestimmung für Preußen, und es rächte sich der Hochmuth, mit welchem die Umgebung des Monarchen die jedenfalls richtigen politischen Ansichten Herzberg's zurückgewiesen hatte.

Noch einmal wollte sich das preussische Kabinet aufstraffen. Am 26sten December erschien ein Patent, durch welches die Vasallen und Unterthanen des sämmtlichen, durch die letzten Verträge an Preußen gefallenen polnischen Landes mit Einschluß der streitig gebliebenen Bezirke im Krakauischen zur Huldbigung, welche der in Schlesien dirigirende Staatsminister Graf Hoym am 6ten Juli 1796 in Warschau einnehmen sollte, einberufen wurden. Unverzüglich reiste der östreichische Commissar nach Petersburg; die polnische Angelegenheit schien in eine neue bedenkliche Phase zu treten. Man erzählte sich an fremden Höfen; daß Abgeordnete der Stadt Warschau den König gebeten, in Person die Huldbigung einzunehmen, und daß die polnischen Generale Madalinski und Dembrowski in ihren Uniformen am Hofe zu Berlin empfangen worden, ja dem Könige auf seine freundliche Anfrage, wie die Polen mit ihm zufrieden wären, erwidert hätten: „Ihre Landesleute hätten nichts zu wünschen, und der König werde auf ihre vollkommene Ergebenheit rechnen können, wenn er einen seiner Söhne auf den polnischen Thron setzen und die Verfassung von 1791 wieder herstellen wolle.“ Hierauf habe der König einen Augenblick geschwiegen, dann aber den Muth und die Tapferkeit des polnischen Volkes mit rühmenden Worten anerkannt. Wie dem auch sei, der für den Augenblick einige Selbstständigkeit versprechenden Politik des Berliner Cabinettes folgte bald wieder eine neue Wendung; denn im Jahre 1797 wurden die streitigen Krakauischen Orte an Oestreich abgetreten.

Preußen hatte durch die letzte Theilung von 1795 dem Flächenraume nach 997 Viertelmeilen erhalten, welche durch den gedachten Vertrag um 20 Viertelmeilen verringert wurden. Es erhielt den Namen Neu-Ostpreußen. Das im Jahre 1793 erworbene Südpreußen betrug 1061, beides zusammen etwas über 2000 Viertelmeilen mit drei Millionen Einwohnern. Rußland hatte in den beiden Theilungen über 6500, Oestreich über 800 Viertelmeilen und ein für seine Besitzungen wichtiges Gebiet erlangt.

Der einzige Staat, dem man eine offizielle Anzeige von der Theilung Polens machte, war das deutsche Reich, mit dem Bemerken, daß der Reichstag von Regensburg vom 25sten Juli 1797 in dieser mit so vieler Uebereinstimmung getroffenen Maßregel die Sorgfalt der drei Mächte für das Wohl und die Ruhe eines Theiles von Europa anerkennen würde. Die preussische Erklärung enthielt folgenden Zusatz: „Da die Provinzen, welche hierbei dem Könige zugefallen, keine andere Benennung erhalten hätten, als diejenige, welche von ihrer geographischen und örtlichen Lage herrührte, so seien sie nur unter dem allgemeinen Namen: „Königreich Preußen“ mit einbegriffen, ohne daß es nöthig sei, sie

in dem Titel Sr. Majestät noch besonders aufzuführen. Doch müsse hierbei bemerkt werden, daß Sr. Majestät König Friedrich II. im Jahre 1773 alle Länder, welche den Namen von Preußen getragen, zusammen vereinigt habe, derselbe seit diesem Zeitpunkte eine Veränderung in seinem Titel angenommen, und anstatt: „König in Preußen, sich König von Preußen“ genannt habe. Diese an sich selbst so gerechte und so leicht zu deutende Unterscheidung sei bis jetzt nicht immer genau beobachtet worden. Sr. K. Majestät schmeichle sich aber, daß es den auswärtigen Höfen, welche sich in dem Falle befänden, mit Höchst Ihm eine deutsche Correspondenz zu führen, nun gefällig sein werde, sich in Zukunft darnach zu richten.“

Wir kehren jetzt zu dem Kriege gegen Frankreich zurück. Als der Feldmarschall Müllendorf über den Rhein zurückging, hatte er, wie wir wissen, von einem nahen Frieden gesprochen, und es war natürlich, daß die von uns schon erzählten Vorfälle in Polen dieser friedlichen Stimmung nicht entgegenstuden. Aber auch andere Reichsfürsten theilten die Stimmung Preußens, ohne durch ähnliche Rücksichten getrieben zu sein, ja, Kurmainz brachte durch das Organ des Coadjutors von Dalberg gegen den Einspruch Oesterreichs und Hannover am 24ten Dezember den Beschluß zuwege: „es solle der Kaiser ersucht werden, nach genommener Rücksprache mit Preußen, für einen billigen und annehmbaren Frieden mit Frankreich auf den Fuß des westphälischen, zunächst aber für einen Waffenstillstand sich zu verwenden.“

Natürlich war Preußen mit Gefinnungen der Art einverstanden und konnte es um so eher, als der Convent schon dem Antrage des Großherzogs von Toskana auf Frieden beifälliges Gehör geschenkt hatte. Obgleich die immer noch sehr schroffe Sprache der Republikaner den König unangenehm berührte, so hatte man doch zu schwere tatsächliche Beleidigungen von den Bundesgenossen erfahren; äußerte ja doch selbst Bischofswerder umverholten: „man müsse Frieden um jeden Preis machen, denn der König habe keine Mittel, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, und von dem bösen Willen der Oesterreicher, von dem Uebermuth der Russen sei Alles zu fürchten.“ Ein von Müllendorf abgeordneter geheimer Agent knüpfte mit dem französischen Gesandtschaftssekretär Bacher Unterhandlungen in Basel an, und die diplomatischen Schritte wurden auf die Kunde, daß auch Thugut mit der Republik im Verkehr stände, beschleunigt.

An der Spitze des auswärtigen Amtes stand damals schon der Minister Haugwitz, ein Mann, dem Frieden mit Frankreich, nach Bischofswerder's Meinung, um jeden Preis geneigt, was er schon dadurch erwies, daß ein anderer, von ihm nach Paris entsandter Agent auf die Vorfrage, ob Preußen, auch wenn die französischen Waffen Holland eroberten und das linke Rheinufer forderten, seine Zustimmung geben würde, bejahend einging. Zu gleicher Zeit hatte ein anderer Geschäftsträger, der Major von Meyernitz, durch den Gesandten der Republik, Barthelémy, bei der Eidgenossenschaft Schritte zu

denselben Zweck gethan, und als dieser von Paris aus die Botschaft erhalten, begab er sich nach Basel, wo im Januar 1795 die Unterhandlungen zwischen ihm und einem preussischen Bevollmächtigten, dem Generalmajor Grafen von der Goltz, begannen. Die bei einem plötzlichen Frost unterdessen verwirklichte Eroberung Hollands durch die republikanischen Truppen im Januar des Jahres 1795 hielt diese Verhandlungen keinesweges auf, ebensowenig wie der Tod des Grafen von der Goltz.

Dagegen stellte Franz II. dem Orange nach Frieden die möglichsten Hindernisse entgegen. Ein Commissions-Dekret theilte dem Reichstage am 10ten Februar mit, daß der Kaiser den im Reichsgutachten vom 22sten Dezember gestellten Antrag, nach genommener Rücksprache mit des Königs in Preußen Majestät, Einleitung zum Frieden zu treffen, zwar nicht ablehne, dabei aber seine Zweifel an dem Erfolge zu erkennen gebe und es für desto dringender erkläre, nach der eigenen reichspatriotischen Aeußerung der Reichsversammlung, die reichschlußmäßige Hülfe zum nächsten Feldzuge mit dem thätigsten Eifer zu betreiben.

Hierdurch ließ man sich in Berlin nicht irre machen, sondern betrieb nur um so eifriger den Frieden, da durch denselben, im Falle, wie man hoffte, die Mehrzahl der Reichsstände zustimmen würde, sich eine Gelegenheit zur Genugthuung für die in den polnischen Angelegenheiten erlittene Kränkung bot. Die gelegentliche Anfrage des österreichischen Gesandten über die Verhandlungen in Basel wurde dahin beantwortet, „daß die preussische Regierung Unterhandlungen wegen Auswechselung der Gefangenen angeknüpft habe und bei dieser Gelegenheit die Gefinnungen des französischen Volkes in Betreff des Friedens zu erforschen suche.“

Die Stimmung in Norddeutschland war einem Frieden außerordentlich günstig, da durch die Eroberung Hollands und das Auseinandersprennen des dort kämpfenden anglo-batavischen Heeres ohne Preussens Hülfe die Mündungen der Ems, Weser, ja sogar der Elbe gefährdet schienen. Hierüber gerieth man in England in große Aufregung. Englische Botschafter bestürmten die Minister und den König, den Schutz Norddeutschlands gegen die Franzosen mit den Waffen in der Hand zu übernehmen; allein hierzu verlangte man in Berlin die Nachzahlung der seit dem Herbst 1794 eingestellten Hülfsgeelder und bessere Sicherung für die Zukunft. Auf diese Forderung konnten die brittischen Diplomaten nicht ohne Rücksprache mit den Ministern eingehen, deshalb haten sie den zum Nachfolger des Grafen von der Goltz ernannten Bevollmächtigten in Basel, den Baron von Hardenberg, wenigstens um einige Zögerung beim Abschlusse des Friedens, um die Möglichkeit einer Einigung offen zu halten. Hardenberg versprach es. Harris, dessen wir schon mehrmals gedacht, meldete auch vom 10ten April aus London, wo er am 5ten endlich angekommen war, es könne zwar noch keine feste Versicherung ertheilt, jedoch die Erfüllung der preussischen Wünsche in ziemlich sichere Aussicht gestellt werden, er ersuche ihn

baher, den für beide Kronen, so wie für ganz Europa wichtigen Dienst, so weit es in seinen Kräften stände, durch Einhaltung des Abschlusses zu leisten. Doch dieser war schon am 5ten April 1795 erfolgt, und zehn Tage darauf in Berlin ratifizirt. Ob unzeitige Zögerung von Seiten Englands oder anderweitige Gründe diese schnelle Entscheidung forderten, liegt nicht klar vor Augen, so viel aber ist gewiß, daß durch Preußens Friedensschluß in Basel der Revolutionskrieg eine ganz neue Wendung nahm. Frankreich erschien wiederum als eine Macht, mit welcher völkerrechtliche Verträge auf Grundlage europäischer Cultur abgeschlossen, durch welche vielleicht sogar das durch die Veränderungen im Osten zerstörte Gleichgewicht der Staaten wieder hergestellt werden konnte.

Der Hauptinhalt des Friedens ging dahin, „daß Friedrich Wilhelm II. nicht nur in seiner Eigenschaft als König von Preußen, sondern auch in der als Kurfürst seine als Reichscontingent ausgesendeten Truppen zurückziehen und das überheinische Land bis zum Frieden in den Händen der französischen Republik lassen würde.“ Auch für die übrigen Stände nahm der König die Verwendung rücksichtlich des Friedens auf sich und bedingte deshalb für die deutschen Länder des rechten Rheinufers eine dreimonatliche Waffenruhe. Wie bei allen Verträgen der Zeit, gab es auch in diesem geheime Artikel; sie bestimmten darin, daß der König weder gegen Holland, noch irgend ein andres von den französischen Waffen besetztes Land etwas Feindseliges unternehmen wolle. Frankreich dagegen, im Falle sich seine Grenzen bis an den Rhein ausdehnten, Preußen für die dadurch verlorenen Besitzungen entschädigen, und bei Fortdauer des Krieges eine noch zu bestimmende Demarkationslinie für das nördliche Deutschland beobachten würde. Sechs Wochen später, am 17ten Mai, wurde diese Linie gezogen, welche den größten Theil des westphälischen, die beiden sächsischen und einen Theil des oberrheinischen Kreises unter dem Schutze Preußens für neutral erklärte, in sofern die darin gelegenen Stände binnen drei Monaten sich anschließen und ihre Contingente von der kaiserlichen Armee zurückziehen würden.

Die Staatsmänner Friedrich Wilhelm II. sind vielfach des Unpatriotismus vom deutschen und selbst preussischen Standpunkte beschuldigt worden, aber unserer Ansicht nach nicht mit vollgültigem Rechte. Einen rein deutschen Standpunkt unter den damaligen Umständen aufrecht halten zu wollen, war ein belächelnswerther Idealismus für Preußen gewesen, da er eine Fortsetzung eines schwerlich vortheilhaften Krieges bedingt und nur die Abhängigkeit von Oestreich und Rußland vergrößert hätte.

Wie diese Mächte aber gegen Preußen gesinnt waren, war durch den Schluß der polnischen Angelegenheiten hinlänglich erwiesen. Und hatte denn Oestreich trotz seiner fortwährenden kriegerischen Anstrengungen auch nur das Geringste zur Behauptung der Integrität des Reiches gethan? Hatte es nicht Belgien selbst hingegeben, ohne Zweifel, wie wir aus den spätern Verhandlungen lernen werden, um desto eher ein für die Concentrirung seiner Macht

offenbares Äquivalent zu erringen? Ist es nicht bekannt, daß seine Absichten auf Baiern wieder hervortraten? Deutschlands Integrität mit aller seiner Kraft schützen zu wollen, hätte damals geheißen, Preußens Truppen und saure Ersparnisse der Uebermacht Oestreichs und Rußlands zu Lande, Englands zur See, ohne den geringsten Nutzen für eigene Stellung aufopfern; darum war der Friedensabschluß von Basel ein weiser politischer Akt, weil er unter den obwaltenden Umständen als der beste gelten mußte; Preußen konnte nur noch durch eine, aber freilich von allen Seiten geachtete Neutralität die Stellung einer Großmacht behaupten, namentlich, wenn sich Deutschland oder auch nur ein bedeutender Theil desselben angeschlossen. Außerdem konnte selbst England nicht darüber allzusehr großen, weil die Demarcationslinie seinen hannoverschen Besitzungen Schutz verleihe.

Hören wir über diese Angelegenheiten die Aeußerung der preussischen Regierung vom 18ten April bei dem Reichstage zu Regensburg: „Der König, hieß es, sei zwar bei Ermangelung einer bestimmten und direkten Legitimation nicht im Stande gewesen, dem ganzen Reiche einen unmittelbaren und förmlichen Frieden auszuwirken, glaube jedoch bei der kritischen und höchst bebauerlichen Lage des Reiches Alles, was von ihm abhänge, gethan und erschöpft zu haben, da in dem Traktate ausdrücklich bedungen worden, daß auch allen denjenigen Ständen die Wohlfahrt des Friedens zu Theil werden solle, welche sich deshalb an ihn anschließen oder binnen drei Monaten an Frankreich wenden würden. Außerdem habe er noch eine allgemeine Neutralitätslinie stipulirt, welche den hinterliegenden Ständen und Ländern ohne Ausnahme die vollkommenste Ruhe und Sicherheit gewähre. Er müsse freilich abwarten, daß eben diese Stipulation von Seiten des kaiserlichen Hofes oder auch anderer Stände, welche wegen ihrer Lage an dieser Neutralitätslinie nicht Theil nehmen möchten, einigermißtrauen erwecken werde; indeß sei er bei dem unbefangenen denkenden und größeren Theile der Reichsstände der dankbarlichen Anerkennung seiner abermaligen Verdienste um die Rettung des deutschen Vaterlandes gewiß, da es nur bei ihnen stehe, auf der vom Könige gebrochenen Bahn die Früchte des Friedens sich zu zueignen.“

Vierzehn Tage später, am 1sten Mai, erschien eine zweite, an die höchsten und hohen Reichsmittstände gerichtete Erklärung, in welcher unter andern hervorgehoben wurde: „es seien dem Könige die Kosten für die aufgewendeten großen Kriegsrüstungen nicht ersetzt, die unentbehrlichen Verpflegungsmittel nicht gewährt worden; der Gang des Krieges sei immer unglücklicher geworden, und nachdem durch den Abgang der vereinigten Niederlande die Masse der den Reichsfeind bekämpfenden Kräfte so ausnehmend verringert, und diesem die schwächste Seite Deutschlands geöffnet worden, könne der König, dessen eigene Kräfte für die Fortsetzung des Krieges gänzlich erschöpft seien, auf gar keine Mitwirkung von Seiten Anderer mehr rechnen. Der Kaiser selbst, auf dem bei einem mehrfach dringenden und unmittelbaren Interesse und bei der leichteren Anwendung



einer größeren Macht die Hauptführung beruhe, habe schon in der Mitte des vorigen Jahres dem Reiche nicht verhehlet, daß er dasselbe ohne anderweite Unterstützung mit Mannschaft und Geld nicht zu retten vermöge. In dieser Ueberzeugung sei auf dem Reichstage eine Friedensunterhandlung in Antrag gestellt und das Reichsoberhaupt um die desfallige Einleitung ersucht worden. Diese aber sei bisher so wenig, als eine eigentliche Rücksprache mit dem Könige erfolgt; dagegen seien alle Schritte geschehen, um die Reichsarmee auf das Fünffache zu Stande zu bringen. Von dieser aber sei nach allen zeitherigen Erfahrungen kein besserer Erfolg zu erwarten; der König, welcher im dreijährigen Kampfe für das Reich schon die äußersten Anstrengungen gemacht, könne hierzu nicht noch Unmöglichkeiten gesellen; er könne sich nicht ganz aufopfern und seinen eignen Staat nicht ganz der Zerrüttung Preis geben, um an einem fernem Kriegsveruche Theil zu nehmen, dessen möglichst günstiger Erfolg immer dem Ergebniß einer jetzigen Friedensunterhandlung nachstehen würde.“

Durch den Baseler Frieden war das letzte Band, welches das deutsche Reich noch zusammenhielt, zerrissen, denn ohne mit dem Haupte in ein anerkannt feindliches Verhältniß zu treten, hatte ein Stand für das ganze oder wenigstens einen großen Theil des Reichs mit dem Reichsfeinde einen Frieden geschlossen, die reichsverfassungsmäßige Hülfe ohne Weiteres zurückgezogen, und zwar durch die politischen Intriguen des Oberhauptes dazu gezwungen.

Natürlich bestritt man von Wien aus die Berechtigung der Reichsstände zu solchem Separatfrieden, wies auf ältere kaiserliche Dekrete hin, welche die Stände an ihre Unterthänigkeit unter den Kaiser erinnerten; diese Unterthänigkeit war aber durch den siebenjährigen Krieg vollständig zerrissen, und für Preußens Regierung, wenn anders man dem Geiste des großen Friedrich treu bleiben wollte, eine belächelnswerthe Raibetät, zumal, da seit dem bairischen Erbfolgekriege das Haus Lothringen eigenhändig die Maske von ihrer Deutschland gegenüber befolgten Politik abgeriffen hatte.

Das preussische Cabinet war gewilligt, es zu einem Gesamtfrieden für das Reich kommen zu lassen, die französische Regierung jedoch fand den Abschluß eines Separatfriedens unter Preußens Vermittelung vortheilhafter, schon weil die östreichische Macht dadurch verringert wurde. Das Friedensgeschäft hatte jedoch keinen schnellen Fortgang; nur Hessen-Kassel schloß im August auf die am 17ten Mai festgestellten Grundsätze mit Frankreich ab.

Vergebens ersuchte der Wiener Hof, um die Leitung der deutschen Angelegenheiten in Betreff des Friedens den Händen der preussischen Regierung zu entreißen, die Krone Dänemark um eine solche Vermittelung; man beharrte in Frankreich auf den bisher angenommenen Grundsätzen. Dem Kaiser war es hierbei wohl nicht Ernst um den Frieden gewesen, im Gegentheil, der scheinbar friedliche Schritt sollte nur die Stände des Reiches täuschen und sie, im Falle der erwarteten Zurückweisung des Antrages, zu desto größerer Kriegsbewilligung veranlassen. Auf bringendes Ansuchen hatte man in Regens-

burg fünffache Reichsbewaffnung bewilligt. Die Reichsarmee und östreichische, erstere unter dem Commando des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, später Burmester's, stand am oberen, letztere, von Clairfait befehligt, am Mittel-Rhein, beide zusammen gegen 140,000 Mann stark und von kriegskundigen Männern geleitet. Anfangs ging zwar die Festung Luxemburg verloren, bald jedoch eröffnete Clairfait, jetzt endlich Herr der militärischen Operationen, einen glänzenden Feldzug am Mittel-Rhein; es stand sein Vordringen in das Innere Frankreichs zu erwarten, als er plötzlich aus dem siegreichen Feldlager nach Wien, wo er vom jubelnden Volke empfangen wurde, zurückkehrte und seinen Oberbefehl niederlegte. Seine Siege hatten wenigstens den Vortheil gebracht, daß alle Friedensverhandlungen in Regensburg bei Seite gelegt und ein Dank dem Kaiser als Retter des Vaterlandes votirt wurde.

### Die letzten Jahre Friedrich Wilhelm II., und Darstellung der wichtigsten inneren Angelegenheiten seiner Regierung.

Preußen gerieth nach und nach mit dem kaiserlichen Hofe in immer tieferen Widerstreit. Schon bei der Besitznahme der fränkischen Fürstenthümer war man auf manche verbrieftete und angemessene Rechte größerer und kleinerer Besitzer gestoßen, ohne daß die preußische Regierung ganz auf viele der erhobenen Forderungen einging oder sich durch Widerstand von ihren Maßregeln abhalten ließ; doch da gerade in jener Zeit der Revolutionskrieg begann, und Friedrich Wilhelm II. seine höchste Aufgabe in der Rettung der souveränen Macht auf Frankreichs Thron sah, so gab man, wiewohl sich die Betheiligten in Regensburg und Wien beklagten, in dem, was damals als eine Kleinigkeit erschien, gern und willig nach. Hardenberg, der in den Fürstenthümern dirigierende Minister, erließ an die Regierungen derselben eine nach sehr gemäßigten Grundsätzen entworfene Instruktion, welche jedem gewaltsamen Verfahren ein Ende machte, jedoch mit den Worten schloß: „der König sei dessenungeachtet nicht gesonnen, wirklich erwiesene Rechte und begründete Ansprüche aufzuopfern, die vielmehr Se. Majestät bei aller Gelegenheit und mit Nachdruck, jedoch auf eine reichsconstitutionsmäßige Art zu behaupten wissen werde.“

Unter anderen walteten auch streitige Punkte zwischen der Stadt Nürnberg und der preußischen Regierung; es waren Forderungen von letzterer an jene erhoben worden. Auch sie hatten geruht, tauchten aber nach dem Abschluß des Baseler Friedens von Neuem, und zwar sehr entschieden wieder auf, denn ohne auf die vom Reichshofrath erwirkten Strafmandate zu achten, rückten am 4ten Juli 1796 zwei preußische Regimenter nebst Geschützen in die Stadt ein und verlangten, nachdem ein gedrucktes Besignahme-Patent angeschlagen worden war, von den Bürgern und Beamten der Vorstädte Währde und Giffendorf den Gulbigungsseid.

Der Augenblick war günstig gewählt, denn zu denselben Tagen wich der Erzherzog Karl, am 5ten und 9ten Juli, vor Moreau nach den zwei blutigen Treffen bei Raasdorf und Gittlingen zurück, und ein zweites Heer unter Jourdan überschwebte unter schweren Brandschätzungen das fränkische Land. Französische Truppen besetzten auch die Stadt Nürnberg und forderten unerschwingliche Contributionen, während die fränkisch-preussischen Fürstenthümer nicht herangezogen wurden. Es nahen kaiserliche Truppen, und die Franzosen zogen ab, doch die Bürgerschaft fürchtete schwere Rache in Folge möglicher Kriegswechselsfälle und entschloß sich daher zur Unterwerfung unter Preußen. Am 2ten September wurde der Vertrag hierüber abgeschlossen.

Gerade in demselben Augenblicke nahm der Krieg eine für den Kaiser unerwartet glückliche Wendung. Jourdan wurde am 3ten und 4ten September bei Würzburg in einer so entscheidenden Schlacht besiegt, daß er hinter den Ufern des Rheins Sicherheit suchen mußte. Diese Umstände wirkten auf die Stimmung des Berliner Hofes. Bei dem siegreichen Vordringen der Oestreicher besorgte man unangenehme Verwickelungen mit dem Kaiser, und da man außerdem mit der vertragsmäßigen Uebnahme der Nürnberger Staatsschuld nicht ganz einverstanden war, erhielten die preussischen Truppen den Befehl, am 1sten October abzugehen; den Nürnbergern aber dankte man für den von ihnen erzeugten Akt des Vertrauens auf die Gefinnung der preussischen Regierung.

Der Rückzug der Preußen aus Nürnberg hatte die sehr nachtheilige Folge, daß der kaiserliche Hof, weil er in demselben einen Beweis der Schwäche erblickte, um so ungezwungener mit seinen Mandaten gegen die fränkischen Regierungen und gegen den König von Preußen sich ausließ. Man gebrauchte die härtesten Ausdrücke. Man regte die anderen größeren Reichsstände gegen Preußen auf und ermuthigte die kleineren zur maßlosten Frechheit. Einer der Vertheidiger der angegriffenen ständischen Rechte sprach von den Reunionstimmern von Anspach und Baireuth, und nannte die preussische Treue „*l'as-punica*.“ Der kaiserliche Hof setzte alle Hebel in Bewegung, um den Haß gegen Preußen unter den deutschen Ständen zu schärfen, indem er einen geheimen, zwischen Frankreich und Preußen am 5ten August abgeschlossenen Vertrag über Entschädigung auf dem rechten Rheinufer durch Secularisation, welcher unehrlicher Weise die französische Diplomatie bei den Friedensunterhandlungen mit England verrathen hatte, jetzt beim Reichstage in Regensburg in der feindseligsten Weise und mit dem Bemerken, daß es sich um die Gründung eines protestantischen Universalstaates in Deutschland handelte, zur Geltung brachte.

Unterdessen hatten die Angelegenheiten durch den überaus glänzenden Feldzug des General Bonaparte in Italien wiederum eine ganz unerwartete Wendung genommen, die Oestreicher ihr Gebiet, so wie ihren Einfluß auf Italien ganz verloren. Hier hatte Oestreich erwiesen, welcher Anstrengungen es fähig sei, wenn es sich um seine eigenen Interessen handelt

Hiermal waren seine Heere erneuert, auch die Waffen selbst größtentheils untadelig geführt worden; doch der Kanzler Thugut setzte mehr Vertrauen auf die Aufschüngen seiner Diplomatie, hatte aber in dem jungen republikanischen Generale seinen Meister gefunden, der in den gefährlichsten Augenblicken, wo eine kräftige Anstrengung mit den Waffen seine Vernichtung herbeiführen konnte, den Gegner durch Vorspiegelungen wichtigen Erwerbes lähmte. Er mußte natürlich diesem gegenüber im Vortheil sein, da er in seiner Hand zu gleicher Zeit die Bewegungen des Heeres, wie der Diplomatie leitete; denn schon damals entschlüpften den Direktoren für die italienischen Angelegenheiten die Zügel.

Hier zeigte sich offenbar, wie wenig Ehrlichkeit in dem Eifer gegen den Gedanken der Secularisation gewaltet hatte, als Preußen daraus den Vortheil ziehen konnte; jetzt gab man von Wien aus nicht nur dazu, sondern auch zur Vernichtung eines durchaus neutralen Staates die freudige Zustimmung, um den unehrenvollen Staub zu theilen. Dahin lauteten die zu Leoben am 7ten April 1797 abgeschlossenen Präliminarien, an welchen der Definitiv-Friede von Campo-Fermio (den 17ten Oktober) in dieser Beziehung nicht viel änderte, außer etwa, daß der Kaiser mit Frankreich übereinkam, den König von Preußen von jedem Antheil an der Secularisation auszuschließen. Von Oestreichs Seite konnte dies keine Verwunderung erregen, doch erhielt man hier eine Andeutung, wessen man sich von Frankreich und dem jungen Krieger, dessen Geist seine Politik belebte, für die Zukunft zu versehen hatte. Preußen gerieth in eine bedenkliche Lage.

Was erschien unter diesen Umständen natürlicher, als eine Annäherung an Rußland, wo seit dem 16ten November 1796 der Freund des Königs, Paul I, Katharina's Sohn, herrschte? Daß der neue Kaiser einem freundschaftlichen Verkehre nicht abhold war, hatte er durch den als außerordentlichen Botschafter nach Berlin gesendeten Grafen Panin, den Förderer eines Bündnisses zwischen Preußen und Rußland, erwiesen. Außer dieser Annäherung an Rußland suchte man möglicher Gefahr durch Vermehrung des Heeres vorzubeugen.

Um diese Zeit hatte der Gesundheitszustand des Königs eine üble Wendung genommen; der Pyramonter Brunnen, der ihm sonst gute Dienste geleistet, nichts mehr genügt. Auch 1797 besuchte er noch den Brunnenort, kam aber kränker als vorher nach Potsdam zurück, wo er die letzten Monate seines Lebens in dem von ihm erbauten Marmorpalais zubrachte. Sein Hauptleiden bestand in Brustwassersucht, deren Folgen, schmerzhaftes und ängstiges Anschwellen der Glieder, ihn unablässig peinigte und den Schlaf verhinderte. Man suchte durch Sauerstoffgas, welches man durch Ballons neben dem Bette des Königs in seinem Schlafzimmer verbreitete, die Pein zu lindern, und zwar in dem Maße, daß diese Lebensluft den zwölften Theil des Zimmers füllte, und so eine Atmosphäre, ähnlich der eines Laubwaldes nach einem Gewitterregen, erzeugte; Anfangs mit günstigem Erfolge. Schon konnte er auf einem

kleinen Kollwagen Spazierfahrten in dem neuen Garten auszuhalten und an Concerten, denen er mit großem Vergnügen sonst beigewohnt, und wo er früher selbst oft unter Anerkennung der Musiker das Violoncell gespielt hatte, wieder einigen Antheil nehmen; da führte der Genuß unverdaulicher Speisen, die er eben so, wie sein großer Oheim liebte, einen Rückfall herbei, von welchem er nicht wieder erstand. Unter Schmerzen und fürchtbarer Bedrängung, welche von Stunde zu Stunde wuchs, fand er endlich am 18ten November um neun Uhr Morgens, auf seinem Armstuhle sitzend, die ersehnte Erlösung.

Unter Friedrich Wilhelm II. hatte sich die preussische Monarchie um mehr als 2000 Geviertmeilen und um drittelhalb Millionen Einwohner vergrößert; sie enthielt fast 5500 Geviertmeilen an Gebiet, über 8,500,000 Unterthanen. Die materielle Vermehrung der Staatsmittel war nicht zu verkennen, und dennoch kann man nicht sagen, daß er eine größere Bedeutung in dem europäischen System erworben hatte. Durch die unverhältnißmäßige Vergrößerung Rußlands in Polen, welches keine Vormauer mehr gegen den östlichen Coloss bildete, war es in seiner Selbstständigkeit bedroht; das Verhältniß zu Oestreich kein besseres, gegen Deutschland ein schlechteres geworden, und der Schatz verwendet, den Friedrich zur Behauptung der preussischen Monarchie in Zeiten eines unerwarteten Angriffes gehäuft hatte, und zwar in einem Kriege, durch welchen nur andere europäische Großmächte, nicht Preußen, irgend einen wesentlichen Vortheil ziehen konnten. Außerdem waren alle Einrichtungen Friedrich's, die man höchst sorgfältig als einzig richtige Mittel zur Erhaltung ansah, nur auf eine leitende Individualität, wie er selbst bot, berechnet. Seine Beamten waren vortreffliche Werkzeuge zur Ausführung seiner Pläne gewesen, deren er sich unter allen Wechselfällen des politischen Lebens mit Vortheil bediente; aber sie bedurften dieser Leitung, um wahren Vortheil zu gewähren. Dem Könige, wie aufrichtig gut er es mit seinem Volke meinte, fehlte der sichere Blick, die feste Hand, vor Allem die Ausdauer; die Beamten aber waren voll Hochmuth erfüllt, was Friedrich durch seinen Geist aus ihnen gemacht hatte, das glaubten sie selbst zu sein, und in ihrer Anmaßung wädhnten sie mit ihrer Geschäftsroutine nicht nur den preussischen, sondern jeglichen Staat auf das Beste leiten zu können. Dieser Sinn ging bis zu den Subalternen herab und war besonders in den neuerworbenen polnischen Besitzungen nachtheilig, wo man unbedachtam und hoffärtig ohne Weiteres deutsche Sitte und preussische Einrichtungen an die Stelle der durch Alter und Volksthümlichkeit geheiligten Gewohnheit setzen wollte.

Der größte Stoß für die Monarchie Friedrich's war der Verlust des öffentlichen Vertrauens. Die preussische Regierung hatte der Republik Polen nicht nur den heilig versprochenen Schutz entzogen, sondern zu ihrer vollständigen Vernichtung mitgewirkt, Frankreich zuerst auf unpolitische Weise bedroht und dadurch Veranlassung gegeben, den, obschon von der Nothwendigkeit erzwungenen Rücktritt als eine Treulosigkeit gegen die deutsche Sache zu

bezeichnen. In dem deutschen Reiche selbst hatte man nach Erweiterung der Macht gestrebt und war scheu zurückgewichen, als auf einen Augenblick sich das Kriegsglück zu Oestreichs Gunsten wendete. Man hatte mit Frankreich um Vermehrung der Macht Preußens geheim verhandelt, war jedoch von demselben, ohne Zweifel eine Folge der gezeigten Schwäche (denn nur dem Starcken hält man sein Wort) schmähtlich verlassen worden, und Oestreich sollte die Früchte dieses Verrathes ernten.

Der König war von Jahr zu Jahr immer tiefer unter den Einfluß seiner Günstlinge, männlichen und weiblichen Geschlechtes, gerathen, von denen einige die verschiedenartigsten Mittel, sogar bis zum religiösen Mysticismus anwendeten, um ihren Einfluß auf den Herrn zu behaupten. Der König, dem es nicht an natürlich richtigem Urtheil, sondern nur an der Stätigkeit mangelte, suchte einen Günstling durch den andern im Schach zu halten, was ihm aber nicht gelang, indem diese, zu jeglicher Intrigue geeignet, gemeinschaftliche Sache gegen den Monarchen machten. So blieb denn Friedrich Wilhelm II. anerkannt guter Wille, das Beste seiner Unterthanen zu fördern, unfruchtbar, weil es bei allen nützlichen Vorschlägen nur auf den Zufall ankam, ob sie nicht dem Vortheil des Einen oder des Andern entgegenliefen.

Trozkdem konnte die Saat Friedrich's des Großen nicht ganz unterdrückt werden, und es sproß mancher Segen aus der von ihm begründeten Staatsverwaltung empor, und Friedrich Wilhelm II. war nicht der Mann, absichtlich das Wohl seines Volkes zu hindern. Die alte Ordnung und Zucht im Militairwesen wurde nicht nur erhalten, sondern Manches nicht unwesentlich gebessert, namentlich in Bezug auf Kleidung und Pflege, sowohl für diensthühende Krieger, als Invaliden, da sich das Herz des menschenfreundlichen Gebieters gegen die bisherige Knappheit und Härte sträubte. Auch für die Bildung der Offiziere wurden zweckmäßige Anstalten, eine Ingenieur- und Artillerie-Akademie, gegründet; die bisherigen, wie die Kadettenschule und die Militair-Akademie, neu organisiert und vervollkommenet. Zur sorgfältigeren Verpflegung des Heeres trat in dem Friedrich-Wilhelms-Institute eine Pflanzschule für Militairärzte in's Leben.

Mit lobenswerther Bescheidenheit übertrug der König die Oberaufsicht über das Heerwesen, welche Friedrich allein so glorreich geführt hatte, einem aus seinen besten Offizieren zusammengesetzten Oberkriegs-Collegium, an dessen Spitze der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Feldmarschall von Müllendorf als Ober- und Vice-Präsidenten standen. Unter ihrer Leitung schien das Heer noch ganz von Friedrich's Geiße besetzt, auch bewährten sich die Truppen bei den Kämpfen in Holland und gegen das revolutionäre Frankreich; doch wollten Kenneraugen schon den Verfall, namentlich in den höhern Regionen des Offizierstandes bemerken. Uebrigens haben wir schon oben erwähnt, daß die Heereseinrichtungen Friedrich's wesentliche Mängel boten, namentlich im Rekrutirungswesen, und daß nur

ein Feldherr wie Friedrich, so bunt zusammengesetzte Massen mit geistigen Schwünge erfüllen konnte.

Für die Gesetzgebung folgte Friedrich Wilhelm II. seinem großen Vorgänger würdig nach, indem das von dem Großkanzler von Carmer begonnene Gesetzbuch beendet und am 5ten Februar 1794 durch ein königliches Patent unter dem Titel „Allgemeines Landrecht für die preussischen Staaten“ veröffentlicht wurde. Die Bekanntmachung hatte sich wegen der in der Umgebung des Königs herrschenden religiösen Richtung verzögert.

Vielleicht aus dem richtigen Gefühl, daß Friedrich der Große der positiven Religion für seine eigene Person zu fern gestanden hatte, suchte er diesen Mangel für sich vorzubeugen, versiel aber dabei einem schwärmerischen Fange für das Wunderbare und gab dadurch Leuten Gewalt über sich, welche entweder selbst getäuscht oder unter der Maske des Wunderglaubens die wichtigsten Angelegenheiten des Staates nach so dunklen Vorschriften leiteten. Unter diesen steht der General von Bischofswerder, ein sächsischer Edelmann, obenan. Schon früh ließ er sich in den Rosenkreuzer-Orden und in die Gesellschaft von ähnlichen Betrügnern ziehen, und gewann auch Friedrich Wilhelm als Kronprinzen für alchymistische Künste und die Geistesseherei. Sinnliche Naturen sind zu Dingen der Art sehr geneigt. Besonders in den späteren Regierungsjahren trieben die Genossen des Günstlings in den Abendgesellschaften, wo nicht immer Sitte und Ordnung herrschte, ihr loses Spiel und suchten oft dadurch den Willen ihres königlichen Herrn zu lenken. Bischofswerder selbst war vollkommen geeignet, seinen königlichen Freund zu leiten, da er in hohem Grade schlau, nie mit eigenen Meinungen hervortrat, sondern ihn selbst auf das, was er wünschte, mit großer Kunst hinlenkte; denn Friedrich Wilhelm II., obgleich oft zu bequem, um die Last der Geschäfte auf sich zu nehmen, sträubte sich dennoch aus eblem Wettstreit mit seinem Vorgänger gegen den Gedanken, sich von irgend Jemand beherrschen zu lassen. Herzberg hatte darüber seine Kunst verloren. Der Günstling sprach nie ungefragt und hielt auch stets mit so vieler Vorsicht und anscheinender Bescheidenheit zurück, bis der König ungeduldig ward und ihm manches drängende Geschäft unbedingt übertrug. Auch dann noch versteckte er immer seine Ansicht hinter den königlichen Willen und Befehl.

Bei der Geistesseherei verfuhr er auf ähnliche Weise, indem er, da der König natürlichen Verstand genug besaß, solche Gaukelspiele nicht zu glauben, gleichsam, wie in Anerkennung der geistigen Ueberlegenheit seines Gebieters, ebenfalls Bedenken äußerte, aber doch zu genauerer Prüfung und neuen Versuchen rieth und ihn dadurch immer tiefer in das Truggewebe verwickelte.

Ein treuer Freund und Genosse der Bischofswerder'schen Richtung war Wöllner, welcher ursprünglich Theolog, später zum Finanzsach übergegangen war und den König als Kronprinzen in der Staatswirthschaft unterrichtet hatte. Wöllner hatte bei seinem hohen Jüngling den Gedanken angeregt, daß ihm als dem Oberhaupte der protestantischen Kirche seines Staates obliege, die von

Friedrich II. „vernachlässigten Rechte“ der Kirchengewalt wieder in Anwendung zu bringen. Es zeigte sich in dieser Ansicht von vorn herein die Kurzsichtigkeit des Mannes, der nicht im Stande war, zu begreifen, daß den Bedürfnissen der Zeit gemäß Friedrich den einzig möglichen Weg, in Betreff der Kirche Herr in seinem Staate zu bleiben, eingeschlagen habe, nämlich als Fürst völlig parteilos die kirchlichen Verhältnisse, so weit sie die Zeit und die Entwicklung seiner Unterthanen erlaubte, zu erfassen und sie ihrem Wesen und Charakter nach fortzuschreiten zu lassen. Obschon Friedrich weniger aus den Grundsätzen einer ächt christlichen Duldung, sondern von einer Sphäre, die außerhalb der Religion lag, that, so war doch die Wirkung dieselbe. Wenn damals ein dürre Rationalismus die gebildete Welt beherrschte, so kann dies nicht sowohl für die Wirkung des angeblich vernachlässigten Kirchenregimentes genommen werden, als für den unbezwingbaren Entwicklungsgang der Zeit, wie in der Politik die revolutionären Ideen von 1789, und mußte eben so wie diese ihre verschiedenen Phasen durchwandeln, bevor sich das Wahre daraus emporhob. Ebenso wenig wie Protestantismus und Silberstürmerei, wie Philipp II. wähnte, dasselbe gilt, ist auch die zeitgemäße Auffassung evangelischer Glaubensgrundlagen, wie Böllner meinte, wenn man Pygmäen mit Giganten vergleichen darf, einer schalen aller Gemüthserhebung entbehrenden Deutung gleichzusetzen. Davon hatte Böllner, durch und durch ein Bürokrat, welcher nur die Anerkennung einer bestimmten Formel und, wie Friedrich, im Staatsdienste unbedingten Gehorsam verlangte, nicht die geringste Ahnung, und meinte, auch in den kirchlichen Verhältnissen durch Festigkeit ein ähnliches Ergebnis zu erzielen. Leider fand er bei seinem königlichen Herrn darin Glauben.

In dem am 9ten Juli 1788 vollzogenen Religionsedikte wurde befohlen und verordnet, daß alle drei HauptconfeSSIONen der christlichen Religion, nämlich die reformirte, die lutherische und selbst auch die römisch-katholische in ihrer bisherigen Verfassung verbleiben und geschützt werden sollten. Der herkömmlichen Toleranz wollte man zwar keinen Abbruch thun, nur den Predigern und Lehrern des Wortes die Verpflichtung auferlegen, dasselbe treu und unverfälscht zu verkünden. Natürlich hielt man sich noch mit einigem Takte, weil es doch zu abgescmact von einem spezifisch protestantischen Minister gelautet hätte, von den Bestimmungen über die katholische Lehre fern, doch bei den „protestantischen Kirchen“ sollten die alten Kirchenagenden und Liturgieen beibehalten werden. Der König wollte nachgeben, daß die bei deren Abfassung noch nicht ausgebildet gewesene deutsche Sprache abgeändert und mehr nach dem Gebrauche der jetzigen Zeit eingerichtet werde; desgleichen auch einige alte außerwesentliche Ceremonien und Gebräuche abgestellt werden dürfen, was dem geistlichen Departement beider protestantischen ConfeSSIONen überlassen bleibe. Dieses Departement habe sorgfältig dahin zu sehen, daß dabei im Wesentlichen des alten Lehrbegriffes einer jeden ConfeSSION keine weitere Abänderung geschehe. Dieser Befehl schien um so nöthiger zu sein, weil der König bereits einige



Jahre vor seiner Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt habe, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Abficht des Lehrbegriffes ihrer Confession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt weglegnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums völlig zuwider sei und die Grundsäulen des Christenthums am Ende wankend machen würde. Man entblöde sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten mehr wiederum aufzuwärmen, und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen „Aufklärung“ unter das Volk zu verbreiten, das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes, immer mehr herabzuwürdigen, und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzumwerfen; der Glaube an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt, und vornehmlich das Geheimniß des Veröhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie darin irre zu machen, und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unwesen wolle nun der König in seinen Ländern um so mehr gesteuert wissen, als er es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten halte, in seinen Staaten die christliche Religion, deren Vorzug und Vortrefflichkeit längst erwiesen und außer allen Zweifel gesetzt sei, bei ihrer ganzen hohen Würde und ihrer ursprünglichen Reinigkeit, so wie sie in der Bibel gelehrt werde, und nach der Ueberszeugung einer jeden Confession der christlichen Kirche in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern einmal festgesetzt sei, gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu halten, damit nicht die arme Volksmenge den Vorspiegelungen der Modellehrer preisgegeben und dadurch Millionen guter Untertanen die Ruhe des Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette geraubt, und sie also unglücklich gemacht werden. Als Landesherr und alleiniger Gesetzgeber befehle und verordne deshalb der König, daß hinfüro kein Geistlicher, Prediger oder Schullehrer der protestantischen Religion bei unausbleiblicher Cassation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung die namhaft gemachten oder noch mehrere Irrthümer bei Führung seines Amtes oder auf andere Weise öffentlich oder heimlich auszubreiten sich unterfangen sollte; denn, so wie der König zur Wohlfahrt des Staates und zur Glückseligkeit der Untertanen die bürgerlichen Gesetze in ihrem ganzen Ansehen aufrecht erhalten müsse und keinem Richter oder Handhaber dieser Gesetze erlauben könne, an dem Inhalte derselben zu klügeln und sie nach seinem Gefallen abzuändern; ebensowenig und nur noch viel weniger dürfe er zugeben, daß ein jeder Geistlicher in Religionsfachen nach eigenem Kopfe handle, und es ihm frei stehen könne, die einmal von der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Christenthums dem Volke so oder anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder

weggzuwerfen, die Glaubensartikel in ihrem wahren Sinne vorzutragen oder seine eigenen Willen in deren Stelle zu setzen. Es müsse vielmehr eine allgemeine Richtschnur, Norm und Regel unwandelbar feststehen, nach welcher die Volksmenge in Glaubenssachen von ihren Lehrern treu und redlich geführt werde, und diese sei bisher die christliche Religion gewesen, bei der sich die preussische Monarchie so lange immer wohl befunden habe, daher schon aus politischen Gründen der König nicht gemeint sein könne, dieselbe durch die Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen abändern zu lassen. Ein jeder Lehrer des Christenthums, der sich zu einer der drei Confessionen bekenne, müsse und solle dasjenige lehren, was der einmal bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seiner jedesmaligen Religionspartei mit sich bringe; hierzu verbinde ihn sein Amt, seine Pflicht und die Bedingung, unter welcher er in seinen besonderen Posten gestellt sei. Lehre er etwas Anderes, so sei er schon nach bürgerlichen Gesetzen strafbar und könne eigentlich seinen Posten nicht länger behalten. Der ernste Wille des Königs sei auf Festhaltung dieser unveränderlichen Ordnung gerichtet, obgleich er den Geistlichen gleiche Gewissensfreiheit, wie allen übrigen Unterthanen, zugestehet, und ihnen bei ihrer inneren Ueberzeugung keinen Zwang anthun wolle. Welcher Lehrer der christlichen Religion eine andere, als die im Lehrbegriffe seiner Confession vorgeschriebene habe, der könne dieselbe auf eigene Gefahr behalten, denn der König wolle sich keine Herrschaft über das Gewissen anmaßen (als wenn dies möglich wäre!), obgleich ein solcher Geistlicher nach seinem eigenen Gewissen aufhören sollte, ein Lehrer seiner Kirche zu sein und ein Amt niederlegen müßte, zu welchem er sich aus obiger Ursache unbrauchbar und untüchtig fühle; denn die Lehrbegriffe einer Kirche müssen sich nicht nach der jedesmaligen Ueberzeugung dieses oder jenes Geistlichen richten, sondern umgekehrt, oder es könne von Rechtswegen ein solcher Geistlicher nicht mehr sein und bleiben, wofür er sich ausbehe. Indes wolle der König aus großer Vorliebe für die Gewissensfreiheit jetzt noch nachgeben, daß selbst diejenigen in öffentlichem Amte stehenden Geistlichen, von denen es bekannt sein möchte, daß sie von den bezeichneten Irrthümern mehr oder weniger angesteckt, in ihren Aemtern ruhig gelassen werden, unter der Bedingung jedoch, daß die Vorschrift des Lehrbegriffes ihnen bei Unterweisung ihrer Gemeinden stets heilig und unverletzbar bleibe, entgegengesetzten Falles sie die angebrochte Strafe bei Cassation oder einer noch härteren unfehlbar treffen werde."

Wem leuchtet nicht schon bei einem flüchtigen Durchlaufen dieses Gebotes die völlige Unkenntniß des menschlichen Herzens, so wie des Verlaufes der Entwicklung des Geistes ein? Welche Meinung mußte man von der christlich-evangelischen Ueberzeugung des Verfassers selbst hegen, welcher die heilige Lehre der Innerlichkeit — mit dem geringsten Ausdruck bezeichnet — so gedankenlos mit Füßen trat, daß er durch sein Gesetz geradezu die Herrschelei hervorrief und ihr für die Zukunft auch noch ein Privilegium verhieß? Welch eine plumpe

— 210 —

**Maßregel, wenn wir sie nicht Lästung nennen wollen! Wie frevelhaft leichtsinnig von einem höchsten Staatsdiener, den aufrichtig das Gute wollenden, wenn auch nicht stets sorgsam prüfenden Monarchen zu einem solchen Schritte zu bewegen?**

Das Religionsedikt mußte ohne alle Wirksamkeit bleiben, so lange nicht eine scharfe Prüfungskommission für die zukünftigen Religionslehren angeordnet war. Auch diese erschien in Folge einer Bestimmung vom 9ten Dezember 1790, abgefaßt von Hermes, einem Prediger zu Breslau. Dieses sogenannte schema examinis candidatorum, in lateinischer Sprache verfaßt, enthielt eine große Anzahl speziell in die Glaubensansichten eingehende Fragen, die mitunter wie Spott klangen und deshalb auch den allgemeinen Spott auf sich zogen. Zur Bervollständigung kam schon am 19ten Dezember 1788 ein Censuredict heraus, welches die bisherige Freiheit wissenschaftlicher Untersuchungen, wenn auch nicht gerade den Worten, doch der Ausübung nach zu unterdrücken suchte, jedoch es keinesweges vermochte.

Seltam genug stand hiermit im Widerspruch, was in den Abschnitten des preussischen Gesetzbuches für 1791 über kirchliche Verhältnisse ausgesprochen war, wonach nicht nur jeder Privatmann wegen Religionsmeinungen nicht beunruhigt werden durfte, sondern auch den Religionslehrern überlassen wurde, in wiefern sie bei innerer Ueberzeugung von der Unrichtigkeit dieser Begriffe ihr Amt dennoch fortsetzen könnten. Für die unterfagte Einmischung abweichender Religionsgrundsätze war keine besondere Strafe festgestellt. Dessenungeachtet erfolgten Bestrafungen harter Art. Das meiste Aufsehen erregte die Absetzung des Prediger Schulze in Gieltsdorf, welcher nach einem Kabinettsbefehl vom 1sten Dezember 1791 von dem Kammergerichte angeklagt wurde, weil er von den Grundwahrheiten der lutherischen Confession abgewichen, und zwar seitdem das Religionsedikt erschienen sei. Das Kammergericht legte dem Ober-Confistorio fünf Fragen in Betreff des Verhältnisses der lutherischen Lehre zu der christlichen Lehre im Allgemeinen vor, welche von den beiden hervorragendsten Mitgliedern dieser Behörde, Böllner und Keller, keinesweges im Sinne Böllner's beantwortet wurden. Ersterer wies eine entschiedene Antwort von sich, Letzterer erklärte geradezu, daß der Prediger Schulze zwar gegen das Religionsedikt und die Artikel der Augsburger Confession, aber nicht gegen die Grundwahrheiten der christlichen Religion gepredigt habe. Hierauf ward Schulze vom Kammergerichte freigesprochen, und demnach erklärt, daß er als christlicher Prediger in seinem Amte zu erhalten sei.

Hierüber aufgebracht, veranlaßte Böllner eine Kabinettsordre vom 10ten Juni, durch welche die Rätthe, die das Urtheil gefällt hatten, auf ein Vierteljahr ihre Besoldung verloren, der Ober-Confistorialrath Propst Keller auf eben so lange Zeit suspendirt, der Prediger Schulze aber abgesetzt wurde.

Ein Nachwort hatte in diesem einzelnen Falle entschieden, doch mußte man auf die theoretische Frage zurückkommen, als am 1sten Juli 1794 das

neue Landrecht in Kraft treten sollte, ob das letztere oder die Strafbestimmung des Religionsediktes in kirchlichen Angelegenheiten gelten sollte. Da sprach sich natürlich ein neues Rescript für das Religionsedikt aus, mit der Befehung: „Niemand solle sich Abweichungen von klaren und deutlichen Vorschriften des Gesetzes auf Grund eines vermeintlichen philosophischen Raisonnements oder mit dem Vorwande einer aus dem Zwecke und der Absicht des Gesetzes abzuleitenden Auslegung bei Vermeidung Allerhöchster Ungnade und schwerer Ahndung erlauben.“ Kabinettsbefehle der Art wurden von Wöllner entworfen, und leider von dem Herrscher, der nun einmal diesem von seiner nächsten Umgebung unterstützten Manne ein volles Vertrauen geschenkt hatte, unterschrieben.

Dies Vertrauen des Königs führte den Minister in jener verderblichen Richtung, die niemals in dem Staate des großen Kurfürsten und Friedrich's Wurzel fassen kann, unaufhaltsam vorwärts. Es wurde 1791 eine geistliche Examinations-Commission, an welcher seine treuesten Genossen, Gilmer, Hermes und Feder Theil nahmen, gebildet und diese durch ein Rescript vom 13ten März 1792 zu einem immediaten, nur unter dem geistlichen Departement stehenden Collegio ernannt. Unter diese Oberbehörde wurden zwölf Examinations-Commissionen in den Provinzen mit ausführlichen, dem Religionsedikte und Examinations-schema entsprechenden Instruktionen gestellt.

Dessenungeachtet erlitt Wöllner Niederlagen auf Niederlagen. Der Versuch, die als Theologen hochgeachteten Männer, Köffel und Niemeyer, zur Rechenschaft für ihre Lehren zu ziehen, mißglückte vollständig, besonders gegen den Letzteren, welchem der König, bei dem das gesunde Urtheil, sobald er sich persönlich mit Gegenständen und Individuen in Berührung setzte, meistens das Richtige traf, bei Gelegenheit eines Oratoriums in Potsdam sogar verdiente Auszeichnung angedeihen ließ. Nichtsdestoweniger dauerten die Versuche gegen die theologische Fakultät, welche der Theologie, so nannte man die verfolgte theologische Richtung, verdächtig war, fort, bis diese endlich von dem Staatsrath, d. h. dem damaligen Gesamtministerium folgendes Rescript erlangte: „Die Erklärungen der Fakultät über ihre bisherige Lehrart erscheinen völlig befriedigend. Diesen Erklärungen getreu bleiben, würde die würdigste Widerlegung aller etwaigen verleumderischen Gerüchte sein, und die Fakultät sich hierdurch die anständigste Genugthuung verschaffen. Uebrigens werde ihr anheim gestellt, anstatt der von den Commissarien aufgestellten Lehrinstruction sich eine eigene zu entwerfen.“ Alle Minister, außer Wöllner, hatten diesen Bescheid unterschrieben, welcher seine Commission durch die Ernennung ihrer Mitglieder zu Råthen des Ober-Schulcollegiums tröstete.

Es war ihm freilich schon schlimmer gegangen und ihm der handgreifliche Beweis gegeben worden, daß die als klar und unwandelbar in seinem Religionsedikte ausgegebenen Grundlagen des christlichen und lutherischen Glaubens für die Praxis keinesweges in der Weise feststehen. Wöllner ließ durch zwei Professoren orthodoxer Richtung in Halle ein dort schon vor vielen Jahren

erschienenes Werk als Lehrbuch für die Religion in Volksschulen empfehlen und dasselbe ohne alles Bedenken der theologischen Fakultät zur Begutachtung vorlegen. Dies fiel aber nachtheilig aus, „indem die Schrift den symbolischen Büchern nicht entspreche, da nach ihr Gott den Gläubigen die Vergebung der Sünden nur versichere, nicht, wie die Augsburger Confession u. s. w. sage, ertheile, und daß die Erklärung vom heiligen Abendmahl laute, es sei das Sacrament, in welchem Brod und Wein zum Gedächtniß Jesu genossen werde, was auch ein Reformirter unterschreiben könne, da doch eben der Abendmahlsbegriff die Scheidewand sei.“

Wer fühlt nicht die bittere Ironie dieses von Köffel abgefaßten Gutachtens? Wöllner ging mit Stillschweigen darüber hinweg und ließ ebenfalls auf Grund einer Cabinetsordre vom 27sten Januar 1790 die Einführung des Lehrbuches unter dem Titel: „Die ersten Gründe der christlichen Religion für die Jugend der lutherischen Confession“ in allen Schulen gerabezu anbefehlen. Hiergegen legten jedoch die Landstände des Fürstenthums Halberstadt Widerspruch ein, da ihnen im westphälischen Frieden das Bestehen der Augsburger Confession gesichert sei, und Wöllner mußte den Befehl zur Einführung zurücknehmen, was er freilich durch ein im Namen des Königs erlassenes, dessenungeachtet aber in sehr unziemlichen und groben Worten gefaßtes Rescript that.

Selbst mit Kant, der in seiner Schrift über die Aufklärung die Ansicht ausgesprochen hatte, daß ein Geistlicher sein Amt niederlegen sollte, wenn er in den Sagungen, die er als Beauftragter der Kirche zu lehren habe, keine verborgene, mit der Vernunftreligion übereinstimmende Wahrheit mehr fände, worin der große Denker die einzig richtige Norm für die gesetzliche Anwendung und ächt christliche Handhabung der symbolischen Bücher in der Weise, daß sie wahrhaftes und aufrichtiges Symbolum für Alle sein dürften, bezeichnet hatte, gerieth natürlich die Wöllner'sche Partei, eben weil sie nicht Vernunft, sondern Unvernunft wollte, in Streit.

Als eine Sonderbarkeit und zum Beweise, daß Maßregeln, wie die Wöllner'schen, welche sich damit brüsten, wahre Religiosität fördern zu wollen, nur Beweise für einen kurzsichtigen und beschränkten Sinn abgeben können, wollen wir noch zum Schluß bemerken, daß die Reformirten, für deren Seelenheil man doch den König, als Glaubensgenossen, ganz besonders hätte wirken lassen sollen, durch diese angeblich königlichen Verordnungen gar nicht gethan wurde, denn ihre kirchlichen Angelegenheiten blieben von Edikten, dem Examinationschema und anderen Blacereien verschont.

Sonst übrigens war die Sorgfalt für Schulen und sonstige wissenschaftliche Anstalten unter dieser Regierung üblich. Es wurde für Aufficht, verhältnißmäßig auch mehr für ihre Bedürfnisse gethan; der König selbst spendete freigebig aus seinen Mitteln für Schulen und Universitäten; auch Seminarien

zu besserer Bildung der Elementarlehrer wurden überall errichtet. Zu bemerken ist auch, daß unter dieser Regierung zuerst für diejenigen, welche die Univerſität beziehen wollten, Maturitätsprüfungen angeordnet wurden. Man ſah überall einen Fortſchritt wiſſenſchaftlichen Sinnes, und der König war ihm hold; ſelbſt Anſtalten für Thierarzneikunde nahmen einen wiſſenſchaftlicheren Charakter an.

Für die Kunſt hatte Friedrich Wilhelm II. einen regen Sinn. Von ſeiner Neigung für Muſik und dem Talente, welches er für dieſelbe auf dem Cello bewies, haben wir ſchon geſprochen; allein auch Poefie und deutſche bildende Kunſt fand, und hierin wich er lobenswerth von dem Vorgänger ab, an ihm einen lebhaften Verehrer und Schützer. Die Akademie, unter Friedrich II. ganz nach franzöſiſchem Zuſchnitt geformt, ward durch ihn ein wiſſenſchaftliches Inſtitut in deutſchem Sinne, und deſhalb auch eine beſondere Sektion für die Ausbildung der deutſchen Sprache und Literatur gegründet. Nicht minder trat die Akademie der Künſte aus ihrer bisher untergeordneten Stellung hervor. Deutſche Maler und Bildhauer wurden beſchäftigt, die Bildſäule Zieten's, welche an Kunſtgeſchmack Alles, was Friedrich in dieſer Gattung veranlaßt hat, weit übertragt, erſtand durch Schadow's Hand auf Friedrich Wilhelm II. Befehl. Auch die Induſtrieprodukte ſeiner Zeit zeichneten ſich von den früheren durch geſchmackvolle Form aus.

Ein Zeugniß von des Königs gebildetem Kunſtſinne legen ſeine Bauten und Gartenanlagen ab, in welchen der freiere engliſche Geſchmack vor der hergebrachten altfranzöſiſchen Steiſtheit vorherrſchte, und Natürlichkeit die Stelle oft kleinlicher Künſtelei glücklich vertritt.

Dabei verſäumte er die von ſeinen Vorfahren ſo treu geübte Sorge für Verbesserung des Bodens, Privatbauten in den Städten, Errichtung von Fabriken und andere gemeinnützige Unternehmungen nicht. Ganz neu für den preußiſchen Staat war die Anlegung von großen Stutereien in Weſtpreußen, Litthauen, Brandenburg und Franken, zu welchen er die Zuchtpferde mit großen Koſten aus der Moldau holen ließ. Aus ihnen wurden nicht nur Pferde zur Kavallerie geſtellt, ſondern auch unter die Landleute aller Provinzen, um die Pferdezuucht zu heben, vertheilt.

Wie wir von Friedrich Wilhelm II. ſcheiden, müſſen wir noch einen Punkt berühren, um deſſentwillen gewiß zu harter Tadel über ihn gefällt worden iſt, und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil ſeine Vorfahren Jahrhunderte hinauf ſich von ähnlichen Beſchuldigungen frei erhalten haben, nämlich ſeiner mannigfachen Verhältniſſe zu begünstigten Frauen. Vergleichen wir ihn jedoch mit den meiſten Herrſchern und Herrſcherinnen ſeiner Zeit, ſo ſteht er nicht nur in ſittlicher Beziehung höher als dieſe, ſondern man kann mit Entſchiedenheit behaupten, daß von dieſen Favoritinnen lange nicht ſo viel nachtheiliger Einfluß ausgeübt worden iſt, als von der männlichen Umgebung, welche den König zu den gedachten ſtrengen kirchlichen Maßregeln anzureizen

suchten, ja, daß sie mitunter schädlichen Einwirkungen entgegentraten, obschon anerkannt werden muß, daß der Einfluß solcher Individuen, selbst wenn er mit verständiger Berücksichtigung der Gegenstände geübt wird, auf den Fürsten, als Repräsentanten der höchsten menschlichen Macht und Weisheit, stets den unziemenden Schein der Trivolität wirft. Vor allen Personen dieser Art tritt die schon erwähnte Onkel, deren Erziehung sich Friedrich Wilhelm als Prinz von Preußen widmete, später, angeblich wenigstens, die Frau des Kammerdieners Kieß, und vom Jahre 1796 an die Gräfin Lichtenau, die, welche nicht selten die Pompadour des Berliner Hofes genannt worden ist, hervor. Weit entfernt, den überwiegenden Einfluß jener merkwürdigen Frau an dem Hofe ihres königlichen Freundes auszuüben, verstand sie es wenigstens, diesen, weit über die Dauer ihrer Reize hinaus, an ihre Gesellschaft zu fesseln, indem sie sich selbst mit geistreichen und liebenswürdigen Personen umgab, und freilich keine Ausgabe, da sie die Freigebigkeit des Königs kannte, zu scheuen brauchte, wenn es galt, ihren Festen Glanz und Reiz zu verleihen. In Staats- und Regierungsangelegenheiten mischte sie sich, direkt wenigstens, nicht ein; doch müssen wir vermuthen, daß sie dennoch nicht ohne wesentliche Einwirkung auf den Monarchen auch in diesen Dingen geblieben ist, da sich namentlich die vornehmen Engländer, welche zu diplomatischen Zwecken in Berlin waren, in ihrem Hause versammelten und auf ihre Mitwirkung so großen Werth legten, daß sie ihr vor dem Abschluß des Baseler Friedens 100,000 Guineen geboten haben sollen, ohne jedoch das Gewünschte zu erreichen. So viel scheint gewiß, daß sie der Partei, welche den König durch mystische Ideen und Erfindungen zu umgarnen suchte, und deren Heuchelei sie verachtete, größtentheils fremd blieb, und daß der König Manches im wahren Lichte bei ihr zu sehen Gelegenheit fand. Allein, wie schon erwähnt, war ihr Einfluß im Allgemeinen schon deshalb kein günstiger, weil er Aergerniß erregte, weshalb auch das größere, dem Hofleben fernere Publikum sie mit einem Widerwillen ansah, den sie selbst durch ihren Charakter nicht verdiente. Auch auf den Charakter des Königs warf dies Verhältniß einen viel zu dunkeln Schatten, welchen das unverdächtige Zeugniß des eben so sittlich achtungswerthen als scharfblickenden Kant wesentlich mildert, indem er von Friedrich Wilhelm sagt, daß er ein tapferer, redlicher, menschenliebender und, von gewissen Temperaments Eigenschaften abgesehen, vortrefflicher Herr war.

## Friedrich Wilhelm III.

1797 — 1840.

### Jugend und Thronbesteigung; Preußens Stellung bis zum Abschluß der Reichsdeputation von 1803.

Dem Verstorbenen folgte jetzt auf Preußens Thron ein Monarch der seltensten Art. Er gehört nicht zu den großen und mächtigen Genien, welche durch neue Ideen oder schöpferische Kraft die Welt mit Staunen erfüllen, Genien, wie sie seiner Familie nicht fremd sind; aber einen treueren und sorgfameren Pfleger alles dessen, was in seinem Volke entwickelt war, einen bescheideneren und gewissenhafteren Prüfer eigener und fremder Ansichten, einen von so edler Selbstverleugnung erfüllten und von aller Eitelkeit fernen Fürsten, der so im vollsten Sinne und nach allen Seiten hin die schönsten menschlichen Regungen bewahrte, werden wir nur mit Mühe im Buche der Weltgeschichte anderswo finden.

Friedrich Wilhelm III., der älteste Sohn Friedrich Wilhelm II., war am 3ten August 1770 geboren. Ein gesegnetes Familienleben, wie er es seinen Kindern bot, war leider seinem liebebedürftigen Herzen nicht gewährt, es mangelte sogar an sorglicher Umsicht bei seiner Erziehung; denn selbst sein erhabener Großvater war für diese Beschäftigung, wenn ihm die Zeit dazu geblieben wäre, minder als für jegliche andere der Regierung und des Lebens geeignet. Man gab ihm zum Hofmeister einen wackeren und reblichen Beamten, den Geheimen-Rath Dohnisch, der früher als Sekretär bei der preussischen Gesandtschaft in Schweden gestanden hatte, einen Mann von Kenntnissen, aber trübsinnig und trübsinnig, und deshalb schon wenig dazu gemacht, einem für den Thron Friedrich's bestimmten Prinzen den freien Blick in die Welt, bei deren Fortbildung ihn sein Beruf als einen nicht unwesentlichen Mitarbeiter verlangte, zu erschließen. Es mag ganz wohl gemeint sein, aber gewiß nicht wohlthätig, wenn der hypochondrische Mann über jeden Ausbruch jugendlicher Lebendigkeit bei seinen hochgeborenen Schülern, denn der etwas jüngere Prinz Ludwig stand mit dem Kronprinzen ebenfalls unter seiner Obhut, in ernstliche Klagen ausbrach.

In Bezug auf die äußeren Verhältnisse wurden die Prinzen eben nicht verwöhnt; was die Oekonomie betrifft, so entsprach sie in dieser Beziehung fast dem Hofe Friedrich Wilhelm I. Der Hofmeister wohnte mit seinen Schülern in den Mansarden des nachmaligen Bagenhauses, und überhaupt war der Etat so gering, daß nicht einmal ein bestimmtes Fuhrwerk für sie vorhanden war. Der König selbst pflegte zu erzählen, daß er in seinen Kinderjahren an seinem Geburtstage ein Blumentöpfchen für wenige Dreier zum Geschenk erhalten, und daß sein Hofmeister, wenn es galt, ihm einmal etwas zu Gute zu



thun, beim Spaziergange in dem Schulgarten für einen oder zwei Groschen Kirfchen gelaufen habe. So hatte denn auch diese erste, im Ganzen ungeeignete Erziehung manches Gute; sie bildete einen genügsamen, streng reblichen, in hohem Grade gewissenhaften Sinn; aber freilich läßt sich auch ein Hauptmangel in dem Charakter Friedrich Wilhelm III., nämlich ein oft recht nachtheilig auf die größten Angelegenheiten des Staates wirkendes Mißtrauen in das eigene wohlbegründete Urtheil aus diesen ersten Einwirkungen erklären.

Von einem Einflusse der Eltern auf den Knaben verlautet wenig, etwas mehr von einem Verhältnisse zum Großheim. Allgemein bekannt ist ja die Erzählung, daß der königliche Knabe in seinem Zimmer Ball gespielt, und dieser ihm von dem alten Herrn, als er wiederholentlich auf seinen Schreibtisch gefallen, weggenommen worden sei; worauf dann der Prinz ihn ziemlich kost als sein Eigenthum zurückgefordert haben soll. Die Antwort des Königs: „mein Sohn, du wirst dir Schlessien nicht wieder fortnehmen lassen,“ zeugt von der guten Meinung, welche er von dem Charakter seines Großneffen gefaßt hatte. Eine andere Geschichte, die Friedrich Wilhelm III. selbst erzählt hat, und deren Wahrheit demnach ganz verbürgt ist, gereicht dem Charakter des Oheims und Neffen auf gleiche Weise zur Ehre. Friedrich II. ließ eines Tages den Prinzen eine Fabel von Lafontaine übersetzen und freute sich gar sehr über die Fertigkeit, mit welcher dies erfolgte. Als er ihm deshalb unter Lobserhebungen die Wange streichelte, erwiderte der ehrliche Knabe, daß er sie mit seinem Lehrer schon durchgenommen habe, worauf der alte König freundlich entgegnete: „So recht, lieber Fritz, immer ehrlich und aufrichtig.“

Friedrich II. bewies seine Sorgfalt für die Erziehung seiner beiden Großneffen dadurch, daß er ihnen im Jahre 1781 den General von Bachhoff, einen Mann von edlem Charakter, der auch der jungen Prinzen Zuneigung gewann, zum Oberhofmeister gab. Ihm wurde nach Friedrich's Tode dieses Amt genommen, und seltsamer Weise dem Sohne eines der hartnäckigsten Feinde Friedrich's übertragen, nämlich dem Grafen von Brühl; Untergouverneur war ein Major von Schack. Dies war auf Bischofswerder's Empfehlung geschehen.

Von dem Bildungsgange des Prinzen fehlen die näheren Nachrichten, wir wissen nur, daß er in der Religion mit großem Erfolge, auch in Bezug der positiven Kenntnisse, von Engel in deutscher Sprache, Literatur und Philosophie, so weit sie dem damals berühmten Lehrer selbst zugänglich war, unterrichtet wurde. Allzuregelmäßig und eifrig scheint der Unterricht des Kronprinzen nicht beaufsichtigt worden zu sein, was wohl schon der im Allgemeinen am Hofe herrschende Ton verhinderte, wenn auch der junge Fürst in Betreff seiner moralischen Richtung keinesweges dem Einflusse desselben unterworfen war. Von einer geregelten Vorbildung für den künftigen Regentenberuf war ebenfalls nur wenig die Rede; es lag nicht in dem Interesse der das Vertrauen des Königs beherrschenden Personen, den ernstesten und gewissenhaftesten Kronprinzen

in das Gewebe der mannigfachen Intriguen, welche damals Politik und Staatsverwaltung, wie wir wissen, umhüllten, blicken zu lassen. Daß er mit den Mißbräuchen und selbst den herrschenden Prinzipien der damaligen Regierung keinesweges zufrieden gewesen sein kann, werden uns schon seine ersten Schritte als Herrscher beweisen; es gefiel ihm weder das System, noch die Männer. Wie alle preussischen Prinzen, war er zum Militärwesen früh angehalten worden. Schon vor Ablauf des siebenten Jahres, am 20sten Juli 1777, erhielt er das Patent eines Fähndrichs; doch auch von dieser militärischen Beschäftigung haben wir nur wenig Nachricht.

Die erste sichere Kunde von einer Theilnahme an den größeren Völkereignissen geht bis in die Rheinfeldzüge hinauf. Der Zusammenkunft von Pillnitz hatte der Kronprinz beigewohnt, ohne, wie es scheint, irgend wie wesentlichen Antheil daran genommen zu haben. Wichtiger für ihn wurden die darauf folgenden Feldzüge; nicht als ob sie eine bedeutendere kriegerische Entwicklung zur Folge gehabt hätten, obschon der Prinz bei der Belagerung von Landau im Jahre 1793 ein Commando unter sich hatte, sondern durch die im Winter 1792 bis 1793 zu Frankfurt erfolgte Bekanntschaft mit der Prinzessin Louise von Mecklenburg. Bald folgte die Verlobung, so wie die seines Bruders Ludwig mit der Schwester der Braut, und am 23sten Dezember 1793 die Doppelhochzeit. Wie glücklich diese leider zu bald durch die Hand der Vorsehung gefürzte Ehe war, darauf werden wir später zurückkommen.

Auch an dem polnischen Feldzuge von 1794 nahm der Kronprinz Theil und kommandirte auf einige Zeit eine Seeresabtheilung an der Ostsee; doch hiermit endete auf die lange, für Preußen wenigstens, folgende Friedenszeit alles ernstere Kriegsleben.

Selbst nach seiner Vermählung trat der Kronprinz nicht bemerkbarer in das öffentliche Leben hinaus. Weder er, noch seine liebenswürdige und geistvolle Gemahlin konnten sich in dem theils leichtfertigen, theils heuchlerischen Wesen der königlichen Umgebung in passendes Verhältniß setzen, daher beschränkten sie ihr Glück auf den Genuß der häuslichen Freuden ihrer von Kindern reich gesegneten Ehe, bis die Stunde schlug, wo der höchste Beruf, den wir in irdischen Dingen kennen, sie aus ihrer glücklichen Zurückgezogenheit dem Blicke der ganzen Welt frei hinstellte. Sie verloren dadurch weder an Werth, noch an Hochachtung der großen Mehrzahl im Volke.

Wie ernst es dem jungen Könige um die Erfüllung seiner großen Pflicht war, erwies eine am 23sten November 1797 von ihm eigenhändig niedergeschriebene Cabinetsordre an alle Behörden des preussischen Staates, um den sichtlich vorhandenen Uebeln entgegenzuarbeiten. „So bekannt es ihm auch sei, lautete es hierin, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen und anderen Behörden viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitame und fähige Menschen angestellt seien, und gemäß dessen in gleicher Art die Geschäfte betrieben werden: so sei ihm doch auch nicht entgangen, daß sich andere

Subjekte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Eigenschaften besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig erfüllen, woraus dann die Folge erwachse, daß nicht allemal so gehandelt worden, als es zu erwarten gewesen. Dies solle in's Künftige durchaus nicht mehr gelitten werden, und solche dem Staate mehr schädliche als nützliche Beamten nicht länger das Brod desselben verzehren. Sämmtliche Departements-Chefs werden daher aufgefordert, wosfern sich dergleichen Leute in ihren Departements finden sollten (woran nicht zu zweifeln, wenn man ohne alle Parteilichkeit beobachten werde), selbige zu notiren und eine Liste derselben einzureichen, in welcher die Ursachen der physischen oder moralischen Untauglichkeit kurz anzumerken seien, auch wie die betreffenden Beamten am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen sein möchten; denn es sei nothwendig, hierin einen Unterschied zu machen, indem bei wichtigen Stellen unfähige, ihrem Posten nicht gewachsene Leute nicht süglich gelitten werden dürfen, ohne dem Ganzen zu schaden, dergleichen Männer aber vielleicht sonst noch tauglich und rechtschaffen seien, daher einem minder wichtigen Posten gut vorstehen könnten; dahingegen körperlich unbrauchbare mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, moralisch unwürdige aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, sofort zu entlassen seien. Es sei besser, daß ein einzelnes Individuum leide, als daß das Ganze dabei zu Grunde gehe oder doch wenigstens merklichen Schaden erleide. Für die Richtigkeit der Angaben hätten die Eingebor zu stehen. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Parteilichkeiten vorkommen, so sei der Eingebor unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, werde also eine dem gemäßige Behandlung zu erwarten haben. — Wenn aber auch dergleichen Subjekte nicht augenblicklich auszumerzen sein sollten, so werde dessenungeachtet den verschiedenen Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufs Neue und Schärffte aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und nach dem von ihnen geleisteten Eide treu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu sehen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß Alles, vom Oberen bis zum Niederen, wie eine Kette aneinander hange und ineinander greife. Der Obere sei schuldig, seinen Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten. — Der Staat sei nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; ein solcher werde ausgestoßen, und bedürfe es hierzu keiner großen Prozeduren, sobald die Richtigkeit der Sache dargethan sei. Eine regelmäßige Regierung könne nirgends bestehen, als wo Thätigkeit und Ordnung herrsche, und wo über das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden werde. Daß dies geschehe, darüber müsse unermüdet gewacht und gehalten werden, der Obere die Untergebenen stets im Auge haben und ihnen durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt sei, so werde, wie der König hoffe und

mit Gottes Hilfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden könne. Er selbst werde über das Alles mit der größten Sorgfalt wachen, den reblischen, wackeren Mann hochachten und ihn auszuzeichnen bemüht sein, so wie die Pflichtsäumigen dafür ansehen und mit gerechter Strenge zu strafen wissen, wonach sich Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Hiernach habe sich sowohl das Staatsministerium selbst zu richten, als diese eigenhändige Ordre durch die einzelnen Departements-Chefs an die Präsidenten ergehen zu lassen."

Es leuchtet ein, daß eine Cabinetsordre der Art mehr geeignet war, den guten Willen des jungen Fürsten zu zeigen, als praktisch wirksam in den Gang der Staatsverwaltung einzugreifen; daher warteten auch die Departements-Chefs weitere Bestimmungen darüber ab, nur Wöllner, seiner zufahrenden Weise gemäß, machte schon unter dem 5ten Dezember d. J. mittelst eines Spezialbefehls an die Consistorien dieselbe bekannt, und fügte die Weisung hinzu, es sollten alle untergeordneten geistlichen Behörden, Superintendenten und Inspektoren mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu ihrer Pflicht angehalten werden, damit die ihrer speziellen Aufsicht anvertrauten Prediger und Schullehrer genauer, als bisher an vielen Orten vielleicht geschehen, dahin beobachtet werden, ob selbige nicht nur die Religion nach der Vorschrift des Religionsediktes rein und lauter lehren, sondern auch bei ihrem Amte in Kirchen und Schulen nicht nachtheilig seien u. s. w.

Wöllner's Absicht lag klar genug am Tage; sie ging dahin, den königlichen Erlaß zur Sicherung seines Glaubensediktes, oder, wie man aus dem, was folgte, schließen muß, um vornehmlich seine einflußreiche Stellung zu sichern. Ob dies aus innerer Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Ansicht, oder aus der Meinung, daß durch ein so festes Auftreten dem jungen Fürsten ein bestimmter Pfad vorgeschrieben werden könnte, geschah, bleibt ungewiß. Wöllner gab sich hierbei einer fast unbegreiflichen Täuschung hin, denn er mußte wissen, daß der von dem jungen Fürsten um seine Person als Geheimer Cabinetsrath berufene ehemalige Legationsrath Mend'en, ein Anhänger Herzberg's und Gegner Bischofswerder's, dem bisherigen System durch und durch entgegengekehrt war und deshalb es schwerlich dulden würde, wenn ein unter seinem Einfluß entstandenes Rescript zur Befestigung des ihm verhassten Systems benutzt werden sollte. Auch merkte er nicht, daß man von allen Seiten sich gegen seine Zwangsmaßregeln verband, oder meinte in seiner Eitelkeit, im Verein mit seinen Gönnern und Creaturen den nahenden Sturm beschwören zu können; allein der moralisch feste Sinn des jungen Königs bot keine so leichte Handhabe, um seinen gesunden praktischen Sinn irre zu leiten, wie dies leider bei dem Vater möglich geworden war, und die Stützen, auf welche man vertraute, entbehrten zu sehr der geistigen Befähigung, um jetzt noch länger Täuschung oder gar gebieterisches Uebergewicht auszuüben. Die Geschöpfe des Augenblicks sanken in ihre Nichtigkeit dahin. Das kurfürstliche Ober-Consistorium erhielt

auf ein unmittelbar an den König gerichtetes Gesuch um Wiedereinsetzung in die instruktionsmäßigen Rechte unter dem 27ten Dezember 1797 den Bescheid, daß um so weniger Bedenken obwalte, dem Gesuche zu willfahren, als das Ober-Consistorium dadurch in den Stand gesetzt werde, die ihm obliegenden Pflichten ohne Einschränkung zu erfüllen und seinen Wirkungskreis mit zweckmäßiger Thätigkeit zur Beförderung wahrer Religiosität und Sittlichkeit auszubreiten. Dasselbe solle daher seinen Geschäftsgang überall nach den Worten und dem Sinne seiner Instruktion einrichten und alle dagegen eingeschlichenen Mißbräuche, besonders bei Examinirung der Kandidaten, Einführung der Lehrer, Besetzung der Pfarrstellen, Censur theologischer und philosophischer Bücher und dergleichen in Zukunft vermeiden und mit gehöriger Behutsamkeit abstellen.

Konnte ein deutlicherer Beweis von der höchsten Ortes gänzlich veränderten Stimmung zu der entschiedensten Mißbilligung dessen, was bisher geschehen war, gegeben werden? Durfte ein Ehrenmann, dem es um die Sache zu thun war, noch einen Augenblick in seiner Stellung verharren? Wöllner dagegen zögerte nicht, seine Einrichtungen abzustellen. Seine Gegner hatten geglaubt, der indirekte Tadel würde hinreichen, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben; da diese Hoffnung aber getäuscht hatte, so veranlaßten sie die ohne Zweifel aus Mendels's Feder geflossene Kabinettsordre vom 11ten Januar 1798: „Die Deutung, welche Ihr meiner Ordre vom 23ten November v. J. in Eurem unter dem 5ten Dezember v. J. an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschränkung des Religions-Ebiktes hätte Anlaß geben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Euren Departements kein Mangel ist, zu Werke gehet und hierin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der doch mehr als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religions-Ebikt im Lande, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt; und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzerstörlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihr Lehrsätze künftiger Jahrhunderte aufzubringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältnisse über Gegenstände,

die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen. Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach acht lutherischen Grundsätzen verfährt, welche so ganz dem Geiste und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, ohne Euch an dogmatische Subtilitäten zu hängen, so werdet Ihr es selbst bald einsehen lernen, daß weder Zwangsgesetze, noch deren Erneuerung nöthig sind, um deren wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese meine Meinung nicht vorenthalten wollen.“

Natürlich hatte man in dem Kabinette des Königs gemeint, Böllner würde nach einer so verben Zurechtweisung von seinem Posten, auf welchem durch ihn und seine Gesinnungsgenossen nichts mehr geschehen konnte, zurücktreten, allein er fuhr nichtsdestoweniger fort, zu unterzeichnen und zu verfügen, bis ihm Anfangs März 1798 seine Entlassung, und zwar ohne Erwähnung einer Pension, zugesandt wurde. Auch seine Werkzeuge, Hermes und Hülfen, wurden mit Pensionen von 500 Thalern außer Amtsthätigkeit gesetzt, und der Prediger Waltersdorf aus dem Consistorium entfernt. An Böllner's Stelle wurde der pommerische Regierungspräsident von Rassow zum Chef des lutherischen geistlichen und Schulen-Departements ernannt; denn reformirte Schul- und Kirchensachen standen nach damaliger Verfassung unter einem besonderen Departements-Chef; auch hießen diese Chefs nicht geistliche, sondern Justizminister. Ihre Amtsverrichtungen erstreckten sich nicht ungehindert über die ganze Monarchie, da den alten, unter Friedrich Wilhelm I. eingeführten Einrichtungen, welche im Allgemeinen keine bedeutende Aenderung erlitten hatten, gemäß verschiedene Provinzialminister bestanden.

Das Religionsedikt war nicht in der Form, wohl aber factisch durch die erwähnten königlichen Rescripte aufgehoben; für die Prüfungen aber erschien unter dem Datum vom 12ten Februar 1799 eine Instruction, nach welcher zwei Prüfungen, die erste für die Candidaten, die zweite beim Eintritt in's geistliche Amt, angeordnet wurden. Die Bezirks-Inspektoren, denen die Aufsicht darüber zustand, erhielten vom Jahre 1804 ab den Namen Superintendenten.

Seine ernste Neigung, abgesehen von allen dogmatischen Spitzfindigkeiten, im wahren Geiste der evangelischen Kirche Frieden und Einheit herzustellen, bezeugte der König durch eine Kabinettsordre vom 18ten Juli 1798 an die Staatsminister von Thulemeier und von Rassow, als Chefs des geistlichen Departements für die reformirte und lutherische Kirche, in welcher er äußerte: „Er habe aus einer durch den Ersteren ihm überreichten Denkschrift des Ober-Consistorialraths Saal über die Abfassung einer neuen, für beide Confessionen gemeinschaftlichen Kirchenagende mit Wohlgefallen gesehen, daß sehr viele Prediger in Gemeinden beider Confessionen das Bedürfniß einer verbesserten Liturgie sehr lebhaft fühlen und daher eine den gereinigten Religionsbegriffen angemessene neue Agende sehr lebhaft herbeiwünschen. Es freue ihn jetzt besonders, daß

Hoffnung vorhanden sei, beide Confessionen hierdurch, der bleibenden Verschiedenheit der Meinungen ungeachtet, einander näher zu bringen, und dadurch selbst den unaufgeklärten Theil der kirchlichen Gemeinden immer mehr zu überzeugen, daß Friede, Liebe und Duldbung die einzigen nöthigsten Mittel in Religionsfachen seien. Durchdrungen von dieser Wahrheit wolle er, daß bei der beabsichtigten Liturgie nicht nur aller Zwang — denn an diesen dürfe in Angelegenheiten des Gewissens nie gedacht werden — sondern auch so viel als möglich alle bürgerliche Autorität vermieden und die auszuarbeitende verbesserte Agende Anfangs nur als eine Privatunternehmung einzelner Gelehrten angesehen werden solle. In dieser Hinsicht finde er die ganz in diesem Geiste gemachten Vorschläge von Sacé sehr zweckmäßig und empfehle sie den beiden Ministern zur angelegentlichsten Beherzigung. Nächstem befehle er ihnen, einigen ernsthaften, tolerant denkenden und in jeder Rücksicht zu diesem Geschäfte brauchbaren Männern, nach seiner vorgängigen Genehmigung derselben, den Auftrag zu machen, eine Sammlung von kirchlichen Gebeten und Tauf-, Trauungs- und Abendmahlsformularen mit Benutzung der schon vorhandenen und allgemein geschätzten Agenden zu veranstalten, diese Arbeit sodann von der Behörde prüfen und nach der von derselben erhaltenen Billigung solche dem großen Publikum zur allgemeinen Prüfung durch den Druck vorlegen zu lassen; die Stimme der Verständigen darüber zu vernehmen, ihre gegründeten Erinnerungen zu benutzen, und wenn die öffentliche Meinung für die Zweckmäßigkeit derselben entschieden habe, auch die meisten Prediger und Gemeinden die Einführung derselben verlangen, unter Einreichung an ihn zu berichten. Alsdann werde er bestimmen, ob der öffentliche Gebrauch der verbesserten Agende dem, der sie verlange, unter gänzlicher Freiheit eines Lebens, sich noch der alten Agende zu bedienen, erlaubt werden könne. Nur auf diese Weise werde in dieser wichtigen Angelegenheit, wovon die Wiederbelebung der in neueren Zeiten so merklich in Abnahme gekommenen Religiosität abhängt, die so höchst wünschenswerthe Verbesserung ohne anstößige Auftritte bewirkt werden können.“

Hier haben wir ein merkwürdiges und unverdächtiges Zeugniß für eine wichtige historisch vorliegende Thatsache, daß unter Friedrich, wo keine Religionsedikte, keine Examinationschemas, überhaupt keinerlei Zwang, sondern die unbedingteste Duldbung, welche jemals stattgefunden, geherrscht hatte, nicht nur der Religiosität und Sittlichkeit im Lande kein Abbruch geschehen, sondern auch am Hofe ein ehrenhafter und pflichtliebender Sinn erhalten worden war; dagegen in dem Laufe von zehn Jahren trotz aller jener Maßregeln und vielleicht eben durch sie ein Geist der Frivolität von oben herab die höheren Stände durchdrang und sich sogar schon in niederen Schichten bemerklich machte. Wir wollen nicht behaupten, daß diesen Maßregeln allein die Schuld zuzuschreiben ist, unwiderleglich aber scheint sich zu ergeben, daß sie nicht die geeigneten Mittel zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit und wahren Religiosität sind.

Für das Volksschulwesen war, wie wir wissen, noch wenig gethan; es lag in dem Charakter der Rätbe des Königs, so wie in seinem eigenen, eine regere Fortbildung desselben zu veranlassen. Hören wir darüber die Kabinettsordre vom 3ten Juli 1798 an den Minister von Massow: „Man hat längst anerkannt, daß der Einfluß derjenigen Schulen, denen der Unterricht und die Erziehung des Menschen anvertraut wird, auf die Wohlfahrt des Staates von der höchsten Wichtigkeit ist; dennoch aber wird ausschließend auf die sogenannten Gelehrtenschulen die Sorgfalt verwandt, die man bei weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig gewesen ist, sowohl wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürftenden Unterthanen, als um dessentwillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen ist. Es ist also endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauerkinder zu sorgen. Der dabei zum Grunde liegende Zweck kann kein anderer sein, als der, sie zu künftigen gutgefinnten, gehorsamen und fleißigen Bürgern und Bauern zu bilden, wonach die Materie des Unterrichts sorgfältig zu bestimmen und für zweckmäßige faßliche Schulbücher, sodann für gute in den Seminarien zu bildende Lehrer zu sorgen ist. Dann muß der gegenwärtige Zustand der Schulen untersucht und die Art und Weise ihrer Norm ausgemittelt werden. Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß sehr viele der jetzt sogenannten Gelehrtenschulen, weil sie an sich überflüssig und zweckwidrig eingerichtet, zu bloßen Bürgerschulen umgewandelt werden müssen. Nächstdem muß man die bisherigen Fonds zu diesen Schulen ausmitteln, die künftig nothwendigen Kosten derselben berechnen, und wenn, wie wir vermuthen, die bisherigen Fonds dazu nicht ausreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufzusuchen; sie werden sich im Schulgelde, in fixirten Beiträgen der Kammeren, Gutsherrn u. s. w. finden lassen, und am Ende muß der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, so viel es nur immer die Umstände gestatten, zuzuschließen.“

Allein Mendlen, der hier auf eine so humane Weise des edlen Königs Ansichten verkündete, war doch trotz seiner Geschäfts-Routine nur ein wohlmeinender Theoretiker, und so blieb es denn auch fürs Erste mit dem Volksschulwesen, wie es bisher gewesen war.

Nicht anders ging es mit den Bestimmungen für eine bessere Regelung der höheren wissenschaftlichen Studien, wie wir aus dem Kabinettschreiben an die Akademie der Wissenschaften ersehen: „Es könne die Akademie nicht leugnen, heißt es hierin, daß das Ganze ihrer Arbeiten ihm nicht immer genug auf den allgemeinen Nutzen gerichtet zu sein scheine. Man habe sich zu sehr darauf eingeschränkt, abstrakte Gegenstände auseinanderzusetzen, die Metaphysik und spekulativen Theorien mit gelehrten Entdeckungen zu bereichern, und man habe nicht daran gedacht, die Forschung auf wahrhaft nützliche Gegenstände zu richten, auf die Vervollkommnung der Künste und Gewerbe — ein sehr wichtiges Verdienst, wodurch die Akademie zu Paris, ungeachtet ihrer zahlreichen



Verirrungen und ihrer fehlerhaften Organisation, sich ehemals ausgezeichnet hat. Er wünsche daher, daß die Akademie zu Berlin sich, so zu sagen, mehr humanisire, als bisher geschehen sei, daß sie weniger die spekulativen Untersuchungen begünstige, als die Bemühungen, zum Glück des gemeinen Lebens und zur Vervollkommnung Alles dessen, was sich auf seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten beziehe, durch beständige Anwendung auf die Dinge selbst beizutragen; daß sie die Rational-Industrie, die so oft aus Mangel der nöthigen Kenntnisse in neuen Gattungen vergebliche Versuche macht, wecke und sie mit den wichtigen Grundsätzen über die Gebiete, mit denen sie sich beschäftigt, ausrüste; daß sie die verschiedenen Systeme der sittlichen und wissenschaftlichen Erziehung von den unbestimmten und irrigen Grundsätzen reinige, welche der Mode und der Phantasie einiger überspannter Theologen ihre Geltung verdanken und das Verderben der künftigen Geschlechter bewirken werden; daß sie endlich ebensowohl die Vorurtheile und den Aberglauben des Volkes, als die zügellosen und zerstörenden Anstrengungen der falschen Philosophie unserer Tage bekämpfe.\*

In Bezug auf den Wunsch, daß die Wissenschaft auf die praktische Förderung des materiellen Wohles Einfluß ausüben möge, verwirklichte sich in jener Zeit durch Lachar's, des Direktors der physikalischen Klasse der Akademie gemachte und im Jahre 1800 veröffentlichte Erfindung des Runkelrübenzuckers, welche freilich weniger auf diese Anregung, als durch den Zufall damals hervortrat. Natürlich hielt die Regierung es für unerläßliche Pflicht, diese neue Erfindung zu unterstützen.

Weniger stand für den Fortschritt der spekulativen Philosophie zu erwarten, denn welche Richtung war in dem etwas allgemein gehaltenen Rescripte gemeint? Die Encyclopädisten, und wer von ihnen die ebleren, wie Helvetius, oder Holbach und seine Genossen? Oder vielleicht gar Kant und seine Schule? Es hielt nicht allzuschwer, den jungen König gegen Ergebnisse der idealen Bestrebungen unserer Philosophie, für welche ihm die Reizung fehlte, bedenklich zu stimmen; auch zeigte sich dies in den Preskriptionen, vor Allem für politische und publicistische Werke, und die Fiskale erhielten die Weisung, in Betreff der Verleger und Verkäufer unzensurirter Schriften die von den Gesetzen gebotene Strafe eintreten zu lassen.

Nicht minder, wie alle geistigen Ausschweifungen, waren dem Könige die auf dem Gebiete der Sitte und Schicklichkeit zuwider, was er durch strenge Verordnungen über Excesse der Studenten, welche durch Gefängniß und körperliche Züchtigung gebüßt werden sollten, so wie die Zweikämpfe ebenfalls nach dem Laute des Landrechtes unter Umständen mit dem Tode bedroht wurden, bewies. Es ist jedoch nicht bekannt, daß die gedachten Strafen wirklich zur Ausführung gekommen sind. Akademische, Ordens- und Landmannschafts-Verbindungen wurden nicht minder streng untersagt, und auch gegen die Freimaurervereine war man, ohne Zweifel wegen ihres vermeintlichen oder wirklichen

Antheils an den revolutionären Bewegungen der Zeit, so eingenommen, daß nach der Verordnung vom 30sten Oktober 1798 außer den drei Hauptlogen und den unter ihnen stehenden Tochterlogen jede andere verboten, und der Versuch zur Begründung neuer bei Zuchthaus- und Festungsstrafe untersagt wurde.

In dem Verwaltungswesen erwartete sich die neue Regierung vielen Beifall durch die am 25sten Dezember 1797 verkündete Aufhebung des Tabakmonopols, welches, wie wir wissen, in den letzten Monaten der vorigen Regierung wieder eingeführt war; nicht weniger durch die Wiedereinsetzung der Ober-Rechnungskammer in den ihr von König Friedrich Wilhelm I. bei ihrer Gründung ertheilten Rang und Rechte. Man freute sich hierbei über die höchsten Ortes waltende Gesinnung, daß strenge Ordnung und Sparsamkeit, gerade die Mittel, welchen der preussische Staat seine Macht und Größe hauptsächlich verdankte, wieder zum Hauptprincip in seiner Verwaltung erhoben werden sollten. Zum Chef dieser wichtigen Behörde, und ebenso zum General-Controllleur der Finanzen wurde der Minister Graf von Schulenburg-Kehnert ernannt, weil er, wie es in seiner Ernennung hieß, durch vieljährige Erfahrungen, gründliche Kenntnisse in allen Theilen der Staatsverwaltung, eisernen Fleiß und erprobte Rechtfchaffenheit Allerhöchst Dero und das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Letzteres mochte wahr sein, jedoch besaß der so Hochgestellte keinesweges die Talente und Kraft, um selbstständig die Kreise zu beherrschen, in welchen er vielleicht früher ein ganz zweckmäßiges Werkzeug gewesen war. Mancher Minister konnte unter Friedrich ein ganz brauchbarer Staatsdiener sein, allein unter jeder anderen Regierung nicht; denn sein überall schaffender Genius, mit einer Menge von Spezialkenntnissen ausgerüstet, bedurfte meistens nur Pünktlichkeit und reblichen Willen; doch wurden natürlich solche Beamten niemals selbstständige Gebieter in ihren Departements. Schulenburg hatte übrigens unter der vorigen Regierung, wo er in den Jahren 1792 und 1793 die auswärtigen Angelegenheiten leitete, eben nicht die glänzendste Probe von tiefer Einsicht in die Staatsgeschäfte gegeben, und wurde auch jetzt nur durch Leute, die von der vorigen Regierung ihren Einfluß herfschrieben, aus nothgedrungener Rücksicht beibehalten.

Zwar hatte der ehemalige Günstling Bischofswerder seinen Einfluß verloren und war in die frühere Dunkelheit zurückgetreten, Böllner und manche seiner anderen Schützlinge in Unnade; allein Haugwitz und Lombard schienen durch ihre Geschäfts-Routine und die genauere Bekanntschaft mit den politischen Zuständen Europas zu nöthig, als daß man sich auch ihrer entheben konnte. Ueberdies waren sie fügsame und gewandte Naturen und zu jeder Masse gern bereit.

Zu allen diesen höher oder tiefer stehenden Rätthen hatte Friedrich Wilhelm III. kein unbedingtes Vertrauen, schon eines eingewurzelten Argwohn wegen, weil er unter seinem Vater zu viel Beispiele von niedrigem Eigenmuth

bemerkt hatte; und dennoch fühlte sein Herz das Bedürfnis zum Anschluß an eine edle und uneigennützigte Natur. Der junge König fand auch wirklich einen Vertrauten von durchaus rechtlicher Gesinnung in dem Obersten von Rödertig, den er bald nachher zum General beförderte. Er mußte bei allen Beratungen gegenwärtig sein, ohne sich der Regel nach an denselben zu betheiligen; denn der König wollte nur Jemanden haben, mit dem er sich unbesangen und ohne alle Rücksicht über jedes Geschäft besprechen konnte. Eben so hatte Rödertig die Aufgabe, alle Gesellschaften zu besuchen, um seinen königlichen Freund über den Gang der öffentlichen Meinung in Kenntniß zu erhalten. Dieser hatte ihm durch eine an dem Abend seines ersten Regierungstages eigenhändig ausgefertigte Zuschrift den ausdrücklichen Auftrag dazu gegeben, der Freund sollte — der erste Vertreter der Nation, das zweite Gewissen des Königs sein, sich streng gegen ihn erweisen, und im Falle seine Ermahnungen übel genommen würden, diese Strenge verdoppeln.

Wer fühlt sich nicht gerührt durch die edle Gewissenhaftigkeit des jungen Fürsten, der trotz des Bewußtseins vom besten Willen sich außerdem noch die Nothwendigkeit, seine Pflicht zu erfüllen, auferlegen wollte. Jedoch einer Aufgabe, wie die, welche sich der König dachte, war schwerlich irgend ein Mann damaliger Zeit am preussischen Hofe gewachsen, am allerwenigsten Rödertig, der nur das negative Verdienst besaß, seine Unfähigkeit, die Bedeutung großer Fragen zu fassen, bescheiden einzugestehen.

Der erwähnte Schritt des Königs jedoch zeigt, wie das bisher in Preußen herrschende und durch Friedrich den Großen zur Vollendung ausgebildete System der persönlichen Kabinettsregierung, im Falle nicht ein Friedrich auf dem Throne saß, eine Unmöglichkeit geworden war. Durch die Beibehaltung der Form ohne das Wesen kam es zu dem seltsamen Widerspruch, daß nicht nur durch außer allem Geschäftsgange waltenden Einfluß, was nie beseitigt werden kann, sondern auf amtlichem Wege untergeordnete Diener die höchsten Würdenträger und die ihnen untergebenen Departements, und zwar ohne irgend eine dafür haftende Verantwortlichkeit beherrschten. Welche Mißbräuche hieraus entstehen mußten, ist leicht zu begreifen.

Wir wissen schon, daß im Kabinet des Königs, Mencken, ein vollkommener Ehrenmann, waltete. Im Jahre 1800 schied er Kränklichkeit halber aus dem Dienst, und hatte den bisherigen Kammergerichtsrath Deyme, einen tüchtigen Juristen, zum Nachfolger. Er betrat Anfangs denselben Weg, wie Mencken; auch durch seine Hand ward ein ähnliches, doch noch geschärftes Circular, wie das vom 23ten November 1797 an sämtliche Beamten der preussischen Behörden erlassen, welches aber, wie dies in der Natur der Sache lag, eben so wenig als das erste fruchtete. Einzelne Versuche, namentlich von Beamten in untergeordneten Stellungen gegen die Nachlässigkeit und Willkür der oberen wurden gemacht, ohne jedoch das gewünschte Ziel zu erreichen.

Richten wir jetzt unseren Blick auf die politischen Verhältnisse Europas, welche schon seit den letzten Zeiten der vorigen Regierung eine äußerst bedeutliche Wendung genommen hatten. Seit dem Baseler Frieden galt es als die Aufgabe des preussischen Kabinettes, eine strenge und gewissenhafte Neutralität in dem Kriege zwischen dem revolutionären Frankreich und seinen Gegnern zu behaupten, und zu gleicher Zeit durch den, der Demarkationslinie entsprechenden Schutz für Norddeutschland hier eine überwiegende Stellung einzunehmen. Hierzu hatten alle einsichtsvollen preussischen Staatsmänner gerathen, auch die eigennützigeren, wie Bischofswerder und seine Schützlinge; der König Friedrich Wilhelm II. selbst war für diese strenge Friedenspolitik gewonnen.

Es läßt sich denken, daß eine solche Richtung, welche mit dem Blute und den Schätzen des Volkes geizte, den friedlichen Beschäftigungen eine Gelegenheit reger Entwicklung bot, dem bescheidenen und einfachen Sinne des jungen Königs weit mehr noch als seinem Vater, der keinesweges ohne persönlichen Ehrgeiz war, zusagte. So blieb denn auch Alles in der bisherigen Ordnung; Haugwitz und Lombard, Anhänger des Systemes eines Friedens um jeden Preis, und außerdem zu diesem Zweck einer möglichst nahen Verbindung mit Frankreich, waren die Stimmgeber in dieser Richtung. Dessenungeachtet war dies Verhältniß schon nicht mehr ganz ungetrübt, denn der junge Held, welcher seit dem Sommer 1796 dem Kriegsglück der französischen Republik eine so entschieden glückliche Wendung für Italien gegeben hatte, war nicht so geneigt zu einem aufrichtigen Zusammengehen mit Preußen und zu günstigen Bestimmungen für dasselbe in Deutschland. Wahrscheinlich lehrte dem jungen Eroberer sein scharfer politischer Instinkt, daß Deutschlands festerer Halt Preußen, und es deshalb für Frankreich, wenn es seinen Einfluß dort überwiegend machen wolle, nicht zweckmäßig sei, den Einfluß dieser Macht daselbst zu erhöhen. Deshalb unstreitig waren in Leoben und Campo-Formio geheime Artikel zwischen Bonaparte und dem Grafen Cobenzl abgeschlossen worden, denen gemäß Oestreich zwar reiche Entschädigungen für das, was es an Frankreich und seine Bundesgenossen abtrat, erhielt, Preußen aber um alle seine durch den Frieden von Basel begründeten Hoffnungen auf eine Entschädigung für seine überhelmschen Besitzungen betrogen werden sollte. Es fehlte auch nicht an Nachrichten darüber im preussischen Kabinet; nur großte man Oestreich darüber mehr, als der französischen Regierung.

Zu letzterem glaubte man sich um so eher berechtigt, da fortwährend auch im Direktorium selbst die Tradition der früheren Politik Frankreichs, und demnach die eines Verständnisses mit Preußen gegen das Haus Habsburg Geltung fand. Wenn Preußen, wie allerdings nicht zu leugnen ist, durch den Frieden von Basel sich von dem Reichskriege zurückgezogen, das jenseitige Ufer preisgegeben hatte: so that es doch nicht mehr, als was die Nothwendigkeit trotz dieser Convention erzwungen hätte. Das östreichische Kabinet ging weiter. Die wichtige Reichsfestung Mainz war noch von Reichs-, so wie östreichischen

Truppen besetzt. In Folge der geheimen Verträge verließen die Oesterreicher in der Nacht vom 9ten bis 10ten Dezember 1798 den Platz, um die Uebergabe an das französische Belagerungsheer zu erleichtern. Am 28sten kapitulirten die Reichstruppen. Für seine Opfer hatte Oestreich, wenn auch nicht dem Umfang, doch der Lage und politischen Bedeutung nach, durch Venedig reichliche Entschädigung; Preußen sollte leer ausgehen, damit seine materielle Macht und sein Ansehen in Europa verringert würde: „Il faut humilier la Prusse et après la démolir.“ Dieser Grundsatz galt in Wien; doch freilich nicht von hier aus, sondern von einer andern Seite her, sollte er auf eine verderbliche Weise verwirklicht werden.

Um diese Zeit hatte der Congreß von Rastadt, wo alle Streit- und Entscheidungsfragen geschlichtet werden sollten, schon begonnen. Man hat die französische Regierung und ihre Gesandten des Uebermuthes und der Ränkesucht beschuldigt, und hat darin nicht Unrecht; doch wurden sie hierin noch von dem Kanzler Thugut und dem Grafen Lehrbach, seinem Bevollmächtigten beim Congresse, überboten. Daher blieb der preussischen Gesandtschaft, sie bestand aus dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jacoby, nichts Anderes übrig, als Gegenminen zu graben, und durch Frankreich den ehrgeizigen Plänen Oestreichs in Deutschland entgegenzutreten. Tauchte doch wieder die Lust nach Baiern von Neuem auf, und selbst Friedrich hatte es nicht vermeiden können, Frankreich und Rußland in der Baierschen Erbschaftsache als Gewährleister für deutsche Zustände herbeizuziehen. Zu diesem Zwecke wäre freilich eine enge Verbindung zwischen Preußen und Frankreich das wirksamste Mittel gewesen; allein davor schreckte der junge König zurück.

Es gab seit dem Baseler Frieden in Berlin einen französischen Gesandten, und Gaillard, der diesen Posten bekleidete, hatte die allgemeine Achtung erworben. An seine Stelle trat um diese Zeit eine der größten Notabilitäten der Revolution, Abbé Sieyès, kenntnißreich und schlau; allein wie konnte dieser „Königsmörder,“ und wenn auch nur passiver Förderer des eben so schmutzigen als blutbefleckten Schreckenssystems dem durch und durch rechtlichen und edel denkenden Friedrich Wilhelm III. näher treten! Man hielt sich von ihm fern; er seinerseits rächte sich in den vertraulichen Berichten durch seine Sarkasmen, wodurch natürlich jede Annäherung erschwert wurde. Um so leichter fand eine Verständigung mit Rußland statt, dessen Herrscher der frühern Neigung für das preussische Königshaus gern folgte, und an England, weil Hardenberg, der Unterhändler von Basel, der damals schon mit den englischen Staatsmännern in Verbindung stand, obschon noch nicht beim auswärtigen Amte theilhaftig, nach dem in Preußen herrschenden Cabinetsregimente nicht ganz ohne Einfluß blieb. Die liebenswürdige und edel denkende Königin neigte sich nach jener Seite hin, und wenn sie auch nicht ehrgeizig nach Ueberwiegen dem Einfluß strebte, so blieben ihre Ansichten bei dem innigen Verkehr der erhabenen Gatten nicht ohne Rückwirkung auf den Gang der Geschäfte.

Die Gewaltthaten des Direktoriums überstiegen damals alles Maß. Noch im Laufe des Jahres 1798 wurde der Papst seiner weltlichen Herrschaft beraubt und eine römische Republik geschaffen; der Großherzog von Toskana sah seine Herrschergewalt vernichtet, Neapel wandelte sich Anfangs 1799 in eine parthenopäische Republik, die Neutralität der Schweiz war eine politische Fiktion — wie konnte Preußen Hand in Hand mit einer Macht gehen, welche alle Staaten Europas zu republikanisiren und dann unter seine Botmäßigkeit zu stellen suchte! Man muß gestehen, der König von Preußen befand sich in einer schlimmen Lage, denn er hatte von den ehemaligen Bundesgenossen und Feinden gleich viel zu besorgen.

Gerade in dieser Zeit starb Kurfürst Karl Theodor am 12ten Februar 1799 an einem Schlaganfall; vier Tage darauf wurde der bisherige Herzog Maximilian Joseph als Kurfürst von Pfalzbaieren in München ausgerufen, nicht ohne lebhafteste diplomatische Mitwirkung des Berliner Kabinetts, welches dieses Vermächtniß Friedrich's des Großen unmöglich aufgeben durfte. Wenige Wochen nachher, am 25ten März, erklärten die französischen Gesandten die Unterhandlungen für abgebrochen, und der Krieg begann von Neuem.

Am 28ten März fand ein Ereigniß statt, welches in der ganzen politischen Welt die größte Aufregung hervorbrachte und zu den heftigsten Beschuldigungen von beiden Seiten Veranlassung gab. Es wurden nämlich die französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Jean de Bry bei ihrer Abreise nach Straßburg in der Nacht von Leuten in Czeller Husarenmontur überfallen und auf die Weigerung, ihre Papiere herzugeben, niedergehauen. Die beiden Ersteren blieben todt auf dem Platze, Letzterer entkam durch einen glüklichen Zufall. Natürlich leugneten die östreichischen Staatsmänner jede Theilnahme an diesem Verbrechen, und warfen sogar den Verdacht auf die französische Regierung selbst zurück; doch da man weiß, daß neben den offiziellen Unterhandlungen zwischen Oestreich und Frankreich noch geheime, welche Oestreichs Gesinnung gegen die Bundesgenossen, so wie das deutsche Reich verheimlichen konnten, gepflogen worden waren: so ist wenigstens gewiß, daß die östreichischen Unterhändler das größte Interesse hatten, sich der Dokumente, welche gegen sie zeugen konnten, zu bemächtigen, damit nicht etwa das preussische Kabinet noch weit wichtigere Aktenstücke veröffentlichen konnte, als seinerseits das östreichische, als man ihm von Paris aus treulofer Weise die geheimen Artikel des Baseler Vertrages mitgetheilt hatte.

Gegen Frankreich glaubte das Wiener Kabinet keiner weiteren Schonung zu bedürfen, da russische Hülfstruppen unter dem gefürchteten Suwarow in Anmarsch waren, und der Kaiser Paul, der mit seiner staatsklugen Mutter nur den unverstiegbaren Haß gegen die Revolution gemein hatte, für eine aufsichtige und nachdrückliche Theilnahme des großen Militärstaates an dem Kriege sorgte. Ueberdies war General Bonaparte, dessen überlegenes, von diplomatischer Schlaubheit so äußerst glükliches Kriegstalent dem Kriege seit dem Sommer

1796 für Frankreich das entschiedenste Uebergewicht gegeben hatte, tief in Aegypten, und allem menschlichen Anscheine nach für immer von Europa abgeschnitten; was konnte also vortheilhafter sein, als ein schneller Bruch, da man ohnehin den Frieden von Campo-Formio nur um neue Kräfte zum Widerstande zu sammeln, geschlossen hatte. Auch rechnete man wesentlich auf die Mißstimmung, welche in Frankreich, vor Allem aber im Heere gegen die „Revolutionenregierung“ des Direktoriums herrschte. Man kannte den moralischen Unwerth der Direktoren, ihren schändlichen Eigennuz und ihre Unfähigkeit, vernünftige politische Pläne zu fördern.

Man hatte in Wien nicht nur schlau gerechnet, sondern wurde diesmal auch vom Glück wesentlich begünstigt. Schon hatte der Erzherzog Karl, der abweichend von der alten Schule, den Krieg im großartigen Style durch Concentration der Streitkräfte nach Art der Revolutionsgenerale, und zwar mit Geschick betrieb, in Deutschland glänzende Lorbeeren davongetragen. Wie im Jahre 1796, war ihm auch Anfangs 1799 der General Jourdan bei Stockach und Osterach gewichen; auch in der Schweiz waren seine Waffen siegreich. Nicht minder Suwarow in Italien. Es ist hier nicht der Platz, die glänzenden Kriegsthaten der beiden großen Feldherren zu beschreiben, es genüge, die Ergebnisse anzuführen. Nicht nur schwanden die ephemerischen Schöpfungen der parthenopäischen und römischen Republik in einem Augenblick dahin, sondern auch die cisalpinische und ligurische, die Stützen der französischen Macht in Italien, sanken vor dem siegreichen Schwerte der Verbündeten; Piemont, dessen Incorporirung in Frankreich schon gewiß erschien, ging der Meinung nach unwiederbringlich verloren; Mantua und Turin waren in den Händen der Feinde, Genua umringt, und Nizza, der Eingang in das französische Gebiet, selbst auf das Gefährlichste bedroht. Die französischen Armeen durch so viele Unfälle entmuthigt, und wegen der grenzenlosen Betrügereien der Commissäre und Verpflegungsbeamten, welche das nur für sich bedachte und durch persönliche Intriguen beschäftigte Direktorium nicht zügeln konnte, ohne die nöthigen Mittel, im Felde nachdrücklich zu handeln, schienen kaum noch geeignet, die alten französischen Grenzen zu vertheidigen.

Unter diesen Umständen ergingen von den Verbündeten Aufforderungen an den Berliner Hof, der Allianz gegen Frankreich beizutreten, um auch die batavische Republik, wo man mit dem, nur Beförderung des Handels und Colonialwehrens bringenden Anschlusse an Frankreich keinesweges zufrieden war, zu vernichten. Lord Grenville, seit dem Februar 1799 zu Berlin, vereinigte seine Anstrengungen mit denen des Grafen Panin, welcher an der Stelle des Fürsten Repnin den Gesandtschaftsposten hier bekleidete, unter Mitwirkung des österreichischen Gesandten, um den König in den großen europäischen Bund zu ziehen. Kaiser Paul ließ sich sogar zu hochmüthigen Drohungen hinreißen.

Zum Schutz der durch den Baseler Frieden festgesetzten Demarkationslinien standen 36,000 Mann Preußen, Hessen, Hannoveraner und Sachsen seit dem

Jahre 1796 unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig. Leicht war dieses Heer auf 60,000 Mann zu bringen, und dadurch die Eroberung Hollands gesichert. Dahin sprach sich auch der Herzog auf die Anfrage des Königs aus, stellte aber seiner Gewohnheit gemäß die Entscheidung der höchsten Weisheit anheim. Friedrich Wilhelm III., von außen und einer bedeutenden Partei am Hofe gedrängt, konnte sich aber zu dem Schritte nicht entschließen, und zwar seinem ehrenhaften Charakter gemäß, von dem Gefühle beherrscht, es sei „Unrecht, den Frieden zu brechen, weil Frankreich jetzt von allen Seiten bedroht und unglücklich wäre.“

Es fehlten aber auch politische Gründe nicht, welche die Festhaltung einer kräftigen Neutralität rathen konnten. Wurde Frankreich damals durch einen späten und meist erzwungenen Anschluß Preußens überwältigt, gerieth es dann nicht in eine ähnliche Lage, wie zur Zeit der Vernichtung Polens? War es dann noch im Stande, eine feste Stellung für sich mitten unter den triumphirenden Großmächten zu behaupten? War es klug, die einzige Macht, deren übermäßige Ausdehnung damals nach menschlicher Berechnung gar nicht mehr zu befürchten stand, zu zerbrechen, auf welche das Haus Hohenzollern gegen das nordische Uebergewicht und den unablässig auf die Beschränkung des preussischen Einflusses in Deutschland hinarbeitenden Nebenbuhler sich stützen konnte? Ein solcher Schritt war bedenklich, und man darf sich nicht wundern, daß Friedrich Wilhelm III. ihn nicht that.

Andererseits kann man es dem Wiener Hofe nicht verdenken, daß er in eine möglichst wirksame Ausbeutung der günstigen Verhältnisse für seine Herrschaft in Deutschland dachte. Am 16ten September erklärte ein Reichsputachten in Regensburg, daß durch die von Frankreich während und nach den Raftader Friedensverhandlungen verübten Feindseligkeiten der vorige Reichskriegsstand wieder eingetreten, und mit diesem die gesetzliche Verbindlichkeit aller ruhenden Reichsschlüsse wieder aufgelebt sei, weshalb die Reichskriegsbewaffnung wieder auf das Fünffache zu erhöhen und in solchen Stand zu setzen sei, damit durch kräftige Mitwirkung derselben die feindlichen Angriffe abgewendet und ein stiller, anständiger und dauerhafter Friede erkämpft werden möge. Zu diesem Zwecke waren hundert Römmermonate bewilligt worden. Hierzu versagte jedoch die Minorität, aus Preußen, Kursachsen, Braunschweig, den hessischen Häusern, und selbst Hannover bestehend, nicht nur die Mitwirkung, sondern selbst das Demarkationsheer blieb unthätig, als eine französische Truppenabtheilung die Rheingegenden durchzog. Für Preußen natürlich war dies eine Consequenz einer neutralen Politik.

Unterdessen hatten Engländer und Russen die Ausführung der Rolle versucht, welche dem preussischen Hofe zugedacht war. Ein anglo-russisches Heer unter dem Herzog von York landete in Nordholland, trieb ohne Mühe die schwache batavische Armee unter Mitwirkung der oranischen Partei zurück, entsprach aber dessenungeachtet wegen der Uneinigkeit im Hauptquartier und der



Unfähigkeit des Obercommandos so wenig den freudigen Hoffnungen des Kaisers Paul und des Ministers Pitt, daß nach einer Reihe nutzloser Gefechte vom 19ten September bis zum 8ten Oktober die Occupationsarmee unter großem Verluste an Todten und Gefangenen sich wieder einschiffen mußte. Nur England fand hierbei einigermaßen seinen Vortheil, da dreizehn Linienfahrtschiffe und viele andere Kriegsfahrzeuge gleich Anfangs zu ihnen übergegangen waren.

Auch in der Schweiz stellten sich die Kriegereignisse für Frankreich wieder etwas günstiger. Hier stand Massena, freilich in Italien wegen seiner Habgucht und Ungerechtigkeit übel berüchtigt, aber unstreitig einer der talentvollsten französischen Generale; ihm gegenüber der russische Feldherr Korsakoff, während Suwarow, ungeachtet die Oestreicher ihn eben nicht auf das Kräftigste unterstützten, siegreich in Oberitalien waltete. Korsakoff, ohne seines Geistes geniale Kraft, aber noch weit stolzer, beleidigte durch seinen herabwürdigenden Hochmuth die Bundesgenossen bei jeder Gelegenheit, selbst in der Correspondenz mit dem so hoch als Feldherr über ihm stehenden Erzherzog Carl. Anstatt auf den Rath des mit Terrain und Gegner genau bekannten Kriegsmannes einzugehen, überließ er sich unbesonnen seinem eigenen Urtheil. Die Niederlage bei Zürich am 25ten September, und der dadurch erzwungene Rückzug Suwarow's über den Gotthard aus Italien waren die Folgen davon. Kaiser Paul aber war über die jetzt wieder ganz unerwartete schlimme Wendung des Krieges in Italien in hohem Grade ungehalten; auch Suwarow, bis zum letzten Augenblicke unbeflegt, erhielt den Befehl zur Rückkehr; Rußland schied, hauptsächlich wenigstens, aus den Reihen der Feinde Frankreichs.

Nichtsdestoweniger blieb Oestreichs Stellung, durch die mächtigen Flotten Britanniens unterstützt, in Italien siegreich; um die Herrschaft der Republik in diesem Theile Europas schien es geschehen, als unerwartet im Oktober 1799 der ferngegläubte General Bonaparte in Frejus landete, und bald darauf durch die Revolution vom 18ten Brümair (9ten November) die höchste Macht an sich brachte. Zum ersten Consul auf zehn Jahre gewählt, lag die Regierung in seinen Händen. Mit Freuden hatte das Land den Sturz des unfähigen Direktoriums, die Erhebung eines kraftvollen Herrschers, von dem es Ruhe in Innern und einen ehrenvollen Frieden mit dem Auslande (man dachte an Campo-Formio) erwarten konnte, aufgenommen, und hatte sich auch für die erste Zeit nicht getäuscht. Es lag Bonaparte daran, der französischen Nation als ein Schützer ihrer heiligsten Interessen, den europäischen Mächten als Feind und doch zugleich auch gemäßigt zu erscheinen. Laut verkündete er durch Beschafter und öffentliche Organe, daß er nur einen ehrenvollen Frieden wünsche; schrieb sogar eigenhändig deshalb an den König von England, wohl wissend, daß ein solcher Schritt keine ernsthaften Folgen auf den Gang der Angelegenheiten haben könnte, nur um die Gehässigkeit eines europäischen Krieges auf seine Gegner, vor allen auf Pitt und die herrschende Partei in England zu werfen. Unermüdet hatte er unterdessen an der Ergänzung seiner Streitmacht

für Deutschland und Italien gearbeitet. Während man in England über die Reservearmee bei Lyon, deren Dasein bezweifelt wurde, spottete, gingen mehr als 100,000 Mann unter Moreau über den Rhein, und er selbst eilig und doch auf das Sorgfältigste gerüstet über den großen Bernhard nach Italien, unerwartet und deshalb um so verderblicher für die Feinde.

Die Oestreicher hatten ganz Italien in ihren Händen, denn auch Genua war nach äußerst tapferem Widerstande durch Capitulation gefallen, Melas marschirte mit seinem bisher siegreichen Heere dem ersten Consul entgegen. Er glaubte schon bei Marengo am 14ten Juni den Sieg errungen zu haben, da entriß ihm die Ankunft der vor der Schlacht betaschirten Abtheilungen des französischen Heeres unter Desaix den Sieg; Melas capitulirte, und Italien war verloren.

Vielleicht hätte Oestreich schon damals die Hand zum Frieden geboten, wenn nicht durch Subsidienverträge eine Verpflichtung gegen England entgegengetreten wäre; daher führte der nach der Schlacht von Marengo geschlossene Waffenstillstand nicht unmittelbar zum Frieden. Noch einmal kam es zum ernstern Kesselfange, diesmal in Deutschland. Die französische Hauptarmee unter Moreau drang gegen das Donauthal vor und errang am 3ten Dezember 1800 über die Oestreicher, welche auffallend genug, statt von dem kriegskundigen Erzherzog Karl, von seinem unerfahrenen jüngeren Bruder Johann befehligt wurden, einen vollständigen Sieg. Am 9ten Februar 1801 erfolgte der Friedensschluß von Luneville.

Im Wesentlichen stimmten die Artikel dieses Vertrages, für Oestreich wenigstens, mit dem Frieden von Campo-Formio überein; es blieb ihm für die Niederlande und die Lombardei das venetianische Gebiet bis zur Etsch. Dagegen büßte der Großherzog von Toskana seine schwankende Gesinnung mit dem Verluste seines Landes, welches bald zu Gunsten der spanischen Königsfamilie in ein Königthum Petrurien verwandelt wurde; erhielt jedoch nebst dem Herzoge von Modena Anwartschaft auf eine Entschädigung in Deutschland, welches freilich schon für alle jenseit des Rheins erlittenen Verluste Ersatz leisten sollte, wie es sich immer deutlicher herausstellte, auf Kosten der geistlichen Stände vermittelt der Secularisation. Trotz dem, daß dieses Mittel in Aussicht stand, und eine vollständige Aenderung in der Reichsverfassung ankündigte, kam doch das Reichsgutachten zur Annahme des Reichsfriedens schnell genug, nämlich in einer Sitzung zu Stande, am 6ten März 1801, wobei man dem Kaiser, freilich ohne allen Erfolg, die Erhaltung der Reichsverfassung an's Herz legte.

Die größeren weltlichen Stände, da sie zu gewinnen hofften, waren ganz damit einverstanden. Es eröffnete sich hierdurch eine traurige Aussicht für die nationale Unabhängigkeit des deutschen Volkes; denn die Nachbarn suchten in und außer dem Reiche Schützer und Gönner für ihre Zwecke auf Kosten

des allgemeinen Wohles. Frankreich vor Allen gewann hierdurch einen überwiegenden Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten.

Schon vor dem Frieden von Luneville hatten sich die politischen Verhältnisse Europas sehr günstig für Frankreich, oder vielmehr seinen jungen Beherrscher umgestaltet. Voll Bewunderung für seine großen militärischen Talente, und durch die schlaue angenommene Mäßigung getäuscht, hatte der Kaiser den ehemaligen Haß gegen die „nun gebändigte Revolution“ auf Oesterreich, und als dieses Friedensschritte that, auf England gelenkt. Er stimmt ganz mit dem ersten Consul überein, wenn dieser die Engländer das eigensüchtigste und tyrannischste Volk nannte, welches den Weltfrieden ihrer Raubsucht zum Opfer brachte. Seine Wuth ward durch die von ihnen streng genau geübte Seepolizei gegen alle Schiffe, welche in Handelsverbindungen mit Frankreich und den mit demselben verkehrenden Staaten sich befanden, bis zum äußersten Grad erhöht, und es gelang daher dem ersten Consul leicht, die bewaffnete Neutralität von 1780 wieder in's Leben zu rufen. Durch glänzende Versprechen einerseits, und wo dies nicht half, mit Drohungen wurde Schweden, Dänemark und auch Preußen, welches keine Kriegs-, aber wohl eine Handelsflotte besaß, zum Beitritt veranlaßt, „kein Handelsschiff, von Kriegsschiffen der Neutralen begleitet, sollte von Schiffen der kriegführenden Nationen durchsucht werden dürfen, sondern auf die bloße Erklärung des den Commando führenden Offiziers, daß es keine Contrebande führe, seine Fahrt ungehindert fortsetzen.“ Zuvorkommend willigte Bonaparte ein; doch die Engländer blieben durch die Anerkennung dieses Grundsatzes ihre bisherige Seeherrschaft verloren und viele der wichtigsten Eroberungen eingebüßt, daher verwarfen sie die Bestimmungen. Bald füllten sich die brittischen Häfen mit schwedischen, dänischen und russischen Schiffen; die preussischen dagegen blieben verschont.

Nun kannte der Zorn Paul I. keine Grenzen. Sofort wurde an das Berliner Cabinet eine Note erlassen, das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen wofern nicht russische Truppen diese Pflicht übernehmen sollten. Friedrich Wilhelm III. sah sich in der peinlichsten Verlegenheit; denn es schien, als ob die bisher so unverbrüchlich beobachtete selbstständige Neutralität jetzt nicht mehr zu halten sei.

Außer den gebieterischen Forderungen des Petersburger Hofes war auch Bonaparte hier nicht unthätig. Sein Generaladjutant Duroc, ein Mann, in militärische Grabsheit mit ehrerbietiger Haltung gegen souveräne Häupter verband, hatte in Berlin bedeutenden persönlichen Einfluß gewonnen; er wußte durch beschwichtigende Worte den Argwohn der preussischen Minister zu beseitigen, welchen bei den Friedensverhandlungen von Luneville die hochmüthige Weigerung Bonaparte's, die Verwerfung der Garantie Preußens für das links Rheinufer, als etwas, dessen man nicht bedürfte, so wie die Weigerung, Verhandlungen über die preussische Entschädigung zu eröffnen, in Berlin ausgeht hatte. Planmäßig verfolgte der arglistige Politiker das oben erwähnte System

zur Vernichtung Preußens, abwechselnd drohend und schmeichelnd, um es nie ganz zum Bruch, noch weniger zum Handeln kommen zu lassen, eine Politik, ganz berechnet auf die Abneigung des Königs gegen alle heftigen Maßregeln, und auf den Leichtsin, so wie die Unfähigkeit zu großen politischen Plänen der damals tonangebenden Staatsmänner. Haugwitz und Lombard wiegten den König mit süßen Hoffnungen ein.

Während so auf verschiedene Weise Rußland und Frankreich drängten, erscholl die Nachricht in Berlin, der Triton, ein preussisches Schiff, sei von den Engländern aufgebracht und nach Cuxhaven geführt. Dies gab den Ausschlag. Preussische Truppen rückten in die Hafenstadt ein und blieben dort, obschon das erwähnte Schiff freigegeben wurde. Der englische Gesandte, Lord Craysford, nahm hieraus Veranlassung zur Anfrage: „ob die nordischen Mächte wirklich eine Conföderation geschlossen hätten, und ob Preußen, wie das Gerücht melde, derselben beigetreten sei.“ Die Antwort hierauf lautete: „Da der König mit ruhigen Augen die Verbindungen angesehen habe, die damals England ohne sein Wissen geschlossen, so habe er das Recht, ein gleiches Vertrauen zu fordern, und wenn der König von Großbritannien sich für berufen erachte, die Rechte und die Interessen seines Reiches aufrecht zu erhalten, so sei Seine Majestät es Ihren Völkern nicht weniger schuldig, über alle Mittel zur Vertheidigung ihrer Rechte zu wachen.“ Da sich der Lord mit dieser Auskunft nicht begnügte, so erklärte endlich Haugwitz: „Die von der dänischen Regierung getroffenen Maßregeln bezweckten nur Vertheidigung gegen eine angemessene Oberherrschaft Englands über die Meere, für welche dasselbe einen mit den wahren Grundsätzen des Völkerrechtes schwer zu vereinbarenden See-Codex formirt habe, und dessen Inhalt als ein von allen Gerichtshöfen Europas anerkanntes Recht geltend machen wolle. Die Souveräne hätten aber England niemals das Recht zugestanden, ihre Unterthanen seinen Gesetzen zu unterwerfen, und nachdem die kräftigsten Reklamationen und Protestationen der Neutralen nichts geholfen, hätten sie den Vorsatz gefaßt, ein Mittel gegen den Mißbrauch der Gewalt zu finden, und zu dem Ende eine Uebereinkunft mit einander zu treffen. Der König trüge kein Bedenken, Seiner brittischen Majestät zu erklären, daß er hierin seine eigenen Grundsätze wiedergefunden habe, und deshalb der am 16ten Dezember zwischen den Höfen von Rußland, Dänemark und Schweden geschlossenen Convention beigetreten sei. Der König befinde sich also in der Zahl der contrahirenden Theile, und in dieser Eigenschaft sei er verpflichtet, nicht nur einen direkten Antheil an allen Begebenheiten zu nehmen, welche die Sachen der Neutralen angehen, sondern auch die Convention durch solche Maßregeln zu erhalten, welche der Drang der Umstände erfordern möchte.“

Sechs Wochen darauf, am 30sten März, übergab der Graf Schulenburg-Rehner dem kurfürstlich hannoverschen Staatsministerium eine Declaration des preussischen Hofes, in Folge deren sämmtliche Staaten des Königs von Großbritannien durch preussische Truppen besetzt werden sollten. Wahrscheinlich

geschah dies im Einverständniß des englischen Cabinettes, um das Einrücken französischer oder russischer Truppen zu vermeiden. Auch in Bremen, Oldenburg und Delmenhorst erschienen preussische, in Hamburg und Lübeck dänische Truppen. Während die Dänen in dem mörderischen Kampfe von Kopenhagen am 2ten April die ganze Rache der Engländer auszuhalten hatten, blieben die preussischen Küsten verschont.

Durch das schauerliche Ereigniß, welches am 24ten März in dem Winterpalaste zu Petersburg stattgefunden hatte, wurde der nordischen bewaffneten Neutralität die Spitze abgebrochen, denn der junge Kaiser von Rußland trat von jeder weiteren Mitwirkung zurück. Daher verließen auch die preussischen Truppen die Mündungen der Weser und Elbe, und vergebens suchte Bonaparte den König von Preußen durch das Anerbieten, ihm Hannover zu garantiren, unwiderrüßlich an seine Politik zu ketten. Als im Oktober 1801 die Präliminarien eines Friedens zwischen Frankreich und England abgeschlossen waren, wurde den preussischen Truppen der Befehl zur Räumung Hannovers gegeben und unverzüglich darauf vollzogen.

Der bis jetzt zehn Jahre wüthende, Europa verheerende Krieg hatte für den Augenblick wenigstens aufgehört; die Spannung, so wie die politischen Intriguen währten aber ununterbrochen fort. Nach dem Laute des Luneviller Friedens konnte die in demselben bedungene Entschädigung der in ihrem Besitze verlegten Fürsten auf dem rechten Rheinufer ohne Einmischung der französischen Regierungen bewerkstelligt werden, und deshalb war der Kaiser auch durch ein Reichsgutachten vom 30ten April 1801 zur schleunigen Beseitigung dieser Arbeit aufgefordert worden; allein nach dreimonatlicher Zögerung wies er dies mit Hindeutung auf die französische Regierung zurück; und da einen Monat später, am 27ten Juli 1801, der Erzherzog Maximilian, bisheriger Kurfürst von Köln, starb, und die Capitel von Köln und Münster die Wahl auf des Verstorbenen jüngeren Bruder, Erzherzog Anton, lenkten, Brandenburg aber durch seinen Kreisgesandten eine förmliche Protestation dagegen einlegte, so wurde die Ausgleichung immer schwieriger, und auch das preussische Cabinet suchte sich durch Annäherung an die auswärtigen Mächte zur Stärkung anzuschließen. Am 11ten Oktober, drei Tage nach dem Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und Rußland, kam eine Uebereinkunft Preußens mit diesen beiden Mächten in Bezug auf die Entschädigungssache zu Stande.

Kurz zuvor, am 2ten Oktober, war in Folge eines Reichsgutachtens eine mit Vollmacht versehene Reichsdeputation von acht Mitgliedern, nämlich Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Baiern, der Hoch- und Deutschmeister, Würtemberg und Hessen-Cassel mit der Vollendung des Friedensgeschäftes beauftragt worden, und auch von dem Kaiser genehmigt, doch mit dem Zusatze, „daß er sich die ihm und seinen Bevollmächtigten bei einer Reichsdeputation dieser Art nach den Gesetzen, dem Herkommen, der Analogie und dem Völkerechte

zustehenden Prerogative und Befugnisse auch hinsichtlich der weiter erforderlichen Anordnungen die Mittheilung seiner Entschlüsse vorbehalten.“

Um so mehr suchten alle bethelligten Fürsten den Beschluß über die Entschädigungssache weniger nach Regensburg, als nach Paris zu verlegen, wo der schlaue und zu jeder Hinterlist bereite Minister Talleyrand ganz im Sinne seines Gebieters, welcher nur darnach trachtete, die Fäden der europäischen Politik in seine Hände zu spielen, betrieb.

Um sich wenigstens einigermaßen gegen diesen Einfluß zu stärken und den daraus entspringenden Gefahren vereinten Widerstand entgegenstellen zu können, beschloßen die Monarchen von Preußen und Rußland sich während des Monats Juni in Memel mit einander über die wichtige Sache zu besprechen; denn Alexander hatte außer dem allgemeinen politischen Interesse auch noch Rücksichten für das verwandte Haus Württemberg zu beobachten. Mit großer Schlaueit wußte Bonaparte die Wirksamkeit dieser persönlichen Zusammenkunft zu hemmen, indem er seinem Minister Beurnonville Befehl gab, unverzüglich einen besonderen Vertrag mit Lucchesini, dem preußischen Gesandten in Paris, abzuschließen, des Inhaltes, daß die preussische Entschädigung aus den Bisthümern Paderborn, Hildesheim, dem Eichsfelde, Erfurt, Untergleichen, der Stadt und einem Theile von dem Bisthum Münster bestehen, und die Sache der oranischen Familie den Wünschen gemäß geordnet werden sollte.

Ein besonderer Vertrag ermächtigte den König, die für ihn bezeichneten Gebiete noch vor der Entscheidung des Reichstages zu besetzen. Dagegen erkannte und gewährleistete Preußen in einem besonderen Artikel die von Frankreich in Oberitalien getroffenen Einrichtungen. Ähnliche Verträge wurden mit anderen deutschen Fürsten abgeschlossen. Diese scheinbare Zuverlässigkeit des Consul war aber nur eine arglistige Maßregel, um dem Kaiser von vorn herein Mißtrauen gegen einen Bundesgenossen einzusößen, der, ohne einmal die Eröffnungen der gemeinsamen Verhandlungen abzuwarten, für sich allein schon eine definitive Bestimmung mit dem beargwöhnten Nachthaber abschloß.

Am 9ten Juni fand die verabredete Zusammenkunft wirklich statt und hatte trotz der klugen Berechnung Bonaparte's nachhaltigere Folgen, als zu erwarten stand, da die Rechtschaffenheit Friedrich Wilhelm III., von der Anmuth der geistvollen Königin unterstützt, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des für alles Edle leicht erglühenden jungen Herrschers machte. Es bildete sich zwischen beiden Fürsten eine dauernde, nur selten getrübe Freundschaft.

So viel wurde verabredet, daß der russische Kaiser das Vermittelungsgeschäft in seine Hände zu bringen versuchen sollte. Dies gelang nun freilich bei der Gemandtheit des Gegners nicht in dem gewünschten Maße; auch war das Cabinet des französischen Gebieters, wo diese Geschäfte betrieben werden mußten, kein günstiger Platz für solche Zwecke, und weder der russische Gesandte Markoff, noch Lucchesini dem doppelzüngigen Talleyrand in Unterhandlungen gewachsen. Einen höchst widertwärtigen Eindruck machten die Botschafter

der geringeren deutschen Fürsten und Stände, da jeder sich bemühte, bei dem gemeinsamen Land- und Leulehandel über seine Mitbewerber einigen Vortheil zu gewinnen, und hierbei die Bestechung bis zu den niedrigsten Unterbeamten hinab betrieb.

Der kaiserliche Hof setzte vergebens seine Hoffnungen auf die Versprechungen des ersten Consuls, der schon, wie oben erwähnt, zu Zeiten der Leobener Unterhandlungen Oestreichs Ehrgeiz geschmeichelt hatte; das Wiener Kabinet wurde wie die übrigen getäuscht. Geschickt wußte Bonaparte vielmehr diese Hoffnungen für seine Zwecke auszubeuten, indem er das Stillschweigen über die im Januar 1802 erfolgte Umwandlung der cisalpinischen Republik in eine italienische und seine Ernennung zum Präsidenten auf diesem Wege erzielte.

Uebrigens setzte nur das Wiener Kabinet eine Art von passivem Widerstande der Entschädigungssache entgegen, indem es das Commissionsdekret vom 7ten November sechs Monate lang unberücksichtigt oder wenigstens unbeantwortet ließ. Als aber in Folge der eben erwähnten Verträge mit Frankreich Preußen und Baiern zur Besetzung der ihnen zugesicherten Orte schritten, da reichte natürlich dieses Mittel nicht aus; nun kam der Kaiser den Baiern zuvor, besetzte Passau und machte am 14ten Juli in einem Cirkular bekannt, „ihm sei von der französischen Regierung zu erkennen gegeben, ja sie hege im Einverständniß mit dem russischen Hofe den Wunsch, daß die Behandlung und Berichtigung des Entschädigungsgeschäftes im reichsgesetzmäßigen Wege vorgenommen werde, er nehme deshalb keinen Anstand mehr, alles dasjenige vorzukehren, wodurch die ungesäumte Eröffnung der Reichsdeputation bewirkt werden möchte. Seine Majestät sei übrigens überzeugt, daß die Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes unmittelbar davon abhängt, daß einerseits die Berichtigung der Entschädigungen mit Eintracht und wechselseitiger Rücksicht, zumal unter den vorzüglichsten Theilnehmern, erfolge, andererseits aber die Vollziehung des hierüber dem Kaiser und Reiche mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs festzusetzenden Planes in keinem anderen als gesetzmäßigen Wege vor sich gehen und alle eigennützigen Schritte mit Gewaltthätigkeiten davon entfernt werden würden, indem solche auch andere, noch so mäßig gefinnte Theilnehmer zwingen müßten, ähnliche Wege zur Sicherstellung der ihnen gebührenden Entschädigungen einzuschlagen, woraus die Gefahren einer allgemeinen Verwirrung und der unmittelbaren Auflösung alles Verbandes und aller Geseze des deutschen Reiches entstehen würden.“

Von Preußen kam eine Versicherung, daß die Besignahme nur eine vorläufige sei, Baiern stellte dieselbe ein; die Oestreichische Regierung entschloß sich, unter Mitwirkung der französischen und russischen Regierung vorzugehen, mißbilligte aber die Vorschläge der Commission, weil die Entschädigung des Großherzogs von Toskana nicht genügte. Die Stellung der Mächte wurde kriegerisch, denn am 5ten September 1802 schlossen Frankreich, Preußen und Baiern eine Convention, um die bedungenen Entschädigungen, im Falle der Noth, mit

den Waffen zu erzwingen. Am 25ten Februar 1803 kam der Hauptabschluss der Reichsdeputation zu Stande, und Preußen erhielt für die jenseits des Rheines verlorenen 48 Quadratmeilen dießseits gelegene Länder zum Betrage von 241 Quadratmeilen, nämlich die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster, wobei noch von dem letzteren mehrere Theile an die Fürsten von Oldenburg, Ahrenberg und Salm abgingen; dann Erfurt mit Untergleichen, das Eichsfeld und Treffurt, die Abteien Herford, Queblinburg, Elten, Essen, Berden und Rappenberg, die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, mit einer Bevölkerung von 600,000 Menschen. Aus Rücksicht für Preußen wurde Hessen-Cassel reich bedacht, fast nicht minder Hessen-Darmstadt; auch der Erbstatthalter und Hannover fanden aufmerksame Berücksichtigung. Als eine Erhöhung des preussischen Einflusses im Reiche konnte man ansehen, daß für die zwei erloschenen geistlichen Kurwürden nur die von Salzburg in's Leben trat, wogegen der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und Landgraf von Hessen-Cassel als weltliche Kurfürsten in das Collegium eintraten. Erzkanzler ward der bisherige Coadjutor Karl Theodor von Dalberg, der seinen Sitz von dem abgetretenen Mainz nach Regensburg verlegte.

Außer dem Hochmeister des deutschen Ordens und dem Großprior der Maltheser verloren die Besitzer der übrigen geistlichen Reichsstände ihr Eigenthum, gleichviel, ob es in katholischen oder protestantischen Händen gewesen war. Von allen Reichsstädten blieben, die vier jetzt noch vorhandenen ausgenommen, nur Augsburg und Nürnberg übrig. Das Mittel der Secularisation der geistlichen Güter war, wie wir wissen, nicht neu, sondern schon in dem westphälischen Frieden in größerem Maßstabe geübt worden. Jetzt legte man die letzte Hand an und hob demnach einen wesentlichen Theil der Grundlagen, auf welchen die bisherige Reichsverfassung ruhte, auf. Das protestantische Deutschland mußte diese Aenderung als einen Sieg ansehen, und beruhigte auch das Gewissen in Bezug auf die Rechtsfrage mit der Ansicht, daß durch diese Wandelung die ehemaligen Unterthanen geistlicher Güter einem besseren und geregelteren Zustande entgegengingen, was freilich in mancher Beziehung bezweifelt werden durfte.

Was die Bestiznahme geistlicher Stifter betrifft, so dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen, mit welcher Schonungslosigkeit man dabei in dem katholischen Baiern verfuhr, während in Preußen jede billige Rücksicht genommen wurde. Dort nahmen die Organisations-Commissarien alle Vorräthe in Küche und Keller in Beschlag, dankten rücksichtslos die Dienerschaft ab und schonten sogar die heiligen Geräthe, so wie die Gewänder nicht. Alles ging durch Auktion in fremde Hände und diente nicht selten zu gemeinem Spotte.

In Preußen wurden zwar durch den Cabinetsbefehl vom 10ten Januar 1804 die Mönchs-Klöster auch in den ehemaligen Reichslanden aufgehoben, doch fand diese Bestimmung auf die Frauen-Klöster keine Anwendung. In Bezug auf die für Männer fundirten Stifter erklärte der König unter dem



21ten Februar 1804 auf die Eingabe des Halberstädter Domcapitels: „Er sei entschlossen, sämtliche Stifter in den alten Reichslanden als das beste Mittel, Verdienste um den Staat zu belohnen, bestehen zu lassen, und die darüber erlangte unbefchränkte Disposition nur dazu anzuwenden, diesem Belohnungsmittel die größtmögliche Ausdehnung zu geben.“ Es erhoben sich hiergegen noch manche Reklamationen, jedoch ohne Erfolg, und man fühlte sich um so eher gegen jeden Vorwurf gesichert, da den Universitäten, wie Halle und Erlangen, reiche Zuschüsse aus den eingezogenen Fonds zugewiesen wurden.

Uebrigens war das Verfahren gegen die Stifter im preussischen Staate nicht für alle Theile gleichmäßig. In Südpreußen waren schon, und zwar nicht in Uebereinstimmung mit dem Minister Soyin, viele Klöster eingezogen und in der erwähnten Weise verschenkt worden. Nur in Schlesien blieben sie damals noch unangetastet, und zwar in Folge der Friedensschlüsse, durch welche Maria Theresia die katholische Kirche bei der Abtretung des Herzogthums in Sicherheit zu stellen gesucht hatte.

### Preussens Fall; der Friede von Tilfit 1807.

Während in Deutschland die alte Verfassung täglich ihrer vollständigen Auflösung entgegenging, ohne Hoffnung auf irgend eine zweckmäßige Neugestaltung, entwickelte Frankreich unter der überaus kräftigen und dabei in Bezug auf alle materiellen Verhältnisse weisen Regierung des ersten Consuls in einer ungeahnten Weise seine Macht. Kaum hatte der Friede von Amiens (am 25ten März 1802) Frankreich aller Kriegsanstrengungen enthoben und ihm seine Kolonien in Asien, Afrika und Amerika zurück, den Handel nach allen Himmelsgegenden hin freigegeben, so entsproß ihm auch aus diesen Verhältnissen neuer Segen.

Auf dem geistigen Gebiete war man allerdings der freien Entwicklung nicht ganz hold; Bonaparte haßte die Ideologen und die unbedingte Herrschaft der freien Presse als Mittel zur Berewigung der Revolution, die er für immer zu schließen gedachte; aber dafür ward er auf dem religiösen Grund und Boden der Wohltäter der Nation durch den Abschluß des Concordates mit dem Papste, ohne die bürgerlichen Rechte der Katholiken im geringsten zu beeinträchtigen. Alle Versuche gegen seine Autorität, so wie sein Leben mißglückten nicht nur, sondern erhöhten noch seinen Einfluß; am 8ten August 1802 wurde er zum lebenslänglichen Consul erwählt und mit noch uneingeschränkter Macht versehen.

Aber in eben dem Maße, wie sich diese im Innern des Reiches steigerte, wuchs auch sein Ehrgeiz und der Drang, Gebieter von ganz Europa zu werden. In seiner Brust concentrirte sich der tiefe, erblich begründete Haß des Franzosen gegen die Engländer, die einzigen Gegner, welche sich vor dem neuen Frankreich noch nicht gebeugt hatten. Frankreich sollte Piemont räumen, England

**Malta.** Als aber der Consul nicht nur zu dem Erstern keine Miene machte, sondern noch in Helvetien, Batavien und in der cisalpinischen Republik umhergingt den Herrn spielte, wurde der Bruch zwischen beiden Staaten unvermeidlich. Er erfolgte am 18ten Mai 1803. Nicht wenig dazu hatte die bittere Polemik der englischen Blätter, denen andererseits der *Moniteur*, das offizielle Organ der consularischen Regierung, nichts nachgab, zu diesem Ergebnis beigetragen. Verschwörer gegen die neue Ordnung der Dinge sammelten sich in London, und es schien, als ob die englischen Machthaber sie schützten.

Da England den Krieg auf einem Elemente eröffnete, auf welchem Napoleon seinen Gegnern nicht gewachsen war, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als den König von Großbritannien in seinem Stammlande Hannover angzugreifen, wie dies schon im siebenjährigen Kriege unter der Herrschaft des französischen Königthums geschehen war.

Hier stieß Napoleon scharf auf die Interessen des preussischen Staats, welchen man seit dem Baseler Frieden als Schützer und beinahe zum Theil als Gebieter des nördlichen Deutschlands ansehen konnte. Allerdings war die vertragmäßige Berechtigung dazu durch die Friedensschlüsse von Lunéville und Amiens erloschen, aber da ähnliche Fälle eintraten, wo es sich um Preußens ganzen politischen Einfluß handelte, so durfte die Regierung nicht ansehen, die kräftigsten Maßregeln zur Aufrechthaltung desselben zu ergreifen.

Eine solche Handlungsweise war die nothwendige Folge der in Basel eingeschlagenen Politik. Preußen verdankte allerdings seiner neutralen Stellung die im Verhältniß gegen die anderen Mächte der ersten Coalition glückliche Lage, doch mußte diese Neutralität eine starke und nach allen Seiten hin Ehrfurcht gebietende sein. Dies war die Ansicht Hardenberg's, der, obgleich damals nicht im Cabinetministerium des Königs, doch nicht ganz ohne Einfluß war, wenigstens bei Hofe eine nicht unbedeutende Partei, welcher auch die Königin angehörte, für sich hatte.

Es wird berichtet, daß auch Haugwitz dem Könige in eben dem Sinne gerathen; aber er war nicht der Mann, irgend einen festen Schritt muthig auszuführen, seine Politik ging mehr dahin, sich nach allen Seiten hin den Rücken frei zu halten und wo möglich alle gleicher Weise zu täuschen, jedenfalls geneigt, wie überhaupt schwache Gemüther, die Lösung einer schwierigen Aufgabe für den Augenblick von der Hand zu weisen und glücklicheren Combinationen die Zukunft zu überlassen. So fand denn unmittelbar nach der Kriegserklärung die Besetzung des Kurfürstenthums durch französische Truppen statt, um den Engländern die Mündungen der Ems, Weser und Elbe zu schließen. Von Holland aus rückte der General Mortier in das hannoversche ein.

Hier fand er keinen Widerstand, obwohl die hannoversche Armee der französischen an Zahl überlegen war; denn trotz aller Vorstellungen, welche der Feldmarschall Graf Wallmoven in Bezug auf die nöthigen militärischen Anord-

nungen gemacht hatte, war das kurfürstliche Ministerium in dieser Beziehung noch zu keinem Entschluß gelangt. Im Gegentheil befohl es dem Feldmarschall, „alle Maßregeln zu vermeiden, durch welche Umbrage gegeben werden könnte,“ und erließ am 18ten Mai im Namen des Königs eine Proklamation, in welcher sich derselbe für neutral erklärte. Erst am 21sten entschloß es sich zur Vermehrung der Infanterie und zur Ergänzung der Reiterregimenter, während man in Berlin um Mitwirkung nachsuchte. Jetzt war Alles zu spät, und nach dem Wunsche des Ministeriums und der Landschaft, die Feinde nicht erst durch fruchtlosen Widerstand zu erbittern, zog sich die Armee gegen die Elbe zurück und ward durch eine, mit dem französischen General in Suhligen am 3ten Juni abgeschlossene Convention verpflichtet, sich in's Lauenburgische zu begeben und dort unthätig zu verweilen, sogar ihre Artillerie und Munition an die Franzosen abzugeben. Das ganze Kurfürstenthum, mit Ausnahme des Lauenburgischen, wohin sich die Regierungsbehörden begeben durften, blieb den Franzosen als Eroberung, ohne daß nur ein Tropfen Blut vergossen war, preisgegeben, und vermehrte die Einkünfte Frankreichs um jährlich vier Millionen.

Von diesem Augenblicke an war Preußen in dem bisher anerkannten Gebiete beeinträchtigt, freilich nicht in dem eigenen Staate, aber doch, was auf diesem Felde fast noch mehr gilt, seinem politischen Ansehen nach. Wenn sich Bonaparte den Oestreichern gegenüber Willkürlichkeiten erlaubt hatte, so gab ihm der Sieg das Recht dazu, allein, wenn Preußen, von den französischen Waffen noch nicht erreicht, sich Aehnliches gefallen ließ, so war dies schon eine moralische Niederlage; auch dem Kaiser Paul hatte man auf Drohungen nachgegeben. „Il faut humilier la Prusse et après la démolir,“ das ist ein wahrer Spruch, denn Preußens Macht ruht größtentheils auf seiner moralischen Kraft, auf dem hohen Sinne des hohenzollernschen Hauses und einem Volke, welches durch sie gebildet, seine Herrscher in keinem Wechselfalle im Stich lassen wird. Deshalb muß es auch hierin weit mehr, als in dauernden Allianzen seine Sicherheit suchen.

Gar manche Geschichtsschreiber und Politiker haben die Meinung ausgesprochen, daß Preußen schon seit dem Frieden von Basel einen schweren Fehler begangen, indem es sich von Oestreich getrennt habe. Wir denken, daß die getreue Erzählung der Begebenheiten und Verhandlungen bis zum Frieden von Bineville und darüber hinaus das Gegentheil beweisen, und daß Oestreich weit mehr Preußens Größe, als Bonaparte's Siege fürchtete, durch seinen Beistand im glücklichsten Falle nur Oestreichs Uebermacht erzielt hätte. Ob dies die Aufgabe eines hohenzollernschen Fürsten sein durfte, überlassen wir dem preussischen Sinne zur Entscheidung. Von dem Augenblicke aber, wo eine andere Macht die Allgewalt in Deutschland an sich zu reißen begann, da durfte Preußen nicht zaudern, mit der ganzen verfügbaren Kraft aufzutreten, und selbst unter den Franzosen erkennen unbefangene Darsteller die Möglichkeit einer

solchen Politik an. Dieser Augenblick war mit der Besetzung Hannovers gekommen. Preußen mußte hier, obschon kein Recht mehr, den Franzosen die Besetzung streitig zu machen, vorlag, eine selbstständige Politik bewahren, um so mehr, da es am Berliner Hofe kein Geheimniß war, daß der erste Consul Preußens Vergrößerung eben so wenig fördern wollte, als das Wiener Cabinet, oder nur in dem Falle, daß es nichtsdestoweniger in Frankreichs Abhängigkeit verblieb. Dies hatten die diplomatischen Verhandlungen erwiesen; denn Düroc, des Kaisers Vertrauter, welcher wiederholentlich in Berlin vertrauliche Mittheilungen zu machen hatte, und der französische Gesandte Laforest hatten abwechselnd Drohungen und Schmeicheleien angewendet, wohlberechnet auf die leitenden Staatsmänner und auf das ängstliche Mißtrauen des Königs in seine Kräfte.

Am 4ten Juni 1803 ließ Bonaparte dem Könige durch Laforest ein Bündniß antragen, ohne Zweifel, um ihn England gegenüber zum Mitschuldigen in der Besetzung Hannovers zu machen, und Preußen mit Oestreich und Rußland zu entzweien. Damit sich der erste Consul nicht verletzt fühlen möchte, wurde der Cabinetsrath Lombard nach Brüssel, wo jener sich damals befand, gesendet, mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs, in welchem die durch die Stockung des Handels so traurige Lage des nördlichen Deutschlands geschildert und der Wunsch ausgesprochen war, daß er die französischen Truppen zurückziehen möchte. Bonaparte gewann mit Leichtigkeit den eiligen Abgesandten durch freundliches Benehmen und glänzende, aber ganz unbestimmte Versprechungen; und obschon Lombard ganz entzückt über des Machthabers preußen-freundliche Gesinnung zurückkehrte, mußte er für ihn, nachdem sie im Cabinet näher geprüft waren, die Erklärung abfassen: „daß bei der gegenwärtigen Lage Europas die Nothwendigkeit eines Bündnisses zwischen Preußen und Frankreich nicht vorläge, wohl aber ein Neutralitätsvertrag abgeschlossen werden könnte, dem auch ohne Zweifel Rußland beitreten würde.“

Der Entwurf dazu war von des Königs eigener Hand. Ihm zu Folge sollte Preußen und Rußland sich verbürgen, daß Frankreich während des gegenwärtigen Krieges von keiner Macht des festen Landes angegriffen würde, der Consul dagegen die Verpflichtung übernehme, die Rechte der Neutralen zu achten, in Hannover höchstens 20,000 Mann zu unterhalten, auf der Elbe und Weser keine Flotte zu einem Angriffe gegen England zu bilden, und Schifffahrt und Handel auf diesen Flüssen frei zu lassen. Rizebüttel und Cuxhaven sollten geräumt, die Unabhängigkeit der Hansestädte geachtet werden.

Auf solche Grundlagen mochte Bonaparte natürlich nicht eingehen, da sie Preußen in eine selbstständige Lage versetzt hätten. Nach einer von Talleyrand am 30ten Dezember 1803 abgegebenen Erklärung wollte er zwar die beiden Häfen räumen, wenn die Engländer die Blockade der deutschen Ströme aufhoben und die Schifffahrt der Neutralen frei gäben, auch von Frankreichs Seite die Verpflichtung übernommen werden sollte, über das Kurfürstenthum

nur im Einverständnisse mit Preußen zu verfügen; doch sollte dafür nicht nur von Preußen die Garantie des Reichs-Deputations-Hauptschlusses, sondern auch die von Frankreich, wie wir wissen, ganz eigenmächtig festgestellten Staatenverhältnisse in Italien, und die Integrität der Pforte gewährleistet werden. Letzteres ohne Zweifel, um Rußland von Preußen zu entfernen und ganz in seiner Gewalt zu haben.

Zu gleicher Zeit kam eine Andeutung von Lucchesini, man solle auf den Abschluß eines geheimen Artikels hinarbeiten, daß bei den künftigen Unterhandlungen über das Schicksal Hannovers vorzüglich auf das Interesse Preußens Rücksicht zu nehmen sei. Daß dies auf einen näheren Anschluß des Kurfürstenthums an Preußen ging, ist leicht begreiflich, ebenso, wie der Wunsch des preussischen Cabinettes in Bezug auf eine solche Lösung, da nur durch sie für die Zukunft Deutschland in dem Streite Frankreichs mit England allen Unannehmlichkeiten entzogen werden konnte.

Doch zu einer solchen Verpflichtung wollte sich Bonaparte nicht hergeben. Da antwortete der König: „Preußen könne die von dem Kaiser noch nicht ratificirten Punkte des Reichs-Deputations-Hauptschlusses nicht verbürgen, ohne den Hof von Wien zu verletzen. Der gegenwärtige Zustand Europas sei eben Gegenstand des Streites, wie könne man deshalb verbürgen, was noch nicht bestände? Die geforderte Garantie für das türkische Reich sei nutzlos, weil es gar nicht bedroht sei. Den Kaiser halte seine bekannte Mäßigung von allen feindlichen Beschlüssen fern. Es sei deshalb gerathener, diesem Fürsten die Befriedigung des eigenen Entschlusses zu gönnen, als ohne Noth Maßregeln ergreifen, die ihn verletzen könnten. Ueberdies seien die politischen Pläne des ersten Consul's zu umfangreich für Preußens Verhältnisse, und lägen dem Vertrage, um dessen Abschluß es sich handele, zu fern.“

Ohne Zweifel war dies eine für das preussische Cabinet geziemendere Sprache, und da außerdem Rußland und Oestreich sich näherten, so sah Bonaparte ein, wie wichtig ihm unter diesen Umständen Preußens Freundschaft war. Deshalb ließ er am 13ten März 1803 in Berlin einen neuen Plan vorlegen, „daß die beiden besprochenen Häfen von französischen Truppen geräumt, diese von den Küsten weggezogen, und überhaupt nur 6000 Mann in Hannover bleiben sollten.“ Dagegen wurde dem König von Preußen die Verpflichtung auferlegt, den ersten Consul vor jedem Angriffe von Norddeutschland her sicher zu stellen.

Diese Anerbietungen schienen weit annehmlicher, und schon waren die Unterhandlungen darüber im besten Gange, als in Folge der verunglückten Verschwörung des General Pichegrü und Georges Cadoudal's von dem ersten Consul die schwere Gewaltthat gegen den Prinzen von Enghien am 21sten März stattfand, und bei der allgemeinen Entrüstung in ganz Europa jede Fortsetzung von Verhandlungen über ein Bündniß, vor Allem bei einem

Charakter, wie Friedrich Wilhelm III., moralisch unmöglich machte. Ja man konnte sich der Gefahr einer solidarischen Verantwortlichkeit dadurch aussetzen.

Als die Nachricht von dem Tode des Prinzen in Berlin anlangte, wo gerade Hofzirkel stattfand, wendete sich Alles unwillig von dem französischen Gesandten ab. Die Königin brach in Thränen aus, und obgleich der König selbst seine gewöhnliche Zurückhaltung behauptete, so war doch unter den Umständen von fernerer Annäherung nicht mehr die Rede. Vergebens suchte Haugwitz die Verzögerung des begonnenen Geschäftes zu entschuldigen, Bonaparte verhehlte seine Empfindlichkeit nicht, und gab dieser einen fühlbaren Ausdruck durch Truppenverstärkungen in Hannover und hemmende Maßregeln in Bezug auf den preussischen Seehandel. Da es, nachdem man so weit gegangen war, unmöglich in der Absicht der preussischen Regierung liegen konnte, jetzt einen Bruch herbeizuführen und sich, ohne einen Dank zu gewärtigen, von den Gegnern Frankreichs fortreißen zu lassen, so gab sich Friedrich Wilhelm III. alle Mühe, den gereizten Nachbarn zu begütigen. Preußen stimmte auf des Kurfürsten von Baden Verlangen, als Rußland und Schweden Beschwerde über die Reichsgebietsverletzung bei Ettenheim erhoben, dafür, daß dieser Forderung keine Folge gegeben werden sollte, und erkannte auf Grundlage des Beschlusses vom 4ten Mai den bisherigen ersten Consul als Kaiser unter dem Namen Napoleon I. an. Bald darauf unterzeichnete er auch eine Uebereinkunft mit Frankreich, keinen Durchzug feindlicher Truppen durch Deutschland gegen Frankreich zu gestatten, wogegen Napoleon sich verpflichtete, die Armee in Hannover nicht zu vermehren und den übrigen Theilen Deutschlands Neutralität zu gewähren.

Diese Convention schien bei der damaligen Lage der Dinge der bisherigen Politik Preußens angemessen und geeignet, sobald sie nur unverbrüchlich festgehalten wurde, seinen Einfluß in Deutschland nach Maßgabe der Baseler Bestimmungen zu erhalten. Allerdings war sie nicht ganz so günstig, wie damals, wo anstatt französischer Truppen die Demarkationsarmee unter preussischer Leitung Hannover besetzt hielt und nöthigenfalls einschreiten konnte, wogegen man sich jetzt auf Versprechungen, deren gewissenhafte Beobachtung bei dem trügerischen Charakter des französischen Gewalthabers kaum vorausgesetzt werden konnte, verlassen mußte.

Oestreich zögerte einige Monate mit der Anerkennung der neuen Kaiserwürde, denn es war überhaupt nicht gewillt, sich in die willkürlichen Anordnungen Napoleon's zu fügen; doch es hatte unter allen Umständen wichtige Hausinteressen zu berücksichtigen. Dieser Beweggrund siegte. Indem der Wiener Hof von Napoleon verlangte, daß der von Franz II. damals angenommene Titel eines Erbkaisers von Oestreich seinem Hause verbleiben und demselben, selbst im Falle die römische Kaiserwürde davon getrennt würde, den Rang vor dem Kaiser der Franzosen geben sollte, so wurde in Wien am 4ten August, obzoh'n für den letzteren Punkt keine befriedigende Erklärung einging,

die Anerkennung des französischen Kaisertums gleichzeitig mit der Annahme des österreichischen Kaisertitels bekannt gemacht.

Um dieselbe Zeit scheint es, als ob man in Berlin eine, der ehemaligen, durch Waffen geschützten Neutralität entsprechende Stellung habe annehmen wollen; denn der Graf Haugwitz erhielt unter der Angabe, sich von einem Nervenübel auf seinen Gütern in Schlessien zu erholen, einen längeren Urlaub, und Hardenberg übernahm die Geschäfte des auswärtigen Amtes.

Die im preussischen Kabinetministerium erfolgte Personaländerung schien bei den bekannten Gesinnungen Hardenberg's um so wichtiger, da zur selben Zeit der Kaiser von Rußland allen diplomatischen Verkehr wegen der mannigfachen, schon erwähnten Klagepunkte mit Frankreich aufhob, auch außerdem von einer Anerkennung der Kaisermürbe Napoleon's nichts wissen wollte. In Deutschland dagegen schaltete Napoleon mit der größten Willkürlichkeit. Einen Beweis hiervon giebt sein Verfahren gegen den beim niedersächsischen Kreise beglaubigten englischen Geschäftsträger Humboldt, den er in ähnlicher Weise, wie den Prinzen Englien, aus einem Landhause bei Hamburg durch eine Abtheilung französischer Soldaten aufheben und nach Frankreich abführen ließ. Das englische Kabinet forderte den König von Preußen in seiner Eigenschaft als Direktor des niedersächsischen Kreises zur Ahndung dieser neuen Rechtsverletzung auf, und Hardenberg forderte auch wirklich auf offiziellem Wege die Freilassung des Gefangenen. Indes schlug der König einen vermittelnden Weg dadurch ein, daß er in einem eigenhändigen vertraulichen Schreiben den Kaiser um Erledigung der Sache bat und so die Freilassung erreichte, weil bei dem drohenden russischen Kriege das gute Vernehmen mit Preußen von großer Wichtigkeit war. Wie sehr die französisch gefinnte Partei in des Königs Kabinet schon damals jeden Sinn für Selbstständigkeit verloren hatte, enthüllen uns die Aeußerungen Lombard's. Er schrieb damals an Rasorest: „Das Uebel, welches wir fürchteten, ist eine Quelle der reinsten Freude geworden, und der an Eroberungen gewöhnte Kaiser Napoleon hat eine neue mit einem Federstriche gemacht.“ Hierin malt sich hinlänglich die Gesinnung dieser Partei.

Durch diese schnelle und leichte Ausöhnung waren Pitt's Hoffnungen, welcher seit dem Mai 1804 wieder an der Spitze des englischen Ministeriums stand, auch Preußen in den Bund gegen Frankreich zu ziehen, vereitelt, dagegen gewann er Oestreich und Rußland. Am 4ten November verpflichteten sich die beiden großen Militairstaaten, mit 350,000 Mann die Anmaßungen Frankreichs zu hemmen und zunächst die Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien, von Piemont, des Großherzogs von Toskana und des Herzogs von Modena in ihre vorigen Länder zu bewerkstelligen, Oestreich aber den Besitz von Salzburg mit Berchtesgaden und Passau, Baiern bis an den Inn, von Italien das Stück zwischen Po und Adda zu verschaffen. Einige Monate später wurde in einem zweiten Vertrage zwischen England und Rußland, der den Namen Concert-Traktat führt, dieser Plan dahin ausgebehnt, daß ein größerer Bund

errichtet und durch diesen wenigstens 500,000 Mann aufgestellt werden sollten. Die Räumung Hannovers, die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, Befreiung Italiens vom Joch der Franzosen, und überhaupt eine Ordnung der Dinge, durch welche Europa gegen die Uebergriffe Napoleon's sicher gestellt werden könnte — das waren die Grundzüge dieser weitaussehenden Pläne; England versprach die nöthigen Subsidien (am 11ten April 1805). Nicht ohne die dringendsten Beweggründe entschloß es sich zu den hierbei erforderlichen ungeheuren Opfern.

Um diese Zeit hatte Napoleon den riesenhaften Plan einer Landung auf der englischen Küste entworfen und die umfangreichsten Rüstungen in allen Häfen Frankreichs und der Republik Holland auf das Größlichste betrieben. Die Engländer hielten einen siegreichen Erfolg des Gegners nicht für unmöglich. Andererseits häufte dieser Rechtsverletzung auf Rechtsverletzung. Am 26sten Mai 1805 setzte er sich die eiserne Krone im Dome zu Mailand auf, verließ Piombino nebst Lucca als erbliches Fürstenthum seinem Schwager, vereinigte die bisherige ligurische Republik (Genua) mit Italien und machte der abgesonderten Verwaltung der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla ein Ende.

Die Nachricht von diesen Maßregeln schnitt die Unterhandlungen, in welche Rußland schon einzutreten geneigt war, ab, trotz der Bemühungen Oestreichs, welches zwar rüstete und zum Widerstand entschlossen, damals aber noch nicht hinreichend vorbereitet war. Rußland erklärte sich zur Wiederanknüpfung des diplomatischen Verkehrs bereit, doch mit der Bemerkung, zur nachdrücklichen Unterstützung derselben zwei Heere, jedes von 50,000 Mann, durch Gallizien an die Donau rücken zu lassen. Der Kaiser von Oestreich wurde zur Theilnahme an diesen wirksamen Maßregeln aufgefordert.

Als Napoleon von diesen Schritten in Boulogne, wo er mit seinen großen Plänen beschäftigt war, ja schon einen Theil seines Landungsheeres eingeschifft hatte, Kenntniß erhielt, erließ er am 27sten August einen Tagesbefehl, durch welchen den dort versammelten Streitkräften der Name der großen Armee beigelegt und zugleich der Befehl zum Marsche nach Deutschland gegeben wurde. Im Anfange des Monats September verließ Bernadotte mit seinen Truppen Hannover. Napoleon's Vertrauter, Dürroc, langte in Berlin mit dem Auftrage, ein Bündniß mit Preußen durch förmliches Abtreten des Kurfürstenthums Hannover zu Stande zu bringen, an. Er mußte den König vor Rußlands ehrgeizigen Plänen warnen, welches Europa von der Ostsee bis nach Constantinopel hin mit einer Barbarenherrschaft bedrohe; die Vorschläge selbst theilten sich in einen öffentlichen und einen geheimen Vertrag. Durch den ersteren sollte sich Preußen verpflichten, unter Beibehaltung der Neutralität Hannover in Verwahrung zu halten; nach dem zweiten, an dem bevorstehenden Kriege thätigen Antheil nehmen und von Hannover vollständigen Besitz ergreifen. Man behalf sich in Berlin mit ausweichenden Antworten.



Unterdessen waren beiderseits die Streitkräfte in's Feld gerückt. Auch einigen nutzlosen Unterhandlungen mit Baiern gingen die Oesterreicher trotz der beharrlichen Neutralitätserklärungen des Kurfürsten von Baiern durch dessen Land vor. In eine ähnliche Lage gerieth Preußen gegen Rußland. Auch seine Heere nahten und schienen, da Alexander in einem eigenhändigen Schreiben an den König von einer Erlaubniß eines Durchzuges wie von einer Gewißheit sprach, sich ohne Weiteres den Durchgang öffnen zu wollen. Dies konnte ohne Verletzung der am 4ten Juni 1804 mit Frankreich abgeschlossenen Convention nicht geschehen. Deshalb erließ der König sogleich einen Befehl zur Mobilmachung des Heeres, um so mehr, da seit dem vorigen Jahre schon geheime Verträge zwischen dem Kaiser Alexander und dem Könige Gustav Adolph IV. bestanden, welche einen Angriff auf die Franzosen in Hannover von Pommern aus zur Absicht hatten.

Indem nach dieser Seite hin Preußen seine Neutralität mit Entschlossenheit zu schützen suchte, war sie auf einer anderen Seite von den Franzosen ohne alle Rücksicht verletzt worden. Die fränkischen Fürstenthümer, nicht wie in den früheren Kriegen jedem Durchzuge unter der Bedingung vollkommener Vergütung offen, sondern als neutrales, unverlegliches Gebiet erklärt, doch ohne militärischen Schutz, waren am 3ten Oktober auf Napoleon's Befehl von Bernabotte durchzogen worden. Hierdurch gelang die Einschließung des General Mac in Ulm desto vollständiger und früher; ja dieser Befehlshaber hat später auf den unerwarteten Marsch der französischen Truppen durch das Anspachische Gebiet seine ganze Rechtfertigung gegründet.

War dieses unendlich wichtige Ergebnis wirklich die Folge des Durchmarsches, so erlangte er allerdings eine ungemein schwere Bedeutung, und deshalb ist die Aufregung des Königs Friedrich Wilhelm III. darüber leicht erklärlich. Es läßt sich ferner begreifen, daß er, um seine völlige Unparteilichkeit und dabei auch die Selbstständigkeit der preussischen Regierung zu beweisen, dem russischen Kaiser dasselbe schuldig zu sein glaubte, was sich Napoleon ohne weitere Anfrage erlaubt hatte; denn die nachträgliche Entschuldigung des französischen Gesandten in Berlin konnte man doch nicht als eine hinlängliche Genugthuung ansehen. Daher wurde, um eine völlige Gleichstellung zu veranlassen, der Kaiser von Rußland benachrichtigt, es stände seinen Truppen der Weg durch Polen und Schlesien, den Schweden und Russen aus Stralsund nach dem Hannoverischen ungehindert offen. Der französische Gesandte dagegen erhielt die Erklärung, daß sich der König der zeitherigen, mit Frankreich eingegangenen Verbindungen in Bezug auf die Neutralität Norddeutschlands durch die Verletzung derselben in Franken für enthoben ansehe. Die Erklärung Hardenberg's vom 14ten Oktober an Duroc und Lasforest lautete: „Seine Majestät wisse nicht, ob sie sich mehr über die Gewaltthatigkeiten, welche sich die französischen Armeen in ihren Provinzen erlaubt hätten, oder über die unbegreiflichen Gründe, mit denen man sie zu rechtfertigen gedenke, wundern solle. Man

stüßte sich auf das Beispiel der letzten Kriege und auf die Ähnlichkeit der Umstände, als ob die Ausnahmen, welche man damals zuließ, nicht auf bestimmte Verhandlungen begründet gewesen wären, die seitdem längst durch den Frieden aufgehoben wurden; als wenn der Kaiser sich an jene Verhandlungen erinnert hätte, als er vom Hannöverschen Besitz nahm, welches durch dieselben Jahre hindurch unter dem Schutze Preußens gestanden habe. Man wende Unbekannthschaft mit unseren Absichten vor, als wenn nicht die Absicht in der Natur der Sache lag, so lange das Gegentheil nicht festgesetzt war, und als wenn er (Hardenberg) nicht selbst mit der Landkarte in der Hand die Unguldssigkeit irgend eines Truppenmarsches durch die Markgrafenthümer erklärt und ihnen die Verbindungsstraße gezeigt hätte, welche sich die Baiern als die einzige Ausbeugungen, wo die Märsche ungehindert stattfinden könnten. — Endlich schüßt man Thatfachen vor, die nur in ungetreuen Berichten existirt haben, und indem man den Oestreichern Dinge Schuld giebt, die sie sich nie haben zu Schulden kommen lassen, zieht man das Nachdenken des Königs auf den Contrast ihres Betragens und des Betragens der französischen Generale. Der König habe aus diesem Contrast wichtige Schlüsse über die Absichten des Kaisers folgern können. Er schränkte sich aber darauf ein, zu denken, daß in den Augen desselben die positiven, zwischen ihm und Preußen bestehenden Verpflichtungen keinen Werth mehr haben, und er sieht sich daher auch seinerseits frei von diesen Verpflichtungen an. Dadurch in den Zustand versetzt, in welchem man keine andere Pflicht, als die allgemeine Sicherheit und Gerechtigkeit hat, wird der König nichtsdestoweniger dieselben Grundsätze befolgen, die ihn stets befehlen. Europa an dem Frieden Theil nehmen zu sehen, den er seinem Volke zu erhalten trachtet, wird sein einziger Wunsch sein. Aber von allen Seiten in dieser edlen Absicht gehemmt, könne der König sich selbst nur noch der Sorge überlassen, über die Sicherheit seines Volkes zu wachen. Hinsüro ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantie, sieht er sich genöthigt, seine Armeen diejenige Stellung einnehmen zu lassen, welche für die Vertheidigung des Staates nothwendig werden wird.“

Als die Note übergeben wurde, waren die Ereignisse in Schwaben noch nicht bekannt; es läßt sich denken, wie stark der Unwille gegen die Franzosen schwellt, und wie lebhaft sich das Bedürfniß einer Sicherstellung gegen sie geltend machte. Friedrich Wilhelm III. war nicht persönlich dem Kaiser Alexander entgegengegangen, sondern hatte den General Kalkreuth mit einem Entschuldigungsschreiben an ihn geschickt. Durch ihn erfuhr der König am 28sten Oktober, Alexander würde zum Besuche in Berlin erscheinen, wo er schon zwei Tage später wirklich eintraf. Der Empfang war herzlich, und um sich ungestörter den Gefühlen hingeben zu können, ging der Hof mit dem hohen Gaste nach Potsdam. Hier erschien auch der Erzherzog Anton von Seiten des Kaisers von Oestreich; es galt, den König von allen Seiten zu einem Entschlusse zu drängen.

In Berlin war die Stimmung für einen Anschluß an die beiden Verbündeten günstig; man sprach mit Verachtung von Haugwitz und brachte dem Minister Hardenberg Lebehoch's. Hierzu gingen vom Hofe selbst die Anregungen aus. Der Prinz Louis Ferdinand, voll Talent und ritterlichen Sinnes, schritt mit eigenem Beispiele voran und schonte in seinem Grolle gegen die bisherige furchtsame Nachgiebigkeit selbst den König nicht. Letzterer, dessen stetes Streben nur dahin ging, was seines Volkes wahre Interessen verlangten, zur Ausführung zu bringen, widerstand dem allgemeinen Drange nicht. Am 3ten November 1805 wurde in Potsdam eine Uebereinkunft zwischen den beiden Monarchen und für Oestreich durch den Erzherzog Anton vollzogen, daß Preußen bewaffnet als Vermittler zwischen Frankreich und die verbündeten Mächte treten und dem Kaiser Napoleon die Bedingungen eines allgemeinen Friedens vorlegen sollte. Im Falle Napoleon bis zum 15ten Dezember dieses Anerbieten nicht annehmen würde, so verpflichtete sich Preußen zur bewaffneten Unterstützung der Verbündeten. Die Entschädigung des Königs von Sardinien, die Räumung Hollands und der Schweiz, die Trennung der Kronen Frankreich und Italien waren als wesentliche Bedingungen gefordert; außerdem soll Oestreich für sich die Feststellung einer besseren Militärgrenze, wahrscheinlich auf Kosten Baierns, Preußen den Eintausch des Kurfürstenthums Hannover für die westphälischen Provinzen bedungen haben.

Ehe der Kaiser abreiste, fand ein Umstand statt, wahrscheinlich berechnet, um aufregend auf das Gefühl zu wirken. Die Abreise Alexander's, auf den 4ten bestimmt, hatte sich bis nach Mitternacht hinausgezogen. Da wünschte der Kaiser vor seinem Scheiden die Ruhestätte des großen Königs zu sehen. Man öffnete die Gruft in der Garnisonkirche, wo Vater und Sohn in prunklosen Särgen neben einander ruhen, und bei Fackelschein, unter Anwesenheit der Königin, so wie des ganzen Hofes, schwuren sich die beiden Fürsten über der Asche des Gründers der preussischen Macht eine ewige Freundschaft. Alles war tief bewegt; unter diesem Eindruck schied der Monarch.

Zwei Tage vor der Unterzeichnung des Vertrages von Potsdam hatte Dürck Berlin verlassen, ohne weder den König, noch den Kaiser zuvor gesehen zu haben. Preussische Truppen waren schon seit dem 26ten Oktober in das Kurfürstenthum eingerückt; nur Hameln behielt eine französische Besatzung.

Ohne Zweifel war der Potsdamer Vertrag ein der Stellung Preußens durchaus würdiger Akt, entsprechend dem Gedanken, welcher beim Abschlusse des Baseler Friedens geleitet hatte, jedoch nicht immer consequent durchgeführt worden war. Er sicherte einerseits dem preussischen Staate seine unabhängige Parteilosigkeit und gab ihm schlimmsten Falles die Möglichkeit, in entscheidender Weise mit seinen schon zum Theil zusammen berufenen Truppen billige Berücksichtigung seiner Wünsche zu erzwingen. Allein zur Ausführung der durch den Vertrag erforderlichen Mission bedurfte es eines Mannes von Kraft und eifrigem Willen. Man wählte Haugwitz und Lombard, wahrscheinlich, weil sie bei

ihrer persönlichen Bekanntschaft mit dem Kaiser und seiner Umgebung als am meisten geeignet zur Einwirkung auf ihn erschienen. Doch waren sie, die schmeichelnden Verehrer seiner Herrschergröße, zu einem ehrfurchtgebietenden Auftreten gegen den siegreichen Machthaber nicht geeignet!

Die französischen Truppen hatten unterdessen ohne Schwertstreich Wien besetzt und waren nach Mähren gezogen, wo endlich ein Theil der russischen Streitmacht angelangt war. Am 13ten November hatte der Kaiser Franz seine Völker durch die Hinweisung auf die ungeschwächte Kraft seiner Freunde und Verbündeten ermutigt. Am 14ten war Graf Haugwitz zu seiner Bestimmung abgegangen, wurde aber unter manchen Vorwänden so lange hingehalten, daß er erst am 28ten November in der Nähe von Brünn eine Audienz empfing. Hier zeigte sich die ganze Unfähigkeit des Botschafters für seinen großen Beruf. Anstatt ungesäumt sein wichtiges Ultimatum dem Kaiser vorzulegen, ließ er sich von dem schlauen Gegner, welcher übrigens bei dieser Gelegenheit seine ganze Liebenswürdigkeit des Umgangs, die er, sobald es galt, einen wichtigen Zweck zu erreichen, besaß, um den Gegner nicht sein Ziel erreichen zu lassen, umgarnen. Vier Stunden, bis gegen Mitternacht, dauerte die Unterredung, wahrscheinlich, um auch die Absendung einer Depesche dadurch zu verhindern. Wiederum eröffnete er die Aussicht für Preußen auf Hannover, war geneigt, die preussische Vermittelung anzunehmen, wenn nur weder britische, noch schwedische Truppen in Holland einrückten, und die Besatzung von Sameln, wie es bisher geschehen, ferner noch verproviantirt würde.

Napoleon's Lage war ohne Zweifel trotz aller glänzenden Kriegsbereignisse damals nicht ohne große Gefahr. Sein rasches Vorbringen an der Donau hatte seine linke Flanke wesentlich bloßgestellt, und 45,000 Mann Engländer, Russen und Schweden standen in Norddeutschland zu einem nachdrücklichen Seitenangriffe in jedem Augenblicke bereit; im Falle auch noch Preußen zutrat, war nach dem Urtheile aller Sachmänner die Stellung Napoleon's in Mähren unhaltbar, sein Rückzug das Signal zu einem allgemeinen erfolgreichen Angriffe. Haugwitz war dieser Ueberzeugung nicht; er glaubte durch das Ausdringen seines Ultimatum seinen König in einen äußerst bedenklichen Kampf zu stürzen; ja, er hielt es im Gegentheil für gerathener, die Ergebnisse abzuwarten, um dann auf einer sichereren Grundlage die Unterhandlung fortführen zu können.

Dies gerade wünschte Napoleon, denn ihm kam es vor Allem auf schnelle Entscheidung an. Sie trat am 2ten Dezember bei dem Dorfe Austerlitz ein und entmuthigte den Kaiser Franz in dem Grade, daß er sich in's Divoual des Siegers begab und um Frieden ersuchte. Ja, der gebeugte Monarch abgerte nicht, da Napoleon als erste Bedingung den Rückmarsch der Russen verlangte, die Bürgschaft dafür zu übernehmen. Die russischen Truppen zogen hierauf in Eilmärschen nach Polen, nur die, welche in Schlesien und Mecklenburg standen, wurden dem Könige von Preußen zur Verfügung gestellt, obgleich

er seiner, durch den Vertrag von Potsdam übernommenen Verpflichtungen, da Oestreich sich schon faktisch losgesagt hatte, zu gleicher Zeit enthoben war.

Von dem Augenblicke an, wo des Kaisers Bevollmächtigte nach Preßburg zur Unterhandlung mit Talleyrand abgingen, nahm Napoleon einen, der ersten Zusammenkunft mit Haugwitz durchaus nicht entsprechenden Ton an. Düroc hatte den Grafen von Wien nach Schönbrunn gerufen. Der Empfang war stürmisch, denn Napoleon, der es stets in seiner Gewalt hatte, den leidenschaftlich Entbrannten zu spielen, wenn er solche Stimmungen für wirksam hielt, verfehlte auch hier nicht, den durch die Ereignisse selbst schon hinreichend erschütterten Kabinettsmann außer Fassung zu bringen. Dieser, freilich wenig im Einklang mit seiner ursprünglichen Sendung, wünschte ihm wegen des Sieges Glück, worauf Napoleon, hier auch wohl einem ganz natürlichen Gefühle folgend, spöttisch erwiderte: „Dieser Glückwunsch war für Andere bestimmt, das Schicksal aber hat die Adressen verwechselt! Sie haben den Traktat von Potsdam unterzeichnet.“ Und seinem heftigen und darum rücksichtslosen Temperamente gemäß, ergoß er sich ohne Schonung über das Einverständniß, in welches der König mit seinen Feinden getreten sei.

Der Unterhändler, ganz wie Napoleon wünschte, durch diesen Eingang geschreckt und keinesweges in der Lage, was zu hoffen und fürchten stehe, genau zu beurtheilen, hielt nun Alles für verloren und bemühte sich, den erzürnten Sieger durch willfährige Worte zu begütigen. Da legte sich denn auch der angenommene Fomesdrang, und Napoleon mit schlauer Wendung, als wolle er in großmüthiger Regung alles ihm zuge dachte Uebel vergessen, bot von Neuem Hannover an, wenn sich Preußen durch unlösbare Bande an Frankreich fesselte. Der Zweck dieser scheinbaren Großmuth lag klar genug am Tage, denn ging Preußen darauf ein, so war ein Krieg mit England unvermeidlich, und Preußen war gezwungen, für Frankreichs Herrschaft in Europa Blut und Schätze zu verschwenden.

Anstatt sein Ultimatum abzugeben, was freilich unter den obwaltenden Verhältnissen weit mehr Bedenklichkeiten erregte, als am 28sten November, schloß Haugwitz am 15ten Dezember zu Schönbrunn einen Bundesvertrag des Inhaltes ab, „daß Frankreich seine Rechte auf Hannover an Preußen übertrug, dieses jedoch das Fürstenthum Neuchâtel und den ihm gebliebenen Antheil an Cleve mit der Festung Wesel an Frankreich, die Markgrafschaft Anspach an Baiern abtrat. Baiern sollte dafür ein Gebiet mit 20,000 Einwohnern zum Anschluß an Baireuth an Preußen, das Herzogthum Berg an Frankreich überlassen.“

In dem natürlichen Gefühle, daß er das Gegentheil seines Auftrages vollzogen habe, vermied Haugwitz, und dies brachte den König in eine noch schlimmere Lage, durch Eilboten die Mittheilung davon nach Berlin zu machen, indem er persönlich das Mißfallen seines hohen Herrn leichter zu beschwichtigen suchte. Daß man in Berlin einen Schritt, wie den Schönbrunner Vertrag,

— 228 —

Keinesweges wünschte, noch voraussetzte, erweist die Note Hardenberg's vom 22sten Dezember 1805 an den brittischen Gesandten, Lord Farrowby, auf die Anfrage wegen der Sicherheit der englischen Truppen. „Es liege in dem Interesse Preußens, sagt er darin, wie in dem des Ganzen, zu verhindern, daß Letzteres angegriffen würde, in einem Augenblicke, wo es die ganze Last des Krieges würde tragen müssen; denn im Falle seine Armeen unglücklich wären, dürfte auch der letzte Strahl von Hoffnung, die Sicherheit und Unabhängigkeit des festen Landes von Europa aufrecht zu erhalten, verschwinden. Da nun Napoleon am 28sten November gegen den Grafen Haugwitz sich geneigt erklärt habe, die Vermittelung des Königs zuzulassen, wenn während der Unterhandlung keine fremden Truppen (nämlich Engländer, Russen, Schweden) vorrückten und dort den Krieg anfangen, und wenn die von den Franzosen besetzte Festung Hameln verproviantirt würde: so habe der König diese Bedingungen, die er damals nicht habe annehmen können, nunmehr, bei den gänzlich veränderten Umständen für zulässig erachtet, und wofern der Kaiser Napoleon sich verpflichte, seinerseits keine Truppencorps in das nördliche Deutschland einrücken zu lassen, sogar für vortheilhaft befunden, weil dadurch Zeit gewonnen werde, Alles deutlicher zu durchschauen und sich auf jedes Ereigniß vorzubereiten, möge der Krieg nun ausbrechen oder dieser Zwischenzustand zu einer Definitivunterhandlung führen. Seine Majestät habe deshalb den General von Phull in das französische Hauptquartier geschickt, um diese Uebereinkunft zu Stande zu bringen, auch den Grafen Haugwitz mit neuen Instruktionen versehen, daß der König die Wiederbesetzung Hannovers durch französische Truppen als eine feindliche, gegen ihn gerichtete Maßregel ansehen werde. Dagegen wolle der König die Sicherheit der brittischen und der russischen Truppen im Hannover'schen auf sich nehmen und ihnen völlige Freiheit ertheilen, sich im Nothfalle auf die preußische Armee und nach den Staaten des Königs zurückzuziehen, unter der Bedingung, ihre Stellung hinter den preußischen Truppen zu nehmen und für den Augenblick während der Vermittelungsunterhandlungen sich jeder Bewegung und jedes Schrittes zu enthalten, welcher herausfordernd gegen Holland sein könnte, und daß, wenn die Preußen angegriffen würden, der König mit völliger Gewißheit auf die Unterstützung und Mitwirkung des brittischen Truppencorps rechnen dürfte. Da die schwedischen und russischen Truppen in derselben Kategorie wie die brittischen sich befänden, sei zu wünschen, daß der König von Schweden dieser Verabredung beitrete.“

Wenn also die Instruktionen des Grafen Haugwitz in dieser Weise lauteten, wie man nach dem Charakter des Ministers Hardenberg ohne Zweifel vermuthen muß, so ist nicht zu begreifen, wie er den Schönbrunner Vertrag zum Abschluß bringen konnte. Drei Tage nach dieser Erklärung langte Haugwitz endlich in Berlin an. Obgleich Friedrich Wilhelm ziemlich fern von der in der Hauptstadt, dem Heere und bei dem größten Theile seiner Umgebung herrschenden kriegerischen Stimmung war, so scheute er vor einem Schritte

zurück, der ihn von seinen angefallenen Untertanen in Anspach und Cleve losreißen und zu dem frebelnden Eingriff in die Rechte eines bestaunenden Fürsten bewegen sollte. Das edle Herz der Königin empörte sich gegen eine solche Entscheidung. Als aber nun in dem Rathe des Herrschers ein Beschluß gefaßt werden sollte, da zeigte sich andererseits, welche Schwierigkeit die Verwerfung des französischen Antrages unter den bestehenden Verhältnissen biete.

Unterdessen war nämlich am 26sten Dezember zu Preßburg der Friede zwischen Frankreich und Oestreich abgeschlossen. Durch ihn kam das Venetianische an das Königreich Italien, Burgau, Eichstädt, Trizen, Trient, Tyrol, Vorarlberg und die anderen schwäbischen Gebiete Oestreichs bis Lindau an Baiern, die an der oberen Donau gelegenen an Würtemberg, ein Theil des Breisgau und die Stadt Constanz an Baden. Die drei Fürsten sollten völlige Souveränität, die ersten beiden den Königstitel erhalten, ohne jedoch, was damals wie Hohn klang, dem deutschen Reichsverbande (confédération germanique) entzogen zu werden. Als Entschädigung empfing Oestreich Salzburg und der Erzherzog Ferdinand seinerseits, ebenfalls mit dem kurfürstlichen Titel, das von Baiern abgetretene Würzburg. Und diese Aenderungen waren nicht Kinder der Laune, sondern ruhten auf eben so arglistiger als tiefer Berechnung. Es sollte Jedermann klar werden, daß Napoleon mit unbedingter Willkür in Deutschland schalten konnte, und um jeden künftigen Widerstand desto schwieriger zu machen, zerriß er die natürlichen Banden zwischen Völkern und Fürsten und machte die letzteren, jetzt nicht mehr angefallene und auf langjährige Rechte gestützte Gebieter, zu seinen Vasallen, die nur durch seinen Willen bestanden und deshalb demselben unbedingt ergeben sein mußten.

Natürlich mußte eine solche Demüthigung Oestreichs und Deutschlands, welche man nur als die Folgen einer gänzlichen Vernichtung der Gegner Napoleon's ansehen konnte, selbst die Muthigeren einschüchtern. Vergebens hat Haugwitz später sich damit zu rechtfertigen gesucht, daß er dem Könige vorgeschlagen, ihn zu entlassen und den Vertrag zu verwerfen. Darauf kam es jetzt nicht an; durch sein Benehmen und Zögern hatte man die einzig mögliche Zeit zum Handeln verloren, dagegen war die Nicht-Ratification einer, und zwar höchst unzeitigen Kriegserklärung gleich zu achten. Deshalb wurde ratificirt, aber auf Hardenberg's Antrag mit der Bedingung, „daß, da der König von England dem Besitze Hannovers noch nicht förmlich entsagt habe, Preußen dasselbe gegen Länder, die ihm eigenthümlich gehörten, nicht austauschen könne. Der König wolle daher das Kurfürstenthum nur vorläufig in Verwahrung und Verwaltung nehmen, bis Frankreich beim Frieden mit England die förmliche Abtretung bewirke, und demnach auch bis zu dieser Zeit die Vollziehung der preussischen Abtretungen vorbehalten.“ Außerdem verlangte man die Hansestädte als notwendige Bervollständigung des Besizes von Hannover, sowie die Uebertragung der Kurstimme an den Herzog von Braunschweig, endlich statt des Angriff- und Vertheidigungsbündnisses ein einfaches Bündniß.

Da der französische Gesandte eine so bedingte Ratification nicht annehmen wollte, blieb nichts übrig, als eine neue Sendung an den Kaiser selbst, und Graf Haugwitz erhielt den Auftrag hierzu. Spätere Zeiten können oft gewisse Momente in der Geschichte und die in ihr auftretenden Charaktere nicht begreifen; so hier. Daß Haugwitz, der auf mündliche Versicherungen hin den Bund abgeschlossen, auch den Auftrag erhielt, das zwischen den Zeilen zu Lesende auf jene Grundlagen hin zur Sicherung Preußens in deutlichere Stipulationen zu verwandeln, ist begreiflich, denn er nur konnte dem Kaiser und seinen Ministern gegenüber darauf fußen; daß er aber noch nach seiner Ankunft in Paris in solcher Täuschung begriffen zum Marquis Lucchesini sagte: „Sobald ich ihn gesehen, ist Alles abgemacht; ich weiß, was er in Schönbrunn zu mir gesagt hat,“ das ist unbegreiflich.

Also der Mann, welcher seit 1794 die Fäden aller diplomatischen Verhandlungen in der Hand gehabt hatte und die gehässige, treulose Gesinnung Napoleon's von seinem ersten Auftreten an hinreichend kennen mußte — der sollte die Meinung hegen dürfen, daß dieser, wo er das formelle Recht durch den Wortlaut des abgeschlossenen Bundes und dadurch Preußen in seinen Händen hatte, alle diese Vortheile aus freundschaftlicher Neigung zu ihm, der diese zum Pygmaen, aufgeben würde! Haugwitz war kein Verräther, allein ein Staatsmann hat in Augenblicken eine furchtbare Verantwortlichkeit, das Richtige zu treffen, oder dem Fluche der Regierten, der Verachtung der Nachwelt sich auszusetzen. Thorheit war es damals, zu meinen, daß Napoleon ernstlich Preußens Ruhm und Vergrößerung wollte. Im Gegentheil, es war endlich gelungen, diesen Staat aller seiner Stützen, seiner ganzen Selbstständigkeit zu berauben, in die Gemeinschaft der Gewaltthaten hineinzuziehen und dadurch zum willenlosen Mithelfer zu machen. Und Napoleon sollte diese so künstlich errungene Beute aus Freundschaft für einen Haugwitz aufgeben?

Dennoch fand der Graf in Berlin Glauben; leider sah man sich dazu gezwungen, wenn nicht die Unterhandlung unverzüglich scheitern sollte. Die preussische Armee wurde auf den Friedensfuß gesetzt, die russische Hülfsmacht entlassen. Am 24sten Januar, vierzehn Tage nach des Grafen Ankunft in Paris, erging der Parolebefehl an die Armee, „daß der König, da es Seiner Majestät gelungen sei, den Frieden auf eine genugthuende Art zu erhalten, und der größte Theil der Armeen in die Friedensgarnisonen zurückkehren werde, die Veranlassung wahrnehme, ihr für die erwiesene Treue, Anhänglichkeit und Ausdauer zu danken.“ Und am 26sten erschien eine öffentliche Bekanntmachung an die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft: „es sei das Friedens- und Freundschaftsverhältniß mit Frankreich völlig hergestellt, und deshalb keine Störung der Handelsgeschäfte fernerhin zu befürchten.“

An demselben Tage wurde in Berlin auch ein Patent veröffentlicht, „daß der König nach Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Oestreich sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet habe, daß die Kriegsfeuer vom nördlichen



Deutschland abzuhalten, und daß in dieser Absicht mit dem Kaiser von Frankreich ein Abkommen getroffen worden sei, vermöge dessen die Staaten Seiner Großbritannischen Majestät in Deutschland von französischen oder mit ihnen vereinigten Truppen nicht wieder besetzt, sondern von denselben gänzlich geräumt und bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens von Preußen allein in Bewahrung und Verwaltung genommen werden sollten."

Von allen diesen Maßregeln gefiel dem übermüthigen Nachthaber keine, außer der Entwaffnung; denn er erblickte darin den Beweis der Schwäche. Preußens Demüthigung war nur zu gut gelungen. So warf er denn die Maske der Freundlichkeit, mit welcher er Anfangs so erfolgreich die preussischen Bevollmächtigten getäuscht hatte, vollends ab. Von Neuem stellte er sich auf das Festigste erzürnt, klagte über Unredlichkeit und Undankbarkeit, mit denen Preußen seine Großmuth vergolten habe, und brach in so harte Worte aus, daß Haugwitz selbst dagegen Einspruch erhob und ihn an seine Schönbrunner Zusagen erinnerte. Darauf stimmte der Kaiser wirklich einen gemäßigteren Ton an. „Sie, Graf Haugwitz, achte ich, fuhr er fort, aber ich will nicht mit mir spielen lassen. Wer hat je gesehen, daß man einem Vertrage bei der Ratification Zusätze anhängt, die ihn wesentlich verändern? Sie sind ein ehrlicher Mann, aber Sie haben keinen Credit mehr in Berlin. Hardenberg, der sich England verkauft hat, und Andere treiben ihr Spiel mit Ihnen. Einige Unsinne drängen Ihren König zum Kriege. Er selbst will den Frieden, läßt sich aber fortreißen. Ich sage es Ihnen, Graf Haugwitz, es nimmt ein schlechtes Ende."

Hiermit schlossen die persönlichen Verhandlungen, auf die man so viel Hoffnung gesetzt hatte, und Haugwitz wurde an Talleyrand gewiesen. Seine Eröffnungen lauteten: „daß, da der Vertrag vom 15ten Dezember in der bestimmten Frist nicht ratificirt worden, der Ausdruck „Ratification“ aber auf ein Verfahren keine Anwendung leide, welches wesentliche Punkte einer Uebereinkunft verleihe und die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen dem Zufall überlasse, der Kaiser ihn nicht als vorhanden betrachte und einen anderen auszuarbeiten befohlen habe.“ Dieser wurde auch bald übergeben und enthielt wesentliche Aenderungen zum Nachtheile Preußens. Die Entschädigung durch Abtretung eines Gebietes von 20,000 Einwohnern für Anspach fiel weg; doch dies war auch das Geringste, denn Preußen sollte sich verpflichten, dem Handel und der Flagge Englands die Mündungen der Elbe und Weser, so wie alle Häfen des Königreiches bis zum Frieden zu schließen — was nicht nur mit den bestimmten Gelassen der preussischen Regierung vom 26ten Januar im schroffsten Widerspruche stand, sondern auch für die ganze preussische Monarchie die allertraurigsten Folgen in kürzester Frist herbeiziehen mußte, und dem Grafen Haugwitz ward eröffnet, daß im Falle seiner Weigerung sogleich die französischen Armeen gegen Preußen marschiren würden.

Haugwitz unterzeichnete, Lucchesini brachte den Vertrag nach Berlin; Talleyrand schrieb an Lasforest: „der Graf Haugwitz hat die Fehler seiner Regierung noch einmal gut gemacht; aber die 45,000 Mann, welche der Marschall Mureau unter sich hat, und die Armee unter Bernabotte werden Deutschland nicht eher verlassen, als bis der Vertrag ratificirt und vollständig zur Ausführung gebracht ist.“

Schon vorher hatte Bernabotte die Markgrafschaft Anspach für Bayern in Besitz genommen und ebenfalls die preussische Besatzung in Wesel so ungestüm gebrängt, daß sie Kriegs- und Mundvorräthe zurücklassen und in den benachbarten Dörfern Quartier nehmen mußte, weil man nicht einmal zum geregelten Abmarsch Zeit ließ. Preußen war durch diesen Vertrag zu einem Vasallenstaate Frankreichs herabgesunken.

Die nächste Folge dieses traurigen Vertrages war ein höchst verderblicher Bruch mit England, wo man nicht so willig, wie ehemals, diese Verwahrung Hannovers ertragen wollte. Auch verordnete der Graf Schulenburg die Sperrung der Häfen und Flüsse und errichtete Batterien in Cuxhaven. Am 4ten April machte der preussische Gesandte in London darüber die Anzeige: „der König hätte bis zum Ausbruche des letzten Krieges die Ruhe der Monarchie und ihrer Nachbarn auf Grundlagen befestigen können, welchen alle Höfe ihren Beifall gegeben haben würden; er habe dies auch nach den Ereignissen des Krieges noch gewollt, aber dazu nicht mehr die Wahl der Mittel gehabt. Diese Sache koste dem Könige empfindliche Opfer. Die Opfer des Hauses Hannover seien dem Gange des Königs fremd und seit langer Zeit die unvermeidliche Folge eines Krieges, dessen Ausbruch durch seine verständliche Politik nicht zu verhindern gewesen, und welcher leicht noch schlimmere Folgen hätte nachziehen können.“

Es war natürlich, daß auf eine solche Erklärung der englische Gesandte sofort aus Berlin abgerufen, die Mündungen der Ems, Weser, Elbe und Trave gesperrt und Kaperbrieve gegen preussische Schiffe ausgegeben wurden. Auf eine Botschaft des Königs von England vom 21sten April an das Parlament erschollen hier die heftigsten Anklagen gegen Preußen, und bald darauf wurde der Krieg feierlich erklärt. Natürlich litt der bisher so ungestörte Handel Preußens um so größeren Schaden, da der Handelsstand, wie wir wissen, die positivsten Versicherungen von den friedlichen Aussichten durch offizielle Mittheilungen der Regierung empfangen hatte.

Zur Vermehrung der Besorgniß und Beschämung erfuhr man bald darauf, daß alle bisherigen Opfer nicht einmal die Stimmung des französischen Herrschers günstiger gemacht hätten. Preußen jeglichen Schein der Selbstständigkeit zu rauben, war Napoleon's Aufgabe. Auf die Veröffentlichung des Hardenbergischen Schreibens vom 22sten Dezember von englischer Seite las man einen Artikel im *Moniteur*: „Hardenberg habe gegen die Gewohnheit des preussischen Geschäftsganges dieses Schreiben im eigenen, anstatt im Namen des Königs erlassen; die Worte

enthaltene Ehrenkränkung für den Charakter dieses Monarchen, daß derselbe den zu Wien geschlossenen Traktat nur deshalb vor dem Preßburger Frieden unterzeichnet habe, um sich Mittel zu Täuschungen zu verschaffen, könne die Rechtmäßigkeit des Königs nicht treffen, sondern dieser Gedanke entehre einzig den Minister, welcher so niedrig denke. Es sei ohne Beispiel in der Geschichte der Nationen, daß eine Regierung ihre Freunde so aufopfere, wie jetzt die englische mit den Leuten mache, die ihr Gewissen und ihren Souverän verrathen hatten, um ihr zu dienen. Dergestalt sei Herr von Hardenberg wohl belohnt dafür, daß er sich den ewigen Feinden des Continentes preisgegeben.“ Hardenberg entschuldigte sich vor der Doffentlichkeit vollkommen genügend, allein dessenungeachtet sah sich der König, wenn er den schwer erkauften Frieden bewahren wollte, zu seiner Entlassung genöthigt. Er erhielt, wie früher Haugwitz, unbestimmten Urlaub, und dieser trat an seine Stelle.

Es lag Napoleon daran, um leichter seine Pläne auszuführen, den König von jedem einsichtsvollen und kräftigen Rathgeber zu entfernen. Er antwortete auf die Briefe des Königs nicht, machte ihm nicht nur keine Mittheilung von seiner Absicht, die Republik Holland in ein Königreich unter der Herrschaft seines Bruders Ludwig zu verwandeln, was am 5ten Juni geschah, sondern ließ diese Bestimmung zuerst im Moniteur und dann erst durch amtliche Schreiben bekannt machen. Außerdem wurden ohne vorgängige Verständigung mit Preußen die Abteien Aken, Effen und Werden, als zu Cleve gehörig, zum Großherzogthum Berg geschlagen und dem Schwager des Kaisers, Murat, zugewiesen. Trotz der preußischen Reklamationen entschied Napoleon gebieterisch für den Großherzog.

Nicht minder willkürlich waren die Neugestaltungen in Deutschland. Am 1sten August überraschte der französische Geschäftsträger Bacher zu Regensburg den Reichstag mit der Erklärung, daß eine Anzahl deutscher Fürsten in Erwägung der faktischen Auflösung des Reiches den Beschluß eines Bundes unter des Kaisers der Franzosen Protektorat gefaßt; der Kaiser und König erklärte daher: „daß er nicht mehr das Dasein der deutschen Verfassung, wohl aber die volle und unbedingte Souveränität jedes der Fürsten, aus dessen Staaten jetzt Deutschland bestehe, anerkenne und mit ihnen dieselben Verhältnisse, wie mit anderen unabhängigen Mächten Europas unterhalten wolle; er habe den Titel eines Protektors des rheinischen Bundes angenommen, lediglich in friedlichen Absichten, um durch beständige Vermittelung zwischen dem Schwächeren und Stärkeren jeder Art von Uneinigkeit und Unruhe vorzubeugen.“

Durch die am 12ten Juli in Paris vollzogene Conföderationsakte des Rheinbundes (denn diesen Namen führte der Bund) waren alle bisher gültigen Reichsgesetze bis auf den Deputationsregreß von 1803 aufgehoben; Baden und Hessen-Darmstadt hießen Großherzogthümer, der Kurerzkanzler Primas einer Bundesversammlung, die in Frankfurt ihren Sitz haben sollte. Viele der

kleineren Reichsfürstentümer, deren Gebiet zwischen den Bundesgliedern lag, so wie die Reichsritterschaft, wurden dieser neuen Souveränen-Hoheit untergeben, und letztere dahin bestimmt, daß sie Gesetzgebung, oberste Gerichtsbarkeit, Oberpolizei, Militärconscription und Abgabewesen in ihrer Person vereinigten. Die alten ständischen Einrichtungen waren durch solchen Nachspruch abgeschafft. Auch die alte Stadt Nürnberg verlor ihre Unmittelbarkeit und ward dem König von Baiern zuertheilt. Um dem Bunde auch eine militärische Wichtigkeit zu geben, bestimmte man die Contingente für Kriegsfälle. Frankreich stellte 200,000 Mann, Baiern 20,000, Würtemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Hessen-Darmstadt 4000, die übrigen zusammen 4000 Mann.

Franz II., ohne Mittel, dieser grenzenlosen Willkür entgegenzutreten, zog wenigstens den Vortheil aus derselben, daß er die für ihn nothwendig gemachte Enthebung der bisherigen Reichsmitglieder von ihren Pflichten gegen ihn dazu benutzte, sich seinerseits der aus seiner Stellung zum Reiche entspringenden Verpflichtungen zu entheben und seine deutschen Länder zu dem österreichischen Staatshörper zu ziehen. Er behielt jetzt nur noch den Titel eines Kaisers von Oestreich. Diese Erklärung erfolgte am 6ten August 1806.

Das preussische Cabinet stellte sich dieser Begebenheit gegenüber anders, wie es ja auch in der Natur der Sache lag, da seit dem Fürstenbunde hier auf Lösung der bisherigen Verhältnisse hingearbeitet war, freilich nur, um Preußen, nicht einen anderen Staat, an die Spitze der Angelegenheiten zu stellen. Napoleon wußte diesem Wunsche wenigstens einige Nahrung zu geben, um sicherer sein eigenes Ziel zu erreichen. Man schmeichelte Preußen mit der freigewordenen Kaiserkrone und einem Protectorate über den Norden Deutschlands, wie dieses ja schon factisch von dem Frieden von Basel bis zu dem von Amiens stattgefunden hatte. Gegen das Ende des Monats Juli theilte Rasoreff dem preussischen Kabinette mit, indem er den Rheinbund als eine nothwendige Vervollständigung des Preßburger Friedens darstellte: „dem König von Preußen werde es von seinem Hofe aus vollkommen freigelassen, einen nordischen Bund in Deutschland abzuschließen, der Kaiser werde demselben kein Hinderniß entgegensetzen.“

Haugwitz, auch jetzt noch voll Zutrauen auf die freundliche Gefinnung des Kaisers, schrieb um diese Zeit von Berlin aus: „Auch wir werden unseren Bund haben; die Minister berathschlagen in diesem Augenblicke über die Bedingungen, unter welchen sich die deutschen Staaten an Preußen anschließen werden. Hessen-Cassel ist schon bereit, man erwarte jeden Tag einen Abgeordneten von Sachsen.“ Allein auch dies war nur eine eitle Lockspeise; das französische Cabinet arbeitete in Sachsen, wie in Cassel, nach Kräften den Wünschen Preußens entgegen; ja man soll dem Kurfürsten von Hessen-Cassel mit dem Verluste von Hanau gedroht haben, im Falle er dem nordischen Bunde beitrete. An die Hansestädte erging sogar ein bestimmtes Verbot dagegen.

Zu derselben Zeit hatte Preußen aber noch einen größeren Schimpf zu erdulden. Seit der Mitte des Juni hatten durch Vermittelung des in französischer Gefangenschaft befindlichen Lord Dartmouth Friedensunterhandlungen mit England begonnen. Als eine unerläßliche Vorbedingung hatte dieser die Rückgabe des Kurfürstenthums Hannover verlangt. Auch Malta und das Cap der guten Hoffnung wollte England unbedingt behalten. Napoleon willigte in letzteres, nur Sicilien, welches damals fast ganz von den Engländern abhängig war, sollten sie räumen. „Hannover, lautete es, sollte keine Schwierigkeit machen,“ obschon zu derselben Zeit dem Grafen Haugwitz mitgetheilt wurde: „England verlange die Rückgabe Hannovers, die er nie bewilligen werde. Nur durch einen kräftigen Krieg könne es erreicht werden, annehmlichere Bedingungen zu stellen; Preußen solle sich deshalb darauf vorbereiten.“

Nichtsdestoweniger war es dem Kaiser mit diesem Anerbieten völlig Ernst, denn er verlangte von England nur Geheimhaltung des Artikels über die Rückgabe, versicherte sogar, wie wir schon oben gesehen, auf Englands Wunsch, daß nicht die Hansestädte, sondern die unbedeutenden Gebiete von Fulda, Hoya u. s. w. die beabsichtigte Entschädigung bilden würden. Napoleon glaubte um so rücksichtsloser gegen Preußen verfahren zu können, da er in der Mitte des Juli einen ursprünglich von Preußen vermittelten Vertrag mit Rußland abschloß, nach welchem der Kaiser Alexander seine Zustimmung gab, daß Catta den Franzosen übergeben und in geheimen Artikeln für sie günstige Bedingungen in Betreff Siciliens festgestellt, auch Friede zwischen Preußen und Schweden vermittelt würde, doch ohne daß letzteres Schwedisch-Pommern verlore — also auch hier so viel als möglich zum Schaden für Preußen.

Und während so Napoleon gegen Preußen jede Art von Treulosigkeit und schwachvoller Beleidigung ohne Rückhalt ausübte, langte die Nachricht in Berlin an, der Marschall Bernadotte habe am 28ten Juli Nürnberg besetzt, und Truppenmassen sammelten sich in dem Großherzogthum Berg. Gerüchte verbreiteten sich, Baireuth solle an Baiern, Ostfriesland an Holland, Münster an den Großherzog von Berg gegeben werden. Preußen schien zur Theilung bestimmt.

Daß sich Napoleon nach Allem, was er gegen Preußen gethan, auf einen Krieg gefaßt machte, ist leicht zu begreifen, und demnach jenes Gerücht gewiß nicht ganz unbegründet. Länger dem Treiben ohne Sicherheitsmaßregeln zuzusehen, wäre das Uebermaß der Thorheit gewesen; daher dachte man an Bewaffnung. Am 9ten August wurde provisorisch die Ordre dazu gegeben.

An diesem Tage nämlich langte ein Schreiben des Marquis Lucchesini in Berlin an, in welchem nicht nur die ganz richtige Nachricht, daß Napoleon den Engländern Hannover angeboten habe, zwar als wenig glaubwürdiges Gerücht, sondern auch die gewiß erbichtete, daß Alexander um den Preis des preussischen Polens sich mit Napoleon gegen Preußen einigen würde, als sehr

Bedenklich dargestellt und der Rath gegeben wurde, der König möge unverzüglich nach Petersburg eilen und das drohende Gewitter beschwichtigen. Wahr daran mochte sein, daß Napoleon solches Angebot gestellt, gewiß nicht, daß Alexander darauf eingegangen war. Ungefähr acht Tage später machte sogar die Petersburger Hofzeitung bekannt, der Kaiser habe den vom Staatsrathe Dubril in Paris geschlossenen Vertrag mit seiner Würde, den Verbindlichkeiten gegen seine Allirten, der Sicherheit seiner eigenen Unterthanen und der allgemeinen Ruhe von Europa nicht in Uebereinstimmung gefunden und deshalb demselben seine Bestätigung versagt. Das brittische Kabinet hatte schon früher wegen der Bestimmungen über Sicilien die Unterhandlungen abgebrochen.

Von da an athmete man in Berlin nur Krieg, denn Haugwitz hatte alles Ansehen mit vollem Rechte, nur viel zu spät, verloren; der König war von seinen Gegnern, vor allen Prinz Ludwig Ferdinand, zu dem nothwendigen Beschlusse mit fortgerissen. Es fehlte nicht an geräuschvollen Demonstrationen. Nicht nur der Pöbel erhob Lärm vor den Thüren des verhassten Friedenspredigers, sondern die jüngeren Offiziere der Besatzung weßten ihre Pallasse auf der Schwelle des Kabinetministers, und in dem Schauspielhause erhob sich ein patriotischer Jubelsturm bei den schönen Versen aus der Jungfrau von Orleans:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,  
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.  
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht  
Ihr Alles setzt an ihre Ehre.“

Das Wuthgeschrei nach Waffen mehrte sich noch, als zu gleicher Zeit die Kunde von der Hinrichtung des Buchhändlers Palm erscholl; denn nicht nur politische Freiheit, sondern auch Gesetz und bürgerliche Sicherheit sollte in Deutschland verschwinden. Die Generale Müchel und Blücher drangen darauf, man solle das Heer schleunigst in's Feld führen, ehe die Franzosen ihre volle Stärke erlangt und den Kaiser an ihrer Spitze hätten; denn da die Verzweiflung zum Kriege treibe, müsse man ihn auch wie Verzweifelte führen und wie der Blitz auf den Gegner fallen. Eine solche Auffassung der Dinge, offenbar die richtige, war aber nicht nach dem Sinne des Königs, der immer noch nicht alle Hoffnung, den Sturm zu beschwichtigen, verloren hatte. Lucchefini wurde zwar abgerufen, aber der General von Knobelsdorf, einer der eifrigsten Förderer des französischen Bündnisses, und deshalb, wie man meinte, zu einer solchen Mission ganz geeignet, nach Paris gesandt. Auch war die Sprache Napoleon's gegen diesen Botschafter gemäßigt genug.

Als Knobelsdorf nebst dem Marquis vor ihm am 7ten September erschien, um sein Beglaubigungsschreiben zu übergeben, sagte er: „wenn für ihn die Nothwendigkeit eintrete, mit den preußischen Heeren zusammenzutreffen, so sei er entschlossen, aus Achtung für dieselben, sie mit überlegenen Kräften anzugreifen. Er würde Alles aufbieten, um sich den Sieg zu sichern, ehe ihn die

Vereinigung der russischen Armee und die Hülfleistung Englands blutiger und die nicht aufrichtige Neutralität Oestreichs zweifelhaft machte. Er gestehe, daß er England wirklich versprochen habe, die Rückgabe Hannovers zu verbürgen, er würde aber, bevor er den Frieden unterzeichnet, dem Könige seine Verlegenheit angezeigt und sich mit ihm verständigt haben, um ihn für seinen Verlaß zu entschädigen. Er sei bereit, seine Bewegungen ganz nach denen Preußens zu richten. Wenn der König seine Truppen in die Friedensquartiere zurückkehren lasse, so wolle auch er die seinigen aus Westphalen und von der Grenze Hollands zurückziehen." Aehnlich sprach sich Napoleon auch an den folgenden Tagen aus und ermächtigte Talleyrand zu gleichlautenden diplomatischen Mittheilungen.

Diese im Verhältniß gemäßigten Aeußerungen erwiesen hinreichend, wie sehr Napoleon einen sofortigen und verzweifelten Losbruch Preußens fürchtete, und wohlberechnet war deshalb seine Absicht, den König, dessen Eigenthümlichkeiten er in dieser Beziehung genau kannte, von schnellen Maßregeln abzuhalten. Seine Kriegsrüstungen waren noch nicht auf den gewünschten Punkt gebiechen, denn ein bedeutender Theil der Truppen, welche die große Armee bilden sollten, befand sich zerstreut in Baiern und Franken, ja andere hatten noch nicht den Rhein erreicht. Bei lebhaftem Vordringen wäre der Kurfürst von Hessen mit seinem 20,000 Mann starken Heere eine wesentliche Verstärkung gewesen, und unberechenbar, welche Bewegungen ein erster glücklicher Erfolg der preussischen Waffen in Deutschland hervorgerufen haben würde.

Andererseits war nicht zu verkennen, daß sich Preußen in einer sehr ungünstigen Lage befand, da es durch sein Benehmen gegen das Ende des vorigen Jahres die Höfe von Wien, Petersburg und London entfremdet, zum Theil sogar verfeindet hatte; man traute von dort aus Preußens Versicherungen nicht mehr, da die Erfahrung in Betreff des Vertrages vom 3ten November gegen seine Zuverlässigkeit sprach.

Hardenberg befand sich auf einer politischen Sendung nach Wien, theils um das dortige Kabinet auszuforschen, mehr aber wohl noch, um einen Anknüpfungspunkt mit England zu finden. Er trat auch hier mit dem brittischen Gesandten, Sir R. Adair, in unmittelbare Unterhandlung. Man verständigte sich bald, daß Hannover keinen wesentlichen Streitpunkt geben sollte; aber Sir R. Adair verlangte vor Allem, es müsse die Unterhandlung der bisher am Berliner Hofe herrschenden Partei vollkommen fremd bleiben, weil man sonst im Augenblicke der Entscheidung ein neues Abspringen erwarten mußte.

Man ward einig, den Vertrag vom 3ten November als Basis zu nehmen und nach ihm über die auf dem damaligen status quo zu berechnenden Gebietsverhältnisse Preußens und die in Erwähnung gebrachten Subsidien zu unterhandeln. Auch in London selbst waren Unterhandlungen angeknüpft. Lord Morpeth erschien als brittischer Gesandter in Berlin, traf jedoch den Hof nicht mehr, da Alles sich zum Heere begeben hatte. Es heißt, der brittische Gesandte

habe dahin folgen wollen, sei aber durch den Minister zurückgehalten worden, und zwar nach der Auslegung sonst eingeweihter Männer, um eine Siegesnachricht abzuwarten, und dann mit Selbstvertrauen für den Besitz Hannovers ein anderes Ausgleichungsmittel anbieten zu können. Eine unglückliche Nachahmung des Verfahrens, welches Napoleon ein Jahr zuvor in Röhren mit so großem Vortheile für sich angewendet hatte.

Auch mit Rußland wurde gezögert. Erst am 18ten September, als die Berichte von der Sendung Knobelsdorfs in Berlin anlangten, ging der Graf von Finkenstein dahin ab. Der Abgesandte konnte mit der Aufnahme zufrieden sein, da ihm der Kaiser sofort ein auserlesenes Heer von 70,000 Mann zu voller Verfügung zusagte; doch vor November konnten diese Truppen wegen der unermesslichen Entfernung nicht auf dem Kriegsschauplatz anlangen.

Jetzt zeigte sich, was man durch das Zögern verloren hatte. Der einzige Staat, welcher schnelle und nachdrückliche Hülfe gewähren konnte, war Oestreich; allein hier war man aus vielfachen Gründen zu keiner Theilnahme für Preußen geneigt. Nicht mit Unrecht herrschte Mißstimmung wegen der Haugwitzschen Sendung vom Dezember 1805; außerdem wünschte Oestreich weniger als irgend ein anderer Staat, daß Preußen durch den Besitz Hannovers eine so unbedingte Herrschaft in Norddeutschland erlange, und doch schien der Kampf ausdrücklich über diesen Gegenstand jetzt zu entbrennen. So erhielt denn der mit einem besonderen Auftrage nach Wien gesendete Graf von Finkenstein eine ablehnende Antwort. Ueberdies hatte sich der Erzherzog Karl entschieden gegen den Wiederbeginn eines Krieges mit Frankreich erklärt. Graf Stadion, damals der Lenker des Cabinettes, eröffnete dem Abgesandten, es ließe der erschöppte Zustand Oestreichs kein anderes System, als das einer bewaffneten Neutralität zu.

Auch Napoleon hatte in Wien um ein Bündniß geworben, doch ebenfalls ohne Billigung des Hofes, weil man dadurch in einen Krieg mit Rußland gestürzt werden würde, und so hatte er Selbstbeherrschung genug, um sich mit dieser Entschuldigung zu begnügen, damit er seinem Gegner durch unzeitige Empfindlichkeit nicht einen Bundesgenossen zudränge. Er war ganz zufrieden, daß der Graf Stadion in Rundschreiben den Willen des Kaisers bei allen Oestreichischen Gesandtschaften kund machte, Oestreich würde in dem bevorstehenden Kriege die strengste Neutralität bewahren und nur zur Sicherung derselben ein Beobachtungs-Corps in Böhmen aufstellen.

So sah sich Preußen für's Erste ganz allein auf seine Kräfte angewiesen, außer etwa Sachsen und Kurhessen, mit denen man ja wegen eines nordischen Bundes in Unterhandlung getreten war. Auch hier fand man sich getäuscht. Der Kurfürst, nach Allem, was bisher von ihm bekannt vorlag, gut preussisch gesinnt, auch mit der Würde eines preussischen Feldmarschalls bekleidet, verweigerte plötzlich dem von seinem Minister schon mit Preußen abgeschlossenen Bundesvertrage die Ratification, erklärte sich, weil sein Gebiet schon von



mehreren Seiten durch französische Truppen umgeben sei, für neutral, mit der Bemerkung, daß er erst dann seiner Neigung für Preußen werde folgen können, wenn ihn ein Sieg desselben gegen alle schweren Folgen eines Beschlusses sicher stellen würde, gewiß eine Politik, durch welche er unter allen Umständen in eine nachtheilige Stellung gerathen mußte. Der Kurfürst von Sachsen, den nicht einmal die traditionelle Politik auf ein Bündniß so ernster Natur mit Preußen, aus dem auch nur für dieses Vortheil entspringen durfte, hinwies, konnte, da er sich nicht in einer so bedrängten Lage, wie der Kurfürst von Hessen befand, nicht fähig ganz von seinen Verpflichtungen loskommen, weil sein Gebiet im Besiß preussischer Truppen war und die seinigen schon dem Oberbefehle des Fürsten von Hohenlohe untergeben standen. Jedoch hatte er in Paris die Anzeige gemacht, daß dieser Anschluß seiner Truppen nur unter der Bedingung stattgefunden, die Grenzen seines Landes nicht zu überschreiten; es sei den sächsischen Generalen Befehl gegeben, sich von den Preußen zu trennen, sobald diese angriffsweise gegen die Franzosen verführten. Dies waren Preußens deutsche Bundesgenossen, während die Fürsten des Rheinbundes, ja das zweimal von Preußen gerettete Baiern, ihre Contingente ohne irgend einen Vorbehalt zur vollen Verfügung des Kaisers der Franzosen stellten. Und doch blieb für Preußen keine Wahl, es mußte kämpfen, selbst wenn jede Aussicht auf Erfolg verschwunden war.

Um eine noch genauere Schilderung von der Stimmung, die selbst in den höchsten Kreisen herrschte, zu geben, wollen wir hier einige Stellen aus einer Denkschrift, welche Johannes von Müller auf Anforderung des Prinzen Ludwig Ferdinand verfaßt, und außer jenem noch die Brüder des Königs, der Prinz von Oranien, der Minister Stein und die Generale Rüchel und Blücher unterzeichnet hatten, anführen. In ihr wurde Haugwitz als der böse Genius für Preußen bezeichnet. „Ew. K. Majestät, heißt es darin, werden bemerkt haben, und wir können alle Derselben auf das Aeuferste versichern, daß alle preussischen Völkerschaften und alle Corps der Armee in voller Begeisterung dazu bereit sind, für die Ehre Ew. Majestät, für die Fortdauer des glorreichen preussischen Thrones und Ihres Hauses und für die fernere Glückseligkeit und Freiheit des gemeinschaftlichen Vaterlandes Alles zu wagen und auch das Leben freudig hinzugeben. Mit Unruhe denkt man sich die Möglichkeit, auch diese Nationalanstrengung (zum zweiten Male war die kostspielige Rüstung bewerkstelligt), diesen großen Aufwand, diese allgemeine Erwartung durch die Leichtgläubigkeit oder Heuchelei eines anderen Unterhändlers und eben desselben Cabinets getäuscht und vereitelt zu sehen. Bedenkliche Folgen für die innere Ruhe der Monarchie lassen sich eher mit Schrecken voraussehen, als in ihrer weitreichenden Consequenz ermessen. Dieser wichtigste Punkt lähmt die Zuversicht und schwächt die Hoffnungen, nimmt den Muth und läßt (werde es Krieg oder Friede) das Aeuferste fürchten. Und das ist, worüber wir Ew. Majestät unsere Betrachtungen mitzutheilen für pflichtmäßig halten, da Allerhöchst. Die

selben aus mancherlei Gründen nicht so genau, wie wir, davon unterrichtet seyn können.“

„Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Cabinet Curer Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist. Das Cabinet, welches nach und nach zwischen Curer Majestät und das Ministerium sich so eingebrängt hat, daß Jedermann weiß, es geschehe Alles durch drei oder vier Männer, hat besonders in Staatsfachen alles Zutrauen längst eingebüßt. Aller freche Mißbrauch, welchen Bonaparte von der Friedensliebe Curer Majestät gemacht hat, wird ihnen zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung. Dies wollen wir ununtersucht lassen, denn auch Vorurtheile und andere persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu eben so schlechten Handlungen verleiten, wie das Geld. Genug, die allgemeine und auf notorische Thatfachen begründete Ueberzeugung ist, daß es mit Bonaparte auf alle Weise colludirt, und entweder den Frieden durch schändliche Nachgiebigkeit erkaufen oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln ergreifen, oder, wenn Curer Majestät kräftige vorschreiben und ehrenvolle Generale sie auch herzhast ausführen wollen, dieselben lähmen, wo nicht verrathen, und hierdurch über Curer Majestät, über Dero ganzes Haus und getreue Unterthanen das äußerste Unglück bringen wird. In allem Diesem, gestehen wir es, ist unsere Besorgniß von der des Heeres und des Publikums nicht zu unterscheiden. Wir wollen aber jetzt nicht hiervon sprechen, sondern von der äußersten Nothwendigkeit, in der Zeit einer solchen fürchterlichen Krisis, wo es um Curer Majestät Thron oder Glück Ihres Hauses und unser Aller Existenz zu thun ist, alle Anlässe des Mißtrauens zu entfernen, auf daß Jeder muthvoll seine Pflicht erfüllen könne.“

„Curer Majestät haben in Dero Staate eine Menge der geschicktesten Männer, durch welche diese wenigen, deren Entfernung nöthig ist, gar leicht ersetzt werden können. Es ist sogar leicht möglich, den ganzen Gang der Geschäfte zu erleichtern und zu simplifiziren. Aber die Hauptsache ist, daß nur durch die Entfernung des Cabinetsministers, Grafen von Haugwitz, und der beiden Cabinetsräthe, Beyme und Lombard, Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in den Gemüthern und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sachen zu erzielen möglich ist. Wenn Bonaparte Curer Königliche Majestät von besseren Rathgebern umgeben sieht, so wird er solideren Frieden machen und ihn halten, oder man wird Curer Majestät Reich und Würde gegen ihn zu behaupten wissen. Die Welt ist voll der bereitwilligsten Mitirten, die Furcht nur, durch das Cabinet an Bonaparte verrathen zu werden, ist seit mehreren Jahren das einzige Hinderniß, welches viele abgehalten hat, Curer Majestät ihre Gesinnungen mit dem Vertrauen zu entdecken, wozu Höchstbero persönliche Wiederkeit sonst so einladend gewesen wäre. Selbst über Hannover ist eine Ueberwindung mit England nur dann möglich, wenn die Ursachen des Mißtrauens entfernt sind. In alle dem giebt es durchaus kein anderes Mittel, und wir

— 666 —

sind dermaßen davon überzeugt, daß bei dem allerwärmsten Willen, *Surer Majestät* aus allen Kräften zu dienen, wir gleichwohl fühlen, daß selbst unser Dienst nicht hinreichen würde, die besorglichen Uebel abzuwenden“ u. s. w.

Dieses Schreiben trifft allerdings den eigentlich wunden Fleck der damaligen preussischen Regierung. In Friedrich des Großen Hand war die Kabinettsregierung, Alles, von dem Größten bis zum Kleinsten, schnell und kräftig zur Ausführung zu bringen; allein es bedurfte auch eines Geistes, wie der seine war, der Alles durchdrang, Alles umfaßte, der von seinen Dienern nicht weiter wollte, noch bedurfte, als das Material, jeden Augenblick fertig und entschlossen, es zur Erreichung des Zieles anzuwenden. Seine Kabinettsräthe und Vertrauten waren Werkzeuge, die er, der Künstler, zu gebrauchen verstand, wo sie gerade nützlich waren; das Werk mußte stocken, sobald diese Werkzeuge ohne jenes belebende Princip wirken sollten. Friedrich's Regierungssystem, auf einen großen Charakter berechnet, war vortrefflich; verderblich, wenn nicht mehr ein solcher an der Spitze stand. Redlichkeit und guter Wille reichten hier nicht aus; deshalb ein Sturz, sobald der Sturm nahte, unvermeidlich.

In dem damaligen Drange der Umstände war es nicht Zeit, ein anderes System zu schaffen; selbst der Schritt der Prinzen und Hochwürdenträger in einem so gefahrvollen Augenblicke, wo nur eine feste Hand retten konnte, verwerflich. Daher nuzte auch eine Unterredung des Prinzen Wilhelm mit dem Könige einen Tag nach der Uebergabe jener Schrift, am 3ten September, nicht. Die Unterzeichner erhielten scharfe Berweise. Schon waren sie entschlossen, ihr Kriegsbefehlshaberstellen niederzulegen; doch welchen Eindruck hätte dies bei vor der blutigen Entscheidung gemacht? Sie fügten sich der königlichen Befehlung; das Heer marschirte, allein in welcher Stimmung und mit welchen Hoffnungen, das läßt sich leicht aus dem Gange der Verhältnisse ermessen.

Und dennoch war ein Erfolg so undenkbar nicht, wenn die größtentheils vortrefflichen Streitkräfte mit Einheit und Schnelligkeit geleitet worden wären. Allein gerade an einem Oberbefehl der Art mangelte es. Der Herzog von Braunschweig sollte diese Oberleitung führen und stand an der Spitze des Haupt-Corps, welches von Hannover her nach Thüringen zog. Doch neben ihm gab es noch zwei gesonderte Heeresabtheilungen, eine von dem Fürsten von Hohenlohe, der durch Sachsen heranmarschirte, eine dritte unter dem General Klüchel, einem Gegner des Herzogs von Braunschweig. Des Fürsten Stab wurde von dem Oberst Massenbach, einem Mann von Geist, doch ohne den richtigen praktischen Sinn, und zwar so geleitet, daß allen Maßregeln aus dem Hauptquartiere entgegengearbeitet wurde.

So stand es im preussischen Heere, während bei den Gegnern nur ein Wille, eine Einsicht herrschte, und jeder Befehl auf das Pünktlichste ausgeführt wurde. Dieser Umstand mußte entscheiden. Am 10ten Oktober kam es in den Saalfeldern zum ersten ernstlichen Zusammenstoß, bei welchem der Prinz Ludwig Ferdinand, da er, mehr durch ritterlichen Sinn, als Feldherrnklugheit geleitet,

bei Saalfeld ein weit überlegenes Corps der Feinde zurücktreiben wollte, in ehrenvollem Kampfe den Lob fand. An demselben Tage stand eine starke Abtheilung der besten preussischen Truppen unter dem Herzog von Weimar in der Nähe von Coburg; hier nutzlos, während sie einige Meilen davon den Ausschlag zum Siege hätten geben müssen.

Vier Tage nach diesem blutigen Zusammenstoße brach das Unheil in seiner ganzen Unermesslichkeit über Preußen herein. Der Herzog erwartete auf dem linken steilen Saalufser in einer von Scharnhorst als General-Quartiermeister ausgewählten Stellung den Feind, während andere preussische Truppenabtheilungen die Uebergänge des Flusses vertheidigen sollten. Das Hohenlohsische Corps schützte diese bei Jena nicht, und nahm gegen die Anordnung dort eine Schlacht an. Sie ging verloren, während getrennt von diesem Theile des preussischen Heeres der Herzog von Braunschweig bei Auerstädt geschlagen wurde.

Bald nach Beginn der Schlacht hatte die schwere Verwundung des Herzogs (ihn hatte ein unglücklicher Schuß des Gesichtes beraubt) die letzte Spur eines festen Planes beseitigt. Ob ein zeitiges Einschreiten der Reserve oder ein kräftiger Angriff der Reiterei das Unglück hätte verhüten können, wird wohl ein unentschiedener Punkt bleiben; kurz, die schöne preussische Armee, der Stolz und die Sicherheit des ehlen Fürstenhauses war zersprengt und aufgelöst, und bei dem jähen Schrecken, den dies in dem Maße völlig unerwartete Unglück hervorgerufen hatte, kaum eine theilweise Sammlung wieder möglich.

Eine Reihe der furchtbarsten Schicksalsschläge traf den unglücklichen Monarchen. Feldmarschall Möllendorf, der nach des Herzogs Verwundung den Oberbefehl übernommen, führte die flüchtigen Reste seines Heeres nach Erfurt; doch schon Tages darauf, am 15ten October, übergab der Commandant die Festung nebst allen, kaum geretteten Truppen als Kriegsgefangen. Zwei Tage später, am 17ten October, wurde der Prinz von Würtemberg, nachdem er es verdammt, sich rechtzeitig auf Magdeburg zurückzuziehen, bei Halle von dem Prinzen von Ponte-Corvo gänzlich geschlagen.

Der Fürst von Hohenlohe dagegen hatte Magdeburg wirklich erreicht, aber gegen die erlassenen Bestimmungen nichts zur Aufnahme an diesem wichtigen Orte, welcher Sammelplatz für die geschlagenen Truppen werden sollte, gefunden; er wendete sich daher nach Stettin. Nur durch den panischen Schrecken, welcher alle Führer erfaßt hatte, denn bei dem gemeinen Soldner fehlte es nicht einmal nach diesen grenzenlosen Unglücksfällen an Muth, läßt es sich erklären, daß keine ernstern Versuche, sich durch die schwachen Heeresabtheilungen des vielfach zersplitterten Gegners durchzuschlagen, gemacht wurden. Nichts davon geschah; bei Prenzlau streckte das Hohenlohsische Corps in Folge einer unwürdigen Capitulation, etwa noch 10,000 Mann stark, das Gewehr.

Unterdessen hatte der König den Weg nach der Ober genommen und in Küstrin die tief erschütterte Königin wiedergetroffen, die bis in die Nähe des Schlachtfeldes gefolgt war, um mit dem Gemahl die Gefahren des schweren Kampfes zu theilen. Friedrich Wilhelm war tief darnieder gebeugt, allein im Gegensatz gegen sein früheres Schwanken in den vorhergehenden politischen Wirren, fest entschlossen, bis zum letzten Athemzuge für Volk und Krone zu kämpfen, wenn nicht der Sieger der Stimme der Billigkeit Gehör geben würde. Anfangs schien Aussicht dazu vorhanden, da das preussische Heer zwar zersprengt, aber noch nicht ganz vernichtet war, starke Festungen, mit reichem Kriegsmaterial versehen, das Land zwischen Elbe und Oder deckten, und der Anmarsch der Russen die Erneuerung eines blutigen Kampfes in Aussicht stellte.

Preußen sollte seine Besitzungen zwischen Elbe und Rhein, mit Ausnahme des Herzogthums Magdeburg und der Altmark, abtreten und eine Kriegsteuer von 25 Millionen Thalern zahlen. Als aber die Nachricht von der Capitulation des Prinzen von Hohenlohe in Napoleon's Hauptquartier anlangte, und zugleich gemeldet wurde, daß die russischen Truppen erst in sehr geringer Zahl versammelt, die polnisch-preussischen Provinzen dagegen unter Leitung des Generals Dombrowski in vollem Aufstande wären, da brach er die Unterhandlungen ab, um die Betäubung des Gegners zu noch größeren Vortheilen zu benutzen. Seine Rechnung war leider nur zu richtig. Die Kriegsbefehlshaber, meistens alterschwache und vom ernstesten Dienste und Gefahr entwöhnte Greise, in der Meinung, es sei doch Alles verloren, und durch zeitige Unterwerfung wenigstens Schonung des unglücklichen Landes zu erreichen, übergaben feste und mit allem Bedarf wohl versehene Plätze, ohne nur einen Schuß fallen zu hören. So ergab sich Spandau am 25ten October, vier Tage darauf Stettin, ohne Zweifel auf den Eindruck der Breslauer Capitulation, am 31ten Küstrin.

Noch war Magdeburg übrig, dieses wichtige Bollwerk der preussischen Monarchie, mit unendlichen Vorräthen reich gefüllt und einer kriegsfähigen Besatzung von mehr als 20,000 Mann. Der Marschall Ney, mit einer höchstens gleichen Schaar, stand vor den weckläufigen Befestigungen, und zwar ohne Belagerungsgeschütz, und deshalb ohne alle Mittel, die Uebergabe zu erzwingen. Neunzehn Generale, an ihrer Spitze Kleist und Wartensleben, in Preußens Kriegsgeschichte nicht unbekannt Namen (doch freilich zählten sie zusammen 1300 Jahre), gehörten zur Besatzung — nichtsdestoweniger ergab sich diese Festung ersten Ranges, wie die übrigen, nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Verzweiflung der Vertheidiger, durch Erfüllung ihrer Pflicht dem aufgegebenen Staate irgend einen Dienst leisten zu können.

Die Friedenshoffnung war verschwunden, nur zu einem Waffenstillstande wollte sich Napoleon herbeilassen, und hart genug lauteten die Bedingungen; denn der König sollte als Unterpfand alles Gebiet am rechten Weichselufer bis zur Mündung des Bug, in Westpreußen Thorn, Graudenz und Danzig, in Schlessen das rechte Oberufer, am linken einen Abschnitt von Ohlau über

Zobten, Schweidnitz vorbei, und von da über Freiburg, Landsküt und Liebau bis nach Böhmen, nebst den Festungen Glogau und Breslau übergeben; in Ost- und Neu-Ostpreußen keine Truppen irgend einer der kriegführenden Parteien stehen lassen; zuletzt die Festungen Sameln und Rienburg räumen.

In Charlottenburg, denn am 25sten war Davoust schon in Berlin eingezogen, unterhandelte man über diesen schmachvollen Waffenstillstand. Die Bevollmächtigten hatten unterzeichnet, allein der König vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, der Monarchie, um deren Erhaltung Friedrich der Große sieben Jahre hindurch so unerhörten Unfällen getrotzt hatte, nach einer verlorenen Schlacht kleinmüthig den Rücken zuzuwenden. Auch von seinen Dienern dachten einzelne wenigstens eben so heldenmüthig. General Blücher, von drei Marschällen, dem Großherzoge von Berg, dem Prinzen von Ponte-Corvo und Soult, verfolgt, war durch Niedersachsen gezogen und hatte endlich nach ehrenvollem Kampfe von der Uebermacht erdrückt, die Capitulation von Katkau am 7ten November abgeschlossen. Der König, welcher nach dem Falle der Festungen Sameln, der Plassenburg und Rienburg vom 19ten bis 25sten November keine Truppen mehr westlich von der Oder besaß, zog sich auf die russischen Hülfsvölker zurück, von denen das Bennigsen'sche Corps, etwa 50,000 Mann stark, zur Deckung der Weichsel heranzog, während 40,000 Mann unter Buxhövden nach Südpreußen eilten, und bei Brzesk-Litewski in dem Gouvernement Grodno ein drittes Heer sich sammelte. Mit diesen bedeutenden Streitkräften vereint, konnten die Preußen dem durch Kampf, Märsche und nothwendige Zersplitterung bei der Besiznahme des Landes bedeutend geschwächten Hauptheere Napoleon's erfolgreichen Widerstand entgegensetzen.

Freilich waren die Mittel Napoleon's durch die Besiznahme der preussischen Provinzen wesentlich gewachsen, denn er neigte wenig zur Schonung und besaß in dem General-Intendanten Daru einen Mann, der sich auf die Mehrung der kaiserlichen Einkünfte verstand. Das Land war in der Civilverwaltung Friedrich's des Großen ebenso gelockert, als im Heerwesen. Sieben Minister leisteten ohne Bedenken dem Kaiser den Eid der Treue; letztere beruhte nur noch in der Form, das Wesen war leider entschwunden. Auch hier machten die selbstständigen Ehrenmänner nur die geringe Minorität aus.

Uebrigens entwickelte Napoleon eine außerordentliche Thätigkeit zur Fortsetzung des Krieges. Alle seine verfügbaren Truppen zogen heran; 80,000 Mann aus der Conscriptionsklasse von 1807 bildeten eine stets bereite Reserve, und durch den Eintritt Kurachsens und der herzoglichen Häuser in den Rheinbund wuchs auch hier seine Macht an Menschen und Kriegsmaterial (vom 11ten bis 15ten Dezember). Daher beschloß Napoleon, der leichteren Verpflegung seines Heeres wegen, da die Oder so rasch in seine Hände gefallen war, sich auch der Weichsellinie zu bemächtigen.

Von Danzig bis Thorn hielten preußische Truppen unter dem Oberbefehle des Generals P'Estocq das rechte Ufer dieses Stromes gedeckt. Bei Thorn, dem Hauptquartiere des Generals, versuchten die Franzosen den Uebergang; doch alle Anstrengungen des Marschalls Lannes scheiterten an dem unerschrockenen Muth des tapferen Veteranen.

Minder ernst und erfolgreich war der Widerstand von Seiten der Russen. Allerdings ließ sich der am 28ten November erfolgte Abzug aus dem unbesetzten Warschau militärisch rechtfertigen; daß aber der General Sedmorazki vier Tage darauf auch das besetzte Praga aus keinem anderen Grunde verließ, als weil er zur Jahresfeier der Schlacht von Austerlitz irgend einen feinen Streich des Feindes, und zu diesem Zwecke, was nur durch Verletzung des östreichischen Gebietes geschehen konnte, den Uebergang über die Weichsel bei Maiszower erwartete, ist unbegreiflich. Die Folge davon war, daß sich bald das ganze französische Heer auf dem rechten Weichselufer vermittelst einer Schiffbrücke bei Praga befand. Vielleicht hätte ein kräftiger Angriff Bennigsen's den Fehler vergütet, doch erfolgte er nicht; die Russen gingen zurück und veranlaßten hierdurch auch preußische Truppenbewegungen, in deren Folge der Marschall Key bei Podgorza die Weichsel überschritt.

Am demselben Tage, wo dieser Strom den Franzosen freigegeben wurde, am 3ten Dezember, erließ Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Westpreußen den bekannten Befehl an seine Armee, in welchem er seine Mißbilligung über die vielfach gezeigte unverantwortliche Schlassheit und Pflichtlosigkeit, so wie seinen festen Entschluß, den Kampf bis auf den letzten Blutstropfen durchzufechten, aussprach. Durch ihn wurden die Commandanten von Erfurt, Spandau und Magdeburg, nebst vielen Offizieren, ohne Abschied entlassen; der Commandant von Stettin infam kassirt, der von Küstrin sogar zum Tode durch die Kugel verurtheilt, und eine nähere Untersuchung des Benehmens der Generale und Offiziere bei den Kriegsvorfällen vom 14ten October vorbehalten. In Zukunft sollten die strengsten Maßregeln eintreten. Jede Feigheit wurde mit Cassation, jedes Verlassen der Pflicht mit Todesstrafe bedroht, dagegen dem Belohnungen zugesagt, der sich treu und tapfer im Kampfe erwies. Sogar den bisher herrschenden Standesunterschied hob die Kabinettsordre auf, und sicherte dem geringsten Gemeinen, gleich wie dem Fürsten, während der Dauer des Krieges gleichen Anspruch auf den Offizierrang.

Nach Schlessen, wo noch nicht Alles verloren war, wurde der General Graf von Müllen mit großer Vollmacht gesendet. Zwar fielen Glogau, Breslau und Brieg noch im Laufe des Dezembers, doch Schweidnitz erst am 17ten Januar 1807 nach einem dreitägigen Bombardement, und Keiße behauptete sich noch drei Monate. Glatz und Kosel wurden von dem Grafen von Müllen und dem Oberst Reumann bis zum Frieden siegreich vertheidigt.

Noch glänzender erwies es sich in Pommern und Preußen, daß die alte Tapferkeit des Volkes nicht geschwunden war. Vor Colberg scheiterten, obschon

der Befehlshaber selbst, Oberst von Loucabou, keinesweges den Zeiten entsprach, dennoch alle Anstrengungen der Franzosen an dem tapfern Widerstande der Garnison und der Beharrlichkeit der treuen Colberger, denen mit edler Hingebung der siebzigjährige Stadälteste Kettelbeck vorleuchtete. Ihm glorreich zur Seite stand der feste Parteigänger Lieutenant von Schill, der auf einem glücklichen Streifzuge den Marschall Viktor gefangen genommen hatte. Bald übernahm der Oberst Gneisenau, dessen ruhmvoller Mitwirkung Preußen später seine Wiedergeburt zu danken hatte, den Oberbefehl in der Stadt. Auch Danzig wurde von Kalkreuth mit großer Tapferkeit lange Zeit hindurch vertheidigt; Pillau blieb unbezwungen. Großen Ruhm erwarb der dreiund-siebzigjährige General von Courbière durch seine siegreiche Vertheidigung der wichtigen Festung Graudenz.

Das königliche Paar befand sich zum Beginn des Jahres 1807 in Königsberg; später wurde die Residenz nach Memel verlegt. Das große Unglück, von welchem es betroffen war, wurde einigermaßen wenigstens durch die unerschütterliche Stebe und treue Hingebung der, wie auch immer schwergebrückten Unterthanen in diesen Theilen der Monarchie gemildert. Auch viele von den eblen und kraftvollen Geistern scharten sich hier um den wackeren Fürsten. Dieser fühlte das Bedürfnis, in die Verwaltung der Angelegenheiten einen neuen Geist zu bringen. Der Versuch, den Minister Stein an die Spitze der Geschäfte zu stellen, mißlang, weil er in etwas schroffer Weise die Entfernung Beyme's und Lombard's von Neuem forderte. Der König sah ein Verfahren der Art als Insubordination an und entließ den ungestümen Mahner mit einer sehr ungnädigen Kabinettsordre.

Jetzt wendete man sich an Hardenberg. Auch er war ein Feind der Kabinettsregierung, ein Gegner der bisherigen leitenden Camarilla, aber nicht so schroff, als der choleriche Freiherr von Stein. Ihm glückte es am 18ten März. Die Minister Wos, Schrötter, Jastrow und Hardenberg bildeten einen Rath, in welchem über alle wichtigen Geschäfte entschieden wurde; Jastrow verwaltete das Auswärtige, Hardenberg blieb ohne Departement. Nun schloß man sich enger an Rußland, denn der Kaiser achtete den Minister Hardenberg und hätte auch gern den Freiherrn von Stein in dem Rathe des Königs gesehen; zu gleicher Zeit näherte man sich den Engländern.

Die Kriegereignisse hatten unterdessen wechselnden Erfolg geboten. Nach der unentschiedenen Schlacht von Pultusk, am 26ten Dezember, hatte Napoleon die Offensive nicht fortgesetzt. Erst im Februar geschah es, obgleich nicht mit günstigerem Erfolge, denn auch die Schlacht bei Preuß. Eylau, am 7ten und 8ten dieses Monats, gab keine Entscheidung, oder wenn eine, so war sie günstig für die Verbündeten, denen nach dem überaus blutigen zweitägigen Kampfe, taktisch genommen, der Sieg verblieb; die Verbündeten nahmen eine feste Stellung hinter dem Pregel; auch Napoleon mußte seinem erschöpften und gelichteten Heere Ruhe und Zeit zur Ergänzung gewähren; denn 30,000 Streiter



waren an diesen mörderischen Tagen gefallen, 50,000 verwundet; der größere Verlust war auf Seiten der Franzosen, denen L'Estocq durch seine Geschütze großen Schaden zugefügt hatte. Zehn Wochen lang blieben beide Heere, ohne bedeutende Bewegungen zu machen, einander gegenüber stehen. Napoleon wandte diese Ruhe in Bezug auf den großen Krieg zum lebhafteren Betrieb der Belagerung Danzigs an; auch capitulirte diese Festung, deren Besatzung von 22,000 Mann auf 9000 geschmolzen war, ehrenvoll am 24ten Mai, indem sie eben die Bedingungen erhielt, welche Kalkeuth 1793 den Franzosen in Mainz bewilligt hatte.

Sobald Haugwitz definitiv von der Seite des Königs entfernt und Hardenberg dem Wesen nach an seinen Platz getreten war, so wurde jeder Gedanke an eine Trennung von den Bundesgenossen und ein besonderer Frieden zurückgewiesen, da sich die treulose Gesinnung des kaiserlichen Cabinettes gegen Preußen zu deutlich herausgestellt hatte. Man dachte in Memel nicht nur an Kampf im Verein mit den Russen, sondern auch an selbstständiges Auftreten in den alten Provinzen im Verein mit den Engländern und Schweden von Stralsund aus. Nach und nach erwachte das Nationalgefühl in den besetzten preussischen Provinzen, wie auch in anderen deutschen Ländern. Man knirschte über die Fremdherrschaft und war geneigt, die Hand zur Abwerfung des lastenden Joches zu bieten. General Blücher, gegen den Marschall Viktor ausgewechselt, erbot sich zu dem Unternehmen.

Der erste Schritt, die Landung bei Stralsund mit 7000 Mann, gelang; allein gerade um diese Zeit hatte der König von Schweden, auf dessen ritterlichen Muth wenigstens, wenn auch nicht auf seine Einsicht, gerechnet worden war, einen Waffenstillstand mit den Franzosen abgeschlossen. Diese Fehlrechnung entmuthigte jedoch den tapferen Führer nicht. Sein Aufruf fand am linken Ufer nicht nur in den preussischen, sondern auch in den braunschweigischen und hessischen Ländern weithin Anklang; in Magdeburg war eine Verschwörung zum Ausbruch bereit; ein Subsidienvertrag mit England vermittelt; der König von Schweden kündigte endlich den Waffenstillstand auf — da erscholl vom Hauptscenaplatz des Krieges die Nachricht, daß Alles zu Gunsten der Franzosen entschieden, der Friede geschlossen sei.

Wie tapfer sich auch die Russen bei Bultusk und Gylau geschlagen hatten, so fehlte doch ihren Operationen aller Plan und Nachdruck. Wenigen hatte nichts von Bedeutung zur Rettung Danzigs gethan, als ein erster Angriff auf die französischen Linien an der Passarge mißglückt war. Im Anfang des Juni ergriff Napoleon die Offensive. Zehn Tage lang wurde mit Unerbittlichkeit an den Ufern der Passarge und des Karew gefochten, bis endlich die Schlacht von Friedland am 14ten Juni 1807 für Napoleon entschied. Uebermacht, durch geschickte Führung verstärkt, hatte den Sieg über die Tapferkeit errungen. Auch fehlte den Befehlshabern der Russen für die Sache das Herz. Man spricht von Intriguen Bennigsen's gegen die Fortsetzung

des Krieges schon zur Zeit, als Danzig belagert wurde; wie hatte man auch einen so wichtigen Punkt in dem Grade vernachlässigen können? Der Rückzug hinter den Niemen war schon vor der Schlacht bei Friedland beschlossene Sache. Alexander kannte die geheimen Triebfedern seiner Machthaber, wagte es aber nicht, scharf dazwischen zu greifen; ihm mochte das Andenken an seinen Vater zu deutlich vor der Seele schweben. Nach der Schlacht schien der Rückzug allerdings gerechtfertigt, denn Bennigsen hatte 15 bis 18,000 Mann und 80 Geschütze verloren.

Sieben Tage nach der Schlacht, am 21sten Juni, wurde ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Rußland, am 25sten mit Preußen abgeschlossen. Einen Tag darauf fand eine Zusammenkunft Napoleon's mit dem Könige statt, welcher, obschon es der übermüthige Sieger darauf abgesehen hatte, den Feind zu demüthigen, keinen Augenblick seine königliche Haltung in diesen Unglückstagen verlor. Auch die Königin erschien auf dieser ernstern Weltbühne in dem Hauptquartiere ihres Gemahls zu Wilkypöhlen, wo sie den Besuch des Kaisers der Franzosen empfing. Wenige Tage darauf fand ein Gastmahl für die hohen Personen bei dem Kaiser Alexander statt. Es heißt, die Königin Louise habe einige Versuche gemacht, im persönlichen Verkehr das Herz des stolzen Siegers zur Milde gegen Preußen zu stimmen, doch nur leere Galanterien und empfindliche Bemerkungen davon getragen, die nur dem ungroßmüthigen Sieger Unehre bringen konnten. Unter Anderem soll er in übermüthiger Weise die Königin gefragt haben: „Wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?“ Worauf sie nach dem Zeugniß Talleyrand's, der gewiß hier ein unverdächtiger Zeuge ist, eben so edel als geistreich geantwortet haben soll: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir uns anders getäuscht haben.“

Schnell war der Friede zwischen Napoleon und Alexander geschlossen, der Letztere von dem schlaun Gegner, der Rußlands freundschaftliche Stellung zu vernichtenden Schlägen gegen England ausbeuten wollte und stets die liebenswürdigste Seite bei diesen Zusammenkünften gegen ihn herauskehrte, gewonnen. Für Rußland brachte der Frieden von Tilsit, abgeschlossen am 7ten Juli, keinen Verlust, ja vielmehr Vortheil, da Napoleon dem jetzt gewonnenen neuen Freunde aus der preussischen Beute den Bezirk Białystok mit hundert Viertelmilen und etwa 200,000 Einwohnern zur Abrundung der polnischen Eroberungen aufdrang, ohne Zweifel, um Alexander seinem Bundesgenossen noch mehr zu entfremden, und die russische Hülfe in der öffentlichen Meinung herabzusetzen; denn er wußte auch seine scheinbaren Wohlthaten zu einer giftigen Waffe zu machen, wie wir dies in der hannoverschen Angelegenheit gesehen haben. Zur größeren Demüthigung Preußens schloß er nicht einmal mit dem Könige einen besonderen Frieden, da er formell nur mit Rußland verhandelte und auch in einem besonderen Artikel des Vertrages erwähnen ließ, daß er nur aus Achtung für den Kaiser aller Preußen und mit dem Wunsche, einen Beweis

von seinem aufrichtigen Verlangen nach einer Vereinigung der beiden Nationen zu liefern, in die Zurückgabe eines Theiles der eroberten Länder als russischer Bundesgenosse willige. Selbst den Königstitel, heißt es, habe Napoleon dem Uebertundenen nehmen wollen, und nur durch Alexander sei diese schmachvolle Bedingung aus dem Friedensentwurfe gestrichen. Napoleon verstand es, seine Gegner zu demüthigen und seine Freunde durch scheinbare Vergünstigungen an sich zu fesseln.

Durch den Tilfiter Frieden schien Friedrich des Großen herrliche Schöpfung zerfallen. Allen Besitz zwischen Elbe und Rhein, ohne Ausnahme, auch das wichtige Magdeburg, mußte Friedrich Wilhelm III. dem Kaiser Napoleon zu freier Verfügung abtreten, und außerdem den Cottbuser Kreis, nebst Allem, was seit 1772 in Polen erworben war. Die Stadt Danzig trat in ihre frühere Unabhängigkeit zurück. Der westliche Theil dieser Länder bildete den Kern des für den jüngsten Bruder des Kaisers, Hieronymus, errichteten Königreichs Westphalen; die polnischen Erwerbungen des neugeschaffenen Großherzogthums Warschau und der Cottbuser Kreis waren für den König von Sachsen bestimmt. Von 5800 Quadratmeilen blieben dem Könige nur 2618, von zehn Millionen Einwohnern fünf. Die Könige Joseph, Ludwig und Hieronymus, so wie den König von Sachsen als Großherzog von Warschau, mußte er anerkennen, dem Kaiser der Franzosen, so wie seinen Bundesgenossen den Durchzug durch seine Länder auf Militärstraßen gewähren, freie Schifffahrt und Handel auf der Weichsel, Neße und dem Bromberger Canal gestatten, und zum sicheren Ruin seines Landes den Engländern bis zum allgemeinen Frieden seine Häfen verschließen so wie dem verderblichen Kontinentalsysteme beitreten. Dazu wurde dem erschöpften und zerstückelten Lande eine Kriegsteuer von 154 Millionen Francs auferlegt; kurz, es schien, als ob es auf die gänzliche Zerstörung und Auflösung der preussischen Monarchie abgesehen sei.

Dennoch blieb das Gemüth des edlen Königs ungebeugt, seiner hohen Ahnen würdig, und der erste Gebrauch, den er von seiner Bestimmung über Land und Leute machte, war zur Freude aller Vaterlandsfreunde, daß er den Eintritt in den Rheinbund verweigerte und so wenigstens die Ehre seines souveränen Hauses nicht besleckte.

Am 24ten Juli entthob der König seine ehemaligen Unterthanen, die Polen, welche sich selbst aus dem Staatsverbande gelöst hatten, ausgenommen, durch ein von Memel datirtes Schreiben ihrer Unterthanenpflicht. „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, heißt es darin, meine Bestimmungen und die Begebenheiten der letzten Jahre. Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Nestes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt in die äußerste Grenze meines Reiches, und nachdem meine mächtigen Bundesgenossen selbst zum Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts mehr übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte, so wie ihn die Umstände vorschrieben, geschlossen

werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande schmerzliche Opfer auf. Was Jahrhunderte liebere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Reine und der Reinen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse euch aller Unterthanenpflicht gegen mein Haus. Unsere heißesten Wünsche für euer Wohl begleiten euch zu eurem neuen Landesherrn, und seid ihm, was ihr mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Reinen Herzen vertilgen.“

Von allen Seiten gingen die rührendsten Antworten auf diesen edlen, einfachen Abschied ein. Vor anderen zeichnete sich ein Schreiben westphälischer Bauern durch den Ausdruck treuherziger und offener Gesinnung aus. „Das Herz wollte uns brechen, lauten die einfachen Worte der Getreuen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, wenn Deine Felsherrn und Rätthe zu betäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Schaaren zu uns herüberzuführen und sie mit unseren Landknechten vereint zu einem neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt wissen, daß in unseren Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig wallt, und wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittekind unsere Landleute zu nennen. Auf unserem Grund und Boden liegt das Siegesfeld, wo unsere Vorfahren die Feinde, welche das deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland errettet, denn unsere Landknechte haben Muth in den Knochen und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Moneaffen, und der Zeitgeist hat seine Bestiust noch nicht über uns ausgegossen. Indessen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Felsherrn und klügere Rätthe finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mußt Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist ja nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen Alle mit männlichem Muth die dulden, was nicht in unserem Vermögen ist zu ändern. Gott steh' uns bei! Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein und unsere Sprache, unseren Glauben und unseren Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, wie Du, guter, lieber König, es immer gethan hast. Gott gebe Dir Friede, Gesundheit und Freude!“

## Preußens Wiedergeburt.

Die Leiden des unglücklichen Landes waren durch den Abschluß des Friedens nicht geendet; denn außer den schweren Bedingungen, welche der Tilsiter Traktat auferlegte, wußte Napoleon mit Arglist zahllose Gründe zu neuen Bedrückungen und zur Vereitelung gewährleisteter Vortheile zu finden. Schon am 25ten Juli sollte Königsberg, bis zum 1sten Oktober ganz Preußen bis zur Elbe geräumt sein, und die Räumung einzig und allein von der baaren oder hündänglich verbürgten Zahlung der dem Lande auferlegten Kriegssteuern abhängen; da fand man einen Anlaß zur Zögerung in den Verhandlungen über Neu-Schlesien. Obgleich dieses nach den Friedensbedingungen bei Preußen verbleiben sollte, wurde nachträglich die Abtretung desselben für das Großherzogthum Warschau gefordert. Ebenso gegen den Betrag verlangte man außer der verabredeten Kriegsstrafe durch die preussischen Staaten noch drei Handelsstrafen nach Warschau, Posen und Kalisch.

Um nicht die schon unerträgliche Last der Untertanen, und zwar fruchtlos, zu vermehren, mußte der König sich diesen ungerechten Forderungen fügen. Nun wurde zwar gegen Ende des Jahres das Gebiet von Preußen bis an die Weichsel so weit frei, daß am 6ten Januar 1808 das königliche Paar seinen Einzug in Königsberg halten konnte, doch häuften sich nichtsdestoweniger Sorgen auf Sorgen, da das furchtbar mitgenommene und zum Theil noch befehete Land die erforderlichen Summen nicht zu erschwingen vermochte.

Um einige Erleichterung zu erlangen, sandte Friedrich Wilhelm III. seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Wilhelm, als Unterhändler nach Paris. Zwischen ihm und dem Minister Champagny wurde am 8ten September des Jahres 1808 ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem die preussische Contribution auf 146 Millionen Franken festgestellt wurde. Von diesen sollte die Hälfte zwanzig Tage nach Ratifikation des Vertrages baar oder in Wecheln bezahlt, die andere Hälfte auf die königlichen Domänen eingetragen werden. Bis zur Erlöschung der ganzen Schuld mußten die drei Oberfestungen Stettin, Küstrin und Glogau einer französischen Besatzung von 10,000 Mann, deren Erhaltung, mit Ausnahme des Solbes, dem Könige oblag, überlassen bleiben. Nur um Etwas milderten sich die immer noch äußerst schwer zu erfüllenden Bedingungen, als im Anfang des Oktobers Napoleon und Alexander in Genua zusammentrafen, und des Ersteren Wünsche in Betreff seiner Pläne für Spanien der Fürsprache des russischen Kaisers für Preußen einige Wirksamkeit verliehen. Nach einer neuen Uebereinkunft wurde die Summe um 20 Millionen Franken verringert, und die Abzahlung des Restes auf sechsunddreißig monatliche Termine zu drei und einer halben Million Franken festgestellt.

Weit höher als auf diese höchst bedeutenden Summen belief sich das, was das gedrückte Land durch Requisitionen und Plünderungen aller Art hatte leiden müssen. Ueberdies lagen Gewerbe und Handel gänzlich darnieder, es

fehlte in den Städten jeglicher Verkehr, dem Landbebauer mangelte das Nöthigste zum Betriebe seiner doch so nöthigen Arbeit. Vor Allem bot Ostpreußen, eine geraume Zeit der Tummelplatz eines wilden Kriegsgetümmels, einen äußerst traurigen Eindruck. Wegen gänzlichen Mangels an Saatkorn und Zugvieh lagen hier die Aecker wüst; die ihrer Habe beraubten Menschen waren von verheerenden Seuchen, dem verderblichen Nachlaß der Kriegsübel, in großer Zahl dahingerafft.

Sie hatte im Laufe der Regierung des Königs moralische Kraft heller hervorgeleuchtet, als in diesen düsteren Zeiten. Stets ein Feind von Ueppigkeit und Verschwendung, setzte er seinen Ausgaben noch engere Schranken, und das Leben des edlen Herrscherpaares gewährte kaum das Bild einer mäßig bemittelten Bürgerfamilie; denn auch die Königin ging mit diesem schönen Beispiele der Entfagung voran. Alles Entbehrliche, bis auf das zum Kronschätze gehörige goldene Tafelservice, welches in Hamburg für anderthalb Millionen Thaler verkauft wurde, opferte man dem Bedürfnisse des Staates. Wenn schon diese Opfer die allgemeine Last erleichterten, so wirkte noch mehr das schöne Beispiel des erhabenen Paares; denn jeder noch so Geringe trug mit treuer Hingebung und innerer Befriedigung die drückende Last, wenn er auf das geliebte Herrscherhaus blickte. Während in den Zeiten des Glückes wahre Religiosität und sittliches Leben trotz aller Religionsebte fast gänzlich dahingeschwunden waren, lebten jetzt diese Gefühle, ohne daß irgend eine andere Triebfeder, als ein edler und uneigennütziger Patriotismus wirkte, mit frischer Kraft wieder auf und trugen bald auch in Thaten die herrlichsten Früchte.

Gedäuschos hatte sich ein neuer Geist über den Staat verbreitet und ließ, sobald sich die Umstände günstiger gestalteten, eine Wiedergeburt erwarten; doch ehe wir noch die Schritte des Königs, so wie die Männer, welche ihn zu denselben vermochten, erwähnen, müssen wir des Zusammenhanges wegen den großen politischen Bewegungen folgen, welche den preussischen Staat in seinen diplomatischen Beziehungen betrafen.

Als endlich, weit später als nach dem Friedenstraktat zu erwarten stand, die preussischen Truppen am 10ten Dezember 1808 wieder unter allgemeinem Jubel in die Hauptstadt einzogen, wünschte man auch die sofortige Rückkehr des Königs. Dieser war einer Einladung des Kaisers Alexander nach Petersburg gefolgt, und als er am 10ten Februar 1809 wieder nach Königsberg zurückkehrte, hatte sich der politische Horizont dermaßen getrübt, daß eine Reise nach Berlin unter diesen Umständen kaum rathsam erschien. Die Erhebung der Brüder Napoleon's auf die Throne von Neapel, Holland und Westphalen 1806, die Eroberung Portugals im folgenden Jahre, und 1808 die traurige Katastrophe des spanischen Königshauses in Bajonne, in deren Folge Joseph auf den spanischen, Murat auf den neapolitanischen Thron stieg, ein Neffe des Kaisers das Großherzogthum Berg erhielt, hatte Oestreich zu neuen Kriegsrüstungen bewogen, um so mehr, da die Capitulation des Generals Düpont

bei Baylen erwiesen hatte, daß die französischen Waffen so unüberwindlich nicht waren, als es die letzten Jahre hatten erscheinen lassen.

Schon von Erfurt aus hatte Napoleon beleibigende Noten an den Kaiser Franz ergehen lassen; doch dieser strengte nur um desto mehr seine Kräfte an, und bald war sein Heer auf 400,000 Mann gebracht, während zahlreiche Landwehren zur Unterstützung der regelmäßigen Truppen organisiert wurden, und das Bündniß mit den Engländern wieder in's Leben trat. Auch Napoleon blieb nicht unthätig, denn außer den Streitkräften seines mächtigen Reiches setzte er die vertragmäßigen Contingente der Rheinbundfürsten in Bewegung. Endlich verließ der französische Gesandte, Andreossi, die Hauptstadt des Kaisers, und bald darauf, am 15ten April, erfolgte die österreichische Kriegserklärung, ein Aufruf an Deutschland, oder vielmehr an ganz Europa, mit Oestreich gemeinschaftliche Sache gegen den Unterdrücker aller Freiheit, die sich unter den Fittig des Doppeladlers geflüchtet hatte, zu machen. Allein noch war das Maß nicht voll, und Oestreich nicht zum Rächer Europas bestimmt.

Die blutigen Tage von Wmühl (23ten April) und Regensburg (13ten Mai) gaben dem Unerfättlichen zum zweiten Male Oestreichs Hauptstadt in die Hand. Zwar täuschte ihn diesmal die Hoffnung, durch diese überraschenden Schläge den Feind schon zerschmettert zu haben, denn die furchtbare Schlacht bei Aspern oder Gßlingen, am 22ten und 23ten Mai, zeigte der erstauerten Welt den Erzherzog Karl als Sieger über den bisher noch unüberwundenen Kriegsfürsten — doch sei es Mangel an Geschick oder an den nöthigen Mitteln, der schwer errungene Sieg wurde nicht benutzt, und sechs Wochen später, am 5ten und 6ten Juli, erlag die österreichische Macht den sorgsam gehäuften Streitmassen des unübertroffenen Kriegsheerführers bei Wagram, obschon wiederum erst nach ungeheuren Opfern. Oestreich, in seinen nicht ungegründeten Hoffnungen getäuscht und erschreckt, suchte Frieden, obschon es durch 2000 Quadratmeilen und viertelhalb Millionen Einwohner denselben erkaufen mußte. Der Friede von Wien wurde am 14ten Oktober 1809 geschlossen.

Die ohne Zweifel heldenmüthige Anstrengung Oestreichs schien durch ihren unglücklichen Ausgang die Ketten des Continentes wieder zu befestigen, da zum Erstaunen der politischen Welt ein engerer Anschluß des Habsburg-Lothringischen Hauses und des Gründers der neuen Dynastie in Frankreich durch die Vermählung der Erzherzogin Maria Louise mit dem kühnen Emporkömmling vermittelt wurde.

Oestreich hatte vor seinem Aufbruch versucht, Preußen in einen Bund gegen Frankreich zu ziehen, aber vergeblich. Nach Allem, was wir über das Verhältniß Preußens seit dem Tilsiter Frieden gesehen, war ein Auftreten der Art, zumal da Rußland im engen Angriffsbündniß mit Frankreich selbst gegen Oestreich verharrte, geradezu unmöglich. Freilich fehlte es nicht an achtbaren Stimmen, welche um jeden Preis den Kampf gegen den Unterdrücker der europäischen selbstständigen Staaten forderten, ja nicht einmal an ledern Ver-

suchen zu diesem Zwecke. Das patriotische Beispiel Andreas Hofer's mit seinen treuen Tyrolern war zu lockend, als daß nicht auch Regungen in den Herzen der Norddeutschen hätten entstehen sollen. Der Herzog von Braunschweig mit seinem kühnen Zuge erwies, wie wenig hier die Herrschaft der Napoleoniden begründet war. Doch ist es hier nicht unsere Aufgabe, von diesen und anderen heldenmüthigen Versuchen für die Befreiung von dem französischen Joch zu reden, da wir uns bei der Ueberfülle des politischen Stoffes nur auf die engeren vaterländischen Verhältnisse beschränken müssen. Wir sprechen daher nur ausführlicher von den Unternehmungen des Majors von Schill, da er als preußischer Offizier mit preußischer Kriegsvolke und von der Hauptstadt Preußens aus seinen, allerdings unglücklichen Versuch machte.

Als der Aufruf des Erzherzogs Karl an alle deutschen Stämme erscholl, verließ Schill, damals Major und Befehlshaber eines preußischen Reiterregimentes, unter dem Vorgeben eines ausgebehnteren Manövers seinen Garnisonsort Berlin, ohne Zweifel in der Hoffnung, - auch die übrigen preußischen Befehlshaber, so wie die Truppen anderer deutscher Staaten durch sein Beispiel nach sich zu ziehen. Auch glaubte er gewiß, des Königs, wenn auch nicht lautem und ausgesprochenem, doch im Innern seines Herzens keimendem Willen gemäß zu handeln und seinen Herrscher dadurch von jeder Verantwortlichkeit zu befreien, bis ein sicherer Erfolg die offene Erklärung möglich gemacht haben würde. Was später York mit glücklicherem Erfolg versuchte, mißglückte ihm; auch ging er vielleicht nicht besonnen genug zu Werke.

Daß auch in anderen Theilen der preußischen Monarchie ähnliche Regungen stattfanden, ist gewiß. General York, damals Befehlshaber der Truppen in der Provinz Preußen, zog sechs Brigaden zu großen Manövern zusammen, so daß sich in Danzig die Furcht vor einem Anfälle von dieser Seite her verbreitete.

Schill aber hatte sich in der für einen Freiheitskampf begeisterten Stimmung getäuscht. In Sachsen wurde er keinesweges mit offenen Armen empfangen, und nach dieser Täuschung genöthigt, sich über Köthen und Bernburg nach Halle zu wenden. Als die Nachricht von dem ersten Siege der französischen Heere über die Oestreicher zu ihm gelangte, fragte er bei den Offizieren an, ob man über die Elbe zurück oder vorwärts gehen sollte. Sie entschieden für das Letztere. Nun kam es auch zu dem ersten ernstlichen Zusammentreffen bei Döbendorf mit einem Theile der Magdeburgischen Besatzung. Anfangs hatte Schill sein Augenmerk auf Braunschweig gerichtet, nun änderte er seinen Marsch und ging nach der Altmark, wo er eine günstige Stimmung für die alte Dynastie zu finden hoffte. Als er sich aber auch in dieser Erwartung betrogen sah, wendete er sich nach Mecklenburg, wo er eine Zeit lang in dem an der Elbe liegenden kleinen Fort Dömitz einen Stützpunkt fand.

Schon nahen von allen Seiten Truppen zu seiner Verfolgung; Holländer unter dem General Gratten, Dänen vom General Ewald befehligt,



boten die Hand zu seinem Untergange; auch Mecklenburger zogen heran. Bald sah Schill die Unhaltbarkeit seiner Stellung und suchte am Meere um Bismar und Rostock einen Stützpunkt, wohin er sich durch einen Haufen Mecklenburger Bahn brach. Von da ging er nach Stralsund, bemächtigte sich hier eines kleinen französischen Artillerieparkes, stellte die Befestigungswerke, so gut es in der Eile gehen wollte, wieder her und verstärkte seinen Trupp durch Aufgebot der schwedisch-pommerschen Landwehr bis auf 2000 Mann. Auch von Warnemünde erwartete er den Zuzug von 500 Mann, doch ehe diese anlangten, erschienen die Feinde in der Zahl von fünf- bis sechstausend Mann vor diesem letzten Zufluchtsorte. Nach einer heftigen Kanonade drangen sie trotz des verzweifelten Widerstandes der Vertheidiger in die Stadt. Schill zeigte sich bis auf den letzten Augenblick seines früheren Rufes würdig. Mehrere Stunden hindurch dauerte der wüthende Kampf in den Straßen fort, bis der kühne Führer, von mehreren Kugeln getroffen, niederfiel (31sten Mai).

Was um diese Zeit in dem Kabinete des Königs für Entschlüsse gefaßt wurden, ist nicht bekannt; nur daß der Graf von Götzen von Glas aus bei ausgebreiteten Vollmachten mit den Oestreichern in steter Beziehung stand, und daß von Königsberg aus der Sohn des Generals Scharnhorst, eines entschiedenen Anhängers der Kriegspartei, an den Erzherzog Ferdinand nach Warschau gesendet wurde, ein Zeichen, daß man nicht ganz an der Möglichkeit einer Erhebung verzweifelte. Wer aber sieht nicht, daß die preussische Regierung mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen mußte? Auch Blücher rüstete in Pommern; wie er in Betreff der französischen Herrschaft gefimmt war, blieb wohl Niemandem zweifelhaft.

Wie wenig immerhin die Partei der Freimänner in Deutschland mit des Königs und seiner nächsten Diener Entschlüssen zufrieden war, glaubt Napoleon jedoch hinreichenden Grund zu dem feindseligsten Verfahren gegen ihn zu haben, und hätte gewiß auch dieser Stimmung Raum gegeben, wenn nicht Friedrich Wilhelm III. Verhältniß zu Rußland Rücksicht auferlegte. Dennoch galt es, den diesmal nicht ungerechtfertigten Argwohn, daß der König sich den bestehenden, d. h. gewaltsam und ungroßmüthig aufgedrungenen Beträgen entziehen wollte, so weit es nur immer ging, zu beschwichtigen. Zu diesem Zwecke kehrte er von Königsberg nach der Hauptresidenz Berlin zurück, obgleich er sich hier, durch die Besatzungen in den Oberfestungen und Magdeburg umgeben, keinesweges in voller Freiheit zu bewegen schien. Am 23ten Dezember langte Friedrich Wilhelm III. in Begleitung seiner hohen Gemahlin, an demselben Tage, wo sie sechszehn Jahre zuvor als Braut eingezogen war, in Berlin an, nicht mehr in dem Reiz der ersten Jugendschöne, noch in dem ehemaligen Königsglance; allein wenn auch nicht so unbedingt jubelnd, doch mit der hingebendsten Liebe von dem Volke empfangen, mit welchem das edle Paar in den Tagen des Unglücks nur um so inniger verwahten war, und in

dessen Andenken die früh Dahingeshiedene nach mehr als vierzig Jahren noch immer in ungeschwächter Kraft lebt.

Der Wonne des Wiedersehens folgte nur zu bald desto bitterer Schmerz, es sollte der edle Herrscher den ganzen Kelch des Leidens leeren. Schon längere Zeit litt die hohe Frau an einem Lungenübel, und obgleich dasselbe durch die Heilung eines Geschwüres beseitigt schien, so war dies nur eine Täuschung des Augenblicks; zu tief hatte der Gram die innere Organisation ergriffen. Am 19ten Juli 1810 starb die hochherzige Fürstin, von Allen, dem Gatten, den Kindern und dem Volke gleich geliebt und betrauert.

Unter diesen schweren Leiden dachte Friedrich Wilhelm unablässig an die Wiederherstellung des Wohles seiner Völker und horchte mit Spannung jedem Rathe, der ihn auf diesem Wege der Pflicht fördern konnte. Um aber die Maßnahmen der preussischen Regierung in diesem Sinne zu verfolgen, müssen wir bis auf den Tilsiter Frieden zurückgehen. Seit den Verhandlungen um denselben stand Hardenberg, damals die Seele des preussischen Ministeriums, nicht mehr an der Spitze der Geschäfte; denn Napoleon hatte erklärt, er wolle lieber vierzig Jahre Krieg führen, ehe er mit ihm unterhandeln würde. Hardenberg nahm sogleich seine Entlassung. Als Friedrich Wilhelm III. gedußert hatte, er könne diesen Diener nicht entbehren und er sei verlegen um einen passenden Leiter des Ministeriums, nannte ihm Napoleon Schulenburg-Kehnert und Stein, und soll hierbei gesagt haben: „prenez le baron de Stein, c'est un homme d'esprit.“ Wir sehen daraus, daß der große Menschenkenner doch auch Fehlblicke thun konnte, indem er gerade den unter jeden Verhältnissen für die französische Herrschaft gefährlichsten Feind an die Spitze des preussischen Staates brachte. Schulenburg lehnte ab und zog es vor, in westphälischen Dienst zu treten, er, der vertraute Minister Friedrich's des Großen! Stein nahm den Ruf an, indem er von edlen und hochstehenden Personen zu diesem patriotischen Schritte dringend aufgefordert wurde; auch Hardenberg hatte sich den Bittenden angeschlossen.

Die Berufung Stein's giebt uns einen neuen Beweis von rührender Pflichtliebe des Königs. Wir wissen, mit welchen Vorurtheilen er gegen diesen Staatsmann erfüllt war, mit welcher ihm sonst fremden Schärfe er es seinem königlichen Ansehen schuldig zu sein geglaubt hatte, gegen ihn zu verfahren. Er hielt Stein für einen, wie er sich ausdrückte, „genialischen, d. h. excentrischen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, zum Geschäftsmanne nicht paßt“ — kurz, beide waren eigentlich unvereinbare Naturen. Um so höher ist das Verdienst des Königs, daß er diese Abneigung überwand, weil Leute, die er hochachtete und denen er vertraute, ihm den Mann als das geeignete Werkzeug zu der Förderung des Gemeinwohles empfahlen.

Stein wurde gnädig von dem Herrscherpaare am 1sten October 1807 in ~~Worms~~ empfangen; er war ~~schmerzlos~~ milder, als sonst, denn die nahe Heile

deckte bei ihm ein edles und tieffühndes Herz, auch war er weich gestimmt durch die Niedergeschlagenheit des unglücklichen Fürsten. Er forderte nur, daß Beyme anderswo angewendet und daß seine Vorschläge zur neuen Geschäftsführung genehmigt würden. Der König entschloß sich um so eher zu der Genehmigung dieser Pläne, da Stein von dem Grundgedanken ausging, den sittlich-religiösen und vaterländischen Sinn in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen und Bereitwilligkeit für jede Opfer, für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationallehre einzulößen, und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um den blutigen, wagnißvollen Kampf für Beides zu beginnen. Er zählte dabei auf die Hülfe Englands, hoffte auf Rußland und auf mögliche unberechenbare Ereignisse, die, wie wir wissen, auch wirklich in nicht allzulanger Zeit eintreten, ja bei der immer titanenhafteren Politik Napoleons menschlischer Wahrscheinlichkeit nach eintreten mußten.

In Betreff der Maßregeln dazu hatte er sich folgendermaßen ausgesprochen: „Hat man sich überzeugt, sagt seine Denkschrift, daß das Verdrängen der Nation von jeder Theilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besondere Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zubringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeinde-Angelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Thätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hinarufen und zur Theilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nöthigen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken, denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung und kommt in Uebereinstimmung mit dem Zustande der Cultur der Nation. Es wird die Gesetzgebung einer Nation mangelhaft bleiben, wenn sie sich allein aus den Ansichten der Geschäftsmänner oder der Gelehrten bildet. Die ersteren sind mit der Besorgung des Einzelnen so sehr überladen, daß sie die Uebersicht des Ganzen verlieren, und so sehr an das Erlernte, Positive gewöhnt, daß sie allen Fortschritten abgeneigt sind. Die letzteren sind von dem wirklichen Geschäftsleben zu sehr entfernt, um etwas Nützliches leisten zu können. Hat eine Nation sich über den Zustand der Sittlichkeit erhoben, hat sie eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Communal-Angelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigen Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; vertweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannigfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und mittleren Stände der bürgerlichen

Gesellschaft werden alsbald verunehet, indem ihre Thätigkeit ausschließend auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten. — In Frankreich ist die Nation nur zum Scheine zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugelassen, ihr gesetzgebender Körper ist nur eine der registirenden Verwaltungsbehörden, das Maschinenwesen ihrer Bureaucratie ist zusammengesetzt, kostbar, in Alles eingreifend, und wird von dem ungebundenen und rücksichtslosen Willen eines Einzelnen geleitet.

Stein fand eine zur Erledigung der allgemeinen Geschäfte von Hardenberg gebildete sogenannte Immediat-Commission vor; sie bestand aus den Geheimrathen von Kiewitz, von Altenstein, von Schön, Stügemann, Niebuhr, welche seit Hardenberg's Entlassung unmittelbar unter dem Könige arbeiteten. Für die Herstellung der bewaffneten Macht sorgte eine andere Commission, bestehend aus den Obersten Scharnhorst, von Gneisenau und den Majoren von Grollmann und von Bronikowski. Stein sah zu seiner Befriedigung, daß die Commission in seinem Sinne schon gewirkt hatte.

Es mußte Manches im preussischen Staate von unten auf geschaffen werden. Der Landbewohner war, mit wenigen Ausnahmen in den königlichen Domänen, persönlich unfrei, und wenn auch nicht gerade leibeigen, doch wenigstens gutshörig, ohne vollständiges Grundeigenthum. Ihn drückten doppelte Lasten nieder, weil er nicht nur dem Staate Steuern zahlen und Dienste leisten mußte, sondern weit mehr noch dem Gutsherrn verpflichtet war; denn an die Scholle, deren Nießbrauch er hatte, geknüpft, hatte er diesen Vortheil durch meist unverhältnißmäßige Frohdienste, Geld und Naturalieferungen reichlich aufzuwiegen. Wie hart z. B. war es für den Bauer, daß er vier Monate lang einen Reiter nebst seinem Pferde aufnehmen und beköstigen, ja nicht selten den zügellosesten Uebermuth dieser angeworbenen Fremdlinge ertragen mußte. Solchen Ausschweifungen konnte selbst Friedrich's strenge Regierung nicht vorbeugen.

Außerdem erlaubten sich auch die Beamten thätliche Mißhandlungen gegen den Landmann, der nicht seinen Wohnort und seine Verhältnisse willkürlich wechseln und dadurch der Gewalt entgehen konnte. Die Lösung aus diesem Verhältnisse lag nur in der Gnade seines Gutsherrn, der auch zugleich sein Gerichtsherr und seine Polizeibehörde war, und gegen dessen Verfügungen jeder Regreß dem gemeinen Manne fast unmöglich schien ja in der Praxis auch ungemein schwierig war. Die Söhne dieser Gutshörigen durften nicht ohne Genehmigung des Grundbesizers andere Beschäftigung ergreifen, die Töchter

nicht ohne seinen Consens heirathen, noch den Wohnort verlassen. Vom Morgen bis zum Abend im gutsherrlichen Dienste hatte der Bauer wenig Zeit zur Bearbeitung seines eigenen Ackers. So schmachtete der bei Weitem größte Theil des Volkes in schwer belasteter Abhängigkeit.

Nicht viel besser ging es in den Städten. Ein großer Theil von ihnen war ebenfalls der Gerichtsbarkeit von Grundherren unterworfen, denen hier die Erwählung der Richter und Bürgermeister, wie in den Dörfern die der Schulzen und Gerichtsmänner zustand. Zwar suchte der Staat nach löblichem Vorgange Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. auch in diesen sogenannten Mediatstädten den Gewerbestand einigermaßen zu heben, konnte ihn aber nicht von den ihn bedrückenden Lasten frei machen.

Etwas bequemer war die Bewegung des Bürgers in den königlichen oder Immediat-Städten. Hier hatte man wenigstens nur einen Herrn, und zwar den Fürsten, der, weil er das Beste des Ganzen im Auge behielt, jeden Betrieb zu fördern suchte; allein in ihnen stieß man auf den Hochmuth und den Eigenwillen der Beamten, welche oft weit anmaßender, als die dem Wesen nach immer humane obere Regierungsgewalt kleinlicher Eitelkeit gehorchten und jeden Schatten selbstständiger Bewegung gern vernichteten. Wahl und Einsetzung der Ortsbehörden hing von ihnen ab; die Kammer (jetzige Regierung) war auch Richter in ihrer eigenen Sache, sobald irgend ein landesherrliches Interesse vorgeschützt werden konnte. Die Gewerbe standen unter dem beschränkenden Drucke des im Mittelalter gebildeten und damals heilsam-fördernden Zunft- und Innungswesens, welches aber in seiner unverständig festgehaltenen Form für die Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts und der überall eingetretenen Aenderungen nicht mehr paßte. Kurz, überall fanden sich, wie wir aus obigen Worten Stein's lernen, tödtende Banden und Fesseln.

Selbst der Verkehr unter den Provinzen war nicht frei, und demnach auch der Handel mit dem Auslande gehemmt, da die Behörden mit möglichster Schärfe Ein- und Ausfuhr beaufsichtigten, stets noch auf dem Grundsätze beharrend, daß der Vortheil des Staates auf der Bilanz derselben einzig und allein beruhe. Geld sollte in's Land gezogen, so wenig als möglich herausgelassen werden.

Am peinlichsten war man mit dem Getreidehandel, der selbst von einer Provinz in die andere nur auf jedesmaliges Gutachten der höchsten Provinzialbehörde freigegeben wurde, damit an jedem Orte dem Mangel vorgebeugt und die Militärmagazine gefüllt würden. Man hatte sich noch nicht überzeugt, daß eine so ängstliche Bevormundung, namentlich in gewöhnlichen Zeiten, die Erzeugung des nothwendigen Lebensbedarfes und seine leichtere Abhilfe hemmen mußte. Wie in der Politik, so hatte man in den das Innere betreffenden Regierungsmaßregeln des großen Königs Grundsätze mehr dem Buchstaben, als dem Geiste nach bewahrt.

Die erste Sorge wurde dem bedrängten Landbebauer gesendet, der auch ohne Zweifel mehr, als alle anderen Untertanen von den Kriegereignissen gelitten hatte. Schon wenige Tage nach dem Antritte Stein's, am 9ten October 1807, wurde das erste, aber unendlich wichtige

„Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend,“

der Oeffentlichkeit übergeben. Durch diese wichtige Verordnung war nicht nur die Entstehung eines Unterthänigkeitsverhältnisses für die Zukunft durch Geburt, Heirath, Uebernehmung oder Vertrag verboten, sondern jedes Unterthänigkeitsverhältniß der Untertanen, so wie ihrer Weiber und Kinder, welche ihre Bauer-Güter erblich oder eigenthümlich oder erbzinsweise oder erbpächterlich besitzen, wechselseitig gelöst. „Mit dem Martini-Tage 1810, lautet der zwölfte Paragraph, hört alle Gutsunterthänigkeit in Unseren sämtlichen Staaten auf. Nach dem Martini-Tage 1810 giebt es nur freie Leute, so wie solches schon auf den Domänen in allen Unseren Provinzen der Fall ist, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstückes, oder vermöge eines besondern Vertrages obliegen, in Kraft bleiben.“

Allein noch außer dieser in das Wesen des Unterthanenverhältnisses so tief eingreifenden Bestimmung finden sich andere, für den Fortschritt der Entwicklung des Volkes nicht minder bedeutsame. Der Güterverkehr wurde freigegeben, d. h. ein Jeder war berechtigt, adelige, bürgerliche oder bäuerliche Güter zu erwerben. In Bezug auf religiöse Verhältnisse hatte es bei den bestehenden Gesetzen sein Bewenden; dagegen wurden alle Fesseln in Bezug auf das Recht, Gewerbe zu treiben, so weit sie der Stand bisher angelegt hatte, aufgehoben. Theilung der Grundstücke und Erbverpachtung der Privatgüter wurde erlaubt, so wie Einziehung und Zusammenschlagung der Bauer-Güter. Nicht minder setzte die Verordnung fest, daß durch Familienschlüsse Aufhebung der Lehen, Fideicommissse und Familienstiftungen freigegeben würde.

Einen Tag später erschien eine königliche Verordnung, daß von nun an nicht mehr Geburt, sondern nur persönliches Verdienst bei der Anstellung der Staatsdiener entscheiden sollte. Beide Verordnungen erfuhren, wie sich leicht denken läßt, von manchen Seiten, wo man die Aufhebung bisheriger Vorrechte aus allgemeinen politischen Grundsätzen oder persönlichem Eigennuß mit Unwillen ansah, lebhaften Widerspruch, doch war das Gebot des Augenblickes zu mächtig, als daß nicht die Murrenden mit Leichtigkeit zum Stillschweigen gebracht werden konnten. Es stellte sich zu klar das Bedürfniß heraus, wie alle Triebfedern, welche dem Staate neuen Schwung geben durften, in Bewegung gesetzt werden mußten, wenn Hoffnung für die Zukunft erwachsen sollte. Es fehlte nicht an Versuchen, den Minister bei dem Könige zu verächtigen, was bei der großen Verschwiegenheit des Hofes gar leicht gelang; doch trat die

Königin hier als Vermittlerin, und zwar mit vielem Glücke auf; sie erhielt den treuen und geschickten Diener dem Dienste des Vaterlandes.

Eine Hauptaufgabe des neuen Ministers war die Abwicklung der Kriegsteuerbestimmungen und das Aufbringen der dazu nöthigen Geldmittel. Zu diesem Zwecke ging er selbst gegen das Ende des Monats Februar nach Berlin, um im persönlichen Verkehre mit Dürac die Sache zu erledigen. Es bildete sich auch wirklich ein leidliches Vernehmen des preussischen Ministers mit dem französischen Proconsul.

Während dieser Zeit gingen die Arbeiten einer gesetzlichen Reform der Unterthanenverhältnisse ununterbrochen fort. Einen Hauptinhalt derselben bildet die Normirung der städtischen Verfassungen. Am 19ten November 1808 erhielten die Stein'schen Vorschläge die königliche Genehmigung. Dieses berühmte Gesetz, unter dem Namen der Städteordnung bekannt, gab den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft, die Theilnahme der letzteren an der Verwaltung durch gewählte Vertreter. Dies merkwürdige Gesetz, eine der Grundlagen des wiedergeborenen und veredelten Preussenthums, legte den Grund zu schönem bürgerlichem Selbstgefühl, das Bedürfniß und das Streben nach Einsicht in die eigenen, und die beste Vorbereitung für die ebenfalls beabsichtigte Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten.

Die Städteordnung Stein's von 1808 ist das Vorbild zu ähnlichen Einrichtungen in anderen deutschen Staaten geworden; in Preußen selbst hat sie in der Folge Abänderungen erfahren, zum Theil mit Billigung des Schöpfers selbst, der es als einen Mangel erkannte, daß der wohlhabendere und gebildete Städtewohner, welcher kein städtisches Gewerbe trieb und durch welchen die Gefinnungen der städtischen Repräsentationen erhoben und veredelt werden könnten, von der Vertretung ausgeschlossen war.

Auch die ständischen Verhältnisse wollte Stein nicht vernachlässigen, wurde aber natürlich hierin durch die Besetzung des Landes von den Franzosen behindert. Eine Verbesserung derselben war in Aussicht gestellt, durch die Einrichtung von Reichsständen. Stein wollte sie berufen, um den König mit den Wünschen seines Volkes bekannt zu machen, und ihm für das zweckmäßige Verfahren seiner obersten Regierungsbehörden Gewähr zu leisten, was jedenfalls nur die eigentliche Aufgabe der Volksvertretungen sein könne.

Während Stein hier in der Civilverwaltung unablässig arbeitete, war man im Militärwesen, der alten Grundlage der preussischen Macht, nicht minder regsam. Napoleon, in richtiger Würdigung, daß hierin Preußens Hauptnag lag, hatte durch den Tilsiter Frieden die Stärke des Heeres auf 42,000 Mann festgestellt. An der Spitze der Geschäfte stand der schon oben erwähnte Schwarzhorst, jetzt mit dem Charakter eines Generalmajors. Anfänglich hatte er bei dem Könige manchen Widerwillen durch seine fremde Geburt, seine gebrechliche Aussprache, bequeme Haltung, vornehmlich aber wegen der vorgeschlagenen

durchgreifenden Aenderungen hervorgerufen. Doch seine Besonnenheit, sein ruhiger und beharrlicher Charakter hoben ihn von Tag zu Tag höher in dem Vertrauen des Königs und erleichterten ihm die Ausführung seiner Pläne.

Neben ihm finden wir Sneysenau als nächsten Gehülfen, Sohn eines östreichischen Hauptmannes, später im markgräflich Anspachischen Dienste. Im Jahre 1780 ging er mit einem jener deutschen Regimenter, welche für die Engländer gedungen waren, nach Amerika. Nach seiner Rückkunft fand er 1785 unter Friedrich dem Großen Gunst und Anstellung. Er hatte sich zu Colberg in schlimmen Zeiten bewährt. An seiner Seite standen Grollmann und Boyen, nicht minder auch Clausewitz. Durch die ununterbrochenen Anstrengungen dieser Ehrenmänner zählte das preussische Heer ein Jahr nach dem Tilfiter Frieden schon wieder 50,000 Mann mit 1370 groben Geschützen; sechs Festungen waren hinlänglich mit allem Nothwendigen versehen und dienten zu Sicherheits- und Verbindungspunkten. Durch Colberg stand sogar für England der Weg zu Preußen offen.

Am Geburtstage des Königs, den 3ten August, erschienen die neuen Kriegsartikel für Unterofficiere und Soldaten, so wie die Verordnung für Militärstrafen derselben und der Offiziere; am 6ten August ein Reglement über die Besetzung der Offizierstellen. Sie waren Grollmann's Werk; ihr Ziel Behrhaftmachung des ganzen Volkes und Verebelung des Soldatenstandes durch allgemeine Dienstpflcht ohne Stellvertretung, rasche und tüchtige Ausbildung der Masse, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für Alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntniß und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick; Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen des Einzelnen, wie des Heeres, mit Beschränkung des geisttödtenden und erdrückenden Kamarschendienstes, Alles unter der Leitung kräftiger, umsichtiger, charakterfester Befehlshaber. Auf diesen Grundgedanken ruhte die Umbildung des preussischen Heeres. Nach ihnen wurde auch kräftig verfahren. Alle trägen, lau- und übelgesinnten Offiziere wurden entfernt und wichen tüchtigen, vaterlandsliebenden Männern; selbst Kalkreuth, sonst ein brauchbarer General, mußte aus seinem Commando scheiden, weil er als ein Anhänger des französischen Bündnisses angesehen werden konnte.

Durch Eifer in den Uebungen suchte man die Zahl der ausgebildeten Krieger zu vermehren; man glaubte schon im Sommer des Jahres 1808 das Heer durch Herbeiziehung der Beurlaubten auf 80,000 Mann bringen zu können, welches sich seinerseits auf eine Landwehr von 150,000 Mann stützen sollte, für deren Bewaffnung man im Falle eines Losbruchs auf englische und östreichische Hülfe rechnete. Man zählte dann nicht nur auf einen Volksaufstand,



in Preußen, sondern auf gleichzeitige Erhebung der Bewohner ehemaliger Provinzen und anderer deutscher Stämme, die mit nicht geringerem Unwillen das Joch der Franzosen trugen. Wenn auch diese Pläne jetzt noch nicht zur Ausführung kamen, so waren sie deshalb doch nicht müßig erdacht, sondern trugen fünf Jahre später die lohnendsten Früchte, als Gottes Finger den Augenblick zur Erhebung der Völker bezeichnete. Man verschmähte kein Mittel, welches die Sittlichkeit billigte, um der Befreiung des Vaterlandes vorzuarbeiten. Auch im Schoße der Familien, im traulichen Kreise der Freundschaft war man für diesen Zweck thätig und suchte so den Sinn für aufopfernde Tugend und wahrhafte Freiheit zu wecken. Philosophen und Dichter verließen ihre abstrakten und idealtischen Höhen, um, wie Fichte durch seine populären Reden an die Natur, und Arnbt in seinen Liedern, diesen patriotischen Sinn zu hegen und zu stärken.

„Freiheit, die ich meine,  
Die mein Herz erfüllt,  
Komm' mit deinem Scherme,  
Süßes Engelsbild . . . .“

ward in diesen deutsch gesinnten Kreisen gesungen, und feuriger glühte das Auge, wenn es in den Zügen des Freundes den edlen Schmerz und den Drang nach kühnen Thaten leuchten zu sehen meinte.

So bildete sich der vielbesprochene Jugendbund, wenn auch nicht von Stein veranlaßt oder persönlich gefördert, doch gebilligt, so wie er alle sittlichen Hebel für seinen großen Zweck in Bewegung zu setzen suchte. Man hat viel gegen den Jugendbund gesprochen und ihn später aus manchen Gründen herabsehen wollen, allein er war nicht ohne Wirkung, wenn diese auch nur in Besorgniß der Gegner zu finden ist. Diese ward in hohem Grade erregt, und Manchem der Muth zu kühnerem Handeln gelähmt, weil er es mit einem unsichtbaren und deshalb für die Phantasie desto fürchterlicheren Feinde zu thun zu haben wähnte. Das Beispiel der Spanier schreckte, und man erwoog die wesentlichen Rationalunterschiede nicht so genau, um nicht anderstwo Ähnliches zu fürchten, in eben der Weise, wie die alles Maß überschreitende, sich selbst überspannende Herrschgier des Kaisers in jedem Augenblicke einen Unfall erwarten ließ. Hören wir darüber den Franzosen Segür: „Der preussischen Jugend entsprühnten Funken des unversöhnlichsten und unbändigsten Hasses. Aus ihrer Mitte erhob sich eine furchtbare Macht wider Napoleon. Aus Allem, was durch seinen Sieg getränkt und gebemüthigt worden war, zusammengesetzt hatte sie den Stachel der Schwachen und Unterdrückten, das natürliche Recht, das Geheimnißvolle des Fanatismus und die Nachsucht. Da ihr der Boden fehlte, suchte sie ihre Stütze in dem Himmel, und ihre moralische Kraft erschlöpft der materiellen Macht Napoleon's. Von diesem eifrigen, sich aufopfernden, unermüdblichen Sektengeiste belebt, erspähte sie jede Bewegung ihres Feindes und alle seine Schwächen; in alle Poren seiner Macht sich einschleichend

und bereit, jede Gelegenheit zu erfassen, legte sie sich auf's Barte, mit jener phlegmatischen Geduld, durch welche die Deutschen sich auszeichnen, die, eine Ursache ihrer Niederlage, durch unsere Siege sich nicht irre machen ließ. Diese weitgreifende Verschwörung hieß der Bund der Jugendfreunde. Das Haupt, nämlich derjenige, der sich zur rechten Zeit einfand, um allen verschiedenen Strebungen und Absichten einen bestimmten Ausdruck, Richtung und Einklang zu geben, war der Freiherr von Stein. Napoleon hätte ihn vielleicht gewinnen können (!), allein er zog es vor, ihn zu bestrafen. Sein Plan war durch einen jener Zufälle entdeckt worden, denen die Polizei die meisten ihrer Großthaten verdankt; wenn aber einmal die Verschwörungen auf die Interessen, die Leidenschaften und sogar auf die Gewissen gegründet sind, so läßt sich ihr Faden nicht auffinden; Jeder versteht den Andern ohne Mittheilung, oder es ist vielmehr Alles Mittheilung, es findet eine allgemeine und gleichzeitige Sympathie statt. Dieser Brennpunkt zündete in immer größerer Entfernung, griff Napoleon in der öffentlichen Meinung von ganz Deutschland an und bedrohte, bis nach Italien hinwirkend, seine ganze Existenz. Schon hatte es sich gezeigt, daß, im Falle die Umstände für uns ungünstig werden sollten, es nicht an Menschen fehlen würde, sie zu benutzen."

Es ist nicht zu leugnen, daß der französische Schriftsteller an der angeführten Stelle den moralischen Einfluß der geheimen Verbindungen richtig beurtheilt, weil er eine öffentliche Meinung, diese schwer zu definirende, aber dennoch bestehende und unter Umständen im Guten und Bösen unwiderstehlich wirkende Macht gegen die napoleonische Herrschaft in den Kampf rief. Ebenfalls hat er Recht, wenn er Stein als die Seele des Bundes bezeichnet, selbst wenn dieser nicht näherer Theilnehmer war, oder vielleicht sogar mit einiger Geringschätzung auf ihn sah. Auf ihn, den einzigen Staatsmann der Zeit, welcher deutsch fühlte und wahrhaft deutsche Interessen fördern wollte, richteten sich alle Blicke und sahen in ihm, dem Lenker eines immer noch bedeutenden deutschen Staates, den geeignetesten Ordner eines allgemeinen Widerstandes.

Ein Brief, welchen der Minister am 15ten August von Königsberg aus an den Fürsten von Saxe-Wittgenstein in Dobberan schrieb, und der von den Franzosen, welche ohne Zweifel die Correspondenz des Ministers streng beaufsichtigten, aufgefangen war, wurde, da in ihm von Zwecken, wie die im Betreff des Jugendbundes erwähnten, die Rede war, die Veranlassung seines Sturzes. Durch den Abdruck des Briefes in französischen Blättern, und seine Verbreitung von da aus durch ganz Europa wurde bei der damaligen Stellung des preussischen Kabinettes gegen Frankreich die Entfernung Stein's aus dem Staatsdienste nothwendig. Höchst ungerne, aber durch die obwaltenden Umstände gezwungen, nahm der König die am 26ten November vom Minister eingereichte Entlassung an.

Es schien Anfangs, als ob Napoleon die Angelegenheit keinesweges so wichtig nehmen wollte, wenigstens war zur Zeit seines Aufenthaltes in Erfurt nicht davon die Rede; auch dachte Stein so wenig an ernste Folgen, daß er gegen die Mitte des Dezembers in Berlin eintraf, um von dort später in Breslau für den Augenblick seine Wohnung aufzuschlagen. Wie erstaunte deshalb er selbst, so wie die ganze Welt, als in den ersten Tagen des Januar 1809 der neue französische Gesandte, Herr von St. Marfan, in Berlin anlangte und das weltberühmte Decret Napoleon's vom 16ten Dezember, aus dem kaiserlichen Lager von Madrid geschrieben: „Le nommé Stein cherchant à exciter des troubles en Allemagne, est déclaré ennemi de la France et de la confédération du Rhin. — Les biens, que le dit Stein posséderait soit en France soit dans les pays de la confédération du Rhin, seront séquestrés. Le dit Stein sera saisi de sa personne partout où il pourra être atteint par nos troupes où celles de nos alliés,“ veröffentlichte.

Diese Aichtserklärung wurde zu gleicher Zeit in allen Theilen Deutschlands, welche dem französischen Heere gehorchten, bekannt gemacht, an öffentlichen Orten verdeutschet angeschlagen, und gab einen neuen Beweis von der schrankenlosen Willkür, mit welcher der französische Machthaber die Rechte souveräner Fürsten mit Füßen trat, sobald es seinen Interessen nicht entgegen schien, sie zu beleidigen. Einseitig, ohne vorherige Mittheilung an den König, den er doch als souveränen Gebieter anerkannt, verfügte er über Freiheit und Besitz eines Mannes, den dieser Fürst als seinen ersten Diener um seine Person hatte. Denn Napoleon konnte zur Zeit der Abfassung seines Decretes noch nicht einmal Kunde von der Entlassung Stein's aus dem preussischen Dienste erhalten haben, auch setzten seine Weisungen keine derartige Entlassung Behufs der Ausführung des Befehles voraus, da St. Marfan dem Verfolgten durch den holländischen Gesandten die Aichtserklärung mit dem Bemerken zustellen ließ, er habe Befehl, alle politischen Verhältnisse mit Preußen abzubrechen und Preußen zu verlassen, wenn er Stein im Preussischen anwesend oder gar noch im Dienste vorfände, jedoch werde er, wenn Stein sogleich abreise, verfahren, als wenn er schon abwesend sei. So blieb für den Mann, der den preussischen Staat durch seine tiefdurchdachten und zeitgemäßen Pläne einer im Geiste seiner bisherigen Entwicklung liegenden Reform entgegenführen sollte, nichts übrig, als als ein Gedächter den gastlichen Boden, tief betrauert von allen Oben, die mit ihm die letzte Hoffnung Preußens dahinschwinden sahen, zu verlassen.

Diese Besorgniß war zum Glücke grundlos, da die Ideen, welche Stein durch jene ersten Schritte zur Herrschaft gebracht hatte, zu sehr dem allgemein gefühlten Bedürfniß entsprachen, als daß sie mit seiner persönlichen Einwirkung hätten zu Grunde gehen können. Manches war auch schon bis zur Veröffentlichung vorbereitet, wie die Verordnung über die verbesserte Einrichtung der Provinzialpolizei und der Finanzbehörden. „Die bisherige Polizei- und Finanzverwaltung in den Provinzen, hieß es dort, hat den Zweck nicht erreicht,

welcher ihr zum Grunde lag. Die einzelnen Zweige derselben waren unter mehrere nebeneinander gesetzte Collegien vertheilt, wodurch Einheit und Uebereinstimmung behindert und der Geschäftsgang schleppend wurde. — Sämmtliche Verwaltungsbehörden befanden sich in einer zu entfernten Verbindung mit der Nation selbst. Indem wir uns damit beschäftigen, die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Staate und dem Wohlstande unserer treuen Unterthanen geschlagen hat, haben wir beschlossen, in den Kriegs- und Domänenkammern, rücksichts der ihrem Wirkungskreise anvertrauten Districte, den Vereinigungspunkt der ganzen inneren Staatsverwaltung, in Bezug auf Polizei-, Finanz- und Landeshoheits-Angelegenheiten, zu bilden, weshalb sie auch von jetzt ab den Namen Regierungen führen und unter diesem Ausbruche in dieser Verordnung verstanden werden sollen; denselben zugleich eine Verfassung zu geben, nach welcher sie die verschiedenen Zweige der inneren Administration mit voller Theilnahme umfassen, sie zwar im Einzelnen sämmtlich mit Sorgfalt beachten und pflegen, aber auch in steter Uebereinstimmung zum Wohle des Ganzen leiten, alles einseitige, zethier stattgefundene Verwaltungsinteresse daraus entfernen, möglichst frei und selbstständig unter eigener Verantwortlichkeit in ihrem Wirkungskreise fortschreiten, nicht durch den todtten Buchstaben des formellen Geschäftsganges allein, sondern auch durch Männer, welche sie aus dem praktischen Leben und der Nation selbst in ihrer Mitte haben (es sollen landständische Repräsentanten an den Berathungen und Beschlüssen der Regierung kräftigen Antheil haben), lebendiger auf und für dieselbe wirken könne, und auf diese Weise mehr Einheit und Uebersicht in der Anordnung, mehr Schnelligkeit und Energie in der Ausführung erhalten, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staates, des königlichen Hauses und unserer treuen Unterthanen, als dem höchsten Ziele ihrer Thätigkeit."

Als ein wesentliches Mittelglied zwischen der Central- und Provinzialverwaltung hatte Stein die Oberpräsidenten empfohlen. „Diese sollten zugleich als Mitglied des Staatsrathes in den Hauptbestandtheilen desselben, Preußen, Schlesien, den Marken und Pommern, denselben geistigen Lebenspunkt bilden, welcher der erste Minister für die Regierung war. Sie sollten als Vorgesetzte der unter der Benennung Regierungen neu eingerichteten unteren Behörden für das Innere und die Finanzen, ohne eine Zwischeninstanz zwischen ihnen und dem Ministerio zu bilden, als beständige Abgeordnete des letzteren und in dessen Namen an Ort und Stelle eine genaue und lebendige, nicht bloß formelle Aufsicht über die öffentliche Verwaltung und die Treue und Tüchtigkeit der Beamten führen. Befugt und verpflichtet, sich von dem Geschäftsbetriebe bei den Regierungen in genaue Kenntniß zu setzen, ihn von Zeit zu Zeit an Ort und Stelle oder auch durch Einforderung von Nachrichten und Akten nachzusehen und Mängeln abzuhefen, nehmen sie indessen an der Detail-Verwaltung keinen Theil. Sie haben die allgemeine Aufsicht auf die ständische Verfassung der Provinzen ihres Verwaltungskreises, führen als landesherrliche

— 922 —

Kommissionen den Vorschlag bei den allgemeinen ständischen Versammlungen und die polizeiliche Aufsicht über die ständischen Gewerkschaften. — Die Oberpräsidenten sollen sich alle Jahre in der Regel einmal zu einer bestimmten Zeit in Berlin versammeln, als geheime Staatsräthe im Staatsrathe über ihre ganze Verwaltung Bericht abstaten und durch gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen und Beobachtungen die Staatsverwaltung möglichst vervollkommen.'

Die Männer, welche an Stein's Stelle die Umgestaltung des preussischen Staates fortführen sollten, waren ihm weder an Geist, noch an Kraft gewachsen. Graf Dohna hatte guten Willen, in seinem Sinne fortzufahren, so wie er ihm befreundet dagestanden hatte; Altenstein, dem die Finanzleitung oblag, war den Neuerungen, namentlich in Bezug auf ständische Mitwirkung, abgeneigt. Auch Beyme, jetzt Justizminister und Großkanzler, spielte wieder eine Rolle, Anfangs mit dem guten Willen, in Stein's Ideen einzugehen, doch ohne Beharrlichkeit, wie ohne den unbedingt patriotischen Sinn, welcher die Person stets der Sache opfert.

So nahm denn das Ministerium in dem gewaltigen Kriegsjahre 1809 eine schwankende und deshalb die gefährlichste Stellung, da sich allerdings Spuren auffanden, daß Unterhandlungen zwischen Oestreich und Preußen über die Abnahme am Kriege stattfanden, und Napoleon auch schon über eine weitere Zurückziehung des preussischen Staates verfügt hatte. Man suchte den Jorn des Gewaltigen zu beschwichtigen, und Dohna, um ihm gefällig zu sein, ja den Argwohn zu beseitigen, trug auf die Aufhebung des Jugendbundes, der, wie wir wissen, in den Augen der Franzosen eine so bedeutende Rolle spielte, an. Die Zahlung der vertragsmäßigen Kriegsteuer wurde immer schwieriger, und schon dachten die Minister daran, Schlesien abzutreten und sich so von der drückenden Schuld zu befreien.

Zur Ausführung einer so traurigen Maßregel kam es zum Heile des preussischen Staates nicht, sondern das Ministerium, welches an so unglückliche Maßregeln dachte, brach vor der Ausführung zusammen und machte in Folge einer königlichen Verordnung vom 7ten Juni 1810 dem Freiherrn von Hardenberg als Staatskanzler Platz. Er hatte die oberste Leitung sämmtlicher Staatsangelegenheiten bis zum Herbst 1822.

Die Entlassung der bisherigen Minister, so wie Hardenberg's Erhebung wurde in Preußen mit Freuden begrüßt, denn man erinnerte sich der politischen Richtung, welche er im Gegensatz gegen das Haugwitz'sche Cabinet befolgt hatte, und kannte in diesem Punkte wenigstens seine Uebereinstimmung mit Stein; auch Napoleon's mehrfach gegen ihn geäußertem Haß diente ihm in der öffentlichen Stimme zur Empfehlung.

Gegen die Mitte des September hatten die beiden großen Staatsmänner eine Zusammenkunft in einer einsamen Gebirgswohnung jenseits des Riesenthammes in Böhmen; beide, wie verschieden auch an Gaben und Charakter, verfolgten einen gemeinschaftlichen Zielpunkt, Befreiung der Welt von dem

systemischer Druck Napoleons und Wiedereinrichtung der Macht Preussens. Man hat Hardenberg sehr oft seinem Vorgänger gegenüber in den Schatten gestellt, weil er nicht den von ihm vorgezeichneten Plan mit unerschütterlicher Festigkeit durchgeführt habe und in wesentlichen Punkten von ihm abgewichen sei. In Festigkeit, so wie an persönlich sittlicher Würde stand Hardenberg allerdings dem Urheber der Gesetze vom 5ten October 1807 und vom 18ten November 1808 nach, so wie an Sicherheit der Beurtheilung finanzieller und staatsökonomischer Pläne; allein in Bezug auf die Behandlung diplomatischer Verhältnisse, namentlich zu einer Zeit, wo nur die äußerste Vorsicht vor dem Scheitern des schwerbelasteten Staatsschiffes retten konnte, war Hardenberg ohne Zweifel der geeignete Mann, so wie in Bezug auf die Persönlichkeit des Herrschers, durch dessen Willen auf die Gestaltung der Verhältnisse hingewirkt werden mußte, dessen, wie auch immer edle Natur schwerlich auf lange Zeit mit einem so schroffen Charakter, wie Stein, der überdies beständig mehr die allgemein deutsche, als die specifisch preussische Sache im Auge hatte, gewiß nicht allzulange im Einklange verblieben wäre. Wenn von Hardenberg gesagt worden ist, daß er es nicht verstand, die edelsten und tüchtigsten Männer festzuhalten, oder daß er, was ihm Kräftiges und Großes von Stein mitgetheilt, nur halb ausgeführt und durch fremde That verdorben habe, so ist auf den ersteren Vorwurf zu erwidern, daß eine geraume Zeit mit ihm im Vereine Humboldt, Boyen, Niebuhr, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau zum Heile Preussens gewirkt haben, und in Bezug auf den zweiten Vorwurf, wie trotz aller Schwächen und Mängel unter seiner Leitung jene milde und väterlich für die Entwicklung des preussischen Volkes sorgende Regierung sich bildete, unter welcher sich dasselbe zu einem mit Recht so gepriesenen und von vielen Seiten beneideten Standpunkte der Cultur erhoben hat.

Auf Grundlage der Stein'schen Verordnung vom 24ten November erschien am 27ten October 1810 das Gesetz über die veränderte Verfassung aller obersten Staatsbehörden in der preussischen Monarchie. An demselben Tage wurde das „Edikt über die Finanzen des Staates und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben“ unterzeichnet. Der König eröffnete darin seinen Unterthanen den Stand der Contributionszahlung, erklärte: „unter Anerkennung der bereitwilligen Hülfe der Einzelnen, der Stände und des Handelsstandes die Nothwendigkeit großer Opfer, aber möglichste Erleichterung derselben durch Herstellung eines neuen Abgabensystemes, welches unter Abschaffung der Grundsteuerbefreiungen, des Justizzwanges und der Gewerbesteuern, der Bann- und Zwangsgerechtigkeiten, letzterer gegen Entschädigung der Natural-, Brod-, Korn- und Fouragelieferung, des Vorpannes; alle Einwohner der ganzen Monarchie gleichmäßig nach ihrem Vermögen herbeiziehen, hauptsächlich die Consumption und den Luxus treffen, auch mit einer Patent- und Stempelsteuer verbunden sein sollte.“ Zur Deckung der Staatsschulden wurden die Domänen verkauft, und die geistlichen Güter, mit Ausnahme derer, welche für religiöse

**Entscheidung der Pfarreien, Schulen und frommen Stiftungen erforderlich, sollten eingezogen werden; für jetzt aber durch eine, auf beide zu versichernde gezwungene Anleihe und eine ausländische Anleihe das erforderliche Geld herbeischaffen, die auswärtige Staatsschuld vom 1sten Januar 1811, die inländische vom 1sten Januar 1814 an verzinsen und über die rückständigen Zinsen Scheine ausgestellt werden, welche bei dem Domänenkaufe und den Anleihen zu  $\frac{2}{3}$ , und  $\frac{1}{3}$  für voll gelten sollten. Die Provinzial- und Communal-Kriegsschulden wurden durch eine General-Commission in Berlin geordnet, so weit thunlich, ausgeglichen, und sollte für ihre Verzinsung und Tilgung gesorgt werden. Die Bezahlung der rückständigen Besoldungen ward auf den 1sten Januar 1814 versprochen. Der König schloß mit der Versicherung, auf jede Art, durch polizeiliche und finanzielle Einrichtungen das Wohl der Unterthanen möglichst zu befördern, und beehlet sich zu dem Ende vor: „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rath Wir gern benutzen und in der Wir nach Unseren landesväterlichen Gesinnungen gern Unseren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staates und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserem treuen Volke immer fester knüpfen.“**

Durch diese Verordnung wurden natürlich die bestehenden Lasten der preussischen Unterthanen erhöht und dazu die bisher bevorrechteten Stände mit Verlust ihrer besonderen Privilegien bedroht. Daher läßt sich begreifen, wie von vielen Seiten sich Unzufriedenheit darüber zeigte, welche auch bald einen gesetzlichen Ausdruck fand, da der Staatskanzler im Februar 1811 eine Versammlung der Stände aus allen Provinzen berief, um ihre Vorschläge über ihre einzelnen drückendsten Einrichtungen zu hören. Es waren etwa sechszig Abgeordnete, meistens Rittergutsbesitzer, nur wenige aus Städten und Landgemeinen. Ihnen eröffnete Hardenberg am 23sten Februar die Absicht des Königs: „vermitteltst ständischer Vertretung nicht nur Gehorsam, sondern auch Ueberzeugung bei seinen Unterthanen hervorzurufen, und durch das neue System persönliche Freiheit, freien Gebrauch der Kräfte, gleiche Vertheilung der Staatslasten, die Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Berechtigung des Verdienstes ohne Rücksicht auf Stand, eine geordnete, kräftige Verwaltung und die Bildung eines auf Erziehung und Religiosität gestützten Nationalgeistes als Grundlage des künftigen Gedeihens. Die Berathung sollte in vier Abtheilungen unter Leitung tüchtiger Beamten geschehen. Die Eröffnung enthielt das Programm von dem, was Stein dem Wesen nach gewollt, und was auch wirklich in Preußen in Folge der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung zu Stande gekommen ist, Opfer, deren segensreiche Folgen heut zu Tage nur wenige noch verkennen, und denen auch die edleren und einsichtsvolleren Mitglieder ihre Zustimmung nicht versagten.

So dachten jedoch nicht alle. Vornehmlich traten die Abgeordneten des Debusser Kreises, von Marwitz und von Finkenstein, dagegen auf. Sie forderten ihre Genossen auf, sich auf das starre Recht zurückzuziehen und jedes Eingehen auf verfassungswidrige Anforderungen zu verweigern. Der Staatskanzler gerieth allerdings in Verlegenheit, aus der er sich nicht anders, als durch Verhaftung der beiden Abgeordneten zu helfen wußte. Die Maßregel war willkürlich, aber keinesweges so unpopulär, als man hätte erwarten sollen, denn die eigenen Kreisgenossen rührten sich nicht, und wenn, auch von anderen Kreisen, Gesuche um Freilassung erhoben wurden, so geschah dies mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Betroffenen als schuldig anerkannt wären.

Hardenberg berief eine zweite ständische Versammlung, in welcher er manche Vorschläge zu Gunsten der Gutsbefitzer einbrachte, und eine dritte im September desselben Jahres, vor welcher er es, da wahrscheinlich seine Vergünstigungen als eine Reaction bezeichnet worden waren, für einen Frevel erklärte, wenn man an eine Aenderung des Systemes denken könnte. Gleichheit vor dem Gesetze, freie Disposition und Benutzung des Eigenthums, Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller Kräfte, Abgaben nach gleichen Grundsätzen hielt man fest; zugleich erschienen auch Verordnungen in diesem Sinne.

Zwei Tage vor der Entlassung der Versammlung, am 14ten September, wurde das in seiner Wirksamkeit nachhaltigste Gesetz über die Ablösung gegeben, nach welchem den Inhabern erblicher Bauerhöfe und Besitzungen, so wie allen, welchen diese von den Gutsherrn auf gewisse Zeit gegen Abgaben, Pächte und Dienste überlassen waren, es mochten nun Besitzungen zu geistlichen, Domänen-, Kammerei- oder Privatgütern gehören, das vollkommene Eigenthum wurden, unter der Bedingung, daß erstere dem Gutsherrn den dritten Theil, letztere die Hälfte ihrer Ländereien dafür abtraten, oder sich auf Kapitalvergütung, Rentenversicherung, Naturalien oder Geld einigten.

In gleichem Sinne, wie hier die ländliche Betriebsamkeit, entseffelte die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer auf Grund einer allgemeinen Gewerbefreiheit die Vervielfachung des gewerblichen Betriebes in den Städten, und wenn man auch damals, wie jetzt noch von gewissen Seiten, diese schneidenden Gesetze tabelte, so wird Niemand dreist genug sein, zu leugnen, daß ihnen Preußen seinen Umschwung und die Möglichkeit einer Concurrenz mit dem Auslande verdankt. Daß Gesetze der Art, aus welchen Millionen Segen schöpfen, auch manche Härten für Einzelne in sich schließen, das liegt einmal in den menschlichen Verhältnissen und wird uns durch alle Zeiten, in welchen der menschliche Geist einen merklichen Fortschritt bewerkstelligte, bewiesen. Doch hat sich durch eine Erfahrung von vierzig Jahren herausgestellt, daß beide Theile, sowohl die, denen das Opfer von Rechten zugemuthet, als auch die durch das Gesetz Begünstigten, reichen Gewinn daraus geerntet haben. Wer darf also die Gesetzgeber verurtheilen?



Dem äußeren Ansehen nach meinte man damals, Preußen müsse dem erschöpfenden Drucke erliegen. Die unerhörten Kriegsabgaben an Frankreich und zugleich die allen Erwerb tödtende Handelsperre gegen England, die niederdrückenden Steuern, in Folge deren in den meisten, sonst wohlhabendem Familien der letzte silberne Löffel in die Münze wanderte, der Druck der französischen Besatzung in den drei Oberfestungen, und dazu die stete Besorgniß, in dem nächsten Augenblicke durch feindliche Truppenmassen des letzten Scheines politischer Selbstständigkeit beraubt zu werden — Alles schien zusammen zu wirken, um dem preussischen Volke jede Hoffnung auf einen künftigen besseren Zustand zu rauben; und doch legte gerade in dieser Zeit der so schwer verfolgte Fürst den Grundstein zu einem politischen Gebäude, wie es kaum in den Hoffnungen Friedrichs des Großen gegläntzt haben konnte. Wenn das preussische Cabinet in dem großen Getriebe der europäischen Politik vom Baseler Frieden an bis zu dem unglücklichen Kriege von 1806 unter dem Ansehen nie geheimer Blüthe und Macht ausdehnung seine ganze politische Ehre darangegeben und verloren hatte, so stand doch sein Fürst in den Zeiten der tiefsten Noth unbesiegt und in den Augen aller edleren Naturen achtungswerth da. Friedrich Wilhelm III. erwies sich als ein echter Hohenzoller, gemäßigt und mild im Glück, fest und unerschütterlich in den Zeiten der Trübsal. Das niedererschmetternde Unglück, anstatt das Band zwischen Fürsten und Volk zu lockern, hatte es viel, unendlich viel enger gezogen; ja Fürst und Volk ermutigten sich gegenseitig im Anschauen der Art und Weise, wie jeder die ihm zuertheilte Last trug, und jedes bittere Gefühl, welches der fremde Druck hervorrief, stärkte nur den Drang nach Rache gegen diesen und erhöhte in eben dem Maße die wechselseitige Liebe.

Während die meisten mächtigeren deutschen Fürstenthümer, selbst das alte Habsburg-Lothringische, verwandtschaftliche Verbindung mit dem kaiserlichen Emporkömmling und seinen unwürdigen Verwandten suchten, hielt sich Friedrich Wilhelm, obschon Männer, sonst von Verstand und Einsicht, zu ähnlichen Schritten rathen, sein Haus frei von dieser Befleckung, und deshalb sich, so wie sein Volk, in der geeigneten Lage, jeden günstigen Wink der Vorsehung zum heiligen Kampfe für Freiheit und Recht unverzüglich zu ergreifen. Denn die französischen Vasallenstaaten, obenan die Rheinbundsfürsten, scheinbar geschont und sogar geehrt, trugen nichtsdestoweniger mühsam den Druck, den ihnen der eigennützig Beschützer zu Frankreichs Nutzen, oder vielmehr um jene Zeit schon zur Befriedigung seines ungemessenen Ehrgeizes auferlegte. Außerdem fand ein beständiger Abtausch der Unterthanen zwischen den Fürsten des Rheinbundes statt, bei welchem eine Anhänglichkeit der Unterthanen unmöglich bestehen konnte; ja in manchen der von ihm zugezogenen Staaten behielt sich Napoleon Einkünfte und Domänen vor und beutete so den Schwweiß der Unterthanen zu seinem Nutzen aus, was unmöglich ohne wohlgefürnte Stimmung gegen die Landesregierungen Wurzel gewinnen lassen konnte.

Nach dem für Napoleon überaus glänzenden Frieden von Wien, den 18ten October 1809, durch welchen ein neuer, zu Frankreich gehöriger und aus Theilen von Croatien, Kärnten, Krain, Fiume, Triest und dem österrichischen Dalmatien bestehender Staat der Illyrischen Provinzen gebildet wurde, konnte des Eroberers Umfassung keine Grenzen mehr. Das weltliche Gebiet des Papstes wurde eingezogen und durch ein Dekret vom 17ten Februar 1810 zum französischen Kaiserreiche geschlagen; am 1sten März verfügte er, daß das Großherzogthum Frankfurt nach des Primas Tode seinem Stiefsohne Eugen Beauharnais gehören solle; am 16ten desselben Monats ward holländisch Brabant, Seeland und Geldern auf dem linken Ufer der Maas nach dem Grundsatz, der Thalweg des Rheins sei Grenze Frankreichs, dem großen Reiche hinzugefügt; am 18ten Mai ward das südlüche Tyrol dem verbündeten König von Bayern entziffen und zum Königreich Italien gelegt; am 9ten Juli vereinigte er ganz Holland mit dem Kaiserreiche; am 12ten November zog er auch das Land Wallis hinzu, aus keinem anderen Grunde, als weil die Simplonstrasse für Frankreich zu wichtig sei; und am 10ten Dezember erklärte er die Nothwendigkeit, das französische Reich bis an die Ostsee auszudehnen, und vereinigte damit die ganze Seeküste nach einer durchaus willkürlich gezogenen Linie vom Einfluß der Lippe in den Rhein bis Travemünde unter der Verwaltung des General-Gouverneurs Davoust, mit der besondern Verfügung, den englischen Handel aus Deutschland zu verbannen.

Doch während Napoleon ohne Widerstand dieses „große Reich“ bildete und auf dem Continente entweder mit eigenem Nachtgebot oder durch seine Vasallen und Verbündeten herrschte, gelang es ihm so wenig, Handel und Seeherrschaft der Engländer zu beschränken, daß diese vielmehr nicht allein seine und der Bundesgenossen Flotten vernichteten, sondern auch sämtliche holländische und französische Kolonien eroberten. Der einzige Weg, um den Engländern wirklich wehe zu thun, war die absolute Herrschaft über den Continent; denn die verbündeten Staaten fügten sich nicht so vollständig der ihnen zugesagten Continentalsperrre, daß sie nicht im Geheimen der Verletzung derselben nachsahen.

Vor Allem fing Rußland an, mit großer Bedenlichkeit auf die ungeheure Ausdehnung der französischen Macht zu blicken, während ihm nur Finnland durch den schwedischen Krieg zuviel, die Türkei dagegen von dem gewaltigen Bundesgenossen nicht in gewünschter Art preisgegeben wurde. Bornehmlich aber fühlte sich Alexander durch die Wegnahme Odenburgs, im Dezember 1810, wo ein verwandter Stamm regierte, verletzt. Nicht weniger machte ihn die durch den Wiener Frieden erfolgte Vergrößerung Warschaws besorgt, weil sie auf eine Wiederherstellung Polens, für Rußlands europäischen Einfluß ein Todesurtheil, hingielen konnte. Da überdies durch die Vermählung mit der Erzherzogin Maria Louise, am 12ten April 1810, auch Oesterreich enger mit dem Freunde des Kaisers der Franzosen verknüpft, Alexander sich ganz isolirt

in Europa fand, und dazu noch durch die riesenhaften Pläne Napoleon's gegen den Orient, wo derselbe jetzt seinen Hauptgegner aussuchen wollte, geschwächt wurde, so fühlte er sich, um seine Herrschaft vor den letzten Anmaßungen zu schützen, zu ernsthafter Rüstung gedrungen. Im Sommer des Jahres 1810 wurden die Truppen vermehrt und im westlichen Rußland mehrere Punkte in Vertheidigungszustand gesetzt. Doch auch Napoleon ließ im Großherzogthum Warschau Befestigungen anlegen und Lorgau verstärken. Im Dezember wurde eine Aushebung von 120,000 Mann ausgeschrieben.

Um diese Zeit begann Napoleon sogenannte Lizenzen oder Erlaubnißscheine zum Handel mit englischen Waaren an einzelne Begünstigte auszutheilen, um die Vortheile desselben für sich auszubeuten. Deshalb erfolgte natürlich die Aufhebung des Verbotes englischer Waaren nach Rußland, ja in Folge eines neuen Zolltarifes traf das Verbot die französischen, und 90,000 Grenzwachter sorgten für Aufrechthaltung des Gesetzes. Vom Februar 1811 ab wurde die Stimmung beider Kabinette so gereizt, daß ein Ausbruch unvermeidlich erschien, und Napoleon, seinem Einschüchterungs-Systeme gemäß, gegen inländische Deputationen und auswärtige Gesandte mit der Unernehmlichkeit seiner Hülfsmittel prahlte. Deshalb war es nur das einfache Gebot der Klugheit, daß Alexander zu dem Kampfe mit seinem Westheere vollständig gerüstet dastand, so daß Napoleon einen Angriff auf das Großherzogthum Warschau fürchtete. Der russische Kaiser jedoch, in dessen Charakter eine solche krieglustige Politik nicht lag, erklärte, daß er nur im Falle eines Angriffes loszuschlagen würde.

In Alexander's Umgebung fehlte es nicht an dem Kriege geneigten Elementen. Sein Vertrauter, der General Phull, legte ihm im Sommer 1811 einen Plan vor, Polen freizugeben, mit vereinten Kräften vorzugehen, Preußen zum Beitritt zu zwingen und den Kampf gegen Napoleon an der Elbe zu beginnen, wodurch natürlich dem Gegner ein bedeutender Theil der wohlverrechneten Hülfsmittel entzogen werden konnte. Dies geschah nicht, und Napoleon gewann dadurch Zeit, das größte disciplinirte und mit allen Kriegsmitteln der modernen Zeit im reichlichsten Maße versehene Heer, welches die Welt jemals gesehen, gegen Rußland in Bewegung zu bringen. Bis auf den letzten Mann mußten die Rheinbundfürsten ihr Contingent und, nebst den befreundeten Mächten, die nöthigen Transporte zur besseren und schnelleren Beförderung stellen.

Das vollständigste Gegenbild hiervon sehen wir beim russischen Kaiser. Allerdings sind auf seinen Befehl in seinem weitläufigen, doch dünnbevölkerten Reiche von 1806 bis 1812 zwei Millionen Rekruten ausgehoben worden, aber wohl nicht viel mehr als der zehnte Theil wirklich zum Heeresdienste gekommen. Hier ein Beispiel, wie es in dem Riesenreiche zugeht. Aus Sibirien traten von 5000 Rekruten 300 in die Regimenter ein, die übrigen waren auf dem Wege entweder gestorben oder verwahrlast. Die Mißbräuche in der

Feldkrankenpflege überstiegen allen Glauben. Im Moldauischen Feldzuge war ein Vertrag auf zwei Millionen Silberrubel abgeschlossen, und der Kriegsminister wies dem kommandirenden General Ramenskoj nach, daß die von ihm in Rechnung gestellten Gegenstände für ein Viertel des Preises zu haben sein würden; und der beste Beweis, wie unrechlich das Verfahren gewesen war, ist, daß der Lazareth-Unternehmer in der Ukraine ein Gut für 1,200,000 Rubel nach dem Kriege kaufte. Auch die zu den Heeresabtheilungen etatsmäßig gehörenden Mannschaften waren niemals vollzählig; schon beim Ausbruch des Krieges zählte eine Division statt 24,000 nur 7 bis 8000 Mann, die Reservebataillone statt 497 nur 300; von 11 Bataillonen erschienen nur 3380 Mann, weil 1700 als Kranke zurückgelassen waren.

Unter den drohenden Verhältnissen war Preußen in eine unerhört schwierige Lage gerathen. Von einer allerseits geachteten Neutralität für den König konnte bei dem Zustande, in welchem sich der Staat befand, damals wohl nicht die Rede sein, und es blieb also nichts weiter, als einen Anschluß an einen oder den andern Theil. In diesem Sinne schickte der König im Frühling 1811 den Oberst von Schöler nach Petersburg, während der Staatskanzler Eröffnungen an den Minister des Auswärtigen, Maret (Herzog von Bassano), gelangen ließ in Betreff eines Bündnisses gegen die Gewähr der Unverletzlichkeit des preussischen Staates, die Räumung von Glogau, die Ermächtigung das Heer zu vermehren, Entschädigung für die Uebersahl der Festungs-Besatzungen und im Fall des Krieges Erlass der Kriegsteuer und Neutralität von Oberschlesien als Aufenthalt des Königs. Ohne Zweifel war die Absicht des Staatskanzlers, durch dieses Anerbieten eine bestimmte Erklärung Napoleons hervorzurufen, und diese erfolgte dahin, daß er mit Bezug auf sein Verhältniß zu Rußland die Verbindung ablehnte, und jede Vermehrung des preussischen Heeres, als gegen sich gerichtet, betrachten würde.

Auf diese feindselige Antwort gewann die Kriegspartei die Oberhand, und Hardenberg schloß sich den Vorstellungen Scharnhorst's, Gneisenau's und Boyen's an. Man unterhandelte mit dem englischen Kabinet, welches durch den General Dörnberg Kriegsbedürfnisse für 60,000 Mann, die schon auf der Ostseeflotte bereit lagen, und in dem unglücklichsten Fall eine Freistätte in England anbot. Nun waffnete Preußen, verstärkte seine Festungen und besetzte vier Lager von seltener Stärke bei Pillau, Colberg, Spandau und in Schlesien. Vor Allem sollte der König Berlin verlassen. Zugleich tauchten die schon im Jahre 1808 angeregten Ideen eines Volkskrieges mit Landwehren und Landsturm auf.

Diese ernstern Maßregeln blieben nicht ohne Eindruck auf Napoleon, der hierauf eine milde und beschwichtigende Erklärung dem preussischen Kabinet zukommen ließ; aber kaum hatte man hierauf die Einstellung der Rüstungen gemeldet, so brach auch schon wieder die ehemalige Anmaßung hervor, und Krieg oder Entwaffnung hieß die Lösung. Man gehorchte zum Schein, denn es galt

zu beschwichtigen; von Knefbeck ging mit Instruktionen der Art nach Paris, wo der General von Krusmarck als preussischer Gesandter einen harten Stand hatte.

Im Januar 1812 schien das Verderben über Preußen hereinzubrechen, denn bereits besetzten Truppen des Marschalls Davoust schwedisch Pommern und die preussischen Städte Anklam, Demmin und Swinemünde, und der General Glöckner marschirte mit 16,000 Mann von Magdeburg gegen Berlin; schon hatte man dem König zum Abgang aus der Hauptstadt mit seinen Truppen gerathen, da langte ein Courier mit Depeschen des Gesandten aus Paris an, welche zwar von keiner freundschaftlichen Stimmung, doch wenigstens von der Reigung Napoleons zu einer friedlichen Lösung der Verhältnisse zeugte. „Das französische Heer sollte durch Preußen marschiren, und hier auf Abschlag der zwölf Millionen Franken Contributionsreste eine Verpflegung erhalten, die dreißig Millionen kostete; das preussische Heer nicht stärker als 42,000 Mann sein, davon 20,000 Mann zum französischen Heere stoßen, die übrigen nach einer gegebenen Beschrift in die Festungen vertheilt werden; im Fall Krieg ausbreche, solle der König nach Breslau gehen, welches mit einem gewissen Bezirke neutral bleibe.“

Auf Grund dieser Bestimmungen wurde am 24sten Februar ein doppelter Vertrag geschlossen; der für die Oeffentlichkeit bestimmte lautete nur auf Vertheidigung, der geheime verpflichtete Preußen allein zum Kriege gegen Rußland und öffnete das ganze Staatsgebiet mit Ausnahme der Festungen Colberg und Graudenz, sowie Oberschlesiens, den Franzosen. Von Vortheilen oder Entschädigungen war nichts Bestimmtes zugesagt, nur die Gewährleistung des augenblicklichen Besitzstandes ausgesprochen. Man erkennt aus dem Vertrage das tiefe Mißtrauen, mit welchem Napoleon auf den König von Preußen sah, denn es war hier nicht von freier Bundesgenossenschaft, sondern von Sicherung gegen gefährlichen Abfall zum Feinde die Rede.

So waren denn auch die Rathgeber des Königs in ihren Ansichten getheilt. Die militärischen, wie Scharnhorst und seine Freunde, für Widerstand, da das Heer leicht auf 120,000 Mann gebracht werden könne, Waffen, Geschütz und Vorräthe aller Art für 285,000 Mann vorhanden wären, und dazu fünf Festungen und vier verschanzte Lager; als fester Stützpunkt diene Kaiser Alexander, dessen ganze Macht in diesem Kampfe zu Gebote stehen würde. Allein Friedrich Wilhelms Erfahrungen in Betreff der russischen Hülfe waren zu unglücklich; hatte sie doch nicht genügt, als noch Preußen ungebrochen und in voller Macht dastand, während es jetzt erschöpft, zerstückelt, in seinem Innern durch eine bedeutende feindliche Streitmacht in seinen Festen gezügelt und gleichsam wie mit feindlichen Heeresmassen umgürtet war. Hatte Rußland nicht helfen können, als an der Werra und Saale das erste Zusammentreffen stattfand, wie war es möglich, da schon der Feind im Lande und ringsum an den Grenzen stand, ohne daß die russischen Heeresabtheilungen weiter nach Westen vorgeückt waren, als zum Schluß des Jahres 1806. Es schien allerdings den preussischen Kriegern würdig, lieber rühmlichen Tod, als feige Ergebung zu

wollen, jedoch mußte ruhigere Ueberlegung sagen, daß höchstens ein ehrenvoller Untergang bei einem solchen Entschlusse zu gewinnen war.

Daher kann es nur vom staatsmännischen Standpunkte gebilligt werden, wenn der König auf Hardenbergs Rath, welcher deshalb von der patriotischen Partei nicht eben allzu glimpflich beurtheilt wurde, der harten Nothwendigkeit nachgab, und am 5ten März den gebieterisch aufgebrungenen Vertrag unterschrieb; wenigstens schloß er trotz aller Härten und der Opfer statt aller Belohnungen nicht die Schmach der anscheinlich gewinnvollen Verträge von 1805 und 1806 in sich.

Eine fast nothwendige Folge dieses Bündnisses war, daß Scharnhorst, Sneyenau, Boyen und die ihnen gleichgesinnten Offiziere ihre Entlassung nahmen; mit ihnen der Polizeipräsident Bruner. Letzterer trat in russische Dienste, und begab sich nach Prag, um mit dem russischen Gesandten auf den öffentlichen Geist in Deutschland, insofern sich derselbe gegen die Franzosenherrschaft aufregen ließ, nach Kräften zu wirken. Auch mehrere der ausgeschiedenen Offiziere suchten Befriedigung ihres Nationalgefühles in dem Kampfe gegen Napoleon als Diener des Kaisers Alexander.

Der Staatskanzler dagegen schien seiner ehemaligen antinapoleonischen Politik gänzlich entsagt zu haben. Er umgab sich mit Leuten, die den Franzosen genehm sein konnten, es sah aus, als wenn er nur noch den Beifall des kaiserlichen Cabinettes im Auge habe; freilich eine schwere, allein doch nothgedrungene Wahl; obchon der übermüthige und treulose Weltgebieter keinen Anstand nahm, seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz, um ihm, im Fall es seine politischen Pläne erheischten das östreichische Galizien zur Verfügung zu haben, das preußische Schlesien als Ersatz dafür anzubieten, was jedoch der östreichische Herrscher nicht genehmigte.

Preußen gehorchte der unerbittlichen Nothwendigkeit, das Bündniß mit Frankreich bot den einzigen obchon schlüpfrigen Steg zur künftigen Rettung. Nicht so Oestreich. Weit selbstständiger und ohne in der Gefahr der Vernichtung zu schweben, entschied es sich für die Aufstellung eines Heeres von 30,000 Mann, doch unter dem Befehl eines unabhängigen östreichischen Befehlshabers, des Fürsten Schwarzenberg. Die Oestreicher bildeten ein eigenes Corps und sollten von Galizien aus an den Kriegsbereignissen Theil nehmen. Dem Kaiser von Oestreich war, im Falle die Wiederherstellung Polens nothwendig werden sollte, als Entschädigung der Besitz der illyrischen Provinzen zugesagt.

Um diese Zeit befand sich nebst andern deutschen und preußischen Vaterlandsfreunden der ehemalige Minister Stein in Diensten des Kaisers Alexander; dieser, welcher in dem richtigen Gefühl, daß er über den Weltgebieter nur dann den Steg davontragen würde, wenn er den Krieg nicht nur zu einem russischen National-, sondern zu einem Rache- und Befreiungskriege aller zu Boden getretenen Nationen machte, hatte sein Auge ganz besonders auf Deutschland geworfen, weil er hier trotz alles Mangels an Thatkraft in dem deutschen

Volke die tiefe sittliche und geistige Grundlage kannte und achtete. Herrscher über Unterthanen, die kaum den Namen eines Kulturvolkes verdienten, barg dieser liebenswürdige Fürst einen selten regen Sinn für edle und wahre Humanität. Er begriff vollkommen, wenn Stein ihm die sittlichen Motive, welche in dem Unwillen der niedergedrückten Völker schlummerten, als wichtige Bundesgenossen rühmte. Schrieb er doch an demselben Tage, nämlich am 18ten Junius 1812, wo er eine Denkschrift Steins darüber erhalten hatte, diesem zurück: „Ich habe Ihre Denkschrift mit der größten Aufmerksamkeit gelesen; ich habe darin das Genie erkannt, welches Sie stets auszeichnet. Die gute Sache hat unendlich gewonnen, da dieselbe Sie zum Mitarbeiter besitzt! Jetzt, wie Sie sehr wohl bemerken, kommt es darauf an, die Ausführung alles dessen, was Ihre Denkschrift enthält, zu veranlassen, und Sie werden mir einen wahren Dienst zeigen, wenn Sie sich sogleich damit beschäftigen; ich meinerseits werde versuchen, Ihnen alle Erleichterung zu gewähren, die in meiner Gewalt ist. In unserer ersten Zusammenkunft wollen wir die dringendsten Maßregeln festsetzen.“

Auf die Anforderung, die nothwendigen Punkte aufzuzählen, empfahl Stein Folgendes:

I. Man muß Personen wählen und ernennen, welche den Mittelpunkt bilden sollen, von dem die Leitung der Mittel, um auf Deutschland zu wirken, ausgeht.

II. Herrn Bruner geheime Instruktionen und Geldmittel geben, und

- a) ihn bevollmächtigen, sichere Leute an die bezeichneten Punkte zu schicken, um die bewaffneten Haufen zu bilden, welche übrigens erst dann handeln werden, wenn der Krieg begonnen hat. Bruner besitzt Agenten, die in Thätigkeit gesetzt zu werden erwarten, und die den Stoff für ihre Maßregeln unter dieser Menge unzufriedener preussischer, hessischer, hannoverscher Soldaten finden werden;
- b) er muß durch seine Agenten Verbindungen mit den Anführern der Schleichhändler an der böhmischen Grenze anknüpfen, um die Druckschriften an seine Vertheiler in Deutschland gelangen zu lassen;
- c) er muß geheim eine wohlfeile Ausgabe des „Geist der Zeit“ veranstalten, oder man könnte das hier in Dorpat thun. Herr Fabre wäre aufzufordern, sein Werk über das Innere von Frankreich zu vollenden und davon, sowie von allen denen, welche die verderblichen Maßregeln Napoleons ins Licht setzen, z. B. von Sir Francis und Jvernois deutsche Uebersetzungen zu besorgen;
- d) er muß die Einrichtungen zum Druck der Kriegsbülletins treffen, für welche man von hier aus den Stoff liefert. Man würde dem Herrn Bruner Eingang- und Postpässe für Herrn Arndt senden; diesen hätte er als Kaufmann oder auf eine andere Weise durch Galizien hierher zu befördern. Es würde äußerst nützlich sein, Herrn von Dubril in Deutschland zurückzuhalten, sei es zu Berlin oder unter dem Vorwande seiner

Gesundheit zu läßlich, so lange der Platz haltbar bleibt; er ist ein feiner, sehr einsichtiger und sehr arbeitsamer Mann.

III. Der Minister des öffentlichen Unterrichts würde für die genannten Gelehrten Auszeichnungen vorschlagen; um den Grund der Wahl zu verdecken, könnte man Andere nur durch ihre wissenschaftlichen Eigenschaften ausgezeichnete, in Rücksicht der politischen Gesinnungen gleichgültige hinzufügen, z. B. den großen Philologen Wolf in Berlin, Göthe, Wieland, selbst einen Prager Gelehrten, den bekannten ausgezeichneten Mathematiker Herrn von Gerstner.

Für die Entwicklung der Mittel, um auf die feindlichen Truppen zu wirken, ist es nöthig:

- 1) sich über die Wahl des Befehlshabers der auswandernden Militairs auszusprechen und ihm verdiente höhere Offiziere, wie Herrn von Oneisenau, von Chazot u. A. beizugeben;
- 2) jedem Heerestheile, welcher den deutschen Truppen gegenübersteht, einen Offizier beizuordnen, der beauftragt wird, die Mittel der Einwirkung zu leiten, den Unterhalt, die Weiterkunft, den Marsch der Ankommenen bis zu den Depots zu besorgen;
- 3) die Orte zu bestimmen, wohin jeder Heerestheil die ihm zukommenden Auswanderer senden sollte;
- 4) sofort einen Aufruf zu erlassen, der mit Würde und Einfachheit geschrieben, den festen Willen Sr. Majestät des Kaisers, Deutschland zu befreien, ankündigt. Der Kaiser würde alle Wohlgesinnten einladen, sich unter seine Fahnen zu vereinigen, ihnen einen angemessenen Sold, Bildung in besondere Corps unter Befehl ihrer Offiziere, und die Rückkehr ins Vaterland versprechen, im Fall des Unglücks hingegen würde der Kaiser ihnen eine Freistadt in dem schönsten Klima des südlichen Rußlands anbieten, wo sie nach deutschen Gebräuchen angesiedelt werden sollten.

Diesen Aufruf würde man den auf den Vorposten befehligen Generalen zusenden, um ihn unter den Einwohnern der Grenzen und der geräumten Landestheile, sowie auch an Abgesandte zu vertheilen, die ihn im Auftrage der geheimen Polizei unter den Truppen in Umlauf setzten, und von ihnen die Mittel, zu entkommen, erfahren würden. Man würde mit Speckenbach (sic!) und den übrigen Anführern der Tyroler unterhandeln, um sie hierher zu ziehen und durch sie ihre Landsleute zu bearbeiten. Die Unterhandlungen mit den Kroaten würden durch den russischen General gehen, der ihnen gegenüber kommandirt, da er durch die Gleichheit der Religion und Sprache begünstigt wird — auch ihnen könnte man als Beweggrund zur Auswanderung die Hoffnung geben, ihr Vaterland zu befreien und dahin zurückzukehren. Durch den Grafen Löwenhjelm würden an den Kronprinzen von Schweden die Eröffnungen, in Beziehung auf die Mittel, französische Generale zu gewinnen, gehen können.

Die angezeigten Maßregeln sind nur vorbereitend; die Begebenheiten und die Gefahrung werden die erforderlichen Aenderungen anzeigen; aber es bedarf



eines Anfangs und eines Anstoßes — möge der Erfolg den ehrfurchtsvollen Wünschen entsprechen, welche ich für Ew. Majestät Ruhm und Wohlergehen begehre.“

Der Kaiser genehmigte diese Vorschläge in allen ihren Theilen. Er richtete ein deutsches Comité, welches unmittelbar unter ihm die Einwirkung auf Deutschland und die deutschen Truppen besorgen sollte, und ernannte zu dessen Mitgliedern seinen Schwager, den Prinzen Georg, für die militärischen Geschäfte, den Geheimen-Rath Kotschubey für die Finanzen, und Stein, denen auf ihren Antrag halb nachher auch der aus Berlin ins Hauptquartier zurückkehrende General Graf Lieven für die Militairangelegenheiten beigegeben ward.

Der Geschäftsgang dieses Comité's war möglichst einfach; jedes Mitglied bearbeitete und leitete die ihm übertragene Sache im Einzelnen, und berichtete an das Comité nur in wichtigen Sachen und über die Erfolge. Die Seele des Ganzen war Stein, er gab den Anstoß und die Richtung, schlug die durchgreifenden Maßregeln vor, und unterhielt eigenhändig den Briefwechsel mit Prag und London. Jedes der Mitglieder vom Comité hatte freien Zutritt zum Kaiser.

Nun erging ein Aufruf an die Deutschen aus Steins Hand, doch vom Kaiser an einigen Stellen gemildert, mit dem kräftigen Schluß: „Deutsche, wöhlt! folgt dem Rufe des Vaterlandes und der Ehre, und genießt die Belohnung Eures Muthes und Eurer Aufopferungen — oder beugt Euch ferner unter das Joch der Unterdrückung, das auf Euch lastet, und Ihr werdet untergehen in Schande, Elend und Erniedrigung, der Spott des Auslandes und der Fluch Eurer Nachkommen.“ Im Namen des Kaisers wurde dieser Aufruf durch den Oberfeldherrn des russischen Heeres, Barclay de Tolly, auf die verschiedenartigste Weise verbreitet. Die kommandirenden Generale, die Vorposten, geheime Unterhändler, Schmuggler, Juden, Alles wirkte mit, um die ergreifenden Worte zur Kenntniß der im Felde stehenden deutschen Truppen zu bringen. Die, auf welche man hierbei am meisten rechnete, waren die preussischen, 20,000 Mann stark, mit 15,000 Franzosen unter dem gemeinschaftlichen Oberbefehl des Marschalls Macdonald auf dem äußersten linken Flügel. An ihrer Spitze stand als erster Befehlshaber, und zwar von den Franzosen selbst gewünscht, weil er sich als fügsamer Charakter für ihre Pläne zu eignen schien, der Generallieutenant Grawert, nicht ohne militairische Gewandtheit, aber eins in jeder Beziehung untergeordnete Persönlichkeit.

Eine desto bedeutendere war der zweite Befehlshaber, Generallieutenant von York. Durch und durch Soldat in altpreussischem Sinne, doch ohne alle Pedanterie, rauh in seinem Wesen, und doch unterrichtet, kühn und zu gleicher Zeit schlau, vorsichtig und berechnet, im Schweigen und Berbergen seiner Gedanken einem Wilhelm von Oranien vergleichbar, nicht immer kopfüber zum Schlagen geneigt, doch einmal im Feuer mit jener unbesiegbaren Hartnäckigkeit und Ausdauer, welche der Engländer sehr treffend mit dem Ausdruck dogged-courage ausdrückt, und welche Prinz Eugen so hoch an dem Fürsten von Dessau rühmte; vor Allem aber ein wüthender Franzosenfeind, weil durch sie

das preussische Vaterland zertreten, die preussische Soldatenehre beschimpft war, und ungeduldig, doch mit vollkommener Selbstbeherrschung auf den Augenblick wartend, wo die Rache endlich über die Gegner hereinbrechen würde. Unter Beiden standen die Generalleutenants von Kleist und von Massenbach, der Generalmajor von Gortswandt, brave und einsichtsvolle Soldaten, und den Franzosen abgeneigt. Dieselbe Gesinnung theilten auch die Truppen, namentlich das ostpreussische, pommerische und Leibregiment beim Fußvoll; von den Reitern die Leibhusaren und ein litthauisch-westpreussisches Dragonerregiment.

Im Juni, noch ehe das Heer Ostpreußen verließ, hielt der Kaiser über sie, sowie über die französischen Truppen große Reden ab, und sagte den Generalen viel Schmeichelhaftes; ja beim Vorbeimarsch ließ er Einige von seiner Grenadierleibgarde kommen, um ihnen zu zeigen, wie vortrefflich die Preußen geschult seien, und als die stolzen Garben murrten und wegfahen, verwies er es ihnen mit dem Bemerken, sich ein Muster daran zu nehmen, weil dies auch zum Dienst gehöre. Macdonald, ein tüchtiger Feldherr und liebenswürdiger Mann, ganz geeignet für seine Aufgabe, weil er gut von den Preußen dachte, und die Härte, welche sie hatten dulden müssen, bedauerte, behandelte ebenfalls Generale und Offiziere mit großer Auszeichnung; auch Yorks vorzügliche militärische Befähigung entging ihm nicht; doch ebensowenig sein den Franzosen abgeneigter Sinn. Er äußerte geradezu über ihn: „il est bon militaire, mais je le soupçonne de mauvaise volonté.“ Er hatte vollkommen recht gesehen.

Unterdessen war die große Armee, deren Ganzes aus Deutschen, Italienern, Ägyptern, Schweizern, Spaniern, Portugiesen, Dänen und Holländern zusammengesetzt, mit den Franzosen nebst den 80,000 Polen sich auf 575,000 Mann belief, mit einem Feldgeschütz von 1200 Kanonen der russischen Grenze längs des Niemens genähert und ihr im Laufe des Monats Juni überschritten, und noch war der russische Gesandte Fürst Kurakin, ein unfähiger Mann, der sich von Napoleon und seinen Ministern täuschen ließ, in Paris. Zwar hatte er seine Rässe schon verlangt, doch erst von Thorn aus wurden sie ihm zugesendet.

Die russischen Heere wichen vor den französischen zurück; erst bei Smolensk vereinigte sich Barclay de Tolly und Fürst Bagration. Zum Theil war die Absicht, die ungeheure Macht des Feindes zu vermindern, erreicht, doch seine Ueberlegenheit an Streitkraft immer noch sehr groß. Die Schlacht von Smolensk am 18ten August, obschon blutig für die Franzosen, zwang zu weiterem Rückzuge. Die Unzufriedenheit der russischen Generale stieg von Tage zu Tage; man verlangte Barclay's Absetzung. Diese erfolgte, und Kutusow, schon siebzig Jahr alt, aber ein schlauer und gewandter Mann, trat an seine Stelle; seinen Generalstab leitete Bennigsen.

Wenn auch seine militärischen Maßregeln gerade nicht den glücklichsten Erfolg hatten, so war doch die allgemeine Stimmung zum Vortheil des Kaisers Alexander verändert, denn es trat immer mehr und mehr der Charakter eines

Vollstreiches hervor. Da jedes Mittel, welches den Feind vernichten konnte, den öffentlichen Beifall fand, so stand Kutusow nicht an, während er unter unablässigen Kämpfen zurückging, bei diesem Rückzug alles Gebiet weit und breit zu verheeren, um dem Feinde die Existenz zu rauben; außerdem wußte der schlaue Befehlshaber, trotz seiner rückgängigen Bewegungen, seine Landleute mit Siegesnachrichten hinzuhalten. Ja er hatte sogar die Kühnheit, in einem Bericht über die am 7ten September gelieferte mörderische Schlacht von Borodino sich den Sieg zuzuschreiben.

In der That glücklicher war Graf Wittgenstein, welcher Vortheile gegen den Marschall Dubinot erfocht, und dadurch diesen, sowie Macdonald, im Marsche nach Petersburg aufhielt. Im Vertrauen auf Kutusow's Siegesnachricht machte am 11ten September der Graf Lieven dem Minister Hardenberg die vertrauliche Mittheilung, daß der Kaiser Alexander den Krieg, bis eine feste Grundlage für die politische Selbstständigkeit der europäischen Staaten errungen werden würde, fortsetzen wollte, wozu er natürlich den Beitritt Oestreichs und Preußens wünschte. Diese Mittheilung kam durch den General York, welcher damals, da Grawert zurückgetreten war, den Oberbefehl über die preussischen Truppen führte.

Freilich enthüllte Kutusow's Rückzug und der Einzug der Franzosen in Moskau am 14ten September die Wahrheit, doch der Brand der alten Czarenstadt, aller Wahrscheinlichkeit nach auf Kostopshin's, des Gouverneurs, Befehl, raubte dem Kaiser der Franzosen jeden Vortheil seines bisher siegreichen Marsches.

Welch ein schwerer Schlag hierdurch das französische Heer traf, konnte Niemand verborgen bleiben; deshalb beharrte auch Alexander in seiner kriegerischen Stimmung, und zeigte nur zum Schein eine friedliche Reizung, um den Gegner bis zu einem Augenblick hinzuhalten, wo er den Krieg nicht ohne noch größere Opfer, wie schon gebracht waren, fortsetzen konnte. Hatte er doch schon vor der Schlacht von Borodino ausgesprochen, daß er, selbst im Fall er beide Hauptstädte des Reichs verlieren würde, doch den Kampf fortsetzen wolle. Je mehr sich der Gegner mit seiner Hauptmacht in das Innere Rußlands hineinwagte, und dieselbe großen Unfällen Preis gab, um so mehr wuchs die Hoffnung, in seinem Rücken mächtige Feinde zu seinem Sturze herbeizurufen. Das russische Reich war nicht, namentlich in damaliger Zeit, mit den übrigen Staaten des Festlandes zu vergleichen, wo das Kriegsgetümmel bei jedem Schritte die Lebensnerven eines betriebsamen Volkes durchschnitt, und dem Sieger die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes bot, — dies hatte, wenn nicht die bisherigen Ereignisse, vor Allem der Brand Moskau's gelehrt, und außerdem mehrten sich jeden Augenblick die Feinde Napoleons, während seine Bundesgenossen erlähmten.

Die Pforte hatte im Sommer 1812 den Frieden von Bukarest mit Rußland geschlossen und so neue Truppenmassen zum Kriege frei gemacht; die spanischen Cortes reichten im Juli die Hand zum Bunde wider Napoleon, und

am 22. d. Monats siegte Lord Wellington über Marmont bei Salamanca. Im August war zwischen Kaiser Alexander und dem Kronprinzen von Schweden, dem ehemaligen Marschall Bernadotte, eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher auch dieses nordische Reich wieder in den Kampf mit den Franzosen trat, und Englands Flotten beherrschen siegreich alle Meere.

Am 19ten Oktober trat Napoleon, zum ersten Mal in seiner stolzen, auf die Schwäche und Uneinigkeit seiner Gegner gegründeten Rechnung völlig getäuscht, den verderblichen Rückzug, dessen Schilderung unserer Aufgabe fern liegt, an. Der Uebergang über die Berezina vom 26sten bis 28sten November vernichtete den letzten Schein von dem Bestehen einer großen Armee; in Wilna langten nur noch einige kampfunfähige Trümmer davon an. Napoleon selbst war schon voraus, ein Flüchtling, fast dem Xerxes gleich, nach dem Centralpunkt seiner Macht zurückgeeil.

Nur eine einzige Heeresabtheilung war noch verhältnißmäßig unverletzt, die des Marschalls Macdonald, zum großen Theil aus den preussischen Hülfstruppen bestehend, in diesem Augenblick für Napoleons Welt Herrschaft von unendlicher Wichtigkeit, da sie einen wesentlichen Stützpunkt für den Rückzug Napoleons bot. Denn wenn auch sein Heer durch Mangel und Kälte gänzlich aufgelöst war, so befanden sich Kutusow's Truppen in nicht viel besserem Zustande und waren zu einer nachdrücklichen Fortsetzung des Kampfes wenig geeignet. Anders stand es mit der Streitmacht des Grafen Wittgenstein; jedoch war auch er keinesweges im Stande, so lange die preussischen Truppen im Bunde verharrten, den Marschall zu einem übereilten Rückzuge zu zwingen; sachverständige Männer behaupten, daß durch sie die ganze russische Macht am Niemen hätte festgehalten werden können. Da sollte auch diese Stütze des jüngst noch so Gewaltigen zusammenbrechen, und er den Lohn für das, was er gegen Preußen gethan, erhalten.

General York hatte gewiß keine bestimmten Instruktionen in Bezug auf Fälle, wie die, welche sich in den letzten Wochen ereignet hatten; auch waren alle seine Anfragen, wie dies bei der gefährlichen Lage der Dinge nothwendig sein mußte, ohne hinreichende Beantwortung geblieben; da sah er für sich und seine Truppen kein anderes Mittel, als im Sinne des vaterländischen Interesses, so weit er es von seinem Standpunkte, welcher damals zur Erkenntniß derselben der geeignetste sein durfte, eine Entscheidung zu treffen. Das Ergebnis derselben war die mit dem General Wittgenstein am 30sten December in der Mühle von Poscherun abgeschlossene Convention.

Der wesentliche Inhalt dieser Convention war, daß „das preussische Corps den Landstrich des königlichen Territoriums zwischen Memel, Tilsit und dem Haff besetzen, und daß dieser Strich während der preussischen Besetzung völlig neutral betrachtet werden soll, mit Vorbehalt einer Militärstraße für die Russen.“ Im Fall nichterfolgter Genehmigung waren die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen. In dem Begleitschreiben an den König sagt York unter Anderm:

Die Convention läßt Ihre Majestät in Höchst Ihrer Entschlüsse einen freien Willen; sie erhält aber Ew. Maj. ein Truppencorps, was der alten oder der etwaigen neuen Allianz Werth giebt und Allerhöchstdieselbe nicht unter die Willkür ihres Allirten setzt, von dem sie die Erhaltung oder Restablirung ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten. Ew. Maj. lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Veruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Allirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet."

Hören wir den Bericht des Generals darüber an seinen König:

Ew. K. Maj. melde ich unterthänigst, daß ich nun in weiterer Ausführung der abgeschlossenen Convention mit dem Grafen von Wittgenstein mit dem Corps, bis auf das Füßliertbataillon von Borcke, welches schon früher mit der großen Bagage über Memel und die kurische Nehrung gezogen war, in und um Küst die Cantonirungsquartiere bezogen habe. Die sechs Bataillons Infanterie und zehn Eskadrons Cavallerie, und zwei reitende Batterien, so unter dem Generallieutenant von Massenbach mit dem Marschall Macdonald vereint waren, sind alle zum Corps gestoßen. Diese Vereinigung ist mit einer Klugheit eingeleitet und ausgeführt, daß die Geschichte kein Beispiel dieser Art hat. Der Rittmeister Graf von Brandenburg wird Ew. Maj. das Detail davon mündlich machen. Der Generallieutenant von Massenbach hat sich so weise und bestimmt dabei benommen, daß er die höchste Achtung verdient.

Der Schritt, den ich gethan, ist ohne Ew. Maj. Befehl geschehen. Die Umstände und Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurtheilt werden muß. In der Lage, wo sich das Corps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel ankommen mußte. Der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, die letzten Gefechte, so die französischen Generale angeordnet, bestätigten das Gesagte, und zeigen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen. Auf vaterländischem Boden hatten Ew. Maj. Unterthanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüßt haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltirten Oberers tragen zu müssen. So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Königl. Maj. gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Maj. zeigen, was von diesem Allirten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer

negotiation das kleinste Gewicht in die Waagschale werfen könnte, die Staaten Sw. Maj. würden das Lösungswort zum Frieden werden.“

„Das Schicksal will es anders. Sw. Königl. Maj. Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1806, ist es jetzt vorbehalten, der Größe und Beschützer Ihres und der deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruche Sw. Maj. liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiationen, die Sw. Maj. Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Sw. Maj. einen kraftvollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Oestreich wird dem Wege folgen, den Sw. Maj. bahnen.“

„Sw. Königl. Maj. kenne ich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange Alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz besonderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast einzige der Nation. Der Ausspruch Sw. Maj. wird Alles neu beleben und enthuftasmixen; wir werden uns wie alte, dicke Preußen schlagen, und der Thron Sw. Maj. wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.“ —

Wir haben keine Gewißheit darüber, weshalb York bei dem Könige die Politik voraussetzte, welche Preußen einen Monat später ergriff; doch ist zu vermuthen, daß die Handlungsweise York's dem Könige, wenn er sie auch offiziell nicht anerkennen durfte, nichts weniger als gänzlich fremd sein mußte.

### Preußens glorreiche Erhebung.

Wie groß auch immer der Dienst war, den York dem Könige geleistet hatte, so gerieth dieser doch für den Augenblick dadurch in eine große Verlegenheit; denn es war den Franzosen gar nicht zu verdenken, wenn sie in dem Schritte des Generals ein mit dem Fürsten verabredetes Spiel, und in letzterem deshalb ebenfalls einen vertragsbrüchigen Bundesgenossen sahen. Der König befand sich damals in Potsdam und somit im Bereiche der französischen Truppen, welche unter dem Marschall Augereau Berlin und Spandau besetzt hielten. Man glaubte allgemein, daß der Plan zu einer Festnehmung des Königs entworfen sei, deshalb mußte man um so mehr jeden Schein eines Rechtsgrundes der Gegner beseitigen. Daher scheint es denn ganz natürlich, daß Friedrich Wilhelm III. dem Vertrage von Taurroggen seine Zustimmung versagte, den General York für abgesetzt, Kleist dagegen zum Befehlshaber

erklärte; wie hätte er sich anderweitig von dem Verdachte der Theilnahme in den Augen der für den Augenblick ihm noch höchst gefährlichen Feinde reinigen sollen?

Da Napoleon von Preußen die Stellung eines Hülfsheeres von 20,000 Mann gefordert hatte, so sendete der König sogleich den Fürsten Daxford, einen Anhänger der französischen Partei, nach Paris, um diesen Beistand zu besprechen, wenn Napoleon durch Berichtigung der großen, in der letzten Zeit gemachten Vorschüsse ihm die Mittel dazu böte.

Preußen hatte wirklich Ungeheures leisten müssen. Zum Unterhalte der 60,000 Mann unter dem Herzoge von Abrantes waren alle vierzehn Tage 400,000 Thaler erfordert worden; für die Truppen des Prinzen von Schwab, welche in Preußen cantonirten, täglich 27,000 Thaler. Hierzu kamen noch die endlosen Requisitionen an Lebensmitteln und Zugvieh, bis zum September 1812 hatte man 77,920 Pferde, 13,304 Wagen und 22,772 Stüd Vieh aus dem Lande fortgeführt, obgleich von der Regierung mit der größten Gewissenhaftigkeit alle auf ihr Lastenden Verpflichtungen erfüllt worden waren. Man konnte ohne Uebertreibung gegen das Ende des Jahres 1812 die Vorrathslieferungen zum Belaufe von 94 Millionen Franken ansetzen.

Dort befand sich in einer äußerst zwangsvollen Lage. Jenes hatte der General Wittgenstein den Kurier, welcher das Befehls-Decret des Kaisers brachte, nicht durchgelassen, und Bestler hatte deshalb nicht nöthig, die Gerüchte von solchen Maßregeln der Regierung seine Befehlshaberstelle überzulegen, allein er blieb doch nebst seinen Truppen auf diese Weise ohne alle Instruktion und mußte daher seine Streitkräfte ruhen lassen; obwohl es ihn drängte, mit den Russen vorzugehen, um nun auch die Vortheile seines behendlichen Schrittes durch die Befreiung der preussischen Lande durch preussische Truppen zu ernten. Selbst in der Provinz Preußen hatte man nicht freie Hand zum Handeln. Während in dem ersten Augenblicke, wo Dort erschien, Alles begeistert für die gemeinsame Sache aufflammte, geriet nun diese lobenswerthe Bewegung wieder in ängstliches Stocken.

Ein solches Stocken aber war keinesweges im Interesse der preussischen Sache, denn sobald es nicht handelte, mußte es leiden, und die im russischen Sinne handelnde Partei um den Kaiser war sehr geneigt, aus Preußen eine Eroberung zu machen. Hatte doch schon der General Paulucci die zum Regierungsbezirk gehörige Grenzstadt Memel durch Vertrag genommen und die Besatzung gefangen weggeführt, das königliche Eigenthum eingezogen und die Behörden auf Befehle von Petersburg verwiesen. Der Präsident von Schön, einer der eifrigsten preussischen Patrioten, konnte natürlich mit einer solchen Wendung der Dinge nicht zufrieden sein und machte daher die ernstlichsten Vorstellungen. Sein Commissar erklärte den russischen Generalen rund heraus: „Man hasse die asiatische Apathie nicht weniger, als die französische Despotie, und das Land, welches die russischen Truppen jetzt als Eroberer und Besetzer



F. C. Gütler ges.

Stahlsch v. Carl Mayer u. Kunst-Anstalt in Nürnberg

Friedrich Wilhelm III. erläßt den Befehl  
an sein Volk. 3. Febr. 1813.



empfangen, werde sich feindlich gegen sie erheben, sobald ein Verfahren, wie das erwähnte, gebilligt würde.“ Da Paulucci auf diese Mahnungen nicht hörte, wendete sich Schön an den Bevollmächtigten in diesen Angelegenheiten, nämlich an Stein, damit er dem Kaiser bemerklich mache, die königlichen Majestätsrechte müßten beobachtet werden, wenn man nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werden sollte, das ganze Land gegen die Russen aufzubieten.

Ob es dieser Drohung bedurfte, ob nicht, läßt sich schwer entscheiden; Alexander's mildem Charakter entsprach ein solches Verfahren nicht; allein das Beispiel seines Vaters und Peter III. hatte ihm gelehrt, daß ein russischer Kaiser nur bei einer Regierung im russischen Sinne allmächtig sei. Jetzt aber schien, wenn man nicht die errungenen Vortheile aufs Spiel setzen wollte, Berücksichtigung Preußens nothwendig, und demnach hatte Stein keine große Mühe, den Herrscher zu folgender Erklärung zu bewegen: „Wir, Alexander u. s. w., thun kund durch Gegenwärtiges, daß, da Ost- und Westpreußen von Unseren Heeren besetzt gehalten werden und dadurch von dem Mittelpunkte ihrer Regierungen getrennt sind, indem die Verhältnisse zu Seiner Majestät dem Könige von Preußen noch unentschieden bleiben, Wir für unumgänglich nothwendig gehalten haben, vorläufige Maßregeln der Aufsicht und Leitung zu treffen, um die Provinzialbehörden zu leiten und die Hülfquellen des Landes der guten Sache nutzbar zu machen.“

„In Folge dessen haben Wir beauftragt und beauftragen durch Gegenwärtiges den Freiherrn Friedrich Carl vom Stein, Ritter des rothen Adlerordens, sich nach Königsberg zu begeben und dort von der Lage der Sache Kenntniß zu nehmen, um die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung Unserer Unternehmungen gegen die französischen Heere in Thätigkeit zu setzen. Wir beauftragen ihn außerdem, darüber zu wachen, daß die öffentlichen Einkünfte des besetzten Landes mit Treue verwaltet und dem erwähnten Zwecke gemäß verwendet werden, daß das Eigenthum der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Beschlag belegt, daß die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturmes nach den von Seiner Majestät dem Könige von Preußen im Jahre 1808 entworfenen und gebilligten Plänen in möglichst kurzer Zeit eingerichtet werden und die nöthigen Lieferungen von Lebens- und Transportmitteln für das Heer mit Ordnung und Schnelligkeit erfolgen. Zu diesem Zwecke bevollmächtigen Wir den genannten Freiherrn vom Stein, alle Mittel zu ergreifen, welche er zur Vollziehung dieses Auftrages für nöthig halten wird, sich der Beamten zu bedienen, welche ihm die geeignetesten scheinen werden, um Unsere Absichten zu vollziehen, diejenigen, welche er für unfähig und böswillig halten wird, zu entfernen, die Verdächtigen aber überwachen und selbst verhaften zu lassen. Wir ertheilen ihm das Recht, seine Stelle durch einen Mann seines Vertrauens vertreten zu lassen. Seine Sendung wird in dem Augenblicke vollendet sein, wo Wir ein endliches Abkommen mit dem Könige von Preußen getroffen haben werden. Dann wird die Verwaltung der Provinzen ihm zurückgegeben werden,

und der Freiherr vom Stein zu uns zurückkehren. Uebrigens versprechen Wir auf Unser kaiserliches Wort, Alles zu genehmigen, was in Kraft der gegenwärtigen Vollmacht beschlossen und ausgeführt werden wird. Zur Beglaubigung dessen haben Wir diese Unsere Vollmacht mit Unserem kleinen Siegel versiegeln lassen." (Den 18ten Januar 1813.)

Durch diese kaiserliche Vollmacht war Alles geschehen, was überhaupt zur Schonung des Königs von Preußen geschehen konnte, und doch waren nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denn Stein war nur russischer Beamter, und die preussischen Regierungsmitglieder, so wie auch York, glaubten von ihm keine Befehle annehmen zu dürfen; namentlich war für den Letzteren die Lage schlimm, da er den öffentlichen Erklärungen zu Folge als abgesetzter preussischer General erscheinen mußte. Stein, seiner heftigen Natur gemäß, wurde unwillig, da ihn seine weit mehr gemeinsam deutschen, als specifisch preussischen Gefühle über jede andere Rücksicht hinforthoben; allein bei reiflicher Ueberlegung mußte er die Bedenken seiner alten Freunde gerechtfertigt finden.

Es blieb kein weiteres Mittel übrig, als die Berufung der Stände. Diese, und zwar von den Provinzen Lithauen, Ost- und Westpreußen, wurden auf den 5ten Februar berufen und traten auch an dem gedachten Tage im Verein mit den wohlhabendsten und achtbarsten Männern des Landes unter dem leitenden Einflusse des Präsidenten von Schön zusammen. Vor ihnen erschien York und forderte mit eindringlichen Worten, da die Verbindung mit dem Könige unterbrochen sei, als dessen Stellvertreter das Land zur Bewaffnung auf; er wolle seine näheren Vorschläge einem Ausschusse vorlegen. Ein begeisterter Ausruf: „Es lebe York!“ war hierauf die Antwort, allein der wackere Preuße gebot Stille und setzte hinzu: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir dies aus.“

Das preussische Volk fing an mündig zu werden; von seinen hochherzigen Herrschern erzogen, hatte es gelernt, wie unter gefährlichen Umständen in ihrem Sinne und ihrem Charakter gemäß gehandelt werden mußte. Graf Alexander von Dohna, der Vorsitzer des ständischen Ausschusses, stellte der Versammlung zwar die Gefahr vor, welche im Falle des Mißlingens sie und ihre Angehörigen treffen würde, stimmte aber dennoch zum Schlusse, Gott und dem Könige getreu, für die allgemeine Bewaffnung. Statt der Abstimmung erhob sich ein stürmischer Ausbruch: „Es lebe der König!“ Nun wurde eine Commission gewählt, und ihr legte York den Plan zu einer Landesbewaffnung vor. Die Hauptzüge derselben waren: „Aushebung von 13,000 Mann Reserve zur festen Vollzählighaltung seines Heeres, Errichtung einer Landwehr von 20,000 Mann, eines Landsturmes, sobald der Feind bis über die Weichsel dringen sollte, und die Bildung einer Schaar von 700 Freiwilligen zu Pferde, welche sich selbst ausrüsten und als Pflanzschule für Offiziere dienen würden.“ Stein war mit diesen Anordnungen zufrieden. „Alles, schrieb er an Alexander, verspricht die

glücklichsten Erfolge, zunächst aber den, daß das Beispiel dieser Provinzen einen mächtigen Einfluß auf das ganze übrige Deutschland ausüben wird.

Der Entwurf der Landsturm- und Landwehrordnung war in Stein's Auftrage von Dörnberg, Clausenwig und Dohna berathen worden, von Clausewig niedergeschrieben, darnach von Dohna der Entwurf zu einer Verordnung ausgearbeitet und dieser von Stein durchgesehen und verbessert. Am 7ten nahmen die Stände einstimmig diese Anträge an. Tages darauf wurden sie von York bestätigt. Eine General-Commission von sieben Personen erhielt den Auftrag, alles zur Ausführung dieser Beschlüsse Gehörige selbstständig anzuordnen und den Behörden die nöthigen Befehle zukommen zu lassen. York machte hierüber in einem ehrerbietigen Schreiben an den König die amtliche Meldung und setzte die Nothwendigkeit der Maßregel auseinander.

Am 20ten Januar hatten die Berlinischen Zeitungen des Königs Mißbilligung in Betreff der York'schen Convention kund gemacht, und schon am 22sten verließ er in Begleitung des Kronprinzen seinen Aufenthalt zu Potsdam und ging nach Breslau, wo er am 25ten d. M. eintraf. Von diesem Augenblicke an übernahm Scharnhorst wieder die Leitung des Kriegsministeriums; Blücher kam von seinem Gute nach der Hauptstadt, und Mettel, der Oberpräsident, ein entschlossener Mann, ergriff alle Mittel, welche zum Schutze und der Bewaffnung des Landes reichen konnten. Kurz, Alles erwies, daß die bisherigen officiellen Aeußerungen der preussischen Regierung keinesweges der Ausdruck seiner eigentlichen Auffassung dessen, was in Preußens Grenze geschehen, gewesen war. Wenn irgend noch ein Zweifel hierüber walten konnte, so zerstreute ihn der denkwürdige Erlass vom 3ten Februar in dem bekannten „Ausruf an Mein Volk.“ Er entbot die gebildete, bis jetzt vom Kriegsdienste befreite Jugend zum freiwilligen Dienste zu Fuß und zu Ross. Es sollten bei den Infanteriebataillonen und in den Cavallerieregimentern Jäger-Detachements gebildet werden aus allen denen, die wohlhabend genug wären, um sich selbst zu kleiden und zu waffnen. Sie sollten auch im Dienste ihren sonstigen Verhältnissen gemäß behandelt und nur zum Felddienste als leichte Truppen gebraucht werden. Wer sich auszeichnete, dem ward Berücksichtigung für seine künftige Laufbahn im Staatsdienste versprochen; kein junger Mann von 17 bis 24 Jahren, der nicht im activen königlichen Dienste stand, sollte zu irgend einer Stelle oder Auszeichnung gelangen, wenn er nicht ein Jahr in den activen Truppen oder in den Jäger-Detachements gedient hätte. Bald ward ausdrücklich die allgemeine Wehr zum Gesetz gemacht.

Allerdings war in diesem Erlasse noch nicht ausgesprochen, gegen welchen Feind diese bisher unerhörte Rüstung Preußens bestimmt war, jedoch jedes Preußen Herz fühlte, daß sein König den edelsten Kern seines Volkes nur zum Kampfe gegen den Unterdrücker des heißgeliebten Vaterlandes führen würde. Schaarenweise eilten Jünglinge aus allen Ständen herbei, Väter und Mütter

gaben die letzten Kleinodien her, um den einzigen Sohn in den Lobekampf für die heiligsten Güter des Lebens zu senden.

Um auch Ausländer für die ebenso gemein-deutsche, als specifisch preussische Sache heranzuziehen, wurde einzelnen Männern von erprobtem militärischem Talent und kühnem Geiste, wie dem Major von Lützow, von Sarnowski und von Petersdorf, die Erlaubniß zur Bildung von Freicorps gegeben. Zahlreich strömten freiheitsliebende Männer aus allen deutschen Gauen herbei, um unter den preussischen Fahnen für das gemeinsame deutsche Vaterland zu kämpfen. Das allgemeine Zeichen für die Kämpfer um Deutschlands Freiheit war damals die schwarz und weiße Kokarde. Es begann eine Zeit nationaler Begeisterung, wie sie uns nur in den antiken Freistaaten gerühmt wird. Während die waffenfähige Mannschaft jubelnd dem Siege oder Tode entgegenstürzte, blieben die Frauen in dem ehlen Wettstreit nicht zurück, sondern mit aufopferungsvoller Hingebung sorgten sie für Bekleidung, Pflege und Heilung der Krieger, kurz, es schien, als ob alle besonderen Zwecke des Lebens geschwunden und nur die Befreiung des Vaterlandes als der alleinige Zielpunkt zurückgeblieben wäre.

Nach einem so deutlichen Beweise von dem guten Willen des Fürsten und dem heldenmüthigen Drange in dem so schwer beleidigten Volke, konnte Kaiser Alexander nicht anstehen, sein Verhältniß zu Preußen, wie er in seiner Proclamation vom 18ten Januar gesagt hatte, diplomatisch näher zu bestimmen; natürlich mußte des Königs eifrigster Wunsch die Herbeiführung eines die künftigen Verhältnisse regelnden Bundes sein. Letzteres war um so nothwendiger, da in der Umgebung des Königs sich die Besorgniß geltend machte, daß der Kaiser Ost- und Westpreußen behalten wolle, und Stein zu diesem Plane die Hand hielte. Friedrich Wilhelm III. sendete den Obersten von Ansebeck in das Hauptquartier des Kaisers, um hier die Stimmung zu erforschen, während er, um nicht zu früh die Maske abzuwerfen, in Paris auf Ersatz der vorgeschossenen 94 Millionen Francs bestehen ließ. Ansebeck, sonst ein braver und auch einsichtsvoller Militair, war den politischen Anforderungen des damaligen Augenblickes nicht gewachsen; er argwöhnte, wohl ganz ohne Grund, bei Alexander Absichten auf Ostpreußen; es kam deshalb nicht zum Abschluß. Da entschloß sich Stein zur Reise nach Breslau, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Im strengsten Incognito betrieb er die Unterhandlungen, und es gelang ihm, dieselben, ohne daß der französische Gesandte, St. Marsan, dem sogar seine Ankunft verrathen war, etwas Sicheres darüber erfuhr, zu ordnen. Am 24ten wurde zu Breslau, am 28ten zu Kalisch unterzeichnet. Der Staatskanzler war durchaus für das russische Bündniß.

Dieser berühmte Vertrag von Kalisch, denn so wird er in der Geschichte genannt, hatte zum ersten ausgesprochenen Zwecke die Befreiung Europas, und zunächst Deutschlands, sowie Preußens Herstellung in dem Umfange und der Kraft, wie sie vor dem Ausbruche des Krieges von 1806,

mit Ausnahme von Hannover, bestanden. Der Kaiser verpflichtete sich auf das Festerlichste, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis dieser Umfang in statistischer, geographischer und finanzieller Rücksicht erlangt sei. Bei allen Bestimmungen deshalb sollte darauf gehalten werden, daß zwischen den verschiedenen Ländern, welche wieder unter preussische Herrschaft träten, die zur Herstellung eines unabhängigen Staatsganzen nothwendige Einheit und Abrundung bewahrt werde. Außerdem leistete der Kaiser die ausdrückliche Gewähr für den jetzigen Besitz, insbesondere für Ostpreußen, welchem ein Landstrich zugesügt werden sollte, der diese Provinz in jeder, sowohl militärischer, als geographischer Beziehung mit Schlesien verbande. Was die militärischen Leistungen betrifft, so verpflichtete sich der Kaiser zu 150,000 Mann, der König, ohne die Befehungen, zu 80,000 Mann Linientruppen, welche durch alle vorhandenen Mittel, insbesondere durch die Errichtung einer Landwehr, verstärkt werden sollten. Unterhandlungen, Waffenstillstand, Frieden oder sonstige Verträge durften nur in Gemeinschaft stattfinden; beide hohe Contrahenten wollten sich alles auf Politik Bezügliche ungesäumt mittheilen und Alles anwenden, um den Wiener Hof zum Beitritt zu bestimmen. Der Kaiser versprach, die Schritte des Königs zu einem Bündnisse mit England, und namentlich, daß von dort aus Geld und Waffen den preussischen Truppen geliefert würden, aufs Kräftigste zu unterstützen. Auch in Bezug auf Handelsverhältnisse und über Märste und Verpflegung der russischen Truppen im preussischen Gebiete waren die nöthigen Bestimmungen getroffen.

Das Bündniß von Kalisch gab der Erhebung Preußens erst einen sichereren Erfolg; denn ob schon von Pommern aus gemeldet wurde, daß ein längeres Verharren im Bündnisse mit Frankreich zum Bürgerkriege führen würde, so fehlte es doch den Massen an einer geregelten Form zum Kampfe gegen den Feind, und diese war das Aufgebot der Landwehr, in der Art, wie wir sie schon durch die Stände in Ostpreußen organisiert finden. Allein manche Männer in der Nähe des Königs sahen in ihr den Anfang zu einer firmen und regellosen Volksregierung. Durch das Bündniß aber war die Errichtung von Landwehren durch den ganzen Staat zur Pflicht gemacht.

Der Beitritt Preußens war, wie Stein selbst später anerkannte, gewagt, da Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbundes alles Land, mindestens bis an die Elbe, besetzt hielt und selbst östlich davon über ansehnliche Kriegsmittel gebot, die Russen dagegen zwischen Elbe und Oder nicht mehr als 40,000 Mann entgegenzustellen hatten. Der Entschluß des Königs und seines Volkes bleibt immer edel; es war von jenem vortrefflich, sich den Wünschen seines Volkes anzuschließen, heldenmüthig von diesem, mit Strömen von Blut seine Ehre und Selbstständigkeit wieder zu erlämpfen. Diese Gesinnung, diese Begeisterung äußerte sich überall im Preussischen, und unter seinen Augen in Breslau auf die herrlichste Art. Wohl theilten diese Gefühle alle übrigen Theile von Deutschland, nicht aber deren Fürsten und

Kabinette und nicht deren Offiziere, denn diese schlugen sich mit großer Erbit-  
terung unter den Fahnen des fremden Herrschers, stolz auf ihre Anrechtsschaft.

Nun ärgerte der König auch nicht lange, eine drückende Ehrenschuld abzu-  
tragen, nämlich gegen den General York, der ohne Zweifel durch seinen oben  
so Ehnen, als wohlberechneten Schritt Urheber dieser preussischen Erhebung  
geworden war. Am 17ten März sprach ihn ein Kriegsgericht nicht nur von  
jedem Vorwurfe in Betreff der Convention der Mühle von Poscherun frei,  
sondern bestätigte ihn auch in seinem bisherigen Oberbefehle und behrte dem  
selben auch über die Blünow'schen Truppen aus. Später hat König Friedrich  
Wilhelm III. eigenhändig das hohe Verdienst des pflichtgetreuen Dieners der  
Rechtswelt überliefert.

Am 4ten März war unterdessen Berlin von den französischen Truppen  
geräumt worden, am 14ten trat der Herzog von Mecklenburg der deutschen  
Macht bei, am 18ten zog General Tettenborn in Hamburg ein. Gegen die  
Mitte des März langte auch von England aus über Colberg der wackere  
Weissenau an und verhiess Hülfe an Waffen, Kriegsvorräthen, Kleidung  
für 20,000 Mann und die Aussicht auf die Landung eines englisch-schwedischen  
Heeres. Anfangs war ihm hier die Leitung des damit verbundenen preussischen  
Corps bestimmt, doch als sich die Landung in die Länge zog, erhielt er die  
ganze, Scharnhorst die erste Stelle eines General-Quartiermeisters in dem  
Blücher'schen Heere.

Am 16ten März endlich wurde dem Grafen von St. Marsan die preussische  
Kriegserklärung zugeschildt, am 17ten folgte der jedem Preußen unvergeß-  
liche „Ausruf an mein Volk!“

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, heißt es in diesem  
edel gehaltenen Manifeste, bedarf es der Rechenschaft über die Ursachen des  
Krieges, der jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor  
Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die  
Hälfte meiner Untertanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn  
er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes  
ward ausgezogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau  
ward gelähmt, so wie der sonst so hoch geachtete Kunstfleiß unserer Städte.  
Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Wohl-  
standes verstopft. Das Land ward ein Haub der Verarmung. Durch die  
strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Er-  
leichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß  
es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber  
meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treuloßigkeit vereitelt,  
und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, als seine  
Siege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen,  
wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört. Brandenburg, Preußen,  
Schlesien, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren

gebüdet habt; ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den Beginn den Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Boyzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erlämpften. Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenket der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene Lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für den fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte nur Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren Anstrengungen einen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit und unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausgang giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getroßt entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren Frieden und die Wiederekehr einer glücklichen Zeit."

Noch denselben Tag wurde an die Krieger des stehenden Heeres ein Aufruf erlassen, der sie auf die Bühnen Schaaren freiwilliger Jünglinge, auf die Familienväter, welche Weib und Kind dem Schutze Gottes und ihrer patriotischen Mitbürger überließen, hinwies und sie ermahnte, nicht hinter jenem zurückzubleiben, welche nur allein das schöne Selbstbewußtsein, nicht wie sie auch die Pflicht in den Kampf triebe.

Das ganze regelmäßige Heer belief sich gegen das Ende des Monats März auf 111,000 Mann, von denen nach Abzug der Kranken und Besatzungen 70,000 Mann dem Feinde entgegengestellt werden konnten. Davon betrug das Preussische Corps, ein Kern von heldenmüthigen, erprobten Kriegeren, etwa 15,000 Mann; die Landwehr war auf 150,000 Mann berechnet.

Zuversicht und festes Gottesvertrauen zog von diesem Augenblicke in die Herzen aller adelren Preußen ein; es fehlte zwar nicht an Kleinmüthigen, doch sie mußten vor dem allgemeinen Rufe der Begeisterung verstummen. Der wahnsinnige Feind ehrte das Gefühl, welches Fürsten und Volk besetzte; Preußen stand da in der politischen Welt als gleichberechtigt mit dem Herrscher, der dem

kurz zuvor noch siegreichen Eroberer getrost hatte; es hatte schon durch die moralische Kraft seines Kühnen Entschlusses die volle Parität errungen. Ein Zeugniß davon bietet der Vertrag vom 19ten März. In ihm wurde bestimmt: „Da die verbündeten Heere Ihrer Majestäten des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen im Begriff sind, in die Rheinbundstaaten und die mit dem französischen Reiche vereinigten Landschaften des nördlichen Deutschlands einzurücken, so haben die beiden Herrscher für nöthig erachtet, sich sowohl über die im Augenblicke der Einnahme dieser Länder zu verkündenden, politischen Grundsätze, als über die Verwaltung zum größten Vortheile der gemeinen Sache zu verabreden. Zu diesem Zwecke ernennet des Kaisers Majestät zu seinen Bevollmächtigten den Freiherrn von Stein und den Graf Kesselrode, der König von Preußen den Freiherrn von Hardenberg und den General von Scharnhorst, welche sich über die folgenden Bestimmungen vereinigt haben:

- 1) Es wird sofort im Namen der beiden souveränen Mächte ein Aufruf verkündigt werden. Derselbe beschränkt sich darauf, anzukündigen, daß die beiden Mächte keinen anderen Zweck haben, als Deutschland dem Einfluß und der Herrschaft Frankreichs zu entziehen und die Fürsten und Völker zur Mitwirkung für die Befreiung ihres Vaterlandes einzuladen. Jeder deutsche Fürst, welcher in einem bestimmten Zeitraume dieser Aufforderung nicht entsprechen sollte, wird mit Verlust seiner Staaten bedroht werden.
- 2) Es wird ein Central-Verwaltungsrath mit unbeschränkten Vollmachten errichtet werden. Die verbündeten Mächte ernennen jede ein Mitglied für diesen Rath. Für den Augenblick wird er aus den Abgeordneten Rußlands und Preußens zusammengesetzt; so wie die Heere der anderen Mächte einen thätigen Theil an der Kriegführung nehmen, wird es ihnen gestattet, gleicher Weise ein Mitglied dieses Rathes zu ernennen, insbesondere dem Könige von England. Die deutschen Fürsten, welche dem Bündniß beitreten werden, erhalten nur die Gesammternennung eines Mitgliedes.“

Die übrigen Artikel setzen die Art und Weise der Geschäftsführung des Rathes fest.

Also Preußen, noch ehe jene glorreichen und ewig denkwürdigen Thaten geschehen, war als vollkommen ebenbürtig in die Reihe der europäischen Großmächte, als Richter über die Satrapen Napoleon's berufen, und zwar in einem der großen Augenblicke, wo das conventionelle, nur durch Verträge bestimmte Machtverhältniß der Staaten aufhört und an das Gottesgericht der Waffen die Berufung erhoben wird.

Bei einem so begeisterten Schwunge des preussischen, und der regen Theilnahme in den übrigen deutschen Völkern, wenn auch die Senter zauberten, hätte ein, dieser geistigen Erhebung entsprechendes, Kühnes Handeln die Eröffnung des zweiten Actes dieses Befreiungskampfes statt an der Elbe, am Rhein



beginnen lassen können; doch Kutusow, schon an der Moskwa ein Zauberer, war natürlich nicht gewilligt, im ungestümen Drange eines Kampfes auf Leib und Leben dem Feinde entgegenzutreten. Welcher Beweggrund konnte auch den Russen dazu antreiben? Die Früchte davon mochte nie sein Vaterland, leicht aber wohl Preußen pflücken, und hierzu fühlte Kutusow begreiflicher Weise keinen Beruf.

Weit hemmender noch für die gemeinsame Sache war die zweifelhafte Politik Oestreichs. Dies bemühte sich nach Kräften, Anfangs mit Preußen, und als dieses durch den großartigen Schwung vom 3ten Februar fortgerissen wurde, mit Baiern und Sachsen eine Mittelmacht zu bilden, um nach beiden Seiten hin für den eigenen Vortheil günstige Gesetze vorzuschreiben.

Aber eine so kühle und berechnende Politik konnte den immer noch furchtbaren Coloss nicht stürzen, es bedurfte des ganzen Schwunges der Begeisterung, den Preußen im Kampfe entwickelte und trotz aller Hindernisse und Fesseln zur Geltung brachte. Die Vermittlungsversuche scheiterten zwar, hatten aber dennoch Napoleon große Vortheile dadurch gebracht, weil das preussisch-russische Heer Sachsen schonte, und den von der Weser bis nach Brabant hin erwachenden Volksgeist in seiner Erhebung niederhielt. Die Rheinbundfürsten stellten unterdessen ihre Contingente, und wie auch die Unterthanen kriechten, der in Reih und Glied stehende Soldat vermag nur nach dem von oben gegebenen Befehle zu gehorchen.

Napoleon hatte unterdessen mit der ganzen, ihm eigenen Geisteskraft trotz der Erschöpfung seiner Staaten ein neues, gewaltiges Heer zusammengebracht. Das Fußvolk war sehr zahlreich, meistens junge Leute, allein, an die Stämme alter Soldaten und Unteroffiziere angeschlossen, konnten sie schnell bei der leichten Bildungsfähigkeit für militärische Zwecke einen Ersatz für den ungeheuren Verlust bieten. Alte Regimenter aus Spanien und Italien kamen dazu, nebst Schaaren wohlhabender, junger Leute des Auslandes, welche unter dem Namen Ehrenlegionen als Geißel für ihre Landsleute dienen mußten. Sie bildeten mit einem Kerne deutscher Truppen Anfangs die ganze Reiterei Napoleons, da diese Waffengattung größere Schwierigkeit in der Organisation entgegenstellte. Sehr reich versehen war dagegen die Artillerie; die Geschütze wurden von 15,000 Kanonieren bedient, deren größter Theil der doch unter den obwaltenden Umständen unanwendbaren Flotte entnommen war.

Diese Truppenmassen sammelten sich unter Ney's Oberbefehl um Frankfurt, während der Vizekönig von Italien langsam gegen die Elbe zurückging. Sehr vorsichtig vertheilte Napoleon seine Truppen so, daß die Contingente des Rheinbundes zwischen französischen Nationaltruppen standen, und so jeder Abfall derselben unmöglich gemacht wurde.

Der Vizekönig von Italien suchte sich auf dem rechten Elbufer zu erhalten. Mit etwa 40,000 Mann rückte er von Ragdeburg aus wieder vor; da kam es zum ersten ernstlichen Zusammentreffen zwischen den französischen und

preussischen Truppen am 5ten April bei Möckern. Graf Wittgenstein führte den Oberbefehl über das aus Russen und Preußen bestehende Heer. Nur etwa 10,000 Mann Preußen und 1200 Mann Russen kamen wirklich ins Gefecht; für erstere höchst glorreich, denn sie schlugen nicht nur die Ueberzahl ruhmvoll zurück, sondern zwangen sie auch, den Uebergang über die Elbe frei zu lassen. Vor Allem war der Held dieses Tages der General York, neben ihm die Generale Bülow und Borstell.

So ging denn durch dies Gefecht die Ablinie für Napoleon verloren; doch an der Saale, bei Weissenfels, bewerkstelligte er die Vereinigung mit dem Diebütznige und machte diesen Fluß zur Basis seiner Operationen mit bedeutender Uebermacht, denn sein Heer zählte 145,000 Mann. Seiner Uebermacht bewußt, drängte er ungehindert vor, wohl wissend, daß er nur eigentlich die Vorhut seiner Gegner unter dem Grafen Wittgenstein, Nachfolger des am 18ten April in Buzlau verstorbenen Kutusow, und dem General Blücher vor sich hatte, der wieder an die Spitze der preussischen Truppen getreten war, während die sogenannte große Reservearmee gegen die Verabredungen von Kalisch weit dahinter blieb; Napoleon dagegen hatte in Franken und Thüringen festen Rückhalt. Um so unerwarteter kam es ihm, daß er am 2ten Mai von Guben her von Blücher und Wittgenstein angegriffen und zur Schlacht gezwungen wurde. Napoleon verfügte über 120,000, seine Gegner etwa über 85,000 Mann. Im russischen Hauptquartiere war schon von einem Rückzuge über die Elbe die Rede gewesen, doch fürchtete man, vornehmlich preussischer Seite, durch eine solche Maßregel einen schlimmen Eindruck auf die Stimmung in Deutschland und beim Wiener Hofe zu machen. Deshalb hatten die beiden Monarchen, welche sich bei ihren Heeren befanden, die Schlacht anbefohlen.

Den ersten Stoß des Feindes hatten auf ihren Wunsch die Preußen auszuhalten; der Anmarsch eines großen Theiles der russischen Truppen wurde durch ungeschickte Anordnung um sechs Stunden verspätet. Dessenungeachtet war der Kühne Angriff, obwohl auch die Feinde mit großer Hartnäckigkeit kämpften, lange Zeit hindurch von Erfolg; mehrere wichtige Punkte wurden von den Verbündeten genommen, Groß-Görschen blieb in ihren Händen. Die ältesten Krieger konnten sich eines solchen Kanonendonners nicht entziehen, denn fünfzig deutsche Meilen im Umkreis wurde er gehört. Nach und nach aber erlahmte die hingebende Tapferkeit gegen die allzugroße Uebermacht, da bedeutende Truppenabtheilungen gar nicht zum Gefechte kommen konnten, und als endlich am späten Abend die zahlreiche Cavallerie der Verbündeten, durch welche sie ein Uebergewicht über den Feind hätten gewinnen können, herbeikam, war der Kampf schon an den Hauptpunkten entschieden.

Der Verlust der Franzosen war sehr bedeutend, er belief sich auf 15,000 Mann; die Verbündeten hatten nur 10,000 Mann verloren, unter ihnen 8000 Preußen; Blücher und Scharnhorst waren verwundet, Letzterer fand in Folge dieses Kampfes seinen Tod. Nichtsdestoweniger war man am nächsten Tage

zur Erneuerung der Schlacht bereit, namentlich drängten die preussischen Generale darauf; aber es fehlte auch an Schießbedarf, ein Zeichen, wie mangelhaft noch alle Heeresanstellungen waren, und so mußte der Rückzug angetreten werden.

Napoleon wußte den theuer erkaufenen Sieg bei Groß-Görschen über, wie ihn die Franzosen nennen, von Lützen, weil dieser Ort im Rücken der Verbindung vom General Lauriston besetzt war, vortrefflich für seine Jäger zu benutzen, um die deutschen Bundesgenossen in ihren Verpflichtungen gegen ihn festzuhalten. Ein drohender Brief an den König von Sachsen, der sich nach Prag begeben hatte, rief den geschreckten Monarchen, dem die Wahl zwischen Rückkehr und Absetzung gestellt war, wieder auf Napoleon's Seite. Ein Theil seiner Kruppen vereinigte sich mit den Franzosen; die Besatzung und die großen Vorräthe von Torgau verfielen seine militärische Stellung, nur der General von Thilemann, der nicht gegen sein Vaterland fechten wollte, ging zu den Verbündeten über und erhielt Anstellung von dem Kaiser Alexander.

Unterdessen waren die Rüstungen in Preußen ununterbrochen fortgesetzt worden. Schon war es nicht mehr die Landwehr allein, welche überall ihr Leben trat und mit ihrem Abzeichen: „Mit Gott für König und Vaterland!“ den lebhaftesten Antheil bei den großen Massen erregte, sondern es trat auch der Gedanke einer allgemeinen Bewaffnung, wie in Frankreich im Jahre 1795, unter dem Namen des Landsturmes, hervor. Am 15ten April wurde eine Verordnung über denselben erlassen. Alles, was außer den im Heere dienenden Wehrmännern noch die Waffen zu tragen vermochte, bis zum sechszigsten Jahre, ward zur Abwehr des Feindes vom Heerde berufen. Diese unglücklichen Massen, in Berlin allein wurden 40,000 Mann aufgezeichnet, rüsteten sich, jeder nach seinem Vermögen, wenigstens mit einer Pike und stützten sich, so weit es der Verfaß erlaubte, in der Führung der Waffen und den kriegerischen Bewegungen. Wenn auch im Allgemeinen nicht viel von einem solchen militärischen Institute für den großen Gang des Krieges zu hoffen war, so blieb es doch in einzelnen Fällen nicht ohne wohlthätige Wirkung, da sie wenigstens als Schutz, Streifpartien von ihrer Heimath abzuhalten, und zur Abführung der Feldtruppen beim Transport der Gefangenen angewendet werden konnten. Jedenfalls wirkte diese allgemeine Volksbewaffnung auf Erhebung des kriegerischen Sinnes.

Das Hauptheer der Verbündeten ging nach Dresden und von dort noch ostwärts nach Schlesien hin zurück, in guter Ordnung und stets zum Gefecht mit den nachrückenden Feinden bereit. Eine Heeresabtheilung unter dem General Dillow, welche am dem Tage der Schlacht Halle besetzt gehalten hatte, war auf Berlin zurückgegangen, um die Hauptstadt zu bedecken.

Napoleon hatte den bei Groß-Görschen erungenen Sieg weit überschätzt, wenn er in seinen Blättern als eine unmittelbare Folge desselben die Eroberung der Oderlinie verkündigte; denn schon an den Ufern der oberen

Spree mußte er eine Hauptschlacht von ebensowenig entscheidender Art, wie der Kampf vom 2ten Mai gewesen war, versuchen.

Schon mehrere Tage war hintereinander gekämpft worden, da kam es am 20ten Mai bei Bautzen, in der Nähe des für das preussische Heer so berühmten Dorfes Hochkirch, zu einem allgemeinen Treffen. Der linke Flügel des verbündeten Heeres lehnte sich an's Gebirge, der rechte dagegen war durch natürliche Lage und Beschaffenheit keinesweges in eben dem Maße geschützt. Dieser wurde von zwei französischen Heeresabtheilungen unter Rey und Lauriston, der Angabe nach 40,000 Mann stark, angegriffen. Der Generalissimus Wittgenstein hatte auf des Kaisers Aufforderung zur Verstärkung des bedrohten Flügels den General Barclay, angeblich mit 15,000 Mann Russen, ausgesendet; doch als der Angriff wirklich zur Ausführung kam, soll Barclay dem General Blücher berichtet haben, sein Corps sei kaum 5000 Mann stark und deshalb zu dem ihm gegebenen Auftrage nicht geeignet.

Zwei Tage hintereinander, am 20ten und 21ten, wurde mit ungemeiner Erbitterung gekämpft; von preussischer Seite mit furchtbarer Entschlossenheit. Nicht in eben dem Maße geschah dies von allen russischen Heeresabtheilungen; auch fehlte es hier an entschiedener Führung. Blücher zog sich nicht eher zurück, als bis das Verbleiben auf dem Schlachtfelde eine nutzlose Aufopferung der braven Truppen gewesen wäre.

Der Rückzug wurde auf eine höchst ehrenvolle, für die Franzosen durch mörderische Scharmügel verlustvolle Weise bewerkstelligt; besonders bei Haynau, am 26ten Mai, gelang dem General Blücher ein kühner Handstreich gegen die Feinde; und gleicher Sinn, wie ihn, befahl auch die übrigen preussischen Heerführer.

Weniger Begeisterung für die Sache und deshalb auch weniger Zutrauen hatten die russischen Generale; eine allgemeine Unzufriedenheit dagegen sprach sich mit dem Oberbefehlshaber Wittgenstein aus, der seinerseits die vielleicht nicht ganz unbegründete Entgegnung machte, daß seine Stellung außerordentlich peinlich sei, weil höchsten Ortes immer mitkommandirt werde, und doch die Verantwortlichkeit auf seinen Schultern ruhe. Man übergab Barclay wieder den Oberbefehl.

Barclay war kein Mann kühner Unternehmungen, und durch seine Verantwortlichkeit noch mehr geschreckt, hatte er unverzüglich den Rückzug nach Polen gefordert. Dagegen erhoben sich Blücher und Gneisenau, weil dadurch Alles verloren gegeben würde, vornehmlich Preußen. Es glückte ihnen, den Kaiser Alexander für einen hochherzigen Beschluß zu gewinnen. Man ging südwärts nach Schweidnitz, und um über Krieg einen Rückzug offen zu halten, wurde dort ein Brückenkopf befestigt.

Als Barclay auch nach der Ankunft in Schweidnitz auf seinen Rückzugsplänen beharrte, schrieb Blücher bei der Zusendung einer Denkschrift über „die gegenwärtige Lage des Krieges“ unter Anderem an den König: „Ich erwarte

nicht, daß der russische General zu dem, was ich ihm vorgeschlagen habe, sich entschließen werde, vielmehr ich setze voraus, daß er, sobald der Feind Truppen in der Nähe unserer Front zeigt, die Armee abermals Rückschritte machen lassen werde. Geschieht dies, und bleiben wir mit der russischen Armee vereint, so wird dies den Unmuth der Armee noch steigern. Ich muß demnach bei Eurer Majestät pflichtmäßig darauf antragen, daß Allerhöchst Dero Armee sich in diesem Falle von der russischen trenne und von Stellung zu Stellung gegen den Fuß der Berge, die die Grafschaft Glatz nördlich umgeben, sich zurückziehe, während die Landwehren einstweilen die festen Lager von Glatz und Reife besetzen. Die Russen mögen sich dann immerhin gegen ihre Verstärkungen zurückziehen und späterhin die Offensive allenfalls wieder ergreifen. Der französische Kaiser kommt dann in die Verlegenheit, seine Armee theilen zu müssen.“

Ohne Zweifel wurde Alexander mehr durch Pflicht, als Ueberzeugung zurückgehalten, denn die Stellung der verbündeten Heere war gefährlich, da am 1. Juni Napoleon schon die Hauptstadt Schlesiens besetzt hatte. Wie dem aber auch sei, so viel steht fest, daß Rußland den späteren glorreichen Erfolg des Krieges, so wie seine aus demselben hervorgegangene Größe nur der Festigkeit der preussischen Heerführer schuldet, welche ihn gleichsam mit Gewalt in der erwähnten, gefährlichen Stellung zurückhielten. Jedenfalls mußte der Abschluß des Waffenstillstandes zu Poischwitz, am 4ten Juni 1813, unter den obwaltenden Umständen als ein Glück für die Sache der Verbündeten angesehen werden.

Napoleon seinerseits hoffte natürlich große Vortheile durch denselben zu erhalten, weil er nun erst seine Reserven heranziehen, vor Allem aber auf Oestreichs Beitritt an seine Seite hinarbeiten konnte. Wenn dieses schon von dem republikanischen General zu gemeinschaftlichen, politischen Schritten bewegt worden war, um wie viel mehr hatte der Schwiegersohn des Kaisers Franz ein Recht dazu, auf solche Begebenheiten zu rechnen; auch hatten die Verbündeten Grund, auf Oestreichs Mitwirkung zur allgemeinen Sache Europas zu zählen. Aus Rücksicht auf diese Macht wurde der Anfangs bis zum 20sten Juli festgesetzte Waffenstillstand noch bis zum 10ten August ausgebehnt.

Unter der Zeit hatten die Fürsten des Rheinbundes in allen Kirchen für die Siege ihres Beschützers bei Lüzen und Baugen Te deum singen lassen, und in Frankreich mußten die Bischöfe das Volk zum Dankgebet aufrufen, um mit Deutschland vereint Gott wegen der Befreiung von dem Geiste des Aufstandes und der Gesetzlosigkeit zu preisen. So hatte ja auch Napoleon zu den Abgeordneten von Breslau am 1sten Juni gesagt: „Sie möchten ihren Mitbürgern versichern, er verzeihe ihnen, was sie auch immer gethan hätten, um den Geist der Gesetzlosigkeit zu fördern, den die Stein's und Scharnhorst's erregen wollten.“ So weit war es gekommen, daß nicht nur der Unterbrücker der Völker, der Uebertreter aller Verträge mit lecker Stirn den heiligen

Kampf für das Vaterland als eine freche Aufsehnung gegen Gottes Ordnung bezeichnen durfte, sondern daß deutsche Fürsten in seinen Jubel über das Gelingen der deutschen Nation einstimmen konnten.

Gegen die Mitte des Juni begannen die Unterhandlungen zwischen Preußen, Rußland und England mit großer Lebhaftigkeit. England verpflichtete sich für den von den Verbündeten zur Befreiung Europas unternommenen Krieg auf das Jahr 1813 zur Zahlung von 666,666 Pfund Sterling an Preußen, von 1,188,333 an Rußland, wogegen Preußen 80,000, Rußland 100,000 Mann zum unmittelbaren, activen Kriegsdienste gegen Napoleon stellen sollte. Um aber den Krieg in großartigem Sinne zu führen und die Truppen im Felde zu erhalten, wurde ein Bundespapiergeld zum Belaufe von 5 Millionen Pfund Sterling geschaffen, von denen Rußland zwei Drittel, Preußen ein Drittel ausgeben durfte, und zwar unter der Bedingung, daß England die Hälfte, Rußland und Preußen zu zwei und einem Sechstel zur Einlösung verpflichtet sein sollten. England verpflichtete sich hierbei gegen Preußen in ähnlicher Weise, wie zu Kallisch Rußland, daß Preußen wieder in Besitz seiner ganzen Macht gesetzt, Frankreich von jedem Einflusse auf Nord-Deutschland abgehalten werde; so wenig Hoffnung war damals vorhanden, den Süden Deutschlands von Frankreich loszureißen; Preußen seinerseits versprach in dem Vertrage, das Haus Braunschweig-Lüneburg, so wie das herzogliche wieder in ihre Erbbesitzungen einzuführen. In einem geheimen Artikel sagte England zu, sofern die Erfolge der verbündeten Heere es gestatten würden, zur Vergrößerung Preußens, wenigstens bis zu denselben statistischen und geographischen Verhältnissen, wie vor dem Kriege von 1806, beizutragen, wogegen sich Preußen zu einer handoverischen Vergrößerung bis zum Belaufe von 300,000 Seelen, das Bisthum Hildesheim eingeschlossen, verpflichtete.

Allein während die Mächte so ihre Zukunft verbürgten, und namentlich Nord-Deutschland von dem französischen Einflusse für die Zukunft sichern wollten, spielte Napoleon hier in dem Grabe den Ferra und Gebieter, daß er Hamburg mit einer Brandschatzung von 48 Millionen Francs belegte.

Oestreich war durch die seltsamen Ereignisse vom Winter 1812 bis 1813 überrascht worden und militärisch, so wie finanziell keinesweges in der Lage, schon unmittelbar selbstständig in den Gang der Angelegenheiten einzugreifen; außerdem konnte Oestreich einige wohlbegründete Bedenken gegen die Ausdehnung Rußlands hegen, da die Gelüste, welche in unseren Tagen mit solcher Schroffheit hervorgetreten sind, schon in jener Zeit den europäischen Staaten, und namentlich dem östreichischen, der innerhalb und an seinen Grenzen Bekenner der griechischen Religion hatte, über welche Rußland ein möglichst ausgedehntes Protectorat zu gewinnen meinte, und dadurch für Oestreich die Verbindung mit dem schwarzen Meere höchst unsicher machte, bedenklich waren. Es fragte sich, wo für den Augenblick die größte Gefahr zu sehen, der größte Nutzen zu gewinnen sei. Oestreich glaubte deshalb eine abwartende Stellung

etnehmen zu müssen, denn es handelte sich nach den Ansichten des Wiener Kabinettes weniger um allgemein europäische, geschweige denn um deutsche, sondern nur um rein östreichische Interessen. Von einer Bewegung, wie die von Stein und den preussischen Leitern der Angelegenheiten entworfene, bei der es natürlich nur auf eine Herrschaft Preussens in Deutschland herauskommen konnte, wollte man begreiflicher Weise in Wien nichts wissen. Unterdessen gestaltete sich die östreichische Regierung in ihrer Vermittlerstellung und gewann auch dadurch Einfluß; der Abschluß des Waffenstillstandes und die Friedensunterhandlungen in Prag waren ihr Werk. Der Kaiser Franz selbst kam im Juni nach Böhmen, wo in dem Schlosse Ratiborschütz, unweit Nachod, zwischen den Diplomaten der drei östlichen Mächte Verhandlungen über einen gemeinschaftlichen Plan zur Herstellung eines ehrenvollen Friedens angeknüpft wurden.

Hierüber gab es freilich sehr verschiedene Ansichten, denn Oestreich war zufrieden, daß die Niederlande, Italien, die Schweiz, der Rheinbund, ja selbst Spanien unter der Vormüßigkeit des Eroberers bleiben sollte, wenn es nur Ägypten und die an das Großherzogthum Warschau abgetretenen Stücke von Polen wiedererhalte. Auch wurde wirklich auf diese Grundlagen hin unterhandelt, allen aufrichtig deutsch und preussisch gesinnten Männern zum großen Schmerz, die statt eines solchen Friedens nichts sehnlicher als die Fortsetzung des Krieges wünschten. Allein auch diese ungeheuren Zugeständnisse befriedigten den französischen Kaiser noch nicht, der freilich durch das gigantische System, auf welches er seine Macht begründet, gedrängt, jetzt nicht mehr im Stande war, mit einem auch nur annähernden Gleichgewichte der Staaten in Europa zu bestehen, sondern über dasselbe gebieten oder untergehen mußte. Die Hoffnung der Patrioten erfüllte sich; mit Ablauf des Waffenstillstandes reisten die Bevollmächtigten Preussens und Rußlands ab, am 12ten ward die Kriegserklärung von Seiten Oestreichs ausgesprochen.

Noch ehe der Congreß zu Prag, dessen Anfang auf den 12ten Juli festgesetzt gewesen war, begonnen hatte, fand eine Zusammenkunft der beiden Souveräne und des Kronprinzen von Schweden zu Trachenberg statt, zur Bestimmung eines Planes für den kommenden Feldzug. Hier ward beschlossen, daß die Heere der Verbündeten sich im Lager des Feindes treffen, jeder Schlacht mit vereinigten Kräften ausweichen und die Entscheidung mit vereinigter Macht herbeiführen wollten. In diesem Sinne wurde auch beim Wiederbeginne der Feindseligkeiten die Sache angegriffen. Wenige Tage später wurde in Reichensbach, nachdem sich schon um die Mitte des Monats Juni England, Rußland und Preußen über den Subsidentratat geeinigt hatten, Oestreich in den gemeinsamen Bund förmlich aufgenommen. In Prag erfolgte die Bestätigung dieses Traktates.

Auch Rußland hatte jetzt im Wettstreit mit den unglaublichen Anstrengungen des preussischen Volkes seine Truppen in großartiger Weise verstärkt, die gesammten Massen beliefen sich bis auf 400,000 Mann, und außerdem warf

auch noch Oestreich seine Macht in die Waagschale. Auf Grundlage der Uebereinkunft von Trachenberg wurden, nachdem schon am 11ten August 100,000 Mann Preußen und Russen, durch verabredete Feuerzeichen von Prag aus von dem, was hier geschehen, in Kenntniß gesetzt, zur Verbindung mit den Oestreichern in Böhmen eingerückt waren, sämmtliche Truppen in drei große Heere vertheilt.

Das sogenannte große Heer, angeblich 240,000, jedoch da Oestreich nach genaueren Angaben nie mehr als 50,000 Mann bei demselben hielt, in der That nur 145,000 Mann stark, sollte aus Böhmen dem französischen Kaiser in Flanke und Rücken fallen. An der Spitze dieser Kriegsmacht stand der Fürst Schwarzenberg. Das schlesische Heer, über dessen Führer man lange Zeit schwankte, bis man sich endlich, zum Glück für die gemeinsame Sache, für den, freilich schon siebenzigjährigen General von Blücher entschied, aus 80,000 Mann Russen und Preußen bestehend, hatte die schwere Aufgabe, unablässig die Franzosen zu beunruhigen, doch es nie zu einer Schlacht kommen zu lassen, eine Aufgabe, welche für den an Handstreich gewöhnten Husarengeneral gerade zweckmäßig erschien. Man ahnte wohl nicht, daß die schönsten Kriegsthaten von diesem Heerestheile ausgeführt werden sollten; doch außer dem äußeren Führer leiteten treffliche Männer das Commando. Sneytenau stand an der Spitze des Generalstabes, York, der zuverlässige, unerschütterliche Degen, führte eine Abtheilung, die beiden anderen die russischen Generale Sacken und Langeron, kriegskundige Männer, besonders war der Erstere tapfer und umsichtig.

Das Nordheer, 150,000 Mann Preußen, Russen, Schweden und deutsche Legion, hatte die preussischen Staaten, und namentlich die Hauptstadt zu decken. Den Oberbefehl über diese zahlreiche Kriegsmacht führte der Kronprinz von Schweden, auf dessen militärische Talente man ganz besonderes Vertrauen setzte, ohne daß er dasselbe im Dienste der Verbündeten glänzend bewährte. Aber unter ihm standen Männer von gleichem Geiste, wie Blücher, York und Sneytenau besetzt; Bülow und Tauenzien, auch der Hannoveraner Wallmoden, jetzt in russischen Diensten, gehörten zu den ausgezeichneten Generalen. Diesen drei Heeren war die Hauptrolle am Kampfe zugebach; außer ihnen stand dem schlesischen Heere zum Rückhalte Bennigsen, mit der Bildung einer Reservearmee beschäftigt, und zwei Oestreichische Heere deckten gegen Baiern und den Vicekönig von Italien die äußerste linke Flanke der Verbündeten.

Noch niemals, so lange dieser mehr als zwanzigjährige Krieg gewährt hatte, war eine so bedeutende Truppenmacht mit so zweckmäßiger Anordnung dem weltbedrohenden französischen Volke entgegengetreten. Deshalb sah man auch alle edleren Herzen mit Vertrauen auf den Erfolg der guten und endlich einmal in würdiger Weise vertheidigten Sache erfüllt. Dieses Vertrauen herrschte in vollem Maße bei dem schlesischen, größtentheils auch im Nordheere; nur die Hauptarmee bot ein minder erfreuliches Schauspiel. Nicht wie im Jahre 1809,



erhob sich das Volk in Oestreich mit Begeisterung für die Sache der Verbündeten; auch hatte ja nicht, wie damals, der Kaiser selbst das Volk in die Waffen gerufen, sondern seine Entscheidung war langsam und zögernd, nach vielem Verhandeln und Abwägen der Vortheile, welche von einer oder der andern Seite lockten, und wahrscheinlich wollte man sich, wie seit dem Jahre 1796, die Möglichkeit einer Uebereinkunft mit dem jetzt ja überdies durch die Bande der Verwandtschaft an Oestreich vor allen anderen Staaten gewiesenen Herrscher, und jedenfalls durch vorsichtiges und zauberndes Handeln eine besondere Stellung in dem neuen Bunde erhalten. Der Oberfeldherr selbst war mehr Hofmann als General, wenigstens Napoleon gegenüber keinesweges ein zuverlässiger Gewährsmann für den Sieg. Hier war es ein Glück, daß die Souveräne in Person bei dem Heere sich befanden, und namentlich Alexander, durch Stein befeuert, stets auf einen nachdrücklichen Betrieb der Kriegsunternehmungen drängte, und hierbei an Friedrich Wilhelm III. einen treuen Genossen hatte.

Allein um die ungeheuren Massen in Bewegung zu setzen, bedurfte es bei der finanziellen Erschöpfung sämmtlicher Verbündeten der englischen Geldhülfe; denn es war zweifelhaft, ob das beabsichtigte Bundespapier die erwarteten Dienste leisten würde. Wiederum legte sich Stein hierbei in's Mittel und setzte unter Beistand eines Freundes und Gesinnungsgenossen, des hannoverschen Ministers Grafen von Münster, durch, daß in dem Vertrage von London, am 30sten September, sich England statt des Bundespapiers zur Zahlung von fünfzehn Millionen an Preußen und Rußland verpflichtete.

In der Mitte des Monats August begann der Kampf auf der ganzen ungeheuren Operationslinie von Böhmen bis zum Ausfluß der Elbe, und zwar mit einem ungestümen Angriffe Napoleons selbst auf das schlesische, während die Marschälle Dubinot und Key gegen das Nordheer vorgingen, welches sich auf der äußersten rechten Flanke überdies fortwährend von dem Marschall Davoust bedroht sah.

Unverzüglich nach Empfang der Nachricht von dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten setzte sich Marschall Dubinot von Magdeburg aus in Bewegung. Am 19ten August überschritt er die damalige sächsische Grenze, und schon am 21sten fanden die ersten Scharmügel bei Trebbin, vier Meilen von Berlin, statt. Auf drei Straßen drangen die französischen Truppen gegen die Hauptstadt vor, von Belgß über Potsdam, von Trebbin über Groß-Beeren und von Mittenwalde längs dem Laufe der Spree. Zwischen den genannten Orten lagen große Waldstrecken, und das französische Heer, 77,000 Mann stark, mußte also mannigfach getheilt dieses, auch noch durch Sümpfe und andere Hindernisse ungünstige Terrain durchmessen. Es schien leicht, die wichtigsten Defilés zu besetzen und dem Feinde den Durchweg, wenn nicht unmöglich zu machen, doch wenigstens theuer erkaufen zu lassen, zumal da der Kronprinz von Schweden 100,000 Mann entgegenstellen konnte, wenn er sie zu rechter Zeit an dem Kampffchauplaze zusammengezogen hätte. Man kann

nach seinen zuversichtlichen Verheißungen in Berlin es nicht begreifen, warum er bei dem mühevollen Marsche der Gegner und seiner eigenen Uebermacht nicht die günstige Gelegenheit ergriff, die Defilées durch Bülow und Tauenzien zu besetzen und selbst mit 40,000 Mann den Feind zu umgehen und ihn durch einen kräftigen Angriff zu vernichten. Wenn er aber glaubte, dies letztere noch sicherer bewerkstelligen zu können, warum blieb er am Schlachttage selbst so unthätig, wo sein Hinzutreten die Vernichtung der Franzosen zur Folge gehabt haben würde?

Am 22sten schritt Dubinot, ausbrüchlich von Napoleon gewählt, weil er längere Zeit die französischen Truppen in den Marken befehligt hatte, gegen die Walmlinie vor. Hier fanden seine Truppen nur den General von Thümen mit einer schwachen Vorhut. An dem Punkte, wo das Terrain einen leichten Angriff zu gestatten schien, hatten die Preußen starke und anscheinlich reich besetzte Schanzen auf dem sogenannten Wilmersdorfer Berge angelegt. Beim Anblick derselben zögerte der Feind, und mehrere Stunden vergingen, bis er sich zum Angriffe entschloß. Endlich am Nachmittage zwischen 5 und 6 Uhr ging die Angriffscolonne, es waren deren sieben gebildet, gegen die Schanzen vor, in der Erwartung, jeden Augenblick die tödtliche Salve erbauern zu hören. Jedoch kein Schuß fiel, und als sie mit Hurrahgeschrei das Glacis erstiegen hatten, erhob sich ein schallendes Gelächter — denn die Schanze war leer. Thümen's Absicht war nur dahin gegangen, den Feind aufzuhalten, und als ihm dies geglückt, hatte die Besatzung der Schanze Befehl zum Abzug erhalten. Blutig dagegen ging es bei dem Dorfe Wittstock her, wo General Reynier mit seiner Heeresabtheilung angriff. Hier wurde von 2 bis 6 Uhr mit Erbitterung und nicht ohne Erfolg von den Preußen gekämpft, besonders seit der General von Oppen mit Verstärkung dem General Thümen zu Hülfe gekommen war. Endlich wurde das Dorf von den Franzosen, die immer frische Truppen in's Feuer führen konnten, erstürmt, der Uebergang über den Rützegraben, auf dessen Vertheidigung es hauptsächlich ankam, erzwungen, und trotz eines heftigen Cavallerieangriffes der Feind nicht länger vom Vorbringen abgehalten. An tausend Mann Tode und Vermundete hatten die Franzosen in diesem Gefechte verloren, der Verlust der Preußen dagegen war verhältnißmäßig nur gering.

Nach einem Armeebefehle des Kronprinzen von Schweden sollte am folgenden Tage eine Schlacht dem vorrückenden Feinde geliefert werden, von dem in diesem Befehle vorausgesetzt wurde, er würde den linken Flügel des verbündeten Heeres umgehen. In diesem Sinne waren die Instruktionen gegeben, ein anderer Fall dabei nicht vorgesehen. Es waren ferner Anordnungen zur Bervollständigung versprochen, diese aber lauteten seltsam genug; „die beiden preussischen Generale sollten dem Feinde Platz machen und sich vor die Thore Berlins zurückziehen, wohin ihnen der Kronprinz folgen würde;“ man sollte also alle Vortheile des Terrains aufgeben, welches die Feinde zwang, in drei

Abtheilungen ohne alle Verbindung durch einen langhinstreckten Wald zu ziehen und dann erst die Vereinigung zu suchen und eine Schlacht in offenem Felde, ohne alle Vortheile des Bodens zu liefern, wenn er seine Truppen beisammen hatte. Ja, das Ganze gewinnt ein höchst zweideutiges Ansehen, da der Kronprinz von Schweden dicht bei Berlin, in Noabit, eine Brücke hatte schlagen lassen, welche doch für keinen anderen Fall, als auf einen Rückzug jenseits der Hauptstadt berechnet sein konnte.

Glücklicher Weise leisteten die beiden preussischen Generale dem für ihr Vaterland zu sehr bedenklichen Befehle keinen Gehorsam, sondern Lauenzien hatte kaum in aller Frühe Nachricht von dem Vorrücken des General Bertrand erhalten, so warf er seine Tirailleure in den Wald und hielt den Feind durch seinen lebhaften Widerstand fest. Allein der französische General hatte mehrere Wege durch den Wald gefunden, und bald rückten aus demselben zahlreiche Infanterie-Massen mit Geschütz vor und eröffneten auf Lauenzien's Herresabtheilung, welche höchstens 11,000 Mann betrug, ein lebhaftes Geschützfeuer. Trotz der Uebermacht beschloß der tapfere Lauenzien, so lange als möglich Stand zu halten, in der Hoffnung auf baldigen Beistand.

Uebrigens hatte sich auch General von Bülow, sobald er den Kanonendonner gehört hatte, nach jener Seite hin in Bewegung gesetzt, stand aber von dem Marsche ab, als das Feuer verstummte. Unerwartet nämlich, trotz seiner entschiedenen Uebermacht, hatte sich General Bertrand wieder in den Wald zurückgegeben, ohne Zweifel, um dem Befehle des Oberfeldherrn, nur im Vereine mit den übrigen Abtheilungen vorzugehen, auf das Pünktlichste nachzukommen. Obgleich seine Truppen in dem Walde verschwanden, wagte Lauenzien nicht, seine Stellung zu verlassen, da jeden Augenblick der zahlreiche Feind wiederkehrte und ihn dann in einer ungünstigen Lage treffen konnte.

General Bülow kehrte also in seine Stellung zurück und befahl seinen Leuten, Mittag zu machen; denn es war ein Theil der Nachmittagsstunden schon vergangen, und immer sah er noch nichts von einem Feinde. Endlich, um 4 Uhr Nachmittags erschienen die Spitzen der Colonnen des General Requier am Saume des Waldes, also zu einer Zeit, wo Bertrand schon amge in denselben zurückgekehrt war. Sein Corps bestand aus Sachsen, deren rotze Uniformen leicht zu erkennen waren; auch Bertrand hatte deutsche Truppen in's Feuer geführt, wie denn überhaupt an jenem Tage nur Deutsche gegen Deutsche gekämpft haben.

Die sächsische Division marschirte sogleich auf, feuerte aus zwei Batterien auf das Dorf Groß-Weeren und stürmte dasselbe mit dem Bajonet. General Lauenzien hatte die Kanonade seines Waffengeführten wohl gehört, hatte aber aus dem Verstummen derselben ganz das Gegentheil von dem geschlossen, was wirklich geschehen; nämlich er meinte, die Preußen wären zurückgewichen, und die Vereinigung mit den übrigen französischen Herresabtheilungen sei nun gescheit; er glaubte daher, nachdem die preussische Vorhut das Dorf verlassen,

an keinen ernstlichen Widerstand mehr, um so weniger, da ein großer Theil der Truppen aus Landwehren bestand, von welchen die Franzosen bisher nur mit Spott und Verachtung sprachen. Höchst überrascht war deshalb der feindliche General, als eine sehr lebhafteste Bewegung im preussischen Lager ihm zeigte, daß es keinesweges auf einen Rückgang abgesehen war. Mit lautem Jubel vernahmten hier die Truppen, daß es endlich zum Kampfe gehen sollte, und obgleich der Regen den ganzen Tag schon in Strömen herabgefloßen war, die meisten noch nicht vollständig abgetrocknet hatten, so war doch die Begeisterung allgemein, und fest stand der Entschluß, zu siegen oder zu sterben.

General Reynier war sehr erfreut über den Entschluß seines Gegners, denn er erwartete einen leichten Sieg und schmeichelte sich mit der Hoffnung, ohne die Unterstützung seiner Gefährten und seines Obergenerals zu bedürfen, Berlin zur Capitulation zu bringen. Bald aber überzeugte er sich, daß die Aufgabe so leicht nicht zu lösen war. Bülow ging mit zahlreicher Artillerie in stetem Feuere vor, doch auch die französischen Geschütze, welche auf einer Anhöhe aufgeföhren waren, schossen sehr gut und wurden mit großer Thätigkeit bedient. Da die feindlichen Kanonen großen Schaden in den dichten Bataillonsmassen anrichteten, so gab der General den Befehl, sich in Linien auszubreiten. Allein dies war den jungen und ungeübten Truppen ein zu kühnes Manövre, und man kehrte zur Massenstellung zurück. Da endlich erhielt Bülow seinen Truppen, wie sie damals waren, den einzig und allein geeigneten Befehl: „das ganze Treffen solle sich nicht mit Feuere aufhalten, sondern sofort mit dem Bajonet auf den Feind eindringen. Dieser Befehl war in dem Augenblicke um so passender, als die sächsischen Geschütze durch das überlegene Feuer der Preußen schon sehr gelichtet und deshalb nicht mehr so wirksam waren, als vorher.

Bei dem Sturme auf die von den sächsischen Kanonen und Bataillonen besetzte Anhöhe erwarb sich besonders die pommerische Landwehr großen Ruhm. In dem Gebrauche des Bajonets minder geübt, drehten die kräftigen, jungen Streiter die Flinten um und schlugen gewaltig drein mit den Kolben; die Offiziere aber, die an die richtige Art des Waffengebrauches erinnerten, ertheilten die Antwort: „So geit et nit,“ und ruhig fortföhrend in der ihnen bequemeren Weise, riefen sie: „Dat fluscht beter!“ So war es auch. Mit großer Ueberlegenheit von Seiten der Preußen wurde nun überall gekämpft; es war ein wildes Handgemenge, wo Begeisterung und Körperkraft mehr galten, als Geschicklichkeit und Kriegsgewöhnung. Die Sachsen schlugen sich sehr brav, aber dennoch sahen sie sich zuletzt zu eiliger Rückkehr in den Wald genöthigt.

Um das Dorf Groß-Beeren entspann sich noch ein heftiger Kampf, vor Allem um den Kirchhof, den ebenfalls eine pommerische Brigade mit überraschendem Erfolge stürmte.

Unter der Zeit hatte sich General von Borstell des Dorfes Klein-Beeren, welches näher dem Walde zu liegt, bemächtigt, gerade zur rechten

Zeit, da schon eine französische Colonne aus dem Gebüsch herauschritt, um diesen Posten zu nehmen. Die Ueberraschung, daß die Preußen auch hier schon die Meister waren, erschreckte die Franzosen. Obgleich Reynier das Dorf nach Absendung von zwei neuen Bataillonen zu halten suchte, gelang es ihm nicht. Es mußte von seinen Truppen geräumt werden, von denen nur die geringste Zahl in den Wald gelangte. Viele wurden mit Kolbe und Bajonet vernichtet, eine nicht geringe Zahl in die Sümpfe gejagt. Auch die Cavallerie beider Heere hatte sich während der Zeit mit einander gemessen, und hier war ebenfalls der Vortheil überwiegend auf Seite der Preußen geblieben.

So üble Erfahrungen hatten den General Reynier mit einer Achtung vor den kurz zuvor so verspotteten Kreuzbauern (denn so nannte man unsere Landwehren) erfüllt; auch war er im Vergleich zu seinem anfänglichen Selbstvertrauen außerordentlich vorsichtig geworden, denn er befahl einen allgemeinen Rückzug und deckte denselben mit großer Sorgfalt, um nicht noch größeren Schaden durch die Verfolgung, als in der Schlacht zu leiden.

Schon neigte sich der Tag seinem Ende, da ertönte plötzlich der Ruf, der Feind breche mit bedeutenden Cavalleriemassen aus dem Walde hervor und bedrohe die Sieger in ihrer rechten Flanke. Die Sache verhielt sich wirklich so. Es war das feindliche Hauptheer unter Dubinot, dessen Reiterei hervorbrach und sich, 24 Schwadronen stark, diesseits des Waldes aufstellte; eine Stunde früher angelangt, hätte sie den Preußen verderblich werden können, jetzt aber diente es nur dazu, den Verlust des Feindes zu vergrößern. Da es schon so dunkel geworden war, daß man keinen Gegenstand mehr recht unterscheiden konnte, so hatte der Angriff von wenigen preussischen Schwadronen einen unerwartet glücklichen Erfolg. In der Meinung, von überlegenen Kräften überfallen, geriethen die feindlichen Reiter in Unordnung, bald in aufgelöste Flucht; viele von ihnen wurden getödtet oder gefangen. Der ganze Verlust der Feinde stieg, so weit er berechnet werden konnte, auf etwa 2200 Mann; 14 Kanonen, 32 Munitionswagen, 2 Feldschmieden und 6 Feldwagen waren die Siegesbeute. Der preussische Verlust dagegen betrug nur 159 Tödtte, 662 Verwundete und 228 Vermißte.

Das war die erste Schlacht, in welcher die preussischen Truppen allein gegen ein französisches Heer in diesem Gotteskampfe gestanden und glorreich gesiegt hatten; allein, denn außer einer schwedischen Batterie, hatten nur sie den hartnäckigen Streit ausgefochten. Der Kronprinz von Schweden war nicht nur für seine eigenen Truppen unthätig geblieben, sondern hatte auch den übrigen Abtheilungen keinen Befehl zur Hülfsleistung ertheilt. Kenntniß von dem Verlaufe der Gefechte hatte er erhalten, denn mehrere Adjutanten waren ihm mit den nöthigen Meldungen zugesendet; doch anstatt Hülfe zu senden oder zu versprechen, hatte er zur Antwort gegeben, daß auch ihm gegenüber feindliche Truppen ständen und eine Verminderung seiner Streitkräfte unmöglich machten. Ob er sich täuschte oder absichtlich so handelte, kann wohl nie zu

höher Achtung gebührt werden; wahrheitslieblicher allerdings ist Regnier  
abgesehen von seiner französischen Herkunft, hätte er eben so wenig, wie das  
Wiener Cabinet, von seinem einseitigen östreichischen Standpunkte in Bezug auf  
sein neues Vaterland, das Interesse Preußen und Rußen einen glänzenden  
Sieg zu wünschen, da das Interesse beider Staaten mit dem schwedischen wohl  
schwedlich in allzugroßen Einklang zu bringen war. Ueberdies konnte Niemand  
wissen, wie auf den anderen Punkten der Kampf ausfallen würde, und war  
Napoleon gegen die große und die schlesische Armee siegreich, so dürfte die von  
Bernadotte bei Groß-Beerem gezeigte Schonung für ihn selbst von großen  
Vortheile sein. Ein Glück war es, daß die beiden preussischen Generale Rüch  
und Grawert genug gehabt hatten, auch ohne seine Bestimmung und Hilfe den  
Sieg zu erfechten.

Allerdings fand bei Groß-Beerem keine Hauptschlacht statt, es kämpften  
nur zwei französische Heeresabtheilungen gegen zwei preussische, und zwar in  
gesonderten Massen; auch war der Verlust des Heeres nicht so groß, daß er die  
Eruierung einer Schlacht an demselben Flecke verhindert hätte; allein schon  
unendlich wichtig war es, daß der Feldherr der Gegner für den Augenblick  
sein, in stolzer Annahme für sicher erreicht gehaltenes Ziel hier gänzlich ver-  
fehlte. Bei Weitem wichtiger aber noch war die Ueberzeugung bei Freund  
und Feind, daß die neu erworbenen Truppen und Landwehren es nicht nur  
an gebienten Soldaten gleich, sondern sogar zuvor thaten. Die Landwehr kam  
nicht allein zu Ehren, sondern sie wurde von den Gegnern gefürchtet, und  
viele von den preussischen Befehlshabern, die noch wegen eines Stiefes oder  
Bordacheille von Truppen nichts wissen wollten, die keinen Parademarsch aus-  
führten und die Tempo's genau beobachten konnten, traten mit Lust an die  
Spitze dieser heldenmüthigen Schaaren, gewiß, mit ihnen, wie bei Groß-Be-  
erem, Thaten, während der Zeit Friedrich's des Großen, zu verrichten. Diesen  
wichtigen Dienst dankte Preußen den Generalen Bülow und Tauenzien und  
ihren opferwilligen Streikern.

Wie groß aber auch immer der moralische Eindruck war, den der Sieg  
der preussischen Truppen bei Groß-Beerem auf die Gegner gemacht hätte, so  
ließ sich doch der stolze Gröberer, trotz der beträchtlicheren Verluste auf dem  
Rückzuge, durch diesen ersten Unfall nicht von seinem Plane; die Hauptstadt  
Preußens zu nehmen und letzteres ganz zu vernichten, zurückschrecken. An der  
Stelle Dubinot's schickte der durch seinen kühnen Widerstand gegen die schwe-  
dische Hauptarmee auf den Eisfeldern Rußlands berühmte Marschall Key, wenn  
auch vielleicht kein geschickter Feldherr, doch ein entschlossener, Alles wagen-  
der Kriegsmann, den Befehl, mit dem neuverstärkten Heere den kühnen Streich  
noch einmal zu versuchen.

Vom 3ten September an gerietzen die beiden Heere vor Kropfschütz bis  
Bajna an einander; am 5ten kam es bei Dorn etwig; am 6ten Jüterbock; zur  
Schlacht. Wiederum hatten die preussischen Generale Götz und Sauerbruch

und Blülow beinahe die ganze Last des hitzigen Kampfes zu tragen. Da sie eine halbe Meile von einander getrennt standen, so hatte Ney den Befehl gegeben, Ersteren in seiner linken, Letzteren in der rechten Flanke anzugreifen, so die feindliche Linie zu durchbrechen und das Heer der Verbündeten in seinen einzelnen Theilen zu vernichten. Zum Glück für Letztere bemerkten die erfahrenen Feldherren den Plan des Feindes zeitig genug, um die verheerlichen Folgen desselben zu beseitigen. Dessenungeachtet gerieth Tauenzien in die dringendste Gefahr. Schon war sein Kriegsvorrath erschossen, die Wirkung des bestenden Geschützes somit verloren, da entschloß er sich, durch die Reckheit seiner Reiter den bedenklichen Mangel zu ersetzen. Mit jubelndem Feldgeschrei stürzten sich die tapferen Krieger, größtentheils Landwehr, welche sich auch hier in dem schwierigeren Dienste zu Noß glorreich bewährte, auf den mit Uebermacht vorrückenden Feind und bereiteten gänzlich seine Verderben drohende Aussicht. Nichtsdestoweniger wogte noch mehrere Stunden der Kampf hinüber und herüber; erst um fünf Uhr Nachmittags war er entschieden durch 40,000 Preußen gegen 70,000 Feinde unter den kriegsberühmten Marschällen Ney und Dubinot, welchen eine große Anzahl nicht minder berühmter Generale zur Seite standen — die Preußen allein, denn der Kronprinz von Schweden langte erst am Abend des für unser Heer so ruhmvollen Tages in Jüterbock an; und wiederum waren es die neugebildeten, noch wenig geschulten Landwehren, welche gegen wohlgeübte Truppen unter kriegserfahrenen Führern und schreckender Uebermacht glorreich das Feld behauptet und die Residenz Preußens, ja das Königreich selbst gerettet hatten, denn letzterem war, wie man erzählte, die Ehre angedacht, statt der ehrwürdigen Herrscherlinie der Hohenzollern die Familie Ney ihr Vasallen-Scepter über sich schwingen zu sehen. Die Flucht des kurz zuvor noch so stolzen Heeres war so eilig, die Auflösung so vollkommen, daß man kaum in Lorgau und hinter der Elbe die nöthige Ruhe und Ordnung wiedergewinnen konnte. Sein Verlust betrug, die Folgen des Rückzuges mit eingerechnet, 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 80 Kanonen, 400 Munitionswagen, 4 Fahnen und sämmtliches Gepäck.

Einen nicht minder harten Stand hatte zur selben Zeit das schlesische Heer gehabt; denn obgleich es vor der Nordarmee den nicht unwesentlichen Vortheil genoß, von einem Feldherren geführt zu werden, dessen Herz vor Kampfesdrang gegen den fremden Eroberer glühte, so hatte es auch die schwere Aufgabe, diesen selbst und den Kern seines Heeres aufhalten zu müssen.

Napoleon, aus der richtigen Ansicht, daß von hier ihm der größte Nachtheil erwachsen dürfte, versuchte wiederholentlich, den unbequemen Gegner durch schnellen und unerwarteten Angriff zu vernichten; doch dieser wich stets mit Besonnenheit und Geschick dem gefährlichen Stöße aus und benutzte dann die gelegentliche Umkehr des Feindes zu manchem glänzenden Erfolge.

Nach mehreren fruchtlosen Versuchen hatte der Kaiser seinem ursprünglichen Plane entsagt und dem Marschall MacDonald die Ausführung desselben

übertragen, einem tapferen und einsichtsvollen Feldherrn, welcher mit um so größeren Erwartungen an sein Werk ging, da er wußte, daß in dem Heere seiner Gegner wegen der unausgefesten Hin- und Hermärsche im schlechtesten Wetter nicht eben die beste Stimmung herrschte. Vieles, was geschah, erschien als ein Zeichen von Unsicherheit; allein der Ausgang lehrte, wie richtig das bisherige Verfahren gewesen war.

Am 26sten August geriethen die beiden Heere aneinander. Anfangs schien der Kampf eine bedenkliche Wendung zu nehmen, denn General Langeron, auf den allerdings die Hauptmassen des Feindes eindrangen, weigerte sich, die ihm angewiesene Stellung zu behaupten, indem er von geheimen Instruktionen sprach, nach welchen er seine Truppen nicht aufs Spiel setzen dürfte. Um so williger dagegen erwies sich der General Sacken. Am ruhmvollsten aber bewährten sich die preussischen Krieger unter der Führung York's. Obgleich nicht Alles so ausgeführt wurde, wie es die Regeln der Taktik verlangten, und die jungen Truppen sich durch ihren Eifer zu mancher Uebereilung hinreißen ließen, so glich doch die edle Begeisterung für den heiligen Zweck alle diese Uebelstände vollständig aus. Die feindlichen Quatres wurden mit stürmender Hand zersprengt, mit Kolbe und Bajonet Alles niedergeworfen. Geschossen wurde wenig, da die häufigen Regengüsse den Gebrauch des Schießgewehres fast unmöglich machten. Vergebens strengte Macdonald die letzten Kräfte an, um das sinkende Glück des Tages wiederherzustellen, denn diese Hülfe diente nur dazu, die Niederlage seines Heeres zu vergrößern. In wilder Hast wurden die geworfenen Truppen über die Raßbach, welche dem glänzenden Siege Blücher's den Namen gab, gejagt; Tausende fanden hier in den furchtbar angeschwollenen Fluthen des reißenden Gebirgsbaches einen kläglichen Tod.

„Schlesien ist befreit, heißt es in Blücher's begeistertem Aufruf an seine tapferen Krieger nach dieser Schlacht. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preussischen Armee unter meinem Befehle, Eurer Anstrengung und Ausdauer, Eurer Geduld und Ertragung von Beschwerden und Mängeln verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrißen zu haben. In der Schlacht bei der Raßbach trat Euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachtet Ihr hinter Euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähetet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet Ihr vor; Eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thallrand der wüthenden Reife und der Raßbach hinab. Seitdem habt Ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamme habt Ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Mäße, Entbehrung und zum Theil mit Mangel an Bekleidung habt Ihr gekämpft, und dennoch mürrtet Ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so lobenswerthes Betragen. Nur



Derjenige, der solche Eigenschaften vereint, ist ein ächter Soldat. — 108 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethhäuser, seine Feldschmied; seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andere Offiziere, 18,000 Gefangene, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in Euren Händen. Den Rest derjenigen, die Euch in der Schlacht an der Ragbach gegenüber gestanden haben, hat der Schreck vor Euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick Eurer Bajonnette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Ragbach und dem Bober habt Ihr gesehen, sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung der Feinde. Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niederwarft, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen, herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschliesse die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann sucht Euren Feind aufs Neue!"

Die Freude über diese glorreichen Schlachttage wurde durch die Siegesnachricht vom Hauptheere in Böhmen noch erhöht. Letzteres hatte Anfangs nicht unbedeutende Verluste erlitten, freilich aber auch den schwierigsten Stand gehabt, denn ihm gegenüber befehligte die Kernmasse der Franzosen der sieggekürnte Herrscher selbst, dem, wo er persönlich erschien, auch nach dem Gottesurtheile auf den Steppen Rußlands, stets der Sieg treu zu bleiben schien. Napoleon hatte sich bei Dresden festgesetzt; hier begannen am 26sten August die Gefechte, am 27sten erfolgte die Entscheidung, nicht zur Befriedigung der Verbündeten, denn 10,000 Oestreicher nebst dem Feldmarschall-Lieutenant Resto wurden Kriegsgefangen; Moreau, welchen der Haß gegen den Unterdrücker der republikanischen Freiheit, oder vielleicht auch nur gegen den glückbegünstigten Nebenbuhler an die Spitze des sein Vaterland bedrohenden Heeres getrieben hatte, fand in dem ersten Versuche, sein Talent mit dem seines beneideten Kriegsgefährten zu messen, einen schmerzvollen Tod.

Der Rückzug des großen Heeres bis in die Ebenen von Kulm war die Folge dieses verlustvollen Kampfes; hier sollte der General Vandamme die Vernichtung der erschütterten Gegner vollenden. Ein durch den Tod Dessièrès erledigter Marschallstab winkte ihm als Lohn.

Am 29sten August begann der Angriff von französischer Seite mit stürmischem Muth und, trotz des äußerst tapferen Widerstandes der Verbündeten, nicht ohne Erfolg. Schon ermüdete der Widerstand vor dem furchtbaren Geschützfeuer der französischen Schlachtklinie, da führte der König von Preußen, durch sein Ansehen jedes Bedenken niederschlagend, die bisher gefohnte Reserve-Kavallerie heran und rettete so die Ehre des Tages. Aber am 30sten wiederholte sich das blutige Wagespiel; es sank die Schale des Glückes zu Gunsten der Verbündeten, und ein preussisches Corps gab den glorreichen Ausschlag.

Mit großer Anstrengung war der Generalleutenant von Kleist während der Nacht auf dem Kamme des Gebirges, nach Nollendorf dem Feinde in

beit Rücken marschirt, und als man mit verdoppelter Kraft am Morgen des 10ten die verbündeten Truppen gegen den durch so unerwartete Standhaftigkeit erschütterten Feind anstürmten und ihn auf das Gebirge zurückwarfen, da schritt ihnen Kleist den einzig möglichen Rückweg über Peterstraße ab und legte so die letzte Hand an die Vernichtung des vor wenigen Stunden noch siegestrunkenen Feindes. Ja durch Kleist's Kühnen Zug war das Heer der Franzosen vernichtet, nur 10,000 Mann entkamen durch eine Kühne Seitenwendung über das Gebirge; der Oberfeldherr selbst war gefangen, sein ganzes Heergeräth befand sich in den Händen der Verbündeten. So war denn die empfindliche Scharte von Dresden ruhmvoll ausgewetzt. Napoleon mußte sein hartnäckig behauptetes Siegesfeld verlassen, um in den nördlichen Gauen des Königreichs Sachsen einen günstigeren Punkt für die Sammlung aller seiner Streitkräfte zu finden.

Vor dieser Reihe glorreicher Siege war die Verbindung der großen Mächte, wenigstens von Seiten Oesterreichs, noch ziemlich locker gewesen; jetzt erst schien es sich vollkommen zu befestigen. In Lößnitz wurde am 1ten September das Bundesverhältniß genauer festgestellt. Die Herrscher erklärten darin, „daß sie, von gleichem Wunsche befeelt, den Leiden Europa's ein Ziel zu setzen und dessen künftige Ruhe durch die Wiederherstellung eines billigen Gleichgewichtes der Mächte zu sichern, sich entschlossen haben, den gegenwärtigen Krieg mit ihren gesammten Streitkräften fortzusetzen. Da sie zugleich die Wiltungen eines so wohlthätigen Einverständnisses auf die Zeit hinaus erstreben wollen, wo nach vollkommen erreichtem Zweck des gegenwärtigen Krieges ihr wechselseitiges Interesse die Aufrechthaltung der durch den glücklichen Erfolg desselben herbeigeführten Ordnung der Dinge bringend einwirkend wird: so haben sie, Preußen und Rußland insbesondere, zur Verstärkung des Kaiserlichen Vertrages — sich über folgende Punkte vereinigt:

Erhaltung von Freundschaft und aufrichtiger beiderseitiger Eintracht zwischen den Herrschern; sowie auch ihren Erben und Nachfolgern; gegenseitige Gewähr aller Besitzungen; gemeinschaftliches Wirken für diesen Zweck, nämlich gegenseitige Verwendung, wechselseitige Hülfe mit einem Heere von 60,000 Mann, welches im Nothfall verstärkt werden soll; Verpflichtung, nur gemeinschaftlich Waffenstillstand oder Frieden zu schließen; gegenseitige Unterstützung der Botschafter und Gesandten an auswärtigen Höfen; Zulassung gleichgerannter Mächte nach gemeinschaftlichem Einverständnis.“

In geheimen Artikeln war außerdem Folgendes hinzugefügt:

- 1) Die Wiederherstellung der österreichischen und preussischen Monarchie in ungeändertem gleichem Maßstabe, wie im Jahre 1805.
- 2) Auflösung des Rheinbundes und gänzliche Unabhängigkeit der zwischen dem nach obigem Maßstabe wiederhergestellten Oesterreich und Preußen und dem Rhein und den Alpen liegenden Staaten. Oesterreich und Preußen erklären besonders, daß auch die unter dem Namen der Rhein Militärsouveränen mit

Frankreich vereinigten norddeutschen Lande, sowie alle von französischen Truppen in Deutschland besetzten Länder herausgegeben werden mußten.

- 3) Herstellung des Hauses Braunschweig-Lüneburg in seine sämmtlichen deutschen Besitzungen.
- 4) Freundschaftliche Vereinigung zwischen Preußen, Rußland und Oestreich über das Großherzogthum Warschau.

Um aber den Bedürfnissen der Gegenwart zu genügen, übernahm jede der drei Mächte die feierliche Verpflichtung, für den Lauf des Krieges ihr Heer auf 150,000 Mann mit Ausschluß der Festungsbefestigungen fortwährend zu erhalten, sich in keine Verabredung oder Friedensunterhandlung ohne gemeinsamen Beschluß einzulassen, jeden mittelbaren oder unmittelbaren Antrag des französischen Kabinetts gewissenhaft den übrigen Theilnehmern mitzutheilen. Einige Wochen später kam auch noch ein Bündniß zwischen England und Oestreich hinzu.

Uebrigens war vorauszusehen, daß, sobald Oestreich in das Bündniß eintrat, von einem einigen Deutschland nicht mehr die Rede war; hatte man doch die Selbstständigkeit der Rheinbundfürsten schon durch die Köpfler Bestimmungen verbürgt. Preußen hielt wenigstens die Idee eines deutschen Bundes zur Vereinigung der kleineren Fürstenthümer mit Oestreich und Preußen fest. Wir werden sehen, was sich aus diesen wohlmeinenden Ideen später für die Wirklichkeit ergab.

Gegen das Ende des Monats September begannen die Kriegsunternimmungen wieder mit erneuertem Schwünge. Das große Heer zog durch das Erzgebirge auf Chemnitz, die Reservearmee unter Bennigsen nähete sich dem immer noch hartnäckig von Napoleon behaupteten Dresden; auch der Kronprinz von Schweden rückte gegen die Elbe vor — doch die glorreichsten Thaten in diesem ganzen Feldzuge waren dem schlesischen Heere vorbehalten; ja man darf Kühn behaupten, daß die Leitung dieses Heeres, in ächt preussischem und deutschem Sinne einzig und allein den Ausschlag für die gute Wendung der Sache der Bundesgenossen gab. Die große Armee, deren reiche Mittel den Haupterfolg zu verbürgen schienen, hatte bis jetzt am wenigsten geleistet; ja seit dem Tage vor Dresden war alle Thätigkeit und Kraft aus ihrem Führer gemichen. Trotz der schon unermeslich großen Zahl von Streitern verlangte er einen großen Theil des schlesischen Heeres, eine Forderung, die glücklicher Weise durch Vermittelung der Souveräne zurückgewiesen wurde, weil man sich des einzigen damals erfolgreich thätigen Elementes im Kampfe beraubt hätte.

Blücher's Heer hatte die Verbindung mit der Nordarmee erlangt, und während es südlich im Zusammenhange mit der großen Armee blieb, drängte es nach der Elbe vor, um das linke Ufer dieses Stromes zu gewinnen. Nicht weit von Torgau wurde der Uebergang bewerkstelligt; aber um ihn zu sichern, mußte der Feind aus seiner festen Stellung bei Wartenburg getrieben werden. Mit dieser schwierigen Aufgabe wurde General York, wie gewöhnlich, wenn es irgend einen besonders bedentlichen Punkt gab, beauftragt. Blücher

kannte die guten und schlimmen Seiten seines Waffengefährten sehr wohl und verstand seine glänzenden, militärischen Eigenschaften stets am rechten Orte anzuwenden. Er wußte sehr wohl, daß York ein unzufriedenes Gemüth war und daß er sehr oft auf ihn recht arg, wenn auch nicht mit solcher Festigkeit, als auf den Generalstabs-Chef Sneydenau, schalt. Dies darf uns gar nicht wundern, wenn wir beider Natur, Wesen und Lebensziele vergleichen. York war nur Soldat und treuer, preußischer Unterthan, ein Mann, der sein Handwerk bis in's geringste Detail, eben so, wie die Mittel, durch die er zu wirken hatte, kannte und deshalb nicht gern über die gewöhnliche Regel hinausging; Sneydenau dagegen war allerdings begeisterter Anhänger des in Preußen erwachten Geistes, aber auch deutscher Patriot mit glühenderen Hoffnungen und Wünschen; in seinen Plänen umfassend und großartig, weshalb er dem stets kühl sein wollenden York als Phantast erschien. Zum großen Glück diente der Oberfeldherr als vortrefflicher Vermittler; er konnte den ganzen Werth eines Corps-Führers, wie York mit seiner unendlich praktischen Brauchbarkeit, ermessen, war aber jedoch nicht unfähig, zu begreifen, daß die außerordentlichen Umstände auch außerordentliche Mittel bedurften. Wenn also York nicht selten über die seinen Soldaten zugemutheten Anstrengungen, denn sich selbst brachte er nicht in Anschlag, murrte, so hatte Blücher doch Humor genug, darüber hinwegzugehen, und pflegte denn wohl zu sagen: „Der Schwerenöthter, der York, ist schwer in's Feuer zu kriegen, ist er aber einmal drin, so ist keiner in der Welt besser, als er.“ Niemand that es dem alten Jsegrim, wie ihn wohl seine Untergebenen nannten, unter solchen Umständen an Kaltblütigkeit und Ausdauer gleich. Man muß gestehen, durch eine sehr kluge Wahl oder einen äußerst glücklichen Zufall waren diese drei Männer zu gemeinsamem Wirken in einer der größten Aufgaben jener merkwürdigen Zeit zu ein und derselben Bestimmung verbunden.

York löste seine Aufgabe zur Bewunderung aller wackeren Soldaten; das Gefecht von Wartenburg am 3ten Oktober war trotz der geringeren Ausdehnung eines der glänzendsten in dem schlahtenreichen Kriege; denn ein weit überlegener Feind (General Bertrand befehligte etwa 23 bis 26,000 Mann) war durch das weit schwächere York'sche Corps allein aus einer durch Natur und Kunst äußerst festen Stellung herausgetrieben. 11 Geschütze, 70 Munitionswagen, 1000 Gefangene waren die Trophäen des Tages.

Napoleon zog nun seine Truppen bei Leipzig zusammen, doch seine Herrschaft in Deutschland war gebrochen; denn einer leichten Kriegsschaar unter dem kühnen Czernitschew gelang es ohne Mühe, durch die Einnahme von Rassel der jämmerlichen Regierung des Königs Hieronymus ein Ende zu machen, und andererseits dachte der mächtigste Rheinbundsfürst, welcher bisher mit der bereitwilligsten Zuorkommenheit des Eroberers Wünschen entgegengekommen war, der König von Baiern, ganz ernstlich auf eine Ausöhnung mit den Verbündeten.

Man hatte seit dem Frieden von Basel als einen stillschweigend anerkannten Grundsatz angesehen, daß Preußen im Norden, Oestreich im Süden Deutschlands das Präcipat ausübe, deshalb blieb die Rolle, gegen Baiern zu verfahren, dem Wiener Hofe überlassen. Der König hatte die Rücken seines im russischen Feldzuge gelichteten Heeres wieder ausgefüllt, und nachdem ihm dies gelungen, sich durch einen offenen Brief an den Kaiser Napoleon von der französischen Sache losgesagt. Unverzüglich begannen die Unterhandlungen, und am 8ten October ward der Vertrag von Ried abgeschlossen, in welchem der bairische Unterhändler, Graf Brede, äußerst günstige Bedingungen für seinen Herrn erzielte. Der König von Baiern, welcher in kurzer Frist dasselbe Schicksal haben mußte, wie bald darauf der König von Sachsen, errang die Gewährleistung ganz Europas für das durch Willkürigkeit gegen den Gewalt herrscher zusammengebrachte Gebiet. Baiern entsagte dem Rheinbunde, der kurz darauf von selbst zusammenfallen sollte, trat dem Bündnisse gegen Frankreich bei, versprach 36,000 Mann in's Feld zu stellen und erhielt dagegen die Gewähr des freien und friedlichen Genusses, so wie der vollen Souveränität und Zusage voller Entschädigung für die an Oestreich wieder zurückzugebenden Provinzen.

Alles dies wurde dem eifrigsten Förderer der Napoleonischen Herrschaft ohne Weiteres zugethanen. Man darf sich über den Rieder Vertrag gar nicht wundern, wenn man das Interesse Oestreichs bei den damaligen Bewegungen in Deutschland scharf in's Auge faßt. Es kam dem Kaiser Franz Alles darauf an, da er seit dem Jahre 1806 seinen gesetzlichen Einflüssen auf Deutschland entsagt hatte, so viel als möglich von der ehemaligen Stellung wiederzugewinnen. Zu diesem Zwecke mußte vor Allem ein Gegengewicht wider Preußen gewonnen und diesem der Einfluß entzogen werden. Ein gewaltsamer Sturz der Rheinbundfürsten hätte ihre selbstständige Existenz vernichtet und zur Ausföhrung von Einheitsideen, wie sie bei vielen preussischen Staatsmännern sich geltend gemacht hatten, unter preussischem Protektorat geführt; daher blieb der einzige Weg, um nicht Alles zu verlieren, mit Zuvorkommenheit die Souveränität solcher Fürsten anzuerkennen; um unter diesem Scheine die ehemalige Herrschaft ferner ausüben zu können. Durch solche Gründe wurde Oestreich in jenen Tagen geleitet; vielleicht hoffte es, in Betreff des Rheinbundes der Erbe Napoleon's zu werden, und Preußen, so wie der Kaiser Alexander waren viel zu eifrig mit der Hauptaufgabe, der Bekämpfung des Usurpators, beschäftigt, um Oestreich scharf gegenüberzutreten zu können.

Alles bereitete sich nämlich zu einem Hauptschlage vor; von Süden drang die große Armee, von Osten und Norden die schlesische und Nordarmee gegen Leipzig heran, denn auch der Kronprinz konnte nun nicht mehr umhin, am 4ten und 5ten bei Rosslau und Alten den Waffengeföhrten über die Elbe zu folgen; am 7ten October vereinigte sich ein großer Theil der letzteren mit der

Nordarmee, die Oberfeldherrn selbst sah, sich an denselben Tage in Rückzug.

In der Nordarmee herrschte großer Zwispalt. Welcher Artzucht die deutschen Generale gegen den Kronprinzen von Schweden erfüllte, haben wir schon oben gesehen. Vor Allem galt Bülow als ein Unzufriedener, er verschwieg seine Klagen nicht, daß der Kronprinz durch Furchtsamkeit und selbstsüchtige Politik der allgemeinen Sache schade. Auch der König hatte von ihm solche Klagen vernommen. Der Oberfeldherr seinerseits beschwerte sich über offenbaren Ungehorsam seines Corps-Führers und drohte, wenn er nicht Genugthuung erhalten würde, mit seinen Schweden abzugehen. Der gänzliche Bruch wurde durch Vermittelung des Königs auf eine geschickte und ehrenvolle Weise verhütet. „Der Kronprinz von Schweden, schrieb er an Bülow, hat so sehr er Ihrer Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren läßt, sich darüber beklagt, daß Sie, mit seinem Commando unzufrieden, den Anordnungen desselben nicht willige Folge leisten, welche er nach den Verhältnissen, in denen Sie zu ihm stehen, zu erwarten berechtigt sei. Da höhere politische Rücksichten des Königs von Rußland Majestät, so wie den Prinzen Regenten von England, bewegen haben, dem Prinzen den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee zu übertragen, so werden Sie selbst einsehen, daß ihm der Gehorsam ohne den größten Nachtheil nicht verweigert werden darf. Ich vertraue daher zu Ihrem Patriotismus und auf Ihren Eifer für mich und die Sache des Vaterlandes, daß Sie dem Prinzen hierin keinen Anlaß zu Beschwerden geben, in Ihren Aeußerungen über ihn und sein Benehmen vorsichtig sein und die so nothwendige Harmonie zu erhalten streben werden.“

Der milde Ton, mit welchem der edle Monarch seinen treuen und thätigsten Diener zur Geduld um seines und der allgemeinen Sache willen ermahnte im Tone eines Freundes hat, als in dem des Herrschers aufforderte, verfehlte seinen Eindruck nicht, und das Verhältniß gestaltete sich lieblich.

Es war hohe Zeit, daß Einigkeit zurückkehrte, denn Napoleon sann auf einen für das Nord-, wie das schlesische Heer verderblichen Stoß. Ney rückte gegen die Elbe vor, Tauenzien ging über dieselbe zurück und glaubte Berlin schützen zu müssen. Napoleon verfolgte jedoch seinen Plan nicht, denn die Nachricht von dem Abfalle der Baiern und dem Heranrücken des Hauptheers zwang ihn in seine Stellung zurück. Jetzt schien der Kronprinz von Schweden endlich zum Kampfe entschlossen, obschon er der Meinung Bülow's, Sackenau's, Bülow's und York's nicht beistimmen wollte, daß die Nord- und schlesische Armee schon zum Kampfe gegen Napoleon herreichten, ohne das Hauptheer erwarten zu dürfen; auch war seine Stellung am 18ten October, als der Kampf in der Umgegend Leipzigs begann, vom Schlachtfelde mehrere Meilen entfernt. Begegend drangen Bülow und der Lord Stewart darauf, er solle in Eilmärschen vorgehen und seine Streitkräfte auf der rechten Flank Bülow's nur zeigen, um so eine moralische Mitwirkung zu leisten; im

Grund aber Vorwand war, daß er noch nicht bestimmt wisse, ob die französischen Heereshaufen, welche sich bei Wittenberg und Dessau gezeigt hätten, schließlich nach Leipzig zurückgegangen wären.

Am 18ten Oktober war auf beiden Seiten bei Hebertwolkwitz und Möckern mit ungeheurer Anstrengung gekämpft worden. Das Gefecht von Möckern kann als ein neuer Triumph für die preussischen Truppen gelten. Mehrere Stunden hindurch wollte es trotz der furchtbaren Anstrengungen nicht gelingen, den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben. Vergebens rückte eine Brigade nach der anderen vor, es konnten nur augenblickliche Vorteile errungen werden, immer wurde das schon gewonnene Terrain von dem Feinde wieder genommen; oft kehrte kaum die Hälfte der Angreifer von dem blutigen Versuch unverrichteter Sache zurück. Schon hatte sich York selbst, beim die Ausführung der blutigen Arbeit übertragen war, an die Spitze seiner Cavallerie gestellt, um einen letzten, verzweifelten Versuch zu machen, die furchtlos kämpfenden Gegner auseinanderzureißen, da kommt ihm vom linken Flügel die Botschaft des Sieges. Diese freudige Nachricht stählt auch die Kraft seiner ermüdeten Streiter, ein neuer, letzter, allgemeiner Angriff wird gemacht, und: „Glor! Sieg!“ ertönt es in Möckern.

Dieser Tag war einer der glorreichsten für die preussischen Waffen, denn es war allein von York's Corps ausgefochten, da Langewitz nur einer kleinen Abtheilung des Keyser'schen Corps entgegengestanden hatte und durch Besorgniß vor dem, was er von links her erwartete, zurückgehalten worden war; die Corps von Sacken und St. Priest waren gar nicht zum Schlagen gekommen. Das York'sche Corps hatte allein die Last des Kampfes getragen. Das Massschall Marmont'sche Corps, etwas über 20,000 Mann stark, an Zahl dem York'schen gleich, hatte mit 84 Geschützen in einem äußerst günstigen Terrain gestanden und mit der größten Tapferkeit gekämpft.

Der Tag endete damit, daß mehr als 6000 Tote und Verwundete des feindlichen Heeres das Schlachtfeld bedeckten; 2000 Mann Gefangene, ein Adler, zwei Fahnen, 53 Kanonen nebst vielen Munitionswagen des Triumphes der Preußen bekundeten. Centrum und linker Flügel des Feindes waren in völliger Auflösung gewesen; nur an diesen Punkten konnten sich die Verbündeten eines unschönen Sieges rühmen.

Auch von Süden her war hartnäckig gekämpft und viel Blut vergossen worden; eine große Zahl von Preußen gefallen. Schlimmer noch stand es mit den östlichen Truppen. Ihnen gegenüber schrieb sich Napoleon den Sieg zu und ließ in Leipzig, so wie ringsum in allen Defensen, die noch von seinen Truppen angefüllt waren, die Glocken zum Jubeln des Sieges läuten. Der General Meerfeld war in seine Gefangenschaft gerathen.

Wohl theuer genug hatten auch die Preußen bei Möckern den Sieg erkauft; denn als am folgenden Tage das York'sche Corps aufmarschirte, um dem von Sacken'schem abgebläst zu werden, standen von 20,828 Mann nur noch

13,150 in den stark gelichteten Reihen. Ruhmreich hatten sich von Neuem die Landwehren erwiesen, aber freilich diesen Ruhm mit ungeheurem Verluste an Blut errungen, da von 13,300, die im August d. J. in Dienst bei dieser Heeresabtheilung getreten waren, nur noch 2000 Mann kampffähig unter den Waffen standen, ein hinlängliches Zeugniß, mit welcher Aufopferung sie an die Befreiung ihres Vaterlandes von dem stolzen Feinde ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten.

Am 17ten wurde der Kampf nur an einzelnen Stellen fortgesetzt, zum Theil fanden Unterhandlungen statt, welche Napoleon namentlich durch den gefangenen General Meerfeld anknüpfen ließ. An diesem Tage rückte auch der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheere heran, jetzt, wie es schien, zum Schlagen entschlossen; doch machte er zur Bedingung, daß Blücher ihm 30,000 Mann abgeben sollte, was auch wirklich geschah, indem er das Langeron'sche Corps ihm überließ und nur Dork und Sacken mit 25,000 Mann bei sich behielt, aber, um ihrer Verwendung wegen sicher zu sein, in Person bei ihnen zu bleiben sich entschloß. Bei dieser Gelegenheit ging es etwas laut zu, da der Kronprinz noch immer viele Bedenken hatte, und außerdem er nicht deutsch, Blücher nicht französisch verstand. Es läßt sich denken, daß hierbei der General Bülow ganz auf Blücher's Seite, das heißt, für das Schlagen war. Endlich einigte man sich, daß die Nordarmee gegen Laucha hin das französische Heer am 18ten Oktober angreifen sollte. Es geschah, aber erst um 11 Uhr langten die Truppen an dem Orte ihrer Bestimmung an, während von allen Seiten schon der Donner des Geschüzes ertönte. In dem Kampfe selbst zeigte sich der Kronprinz von Schweden seinem militärischen Rufe gemäß und, wie es wenigstens äußerlich schien, im besten Einverständniß mit Bülow.

Die lebhafteste Theilnahme dieser Massen, so wie die des polnischen Heeres unter Dornissen, welcher ebenfalls jetzt herangekommen war, gab den Verbündeten ein entschiedenes Uebergewicht an Streitkräften. Dennoch aber war der Kampf lang und heftig. Selbst als noch im Laufe des Vormittags zwei württembergische Reiterregimenter unter dem General von Kormann, nebst anderen verbündeten Truppen, um zwei Uhr sämmtliche Sachsen mit 38 Kanonen die französischen Reihen verlassen hatten, letztere sogar unverzüglich gegen den Feind des gemeinsamen Vaterlandes geführt zu werden verlangten, ja ihre Kanonen zuerst in seine Reihen schmettern ließen, war der Widerstand noch verzweifelt und der Erfolg unentschieden; an den meisten Stellen hielten die Franzosen Stand, bei Lindenau wiesen sie die Oestreicher blutig zurück; nur Blücher mit dem Langeron'schen Corps nahm das Dorf Schönfeld und drückte den Marschall Marmont auf Leipzig zurück.

Auf dem Schlachtfelde selbst war der Sieg noch nicht zu erkennen. Allein schon hatte man östreichische Truppenabtheilungen über Lindenau, Dork nach Merseburg auf die Rückzugslinie Napoleon's gesendet. Dies gab



die Entscheidung; der bisherige Weltgebieter sah die Unmöglichkeit, dem Geschick zu trotzen. Schon am Abend des 18ten Oktobers war der Befehl zum Rückzug gegeben. Am 19ten blieb nur noch die Vollenbung des Sieges durch die Stürmung Leipzigs übrig. Alle vier Heere drangen von Süden, Osten und Norden gegen die Stadt. Furchtbar wurde noch an den Thoren gekämpft. Die Schießlöcher, welche die Franzosen in die Mauern gebrochen hatten, wurden von beiden Theilen benutzt, die Schützen mit dem Bajonet niedergestochen, die durchragenden Flintenläufe mit den Kolben zerschlagen. Selbst die Parlementsäre, welche mit weißen Tüchern erschienen, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln, hatten keinen anderen Zweck, als nur Zeit zu gewinnen; Schweres Geschütz mußte aufgepflanzt werden, um sich einen freien Weg zu bahnen.

Auch in diesem letzten, heißen Kampfe trat wiederum die Landwehr auf das Glänzendste hervor. Als eine Kugel in das Königberger Bataillon einschlug und mehreren Landwehrmännern den Kopf wegriß, daß Hirn und Blut selbst den kommandirenden General Bülow bespritzten, und dieser dem Bataillon sagen ließ, sich so lange niederzulegen, bis es Zeit sein würde, vorzurücken, riefen einige mit Unwillen: „Wir bücken uns nicht,“ und alle standen ausgerichtet und trotzten dem furchtbaren Feuer. Da befahl der Felbherr unverzüglich den Sturm. Thaten, wie die des Horatius Cocles und Coriolan fanden in diesem wilden Handgemenge statt. Ein Feldwebel, zwei Unteroffiziere und vier Musketiere vom pommerischen Infanterie-Regiment drangen mitten unter die Feinde am Grimmaischen Thore, stießen Alles nieder und hielten sich, bis die Ihrigen in hinreichender Masse nachbringen konnten. 5 Generale, 100 Offiziere und 2 bis 3000 Gemeine wurden durch diesen glänzenden Akt hingebender Tapferkeit zu Gefangenen gemacht.

Die Erstürmung Leipzigs war der letzte Akt dieses blutigen Trauerspiels, in welchem von beiden Seiten das edelste Blut vergossen wurde; denn, wie wohl uns vor Allem das Herz drängt, die Heldenthaten unserer preussischen und deutschen Brüder zu pfeisen, so würde es doch unehrenhaft sein, die unübertreffliche Zucht und Beharrlichkeit der feindlichen Krieger, die SelbstergröÙe des Führers verdecken zu wollen; und wenn auch Napoleon's verdammenswerthe Herrschsucht unsere moralische Mißbilligung verdient, so kämpften doch die französischen Krieger für den Ruhm ihres Volkes und die Ehre ihrer Waffen; sie rief die Pflicht, und sie adelt jede muthige Anstrengung. Auch ist der Ruhm für das verbündete Heer, über solchen Feind gesiegt zu haben, desto größer.

Die Angaben über die Massen, welche sich in dieser Riesenschlacht bekämpften, sind verschieden; angeblich zählten die Verbündeten am dritten Tage 300,000 Mann, die Gegner ein Drittel weniger. Der Verlust auf beiden Seiten war ungeheuer. Er betrug für die ersteren 42,000 Mann an Todten und Verwundeten, für Napoleon mit den Gefangenen das Doppelte; ein Drittel seines Heeres ging verloren, zwei Drittel, ehe er den Rhein überschritt. Nicht

Der geringste Verlust für ihn war der Tod des Fürsten Romatowski, der die  
reus der polnischen Schaar, der in dem Munde mit dem Weltbedrückten im  
Besitzer seines Vaterlandes zu sehen meinte.

Wenn schon ein so ungeheurer Verlust ein schmetternder Schlag für den  
Krieger war, der hier zum ersten Male den Waffen der Gegner unterlag, so  
war die moralische Einwirkung noch bei Weitem vernichtender. Ganz Deutsch-  
land war verloren, ja mehr, der Glaube an seine unbefiegbare Macht, und  
Jedem wurde klar, daß nur der gespannteste Druck der Gewalt die Wille  
unter seinem Scepter hielt.

Ein nicht unwichtiges Ergebnis der großen Schlacht war die Befreiung  
nahme des Königs von Sachsen in Leipzig. Kaiser Franz wollte, daß er nach  
Frankreich abgeführt würde; doch hierin willigte, und zwar aus den wichtigsten  
Gründen, Alexander nicht, da man durch den Nieder Vertrag hinlänglich  
gesehen hatte, wie wenig das Wiener Cabinet seine Interessen dem gemein-  
samen Vortheile zu opfern geneigt war. Man brachte ihn nach Berlin. Sachsen  
wurde zunächst als ein sächsisches Land angesehen und, wie die übrigen, als  
Centralverwaltung, an deren Spitze Stein stand, unterworfen. Die Vollmacht  
für ihn wurde am 21sten October in einer Conferenz, an welcher, außer  
Stein, die Minister Hardenberg, Metternich und Mettelrode Theil nahmen,  
festgesetzt.

Stein und ähnlich denkende Vaterlandsfreunde glaubten nun an eine  
glückliche Neugestaltung Deutschlands. „Deutschland, sagt er in einer Auf-  
schrift an Alexander, wird in wenigen Tagen befreit und das Gebirge des  
Rheinbundes zertrümmert sein; die Frage entsteht, was ist mit dessen Wäfs-  
bern, die ihn noch nicht verlassen haben, zu beginnen?“

„Sie werden sich vor den siegenden Verbündeten beugen und sich zu  
Kruppenstellungen verbindlich machen, in geringer, entbehlicher Zahl; aber um  
möglichst die Benutzung der Kräfte ihres Landes erschweren, unsere Maßregeln  
lähmen und uns im Unglück verlassen und verrathen.“

„Um den Plan der Entwicklung und Benutzung der Kräfte Deutschlands  
in seinem vollen Umfange auszuführen, ist es nöthig, die Verwaltung der  
Länder durch Gouverneurs leiten zu lassen, die Gewalt der Fürsten vermischt  
des den Verbündeten zustehenden Eroberungsrechtes bis zu dem Frieden zu  
suspendiren, sie selbst aber aus dem Lande bis dahin zu entfernen.“

Zu den ihm bezeichneten Ländern gehörte Württemberg, das Großherzog-  
thum Baden, Berg, Nassau und die übrigen kleinen Fürsten, dem Ganzen  
nach 1422 Quadratmeilen mit 4,425,000 Menschen. Nach dieser Bevölkerung  
wurde ein Heer von 89,000 Mann und ein öffentliches Einkommen von 15  
Millionen Gulden berechnet.

Die Wäfs-bergs, verpflichten sich nicht, auch hatte man die Befreiung  
des geschnittenen Landes nicht nach seinem Sinne betreiben, sagt nicht

des Napoleon wohl nicht gelungen sein, am 17ten October bei Bayona durch das Heer der Baiern und Oestreicher unter Brede zu brechen.

Stein und seine Freunde hatten auch die Absetzung Napoleons als einzig Wünschenswerthe Grundbedingung für den künftigen europäischen Frieden angesehen; auch Alexander und Friedrich Wilhelm III. waren der Ansicht, so lange Stein auf sie einwirkte, allein sobald er sich der Centralverwaltung wegen von ihnen entfernt hatte, machten sich andere Ansichten im Hauptquartier geltend. Fürst Metternich stand in Unterhandlung mit dem gefangenen französischen Gesandten Ludwig St. Aignan und befürwortete die Integrität Frankreichs in seine natürlichen Grenzen, nämlich Alpen, Rhein und Pyrenäen. Der Kaiser handelte sich darum, daß Oestreich eine genügende Grenze in Italien behalte, wobei man auf Piemont bedachte — kurz, von Deutschlands Vortheilen war hier nicht die Rede, da hier nur die Frage war, wie Oestreichs Nachstellung zum Kaiser gefördert werden könnte. Zu solchen Erbietungen war man bereit, als Wellington in Südfrankreich, die Oestreicher in Italien eindrangten. Vielleicht wäre es auf solche Grundlagen zu einem Frieden gekommen, von dem nur Oestreich allein einen wesentlichen Vortheil gezogen, ein Schutz für den Reichthum Europas jedoch nie zu erwarten stand, wenn nicht gegen die Mitte Novembers Stein in Frankfurt am Main wieder zum Kaiser Alexander gelangt wäre und diesen zur Fortsetzung des Krieges als des einzigen Mittels, um Europa einen dauernden Frieden zu geben, bestimmt hätte.

Oestreich dagegen fuhr in seinen Sonderbestrebungen fort. Wenn schon der Vertrag mit Baiern ein willkürliches Abweichen von den gemeinsam gefaßten Grundsätzen war, so mußte der Vertrag von Fulda vom 8ten November als Bruch aller bisherigen Verabredungen angesehen werden, da er dem König von Württemberg alle die Vortheile, welche er durch sein Verhalten erwirkt hatte, nach der Leipziger Schlacht bewilligte. Für 12,000 Mann, die er für das östreichische Heer versprach, sicherte ihm Oestreich den Genuß seiner ganzen Oberherrlichkeit unter Bürgschaft der politischen Beziehungen, welche beim künftigen Friedensschlusse für Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands getroffen werden würden. Alles, was Stein durchsetzen konnte, war, daß am 15ten November für die Abchlüsse mit den übrigen Rheinbundfürsten eine gemeinsame Form angenommen wurde, wonach derselben auf das Versprechen, den Rheinbund aufzugeben und alle Kräfte für die Befreiung Deutschlands aufzubieten, von den drei verbündeten Mächten ihre Unabhängigkeit gewährt und dagegen in unbestimmten Ausdrücken verpflichtet wurden, sich den allgemeinen Einrichtungen, welche zur Erhaltung der Selbstständigkeit Deutschlands ausgeführt werden sollten, zu fügen.

In dieser Weise wurden mit Baden und Hessen-Darmstadt Nebenabkünfte geschlossen, welche später auf alle mit geringen Ausnahmen angewendet wurden. Wünschlich war es, daß in Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Bremen die alten Regierungen wieder in ihre Rechte traten, da sie durch die Intervention

Napoleon's ihre Griftenz eingebüßt hatten. Zu der Kategorie dieser Fürsten gehörte auch der Kurfürst von Hessen, welcher durch einen Vertrag vom 2ten Dezember den Besiß seiner Staaten und die Oberherrlichkeit unter ähnlichen Bedingungen, wie die Rheinbundfürsten erhielt und sich verpflichtete, 12,000 Mann Linientruppen, eben so viel Landwehr zu stellen, einen Landsturm einzurichten und gewisse Verpflichtungen von Ständen gegenüber einzugehen. Dagegen wurden die in Westphalen liegenden preußischen Besizungen für Rechnung der verbündeten Fürsten verwaltet.

Wenigstens sorgte man für die allgemeine Bewaffung Deutschlands, indem überall nach Preußens Beispiele, außer den Freiwilligen, Schaa ren von Linientruppen und Landwehr errichtet wurden, auch Landsturm, wo er erforderlich war. Die Verpflichtungen lauteten auf die doppelte Zahl der Rheinbunds-Contingente. Eine eigene Commission erhielt den Auftrag zur Ausführung dieser Anordnungen; ein sehr einsichtsvolles und thätiges Mitglied derselben war der preußische Oberstleutenant Kühle von Lilienstern. Doch nicht überall gelang die Ausführung in gleichem Maße, weil verschiedene der Rheinbundfürsten ihrer eigenen Sicherheit wegen die freiwilligen Regungen ihrer Untthanen zum Kampfe für das allgemeine Vaterland eher hindern, als fördern zu müssen glaubten; man muß gestehen, in ganz verständiger Anschauung, weil bei der Erhebung gegen Napoleon in den Völkern die mehr oder minder deutlich gefühlte Ueberzeugung hervortrat, daß nur durch einen innigen Zusammenschluß der deutschen Elemente für die Zukunft ein ähnliches Unheil vermieden werden könnte. Welche Rolle mußte aber dann die so sehrjüchtig gewünschte Souveränität spielen?

Deshalb ist wohl nicht zu bewundern, daß der König von Würtemberg den Oberstleutenant Kühle von Lilienstern geradezu verhaften lassen wollte, als er seiner Pflicht in seinem Lande nachzukommen begann, weil seine Truppen nicht für das Vaterland oder sonst irgend eine Idee, sondern auf seinen Befehl mit blindem Gehorsam fechten sollten.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse wurden in wenigen Wochen 160,000 Mann zum Kampfe für die gemeinsame Sache in's Feld gestellt. Diese Massen waren um so willkommener, da im Laufe des Novembers die Kriegsunternehmungen, weil glücklicher Weise für die Befreiung der Völker Napoleon bei den Friedensanträgen mit seiner Zustimmung geizögert hatte, wieder mit neuer Kraft aufgenommen worden waren.

Wellington hatte, wie schon oben erwähnt, im südlichen Frankreich seinen Fuß gefaßt, das östreichische Südheer Norditalien durchzogen und Dalmatien erobert. Dresden mit einer starken Besatzung und die Festungen Stettin, Josephstadt und Roblin ergaben sich. Das Nordheer, wenigstens zum großen Theil, hatte sich durch das Hannöversche gegen die immer noch mit den Franzosen verbundenen Dänen gewendet, denn hier winkte dem Kronprinzen, den Verträgen gemäß, Norwegen entgegen. Von ihm jedoch hatte sich General von Bülow

getrennt, um nicht zum großen Theile fremden Interessen deutsche Kräfte zu weihen. Er hatte den Plan zur Eroberung Hollands entworfen.

Am 15ten November war in Amsterdam ein Aufstand ausgebrochen, indem die Oranische Partei den Prinzen von Oranien zum Fürsten ausrief. Schon am 24sten d. M. erschienen die leichten Bülow'schen Truppen vor Amsterdam und reizten dadurch die Gewalt des Aufstandes zu desto wilderer Bewegung. Am 2ten Dezember zog der Prinz von Oranien in die aufgeregte Stadt ein, jetzt als Fürst der vereinigten Niederlande.

Das französische, sogenannte große Heer war in einem bedauernswürdigen Zustande über den Rhein zurückgegangen, es soll sich nicht höher, als auf 40,000 Mann belaufen haben. Frankreich selbst stand jetzt den Angreifern offen; die Gelegenheit zur Vergeltung so vieler schwerer Gewaltthaten war endlich gekommen.

Im Hauptquartiere jedoch war man noch immer über die Art der Fortsetzung des Krieges ungeschlüssig, denn Oestreich hielt an den durch St. Aignon begonnenen Unterhandlungen fest, während Stein und die ihm befreundeten Patrioten nur in der Entfernung Napoleon's und seiner Familie von den europäischen Thronen Europas Ruhe sahen. Da Alexander ganz von Stein für diese Idee gewonnen war, so fügte sich endlich der Kaiser von Oestreich, obschon von Seiten seiner Staatsmänner manche Bedenklichkeiten gegen einen Krieg in Frankreich erhoben wurden. Es fragte sich jetzt nur, wie man am besten zum Ziele gelangte. Blücher und Sneyenau waren der Meinung, die natürlichste Richtung einzuschlagen, d. h. vom Mittel- und Niederrheine aus wo sich die Heere befanden, durch Lothringen und die Niederlande sogleich auf Paris loszugehen, keine Zeit durch Seitenbewegungen zu verlieren, sondern durch schnelles Nachrücken Napoleon vom Sammeln neuer Kräfte abzuhalten und so schon im Dezember Paris zu erreichen. Es litt keinen Zweifel, daß man bei der großen Uebermacht an Truppen diesen Plan hätte ausführen können, sobald mit der nöthigen Kraft und Schnelligkeit verfahren wurde. Allein es hatte sich bei den Staatsmännern seit den ersten Revolutionsjahren als Grundsatz der Gedanke festgestellt, daß ein Einfall in Frankreich ein verderbliches Ergebnis nach sich ziehen müsse. Es ging hier, wie so häufig in der Politik, daß ohne Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse gewisse Maximen festgehalten und dadurch die richtigen Wege verfehlt werden. Napoleon's Heer war für den Augenblick vernichtet, eine Volkserhebung keinesweges in Aussicht für eine Herrschaft, wie die des Kaisers in den letzten Jahren, wo man unerhörte Opfer hatte bringen müssen; daher wurde der Plan des Fürsten Schwarzenberg, oder vielmehr seines General-Quartiermeisters, General Sacken, angenommen. Das Hauptheer sollte eine große südliche Seitenbewegung machen, um eines Theiles die französischen Festungen zu umgehen, und dann auch wohl dem italienischen Heere näher zu kommen. Ein Plan der Art sah fast so aus, als wolle man absichtlich den Krieg hinzuziehen und

solchen Frieden in der oben erwähnten Weise für Napoleon erreichen. Von östreichischen Standpunkte aus war eine solche Lösung der Sache, namentlich bei den bestehenden Familienverhältnissen, begreiflich, daß aber für Deutschland niemals auf diesem Wege ein befriedigender Zustand gewonnen werden konnte, das muß wohl Jedem einleuchten. Auch Preußen durfte bei einem solchen Frieden auf keine sichere Zukunft rechnen.

Während so mit großen Mitteln das möglichst Beste erzielt wurde, entwickelte Napoleon eine bewundernswürdige Thätigkeit, und seine Schritte waren so sicher und fest, daß die Nation trotz ihrer Todesermattung dennoch willig seinem Rufe folgte und ihre letzten Kräfte, wenn auch nicht freudig, doch mit Bewunderung und Hingebung darbrachte. Am 15ten November, etwa zu derselben Zeit, wo Stein und der Kaiser Alexander den Untergang des Reiches beschlossen, rief er durch ein Dekret des stets fügsamen Senats von Romm 300,000 Mann unter die Waffen, um die jetzt bedrohte Unabhängigkeit des Landes zu retten; denn auf diese Weise stellte er den Zug der Verbündeten dar. Dagegen erließen letztere eine Erklärung, in welcher sie sich zum Stimmn der seit so vielen Jahren despotisch behandelten Völker gleichsam vor Europa wegen des gegenwärtigen Krieges entschuldigten, ja ihren Wunsch ausprägten, Frankreich groß, mächtig und glücklich zu sehen, weil ein großes Volk nur unter Befriedigung seiner Rationalehre eine Gewährleistung für sein ruhiges Verhalten gegen die Nachbarn geben könne. Man versicherte ausdrücklich, daß Frankreich eine Ausdehnung, welche es unter der Herrschaft seiner Könige nie gehabt hätte, erhalten sollte. Sie sprachen jedoch den festen Entschluß aus, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis der Zustand Europas auf unveränderliche Grundsäulen gestellt sei, und feste Verträge einen wahren Frieden gestiftet haben würden.

Alle Welt erkannte damals an, wie Wilhelm von Humboldt be richtigte, daß man Preußen zwei Drittel der Erfolge verbannte; es blieb auch jetzt bei allen kühneren Unternehmungen an der Spitze.

In der Nacht zum 1sten Januar 1814 ging das bayerische Heer bei Mannheim, Rast und Röhling über den Rhein, ließ vor Mainz ein Divisions Corps zurück und zog, ohne sich durch die so gefürchtete Festungsreihe aufhalten zu lassen, auf dem Wege nach Paris weiter. Fast zu gleicher Zeit hatte das sächsische Corps nach Pollands Befreiung die Maas überschritten, Belgien durchzogen und drang gegen Saon vor, während Blücher, jetzt Feldmarschall über Nancy nach Brienne vorrückte.

Frankreichs Verbündeten, dem König von Dänemark, ging es nicht besser. Von dem Kronprinzen von Schweden gedrängt, schloß er am 14ten Januar den Frieden von Kiel ab, durch welchen es in die Abtretung von Norwegen gegen schwedisch Pommern willigte. Um diese Zeit fielen auch die weissen, von den Franzosen im Rücken der Verbündeten besetzten Festungen, namentlich Torgau, Danzig, Wittenberg; auch Hamburg wurde eingeschlossen

und die Schweiz besetzt; ein Allianz-Vertrag mit Rußland riß Neapel von Frankreich los, und wenn auch das englische Heer unter Wellington unwirksam in seinen Winterquartieren lag, so gewannen doch die übrigen Heere auf Frankreichs Grund und Boden von Tage zu Tage mehr Raum, denn die Truppen, welche ihnen gegenüber standen, waren gering an Zahl und schlecht bewaffnet; von einer Volkserhebung zeigte sich keine Spur. Napoleon mußte ein Mittel suchen, welches seinem eigenwilligen Despotismus, selbst im günstigsten Waffenerfolge, für immer ein Ende gemacht hätte. An vielen Orten forderte man schon die Bourbons zurück.

Noch einmal fand sich die ganze diplomatische Welt, ein Theil der Feldherren, so wie die Souveräne von Rußland und Preußen, beisammen. Von Seiten Oestreichs wünschte man begreiflicher Weise die Absetzung Napoleons nicht, sondern Frieden, und da man durch den Oberfeldherrn, den Fürsten Schwarzenberg, das Mittel in Händen hielt, ihm Zeit zu vergleichenden Schritten zu gönnen, so läßt sich denken, daß die militärischen Maßregeln der Verbündeten eben keinen schnellen Fortgang nehmen konnten. Der Kern der Kriegspartei scharte sich um Alexander, oder vielmehr um Stein, der unablässig auf den Sturz Napoleons hindrängte.

Wunder entchieden war Friedrich Wilhelm III. Seinem ruhigen und gemäßigten Sinne widersprecbten extreme Maßregeln, und dennoch konnte er sich nicht verhehlen, daß, so lange Napoleon an der Spitze einer bedeutenden Kriegsmacht, wie Frankreich stand, für Europa keine dauernde Ruhe zu hoffen wäre. Sogar gelehrte Militärs waren gegen allzuweites Vordringen in Frankreich, nannten das Höhenland von Langres den Rubicon dieses Vernichtungskrieges und warnten vor dem Ueberschreiten desselben, indem sie diesen Punkt mit Smolensk verglichen. Der Kaiser von Rußland dagegen ließ sich von diesen Gründen nicht befangen, sondern erklärte, und dies konnte natürlich seine Wirkung nicht verfehlen, da nicht sowohl die Gefahr, sondern bei Oestreich wenigstens der Eigennuß den Friedensideen Eingang zu verschaffen suchte, daß er, im Falle die übrigen abließen, auch allein den Krieg gegen Napoleon fortführen würde; und Friedrich Wilhelm, trotz aller Bedenlichkeiten, war ein viel zu ehrlicher Bundesgenosse, um gegen das mehrfach gegebene Wort den Freund allein der Gefahr bloßzustellen. Dies gab den Ausschlag, und der Krieg wurde fortgesetzt; jedoch gab Kaiser Alexander nach, daß die Unterhandlungen in Chatillon an der Seine wieder aufgenommen werden sollten.

Nur ungern hatte Alexander seine Zustimmung zu diesem neuen Aufschube des großen Werkes gegeben, auch seinem Gesandten auf dem Congresse die Weisung zugesellt, daß er nicht ohne seinen ausdrücklichen Befehl den Frieden abschließen sollte. Als Grundzüge desselben stellte man fest: Frankreich beschränkt sich auf die Grenzen von 1792; in Betreff der Seerechte wird jede Besprechung vermieden; die großen europäischen Mächte ordnen untereinander in voller Unabhängigkeit ihre Grenzen; Deutschland besteht aus unabhängigen

Fürsten, durch einen Bund, der Deutschlands Unabhängigkeit verbürgt, zusammengehalten; die Schweiz in ihren alten Grenzen wird von sämmtlichen Mächten, Frankreich eingeschlossen, verbürgt, Italien in unabhängige Staaten vertheilt, um Frankreich von den österreichischen Besitzungen zu trennen; Spanien kehrt unter dem Scepter Ferdinand VII. in die Herrschaft der Bourbonen zurück; Holland mit einem Zuwachs und einer angemessenen Grenze gegen Frankreich erhält den Prinzen von Oranien zum Gebieter. Dagegen werden Frankreich sämmtliche Colonien zurückgegeben, doch werden bis zur vollständigen Erfüllung aller Friedensbedingungen die Festungen Besfort, Hüningen und Besançon den Verbündeten übergeben.

Unter der Zeit hatte Napoleon auf's Neue seine Rüstungen, und zwar mit großer Mühe ohne den gewünschten Erfolg betrieben. Trotz der härtesten Befehle genügten die Rekrutierungen nicht, denn die zur Aushebung Bezeichneten entflohen in die Wälder, und schon ließen sich die offenen Anlagen der landesverderblichen Maßregeln nicht mehr unterdrücken. Napoleon mußte sie dulden, ja er übte Akte nie gezeigter Mäßigung, indem er Ferdinand VII. und den Papst aus der lang dauernden schmachvollen Haft entließ. Dann brach er am 25ten Januar von Paris auf und eilte mit 70,000 Mann dem Feinde nach St. Dizier entgegen, um ihn wo möglich durch rasche Schläge auf die Grenzen Frankreichs zurückzuwerfen, denn die Unterhandlungen waren für ihn nur ein Mittel, um Zeit zu günstigen Kriegsunternehmungen zu gewinnen, gewesen. Am 29ten Januar, also eben, als man die Grundlagen des Weltfriedens in Chatillon festgestellt hatte, stürzte er sich bei Brienne auf Blücher, wo bei unentschiedenem Kampfe beide Feldherrn in Gefahr, gefangen genommen zu werden, geriethen.

Schon am folgenden Tage hatte sich Blücher die Vereinigung mit dem Schwarzenbergischen Heere gesichert und konnte demnach desto ungefährt dem Stöße seines Wegners Trotz bieten. Am 1sten Februar wiederholte sich der Kampf bei La Rothière — ein verderblicher Schlag für Napoleon, denn vollkommen besiegt, ließ er 4000 Gefangene und 73 Kanonen in den Händen des Wegners zurück, auf dessen Vernichtung er es vor allem Anderen bei diesem kühnen Angriffe abgesehen hatte. Ein Zeugniß für die Wichtigkeit dieses neuen Blücher'schen Triumphes war, daß am 5ten Februar von Paris aus an Caulaincourt unbedingte Vollmacht zum Abschlusse des Friedens auf den von den Verbündeten angebotenen Grundlagen in Chatillon anlangten. Am 5ten hatten diese endlich begonnen. Dies war ein sicheres Zeichen, daß den Verbündeten nach diesem Schlage kein wesentliches Hinderniß auf dem Wege nach Paris entgegenstand, und wenn man vereint die so weit überlegenen Mittel anwendete, so war ein glücklicher Ausgang gar nicht zweifelhaft.

Alein eben ein so entschiedener Erfolg lag nicht in den Absichten der österreichischen Politik, wie wir dies schon oben mehrfach berührt haben; weit lieber hätte man gesehen, wenn der Siegesmuth des preussischen Oberfeldherrn



etwas geküßt wurde. Man ließ diesen gegen Chalons und längs der Marne vorgehen; doch anstatt selbst nun zu folgen und die Verbindung mit Blücher zu erhalten, fanden sich neue Vorwände, der Unterhandlungen wegen die militärischen Bewegungen zu verzögern. Zwar rückte Schwarzenberg am 7ten Februar bis Troyes vor, machte aber hier drei Rasttage und vertheilte seine Truppen südlich von der Seine in ihre Quartiere.

Dieses einseitige Zerreißen des gemeinsam entworfenen Planes zog die übelsten Folgen nach sich. Napoleon hatte kaum die Trennung der beiden Heere bemerkt, so ließ er 25,000 Mann dem 120,000 Mann starken Heere gegenüberstehen und warf sich mit 40,000 Mann auf das Blücher'sche Heer, welches unter York, Sacken, Kleist und Dlusiew, eben weil kein Angriff zu befürchten schien, in ziemlich abgesonderter Stellung sich befand.

Als die Nachricht von dem Anmarsch Napoleon's kam, war eine Vereingung nicht mehr möglich; daher wurde der General Dlusiew am 10ten Februar bei Champeaubert fast aufgerieben, York am folgenden Tage mit empfindlichem Verluste zurückgedrängt, und Blücher selbst am 14ten nach Stoges in wildem Kampfe zurückgeworfen. Sein Verlust in diesem letzten Gefechte betrug an 4000 Mann. Am 16ten vereinigten sich zwar die verschiedenen Abtheilungen des schlesischen Heeres, doch schätzte man den Gesamtverlust auf 15,000 Mann nebst einer bedeutenden Anzahl von Geschützen. Kaiser Alexander erhielt die Nachricht von den Unfällen des schlesischen Heeres in Troyes, wo es nichts weniger als kriegerisch aussah. Er brach in gerechten Unwillen über die Diplomatie aus, welche die siegreiche Kraft des verbündeten Heeres gelähmt hatte.

Doch nun sollte die große Armee selbst den gewichtigen Arm des rastlosen Gegners fühlen, denn Napoleon, dem sich Blücher, obgleich mit Verlust, doch ohne aufgerieben zu werden, entwunden hatte, stürzte mit gleicher Schnelligkeit auf die ebenfalls in getrennten Corps heranrückende Armee Schwarzenberg's bei Normant, Beljouant, und zuletzt am 18ten bei Montereau. Geschreckt durch diese Unfälle, lud Schwarzenberg jetzt den Waffengefährten nach Troyes, wo Blücher auch am 20ten anlangte, schlagfertig wie zuvor; jedoch der Oberfeldherr, obgleich ihm jetzt 130,000 Mann zu Gebote standen, denen Napoleon in dem Augenblicke nicht mehr als 50,000 entgegenzustellen hatte, konnte sich nicht zu dem Gedanken einer Schlacht mit dem Sieger der letzten Tage entschließen. Außer dem üblen Eindrucke, welchen die wiederholten Verluste hervorgebracht hatten, schüzte man Besorgniß vor den Gefahren, die vom Rücken her drohten, vor und beschloß am 23ten Februar einen ferneren Rückzug.

Eine Bewegung der Art hielt Blücher seines bisherigen Kriegsruhmes zu unwürdig, als daß er sich zur Theilnahme an derselben entschließen konnte. Sein Plan war, an die Marne und Aisne zu marschiren, sich dort mit Bülow und Binzingerode zu vereinigen und sich mit ihren Truppen

abtheilungen in Verbindung zu setzen. Geling dies, so schien es nicht schwer, 100,000 Mann stark gegen Paris weiter vorzudringen zu können. Das Manöver glückte vollkommen, denn Napoleon konnte die Vereinigung nicht hindern, und ebensowenig bei der schnellen Ausführung von Seiten des Hauptquartiers, da Alexander einmal seine Zustimmung gegeben hatte, ungehindert gemacht werden.

Durch die glänzenden Erfolge vom 10ten Februar an war Napoleon's Hoffnung so hoch gestiegen, daß ihm eine gänzliche Vertreibung der Verbündeten aus Frankreich gar nicht unmöglich schien; deshalb steigerten sich auch seine Forderungen; die Rheingrenze trat wiederum als nothwendige Bedingung hervor. Jetzt erkannte das Wiener Cabinet, freilich recht spät, welche Vortheile die halben Maßregeln selbst für Oestreich hervorrufen würden, und daß, im Falle Maria Louise auf dem kaiserlichen Throne verbliebe, eine Wiederherstellung Oestreichs in seinen früheren Besitz keinesweges in sicherer Aussicht stände.

So nahm denn die östreichische Politik eine neue Wendung zum Kriege, und da Metternich die Bewegungen der Diplomatie beherrschte, so war nun auch bald eine neue Einigung zu Stande gebracht. Am 1sten März unterzeichneten England, Oestreich, Preußen und Rußland zu Chaumont einen Bund, welcher die Einrichtung Europas auf den schon früher beschlossenen Grundlagen zum Ziele hatte, jede der vier Mächte auf zwanzig Jahre zur Stellung von 150,000 Mann verpflichtete, England statt dieses Contingentes den entsprechenden Gelbertrag überließ und auch den verbündeten Mächten zweiten Ranges, Schweden, Spanien, Portugal und Holland den Beitrag gestattete.

Da sich Napoleon auf diese Grundlagen bei der glücklichen Wendung der Kriegereignisse nicht willig zum Frieden finden ließ, so geriethen die Unterhandlungen zu Chatillon in's Stocken, und am 19ten März endlich trennte sich der Congress. Zwei Monate hatte sich die europäische Diplomatie durch seine Friedensvorspiegelungen hinhalten lassen, indem es ihm niemals Ernst damit gewesen war, sich durch etwaige nachtheilige Vertragsbedingungen binden zu lassen, sobald irgend ein Vortheil ihm den Bruch derselben möglich machte.

Blücher's entschlossener Marsch war der Entscheidung der europäischen Kabinette zuvorgeeilt, durch seine kühne That hatte er zur Hälfte das ermöglicht, was in den Conferenzen auf dem Papier verzeichnet worden war. Drei Märsche war Blücher seinem Widersacher voraus, und als dieser endlich in seine Nähe kam, war die Vereinigung des schlesischen Heeres mit den Resten der Nordarmee schon geschehen, die Uebermacht auf Seiten der Verbündeten. Dessenungeachtet blieb Napoleon nur die Entscheidung einer Schlacht übrig. Sie wurde bei Laon am 9ten und 10ten März geschlagen, ruhmvoll, wie die früheren Siege des preussischen Heeres, und 20,000 Mann betrug Napoleon's Verlust, theils in dieser Schlacht, theils in den vorangehenden Gefechten.

Alein dieser glorreiche Sieg war der letzte Akt der eben so erfolgreichen, als raschen Thätigkeit des schlesischen Heeres. Blücher wurde von einem nieder-

bedenklichen Augenmaß befallen und war in diesem Zustande sich selbst nicht mehr ähnlich. Anstatt, wie noch kurz zuvor, nach unglücklichen Befehlen vor einem überlegenen Gegner in das Innere des feindlichen Landes vorzudringen, stand er jetzt an, mit seiner großen Uebermacht in der Verfolgung sein Ziel zu erreichen und dachte nur darauf, die künftigen Bewegungen vor dem Willen des Feindes zu sichern. Nicht mehr, wie zuvor, sah man den Feldmarschall zu Pferde an der Spitze der Truppen, die an seine stete persönliche Einwirkung gewöhnt waren, sondern in düsterer Stimmung fuhr er in einem Wagen nach, ohne daß sich eine lebhaftere Theilnahme an den großen Angelegenheiten bei ihm ergab. Die Unterbefehlshaber wurden unruhig, denn wenn sie auch geneigt gewesen wären, sich dem ehrwürdigen Weise zu fügen, so hegten sie doch nicht gleichen Respekt vor dem Chef des Generalstabes, Gneisenau, gegen den sich in Manchem Widerwille erhob, obgleich er sowohl wegen seiner edlen, patriotischen Gesinnung, als auch wegen seiner militärischen Toleranz die allgemeine Hochachtung verdiente.

Daher wurde dem Kaiser Napoleon wiederum eine Frist zur Wiederherstellung seiner Streitkräfte geboten. Auch diese benutzte er mit Umsicht und Thätigkeit; doch schlug sein Versuch, den Fortschritten des Hauptheeres am 20sten März bei Arcis für Aube Einhalt zu thun, vollkommen fehl. Hier siegte die Schwarzenbergische Armee, so wie sechs Tage später, am 27sten d. M. über den Marschall Dubinot bei Bar für Aube.

Außerdem schritten die Engländer jetzt ebenfalls nordwärts, sie nahmen Bourdeaux, so wie sich die Oesterreicher der Stadt Lyon bemächtigten. Allerdings faßte Napoleon den kühnen Entschluß, im Rücken der Verbündeten sich auf ihre Verbindungslinie zu werfen und dann überall im Lande den Bürgerkrieg anzufachen; allein sein Hauptzweck, die Gegner von Paris dadurch abzu ziehen, mißglückte, da der Feldmarschall unbekümmert der Hauptstadt des französischen Reiches zuwies. Unglücklicher Weise für Napoleon fiel der Vorfall, in welchem er der Kaiserin seinen Entschluß ankündigte, in die Hände seiner Gegner, und so wirkte die Kriegslist, durch welche er den Feind täuschen und ihn von seinem Ziele ablenken wollte, auf ihn selbst zurück. In einem großen Kriegsrathe, am 24sten März, ward beschlossen, daß General Binzingenrode, um Napoleon im Glauben, das Heer folge ihm, zu erhalten, mit einer starken Reitermasse nachgesendet werden, die große Armee aber jetzt ebenfalls gegen Paris vorbringen sollte. Als ein Gewinn für die Kriegsoperationen kann es angesehen werden, daß sich das diplomatische Hauptquartier jetzt der österreichischen Südbarmee näherte, wodurch der hemmende Einfluß des österreichischen Ministers einigermaßen beseitigt wurde. Stein erklärte, als ihm dieser Beschluß kund ward: „Es sei das Glücklichsste, was nur begegnen könne, denn nun würde der Kaiser, von Metternich und den Oesterreichern los, endlich frei handeln können, und Alles halb handigt sein.“

So war es auch wirklich, denn jetzt konnten die schwachen, vereinzelt Truppenabtheilungen der Franzosen die Vereiningung des großen Heeres mit Blücher nicht mehr hindern und noch weniger der ungeheuren Masse von 150,000 Mann irgend einen erfolgreichen Widerstand leisten. Als daher am 25ten und 26ten März diese gewaltigen Massen bei La Fère Champenoise sich die Hand boten, mußte sich der General Bacthob, der ihnen in die Hände gefallen war, ergeben, und die Marschälle Marmont und Mortier entkamen nur auf Seitenstraßen einem ähnlichen Schicksale. Jetzt bedurfte es nicht mehr der hingebenden Tapferkeit, die geringen feindlichen Abtheilungen wurden schon durch das Gewicht der Massen erdrückt.

Am 29ten März waren die Verbündeten so weit vorgerückt, daß sie die Thürme von Notre Dame erblicken konnten. Doch nicht ohne Kampf sollte die Hauptstadt ihnen in die Hände fallen. Obgleich die beiden Marschälle mit höchstens 30,000 Mann keinen Erfolg gegen ein Heer von wenigstens 100,000 Mann erwarten durften, thaten sie jedoch ihre Pflicht. Am 30ten wurde auf den nördlichen und östlichen Höhen noch einmal ein blutiges Schauspiel aufgeführt. Der Erfolg dieser letzten Schlacht, man nannte sie den Sieg von Mont-Martre, konnte nicht zweifelhaft sein; die Marschälle capitulirten in Folge derselben, und am 31ten März zog das Heer der Verbündeten unter dem Jubel der Pariser Bevölkerung, die wenigstens äußerlich vorgab, von einem schweren Drucke befreit zu sein, in das neue Babylon ein.

Friedrich Wilhelm III. und sein kaiserlicher Freund ritten an der Spitze ihrer Truppen; sie waren Hauptgegenstände der jubelnden Begrüßung, vielleicht wohl auch aus eigennütziger Regung, um desto weniger durch die feindliche Besatzung leiden zu dürfen.

Am demselben Tage erging eine Erklärung Alexander's im Namen der Verbündeten, daß sie nicht weiter mit Napoleon unterhandeln, jedoch Frankreich in seinen alten Grenzen unter den gesetzmäßigen Königen belassen würden. Eine provisorische Regierung, deren Zusammensetzung dem Senate überlassen wurde, sollte die Verfassung des hergestellten Königreiches entwerfen. Am 1ten April trat diese, Talleyrand an der Spitze, in's Leben und eröffnete sogleich den Wunsch, daß die Bourbons wieder hergestellt werden möchten, während Bürgschaft für die dieser Forderung günstige Stimmung des Volkes geleistet wurde.

Nun erst jubelten die Freunde deutscher Selbstständigkeit aus voller Brust, denn sie sahen, geblendet von der durch den Kampf auf Tod und Leben wild erregten Leidenschaft, in ihm den einzigen Wegner einer freieren, zeitgemäßen Entwicklung. Dieser war allerdings darniedergestreckt. Es half ihm nichts, daß er am 6ten April in Fontainebleau zu Gunsten seines Sohnes die Krone niederlegte; schon hatte der Senat seine Absetzung ausgesprochen und die Zurückberufung der Bourbons beschlossen. Allein außer ihm hatte die gemeinsame deutsche Sache noch viele andere mächtige Feinde.

Bis dahin hatte Preußen vor Allen glorreich dagestanden; auch hatte sein Wort überall viel gegolten, und wer dürfte sich darüber wundern, da ja offen von jeder Seite anerkannt werden mußte, es habe zwei Drittheile der ganzen, blutigen Arbeit auf seinen Theil genommen. So lange deshalb die Gefahr des Kampfes währte, schien Preußen Alles fordern zu dürfen, aber kaum war sie vorüber, so machten sich andere Grundsätze geltend. Allen unbefangenen, deutschen Patrioten war hauptsächlich daran gelegen, daß vor Allem Preußen in seinem alten Umfange wiederhergestellt würde, und zwar anstatt der polnischen Besitzungen in Deutschland durch die eroberten Länder, d. h. vornehmlich durch Sachsen, und an der Rheingrenze zum Schutze für Holland und Belgien.

In diesem Sinne entwarf Hardenberg in den ersten Tagen des Mai einen Entschädigungsplan, welcher die ganze Zustimmung des ächt deutsch gesinnten Stein erhielt. Besonders war es nöthig, wenn man zu einem günstigen Ziel gelangen wollte, daß in Paris diese Entschädigungs- und Abrundungspläne zur Vollziehung kamen, und die Rheinbundsfürsten zu den durch diese Anordnungen nothwendigen Aenderungen und Versetzungen erforderlichen Falles zu zwingen, und dies konnte nur so lange geschehen, als der Kaiser von Rußland, der, von edlem Enthusiasmus ergriffen, eher als bei Weitem die Mehrzahl der deutschen Fürsten feste Stützpunkte für Deutschland zu schaffen bemüht war, sich noch mit seinem Heere in der Nähe befand. Allein schnell mußte man mit dieser Sache zu Ende kommen, da andererseits der Abschluß des Friedens, nun endlich einmal durch allgemeine Entwaffnung die Völker von dem unerhörten Drucke zu befreien, in kürzester Zeit zu wünschen war.

Zu diesem Abschlusse kam es freilich nicht, wohl aber zu dem des Friedens zwischen Frankreich und sämmtlichen, mit ihm Krieg führenden Mächten, d. h. mit fast dem ganzen Europa, weshalb denn auch dieser erste Pariser Friede im wahrhaftesten Sinne des Wortes ein europäischer Friede genannt zu werden verdient. Für Frankreich waren die Bestimmungen durch die großmüthigen Regungen des Kaisers Alexander äußerst günstig, denn es erlangte aus Rücksicht auf die Bourbons, deren feste Stellung Europa ein Pfand der Sicherheit zu gewähren schien, nicht nur den vollen Besitz von 1792 zurück, sondern auch auf seiner ganzen nördlichen und östlichen Grenze gegen die Niederlande, Deutschland, Schweiz und Italien eine vortheilhafte Ausdehnung, nebst Avignon, Venaissin, Rompelgard und sämmtliche von der Revolutionszeit her streitigen, eingeschlossenen Gebiete. Ja noch mehr, die verbündeten Regierungen gaben ihre Staatsforderungen an die französische auf, wobei allein Preußen nicht nur jeder Kriegsentchädigung, sondern auch dem oben erwähnten Guthaben von 94 Millionen Franken entsagte.

Auch die Grundzüge der neuen Machtvertheilung waren in dem Frieden festgesetzt, doch die Ausführung auf einen in Wien angelegten Congreß ver-

schoben, welcher in zwei Monaten unter Theilnahme sämmtlicher, in den Krieg verflochtener Mächte eröffnet werden sollte.

Obgleich alle in diese Verträge eingeschlossenen Staaten dieselben Ansprüche auf souveräne Griftenz zu machen berechtigt waren, so traten doch die fünf Großmächte, England, Rußland, Preußen, Oestreich und Frankreich vor allen bedeutend hervor, und neben ihnen als Hülfsmächte Spanien, Schweden und Portugal; sie sind als Unterzeichner und Gewährleister der Verträge anzusehen. Die von Frankreich eroberten und zu Entschädigungen der betheiligten Staaten bestimmten Länder wurden bis zur Entscheidung des angelegten Congresses in Gemeinschaft besetzt, wobei der Oberbefehl über die Truppen zwischen Preußen und Oestreich getheilt wurde, in vollständiger Parität, denn so viel wenigstens glaubte man damals den Verdiensten Preußens um das Ganze schuldig zu sein.

Am 3ten Juni, als alle Maßregeln zur Ausführung des Krieges beschloffen waren, erließ der König Friedrich Wilhelm III. öffentlich seinen Dank an das Heer und ertheilte denen von seinen Dienern, welche hauptsächlich zur Wiederherstellung des Staates mitgewirkt hatten, glänzende Belohnungen für ihre Dienste. Zwei wurden in den Fürstenstand erhoben, der Staatskanzler Hardenberg und der Feldmarschall Blücher, letzterer unter dem Titel eines Fürsten von Bahlstadt. York, Kleist, Bülow, Tauengien und Sneyfennau bekamen Grafentitel, erstere vier mit der Bezeichnung von den Orten, wo sie als Feldherrn glorreich gefiegt hatten, Wartenburg, Rollendorf, Dennewiß, Wittenberg; sämmtliche erhielten außer der Standeserhöhung eine Anwartschaft auf eine reiche Ausstattung in Gütern.

Mit diesen seinen ruhmgekrönten Großwürdenträgern ging Friedrich Wilhelm III. auf die verbindliche Einladung des Prinzen Regenten nach England, wo er auch von dem Volke einen schmeichelhaften Empfang genof. Besonders erfreute sich dessen auch der gefürstete Feldmarschall Yorwärtz, wie ihn seine Kühnen und glücklichen Wagens halber die dankbare Zeit benannt hatte, da er mit seinem ehrfurchtgebietenden, kriegerischen Neupferen auch einen, das Nichtvorkommenden, sprudelnden Humor verband.

Kaum war der König aus England zurück, so wendete er seine Sorgfalt auf die Reorganisation seines Staates und dessen Verwaltung. Graf Goltz schied aus, der Staatskanzler übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Herren von Kirchhausen und von Bülow Justiz und Finanzen. General von Boyen wurde Kriegsminister; die Departements des Innern und der Polizei wurden dem Herrn von Schuckmann und dem Fürsten von Wittgenstein übertragen. Bald hierauf, am 3ten September, folgte das Gesetz über die Kriegsverfassung, durch welches die so eben im Kriege bewährten und dem Lande liebgewordenen Einrichtungen, vor Allen die Landwehr auf die Dauer angenommen und zur Grundlage der preussischen Wehrverfassung gemacht wurden.

Um diese Zeit war der Wiener Congreß eröffnet; im Laufe des Monats September erschien ein großer Theil der Fürsten Europas persönlich in Wien, und außerdem waren sie fast sämmtlich durch Bevollmächtigte bei den bevorstehenden, wichtigen Unterhandlungen vertreten. Nebst dem Könige Friedrich Wilhelm III. zog auch Alexander in die Hofburg als Gast des Kaisers Franz ein; als preussische Bevollmächtigte standen ihm der Staatskanzler und Wilhelm von Humboldt zur Seite, beide im innigen Einverständnisse mit Stein, welcher zu der Herstellung der deutschen Angelegenheiten seine hauptsächlichliche Hoffnung auf Preußen gesetzt hatte.

Noch im Laufe des Septembers wurde der Beschluß gefaßt, die Behandlung der deutschen Angelegenheiten von der der europäischen zu trennen, und erstere einem aus Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg zusammengesetzten Ausschusse zu übergeben; jedoch eine große Anzahl der deutschen Fürsten wollten sich den durch eine Minderzahl vorgeschlagenen Bestimmungen nicht fügen, und schon im Oktober ging der Ausschuß unverrichteter Sache auseinander.

Nicht einiger war man in den großen europäischen Angelegenheiten, wo die Fragen über Sachsen und Polen zu keinem befriedigenden Resultate führten. Man suchte Rußland und Preußen zu trennen. Einen Augenblick gelang es, doch waren die beiderseitigen Interessen damals zu eng verbunden, als daß es zu ernstlicher Spaltung hätte kommen können. Dagegen wurde es mit einem Bündniß zwischen England, Frankreich und Oestreich vollkommen Ernst. Am 2ten Januar 1815 wurde es abgeschlossen, und der Beitritt Baierns, Hannovers, der Niederlande und Sardiniens dazu gewonnen.

Die bedenklichen Spaltungen der Mächte waren Napoleon in seiner Zurückgezogenheit auf Elba nicht unbekannt geblieben, ebensowenig, wie der Zustand Frankreichs befriedigend. Das Heer war allerdings gelichtet, doch enthielt es noch viele Elemente, welche den Sturz eines Reiches, in welchem man durch kriegerische Talente und Muth zu den höchsten menschlichen Ehrenstellen gelangen konnte, aus Grund des Herzens bedauerten; auch das Rationalgefühl war durch die Niederlage, die abgezwungenen Opfer gekränkt. Der Anhang für Ludwig XVIII. war gering, seine ganze Familie dem Volke fremd geworden, und außerdem erschien seine Persönlichkeit selbst schon als schroffer Contrast gegen den jedenfalls ruhmreichen Vorgänger, die ungeeigneteste von der Welt, um jenen in Vergessenheit zu bringen. Er selbst war gemäßiget in seinen politischen Ansichten; nicht so seine Partei, auf die er sich doch stützen mußte, weil sie in frevelndem Uebermuth nicht nur die politischen Errungenschaften, wenn wir uns dieses abgetriebenen Wortes bedienen wollen, sondern auch die socialen, wie sie sich durch Beseitigung so vieler Mißbräuche gebildet hatten, wieder in Frage stellen wollte. Frech und habgierig fordereten die Auswanderer Unterhalt, Entschädigungen, die obersten Ehrenstellen, Beseitigung Aller, welche auch nur von fern durch die sogenannte Seuche der Revolution berührt waren. Dazu

Sam religiöse Unbulbsamkeit der ultramontanen Partei, gesteigert bis zu den blutigsten Verfolgungen. Daß hierdurch eine allgemeine Gährung erregt, selbst der nach Ruhe dürstende Theil der Nation geschreckt werden mußte, ist natürlich und deshalb äußerst bedenklich, daß zwei Mitglieder der gestürzten kaiserlichen Familie, Joseph und Hortensia, im Innern Frankreichs, wie im Auslande an einer Verschwörung arbeiteten, die um so leichter geübte, da unbegreiflicher Weise die Umgebung Ludwig XVIII. jede Mahnung, selbst von Personen, wie die Gemahlin des Marschalls Angereau und dem Alles erspähenden Fouché, welche doch Mittel zur besten Kenntniß der Zustände hatten, mit stolzem Leichtsinne zurückwies. Selbst bewaffnete Zusammenrottungen in der Schweiz blieben unbeachtet, ja die Befehlshaber englischer, um Alba kreuzender Schiffe ohne Ermächtigung, sich einer etwaigen Abreise Napoleon's zu widersetzen. Ja selbst der sonst in Intriguen so geübte Talleyrand erwiderte dem eifrigen Bozzo di Borgo, der seinen Landsmann besser durchschaute, als er in Wien Napoleon's Verhaftung forderte: „Neben Sie nicht mehr davon, er ist ein todtter Mensch,“ ein Beweis mehr, daß man den politischen Scharfblick dieses diplomatischen Roués weit über sein Verdienst hinaus angeschlagen hat. Die immer noch zahlreiche Partei der Liberalen, von den Männern der Constituante bis zu dem Schreckenssysteme hin, arbeitete für Napoleon, weil sie durch seinen Arm zu ihrem Ziele zu gelangen hoffte. Ueberdies hatte Murat Hänke angesponnen, seine Herrschaft über ganz Italien auszubehnen.

Da glaubte Napoleon, der rechte Augenblick zum Losbruche sei gekommen und verließ am 1sten März das ihm zu großmüthig bewilligte Asyl. Am 7ten langte die Nachricht von seiner Flucht, am 11ten die seiner Landung auf der Küste der Provence an; durch sie wurde wiederum eine größere Einigkeit unter den in Wien verhandelnden Mächten hervorgerufen. Der Vertrag von Chaumont wurde zwischen den vier Mächten erneuert, mit der Bestimmung, daß später die übrigen zum Beitritte eingeladen werden sollten.

Schon einige Tage vorher, am 13ten März, hatten die acht Mächte erklärt, daß es mit Napoleon weder Frieden, noch Waffenstillstand gäbe. Sie seien bereit, dem Könige von Frankreich und dem französischen Volke, oder jeder anderen, etwa angegriffenen Regierung auf deren Forderung die nöthige Hülfe zum Behufe der Herstellung der öffentlichen Ruhe zu gewähren und gegen alle Störer derselben gemeine Sache zu machen. Sie erklärten demgemäß, daß Napoleon Bonaparte sich außer den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gesetzt und als Feind und Störer des Friedens der Welt der öffentlichen Sache überliefert habe; sie aber, fest entschlossen, zur Aufrechthaltung des Pariser Friedens die in ihm angeordneten, so wie die zu seiner Erfüllung und Befestigung jetzt oder künftig beschlossenen Bestimmungen alle ihre Mittel anwenden und alle Anstrengungen vereinigen würden, um den allgemeinen Frieden gegen neue Störung zu sichern und gegen jeden Angriff zu schützen, welcher die Völker in die Unordnungen und das Unglück der Revolution wieder zu



stürzen drohen würde. Diese Achtung Napoleon's wurde am 14ten März unter Mitwirkung der Vertreter fast des ganzen Europas dem in neue Besorgniß gesetzten Welttheile kund gemacht.

Schon waren die Monarchen von Wien abgereist, da vollzog man die Bundesakte, als künftige Grundlage der deutschen Staatenverhältnisse, am 10ten Juni, nur Württemberg und Baden standen noch eine Zeit mit ihrem Beitritt an.

Einen Tag zuvor war schon die Schlußakte des Wiener Congresses von den acht verhandelnden europäischen Mächten unterzeichnet. Er trägt eine Menge Unvollkommenheiten in sich, und dennoch erwarb er sich ein Verdienst in Bezug auf die gänzliche Verwirrung jener Zeit, wenn wir den tyrannischen Zustand, in welchen Napoleon die europäischen Staaten versetzt hatte, betrachten. An die Stelle seiner Zwingherrschaft trat die Idee eines Vereines freier, gleichberechtigter Staaten unter einer gemeinschaftlichen Bürgerschaft ihres politischen Daseins, immer ein Fortschritt, welche Lücken und Mißgriffe auch durch Vorurtheile und Eigennuß der einzelnen Betheiligten in ihn eindringen.

Unterdessen waren die Bourbonen verschwunden, und Napoleon schien das volle Vertrauen der Nation wiedergewonnen zu haben. Er fügte sich sogar in constitutionelle Formen, ohne Zweifel in der festen Ueberzeugung, daß der Sieg über seine Gegner bald seinen Arm von jeder Fessel befreien würde. Ein gewaltiges Heer scharte sich um ihn, diesmal nur, um das Vaterland zu verteidigen, da der Gewaltige die europäischen Verträge zu ehren und nur Frankreichs innere Gestalt dem freien Ermessen des Volkes anheim gestellt wissen wollte. Doch wer durfte solchen Versprechungen trauen, denen ohne Zweifel der Sieg eine andere Deutung gegeben hätte?

Nach der Achtung Napoleon's hatten die Fürsten Europas ihre Truppen von Neuem zum Kampfe gegen ihn gerufen. Längs des Oberrheines sammelten sich die zahllosen Schaaren; im Anfang des Juni wurde das Hauptquartier nach Heidelberg verlegt.

Am 12ten Juni war ihr Gegner von Paris nach der Nordgrenze abgegangen, wo sein Heer, 130,000 Mann stark, hinter einer Reihe von Festungen dem weit überlegenen des Feindes trogen konnte. Dieser jedoch, bisher gänzlich unthätig, war des Unterhaltes wegen in einer weiten Linie von der Maas bis zum Meere vertheilt. Blücher's Hauptquartier war Ramurs, Wellington lag in Brüssel. Daher bot sich Napoleon allerdings die Gelegenheit, mit überlegenen Kräften auf einzelne Theile dieses weithingestreckten Heeres zu stürzen und durch glückliche Erfolge im Einzelnen, wie im Februar 1814, die gesammten Streitmassen zu vernichten. Er wählte zu diesem Zwecke mit großer Umsicht den schwächsten Punkt der feindlichen Stellung, nämlich da, wo die beiden Heere aneinanderstießen, und demnach wahrscheinlicher Weise der Zusammenhang am allerlockersten war. Seine Absicht ging dahin, die beiden Heere auseinander

zu sprengen und dann mit ganzer Gewalt auf Blücher, den er am meisten fürchtete, zu fallen, um den verhassten Gegner zu vernichten.

Vom 14ten Juni an begannen die Gefechte. Am 16ten hatte sich Blücher so weit concentrirt, daß er 80,000 Mann bei St. Amand, Ligny und Sombref auf zur Schlacht aufstellen konnte. Gegen Mittag erschien Wellington bei ihm und schied mit der Versicherung, er würde um 4 Uhr zur Unterstützung herbeieilen, im Falle er nicht selbst angegriffen würde. Gegen ihn aber hatte Napoleon den Marschall Ney gesendet, um jede Hülfsleistung zu verhindern. So blieb denn dem Kaiser die Hand zum Angriffe auf Blücher vollkommen frei, und da in dem preussischen Heere das vierte Corps unter dem General Bülow den Befehl zum Vorrücken zwanzig Stunden später, als berechnet war, erhalten hatte, so konnte letzterer natürlich nicht auf dem bezeichneten Kampfplatze erscheinen. Dennoch wogte das Gefecht lange hin und her. Bei einem hitzigen Angriffe erhielt Blücher's Pferd einen tödlichen Schuß und stürzte auf seinen Reiter, während die feindliche Cavallerie mit gewaltigen Massen vordrang. Man glaubte ihn einen Augenblick verloren, und wie ein Wunder kam es zu scheinen, daß es seinem treuen Abjütanten Rostiz gelang, ihn zu retten. Des Feldherrn Abwesenheit verzögerte jedoch nicht die Thatkraft des Heeres, denn Sneyenau stellte sich an die Spitze und führte das Heer dem linken Flügel des befreundeten Feldherrn zu.

Für Wellington war der vorgesehene Fall wirklich eingetreten, denn Ney war, wie wir schon wissen, gegen den englischen Feldherrn vorgegangen und hatte ihn in seiner Stellung festgehalten. Der Zusammenstoß geschah bei Quatrebras. Hier entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in welchem der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig einen glorreichen Heldentod fand. Aus diesen Gründen hatte Wellington sein Versprechen nicht lösen können.

Napoleon war der Ueberzeugung, Blücher sei gänzlich geschlagen, und bogmühte sich damit, ihn am 17ten mit geringen Streitkräften verfolgen zu lassen, täuschte sich aber in seinem Marsche, der, wie wir wissen, auf Sneyenau's Befehl die Richtung gegen Wellington hin nahm.

Letzterer stand mit einem aus Engländern, Hannoveranern und Niederländern bestehenden Heere auf der Straße, die nach Brüssel führt, und zog sich in die Stellung von Mont St. Jean zurück, Anfangs mit großer Besorgniß, doch bald beruhigt, da Blücher ihm versieß, nicht mit einer Abtheilung, sondern mit seinem ganzen Heere am 18ten helfend zur Hand zu sein, sobald er eine Schlacht zu liefern gedächte.

Beide Heere brachten die Nacht unter Waffen zu, schon dadurch ermüdet, so wie durch einen anhaltenden Regen, welcher ringsherum den Boden aufgeweicht hatte und dadurch die Nachtmärsche noch erschöpfender machte. Um halb zwölf Uhr Mittags, den 18ten Juni, begannen die Angriffe der Franzosen auf die vordersten Posten des rechten Flügels, brachten sich von

2 Uhr an gegen das Mitteltreffen und den linken Flügel aus und wurden nun mit großem Ungeflüm und mit immer neuen Massen wiederholt, denn es galt, um jeden Preis auch über diesen Theil des Heeres den Sieg zu gewinnen.

Ein großer Theil der Truppen Wellington's bestand aus hannoverschen Landwehren, überhaupt aus Norddeutschen, deren Zahl die der englischen Nationaltruppen in dem Heere überstieg; allein sie schlugen sich, obschon zum ersten Male im Feuer, wie Veteranen; dagegen hatten Holländer und Belgier gleich im Beginne der Schlacht, ohne einen Schuß zu thun, das Schlachtfeld verlassen.

Dem Kaiser Napoleon war der Anmarsch der Preußen nicht unbemerkt geblieben, schon seit ein Uhr hatte er ihnen Truppen entgegengeschickt. Um vier Uhr gelang es dem General Bülow, aus dem Walde von Fricquemont her auf dem Kampfplatze zu erscheinen und auf die Mäzjugellinie der Franzosen zu bringen. Um sechs Uhr langte Blücher selbst mit zwei Heeresabtheilungen an, nahm die Stellung des englischen linken Flügels ein und reichte andererseits dem General Bülow die Hand. Hierdurch war der Vortheil unbedingt auf Seiten der Verbündeten getreten. Napoleon griff zum letzten verzweifelten Mittel und ließ seine Gardes gegen die englische Linie vorgehen; vergebens, denn der Stoß wurde nicht nur vereitelt, sondern Wellington ging zum Angriff über und trieb die Franzosen von den Höhen von St. Jean herab. Als aber jetzt das Heer weiter vorging und eine freie Aussicht über das Schlachtfeld gewann, bot sich das erhabende Schauspiel eines vollkommenen Sieges, denn der Feind ging eilig zurück, und alle Höhen, wie Niederungen waren mit preußischen Kriegern gefüllt.

Bei dem Pachtthofe La Belle-Alliance trafen und umarmten sich die beiden siegreichen Feldherren; von diesem Punkte benannten die Preußen diese ruhmvolle Schlacht.

Entscheidend aber wurde sie nun erst durch die Verfolgung der preußischen Truppen. Sneytenau zeigte, wie man einen Sieg zur völligen Vernichtung des Feindes benutzen mußte. „Alle Tamboures sollen schlagen, die Hornisten blasen, der Feind ist total geschlagen und soll die ganze Nacht hindurch verfolgt werden.“ So lautete der Befehl aus dem preußischen Hauptquartiere und wurde mit begeistertem Jubel ausgeführt, während das englische Heer, von der blutigen Anstrengung ermüdet, auf dem Schlachtfelde ruhte. Kaum entging Napoleon selbst den nachsetzenden Siegern; seine Truppen aber wurden sieben Mal aus den Divouacs, in welchen sie Haft zu finden glaubten, aufgeschreckt. Einen furchtbaren Anblick gewährten die Landstraßen. Meilenweit waren sie mit Leichen von Menschen und Pferden, Waffen und Kriegsgeräth bedeckt; nirgend bot sich ein Halt, nirgend Rettung. Das Unglück war für Napoleon nun so zerschmetternd, als er schon in der sicheren Ueberzeugung des Sieges geschweigt hatte, eine schreckliche Umkehr des Schicksals bei Marengo; um drei Uhr hatte er Siegesboten nach allen Seiten hin ausgesendet. Jetzt waren zwei

Drittheile des glänzenden Heeres, auf welches er sein Schicksal gesetzt hatte, vernichtet, theils erschlagen, theils gefangen, denn nur mit 40,000 Mann und 27 Kanonen eilte er am folgenden Tage nach Charleroi.

Flüchtig vom belgischen Boden, suchte Napoleon in Laon einen Halt- punkt; vergebens, auch hier schreckte ihn der unablässig verfolgende Feind auf, der, obgleich selbst nicht ohne bedeutenden Verlust, denn 50,000 Mann waren getödtet oder kampfunfähig, auch hier dem flüchtigen Gegner kaum Raft und Ruhe gestattete.

Die Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance entschied den ganzen Krieg durch die unerhörte Beharrlichkeit der Preußen in der Verfolgung, um so ruhmreicher für Truppen, welche zwei Tage zuvor einen bedeutenden Verlust erlitten hatten.

Napoleon eilte nach Paris, um möglicher Weise sich noch durch ein Aufgebot des Volkes vom Untergange zu retten. Doch mit dem Jauber der Unbefleglichkeit war auch der seiner Herrschaft entflohen; die Deputirtenkammer wagte es, sich für permanent zu erklären; Lafayette rieth ihm zur Abdankung. Er folgte und legte die Krone zu Gunsten seines Sohnes nieder. Vergebens versuchte er, die Größe seines Verlustes zu verhehlen; seine treuesten Anhänger mußten gestehen, daß jede Hoffnung auf Widerstand eitel sei. Die Commission, welcher die Regierungsgewalt übertragen war, Fouché an der Spitze, entfernte Napoleon aus Paris und setzte sich mit Ludwig XVIII. und den Verbündeten in Beziehung. Napoleon ging nach Rochefort und ergab sich bei seiner Abreise von dort den Engländern.

Die beiden siegreichen Feldherren drangen unablässig gegen Paris vor, verwarfen jede Unterhandlung mit der Regierungs-Commission und langten am 29sten Juni vor der Hauptstadt an. Blücher ging über die Seine und setzte sich auf der Südwestseite der Stadt fest, während Wellington die Verschanzungen auf dem rechten Flußufer beobachtete. Er hielt den Angriff auf Paris für zu gefährlich und stand auch schon mit Fouché in geheimer Unterhandlung. Anders dachte Blücher; er setzte am 3ten Juli die Capitulation durch, und am 7ten zogen die verbündeten Truppen in die Hauptstadt ein.

Wellington, Meister in den Intriquen und diplomatischen Künften, hatte Maßregeln zur Beseitigung Napoleon's und zur Rückkehr Ludwig XVIII. getroffen. Blücher blieb allein diesen heimlichen Gespinnsten fremd und verfolgte nur seine militärischen und nationalen Zwecke, d. h. die völlige Vernichtung aller Streitkräfte des Feindes und seine Strafe für den früher vielfältig gezeigten Uebermuth. Namentlich sollte die Stadt Paris dafür büßen. Sie sollte nach seinen Bestimmungen eine Kriegsteuer von 100 Millionen Franken zahlen; außerdem verlangte er die Sprengung der Jena-Brücke. Nur mit Mühe vermochte ihn Wellington dazu, daß er die Ankunft der Monarchen bei so durchgreifenden Maßregeln zur Strafe der Ueberwundenen abwartete. Sie erfolgte am 10ten Juli. Der König entschied, daß die Brücke erhalten werde,



F. C. Goussier fecit

Stahelien v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Siegeszug in Berlin, 1815.

aber den Namen ändern sollte. Zu gleicher Zeit verbreiteten sich die verbündeten Heere über ganz Frankreich, brachten die noch vorhandenen Truppen zur Unterwerfung und eroberten die wichtigsten Festungen. Fast eine Million von Kriegerern sammelte sich nach und nach auf französischem Grund und Boden.

Jetzt wurde den Franzosen wenigstens einigermaßen vergolten, was sie seit so vielen Jahren in dem größten Theile der europäischen Staaten an Willkürlichkeiten verübt hatten. Verpflegung und Sold mußten sie für die feindlichen Krieger übernehmen, und auch die von allen Seiten her geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft forderte man von ihnen zurück.

Nun begannen langwierige und bisweilen sehr heftige Unterhandlungen über den Abschluß des Friedens. Preußen, so wie überhaupt die deutschen Mächte verlangten, daß Frankreich, welches seine Uebermacht auf eine so niederdrückende Weise für die übrigen europäischen Mächte angewendet hatte, der Mittel, für die Zukunft Ähnliches auszuüben, beraubt werden sollte. Lothringen, der Elsaß, Straßburg und die niederländischen Festungen sollten wieder von Frankreich getrennt werden. Anfangs machte sich sogar der Gedanke einer Theilung des Landes geltend und fand bei Franzosen selbst einigen Anklang, da der Süden und Westen in seinen politischen, wie religiösen Ansichten wesentlich von dem übrigen sich entfernt fühlte. Der Graf von Artois hatte den Gedanken zu einer Spaltung seines Vaterlandes gehegt, und manche Eiferer seiner Partei hatten schon die Rollen, die sie in dem neuen Königreiche spielen wollten, unter sich vertheilt. Merkwürdig genug ist es, daß diesmal die Franzosen ihre eifrigsten Vertheidiger in den Engländern fanden, namentlich in dem Oberfeldherrn, welcher ihnen in einem siebenjährigen, unablässigen Kingen so vieles Unheil zugefügt hatte. Selbst in Frankreich sagte man von Wellington: „er sei französischer gesinnt, als ein Franzose.“ Dagegen war Alexander in seiner freundlichen Gesinnung gegen Frankreich sehr erkaltet; er konnte Ludwig XVIII. und Talleyrand das Bündniß vom 3ten Januar nicht vergessen, doch widerstrebe es ihm, in ein Zerreißen des Landes zu willigen.

Im Vergleich mit diesen Forderungen in Plänen waren die wirklich verlangten Opfer gering zu nennen. Sie bestimmten: Frankreich erhält die Grenze von 1790 mit gegenseitigen Abtretungen der Art, daß Landau, Sarlouis, Philippville und Marienburg, in Italien Savoyen und Monaco von Frankreich abgetreten, Hüningen geschleift, dagegen Avignon, Venaissin und Nîmpelgard bei Frankreich gelassen werden sollten. Die Kriegsschatzung wurde auf 700 Millionen Franken festgesetzt, in 17 Festungen, von Cambrai bis Fort Louis 150,000 Mann Truppen der Verbündeten auf Frankreichs Kosten gelegt. Diese Maßregel sollte höchstens fünf Jahre dauern, konnte aber, im Falle Ruhe und feste Ordnung in Frankreich zurückkehrte, auch eine Ablözung erfahren. Auf diese Grundlagen wurde der Friede mit König Ludwig XVIII., der nun zum zweiten Male von den Verbündeten auf Frankreichs Thron gesetzt worden war, am 20ten November abgeschlossen und unterzeichnet.

Fast zwei Monate zuvor, am 26ten September, hatten die drei Monarchen von Preußen, Oestreich und Rußland unter dem Einflusse der ungeheuren Ereignisse, welche die letzten Jahre ihren Augen vorübergeführt hatten, und mit inniger Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die mit sichtbarem Finger die Begebenheiten gelenkt hatte, ein auf die Gebote der Sittlichkeit und der Religion gegründetes Bündniß, den sogenannten „heiligen Bund“ abgeschlossen. Mit ihm sollte gleichsam eine neue Zeit in der Weltgeschichte gebildet werden, indem die durch die Verschiedenheit der Interessen, der Religion und der Nationalität gezogenen Schranken durch die Herrschaft der höchsten Vernunft und der christlichen Liebe beseitigt würden.

Die drei Monarchen erklärten im Eingange dieser jedenfalls merkwürdigen und beim Abschluß gewiß treugemeinten Urkunde: „Sie wären in Folge der großen Ereignisse in den letzten drei Jahren zu der innigsten Ueberzeugung gelangt, daß sie all ihr Thun auf die erhabenen Wahrheiten, welche uns die Religion unseres Heilandes lehrt, gründen und daher in der Verwaltung ihrer Staaten, so wie in ihren wechselseitigen, politischen Verhältnissen nur die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zur Regel machen müßten. Daher würden die drei contrahirenden Monarchen den Worten der heiligen Schrift gemäß durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt bleiben, sich als Landsleute betrachten und in jedem Falle Hülfe und Beistand leisten, auch ihre Unterthanen und Heere, als deren Familienväter sie sich ansähen, in eben dem Geiste der Brüderlichkeit leiten. Der einzige Grundsatz würde demnach für sie sein, sich gegenseitig Dienste, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu bezeugen und sich alle nur als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei Monarchen sähen sich als Bevollmächtigte der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen, indem sie bekennen, daß die christliche Religion, zu der sie und ihre Völker gehören, in der That keinen anderen Souverän, als denjenigen haben, dem allein die Macht gebührt, nämlich Gott und unseren Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern, mit der zärtlichsten Sorgfalt sich täglich mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu verstärken, welche der göttliche Heiland den Menschen gelehrt hat. Alle Mächte, welche die heiligen Grundsätze dieser Urkunde feierlich anerkennen würden, sollten mit Bereitwilligkeit und Zuneigung in diese Alliance aufgenommen werden.“

Wir können überzeugt sein, daß dieser Bund aus einer aufrichtigen, für das wahre Heil der Völker glühenden Bestimmung entsprossen war, denn er floß aus dem weichen, für das Wohl der Menschheit schwärmenden Herzen des Kaisers Alexander, und wurde von dem wahrhaft religiös gesinnten Friedrich Wilhelm III. von ganzem Herzen gebilligt. Auch war der Augenblick zu so enthusiastischen Schlüssen geeigneter, als je einer in dem ganzen Laufe der

neueren Geschichte. Denn nach einem Kampfe ohne Beispiel kehrte die Ruhe in ganz Europa zurück, und Sieger bis zu einem Grabe, um Alles gegen den überwundenen Feind zu beschließen, hatten die drei Monarchen der Stimme der Mäßigung und christlichen Versöhnlichkeit Raum gegeben. Wer ist nicht dem Irrthume unterworfen in einem solchen Augenblicke? Mein es war eine Täuschung, wenn die edlen Fürsten meinten, diesen Geist der christlichen Liebe zur Herrschaft über die Forderungen der nationalen Interessen zu bringen.

Die souveränen Gebieter dreier großer Nationen, welche hier im Namen ihrer Völker sprachen, tauschten sich über die Tragweite ihrer Macht und ihres Willens, denn auf die Dauer herrschen die nationalen Interessen und schreiben den Gebietern Gesetze vor, denen sie nicht ausweichen können. Dies werden wir selbst unter den Herrschern, welche hier zusammentraten, erfahren, und was mußte erst die Zukunft bringen? Was damals ohne Zweifel von einer großen Masse mit jubelnder Begeisterung aufgenommen wurde, kann heut nur noch ein wehmüthiges Lächeln hervorrufen.

Auch damals schon sahen die praktischeren Geister, wie wenig ein solches Bündniß für die Zukunft Europas Gewährleistung böte; ja einige fanden es bedenklich, da es leicht eine feindselige Stellung zu den Türken erzeugen konnte, worauf es bei den Gründern zu seiner Zeit gewiß nicht abgesehen war. Wohl möglich, daß die Umgebungen des Fürsten, wie der Graf Capodistria, solche Pläne hegten, und den Kaiser, unwissend, was er that, zu Verpflichtungen, die dem Sinne des Bündnisses ganz entgegengesetzt waren, treiben wollten. Daher gab es nicht wenige, die in der heiligen Alliance geheime Absichten zum Nachtheile anderer Staaten vermutheten, doch gewiß nur mit Unrecht.

Der Prinz-Regent, den man von dem Bunde in Kenntniß setzte und zum Beitritte aufforderte, entgegnete, in richtiger Erwägung seiner Stellung, daß er zwar die in dem Bunde ausgesprochenen Grundsätze vollkommen theile, jedoch in Folge der Landesverfassung keinen offiziellen Antheil daran nehmen könnte.

Ein Beweis, wie wenig das sogenannte christliche Bündniß in der Natur der Verhältnisse der christlichen Staaten begründet war, tritt schlagend daraus entgegen, daß der Papst, der höchste Repräsentant des Christenthums, für den bei Weitem größeren Theil desselben ihm nicht beiträt. So weit gehen ideale und reale Auffassungen, selbst der heiligsten menschlichen Interessen, auseinander!

Friedrich Wilhelm III. ging ohne Zweifel mit dem redlichsten Willen an die Verwirklichung des edel gedachten Bündnisses. Seiner ganzen Natur nach ehrgeizigen und eigenfüchtigen Plänen abgeneigt, dachte er einzig und allein darauf, die Länder und Unterthanen, welche ihm die allgemeine, europäische Zustimmung zugewiesen hatte, mit väterlicher Liebe in ihrer materiellen, wie geistigen Entwicklung nach besten Kräften zu fördern.



Von der französischen Kriegs-Contribution erhielt Preußen, wie jede der vier großen Mächte, zum wenigstens theilweisen Ersatz der ungeheuren Anstrengungen, 100 Millionen Franken, zwanzig Millionen voraus und fünf und zwanzig zur Anlegung von festen Plätzen am Rhein. Nach dem Kalischer Vertrage, so wie den späteren Bestimmungen war es auch zu voller Entschädigung für seine Verluste an Land berechtigt und hatte die Versicherung einer besseren Begrenzung zum Schutze für die Zukunft empfangen. Dem Kaiser Alexander war es ohne Zweifel Ernst damit gewesen, allein wir wissen ja, wie große Hindernisse durch das Bündniß vom 3ten Januar den Forderungen Rußlands und Preußens entgegentraten. Die glänzenden Hoffnungen der preussischen, so wie der deutschen Staatsmänner, welche in Preußen die wahre Stütze Deutschlands sahen, verwirklichten sich nicht, und so wurde die Entschädigung nur ein dürftiges Stückwerk.

Von seinen deutschen Besitzungen erhielt Preußen fast Alles zurück, was es vor dem unglücklichen Erwerbe Hannovers sein nannte; ausgenommen waren nur das Fürstenthum Hilbesheim, die Stadt Goslar, das Fürstenthum Ostfriesland, die niedere Grafschaft Lingen, ein Theil von Münster, welches Alles an Hannover fiel; ferner einige Bezirke in Ländern, die Preußen entweder schon besaß, oder noch bekommen sollte, um durch sie dem Großherzoge von Weimar 60,000 Unterthanen mehr zuzuwenden; endlich die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth, ein schmerzliches Opfer für das Haus Hohenzollern, da diese Stammländer mit der treuesten Liebe dem edlen Hause anhängen und dies durch vielfache Wittschriften bekundeten. Von den nichtdeutschen Ländern verlor Friedrich Wilhelm III. den größten Theil von Südpreußen und ganz Neu-Ostpreußen, die beide an Rußland übergingen.

Dagegen wurden im Anschluß zu den ehemaligen thüringischen, westphälischen und rheinischen Besitzungen bedeutende Strecken deutscher Länder zur Entschädigung gegeben. Von dem Königreiche Sachsen die ganze Nieder-, der größere Theil der Ober-Lausitz, den ganzen Wittenberger oder Kurkreis, nebst Barby und Gommern, den ganzen Thüringer und Neustädter Kreis, einige Theile vom Meißner und Leipziger, die Stifter Merseburg und Raumburg und Zeitz mit Vorbehalt eines kleinen Restes, das Fürstenthum Querfurt und den sächsischen Antheil von Mannsfeld und Henneberg, nebst dem von Erfurt und der Vogtei Dorla, endlich die Vogtländischen Enclaven im russischen Gebiete. Die hier angeführten Länder betragen 373 Geviertmeilen mit 855,000 Einwohnern und erhielt den Namen eines Herzogthums Sachsen. Von Hannover empfing Friedrich Wilhelm III. den am rechten Elbufer gelegenen Antheil am Herzogthum Lauenburg, nebst einigen Aemtern und Dörfern. Jenseits der Weser fielen ihm zu: ein Theil vom Herzogthum Fulda, die Stadt Wezlar, das Großherzogthum Westphalen, die Grafschaft Dortmund, das Fürstenthum Corvey und die alten Stammbesitzungen des Hauses Nassau-Dieg. An diese westphälischen Besitzungen schloß sich das schöne Gebiet auf beiden Ufern des

Rheines, ehemals zu den rheinischen Kurfürstenthümern gehörig, jetzt unter dem Namen des Großherzogthums Niederrhein. Die in Polen dem preussischen Staate verbliebenen Länder, 530 Geviertmeilen mit 760,000 Einwohnern, bildeten das Großherzogthum Posen; Danzig und Thorn kehrten unter preussische Hoheit zurück.

An Flächenraum und mehr noch an Seelenzahl, denn auf 5054 Geviertmeilen wurden damals über 10 Millionen gerechnet, war Preußen allerdings für seine ehemaligen Verluste entschädigt, jedoch fehlte jede Einheit und feste Begrenzung nach außen. Lang hingestreckt in ungeheurer Ausdehnung von Memel bis nach Saar-Louis, in zwei ungleiche Hälften gespalten und nur durch eine Stappenstraße, deren Unsicherheit die neueste Zeit erwiesen hat, verbunden, mußte die Verwaltung schwierig, eine Vertheidigung fast unmöglich werden. Ohne Zweifel waren es nicht Freunde preussischer Selbstständigkeit und Größe, die ihm diese Entschädigung auswirkten, und dennoch muß man gestehen, daß sie, freilich gegen ihren Willen, die Veranlassung zu Preußens überwiegendem Einfluß in Deutschland gegeben haben. Die Zerissenheit der Besitzungen und die daraus entspringende Kostspieligkeit der Verwaltung zwang zu um so größerer Ordnung, Sparsamkeit und Pünktlichkeit, die große Menge katholischer Staatsbürger zu weiser Duldung, der zahlreiche Zuwachs an neuen Untertanen überhaupt zur Pflicht, durch Wohlthaten, tüchtige Regierungsmaßregeln und strenge Gerechtigkeit ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß von keiner anderen Herrschaft eine gleichmäßigere Sorgfalt für alle Lebensrichtungen geboten würde. Der Regierung wurde es zur unerläßlichen Aufgabe, diejenigen deutschen Elemente, welche das östliche Preußen von dem westlichen trennten, durch jedwedes Opfer an Preußens Existenz und Bedeutsamkeit zu knüpfen, damit, wenn irgend ein neuer, starker, politischer Stoß Europa erschütterte, der Staat hier seinen Stützpunkt finden könnte. Daß dies aber wirklich geschehen, davon giebt die Geschichte der späteren Regierungsjahre Friedrich Wilhelm III. die Beweise.

Da die physischen Kräfte zum Schutz oder zur Ausdehnung der Macht nicht hinreichten, so mußte man die moralischen zu stärken suchen. Deshalb die treue Pflege der Kunst und vor Allem der freien, von keinem Zwange geknechteten Wissenschaft.

Vor Allem durfte der Punkt nicht außer Acht gelassen werden, auf dem die Hohenzollernschen Fürsten seit fast 200 Jahren ihre Hauptkraft gesehen, und die Grundlage ihrer künftigen Größe erblickt hatten, nämlich einer zweckmäßigen Einrichtung des Militärwesens. Schon während der Wiener Verhandlungen, wie wir oben gesehen haben, am 3ten September 1814, war das Gesetz für die Bildung des preussischen Heeres gegeben worden. Nach ihm war jeder Eingeborene, mit Ausnahme der Mediatisirten vormaliger, deutscher Fürsten und ihrer Söhne, sobald er das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, zur Vertheidigung des Vaterlandes und demnach zum Militärdienste verpflichtet. Um aber

weder wissenschaftliche, noch betriebfame Bestrebungen während des Friedens so wenig als möglich zu führen, und doch die nöthige Kriegsbübung zu erzielen, so ward die ganze bewaffnete Mannschaft in das stehende Heer, die Landwehr des ersten und zweiten Aufgebotes und den Landsturm eingetheilt, wovon nur das stehende Heer als Bildungsschule stets gerüstet und schlagfertig dastand. Zu den Offizierstellen sollten, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, nur diejenigen genommen werden, welche neben praktischer Dienstkenntniß auch den vorgeschriebenen Grad von wissenschaftlicher Bildung besaßen und sittlichen Werth in sich trügen. Nicht minder wurden auch die höheren und höchsten Stellen im Heere nur dem wahren Verdienste zugesichert. Alle jungen Leute vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre wurden zum Eintritte in das stehende Heer verpflichtet, doch nur drei Jahre für denselben in Anspruch genommen; für gebildete, junge Leute, welche entweder die oberen Klassen in höheren Schulen erreicht, oder sich sonst durch eine Prüfung ausgewiesen hatten, setzte man die Dienstzeit, wenn sie sich selbst bewaffnen und Heiden konnten, bis auf die Dauer eines Jahres herab.

Was aber auf diese Weise durch den Dienst im stehenden Heere sich zur Kriegsfertigkeit herangebildet hatte, das ward durch die neue Einrichtung in die Landwehr, und zwar alle Männer vom fünfundzwanzigsten bis zweiunddreißigsten Jahre in das erste, von da bis zum neununddreißigsten in das zweite Aufgebot eingestellt.

Die Landwehr, auf welche, wie wir aus Obigem sehen, die hauptsächlichste Macht Preußens gegründet war, da nur sie die Massen, mit denen dem neueren Systeme nach die europäischen Streitangelegenheiten geschlichtet werden konnten, hergiebt, mußte natürlich auf das Sorgfältigste geregelt werden. Durch ein Edikt vom 21sten November 1815 wurde diesem Bedürfnisse genügt. In Bataillone und Regimenter, nach Ortschaften, Kreisen und Regierungsbezirken getheilt, hat jede Abtheilung ihr Zeughaus, worin die nöthige Bekleidung, Waffen und Kriegsgeräthe für Wehrmänner zu Fuß und zu Pferde aufbewahrt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Wehrmänner mit den Waffen so gut vertraut sind, daß sie bei den kriegerischen Uebungen, die nach dem Beispiele des großen Friedrich unablässig betrieben wurden, hinter dem stehenden Heere nicht zurückbleiben, und deshalb sowohl zur Landesverteidigung, als zu etwaiger Aufrechthaltung der Ordnung ein weit geeigneteres Institut sind, als die Nationalgarden in Frankreich. Auch hat sich die Zuverlässigkeit der Landwehren in ernstern Stunden bewährt; ja wir haben den erhebenden Augenblick erlebt, wo das ganze Volk dem Aufgebote seines obersten Kriegsherrn mit Freuden Folge leistete und bereit war, wie in den Tagen von 1813, Gut und Blut für die Ehre Preußens zu verspritzen. Reichliche Vorräthe an Kriegsmaterial sind überall aufgehäuft; doch freilich mußte der Natur der Sache nach hier Manches mangelhaft bleiben, da nur die Erfahrung eine vollständige Probe der Zweckmäßigkeit geben, und diese Probe der hohen

Kostspieligkeit wegen nie zur Uebung gemacht werden kann. Wir hoffen, daß die wirkliche Ausführung auch in diesem Punkte nicht ungenügt für Preußen dahingegangen sein wird.

Von der einheitlichen Verwaltung des Staates unter der Leitung des Staatskanzlers, welcher trotz seiner fremden Herkunft sich als ächt preussischer Patriot erwiesen und den früher von ihm gehegten Erwartungen entsprochen hatte, ist schon oben die Rede gewesen, so wie von den Männern, die er an seine Seite berief. Hardenberg blieb den Prinzipien, welche zur Wiebergeburt des Staates geführt hatten, treu. Möglichste Gleichstellung vor dem Rechte, Entfesselung aller Kräfte, welche den tief erschütterten Organismus des Staates neu beleben, jeden Einzelnen zum Wettstreit mit dem Andern anspornen sollte, zur Förderung des Ganzen jegliche Kraft aufzubieten, was um so nothwendiger wurde, als durch die Bewegung, welche durch Napoleon's Einwirkung auch in materiellen Dingen sich über den Continent verbreitet hatte, kein Staat ferner ohne wesentlichen Nachtheil darin zurückbleiben durfte. Wir wissen sehr wohl, daß sich von mancher Seite die Ansicht geltend machte, als sei die Steigerung des Handels- und Gewerbsfleißes der Ruin des Staates, weil er ihn von seinen althergebrachten Grundlagen entferne und die conservativen Elemente lockere. Es mag dies in gewisser Beziehung wahr sein; so viel aber ist gewiß, daß der Gang der Cultur dies unerbittlich verlangt, und gewiß unverzüglich einen Staat in der Lage des preussischen in Nichts hätte versinken lassen, sobald er sich diesem allgemeinen Drange entgegengestellt haben würde. Nur verdoppelte Thätigkeit konnte den Mangel an materiellen Mitteln ersetzen und Preußen einigermaßen im Gleichgewichte mit den übrigen europäischen Großstaaten erhalten. Diese Aufgabe hatte Hardenberg zu lösen, und so mußte er auf dem betretenen Wege beharren. Kurzsichtig sind die, welche ihn beschuldigen, er habe die Leiden des Uebermaßes durch seine Anordnungen herbeigeführt, Leiden, die doch fast sämmtliche Culturstaaten Europas theilen, ohne, wie Preußen, durch die Lage, in welche es gesetzt worden war, dazu in dem Maße gezwungen zu sein.

Für die Verwaltung der Provinzen wurden neue Einrichtungen getroffen. Man rechnete damals zehn: Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Posen, Sachsen, Westphalen, Jülich - Cleve - Berg und Niederrhein. Das Fürstenthum Neuchâtel, welches damals wieder unter preussische Hoheit trat, obgleich es im Verbande der Eidgenossen als Canton der Schweiz blieb. In jeder der zehn Provinzen lag die Centralverwaltung in den Händen eines Oberpräsidenten, der die gesetzmäßige Verwaltung überwachen und als Stellvertreter der Minister dienen sollte, da die alte Einrichtung der Provinzialminister abgeschafft war. In jeder Provinz, die wiederum in Regierungsbezirke getheilt war, traten Regierungs-Collegien für Finanz- und Landespolizei-Angelegenheiten, Oberlandesgerichte für die Gerechtigkeitspflege und Oberconsistorien für die geistlichen Verhältnisse in's Leben.

Ein wichtiger Punkt für das Staatsleben war die Wiedereinführung und Reorganisation des Staatsrathes am 31sten März 1817. In ihm wurden außer den Ministern alle bedeutameren Kräfte des Beamtenthums zusammen genommen, um die Landesgesetzgebung und die wichtigsten Staatsangelegenheiten einer reiflichen Erwägung zu unterwerfen.

Bald zeigten sich freudige Ergebnisse der neuen Verwaltung, vornehmlich in Betreff der Zölle und Verbrauchssteuern. Ueber diese Gegenstände wurde ein wichtiges Gesetz am 26sten Mai 1818 gegeben, durch welches dem bisherigen starren Systeme der Handelsbeschränkung und Bevormundung entsagt wurde. Zu Friedrich's Zeiten und dem großen Könige selbst galt das Geld als das einzige Ziel finanzieller Bestrebungen, und das aus dem Lande Gehen desselben als unbedingt staatschädlich. Der Mehrertrag der Ausfuhr gegen die Einfuhr wurde als ein absoluter Beweis des Vortheils angesehen, das Gegentheil als verderblicher Nachtheil. Deshalb wurden nach Friedrich's System alle Zweige des Fabrikwesens oft mit schweren Kosten und unter den ungünstigsten Verhältnissen hervorgerufen, und dadurch die große Masse der Consumenten einigen wenigen Producenten aufgeopfert. Dieses System paßte nicht mehr zu der schon eingeführten Gewerbefreiheit, ebensowenig, daß man die Ausfuhr der Rohstoffe verbot oder schweren Beschränkungen unterwarf, weil man dadurch den Ertrag des Grund und Bodens und so seinen Capitalwerth und dadurch auch seine Erzeugungsfähigkeit herabdrückte.

Der Zweck dieses neuen Zollgesetzes ging dahin, die Beschränkung des freien Verkehrs zwischen den Provinzen des preussischen Staates, die bisher wie Ausland einander gegenüberstanden hatten, aufzuheben, die Zolllinie überall bis an die Grenzen vorzurücken, durch angemessene Besteuerung des äußeren Handels und des Verbrauches fremder Waaren die inländische Gewerthätigkeit zu schützen und dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Kunstfleiß ohne Erschwerung des Verkehrs gewähren konnte. Alle Kunst- und Naturerzeugnisse fremder Länder dürfen überall in die Grenzen des Staates gebracht, darin verbraucht und durchgeführt werden; allen inländischen Natur- und Kunstzeugnissen ist freie Ausfuhr gestattet. Handelsfreiheit ist die Basis aller Handelsverträge mit anderen Staaten. Derjenige Staat, welcher Preußen Erleichterung und Begünstigung des Handelsbetriebes bewilligt, hat Gleiches bei uns zu erwarten. Wer unseren Handel ausschließt oder drückt, findet bei uns Wieder Vergeltung. Bei der Ausfuhr ist Zollfreiheit Regel. Was durch das Land durchgeführt wird, unterliegt einem mäßigen Ein- und Ausfuhrzoll. Zur Beförderung des inneren Landesverkehrs in allen Theilen sind Binnenzölle aller Art aufgehoben, so wie alle früher bestandenen Communal- und Privatabgaben vom Handel und Verkehr.

Preußen ging hier mit einem schönen Beispiele den übrigen deutschen Staaten voran und that auch bald noch einen zweiten, wichtigen und ungemein erfolgreichen Schritt, um seine Bürger, ja mit ihnen Deutschland um ein

Wesentliches in der Cultur zu heben und ihnen die Concurrenz mit den im Handel- und Gewerbetreiben bevorzugtesten Staaten zu verschaffen. Zu diesem Zwecke mußten die Zolllinien zwischen den deutschen Staaten eben so fallen, wie zwischen den einzelnen preussischen Provinzen. Deshalb ging das Bestreben der Regierung von nun an dahin, vor Allem die Staaten, welche zwischen den preussischen Gebietstheilen lagen und daher am stärksten auf den Verkehr der preussischen Provinzen einwirken mußten, durch ein gemeinschaftliches Zollsystem an sich zu schließen. Wenn dies auch nicht sofort gelang, und wenn auch eine Reihe von Verträgen dazu gehörte, um dieses wichtige, ächt deutsche Institut, das einzige, welches von dem Sinne für gemeinsames Wohl der deutschen Elemente Kunde giebt, zu Stande zu bringen, so ist sein Segen doch darum nicht minder anzuerkennen. Dieser Zollverein, welcher die allerstärksten Proben von seiner Haltbarkeit in der neuesten Zeit gegeben und seine Wohlthaten noch auf einen wichtigen Theil des nördlichen Deutschlands von jetzt an ausdehnen und wiederum reichen Segen von daher empfangen wird — er muß als das Werk des edlen, für das Wohl seiner Völker unablässig bedachten und gegen Andere billig denkenden Herrschers zugeschrieben werden. Wie Friedrich von seinen Urbarmachungen an der Ober sagen durfte, das ist eine Eroberung auf dem Gebiete menschlicher Gessittung, eine Eroberung, die kein Blut und keine Thränen gekostet hat und nicht Soldaten und Kanonen zur Behauptung verlangt, da sie den Halt und das Band in dem gemeinsamen Segen besitzt, so auch der Zollverein. Diesen Bund, der auch in seiner neuen Gestalt noch nicht als abgeschlossen erscheint, sondern durch die Bestimmung:

„Für den Fall, daß andere deutsche Staaten den Wunsch zu erkennen geben sollten, in den durch den gegenwärtigen Vertrag errichteten Zollverein aufgenommen zu werden, erklären sich die hohen Contrahenten bereit, diesem Wunsche, so weit es unter gehöriger Berücksichtigung der besonderen Interessen der Vereinsglieder möglich erscheint, durch deshalb zu schließende Verträge Folge zu geben,“

hielt Preußen dem Zutritt sämmtlicher deutscher Staaten für die Zukunft offen.

Wesentlich mit diesen Bestrebungen für Handel und Gewerbsleben verbunden war die Wiederherstellung eines geordneten, finanziellen Zustandes. Durch die oben erwähnten, unerhörten Leiden der furchtbaren Jahre von 1806 bis 1813 und die glorreichen, aber doch erschöpfenden drei Siegesjahre war eine Staatschuld von 277 Millionen Thalern, von denen 180 Millionen verzinslich, angewachsen. Natürlich war der Credit des Staates nicht eben allzu ausgebehnt. Es kann deshalb als ein Zeichen des großen Vertrauens von Seiten des Auslandes auf seine Lebenskraft angesehen werden, wenn 1819 eine Anleihe von fünf Millionen Pfund Sterling und später die Prämienanleihe von dreißig Millionen Thalern abgeschlossen wurde. Es haben die neuesten Zeiten erwiesen, daß Staaten mit unendlich reicheren Hülfquellen ohne jene vorhergehenden Leiden dieses Vertrauen des Auslandes nicht haben gewinnen können.

Zugleich wurden aber die wirksamsten Maßregeln für die Zinszahlung und zur Deckung der Schulden genommen, auch sofort eine von allen Ministerien und überhaupt von jedem fremden Einflusse freie Behörde zur Hauptverwaltung der Staatsschulden eingesetzt, welche ihr wichtiges Amt auch in der Weise verwaltete, daß Preußens Credit so fest begründet dasteht, als der irgend eines Staates in ganz Europa. Zu gleicher Zeit brachte man auch den Staatshaushalt auf eine feste Norm. Dies geschah in den Jahren 1820 und 1821 und gab so erfreuliche Resultate, daß fern von der Beforgniß eines Deficits die Hoffnung auf Ueberschuß vorhanden war. Es stellte sich für die gesammten Staatsbedürfnisse die runde Summe von fünfzig Millionen Thalern fest.

Zu diesem Staatshaushalts-Etat gehörte der Unterhalt für die königliche Familie nicht. Dieser wurde aus dem sogenannten Kron-Erdelcommiss, d. h. dem Einkommen aus den Domänen der alten Provinzen bestritten, welches auf 3,700,000 Thaler berechnet wurde, während der König für sich selbst und für die prinzlichen Hofstaaten etwa zwei und eine halbe Million Thaler festgesetzt hatte. Mit wahrhaft landesväterlichem Sinne ließ Friedrich Wilhelm III. den Ueberschuß von jährlich 1,200,000 Thalern dem Lande selbst zu Gute kommen. Hiermit nicht zufrieden, verwendete der für seine Person sparsame König, wie wir später auch durch manche Beispiele bestätigen werden, bedeutende Summen vom selbstbestimmten, mäßigen Einkommen für Kunst und Wissenschaft, so wie für andere gemeinnützige Zwecke.

Mit der Feststellung des Finanzwesens hängt der Ursprung einer preussischen Landesvertretung innigst zusammen. Wir haben oben gesehen, wie Stein bei seiner bezweckten Umgestaltung des öffentlichen Lebens in Preußen eine Theilnahme der Nation an der Verwaltung beabsichtigte. Noch ehe er bestimmte Pläne dazu machen konnte, entriß ihn die Vorsehung seinem segensreichen Wirkungskreise. Der Nachfolger Hardenberg theilte dem Wesen nach die Ansichten Stein's; denn ohne Zweifel war er es, welcher den König in dem Laufe der großen Bewegungen von 1813 bis 1815 zu dem Versprechen repräsentativer Einrichtungen veranlaßte. Am 22sten Mai 1815 erschien von Wien aus datirt das bekannte Edict wegen einer zukünftigen, preussischen Landesrepräsentation mit zweckmäßiger Wiederherstellung, und da, wo sie noch nicht vorhanden wären, mit der Bildung von Provinzialständen. Ohne Zweifel wäre auch die Ausführung des Versprochenen erfolgt, wenn nicht in dem ganzen Umkreise der deutschen Staaten nach dem Abschlusse des Friedens eine allgemeine politische Währung und ein jedenfalls mit den Verhältnissen, wie sie in der Wirklichkeit herrschten, in unvereinbarem Widerspruch stehender Drang nach Einigung jedes raschere Vorschreiten auf dem angebahnten Wege unmöglich gemacht hätte. Die unter dem Namen demagogischer Umtriebe bekannten, politischen Wallungen, vornehmlich unter der minder reifen Jugend, konnten unmöglich auf wirklich gereifte Wünsche schließen lassen, und mußte namentlich einen so besonnenen Fürsten, wie Friedrich Wilhelm III., mit einigem Mißtrauen

gegen das wahre Bedürfnis der Völker nach selbstständigen Formen erfüllen. Wie immer jedem ungewissen Versuche abgeneigt, glaubte er, so vorsichtig als möglich mit der neuen Einrichtung vorgehen zu müssen. Daß übrigens der Staatskanzler noch bis in die letzten Jahre seines Lebens an eine Verwirklichung einer allgemeinen Landes-Representation gedacht haben muß, beweist das Finanzgesetz vom 20sten Januar 1820, nach welchem ohne dieselbe keine fernere Anleihe oder Belastung des öffentlichen Creditcs stattfinden sollte. Ein halbes Jahr nach seinem Tode, am 3ten Juni 1823, erschien das Gesetz über die Anordnung von Provinzialständen, auf die wir später noch einmal zurückkommen werden.

In Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten verfuhr Friedrich Wilhelm mit eben derselben vorsichtigen Zurückhaltung. Vor Allem schien ihm die Vermeidung kriegerischer Wechselfälle für Preußen zur ungestörten Entwicklung seiner Kräfte nothwendig. Ein Festhalten an den alten Bundesgenossenschaften, vornehmlich an der mit Rußland, schien ihm bei der in Frankreich trotz aller äußerlichen Ruhe fortbauernben, inneren Gährung vor Allem empfehlungswert. Seine persönliche Freundschaft mit dem Kaiser Alexander blieb warm und aufrichtig; die verwandtschaftlichen Bande durch die Vermählung der ältesten Tochter mit dem Großfürsten Nikolaus, im Jahre 1817, mußten dieses Verhältniß nur noch enger ziehen. Auch mit Oestreich blieb das Vernehmen freundlich, weil Friedrich Wilhelm III. seinerseits unverbrüchlich die heilige Allianz aufrecht zu halten bemüht war, wiewohl Oestreich in den Bundestags-Angelegenheiten ein Uebergewicht, welches eigentlich nicht zu der Stellung beider Staaten während des Freiheitskrieges paßte, in Anspruch zu nehmen begann.

Dem Congreß zu Aachen, im November 1818, wohnte Friedrich Wilhelm III. bei und stimmte gern für Zurückziehung der Besatzungstruppen, sowie zur Aufnahme Frankreichs in den Verein der Großmächte.

Als die Vorgänge in Spanien und Neapel Veranlassung zu einem Einschreiten in diese Länder gaben, da dieselben den in Deutschland wirkenden Gährungstoff durch ihre Bewegung wieder zu beleben schienen, trat Friedrich Wilhelm zuerst im Oktober 1820 zu Troppau, im Januar 1821 zu Laibach mit den befreundeten Monarchen in Verbindung. Auf dem berühmten Congreß zu Verona, im November 1822, erschien er persönlich, nebst dem Kaiser Alexander; beide Regenten folgten den Ansichten des Fürsten Metternich in Bezug auf die revolutionären Bewegungen, welche damals im Süden Europas hauptsächlich wiederklangen und auch die Griechen zum Kampfe für Unabhängigkeit von der türkischen Macht angeregt hatten.

Von dort aus machte er einen Ausflug durch Mittel- und Süd-Italien, sah in Rom den ehrwürdigen Papst Pius VII. und trat, der erste König der protestantischen Preußen, mit dem Oberhirten der katholischen Religion in persönlich freundschaftliche Beziehung.



Obſchon er für ſich dem edlen Drange der Griechen zum Kampfe für ihre Selbſtändigkeit nicht abgeneigt war, ſo erkannte er doch zu gut, wie wenig es dem preußiſchen Staate frommen dürfte, wenn Rußland die unbedingte Herrſchaft über die Pforte erlangte, oder die ihr gehörigen Länder auf europäiſchem Gebiete an ſich reißen würde; daher ſuchte er im Jahre 1829 den Frieden zwiſchen Rußland und der Türkei zu vermitteln, wenn auch ſein Auftreten milder war, als das ſeines Vaters in den Jahren 1791 und 1792 den ehrsüchtigen Abſichten der beiden Kaiſerſtaaten gegenüber.

Am entſchiedenſten trat ſeine gemäßigte, von allen vorgefaßten Meinungen entfernte Geſinnung zu der Zeit hervor, wo in Frankreich der Thron der ältren Bourbonen zuſammenſtürzte, und eine mit revolutionären Ideen gegründete Herrſchaft emporkeimen ließ. In reifer Erwägung, daß es das ſchlechteſte Mittel von der Welt ſei, wenn man, um die Macht legitimer Fürſten zu ſchützen, einen zweiten Revolutionskrieg veranlaſſen wollte, hielt er die zum Kampfe erhobenen Arme zurück und vermittelte ſogar den Eintritt der neuen Regenten in den Kreis der rechtmäßigen Herrſcherhäuſer.

Mit eben dieſer weiſen Mäßigung, dem Grundzuge ſeines edlen Charakters, verfuhr er auch in religiöſen Angelegenheiten. Auf dieſem Gebiete entfaltete er ſich freier und ſelbſtändiger, weil er ſich ſeiner wahrhaft chriſtlichen Auffaſſung der Lehre des Heilandes bewußt und nicht unerfahren in dem Gange des Reformationsweſens war, ſo wie namentlich in den Schriften Luthers welche er, obſchon dem reformirten Bekenntniſſe angehörig, als Leitſtern für ſeine religiöſe Auffaſſung betrachtete. Von Anfang ſeiner Regierung an hatte er deßhalb auf die Möglichkeit einer Einigung der beiden Hauptbekenntniſſe der Evangelischen gedacht, wie dies bei ſeinem religiöſen Sinne und den Wünſchen ſeiner Vorfahren in dieſer Beziehung ganz natürlich erſcheinen muß. Schon bei Gelegenheit der Einſegnung des Kronprinzen, am 20ſten Januar 1813, äußerte er zu den bei ihm verſammelten Geiſtlichen Sacé, Ribbet, Ofſelsmeier und Gylert: „Da ſtehen Sie nun als Brüder zuſammen, verkündigen Ein Evangelium des Friedens und ſind doch von einander getrennt durch Confeſſion; die Einen nennen ſich lutheriſch, die Anderen reformirt. Miſerabel! Sollten mit einander verbunden ſein!“ Doch die Zeit war nicht geeignet, ſolche Dinge, die gar leiſe und umſichtig angefaßt ſein wollen, durchzuſetzen, da es erſt galt, die politiſche Selbſtändigkeit des Volkes nach außen hin zu behaupten.

Es war aber gewiß, daß er früher oder ſpäter darauf zurückkommen mußte, denn ſein heißer Drang nach evangeliſcher Auffaſſung des Chriſtenthums litt kein laues Abſtehen. Ihm galten, ebenſowenig, wie den frommen und gemäßigten Männern ſeiner Umgebung, weder Luther's, noch Calvin's Worte als unbedingte Autorität, ſondern dieſe ſuchte er nur in der Uebereinstimmung ihrer Worte mit den ewig unvergänglichen Lehren des Heilandes ſelbſt. Auch war ihm nicht unbekannt, daß Luther niemals die von ihm

gereinigte und neubelebte Kirche nach seinem Namen benannt und seine Worte zu einer neuen päpstlichen Autorität gemacht wissen wollte.

Als nun der Friede geschlossen, die großen europäischen Verhältnisse erlebte, die inneren Angelegenheiten des Staates dem Wesentlichen nach wieder geordnet waren, da nahte das dreihundertjährige Reformationsfest. Dieses glaubte er auf keine würdigere Weise begehen zu können, als durch den Versuch, das lang gewünschte Werk der Union wirklich zu Stande zu bringen. Zu diesem Zwecke trug er dem Hofprediger Eylert auf, eine öffentliche Erklärung abzufassen. „Schon meine Vorfahren haben, so sollte der Inhalt lauten, die Union als ein gutes, nützlichcs und der Reformation angemessenes Werk gewollt; es mißlang aber an der Streitsucht der damaligen Theologen. Die jetzigen sind hoffentlich friebliebender und einsichtsvoller, ohne indifferent zu sein. Ich will aber hierin nichts anordnen und befehlen, denn sie ist eine Sache des Herzens und der freien Gefinnung. Dieser möge ein Jeder folgen, und die äußere Gestaltung wird sich von selbst bilden, wenn der Sinn auf das innere Wesen selbst gerichtet, wahrhaft fromm und christlich ist. Ich für meine Person bekenne mich mit meinem ganzen Hause von da an zur evangelischen, unierten Kirche und werde in diesem Geiste das Säcularfest der Reformation und des heiligen Abendmahls feiern.“ Auf diese Grundlage wurde am 27sten September 1817 an die Consistorien, Synoden und Superintendenten folgendes Proklama über die gewünschte kirchliche Union erlassen:

„Schon meine in Gott ruhenden, erlauchten Vorfahren, der Kurfürst Johann Sigismund, der Kurfürst Georg Wilhelm, haben, wie die Geschichte ihrer Regierung und ihres Lebens beweist, mit frommem Ernst es sich angelegen sein lassen, die beiden protestantischen Kirchen, die reformirte und lutherische, zu Einer evangelisch-christlichen in ihrem Lande zu vereinigen. Ihr Andenken und ihre heilsame Absicht ehrend, schließe ich mich gern an sie an und wünsche, ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen, unglücklichen Seltengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitiget und die Hauptsache im Christenthume, worin beide Confessionen Eins sind, festhält, zur Ehre Gottes und zum Heile der christlichen Kirche in meinen Staaten zu Stande gebracht und bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation damit einen Anfang gemacht zu sehen.“

„Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden, nur durch äußere Unterschiede getrennten protestantischen Kirchen ist den großen Zwecken des Christenthums gemäß; sie entspricht den ersten Absichten der Reformatoren; sie liegt in dem Geiste des Protestantismus; sie befördert den kirchlichen Sinn; sie ist heilsam der häuslichen Frömmigkeit; sie wird die Quelle vieler nützlichcn, oft nur durch den Unterschied der Confession bisher gehemmten Verbesserungen in Kirchen und Schulen.“

„Dieser seltsamen, schon so lange und auch jetzt wieder so laut gewünschten und so oft vergeblich versuchten Vereinigung, in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neubelebte, evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifter werden, steht kein, in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr entgegen, sobald beide Theile nur ernstlich und redlich in wahrhaft christlichem Sinne se wollen, und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, welchen wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren.“

„Aber, so sehr ich wünschen muß, daß die reformirte und lutherische Kirche in meinem Staate diese meine wohlgeprüfte Ueberzeugung mit mir theilen möge, so weit bin ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt, sie aufzubringen und in dieser Angelegenheit etwas verfügen oder bestimmen zu wollen. Auch hat diese Union nur dann einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung, noch Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgehet, und nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen nach ächt biblischen Grundsätzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat.“

„So wie ich selbst in diesem Geiste das bevorstehende Säkularfest der Reformation in der Vereinigung der bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam zu Einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiern und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe ich, daß dies mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden in meinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden möge.“

„Der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synode überlasse ich die äußere, übereinstimmende Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in ächt christlichem Sinne dem folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig ohne alle unlaunteren Nebenabsichten auf das Wesentliche und die große heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden, und so das Äußere aus dem Innern einfach, würdevoll und wahr von selbst hervorgehen wird. Nicht der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo unter Einem gemeinschaftlichen Hirten Alles in Einem Glauben, in Einer Liebe und in Einer Hoffnung sich zu Einer Herde bilden wird.“

Man kann nicht minder diese ächt christlich gefinnte Erklärung, als den schönen Aufruf Friedrich Wilhelms an sein Volk sein Werk nennen, da er nicht nur die Anregung dazu gegeben, sondern auch wesentlich durch Besprechung der einzelnen Punkte seinen Geist in die Worte hat einfließen lassen.

Am 21sten October 1817 wurde das Reformationsfest mit großer Feierlichkeit im ganzen preussischen Staate begangen; der König selbst mit seiner

Familie feierte es in Potsdam und nahm hierauf das Abendmahl in einer Form, wie die zum Behufe des Unionswerkes niedergesetzte Commission, bestehend aus dem Bischofe Sack, den Präpsten Ribbeck und Panstein, dem Feldpropst Oßelmeier und dem Hosprediger Eylert, in schöner Einigkeit festgestellt hatte, indem sie allerdings die symbolischen Bücher ihrer Confessionen für bindend erklärte, allein nicht weil, sondern insofern sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten, und so in ächt evangelischem Sinne die Freiheit und den kirchlichen Glauben festhielt.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß von manchen Seiten her sich entschiedener Widerspruch gegen diese Union erhob. Fern davon, solche Regungen überall nur der Eigensucht zuzuschreiben, erkennen wir gern an, daß eheliche und aufrichtige Ueberzeugung zu solchem Eifer treiben kann, obschon er stets bedauernswerth und verwerflich erscheint, sobald er sich zur rücksichtslosen Verbammung hinreißen läßt. In dieser Weise verfuhr der Prediger Claus Harms in Kiel, welcher, als ob er dadurch den Namen Luthers ein würdiges Opfer brächte, wie jener, an dem Tage, wo in den preussischen Kirchen das Reformationsfest im Sinne der Union gefeiert wurde, verdamnende Thesen gegen die Annäherung an das Bekenntniß der Calvinisten schleuderte. Die in scharfer Weise und in einem Tone, welcher allerdings an Luther's Entschlossenheit erinnerte, abgefaßte Schrift machte Viele bedenklich und hätte vielleicht schlimmere Folgen gehabt, wenn nicht der größte theologische Geist seiner Zeit, Schleiermacher, den Ungrund jener Vorwürfe mit eben so vieler Wissenschaftlichkeit, als wahrhaft christlicher Gottesfurcht in ihr Nichts zurückgewiesen hätte. In seiner geistreichen Gegenschrift beweist er schlagend, daß der Prediger Claus Harms bei seinem heftigen Angriffe sich in den engen, kleineren Grenzen seiner einseitigen Confession bewege und nur als ein dogmatischer Lutheraner streite. Als solcher betrachte er die Reformation nicht als eine univervelle Weltbegebenheit, sondern als eine particuläre Sache einer einzelnen Kirchenpartei, neben welcher es noch viele andere gäbe. Aus der großen Evolution der fortschreitenden Zeit und ihrem erst nach Jahrhunderten sichtbaren Zusammenhange reiße Harms ein Fragment heraus und mache dieses zum Centrum, das doch in der Sache selbst liege. Luther und Melancthon, Zwingli und Calvin wären mit ihren übrigen Mitarbeitern nicht die Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge, sondern nur die Werkzeuge der göttlichen Vorsehung, und ihr höchster und schönster Ruhm sei und bleibe der, daß sie gewürdigt wurden, es zu sein. Auch haben sie nichts Neues gemacht, sondern das Alte so von dem bedeckenden Schmutz und Unrath der Hierarchie und ihrer Formen gereinigt, daß es in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hervortreten und sich geltend machen konnte. Das Werk der Reformation war und ist also nicht die Stiftung einer lutherischen Kirche, wogegen Niemand eifriger protestirte, als Luther selbst, nicht die Stiftung einer reformirten, sondern die Wiederverherrlichung und Befeligung der evangelischen Kirche, die

Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes als ihr Schöpfer leitet und regiert. Er ist der belebende Mittelpunkt derselben; von ihm geht Alles aus, auf ihn Alles zurück; er ist Anfang und Ende; an ihn glauben wir; durch ihn allein werden wir selig; er hat uns theuer erkaufte, nicht mit vergänglichem Silber und Gold, sondern mit seinem heiligen, unschuldigen Blute; er ist Alles in Allem. Wir dürfen uns also nicht lutherisch, nicht reformirt, wir müssen uns nach ihm und seinem heiligen Evangelium evangelische Christen nennen; schon in unserem Namen muß unser Glaube und unser Bekenntniß liegen. Diese Benennung ist also die richtige, ursprüngliche, sie bezeichnet unsere Vorzüge, unsere Rechte und Pflichten; sie vereinigt das Getrennte, sie sammelt das Getheilte, sie concentriert alle Glieder unter einem Haupte. Die Union achtet und ehrt die Bekenntnißschriften der Reformation, aber bei ihr bleibt sie nicht stehen; sie geht mit Luther und den übrigen Reformatoren im 16ten Jahrhundert zurück in jene Zeit, in der Christus lebte und starb; nur ihn hört sie, nur ihn meint sie, nur an ihn glaubt sie, vor ihm, dem alleinigen Meister und Seligmacher, treten alle Menschen, auch die besten, ehrfurchtsvoll zurück. In diesen, den historisch einzig wahren Gesichtspunkt tritt die unierte Kirche in aller ihrer Herrlichkeit und Einheit als ein unsterbliches Werk ein und aus Gott hervor, welches seine Befehle erfüllt und den Willen Jesu Christi that, seine Weissagungen in That setzt und die Reformatoren, und besonders Luther, durch welche wir durch die Nacht abergläubischer Jahrhunderte auf diesen Lichtpunkt hindurch gedrungen sind, am meisten und besten dankbar ehrt.

Wie die Reformation, so konnte auch die Union erst durch Widerspruch und Kampf, denn so ist einmal die Gottesordnung, einen breiteren Grund und Boden in dem Volke gewinnen, welches erst durch einige stürmische Bewegungen aufgeschüttelt werden muß, um das, was man ihm aufdringen oder nehmen will, in seinem wahren Werthe zu schätzen. So leisteten denn Harms und seine Genossen der Sache, ohne es zu wollen, vielleicht den wesentlichsten Dienst.

Jedoch blieb die schöne Verwirklichung langgehegter christlicher Bestrebungen nicht ohne bebauernswerthe Folgen. Denn obwohl der gesunde Sinn des Volkes die Wohlthat der neuen Schöpfung anerkannte, fehlte es nicht an ernstem Widerstande von Seiten mancher Geistlichen, die sich zum Märtyrthum für ihre kirchlichen Ansichten hergaben. So der Prediger und Professor Scheibel in Breslau, und mit ihm einige Gesinnungsgenossen, an welche sich auch der bekannte Steffens angeschlossen; es blieb der sonst schonend verfahrenenden Regierung nichts Anderes übrig, als sie ab officio zu suspendiren. Es lehrten, wie wir sehen, die Zeiten des großen Kurfürsten gewissermaßen wieder zurück.

Doch diese Erscheinungen blieben vereinzelt; im Großen und Ganzen fügten sich die Gemeinden gern dem Wunsche des erleuchteteren Theiles der Nation und erkannten mit ihm die von dem Könige für die Verbreitung wahrhaft christlichen Lebens gebotene Form dankbar an. In weniger als einem Menschenalter hat sich das Gefühl der inneren Einheit beider Confessionen so

ganz des religiösen Bewußtseins bemächtigt, daß die jüngeren Generationen kaum noch eine Ahnung von der ehemaligen Trennung zurückbehalten haben, und der Unterschied nur noch im abstrakten Begriffe, nicht mehr in dem religiösen Gefühle vorhanden ist. Um so trauriger, wenn die neueste Zeit recht ernstliche Versuche gemacht hat, den alten, so glücklich geheilten Riß zu erneuern. Abgesehen von dem Nachtheile für die evangelische Auffassung der christlichen Lehre, sehen wir in diesem Streben mit Bedauern ein verdammdendes Urtheil über Friedrich Wilhelm III., der als ein Muster wahrhaft christlich frommer Gesinnung und als das schönste Vorbild eines evangelischen Fürsten und Schützers des evangelischen Bekenntnisses gelten kann.

Wenn wir mit Freuden anerkennen, welch ein großes Verdienst Friedrich Wilhelm III. sich um die evangelische Lehre und ihre Befenner erworben und wie kräftig er seine zweckmäßigen Maßregeln durchgeführt hat, so müssen wir zugeben, daß es ihm in Beziehung zur katholischen Kirche und ihrer friedfertigen Stellung im Staate weniger geglückt ist. Seine milde, christliche Gesinnung vermittelte eine freundlichere Stellung zu der römischen Kirche und zu deren Haupte, als bisher bei irgend einem preussischen Herrscher stattgefunden hatte. Von Verona aus, wohin den König die großen, europäischen Fragen gerufen hatten, begab er sich zum Papst Pius VII., mit welchem schon ein Jahr zuvor, am 23ten August 1821, durch die Bulle de salute animarum über die Stellung der römisch-katholischen Kirche und ihre Rechte in Bezug auf die allgemeinen Regierungsgrundsätze ein Abkommen getroffen war. Der Zuwachs an katholischen Unterthanen in der Rheinprovinz vor Allem hatte diese Rücksicht als nothwendig erscheinen lassen. Allein diese Maßregel genügte nicht; es entbrannte ein bedenklicher Streit, vornehmlich über die gemischten Ehen und führte mit mehreren Häuptionern der katholischen Kirche zu schmerzlichen Zerwürfnissen. Einige wurden sogar aus ihren Sprengeln entfernt. Der Streit fand unter Friedrich Wilhelm III. Regierung keine Erledigung, und wird sie auch sobald nicht finden, da überhaupt die römisch-katholische Hierarchie die Zeit für günstig zu erachten scheint, um fast in allen protestantischen Staaten mit nie bisher bewilligten Forderungen hervorzutreten und so nach einer außer den Verträgen liegenden Machtausdehnung zu streben.

Mit der Sorge für die religiösen Interessen geht in protestantischen Staaten in unumgänglicher Nothwendigkeit die für die Bildung des Volkes Hand in Hand. Dies sah der ächt protestantisch denkende Friedrich Wilhelm III. ein und spendete mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit reiche Mittel für alle Stufen des öffentlichen Unterrichts. Wir haben oben gesehen, wie er von den ersten Tagen seiner Regierung an als eine seiner Hauptpflichten ansah, für das Schulwesen, namentlich die Volksschulen zu sorgen, und hierbei, wenn die Privatkräfte der Gemeinden nicht hinreichten, auf die Mitwirkung der Staatskräfte verwies.

In diesem Sinne hat er auch redlich während seiner dreiundvierzigjährigen Regierung gearbeitet. Wie viel guten Willen die früheren Regenten gezeigt hatten, so war doch noch im Ganzen außerordentlich wenig geleistet worden, und Preußen stand in Beziehung auf seine Schuleinrichtungen keinesweges höher, als andere deutsche Staaten. In den ersten zehn Jahren seiner Regierung, obschon sie größtentheils materiell als glückliche zu benennen sind, wurde wenig mehr gezeigt, als die edle Absicht. Gerade in den unglücklichen Zeiten begann auch hier ein wirksames Streben und fand die kräftigste Fortsetzung nach Wiederherstellung des europäischen Friedens. Mit unermüdlicher Thätigkeit wirkte das geistliche Ministerium, namentlich unter der Leitung des Ministers Altenstein, der hier erst den ihm gebührenden Platz fand, auf die Entwicklung der Bürger- und Volksschulen. Da sich ihnen die Regierung mit vollem Ernste zuwendete, so entstand auf diesem Gebiete neubelebte, rührige Thätigkeit, indem nicht nur größere Geldmittel für diese Zwecke flüssig gemacht, sondern den auf diesem Felde verdienten Männern Orden und andere königliche Gunstbezeugungen zugewendet wurden, was bisher im preussischen Staate, selbst unter der Regierung des für Wissenschaft und Bildung persönlich so unablässig thätigen Friedrich II., niemals geschehen war. Bald stand Preußen nicht nur keinem deutschen oder gar auswärtigen Volke in diesem Zweige staatlicher Fürsorge nach, sondern diente sogar zum allgemeinen Muster; denn wer weiß nicht, daß in den letzten Jahrzehnten Friedrich Wilhelm III. von den fernsten Ländern, wo germanische Bildung herrscht, ja sogar von Stämmen, die derselben bisher fremd geblieben waren, wißbegierige Forscher herbeieilten, um hier mustergültige Einrichtungen kennen zu lernen.

Neben den Volks- und Bürgerschulen entwickelten sich auch reichhaltiger als je Gymnasien und Universitäten. In ersteren wurde, wie es die schöne Kabinettsordre vom Jahre 1798 verhieß, der Unterrichtsplan auf zeitgemäße Art geändert und ausgedehnt, indem man neben den alten Sprachen auch den sogenannten Realien, namentlich der Mathematik und den Naturwissenschaften eine Stelle anwies, zweckmäßige Prüfungs-Reglements entwarf und dadurch einseitiger Willkür in den Forderungen an die Jugend wehrte. Es wuchsen die Gymnasien an Zahl und Ausdehnung, so wie an den nöthigen Lehrmitteln, denn die höchste Anerkennung trieb zu allgemeinem Wettstreit.

Nicht minder ergriff die höchsten Bildungsanstalten ein ähnlich rühmlicher Wettstreit. Die Universität in Berlin wurde im Jahre 1809 gestiftet, die Hallische durch die Vereinigung mit der Wittenberger, die Breslauer durch Verschmelzung mit der von Frankfurt neu belebt und verstärkt. In ihre Mitte berief man bedeutende Talente, und die preussischen Universitäten, besonders die der Hauptstadt, galten als die vorzüglichsten Quellen für reine wissenschaftliche Ausbildung.

Zumal fanden die spekulativen Wissenschaften, obwohl Friedrich Wilhelm III. kein besonderer Freund von ihnen war, auf den preussischen Bildungs-

Anstalten treue und sorgliche Pflege; denn der edle Fürst wurde durch einen richtigen Takt geleitet, daß wahre Erkenntniß die sicherste Grundlage einer beglückenden Gottesanschauung und eines wahrhaft befriedigenden Staatslebens sei. Es stimmte dies mit seinem Eifer für die Reformation und deren erhabene Stifter vollkommen überein. Dank ihm dafür, dem pflichtgetreuen Herrscher, so wie seinem einsichtsvollen Minister und den Männern, welche beiden ihre kräftigen Dienste zur Vollführung des edlen Zweckes widmeten.

Ein äußerst wichtiger Punkt für die Rätbe des Königs war die Sorge für die Ausführung des am 22sten Mai von Wien aus gegebenen königlichen Versprechens, nach welchem die bisher in Preußen herrschende, unumschränkte Monarchie durch repräsentative Elemente eine volkstümliche Unterstützung erhalten sollte; denn man hatte sich ja in den vergangenen, schweren Zeiten hinlänglich überzeugt, daß ein wohlgeschultes Beamtenthum bei solchen Verhältnissen nicht ausreichte. Der König, so wie sein Kanzler, war auch dazu entschlossen, allein nun erhob sich die schwierige Frage, wie weit bei der Einführung solcher neuen Institutionen zum Heile des Ganzen gegangen werden durfte, namentlich in Preußen; denn, wenn schon in allen übrigen deutschen, wie europäischen Staaten Schöpfungen der Art, wie die Praxis hinreichend erwiesen hat, unendliche Schwierigkeiten entgegenstellen mußte, was hatte nicht erst Preußen zu überwinden?

Der Wiener Friede hatte dem preussischen Staate theilweis widerstrebende, theils gleichgültige Elemente, statt alter, treuer, durch Gewohnheit und Liebe an das herrschende Fürstenhaus gefesselte Unterthanen gegeben. Noch nicht gewöhnt an den ihnen neuen Staatskörper, in den sie sich doch einleben mußten, durfte eine unbedingt freie, repräsentative Bewegung leicht ähnliche Zustände hervorrufen, wie wir sie unter dem großen Kurfürsten, nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens, berichtet haben. Konnte dies einem Staate frommen, auf den die Großmächte Europas mit argwöhnischer Eifersucht blickten? Jeder Unbefangene wird dies verneinen und begreifen, wie der König, wie besonnene, preussische Staatsmänner, trotz aller Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Institutionen, für den Augenblick in Bezug auf dieselben Anstand nahmen.

Unmöglich konnten die Bewegungen, welche vom Jahre 1818 an in den deutschen Staaten begonnen und nur eine einheitliche Verfassung mit Beseitigung aller historisch vorhandenen Elemente zum Ziele hatten, preussische Staatsmänner zur lebhafteren Betreibung repräsentativer Einrichtungen anregen, da sich doch offenbar, wie heut zu Tage von allen vernünftig gesinnten Freunden deutscher Unabhängigkeit anerkannt wird, keine Selbstständigkeit deutscher Elemente ohne einen festen, preussischen Kern denken läßt. Dieser mußte erst gebildet werden, wenn sich nicht Alles in neue Haltungslosigkeit verlieren sollte.

Auch das, was seit dem Jahre 1820 in den südeuropäischen Ländern geschah, konnte für Preußen keine Aufforderung zu rascherer Ausführung des



gegebenen Versprechens bieten. Am 5ten Juni 1823 trat die Regierung mit dem ersten, begreiflicher Weise nur schüchtern gewagten Schritte hervor, der offenbar nach dem schon oben erwähnten Gesetze vom 20sten Januar 1820 nicht der letzte bleiben konnte, sobald man sich nicht mit dem Trugbilde eines ewigen Friedens für Preußen täuschen wollte. Es erschien, wie wir schon oben gesehen haben, das Gesetz über die Anordnung der Provinzialstände. Um sich so weit als möglich von den mit immer größerem Verdachte angesehenen, neuen Theorien fern zu halten, so wollte man diese ständische Institution so eng als möglich den älteren, deutschen, ständischen Verfassungen anschließen und ihr das beifügen, was der neue Entwicklungsgang des preussischen Staates als nothwendig herausstellte.

Um dies zu bewerkstelligen, war eine Commission unter dem Vorsitze des Kronprinzen mit der Erledigung dieser Arbeit beauftragt worden. Aus allen Provinzen hatte man einflussreiche und erfahrene Männer darüber zur Berathung gezogen. Auf ihren Bericht wurde verordnet:

- 1) Es sollen Provinzial-Stände in der Monarchie in Wirksamkeit treten.
- 2) Das Grundeigenthum ist Bedingung der Standtschaft.
- 3) Die Provinzial-Stände sind das gesetzmäßige Organ der verschiedenen Stände in jeder Provinz; an sie gelangen die Gesetz-Entwürfe, welche allein die Provinz angehen, zur Berathung; ihnen werden, so lange keine allgemeine, ständische Versammlungen stattfinden, alle Vorschläge, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstande haben, so weit sie die Provinz betreffen, zur Berathung vorgelegt; die Communal-Angelegenheiten der Provinz werden ihren Beschlüssen, vorbehaltlich königlicher Genehmigung und Aufsicht, überlassen. Es stellt sich also durch diese Verordnung heraus, daß mit den ständischen Einrichtungen in Bezug auf die Provinzen ein Versuch gemacht werden sollte, um das Institut zu fernerer Entwicklung zu benutzen.

Bald hierauf folgten die näheren Bestimmungen für die einzelnen Provinzen. Die Entscheidung, wenn eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein würde, behielt sich der König vor. So war wenigstens der Weg für eine Ausbildung des Volkes für provinzielle und demnach einer allgemeinen, den ganzen Staat umfassenden Gesetzgebung vorbereitet. Wie wenig auch Anfangs von der Thätigkeit dieser ständischen Versammlungen gehalten wurde, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich in ihnen der Sinn für öffentliche Angelegenheiten entwickelte, und daß sich in ihnen und durch sie eine reiche Fülle von politischen Kräften für das preussische Gemeinwesen entfaltete. Wer durch die Lehren der Geschichte mit dem Entwicklungsgange der öffentlichen Institutionen anderer großer Völker bekannt ist, wird wissen, daß die Anfänge nicht umfangreicher waren, als bei uns; auch ist es vielleicht zu bedauern, daß die weitere Fortbildung unseres Staatslebens nicht stätiger diesen ersten Entwicklungsmomenten gefolgt ist.

Von positiven Folgen der ständischen Provinzial-Verhandlungen ist die von den ost- und westpreussischen Ständen vorgeschlagene, von dem Könige genehmigte und später auch von den anderen Provinzen angenommene Einführung der Schiedsrichter zur Vereinfachung der Justizpflege besonders hervorzuheben (1827).

Die große Bewegung, welche nach dem Sturze der älteren Bourbonen, im Juli 1830, einen großen Theil Europas ergriff, war dem Fortschritte der ständischen Institute keinesweges günstig. Es erwachte von Neuem die Besorgniß vor zu schnellem Gange der Dinge. Das umsichtige Benehmen des Königs in den politischen Verwickelungen, welche aus den Juliereignissen zu folgen drohten, und wiederum einen Beweis für den durch reiche Erfahrung gewonnenen, richtigen Takt gab, erhielt auch im Ganzen und Allgemeinen die Zufriedenheit in dem weiten Umkreise des preussischen Gebietes, zumal, da mit ununterbrochener Thätigkeit an der geistigen, wie materiellen Cultur redlich und gewissenhaft gearbeitet wurde.

In dieser stillen, aber segensreichen Wirksamkeit nahte endlich für Friedrich Wilhelm III. die Stunde des irdischen Scheidens. Wer erinnert sich nicht mit tiefer Erschütterung des verhängnißvollen Augenblicks, wo nach kurzer Krankheit die überraschende Kunde erscholl: „Friedrich Wilhelm III., der Gerechte, ist nicht mehr.“ (7ten Juni 1840.) Da flossen Thränen der wahrsten und tiefsten Behmuth. Alles drängte sich, um noch die letzten Reste des geliebten Monarchen zu erblicken und sein segnendes Gebet dem zum ewigen Frieden eingegangenen Gerechten nachzusenden und vom Himmel zu erstehen, daß der Geist der Weisheit und Liebe, welcher ihn belebte, fort und fort über seinem Volke walten möchte.

### Friedrich Wilhelm III. Charakter, Königin Luise und die königliche Familie.

Friedrich Wilhelm III. Segenspenden für das preussische Volk würden wir nur zur Hälfte begreifen, wenn wir nur die Geschichte seiner Regierung und seine öffentliche Thätigkeit in's Auge faßten; denn wie heilbringend diese auch immerhin war, so wurde sie doch von dem Einfluß überboten, den das schöne Vorbild eines in jeder Beziehung edlen Lebenswandels auf sein mit treuer Hingebung zu ihm aufblickendes Volk ausübte.

Es ist eine große Sache bei einem Regenten um einen durchaus sittlichen Charakter; er ist zwar minder glänzend, als Helbenthum und geniale Herrschergröße, doch sind seine Einwirkungen oft, wenn auch nicht so schlagend, segensreicher, denn sie schützen ein unzerreißbares Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Volk und Fürsten, und hierauf gründet sich gewiß die sicherste Hoffnung auf Festigkeit und Dauer eines Staates. Eine sittliche Erscheinung der Art war Friedrich Wilhelm III. auf dem Throne, nicht nur

stlich in den Privatverhältnissen, sondern auch als Herrscher, ohne je dem Grundsatz zu huldigen, der den Jesuiten vorgeworfen wird, und dem nicht selten auch Regenten folgen zu müssen gemeint haben, nämlich, daß der gute Zweck auch wohl eine Täuschung, ein Abweichen von der wahren Ueberzeugung gestatten dürfe. Wir haben schon in den religiösen Verhältnissen die unerbürdliche Heuchelei der Gesinnung anerkannt, mit welcher er nur das, was volle Ueberzeugung in ihm war, nicht nur für sich, sondern auch für Andern wollte, und daß er nichts mehr haßte, als heuchlerisches Vorgeben von Meinungen, die von der inneren Ueberzeugung abwichen.

Gehen wir nun zu den Einzelheiten der Betrachtung seiner Person und persönlichen Verhältnisse über.

In Bezug auf äußere Erscheinung, nichts Unwesentliches bei einem Herrscher, hatte ihn die Natur keinesweges stiefmütterlich begabt; denn mit einer kräftig hochgewachsenen Gestalt verband er eine edle, mit königlicher Würde ausgestattete Miene. Seine Haltung war, wie sie sich herbömmlich für einen preussischen Herrscher ziemte, militärisch-straff. Trotz des Ernstes, der in den edlen Zügen herrschte, fehlte dem Auge der Ausdruck der Milde nicht, und um den Mund spielte nicht selten ein Zug gemüthlicher Satire. Zu Pferde, und er ritt sehr gut, machte sich seine Erscheinung vorzüglich geltend.

Diesem edlen Aeußeren fehlten nicht geistige Vorzüge, wenn wir nicht etwa den idealen Maßstab eines Friedrichs II. an ihn legen wollen. Die Grundlage seines Wesens bildete ein gesunder, durch keinerlei Richtung getrübt Menschenverstand, der ihn zur sicheren Beurtheilung praktischer Angelegenheiten leitete, und man darf mit Recht seinen richtigen Tact in großen und kleinen Verhältnissen des Lebens rühmen. Wenn ihm auch der durchdringende Blick und der rasche, stets fertige Entschluß Friedrichs II. fehlte, so hatte er doch denselben redlichen Sinn dieses großen Fürsten für das Wohl seines Volkes, so wie die treue Hingebung an seinen hohen Beruf. In richtiger Würdigung seiner Fähigkeiten, die er niemals zu hoch, wohl jedoch öfter zu niedrig anschlug, hörte er die verschiedensten Ansichten seiner Diener parteilos an und suchte durch längeres Prüfen und Ueberlegen ein freies Urtheil zu erhalten. Diesem Sinne gemäß legte er auch auf Gewissenhaftigkeit und Treue bei seinen Beamten stets einen großen Werth, ja einen größeren, als auf den Wortsinne der erlassenen Gesetze, weil in der That, wie dies eben in dem höchsten Grade Friedrich der Große beweist, auf die Ausführung der Institutionen weit mehr ankommt, als auf diese selbst.

Ueber den richtigen Tact Friedrich Wilhelms haben wir ein wichtiges Zeugniß von dem selbst genialen und von ihm sehr weit verschiedenen Minister Stein: „Der König, sagt er, ist der Einsichtsvollste und Geseheneinste von uns Allen, ohne es zu wissen, wie gerade der wahrhaft gute Mensch nicht weiß, daß er gut ist.“ Allein eben der Mangel an Selbstvertrauen, den Stein hier in seiner Beurtheilung hervorhebt, hatte ihn in den früheren Regierungsjahren

wo ihm die Erfahrung noch nicht hülfreich zur Seite stand, und äufere Verhältnisse den preußischen Staat in eine fast unlösbar schwierige Lage versetzt hatten, nicht gerade irre geleitet, aber den rechten Augenblick des Handelns mitunter versäumen lassen.

Friedrich Wilhelm war so glücklich, in seinen Regierungsjahren seit der Wiederherstellung des Friedens nicht mehr in so petulische Momente eines schnellen Entscheidens versetzt zu werden, sondern seine Aufgabe blieb von nun an, still und unvermerkt an der Fortentwicklung des verjüngten preußischen Staates zu arbeiten. Da konnte Alles, was irgend auf neuen Prinzipien oder Ideen beruhte, meistens ohne Gefahr lange geprüft und erwogen werden, ohne schlagend vernichtende Folgen herbeizuführen, wenn auch vielleicht sich das Gute minder rasch entwickelte.

Einen Beweis übrigens von der richtigen Einsicht, mit welcher er alle Dinge behandelte, erweist seine Stellung zur spekulativen Wissenschaft, namentlich der Philosophie; denn obschon er seiner persönlichen Neigung nach mit einem gewissen Mißtrauen auf sie blickte, auch wohl mitunter im Kreise vertrauterer Personen seine Scherze darüber nicht zurückhielt: so hinderte ihn diese Privatansicht doch keinesweges, vor Kant's Bestrebungen die größte Hochachtung zu hegen, den des Atheismus in Jena angeklagten und von Wölfe mit zu großer Willfährigkeit aufgegebenen Fichte in seinen Staaten anzustellen, Schelling zu achten und Hegel, so wie seine Schüler, mit ganz besonderem Wohlgefallen an seine Hochschulen zu berufen.

Dieselbe Bemerkung bringt sich uns bei Friedrich Wilhelm III. in Beziehung auf die bildenden Künste und sogenannten schönen Wissenschaften auf. Obgleich kein Mann von schwunghaftem und überströmendem Gefühlsdrange, hat er doch mehr, als irgend einer seiner Vorfahren, verhältnißmäßig mehr, als irgend ein anderer Fürst seiner Zeit für diese Richtung des menschlichen Geistes gethan, weil ihn auch hier der richtige Sinn leitete, daß geistige Bildung eines Volkes ohne Entwicklung dieser Seite nur Stückwerk bleibe, und es demnach seine Pflicht sei, auch dieser Thätigkeit des menschlichen Geistes den fördernden Beistand nicht zu versagen.

Eine für ihn, wie für jeden Herrscher praktisch äußerst nützliche Gabe war die eines treuen Gedächtnisses, sowohl für Personen und Begebenheiten, als in Bezug auf das, was er las, wenn es seinen Neigungen, oder noch mehr, wenn es für seinen hohen Beruf eine wesentlichere Beziehung darbot. Schnell fand er sich in noch so weit zurückliegenden Momenten zurecht.

Eine sehr wesentliche Seite Friedrich Wilhelm III., welche nicht nur die Vortrefflichkeit seines Privatcharakters erweist, sondern auch in hohem Grade seinen Einfluß auf das von ihm beherrschte Volk verstärkte, war sein häusliches Leben, sein Verhältniß als Gatte und Vater. Indem er auch hier als das schönste Muster edler Sittlichkeit und Pflichtliebe voranging, konnte sein Beispiel nicht ohne mächtige Einwirkung bleiben.

Die Königin Luise gehört ohne Zweifel zu den ausgezeichnetesten Personen ihres Geschlechtes. Ihre äußere Erscheinung hat uns die Kunst mit seltener Vollendung festgehalten, da Liebe und Dankbarkeit den Griffel des Künstlers leiteten. Wer tritt in die schöne Halle, die sich über die Ruhestätte des hohen Paars wölbt, ein und fühlt nicht das Herz von Liebe und Ehrfurcht zugleich erfüllt bei dem Anblicke der sanften, lieblichen Züge, welche die edelste Fülle weiblichen Gefühles, verbunden mit fürstlicher Hoheit ahnen lassen? Und dieses Bild schmeichelt nicht, sondern ist nur ein schwacher Abdruck der Wirklichkeit, da die Kunst nur die Ruhe, nicht auch die edle Kraft eines für das Schöne und die Pflicht thatkräftig glühenden Herzens ausgedrückt hat.

Königin Luise war die Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, geboren am 10ten März 1776 in Hannover, wo ihr Vater Gouverneur war. Erzogen von ihrer Großmutter, der Landgräfin von Darmstadt, einer geistreichen Frau (ihre Mutter war schon früh gestorben), erhielt sie einen sorgfältigen Unterricht und sammelte in raschem Fortschritte alle Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, welche eine höhere Ausbildung verlangt, doch so, daß sie darüber den weiblichen Beruf niemals aus den Augen verlor und einen regen Sinn für stille Häuslichkeit und die für dieselbe passenden Beschäftigungen bewahrte. Beschränkt in den äußeren Verhältnissen, wurde sie früh an Sparsamkeit und Besagung, selbst mäßiger Wünsche gewöhnt; sie lernte die Güter des Lebens durch diese praktische Lehre schätzen, und um dem angeborenen Hange zur Milthätigkeit nicht allzu enge Grenzen zu setzen, sah sie sich zu mancher, der Jugend schwer fallenden Selbstverleugnung gezwungen.

Durch die Bescheidenheit ihrer äußeren Lage genöthigt, suchte sie eine unschuldige Befriedigung im Spiele einer jugendlichen Phantasie, ohne jedoch sich der realen Seite des Lebens zu entfremden oder wohl gar in phantastische Schwärmereien zu verlieren. Ihre Erzieherin, ein Fräulein von Wolzogen, war ganz dazu gemacht, sie hier auf einem richtigen Wege zu erhalten. Frisch an Leib und Seele, galten sie und ihre Schwester, die ihr freilich an geistigen und sittlichen Eigenschaften nicht gleich kam, als die schönsten und anmuthigsten Fürstentöchter in Deutschland.

Schon oben ist erzählt worden, daß sie Friedrich Wilhelm als Kronprinz zum ersten Male im März 1793 in Frankfurt am Main sah, als sie dort, nebst ihrer Schwester dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorgestellt wurde. Der dreiundzwanzigjährige Kronprinz faßte eine tiefgehende Reigung zu der schönen, jungen Fürstin, welche keinesweges gleichgültig dagegen blieb, denn trotz mancher Verschiedenheit im Charakter und in dem ganzen Wesen, herrschte doch wieder andererseits viel Harmonie, namentlich in dem sittlichen Kerne, der bei beiden gleich tief begründet war. Auch zieht sich ja nicht das Gleichartige am stärksten an, sondern im Gegentheile knüpfen gewisse Verschiedenheiten, wenn nur die Bildung und der sittliche Grundton derselbe ist, das festeste Band. Sehr häufig strebt der Mensch nach dem, was ihn ergänzt und das in dem

Sphären zu leisten versteht, was ihm selbst die Natur versagt hat. So gestaltete sich das Verhältniß zwischen den beiden fürstlichen Gatten. Er war ernst, sie freundlich; er kurz, sie gesprächig; er vertieft, sie theilnehmend; er prosaisch, sie poetisch; er satirisch, sie anmuthig scherzend; er vorsichtig bis zum Mißtrauen, sie unbefangen und hingebend; er reizbar, sie sanft beschwichtigend; er zum Forschen geneigt, sie voll höherer Ahnung; er durch seinen hohen Beruf niedergebrückt, sie voll der Gabe, auch die schwerste Last leicht erscheinen zu lassen; er einfach streng, sie dem Schmuck des Lebens nicht abgeneigt; er ganz ein Mann an Festigkeit und Würde, sie in eben dem Grade Weib voll Anmuth und Järrlichkeit; jeder geneigt, den Anderen in seiner Sphäre anzuerkennen, und von dem Zauber, den innige Reigung ausübt, umflossen, der, ohne die menschlichen Unvollkommenheiten zu verkennen, doch in dem Anderen das Ideal der Gattung, so weit es einmal die sterbliche Welt bieten mag, findet.

Dieser Eigenthümllichkeit nach gab die Königin, sowohl für die stillere Seite des häuslichen Lebens, welche sich beide trotz des Thrones bewahrten, so wie für das Treiben des Hofes, vor dem sich der Herrscher, wenn er nicht, wie Friedrich Wilhelm I., als ein Sonderling erscheinen und manche wichtige Pflicht, die ihm als Vertreter des beherrschten Volkes obliegt, veräußen will, niemals ohne entschiedenen Nachtheil entziehen darf, unbehindert den Ton an. Dem Könige war es sehr lieb, daß er der Königin diese Sorge für die äußere Gestaltung des Hoflebens ganz überlassen konnte, und Niemand verstand es wohl besser als sie, mit Anmuth und Würde die Honneurs zu machen.

Wenn aber auch die Königin Luise diese Formen des wahrhaft fürstlichen Anstandes mit Gewandtheit übte, so war sie doch nicht gemeint, sich in eine steife, nur weil sie hergebracht war, geltende Etikette zu schnüren, und wurde hierbei von ihrem Gemahl auf das Kräftigste unterstützt. Schon bei ihrem ersten Einzuge hatte sie unangenehme Anfechtungen von Seiten ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin von Bopß, erlitten. Als ihr nämlich beim feierlichen Eintritte in die Stadt von dem Brandenburger Thore her eine Deputation der Bürgerschaft ehrfurchtsvoll entgegentrat, wobei nach gewöhnlichem Brauche auch junge Mädchen die Myrtenkrone darboten, da vermochte sich das von Liebe ganz erfüllte Herz der jungen, fürstlichen Braut nicht zu beherrschen, sondern sie folgte dem natürlichen Drange, drückte das Kind, welches ihr den Kranz bot, gerührt an das volle Herz und küßte ihm Stirn, Mund und Augen. So etwas stand freilich nicht in dem Buche der Etikette, noch in dem sorgfältig entworfenen Programme der Empfangsfeierlichkeit, und mit unwilligem Erstaunen zupfte die Oberhofmeisterin ihre junge Herrin am Kleide, um ihr den schweren Mißgriff bemerklich zu machen. Diese aber ließ sich dadurch wenig stören, sondern wandte sich nur in unbefangenster Weise zu ihrer Ehrenwächterin, mit den freundlichen Worten: „Wie, darf ich denn das nicht mehr thun?“

Obz dieser Unschuld und Unbefangenheit wußte sie sich doch schnell und leicht in dem bunten Gewühle des damaligen Hoflebens zu orientiren, was gewiß für eine so junge, bisher an so einfache Verhältnisse gewöhnte Dame keine allzuleichte Aufgabe war, denn es galt hier, neben der liebenswürdigen, die Umgebung fesselnden Natürlichkeit auch gewissen Personen gegenüber die nöthige Würde zu erhalten. Sie verstand dies, glücklicher als Maria Antoinette, welche unter ähnlichen, wenngleich wir anerkennen müssen, weit schwierigeren Verhältnissen, anstatt Liebe und Verehrung, Haß und blutige Verfolgung erntete.

Königin Luise leistete mehr, als die Formen des Hoflebens verlangten. Sie erhielt durch ihr mittheilendes, freundliches Wesen auch diejenigen, welche in Geschäftsangelegenheiten dem Könige nahen und mitunter durch seine Kürze sich verletzt fühlten, stets in guter Laune; namentlich fesselte sie durch ihre Unterhaltung die auswärtigen Gesandten. Sie kannte ziemlich genau die europäische Staatengeschichte und besaß die große Gabe, ihre Besefrücke am passenden Orte anzuwenden. Doch auch andere fürstliche Frauen besaßen solche Vorzüge; sie verband hiermit den weit seltneren, nämlich hierbei auf ihrem Frauengebiete zu verharren und trotz ihrer Kenntniß und richtigen Einsicht in die Verhältnisse sich nie in diplomatische Erörterungen einzulassen noch außerhalb des Kabinettes ihres Gemahls der Politik Preußens eine besondere Wendung zu geben.

Mit eben demselben richtigen Gefühle ordnete sie ihr Verhältniß zu den höchsten Dienern ihres Gemahls, ihrer Wittimenpflicht gehorsam, doch ohne ihre Individualität und ihre so höchst taktvolle Auffassung zu verleugnen. Wer darf sich wundern, daß sie sich vor Erscheinungen wie Haugwitz, Suchbeshni, Bombard zurückzog und dem Zuge ihres sittlichen und patriotischen Gefühles zu Männern, wie Stein und Hardenberg, Raum gab. Letzterer entsprach durch seine ganze Persönlichkeit ihrem eigenen Wesen, denn nach dem Zeugnisse aller derer, die ihn gekannt haben, durfte er als Mann eben so grazios erscheinen, wie die Königin als Frau, indem er mit der glücklichsten Mischung eine würdige, männliche Haltung mit der schuldigen Ehrfurcht und feinen Form gegen den Herrscher und sein erhabenes Haus verband, in der Weise, wie englische Sitte den Werth persönlicher Freiheit mit Unterthanenpflicht zu verbinden versteht. Anders erwies sich Stein. Seine Catoische Strenge und Bluth wußte sich nicht immer den üblichen Formen allzustreng anzupassen. Allein die Königin, fern davon, sich durch die rauhere Form verletzt zu fühlen, faßte nur die tief sittliche Richtung in's Auge, wußte aber mit dem, dem weiblichen Charakter eigenthümlichen, weichen Wesen der raschen und lebendigen Unterredung eine sanftere Wendung zu geben.

Wie schon erwähnt, liebte die Königin Luise heitere Geselligkeit und war genussfähig für jedes erlaubte Vergnügen. Vor Allem reiste sie gern; schöne Gegenden zogen sie unwiderstehlich an, denn ihre Phantasie fühlte sich

durch die ruhenden Bilder der Natur gehoben. Auf solchen Ausflügen mußte aber die größte Einfachheit stattfinden, denn sie bedurfte nicht der Abwechslung für eine übersättigte Natur, sondern nur der Befriedigung ihres stets natürlich gebliebenen, ästhetischen Sinnes. Besonders war ihr Schlessien theuer; seine malerischen Gebirge, seine fruchtbaren Thäler und seine biederen Bewohner. Im Jahre 1800 wurde ein größerer Zug durch die schöne Gebirgskante unternommen, und die höchste Spitze, die Schneekoppe, von dem königlichen Paare und einem zahlreichen Gefolge erstiegen. Auf derselben Reise hatte die Königin Gelegenheit, einen Beweis ihrer milden Gesinnung abzulegen. Nämlich der Postillon, welcher sie mit ihren Hofdamen fuhr, hatte die Ungefehrlichkeit, den Wagen umzuwerfen. Der in dem nächsten Wagen fahrende Adjutant eilte herbei, um dem unglücklichen Diener auf damalige Soldatenweise eine berbe Züchtigung zukommen zu lassen. Zitternd und bebend stand der arme Mensch, mehr über das, was ihm begegnet, als was er leiden sollte, erschreckt; da trat die Königin dazwischen und erbat nicht nur die Strafslosigkeit für den Tiefgebeugten, sondern belohnte ihn noch überdies für seinen Schrecken mit dem doppelten Trinkgelde.

Ein Ritterspiel in acht mittelalterlichem Stile, welches ihr der schlesische Adel auf der romantisch gelegenen Burg Fürstenstein gab, krönte die Festlichkeiten dieser Reise. Hier war die Königin ganz in ihrer Sphäre, denn Scenen dieser Art schmeichelten ihrem romantisch-poetischen Sinne. Sie, durch Stellung, wie Anmuth die wahre Königin des Festes, vertheilte die Preise an die glücklichen Sieger.

Das Verhältniß der beiden Ehegatten zu einander war vertraulich, und wie sehr auch die strenge Oberhofmeisterin gegen die junge Fürstin, als sie noch Kronprinzessin war, eiferte, um sie in den Schranken der Etikette zu halten, brach doch die Natur sich stets freiere Bahn. Statt der steifen Benennungen königliche Hoheit, hörte man nur das trauliche Du und die natürlichen Benennungen „mein Mann und meine Frau.“ Durch langes Drängen hatte die würdige Dame es endlich so weit gebracht, daß der Kronprinz eines Tages anscheinlich ganz ernsthaft anfragte, „ob er die Ehre haben könnte, Ihre königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin zu sprechen, er möchte ihr gern sein Compliment machen und hoffe, sie werde es gnädigst gestatten.“ Entzückt über ihren endlichen Sieg, beeilte sie sich nach Möglichkeit, die ganz den herkömmlichen Formen entsprechende Anfrage anzubringen; doch wie erstaunte sie, als sie bei der endlich zu Stande kommenden Anfrage beide Gatten vertraulich Hand in Hand auf- und abgehend antraf, während ihr Friedrich Wilhelm mit Sachem zurief: „Sehen Sie, liebe Voss, meine Frau und ich sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen, und so ist es damit auch in guter, christlicher Ordnung. Aber Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen.“



Ein andermal kam die Rede auf das Ceremoniel bei einer großen Cour, wobei die Gräfin Bos behauptete, die Hin- und Auffahrt müsse in einer der ersten Staats-Carossen geschehen, mit einem Gespann von acht reich geschirrten Pferden, zwei Kutschern und drei Leibjägern in der besten Uniform. Man war damit anscheinlich zufrieden, doch als am anderen Tage die reich geschirrte Carosse vorgefahren war, hob der Kronprinz die Oberhofmeisterin trotz alles Sträubens in den Wagen, machte den Kutschenschlag zu, sprang dann mit seiner jungen Gemahlin in einen daneben stehenden, zweispännigen Wagen und fuhr in dieser einfachen Weise unter dem Jubel der zuschauenden Volksmenge zu der angesagten Cour.

• Durch Mittel dieser Art machte er sich von dem unerträglichen Zwange frei. „Bin ohnedies, pflegte er zu sagen, schon von allen Seiten genug beengt und molestirt; in meinem ehelichen und häuslichen Leben will ich wenigstens meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt.“

Der frugale Sinn des Königs, den die Königin theilte, erlähmte ohne Zweifel den beiderseitigen Lebensgenuß, und erhielt ihnen auch in ihrer erhabenen Lebensstellung noch die kleinen Freuden und Genüsse, die sonst nur der Mittelstand bietet. Solcher Scenen freundlich scherzender Natur erzählt man sich viele; hier eine zur Charakteristik. Nach den Morgenvorträgen pflegte der König jedesmal in dem Zimmer der Königin sein einfaches Frühstück, meistens frisches Obst, einzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit sah er auf dem Nähtischchen der Gemahlin eine geschmackvolle Haube und fragte, seinem praktischen Sinne entsprechend, wie viel sie koste. Nach einiger Weigerung, weil die Männer Dinge der Art nicht zu schätzen wußten und deshalb Alles zu ihrem Fanden, gestand sie endlich, der Preis sei vier Thaler. „Erschrecklich viel Geld für ein solches Ding,“ sagte der in solchen Sachen gern sparende König halb scherzhaft, halb im Ernst, und da er wahrscheinlich eine gute Lehre an seine Bemerkung knüpfen wollte, so rief er einen Invaliden, der zufällig vor dem Fenster vorüberging, herein und legte ihm die Frage vor, wie hoch er wohl den Fuß anschlage. Dieser, nach einigem Zögern, rief auf einige Groschen. „Da hörst Du's, ja was, Groschen! vier Thaler hat die schöne Frau dort bezahlt; nun geh' einmal zu ihr hin und laß dir ebensoviel geben.“ Lächelnd langte die kluge Fürstin die verlangten vier blanken Thaler heraus und gab sie dem erfreuten Invaliden, dessen Entzücken aber in noch weit höherem Grade wuchs, als die Königin ihm sagte: „Der hohe Herr da am Fenster hat noch weit mehr Geld als ich, denn Alles, was ich habe, kommt von ihm. Nun gehe auch zu ihm und laß dir doppelt so viel geben, als du von mir empfangen hast, denn er kann es dir schon geben.“ Wie wenig auch die Absicht des Königs auf einen derartigen Schluß der Geschichte hinaus gegangen war, blieb ihm doch nichts übrig, als dem alten Kriegsmanne seinen Tribut zu zahlen, während die Königin voll Schallheit über ihre scherzhafte, keine Rache lächelnd



1840

Stadion des Grafen Mayer's Kunst-Ausstellung in Dresden

Erstgeburt, Wilhelm III. und Königin Louise  
 umgeben von ihren Kindern im Garten zu Gumboldtberg.

zufah, wie der sparsame Herr zögernd die blanken Thaler in die Hand des überglücklichen alten Kriegers gleiten ließ.

Die Königin Luise sah in ihrem Gatten eben stets nur den Gatten, nie den König, und wollte es stets nur mit dem Ersteren, nie mit dem Letzteren zu thun haben. Sie fühlte richtig heraus, daß sie vielleicht ihr ganzes häusliches Glück aufs Spiel setzte, wenn sie dem Könige den Argwohn einflößte, es könne etwas Anderes, als sein Herz sein, weshalb sie ihm freundlich und liebevoll entgegenrete. Dies um so mehr, da sie sein fast ängstlich zu nennendes Streben nach Selbstständigkeit kannte. Wie oft auch Gesuche um Einlegung von Fürbitten bei ihr eingingen, so wies sie dieselben stets, sobald es sich um wichtige Angelegenheiten handelte, ohne Weiteres mit den Worten zurück: „Das gehört unmittelbar vor das Ohr Seiner Majestät; bei ihm bedarf keine gute und gerechte Sache einer Fürbitte.“

In schöner Weise unterscheidet sich auch hierin die Königin Luise von ihrer unglücklichen, älteren Zeitgenossin Maria Antoinette, welche nur zu oft ihren Einfluß auf den schwachen Gemahl zu bedenklichen Schritten anwendete und so sich und ihr ganzes Haus zu Grunde richtete. Ihr gesunder Verstand lehrte sie, daß es wider die Natur sei, wenn das Weib in Dingen, die dem Berufe des Mannes zukämen, lenkend eingreifen wollte, ja daß sie der Natur der Sache nach leichter als jener dem Irrthume unterworfen sei. Deshalb sparte sie die Macht ihrer Einwirkung, um seinen Geist klar und heiter zu erhalten. Sie las jede Sorge auf seiner gefurchten Stirn, jeden schmerzlichen Zug um seinen Mund, und ohne auch nur nach seiner Ursache zu fragen, schloß sie sich an seine jedesmalige Stimmung leicht und liebend an. So wußte sie für jede bittere und drückende Beschwerde einen richtigen Ableiter zu finden. Im vertraulichen Gespräche, auf einsamer Spazierfahrt, am heiteren Familientisch, in Mitten der munteren Kinderschaar, durch ein frohliches Lied oder eine geeignete, ernste oder scherzhafte Lectüre wußte sie die Nebel von der Stirn zu scheuchen und dem geliebten Gatten die Kraft in seinem erhabenen Berufe zu erhalten. Und welche Augenblicke wußte sie nicht durch ihre Segenshand vorüberzuleiten? Die edle und unererschütterliche Standhaftigkeit, mit welcher Friedrich Wilhelm III. das grenzenlose Unglück seines Volkes trug, war nicht zum geringsten Theile ihr Werk. Wie oft vermittelte sie auf diese Weise zwischen wahrhaft treuen Dienern und dem Könige, wenn Vorurtheile und Temperamentsverschiedenheiten einen Bruch herbeizuführen drohten. Daß Stein nicht früher aus dem Dienste schied, war vorzugsweise die Folge ihrer stets aufmerksamen und milden Vermittelung; und man weiß hierbei nicht, ob man mehr den jede Probe bestehenden, weiblichen Jartfinn oder ihre Klugheit bewundern soll.

Während so die Königin Luise des Gemahls Herz im vollsten Sinne besaß, wußte sie mit gleicher Liebenswürdigkeit auch seine Freunde um ihn zu fesseln, indem sie auch hierin ein eben so liebendwürdiges Herz, als ein richtiges

Urtheil erwies, da dies das Herz ihres Gemahls wo möglich mit noch festeren Banden an sie schließen mußte. Für diese Freunde hatte sie tausend Aufmerksamkeiten, zu welchen sich sonst eine so hochgestellte Dame selten herbeiläßt, und Niemand von denen, welche der König lieb hatte, ging aus seinen Gemächern, ohne ein freundliches Wort oder einen holdseligen Blick als Geleit mitzunehmen. Ein rührendes Zeichen ihrer liebevollen Aufmerksamkeit empfing der General von Rödterig, den wir ja als den Mann kennen gelernt haben, welchem Friedrich Wilhelm III. vor allen vertraute und sogar den besondern Auftrag gegeben hatte, ohne Rücksicht auf sein königliches Ansehen und ohne Rückhalt ihm den Weg zur Wahrheit offen zu halten. Der General war täglicher Tischgenosse, verschwand aber fast unmittelbar nach aufgehobener Tafel, zum großen Leidwesen der hohen Frau, welche schon der Anhänglichkeit ihres Gemahls willen an den Freund die längere Dauer seines Besuchs gewünscht hätte. Lange konnte die Königin die Ursache dieses Verschwindens nicht ergründen, und auch der König war auf einer falschen Spur, indem er der forschenden Gemahlin erklärte, der schon ältliche Herr werde ohne Zweifel an ein Mittagschlässchen gewohnt sein, und man müsse dem braven Manne deshalb nicht beschwerlich fallen. Endlich aber erfuhr sie, daß dem General von seinem Kriegsleben her eine Pfeife zum Bedürfniß geworden sei. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Als am nächsten Tage der erwartete Moment kam, trat die Königin rasch, gestopfte Pfeife, Wachstod und Fidibus in der Hand, vor den erstaunten Freund mit den Worten hin: „Nun, lieber Rödterig, sollen Sie mit nicht wieder entweichen, Sie müssen hier bei uns ihre gewohnte Pfeife rauchen;“ worauf der König, der in der dem alten Freunde erwiesenen Aufmerksamkeit die sorgende Liebe der Gattin für sich erkannte, ihr daher mit Rührung zurief: „Das hast Du gut gemacht, liebe Luise.“ Der tief gerührte Diener nahm freudig die Pfeife an, und von jener Zeit zeigte er nie mehr Lust, sich so schnell von dem gnädigen Herrscherpaare zu entfernen.

Die Königin war bis zum Beginne der Leidenszeit vom Jahre 1806 vollkommen glücklich, wohl in höherem Grade noch, als ihr Gemahl, denn dieser wurde doch schon vor dieser Zeit durch die drohenden Ereignisse in der europäischen Politik zu sehr an die Möglichkeit ernstlicher Verwickelungen gemahnt, als daß er ohne Besorgniß darüber hätte bleiben können, zumal da sein einfacher und redlicher Sinn für jene Lügengewebe schlauer Diplomatie keinesweges paßte. Von allem dem traf die Königin nur wenig, denn ihr heiterer und in dem besten Verstande des Wortes leichter Sinn scheuchte, wie es uns auch sittlich erlaubt ist, Sorgen über Gefahren, welche zwar drohen, die aber abzuwehren nicht in unserer Macht liegt, wie böse Träume von sich und gab sich dem Glücke der Gegenwart hin. Bedenkliche Gemüther, wie Friedrich Wilhelm III., vermögen das nicht immer über sich.

Trog dieses leichten Sinnes fehlte der Königin Luise aber keinesweges ~~die~~ Tiefe, noch wahrhaft religiöse Grundlage. Sie empfand trotz ihrer

frohen Genusssfähigkeit für Alles, was das Leben an Reiz und Schönheit bietet, trotz der ihr so reich zufließenden Beglückungen durch Liebe und Freundschaft doch, daß es noch etwas Höheres gebe, als diese, die doch immer noch, wie geistig auch, irdisches Gut sind, und daß es doch nothwendig ist, noch eine tiefere Quelle des Glückes, als sie zu suchen, nämlich die unbedingte gläubige Hingebung an die ewigen Wahrheiten der Religion. Diese Hingebung, ohne welche der Mensch niemals eine vollständige, dauernde Befriedigung erlangen kann, war in hohem Grade ihr Eigenthum, und zwar in einer ganz concreten, positiven Weise; denn ihr edler Geist, der stets dem Idealen zustrebte, sah in dem Heiland der Welt eben das höchste und reinste Ideal, weil er die göttliche Lehre zugleich auch durch Leben und That verwirklichte. In ihrem eigenen schönen Herzen fand sich zu viel Anklang an jene unendlich reiche, aufopfernde Liebe, als daß sie nicht mit der innigsten Ergebung an dem Ideale hätte haften sollen. Ihre Religion war eine Religion der Liebe und der christlichen Thatkraft, die sich, fern von allem starren Haften an dem Wort, auf dem Boden des praktischen Lebens nach allen Seiten hin, in der Ehe, der Familie, dem Freundeskreise, dem öffentlichen Leben, reich und ergiebig entwickelte. Und hierin war ihr, wenn auch nicht mit ähnlich idealem Gedankenfluge, doch in Bezug auf die praktische Seite, ihr hoher Gemahl vollkommen gleich; ja bei seinem ernsteren, minder dem Walten lebhafter Gefühls- und Phantasieschwüngen ergebener Wesen blieb die religiöse Stimmung wohl noch unausgesetzter in dem Vorbergrunde der Anschauungen, wie das so ernsten Naturen eigen ist. Dies erkannte auch die Königin gern und willig, ja, wie es bei aufrichtig hingebender Reigung so süß ist, den geliebten Gegenstand mit höheren Vorzügen geschmückt zu sehen, stand sie gerührt zu, ihr Gemahl sei der beste Mensch und Christ auf Erden, sie selbst sei durch ihn wahrhaft besser geworden.

Am besten bewährt sich wohl Adel der Seele und wahre Größe des Charakters im Unglück, und mit wie zerschmetternden Schlägen traf es nicht auf die Königin Luise? Zwar war sie weit entfernt von jedem abgemessenen, vornehmen Wesen, welches sich der Aeußerung schmerzlicher Gefühle schämt; durch und durch natürlich, verleugnete sie die Größe ihres Schmerzes nicht, allein sie verlor auch nie andererseits das Vertrauen auf die Vatergüte Gottes und fand in den Tröstungen der Religion stets die nöthige Ruhe wieder. In der Stunde schwerer Prüfung pflegte sie dann gern ihren Trost darin zu finden, daß sie ein geistliches Lied zur Begleitung des Claviers sang und so auch ihre Umgebung zu eben denselben Gefühlen stimmte. Dabei blieb sie von Bitterkeit gegen die, von denen ihr Unglück herstammte, frei und ließ sich nie, was doch sonst wohl edlen weiblichen Seelen begegnet, zu leidenschaftlicher Stimmung hinreißen, indem sie stets den besseren Gefühlen Raum gab. Während ihre Umgebung den ungemessensten Haß gegen Napoleon an den Tag legte, blieb sie, wiewohl der große Eroberer hier oft den Kleinlichsten Regungen gehorchte,

immer sanft und gelassen. Als nach der Schlacht von Gylau das neueste Bild des Kaisers mit dem Symbole des Sieges mitgetheilt wurde, und eine der Hofdamen, voll von Schmerz, in ein heftiges „Pfui“ ausbrach, sagte die Königin mit ihrer gewohnten Milde: „Nicht doch, Liebe, so werden wir nicht fertig mit unserem Schmerz. Festigkeit drückt seinen Stachel tiefer und kann ihn nie mildern. Wir wollen lieber auf den Heiligen hinblicken, der für seine Weiniger gebetet hat.“

Diese edle Fassung war die Frucht eines tief religiösen Sinnes, der ungeschminkt und überhaupt von jedem äußeren Scheine frei, in einem unerschöpflich liebenden Gemüth seine Wurzel hatte. Ohne alles Zurschaunzen, ohne bedängstigen Trübsinn noch der Freude, welche sich auch in den düstern Tagen dem Menschen nie ganz verschließt, geöffnet, trug sie die ihr auferlegte Last mit Fassung und Ergebung und erhielt sich die Kraft, den gebeugten Gatten durch ihr edles und mildes Wesen von den härtesten Schlägen des Geschicks aufzurichten. Wohl nie hat eine Frau unter ähnlichen Umständen ihren Beruf schöner erfüllt, als die Königin Luise. Hören wir die Schilderung eines Augenzeugen von dem Aufenthalte des königlichen Paares in Königsberg, nämlich die des späteren Erzbischofes Borowski.

„Unsere theure Königin, schreibt er 1808, ist freilich in dieser Passionszeit nicht frohlich, aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben freilich den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber dadurch haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmuth und stillen Sehnsucht empfangen, der noch besser ist, als Lebenslust. Die Blüthen auf ihrem Angesicht sind wohl verbüßt, und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, als früher die rothen, die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber nichts Bitteres. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung. Wenn man vor ihr steht und mit ihr spricht, wird man erinnert an die freilich nicht moderne, vielmehr ganz alte, doch neu und wahr bleibende schöne Schilderung, welche der Apostel Petrus von frommen, würdigen Frauen macht: „Welcher Schmuck nicht auswendig ist mit Haarflechten und Geschmeideumhängen oder prächtigen Kleidern, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillen Geiste, der löblich ist vor Gott; denn also haben sich auch vor Zeiten die heiligen Weiber geschmückt, die ihre Hoffnung auf Gott setzten und ihren Männern unterthan waren.“ Die Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist eine christliche, d. h. eine gesunde, einfache, naturgemäße, ihrer jedesmaligen Empfänglichkeit und Stimmung vollkommen angemessene, fern von allem

Gezwungenen, Erdümmelten und Sentimentalen. Mit dem Gefühle und Ausdrücke der Schüchternheit naht sie sich den heiligen Wahrheiten der Religion, aber auch mit dem Ausdrücke der Sehnsucht und des Durstes, und nimmt eben darum ihre Erquickungen in sich um so reiner auf. Was mich am meisten erfreut, weil es für sie das Beste ist und wirkt, sie giebt allen ihren religiösen Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlichen, geoffenbarten Bibelwortes, bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth, und bei dem huldvollen Vertrauen, dessen sie mich würdiget, suche ich sie vorzüglich darin zu stärken. In ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen; die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen poetischen Natur harmonisch zu und giebt ihrem frommen Gemüthe Schwingen. Selbstgemachte, ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. Der alte wahre Spruch: „Trübsal lehret uns das Wort merken und es verstehen,“ bestätigt sich auch an ihr auf das Herrlichste, und ihre geist- und gemüthvollen Bemerkungen, Fragen und Antworten überraschen oft auf das Angenehmste. Als ich am leztvergangenen Sonntage die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein im Bohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann sie sogleich: „Nun habe ich mich hineingebacht und gefühlt in den tröstlichen 126sten Psalm, über den wir leztthin miteinander sprachen. Je mehr ich nachdenke und zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dies liebe, theure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen, ruhig und sanft. Was er wirken kann, und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bilde der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von ferne her hört man schon durch die Unglücksstürme die Psalmen der Ueberwinder. Es wehet ein Geist der Behmuth und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin; eine Glegie und doch auch ein Hymnus, ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man anschauet eine schöne Blume, auf der ein klarer Thautropfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen, hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingepägt.“

„Und nun sagte die Königin im Ausdrücke frommer Ehrfurcht mit leiser, aber fester, klarer Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht den in ihr Gemüth aufgenommenen Psalm, hier und da ein wenig anders und auf ihren Zustand angewendet, also her:

„Wenn der Herr die Gefangenen und schwer Belasteten erlösen wird, so wird uns sein, wie Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lobes und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Dann wird die Welt sagen: Der Herr hat Großes an ihnen gethan, daß sind wir frohlich. Herr, wende unsern Jammer und mach' ein

Ende unserer Noth, du, der dem tobenden Weltmeere Ufer setzt und Grenzen giebt. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Saamen; sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Wie ein schönes Lied, so schließt Borowski seinen Brief, angenehm gesungen, mehr noch als gelesen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, so erwachten, indem ich der Königin zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn ihre melodische, ich kann gar nicht sagen wie betonte Sprache war wie ein entzückender Gesang, der aus ihrem reich besaiteten Herzen floss. Wie ich horchte und die hohe erleuchtete Frau, das Wort des Lebens auf ihren berebten Lippen, ansah, fiel mir der Spruch ein: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht, und selig sind, die da Leid tragen, sie sollen getröstet werden.“ Denn Alles wurde mir heller, wie zuvor, und sie selbst erschien mir in einer lichtvollen Klarheit, schöner, wie ich sie jemals gesehen.“

Das Mißgeschick des Krieges trieb das edle Königspaar noch weiter bis nach Memel hinauf, aber auch in diesem äußersten Unglück bewahrten sie ihren gottergebenen Sinn und die heitere Seelenruhe eines zwar schwer geprüften, aber mit sich in völligem Einklange stehenden Gemüthes. Da alle Herrschergröße und Herrlichkeit zu schwinden drohte, so wendete sie ihre ganze Kraft und Sorge der Familie, der Erziehung ihrer Kinder zu, und auch des königlichen Gatten Herz fand in dieser reich lohnenden Thätigkeit Befriedigung. Während von allen Seiten Thränen des Mitleids über das unglückliche Loos der hohen Frau vergossen wurden, erfüllte doch ihr Herz tiefer Friede, der stets da einkehrt, wo der Mensch mit voller Hingebung einer hohen Pflicht lebt, und so fehlte es denn dem königlichen Paare in diesen Tagen der Bedrängniß nicht an seligen Stunden stillen, häuslichen Glückes. „Früher, äußerte sie selbst, als mir Alles nach Wunsch ging, erschien mir der biblische Spruch: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er,“ seltsam und räthselhaft, denn ich konnte das mit seiner Liebe nicht vereinigen; aber nun weiß ich aus Erfahrung, daß er dann am meisten liebt und segnet, wenn er das Herz von den nichtigen, flüchtigen und schmeichelnden Erscheinungen der Erde ab- und zum Bleibenden und Ewigen hinzieht. Was wir da im Äußeren entbehren und verlieren, wird uns im Innern reicher und besser ersetzt, um es nie wieder zu verlieren, und der Mensch kann dahin nur auf dem Wege der Prüfung und Läuterung gelangen.“

Die Königin erhielt nur zu reiche Gelegenheit, um die Wahrheit dieses Wortes zu erproben. In Memel fehlte es halb an dem Nothwendigsten, und es war nicht einmal sicher, ob dieser letzte Zufluchtsort ihnen bleiben sollte. Der Mangel an Geld stieg so hoch, daß kaum noch genug für die dringendsten Ausgaben des täglichen Lebens übrig blieb. Die königliche Tafel war in jener Zeit so äußerst einfach und frugal, daß viele versichern, man habe damals an den meisten bürgerlichen Familientischen besser gespeist, als dort. Die kostbaren Silber-Service waren zu Gelbe gemacht, man aß von irdenen Tellern und Schüsseln. Aber auch in diesem Uebermaß äußerer Unfälle fehlte es nicht an reichen Kräftungen für die edlen, hartgeprüften Herzen.



Von allen Seiten kamen Beweise der innigsten Ergebenheit, sowohl in Worten, als Thaten. Während ist das Benehmen der Mennoniten aus der Culmer Niederung, so wie des königlichen Paars zartfünniger Dank. Ein Mitglied ihrer Gemeinde, Namens Abraham Kielul, hatte den Auftrag, 3000 Friedrichsd'or dem Könige zu bringen, und ihm folgte seine Frau mit einem Korbe frischer Butter. In der seiner Sette eigenthümlichen Weise rebete der rebliche Mann den Herrscher folgendermaßen an: „Gnädigster Herr! Deine getreuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß die Noth ist, welche Gott über Dich, Dein Haus und Land verhängt hat. Das thut uns allen leid, und darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Von ihnen geschickt, komme ich in ihrem Namen, unseren lieben König und Herrn zu bitten, diese Gabe aus treuen Herzen wohlwollend anzunehmen, und werden wir nicht aufhören, für Dich zu beten.“

Die Mennonitin ihrerseits reichte mit offenem und freundlichem Angesichte ihren Korb voll frischer Butter der Königin mit den Worten: „Man hat mir gesagt, daß unsere gnädige Frau Königin gute, frische Butter sehr liebt, und auch die jungen Prinzchen und Prinzessinchen gern ein gutes Butterbrod essen. Diese Butter hier ist rein und gut, aus meiner eigenen Wirthschaft, und da sie jetzt rar ist, so habe ich gedacht, sie würde wohl angenehm sein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten; Du siehst ja so freundlich und gut aus, wie freue ich mich, Dich einmal in der Nähe sehen zu können.“ Solche Ausdrucksweise entsprach dem liebevollen Herzen der Königin. Thränen der Rührung strömten aus ihren Augen; sie drückte der gutmüthigen Bauerfrau die Hände und hing ihr mit den Worten: „Zum Andenken an diesen Augenblick,“ das Umschlagetuch, welches sie eben trug, um die Schultern. Auch der König wies die treugemeinte Gabe nicht zurück, stellte jedoch eine Quittung darüber aus und verfehlte nicht, zur Zeit als der Glückstern Preußens wieder emporstieg, die patriotische Gefinnung der gutmüthigen Mennoniten angemessen zu belohnen.

Unendlich viel ähnliche zarte Züge lassen sich von der erhabenen Frau berichten; hier einer der charakteristischsten: In Remel wohnte der Kronprinz und der Prinz Friedrich bei dem Kaufmann Argelander. Seine Gattin, eine gebildete und zartfühlende Frau, hatte beschloffen, um den hohen Gästen jedes unangenehme Gefühl zu sparen, ihren Geburtstag auswärts bei einem ihrer Anverwandten zu feiern. Da der Kronprinz und durch ihn die Königin Nachricht hiervon erhalten hatte, so dachte sie unverzüglich auf eine freundliche Aufmerksamkeit. Als die Wirthin schon bei ihren Verwandten sich befand, erschien plötzlich ein Diener vom Kronprinzen mit der Bitte an Frau Argelander, schleunig nach Hause zu kommen, weil die Königin sie zu sprechen wünsche, und als sie von den Verwandten noch einige Zeit festgehalten wurde, langte der Kronprinz in eigener Person an und holte sie unter der dringenden Bitte, daß seine Mutter sie zu sehen begehre, in dem königlichen Wagen ab. Da war natürlich jede

Weigerung unmöglich; sie verließ ihre Gesellschaft; doch wie erstaunte sie, als sie ihr ganzes Haus erleuchtet sah und beim Eintreten in die festlich geschmückten Zimmer des Kronprinzen die Königin, umgeben von allen ihren Kindern, erblickte. „Ich habe mir die Freude nicht versagen können, sagte sie zu der überraschten Frau, Ihnen, meine liebe Madame Argelander, meinen Glückwunsch zu dem heutigen Tage zu bringen. Auch Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, da die Prinzen eine so freundliche, gute Aufnahme in Ihrem Hause gefunden haben. Wenn möchte ich nun mit meinen Kindern Ihr Geburtsfest feiern; Ihre ebenfalls eingeladenen Freundinnen werden sogleich hier sein, und wenn aufrichtige Theilnahme zur Freude stimmt, so wird es uns daran nicht fehlen.“ Bald erschienen sämtliche Gäste, und entzückt von der huldvollen Freundlichkeit der Königin feierten sie ohne den geringsten Zwang den Tag in ihrer Alles belebenden Gesellschaft; und es läßt sich ermessen, wie sehr eine so liebevolle Huld die Begeisterung für die eble Fürstin in den Herzen der Unterthanen stärkte.

In diesem Sinne verfuhr sie bei jeder Gelegenheit, auch während der traurigen Zeit. „Sie lebt zwar still und zurückgezogen, sagt ein Augenzeuge, entzieht sich jedoch nicht dem Blicke des Publikums. Sie sucht, so weit es zarte Weiblichkeit gestattet, das Glend, welches der Krieg mit sich führt, möglichst nach ihren Kräften zu mildern. Sie sorgt in unablässigen Bemühungen mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten und hilft nach allen Richtungen den Nothleidenden. Jeder, dem das Glück wird, sich ihr zu nahen, sie zu sehen und zu hören, muß bekennen, daß, wenn irgend eine hohe, edle Seele, sie dem hohen Ideale der reinsten Weiblichkeit gleich kommt. Nicht mächtig und imponirend, aber sanft und wohlthuend ist der Eindruck, den sie auf Jeden, Große und Kleine, Fremde und Einheimische, macht, mit dem sie das Unglück trägt.“

Das ist ja der himmlische Segen für den edlen und gerechten Menschen, daß ihm selbst das Unglück, das unverdiente, zu einem Quell reicher Befriedigung wird; denn außer den stillen Freuden des Gemüthes ist die Achtung und gesteigerte Liebe der Lohn für den Duldbenden. So waren denn auch die Tage in Memel für das hohe Paar nicht ohne reiche Befriedigung ihres menschlichen Daseins, und nicht ohne Rührung kann man die Abschiedsworte lesen, in welchen der König schreibt: „Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Aufrichtigkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergänglich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reiches von den Kriegsdrangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämtlichen Einwohner der Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeugen als ihr gnädiger König.“

Als die königliche Familie nach Königsberg zurückging, und ein regelmäßigeres Leben in Folge des wiederkehrenden Friedens eintrat, wendete sich die Königin mit ernstem Sinn auf das Studium der Geschichte, ohne Zweifel, um aus ihr Belehrung für ihre Stellung in der Welt, Trost für das Geschick, welches sie betroffen, und dessen möglichen Wechsel zu suchen. Wie eifrig sie es trieb, geht schon daraus hervor, daß sie Süvern's Feste, der damals in der Königsberger Universität las, fleißig studirte, und demnach ihre Kenntniß aus gründlichen Quellen herzuholen suchte. Vor Allem zog sie der ritterliche Sinn und die ruhige Thatkraft des Mittelalters an, ohne Zweifel ein reiches Feld für ihre lebhaft und edel glühende Phantasie, wo außerdem erhabene Weiblichkeit, wenigstens in der Blüthezeit jener Jahrhunderte, den idealen Schwung der Helden erzeugte und belebte.

Dieses Studium verstärkte auch den Hang zur Einsamkeit, der schon in den Tagen des ungetrübten Glückes an ihr bemerkt werden konnte; denn trotz des frühlichen, genussfähigen Sinnes vermochte sie nie auf längere Zeit die Zerstreuung auszuhalten, und unabweislich stellte sich bei ihr das Bedürfniß einer inneren Sammlung ein. Diese Neigung steigerte sich noch in den Tagen des Unglücks. „Ich muß, äußerte sie zu einem vertrauten Weislichen, den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen und sie gleichsam dadurch immer wieder aufziehen, damit sie den rechten Ton und Anklang behalten. Am besten gelingt mir dies in der Einsamkeit, aber nicht im Zimmer, sondern in dem stillen Schatten der freien schönen Natur. Unterlaß ich das, so tritt gewöhnlich bei mir Verstimmung ein, und sie wird größer und ärger im Geräusche der Welt. O welch ein Segen liegt im abgeschlossenen Umgange mit uns selbst!“

In dieser Beziehung stimmte sie nun auf die vollkommenste Weise mit ihrem Gemahle überein, der solchen Wünschen gern nachgab und mit ihr das ehemals dem geistreichen Hippel gehörige Landhaus in dem Dorfe Suben bezog und dort, mit den königlichen Kindern im engsten Kreise zusammengedrängt, ein im wahren Sinne des Wortes idyllisches Leben führte. „Um glücklich und zufrieden in seinem Innern zu sein, pflegte die Königin zu äußern, bedarf man nicht viel des Aeußeren: gesunde Luft, Stille, Ausichten in's Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein Paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, welche die Stürme erregen.“

Wenn wir hier von einem idyllischen Leben der Königsfamilie in dem Bauerngütchen des Verfassers der Lebensläufe in aufsteigender Linie sprechen, so sind wir der Wahrheit durchaus getreu geblieben, denn der dortige Aufenthalt erinnert vollkommen an die patriarchalischen Urzeiten. Täglich ereigneten sich kleine, liebliche Scenen ländlicher Einfalt, von denen sich alle Herzen freundlich bewegt fühlten. Alle Hausväter und Hausmütter in der Runde sprachen mit Ehrfurcht von dem Könige, mit Entzücken von der Königin, und

Alles strömte an die Hausthüren und auf die Wege, um ihnen mit frommen Wünschen nachzublicken, so oft sie an ihnen vorübergingen.

Niemals wurde eine Gelegenheit versäumt, wo sich ihr volles und dankbares Herz Luft machen konnte. Vorzüglich geschah dies an dem 3ten August, der ja viele Jahrzehnte hindurch für jeden Preußen der froheste Festtag gewesen ist. Die Einwohner des Dorfes wollten sich das Recht nicht nehmen lassen, diesen Freudentag auf ihre eigenthümliche Art zu feiern. Alle Ein- und Ausgänge zu dem stillen Landhause waren mit Ehrenbögen, Laubgängen, Blumentränzen und Inschriften geziert. Hausväter, Hausmütter und Kinder erschienen sonntäglich gekleidet, und das älteste Ehepaar im Dorfe überreichte zierlich geordnet die besten selbstgezogenen Blumen und Kränze ihrer Gärten und Fluren, und das Alles mit dem Ausdruck und Blick treuer Liebe und Anhänglichkeit. Hierauf umringte die ganze heitere Schaar den König, die Königin, die königlichen Kinder, und durch das fröhliche Jauchzen der Menge ertönte das festliche Glockengeläut vom Thurme der nahen Dorfkirche mit ihren feierlichen Tönen. Freilich fehlte auch hierbei nicht eine wehmüthige Empfindung bei den hohen Gefeierten; denn nur eine kleine Schaar von preussischen Unterthanen konnte an diesem Tage ihrem Herzen freien Lauf lassen, da die unermessliche Mehrzahl noch unter dem Drucke der fremden Kriegsvölker schmachtete. Sie durften ihre Gefühle nicht frei bekennen, wenigstens sie nicht äußerlich bethätigen, während Erleuchtung und alle anderen Arten von Feierlichkeiten für den Geburtstag des Kaisers Napoleon angeordnet und mit aller Strenge gebieterrischen Zwanges zur Ausführung gebracht wurden. Mit Liebe und Hingebung wurde der Geburtstag der Königin in Königsberg gefeiert.

Groß war der Königin Neigung für die Kinderwelt, auch nahten ihr die Kleinen stets mit liebevoller Zutraulichkeit, da ihrem Blicke die reine Freude über die Unschuld entstrahlte. Die Erziehung der eigenen Kinder machte den Hauptinhalt ihres reichen Lebens aus, und selten hat wohl eine Mutter ernster über diese hohe Pflicht nachgedacht und diese mit größerer Hingebung erfüllt. Vor Allem war sie der Lehrweise Pestalozzi's zugeneigt, da die Kindlichkeit seines Herzens, seine edle Begeisterung, seine ungeschminkte Liebe zum Volke und seine Aufopferung für das Wohl Anderer durchaus ihren schönsten Herzensregungen entsprach. Auch das Originelle in seiner Methode sagte ihrem lebhaften und für jeden Fortschritt regen Geiste zu; es erschien ihr naturgemäßer und denkenden Wesen würdig, die nothwendigen und nützlichen Kenntnisse anstatt alles starren Nachbetens selbstthätig aus sich zu entwickeln und so viel als möglich zu voller Anschauung zu bringen.

Auch den König wußte sie lebendig für diesen wichtigen Fortschritt im Unterrichtswesen anzuregen. Beide besuchten die nach Pestalozzi's Weise eingerichteten Anstalten, und namentlich verweilte die Königin Stunden lang, um sich von den Vortheilen der Methode praktisch zu überzeugen, wobei sie freilich, wie dies bei so leicht erregbaren Gemüthern zu geschehen pflegt, ihren Erwartungen zu weiten Raum ließ.

7

Katholik widmete sie der geistigen Entwicklung der eigenen Kinder eine unermüdbliche Fürsorge. In ihrer Mitte fand sie im Unglück reichen Trost. Noch in diesen Tagen mehrte sich ihre Familie; die Prinzessin Louise wurde 1808, im folgenden Jahre der Prinz Albrecht geboren.

Wir können die Königin Luise in ihren heiligsten Beziehungen nicht besser charakterisiren, als wenn wir von ihr die eigenen Worte, welche sie an ihren Vater darüber schrieb, entlehnen. „Geliebter Vater, lautet es in einem noch vor dem Frieden geschriebenen Briefe, die Abreise des Generals Blücher giebt mir einmal die sichere Gelegenheit, offenherzig und ohne Rückhalt mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie oft habe ich an Sie gedacht, wie Vieles Ihnen zu sagen. Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, Alles belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal (wann? wissen wir freilich nicht) Alles gut werden, und wir werden uns glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Beschwerden, indem sie ihnen Fleisch und Wein im Ueberfluß reichen; sie wollen von keiner Uebergabe hören, sie wollen lieber unter dem Schutt und den Trümmern begraben werden, als untreu an dem Könige handeln; eben so halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es nur mit allen Festungen so gewesen. — Doch genug von vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen und mit unserem Herzen nicht von ihm weichen. — Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. In dieser Ueberzeugung blicke ich zu Gott getrost in eine bessere Zukunft, und bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare und gehorsame Tochter.“ —

Ein zweiter lautet: „Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren letzten Brief gelesen. Wie soll ich Ihnen würdig danken, mein bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbefchreiblichen Vatergüte. Welcher Trost ist dies für mich und welche Stärkung; wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder außs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bitte ich Sie, verkommen Sie dabei Ihre Tochter nicht. Glauben Sie ja nicht, daß Zweifel und Kleinmuth mein Haupt beugen. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke: Wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, wenngleich durch Finsterniß, doch am Ende zum Licht, denn sein ganzes Wesen ist Licht; der zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es be-

wiesen, daß er nicht Schande will, sondern Ehre, und er ist besser, als sein Schicksal. Preußen will nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, als er gehandelt hat. Er, der die Wahrheit und Treue selbst ist, konnte seinem Charakter nicht ungetreu und an seinem Volke nicht zum Verräther werden. Wie dieses mitten im Unglück stärkt und erhebt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchdringt; doch zur Sache. Durch die unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gebrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich mit meinen Kindern in die Nothwendigkeit versezt, Nemel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald bringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und alles Böse kommt, und mein fester Glaube ist, Gott schießt nicht mehr und legt nicht mehr auf, als wir tragen können. Noch einmal, mein bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich gar nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur der innere Friede des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher mit einer glänzenden Krone geschmückt und vom Glücke umgeben nicht so froh ist, als wir, mein Mann, unsere gesunden Kinder und ich es sind. Gott schenke allen guten Menschen den Frieden der Brust, und noch immer wird auch der Unglücklichste Ursache und verborgene stille Quellen der Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gott Lob, daß ich es sein kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt, Ihre Freundin.“ —

Etwas später: „Noch immer sind meine Briefe hier, da nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sicheren Menschen und fahre fort, Ihnen Nachrichten mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so, wie ich, doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du nie wankende Güte. Mein Glaube soll nicht aufhören, aber hoffen kann ich es nicht mehr. Ich berufe mich auf meinen Brief, er ist mir aus der Seele geschrieben! Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater! Auf dem Wege des Rechtes lieber sterben, und wenn es sein muß, Brod und Salz essen, das

ist unser fester Vorsatz. Nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel herabgestürzt, der kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich nichts mehr. Kommt noch größeres Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen, doch dahin kommen wir nicht, denn ich fühle es mit eblem Bewußtsein, wir stehen bei Gott hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich vermögen. Der König bleibt mit dem Kaiser vereint. Seit gestern sind sie in Lantroggen, nur einige Meilen von Tilfit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.“ — —

Zum Schluß noch den Brief, in welchem sie uns äußerst wichtige Aufschlüsse über die Bestimmung ihres hohen Gemahls, dessen mit Augen der Liebe gemalte Portraits, so wie ein reizendes Bild von ihren Kindern entwirft; denn in diesen Gütern suchte sie ihren einzigen Trost.

„Mit uns ist es aus, lautet es hier, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Hingung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Vorbeeren Friedrich's des Großen, der, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer, wie die Löwen gefochten haben, müssen wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind bleibt im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen: Gott sei mit ihm! aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, welches aber mit den Aufendungen fest verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es besser werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei besiekt

er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht rechtlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er in seinem ungemessenen Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Rücksicht, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Beste und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will, Alles, wie er will! Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden. —

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Obem in mir ist.

Wern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingebracht ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werthet gemacht hat. Der König ist der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werthet und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngstgeborenes Töchterchen Luise genannt. — Möge es jene Luise werden!“ —

Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit meines Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir miteinander eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Anderen ist, wird es für mich leicht, dies gütliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu w



halten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind.

Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, väterlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen, es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm, nur wird er, glaub' ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.

Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Fülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie umher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Bornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.

Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zumachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf, doch zeugt es von Witzbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. —

Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturels sind, anscheinend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, viel Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus; doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht.

Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres rebellischen Vaters, und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt

Ruffe; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Dranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten ähnlich werden! —

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen, das ist mal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für ihre Zukunft besorgt machen, finde ich an ihnen nicht. Sie haben, wie andere Menschekinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in der Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernstesten Angesichte ihres Vaters und an der Behemuth und an den öftern Thränen der Mutter. Besonders wohlthwend ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Jüngling kennen lernt: er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebet, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufland sympathisire ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht, und der biedere, freimüthige Borowski, den der König gern sieht und lieb hat, bestärkt sie darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glücklich sein. Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise."

Endlich war der Tag gekommen, wo der Rückreise nach Berlin nichts mehr entgegenstand. Dringende Einladungen waren deshalb ergangen, denn jeder gute Preuße sehnte sich, das eble Herrscherpaar wieder zu schauen, um sich an seinem Anblicke zum Ertragen so vieler Leiden besser stärken zu können. So wie die eble Königin fühlte, daß in den Tagen des Unglücks das Herz stärker, die Anschauung von dem, was als Ziel Preußens vorlag, klarer geworden war, so auch die Edlen des Volkes. Treues Festhalten an dem Stamme und der durch ihn errungenen Selbstständigkeit des preußischen Staates und Erinnerungen an die großen Thaten der vergangenen Zeiten lebten in ihrem Bewußtsein und versprachen eine glorreiche Wiederherstellung.

In dem Gemüthe der Königin lebten, wie wir wissen, diese trostreichen Hoffnungen, und dennoch blieb ihr Herz von trüben Ahnungen erfüllt. Sie waren leider nur zu wohl begründet. Daher war der jubelnde Einzug mit Empfindungen tiefer Behemuth begleitet. Er erfolgte an demselben Tage, wo

die Königin vor fünfzehn Jahren als festlich geschmückte Braut in die Mauern der Königsstadt eintrat. Nicht minder, wie an jenem Tage, war Jung und Alt in stuhrender Bewegung; Fenster und Dächer der reich geschmückten Häuser sah man von Zuschauern gefüllt; die Glocken läuteten, und der Donner der Geschütze verkündete der Umgegend das frohe Ereigniß. Ernst und langsam ritt der König in Begleitung des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm einher; ihm folgte die Königin mit ihren jüngeren Kindern in einem neuen, prächtigen, von der Bürgerschaft Berlin's ihr geschenkten Wagen. Im Palais wurde sie von ihrem geliebten Vater empfangen. Es war ein Augenblick unbeschreiblicher Rührung und wehmüthiger Freude.

Für den König war die Rückkehr in seine Hauptstadt ein ernster Lebensabschnitt, denn seine ganze Thätigkeit wandte sich auf die Ausführung der Reformen, von deren Nothwendigkeit er so tief überzeugt war. Es nahm ihn die wirkliche Welt, die Welt der ernstlichen Thätigkeit, im vollsten Maße in Anspruch. Jedoch die Königin, welche, obwohl eine glühende Verehrerin der dichterischen Schwungkraft Schiller's, der kecken Geistesblitze Jean Paul's, denen sie ihre huldreiche Anerkennung persönlich erwiesen hatte, den realeren Richtungen keinesweges ihren klaren Blick entzog, lebte von dem Augenblicke ihrer Rückkehr mehr ihren Ahnungen, als den Aufforderungen der damaligen Zeit. Als an ihrem Geburtstag Alles von Jubel erfüllt war, konnte sie, sonst der Freude so offen, nicht die ihr eigenthümliche Heiterkeit gewinnen; ja sie äußerte bei dem Glückwunsche einer vertrauten Freundin: „Mir ist so, als wäre es das letzte Mal, daß ich meinen Geburtstag feiere. Ich bin dankbar für alle Beweise der Liebe und Theilnahme; aber ich weiß nicht, wie es mir ist, ich kann mich nicht mehr so freuen, wie sonst.“

Ihre Ahnungen täuschten leider nicht, doch ebensowenig ihre glücklicheren in Bezug auf die schwer niedergedrückten Völker. „Der gegenwärtige Zustand der Dinge, sprach sie zuversichtlich aus, ist ein gewaltfamer, durch das Uebergewicht der physischen, wenn ich auch zugeben will, der intellektuellen, keinesweges der moralischen Kräfte, die dabei nicht aus der Acht zu lassen sind, herbeigeführt. Er ist durchaus nicht aus dem Willen und den Wünschen der Nationen und Völker hervorgegangen, denn diese sind besiegt und unterjocht, sie sind damit unzufrieden, und alle Welt ist es. Die vermeinte Freiheit, deren die Franzosen sich rühmen, ist im Grunde nur Sklaverei; der allgemeine Wille wird verschlungen von dem Willen und der Willkür des Einzigen, den ein unerfättlicher Ehrgeiz treibt. Seine Herrschaft ist Zwang, den man nicht fühlen will, weil sie bis jetzt glücklich ist. Alles ist unnatürlich zusammengedrückt, und daher kann es nicht von Dauer sein; die Natur behauptet ewig ihre Rechte. Man fühlt es heraus, wir sind noch nicht fertig, es kommt noch etwas Anderes; aber ach, darüber können wir sterben!“

Unter solchen Gefühlen reiste die Königin gegen Ende des Monats Juni in ihre väterliche Heimath. Man hatte hier eine Gebeugte, Niedergedrückte erwartet, allein wie erstaunte man, die hohe Fürstin nicht nur in voller geistiger

Spannkraft, sondern auch in gewohnter Frische der äußeren Erscheinung zu erblicken. Während man mit zartfünniger Berücksichtigung jede Andeutung des schweren Geschickes, welches sie und ihren Gemahl betroffen hatte, vermied, lenkte sie selbst das Gespräch darauf und zeigte durch schöne Fassung und Ergebung, wie sie auch in den schweren Prüfungen die gnädige Hand des himmlischen Vaters verehrte. Als eine Dame des Hofes ihren Perlenschmuck bewunderte, entgegnete sie: Ich liebe die Perlen und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen auch für mich, denn Perlen bedeuten Thränen, und Thränen habe ich viel geweint. Hier auf meinem Herzen ist aber ein köstlicher Schatz, das Bild des Königs, das ähnlichste, welches ich besitze. Von ihm, dem Stolze und dem Glück meines Lebens, habe ich aber mich nie getrennt und nur der Tod kann es. Und als der heißgeliebte Gemahl bald darauf selbst erschien, brach sie in die glühenden Worte aus: „Nun erst bin ich selig!“ und schnell an ihr Pult tretend, schrieb sie auf ein Blättchen:

„Mein lieber Vater!

Ich bin heut sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Ehefrau des besten Ehemannes.“

Es war am 28ten Juni, als sie dies schrieb, wenige Tage darauf sollte die Rückreise stattfinden, doch die Königin erkrankte und mußte sich deshalb entschließen, in Neu-Strelitz allein zurückzubleiben. Obgleich die Krankheit, wie es Anfangs schien, ein einfacher Katarrh und Husten, mit schnellen Schritten zunahm, verweilten ihre Gedanken nur bei den theuersten Pfändern der Liebe. Um ihren eigenen Zustand unbekümmert, wurde sie mit Angst durch die Nachricht von dem Unwohlsein des Gemahls erfüllt und ward erst wieder ruhig, als sie ein eigenhändig geschriebener Brief des Königs über die Genesung sicher stellte. Diesen Brief trug sie als Kleinod auf ihrem Herzen und äußerte überhaupt keine andere Empfindung, als die der Dankbarkeit über die innige Liebe, welche ihr von allen Seiten entgegengetragen wurde.

Der Zustand aber wurde von Tag zu Tag gefährlicher; vergebens boten die Aerzte ihre ganze Kunst auf; auch von Berlin wurde der Geheime Rath Heim vom Könige zum Beistande gesendet. Bald zeigte sich die höchste Gefahr. Nur ein Wunsch trat vorwiegend in der erhabenen Kranken hervor — ihren Gemahl, ihre Kinder zu sehen. Diese Tröstung gewährte ihr die gnädige Vorsehung; denn am frühen Morgen des 19ten Juli langte Friedrich Wilhelm III. mit seinen beiden ältesten Söhnen in Hohenzieritz, wo die Sterbende sich befand, an. Thränen der Freude entströmten ihren schon todesmatten Augen, der höchste ihrer letzten irdischen Wünsche war erfüllt. Um 9 Uhr schloß sie diese liebevollen Augen für immer. —

Rüßig wäre es, den tiefen Schmerz des Königs und seines hohen Hauses schildern zu wollen; war doch die Trauer im ganzen Preußenlande nicht minder tief, als ob Jeder den geliebtesten Todten zu beweinen hätte. Ja über die Grenzen des Landes drang der Schmerz hinaus, denn jeder Gute, welcher

dieser vollkommenen Fürstin im Laufe ihres leider nur zu kurzen Lebens je näher getreten war, mußte mit tiefer Behmuth auf ihr frühes Grab hinschauen.

Allein der edle Mensch stirbt für die Lieben nicht; sein besserer Theil lebt fort in Keimen dankbarer Gegenliebe, welche er in die Herzen gepflanzt, in den sittlichen Trieben, welche er erzeugt und genährt hat. Er bleibt das Symbol des Guten und Schönen, das Banner, um welches sich die, welche ihn liebten und ehrten, versammeln. Mit Recht sagt unser großer Dichter:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,  
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt  
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“ —

Sie hat sich dies in reicherm Maße erwiesen, als bei der Königin Luise. Ihr Geist ruhte mit fruchtbriugendem Segen auf ihrem königlichen Gemahl. Geistig und sittlich durch das Andenken an die edle Frau gestärkt, tragen alle seine späteren Schritte den Charakter der Milde, der Mäßigung, der edlen Hingebung an das, was eine vernunftgemäße Auffassung menschlichen Fortschrittes gebietet. Die Erhebung Preußens, so wie sein Emporstreigen aus Schmach und Elend zu neuem, niegesehenem Glanze war die schöne Verwirklichung ihrer festen, gottvertrauenden Hoffnung. Wie der König, wie seine erhabene Familie, wie das ganze Volk das Andenken der Königin Luise in sich trug, haben die vier verfloffenen Jahrzehnte gesehen; ja mehr noch, Königin Luise ist als das edelste Vorbild einer Herrschergattin, einer hingebenden Landesmutter nicht nur von uns Preußen, sondern von der unparteiischen Geschichte anerkannt worden. Liebend waltet ihr Geist über dem königlichen Hause. Auch die zweite Vermählung des Königs im Jahre 1824 schwächte diesen Einfluß nicht, denn der verkörperte Geist der Verstorbenen breitete seinen Segen auch über diese Ehe, so wie über das schöne Verhältniß des Vaters zu den königlichen Kindern und machte ihn zu dem herrlichsten Vorbilde für jeglichen Unterthan.

Dieser hohe sittliche Sinn, welcher in dem Willen der Königin Luise seinen edelsten, persönlichen Ausdruck fand und sich durch sie in dem hiederem Wesen des Königs zu einer herrlicheren Frucht entfaltete, ist es, durch welchen das preussische Volk befeelt auf der Bahn der Gesittung und des auf sie begründeten wahren Ruhmes anderen Völkern musterhaft vorangeschritten ist. Wir werden nicht verkennen, welche segensreiche Anordnungen und Maßregeln getroffen worden sind, um das materielle Wohl der Unterthanen zu fördern, den Geschäftsgang der Verwaltung zu regeln und zu bestimmen; aber nicht diesen verständigen Einrichtungen und Maßregeln verdankt Preußen den Ruhm der inneren Festigkeit und der unwandelbaren Liebe zu dem Herrscher, es war die persönliche Vortrefflichkeit, die unerschütterlich sittliche Haltung Friedrich Wilhelm III. in Zeiten des Glückes und des Unglückes, welche ein so unüßliches Band zwischen Herrscher und Unterthanen in Preußen geknüpft hat; es war das edle Beispiel bürgerlicher Tugend nach alter, hiederer, deutscher Sitte, welches, in dem Hause der Hohenzollern heimisch, durch ihn im vollendetsten Maße festgehalten, den reichsten Segen des Herrn über seine Familie herbeigezogen hat.

Nur einem Fürsten wie Friedrich Wilhelm III. konnte es gelingen, so viel neue Unterthanen, welche ihm die diplomatischen Bestimmungen des Congresses von Wien zugewiesen hatten, die weder durch historische Tradition, noch durch Sitte oder Religion eng an den protestantischen Staat gefesselt zu sein schienen, zu einem festen, unauf löblichen Ganzen zu vereinen. Seine unbeugsame Reclitheit, seine Besonnenheit, Ruhe und Mäßigung, sein wohlwollendes Herz, welches sich zwar selten in Worten Luft machte, aber desto liebevoller und ergreifender in edlen Thaten sich bekundete; seine ächt christliche, ja im edelsten Sinne des Wortes protestantische Auffassung der Religion unseres Heilandes, welche, ohne Gleichgültigkeit gegen die Form, sie doch nie höher anschlug, als die Gründer der Lehren und Bekenntnisse es gefordert, und deshalb der ursprünglichen Anschauung treu blieb — Alles dies machte ihn zu einem Verbindungsgliede der alten und neuen Unterthanen des wiedererstandenen preussischen Staates, wie es nur das Ideal frommer Wünsche dem preussischen Volke bieten zu können schien. Unverkennbar ruhten die Segenswünsche der edlen Königin Luise auf Allem, was unter seinen treuen Händen entstand. Es war kein schöpferischer Geist, wie Friedrich's, der hier scharf und schneidend angriff, es war das milde Walten eines frommen, gottergebenen Herzens, welches im Hinausschauen auf ihn Kraft und Muth erringt und so durch seinen Beistand, weil es ohne Stolz und Eigenwillen nur seinem Gebote gehorchen will, von ihm auf dem richtigen Wege erhalten wird.

Daß der edle Herrscher nicht ohne menschliche Schwäche, seine Regierung nicht ohne Mängel war, bedarf wohl keiner Erwähnung; denn was ist unter uns armen Sterblichen vollkommen? Allein unwiderleglich steht fest, daß Friedrich Wilhelm durch das Wohlwollen, die Reclitheit, Mäßigung und Billigkeit während seiner langjährigen, segensreichen Regierung bei allen Völkern Deutschlands und Europas das festeste Zutrauen gewonnen, daß er auf dieses Vertrauen Preußens jezige Bedeutung und künftige Größe begründet und seinen Nachfolgern dadurch eine unerschöpfliche Quelle unbeflegbarer Kräfte geschaffen hat. Ja, sein Geist wird auf seinen Nachfolgern ruhen; denn wer dürfte einem so edlen Beispiele untreu werden wollen? und wie auch die Verschiedenheit der Neigungen und Charaktere in Bezug auf Einzelheiten auseinandergehen muß, so finden wir doch im Ganzen und Großen eine gemeinsame Richtung in dem hochherzigen Stamme der Hohenzollern, daß die Aufgabe des Regenten ist, ein treuer Haushalter für Alles das zu sein, was das Wohl des Volkes, seine Förderung nach allen Seiten hin betrifft. Daher leben wir Preußen der festen Ueberzeugung, daß, wie bis zu dem Tode des erhabenen Fürsten, mit dessen Charakterbilde wir geschlossen, stets dieser edle Sinn fort und fort über uns walten, Preußen unter dem Schirm der Hohenzollern das Muster eines auf Vernunft, Sittlichkeit und wahrhaft christlichen Sinn gegründeten Staates bleiben werde.